

ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE

Archiv für Sozialgeschichte

Herausgegeben von der
Friedrich-Ebert-Stiftung

53. Band · 2013

Verlag
J.H.W. Dietz Nachf.

REDAKTION: BEATRIX BOUVIER
DIETER DOWE
ANJA KRÜKE
FRIEDRICH LENGER
UTE PLANERT
DIETMAR SÜSS
MEIK WOYKE (Schriftleitung)
BENJAMIN ZIEMANN (Schriftleitung)

Redaktionsanschrift:
Friedrich-Ebert-Stiftung
Godesberger Allee 149, 53175 Bonn
Tel. 02 28/8 83–80 68, Fax 02 28/8 83–92 09
E-Mail: Meik.Woyke@fes.de

Herausgeberin und Verlag danken Herrn Martin Brost für die finanzielle Förderung von
Bearbeitung und Druck dieses Bandes.

ISSN 0066-6505
ISBN 978-3-8012-4220-6

© 2013 Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn
Umschlag und Einbandgestaltung: Bruno Skibbe, Braunschweig
Satz: PAPYRUS – Schreib- und Büroservice, Buxtehude
Druck: Westermann Druck Zwickau GmbH, Zwickau
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2013

Inhalt

BEITRÄGE ZUM RAHMENTHEMA

»DEMOKRATIE UND SOZIALISMUS: LINKE PARTEIEN IN DEUTSCHLAND UND EUROPA SEIT 1860«

<i>Benjamin Ziemann</i> , Linke Parteien in Deutschland und Europa seit 1860. Einleitung	3
<i>Jürgen Schmidt</i> , Zivilgesellschaft, sozioökonomische Spannungslinien und sozialmoralisches Milieu. Arbeiterbewegung und Arbeiterparteien in Deutschland von 1860 bis 1914	19
<i>Bernard Degen</i> , Die Sozialdemokratie im Wahlsystem der Schweiz.....	47
<i>Lutz Häfner</i> , »Genossen«? Sozialismuskonzeption und politische Praxis der Partei der Sozialrevolutionäre Russlands und ihr Verhältnis zur SPD 1902–1914	67
<i>Wim van Meurs</i> , Demokratie oder Sozialismus? Bauernparteien in Südosteuropa um die Jahrhundertwende als Träger der Demokratisierung. Eine Skizze.....	93
<i>Mike Schmeitzner</i> , Ambivalenzen des Fortschritts. Zur Faszination der proletarischen Diktatur in der demokratischen Revolution 1918–1920.....	113
<i>Joris Gijsenbergh</i> , The Semantics of »Democracy« in Social Democratic Parties. Netherlands, Germany and Sweden, 1917–1939.....	147
<i>Harm Kaal</i> , Constructing a Socialist Constituency. The Social Democratic Language of Politics in the Netherlands, c. 1890–1950	175
<i>Thomas Oellermann</i> , Die deutsche Sozialdemokratie in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Die Arbeiterbewegung einer Minderheit	203
<i>Joachim C. Häberlen</i> , Kameradschaft mit dem Messer? Zum Zerfall des linksproletarischen Milieus in Leipzig am Ende der Weimarer Republik	223
<i>Philipp Kufferath</i> , Netzwerke als strategische Allianzen und latente Ressource. Etablierungsversuche der linken Opposition im SPD-Milieu nach 1945	245
<i>Jens Späth</i> , Was heißt Antifaschismus nach 1945? Das Beispiel der italienischen Sozialisten in westeuropäischer Perspektive	269
<i>Susanne Götze</i> , Die »Parti socialiste unifié« (PSU) in den 1960er Jahren. Eine sozialistische Neukonzeption jenseits von SFIO und PCF als »Dritter Weg« im Kalten Krieg.....	305
<i>Florence Sutcliffe-Braithwaite</i> , »Class« in the Development of British Labour Party Ideology, 1983–1997	327
<i>Kristian Steinnes</i> , The European Turn and »Social Europe«. Northern European Social Democracy 1950–1985	363
<i>Bernd Faulenbach</i> , Zur Bedeutung der Umwälzung 1989/90 für die deutsche Sozialdemokratie im europäischen Kontext	385

VI

Stefan Berger, Wege und Irrwege des demokratischen Sozialismus. Das Verhältnis von Labour Party und SPD zum Kapitalismus im 19. und 20. Jahrhundert..... 411

DOKUMENTATION – ANALYSE – KRITIK

Christoph Stamm, Zur politischen Lage 1932. Unbekannte Aufzeichnungen über zwei Sitzungen des Parteiausschusses der SPD 425

FORSCHUNGSBERICHTE UND SAMMELREZENSIONEN

Christine Brocks, Ist Clio im Bilde? Neuere historische Forschungen zum Visuellen 453

Janosch Steuwer, Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹? Neuere Literatur zur Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus..... 487

Malte Thießen, Medizingeschichte in der Erweiterung. Perspektiven für eine Sozial- und Kulturgeschichte der Moderne..... 535

Summaries..... 601

Résumés 607

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes 613

Rahmenthema des nächsten Bandes des »Archiv für Sozialgeschichte«..... 619

Einzelrezensionen des »Archiv für Sozialgeschichte« finden sich unter
<<http://www.fes.de/afs>>

Rezensierte Bücher in alphabetischer Reihenfolge¹
(Band LIII und Online-Rezensionen August 2012 – Juli 2013)

<i>Al'tman, Ilja A.</i> (Hrsg.), Kholokost na territorii SSSR. Enciklopedija (Der Holocaust auf dem Territorium der UdSSR. Enzyklopädie)	81425
<i>Anderson, Karen</i> , Little Rock. Race and Resistance at Central High School	81399
<i>Arendes, Cord</i> , Zwischen Justiz und Tagespresse. »Durchschnittstäter« in regionalen NS-Verfahren	81482
<i>Aulich, Jim/John Hewitt</i> , Seduction or Instruction? First World War Posters in Britain and Europe	459
<i>Ayaß, Wolfgang</i> (Bearb.), Ausbau und Differenzierung der Sozialpolitik seit Beginn des neuen Kurses (1890–1904)	81417
<i>Bächi, Beat</i> , Vitamin C für alle! Pharmazeutische Produktion, Vermarktung und Gesundheitspolitik (1933–1953)	559
<i>Bachmann-Medick, Doris</i> , Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften	453
<i>Bader, Axel</i> , Wald und Krieg. Wie sich in Kriegs- und Krisenzeiten die Waldbewirtschaftung veränderte. Die deutsche Forstwirtschaft im Ersten Weltkrieg	81418
<i>Bajohr, Frank/Michael Wildt</i> (Hrsg.), Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus	491
<i>Balabanoff, Angelica/Jörn Schütrumpf</i> (Hrsg.), Lenin oder: Der Zweck heiligt die Mittel. Erinnerungen	81457
<i>Barber, Sarah/Corinna M. Peniston-Bird</i> (Hrsg.), History Beyond the Text. A Student's Guide to Approaching Alternative Sources	456
<i>Barnouw, Dagmar</i> , Germany 1945. Views of War and Violence	471
<i>Bathrick, David/Brad Prager/Michael D. Richardson</i> (Hrsg.), Visualizing the Holocaust. Documents, Aesthetics, Memory	473
<i>Baumgart, Winfried</i> (Hrsg.), Kaiser Friedrich III. Tagebücher 1866–1888	81447
<i>Baur, Joachim</i> , Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation	81454
<i>Behrens, Alexander</i> (Hrsg.), »Durfte Brandt knien?«. Der Kniefall in Warschau und der deutsch-polnische Vertrag	81401
<i>Benser, Günter/Michael Schneider</i> (Hrsg.), »Bewahren – Verbreiten – Aufklären«. Archivare, Bibliothekare und Sammler der Quellen der deutschsprachigen Arbeiterbewegung	81456
<i>Benz, Wigbert</i> , Der Hungerplan im »Unternehmen Barbarossa« 1941	81425

¹ Einzelrezensionen im »Archiv für Sozialgeschichte« (Online-Ausgabe) können durch Angabe von Stichwort(en), Rezensent, Verfasser/Herausgeber und/oder Rezensionszeitraum unter <www.fes.de/afs> ermittelt und abgerufen oder auch direkt unter dem Dateinamen angewählt werden. Dazu ist an die Internetadresse <http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=> der jeweilige hier angegebene Dateiname anzufügen, also beispielsweise für Al'tman, Ilja A. (Hrsg.), Kholokost na territorii SSSR. Enciklopedija (Der Holocaust auf dem Territorium der UdSSR. Enzyklopädie): <http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81425>.

VIII

<i>Bergdolt, Klaus</i> , Das Gewissen der Medizin. Ärztliche Moral von der Antike bis heute	594
<i>Berger, Silvia</i> , Bakterien in Krieg und Frieden. Eine Geschichte der medizinischen Bakteriologie in Deutschland 1890–1933	544
<i>Bernhardt, Petra/Leila Hadji-Abdou/Karin Liebhart</i> u. a., Europäische Bildpolitiken. Politische Bildanalyse an Beispielen der EU-Politik	475
<i>Bickel, Marcel H.</i> , Die Lehrbücher und Gesamtdarstellungen der Geschichte der Medizin 1696–2000	539
<i>Bickham, Troy O.</i> , The Weight of Vengeance. The United States, the British Empire, and the War of 1812	81455
<i>Bills, Mark</i> , The Art of Satire. London in Caricature	474
<i>Binner, Jens</i> , »Ostarbeiter« und Deutsche im Zweiten Weltkrieg. Prägnanzfaktoren eines selektiven Deutschlandbildes	81425
<i>Bispinck, Henrik</i> , Bildungsbürger in Demokratie und Diktatur. Lehrer an höheren Schulen in Mecklenburg 1918 bis 1961	81394
<i>Bleek, Wilhelm</i> , Friedrich Christoph Dahlmann. Eine Biographie	81387
<i>Bluma, Lars/Karsten Uhl</i> (Hrsg.), Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert	81415
<i>Boehm, Gottfried</i> (Hrsg.), Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeichens	453
<i>Boehm, Gottfried/Horst Bredekamp</i> (Hrsg.), Ikonologie der Gegenwart	454
<i>Böhm, Boris/Norbert Haase</i> (Hrsg.), Täterschaft – Strafverfolgung – Schuldentlastung. Ärztebiografien zwischen nationalsozialistischer Gewaltherrschaft und deutscher Nachkriegsgeschichte	592
<i>Bohnenkamp, Björn/Till Manning/Eva-Maria Silies</i> (Hrsg.), Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster	81472
<i>Boll, Friedhelm/Krzysztof Ruchniewicz</i> (Hrsg.), Nie mehr eine Politik über Polen hinweg. Willy Brandt und Polen	81401
<i>Bömelburg, Helen</i> , Der Arzt und sein Modell. Porträtfotografien aus der deutschen Psychiatrie 1880 bis 1933	480, 566
<i>Borggräfe, Henning</i> , Schützenvereine im Nationalsozialismus. Pflege der »Volksgemeinschaft« und Vorbereitung auf den Krieg (1933–1945)	518
<i>Brahm, Felix/Tatjana Timoschenko</i> , »Weise du schufest die Wehr, die Hamburgs Pockenschutz gründet«. Die Geschichte des Hamburger Impfbüros von den Anfängen der Pockenimpfung bis zur Gegenwart	562
<i>Brandt, Christina</i> , Metapher und Experiment. Von der Virusforschung zum genetischen Code	545
<i>Brantz, Dorothee/Christof Mauch</i> (Hrsg.), Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne	81474
<i>Braun, Bernd</i> , Die Weimarer Reichskanzler. Zwölf Lebensläufe in Bildern	81438
<i>Bredekamp, Horst/Matthias Bruhn/Gabriele Werner</i> (Hrsg.), Bildendes Sehen	454

<i>Breuer, Marc</i> , Religiöser Wandel als Säkularisierungsfolge. Differenzierungs- und Individualisierungsdiskurse im Katholizismus	81414	
<i>Brocks, Christine</i> , Bildquellen der Neuzeit	81476	
<i>Brosch, Renate</i> (Hrsg.), Victorian Visual Culture		455
<i>Bruce, Steve</i> , Secularization. In Defence of an Unfashionable Theory	81421	
<i>Bruchhausen, Walter/Heinz Schott</i> , Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin		538
<i>Bruendel, Steffen</i> , Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die »Ideen von 1914« und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg		496
<i>Brunner, Markus/Jan Lohl/Rolf Pohl</i> u. a. (Hrsg.), Volksgemeinschaft, Täterschaft und Antisemitismus. Beiträge zur psychoanalytischen Sozialpsychologie des Nationalsozialismus und seiner Nachwirkungen		513
<i>Bruns, Florian</i> , Medizinethik im Nationalsozialismus. Entwicklungen und Protagonisten in Berlin (1939–1945)		589
<i>Buchna, Kristian</i> (Hrsg.), Nationale Sammlung an Rhein und Ruhr. Friedrich Middelhaue und die nordrhein-westfälische FDP 1945–1953	81398	
<i>Bunzel, Wolfgang/Norbert O. Eke/Florian Vaßen</i> (Hrsg.), Der nahe Spiegel. Vormärz und Aufklärung		474
<i>Burkhardt, Nina</i> , Rückblende. NS-Prozesse und die mediale Repräsentation der Vergangenheit in Belgien und den Niederlanden	81395	
<i>Bynum, William</i> , Geschichte der Medizin		536
<i>Cahn, Jean-Paul/Hartmut Kaelble</i> (Hrsg.), Religion und Laizität in Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert. Religions et laïcité en France et en Allemagne aux 19e et 20e siècles	81465	
<i>Callesen, Gerd/Wolfgang Maderthaner</i> (Hrsg.), Victor Adler/Friedrich Engels. Briefwechsel	81429	
<i>Caplan, Jane</i> (Hrsg.), Nazi Germany		487
<i>Caruso, Clelia/Jenny Pleinen/Lutz Raphael</i> (Hrsg.), Postwar Mediterranean Migration to Western Europe. Legal and Political Frameworks, Sociability and Memory Cultures	81400	
<i>Chester, Lucy P.</i> (Hrsg.), Borders and Conflicts in South Asia. The Radcliffe Boundary Commission and the Partition of Punjab	81435	
<i>Ciarlo, David</i> , Advertising Empire. Race and Visual Culture in Imperial Germany		469
<i>Cilleßen, Wolfgang/Rolf Reichardt/Christian Deuling</i> (Hrsg.), Napoleons neue Kleider. Pariser und Londoner Karikaturen im klassischen Weimar		474
<i>Damm, Steffen/Klaus Siebenhaar</i> (Hrsg.), Ernst Litfass und sein Erbe. Eine Kulturgeschichte der Litfaßsäule		457
<i>Daniel, Ute/Axel Schildt</i> (Hrsg.), Massenmedien im Europa des 20. Jahrhunderts		456
<i>Dempfer, Robert</i> , Das Rote Kreuz. Von Helden im Rampenlicht und diskreten Helfern		596
Deutsch-Russisches Museum Karlshorst (Hrsg.), Juni 1941 – Der tiefe Schnitt. Begleitbuch zur Ausstellung	81425	

X

<i>Didczuneit, Veit/Jens Ebert/Thomas Jander</i> , Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege	81432	
<i>Diekmann, Heiko</i> , Lockruf der Neuen Welt. Deutschsprachige Werbeschriften für die Auswanderung nach Nordamerika 1680 bis 1760		468
<i>Dinges, Martin</i> (Hrsg.), Männlichkeit und Gesundheit im historischen Wandel ca. 1800 – ca. 2000		554
<i>Dinges, Martin/Vincent Barras</i> (Hrsg.), Krankheit in Briefen im deutschen und französischen Sprachraum. 17.–21. Jahrhundert		552
<i>Duncan, Kirsty</i> , Hunting the 1918 Flu. One Scientist's Search for a Killer Virus		572
<i>Dunkhase, Jan Eike</i> , Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert	81404	
<i>Dussel, Konrad</i> , Pressebilder in der Weimarer Republik. Entgrenzung der Information		467
<i>Eckart, Wolfgang Uwe/Alexander Neumann</i> (Hrsg.), Medizin im Zweiten Weltkrieg. Militärmedizinische Praxis und medizinische Wissenschaft im »Totalen Krieg«		579
<i>Eckart, Wolfgang Uwe</i> , Geschichte der Medizin. Fakten, Konzepte, Haltungen		538
<i>Eckart, Wolfgang Uwe</i> , Illustrierte Geschichte der Medizin. Von der französischen Revolution bis zur Gegenwart		538
<i>Eckart, Wolfgang Uwe/Robert Jütte</i> , Medizingeschichte. Eine Einführung		538
<i>Eckel, Jan/Samuel Moyn</i> (Hrsg.), Moral für die Welt? Menschenrechtspolitik in den 1970er Jahren	81442	
<i>Elm, Michael</i> , Zeugenschaft im Film. Eine erinnerungskulturelle Analyse filmischer Erzählungen des Holocaust		458
<i>Elsner, Gine/Gerhard Stuby</i> , Wehrmachtsmedizin und Militärjustiz. Sachverständige im Zweiten Weltkrieg: Beratende Ärzte und Gutachter für die Kriegsgerichte der Wehrmacht		578
<i>Enke, Ulrike</i> (Hrsg.), Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen. Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert		547
<i>Eschenbruch, Nicholas/Viola Balz/Ulrike Klöppel</i> u. a. (Hrsg.), Arzneimittel des 20. Jahrhunderts. Historische Skizzen von Lebertran bis Contergan		559
<i>Eumann, Marc Jan</i> , Der Deutsche Presse-Dienst. Nachrichtenagentur in der britischen Zone 1945–1949. Die Geschichte einer Medieninstitution im Nachkriegsdeutschland	81452	
<i>Fangerau, Heiner/Karen Nolte</i> (Hrsg.), »Moderne« Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik		564
<i>Faulstich, Werner</i> , Die Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts	81473	
<i>Faust, Anselm</i> (Hrsg.), Politik im Bild. Fotos aus dem Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Abteilung Rheinland		465
<i>Finney, Gail</i> (Hrsg.), Visual Culture in the Twentieth Century Germany		455
<i>Fischer, Thomas/Rainer Wirtz</i> (Hrsg.), Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen		458

<i>Fleckner, Uwe/Martin Warnke/Hendrik Ziegler</i> (Hrsg.), Handbuch der politischen Ikonographie	456
<i>Föllmer, Moritz</i> , Individuality and Modernity in Berlin. Self and Society From Weimar to the Wall	519
<i>Forsythe, David P./Barbara Ann J. Rieffer-Flanagan</i> , The International Committee of the Red Cross. A Neutral Humanitarian Actor	594
<i>Foschepoth, Josef</i> , Überwachtes Deutschland. Post- und Telefonüberwachung in der alten Bundesrepublik	81423
<i>Fraenkel, Ernst/Alexander von Brünneck</i> (Hrsg.), Deutschland und die westlichen Demokratien	81427
<i>Framke, Maria</i> , Delhi – Rom – Berlin. Die indische Wahrnehmung von Faschismus und Nationalsozialismus 1922–1939	81466
<i>Frewer, Andreas/Bernhard Bremberger/Günther Siedbürger</i> (Hrsg.), Der »Ausländereinsatz« im Gesundheitswesen (1939–1945). Historische und ethische Probleme der NS-Medizin	585
<i>Frewer, Andreas/Stephan Kolb/Kerstin Krása</i> (Hrsg.), Medizin, Ethik und Menschenrechte. Geschichte – Grundlagen – Praxis	594
<i>Fritzsche, Peter</i> , Life and Death in the Third Reich	520
<i>Früchtl, Josef/Maria Moog</i> (Hrsg.), Ästhetik in metaphysikkritischen Zeiten. 100 Jahre »Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft«	454
<i>Gailus, Manfred/Armin Nolzen</i> (Hrsg.), Zerstrittene »Volksgemeinschaft«. Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus	515
<i>Gerabek, Werner E./Bernhard D. Haage/Gundolf Keil</i> u. a. (Hrsg.), Enzyklopädie Medizingeschichte	539
<i>Gerber, Scott Douglas</i> (Hrsg.), A Distinct Judicial Power. The Origins of an Independent Judiciary, 1606–1787	81424
<i>Gerke, Timo</i> , Die Herausbildung des modernen Konstitutionalismus in den USA. Von der Virginia Declaration of Rights bis zur amerikanischen Bundesverfassung von 1787	81424
<i>Gerken, Daniel</i> , Die Selbstverwaltung der Stadt Würzburg in der Weimarer Republik und dem »Dritten Reich«	81479
<i>Gerndt, Helge/Michaela Haibl</i> (Hrsg.), Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkshundlichen Bildwissenschaft	455
<i>Gerster, Daniel</i> , Friedensdialoge im Kalten Krieg. Eine Geschichte der Katholiken in der Bundesrepublik 1957–1983	81468
<i>Ginsburg, Tom/Rosalind Dixon</i> (Hrsg.), Comparative Constitutional Law	81424
<i>Glasenapp, Jörn</i> , Die deutsche Nachkriegsfotografie. Eine Mentalitätsgeschichte in Bildern	470
<i>Görlich, Christopher</i> , Urlaub vom Staat. Tourismus in der DDR	81445
<i>Görtz, Eva Bettina</i> (Hrsg.), Eduard Bernsteins Briefwechsel mit Karl Kautsky (1912–1932)	81437
<i>Gradovskij, Zalman</i> , V serdcevine ada: Zapiski, najdennye v peple vozle pecej Osvencima (Im Herzraum der Hölle)	81425
<i>Gräfe, Thomas</i> , Antisemitismus in Gesellschaft und Karikatur des Kaiserreichs. Glöß' Politische Bilderbogen 1892–1901	474
<i>Grampp, Sven</i> (Hrsg.), Revolutionsmedien – Medienrevolutionen	456

XII

<i>Greitens, Jan</i> , Finanzkapital und Finanzsysteme. »Das Finanzkapital« von Rudolf Hilferding	81409	
<i>Grieger, Manfred/Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert</i> (Hrsg.), Die Zukunft der Erinnerung. Eine Wolfsburger Tagung	81433	
<i>Groß, Dominik/Sabine Müller/Jan Steinmetzer</i> (Hrsg.), Normal – anders – krank? Akzeptanz, Stigmatisierung und Pathologisierung im Kontext der Medizin		538
<i>Guckes, Jochen</i> , Konstruktionen bürgerlicher Identität. Städtische Selbstbilder in Freiburg, Dresden und Dortmund 1900–1960	81439	
<i>Gutzmann, Ulrike/Markus Lupa</i> (Hrsg.), Vom »Vorwerk« zum Fahrwerk. Eine Standortgeschichte des Volkswagen Werks Braunschweig	81433	
<i>Hach, Wolfgang/Viola Hach-Wunderle</i> , Blickpunkte in die Medizingeschichte des 19. Jahrhunderts		538
<i>Hahn, Hans-Joachim</i> , Repräsentationen des Holocaust. Zur westdeutschen Erinnerungskultur seit 1979	81395	
<i>Hähner-Rombach, Sylvelyn</i> (Hrsg.), Alltag in der Krankenpflege. Geschichte und Gegenwart		557
<i>Hakkarainen, Petri</i> , A State of Peace in Europe. West Germany and the CSCE, 1966–1975	81441	
<i>Hänlein, Andreas/Florian Tennstedt/Heidi Winter</i> (Bearb.), Von der kaiserlichen Sozialbotschaft bis zu den Februarerlassen Wilhelms II. (1881–1890), Bd. 5: Die gesetzliche Krankenversicherung und die eingeschriebenen Hilfskassen	81417	
<i>Harrison, Simon</i> , Dark Trophies. Hunting the Enemies Body in Modern War	81443	
<i>Hartmann, Christian</i> , Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42	81425	
<i>Haumann, Sebastian</i> , »Schade, daß Beton nicht brennt ...« Planung, Partizipation und Protest in Philadelphia und Köln 1940–1990	81463	
<i>Hedinger, Daniel</i> , Im Wettstreit mit dem Westen. Japans Zeitalter der Ausstellungen 1854–1941	81389	
<i>Heidenreich, Bernd/Sönke Neitzel</i> (Hrsg.), Medien im Nationalsozialismus		456
<i>Hellbeck, Jochen</i> (Hrsg.), Die Stalingrad-Protokolle. Sowjetische Augenzeugen berichten aus der Schlacht	81440	
<i>Hemingway, Andrew/Norbert Schneider</i> (Hrsg.), Bildwissenschaft und Visual Culture Studies in der Diskussion		455
<i>Henke, Klaus-Dietmar</i> (Hrsg.), Tödliche Medizin im Nationalsozialismus. Von der Rassenhygiene zum Massenmord		585
<i>Hetzer, Tanja</i> , »Deutsche Stunde«. Volksgemeinschaft und Antisemitismus in der politischen Theologie bei Paul Althaus		499
<i>Hiepel, Claudia</i> , Willy Brandt und Georges Pompidou. Deutsch-französische Europapolitik zwischen Aufbruch und Krise	81462	
<i>Hierholzer, Vera</i> , Nahrung nach Norm. Regulierung von Nahrungsmittelqualität in der Industrialisierung 1871–1914	81408	
<i>Hieronimus, Marc</i> , Krankheit und Tod 1918. Zum Umgang mit der Spanischen Grippe in Frankreich, England und dem Deutschen Reich		573

<i>Hilt, Annette/Isabella Jordan/Andreas Frewer</i> (Hrsg.), Endlichkeit, Medizin und Unsterblichkeit. Geschichte – Theorie – Ethik	550
<i>Hoffmann, Susanne</i> , Gesunder Alltag im 20. Jahrhundert? Geschlechterspezifische Diskurse und gesundheitsrelevante Verhaltensstile in deutschsprachigen Ländern	555
<i>Hoffmann, Thorsten/Gabriele Rippl</i> (Hrsg.), Bilder. Ein (neues) Leitmedium?	453
<i>Holze, Rainer/Siegfried Prokop</i> (Hrsg.), Basisdemokratie und Arbeiterbewegung. Günter Benser zum 80. Geburtstag	81456
<i>Hopfer, Ines</i> (Hrsg.), Geraubte Identität. Die gewaltsame »Eindeutschung« von polnischen Kindern in der NS-Zeit	81481
<i>Hoppe, Nicole</i> (Hrsg.), Bilder in der Tagespresse. Die »Saarbrücker Zeitung« und FAZ im Vergleich (1955–2005)	464
<i>Horn, Sabine</i> , Erinnerungsbilder. Auschwitz-Prozess und Majdanek-Prozess im westdeutschen Fernsehen	81467
<i>Hüntelmann, Axel C.</i> , Hygiene im Namen des Staates. Das Reichsgesundheitsamt 1876–1933	546
<i>Hüppauf, Bernd/Peter Weingart</i> (Hrsg.), Science Images and Popular Images of the Sciences	476
<i>Ilggen, Volker/Dirk Schindesbeck</i> , Am Anfang war die Litfaßsäule. Illustrierte deutsche Reklamegeschichte	457
<i>Jäger, Stefan/Christer Petersen</i> (Hrsg.), Zeichen des Krieges in Literatur, Film und den Medien, Bd. 2: Ideologisierung und Entideologisierung	462
<i>James, Robert</i> , Popular Culture and Working-Class Taste in Britain, 1930–39. A Round of Cheap Diversions?	81393
<i>Johnson, Niall</i> , Britain and the 1918–19 Influenza Pandemic	575
<i>Jones, Eysyllt W.</i> , Influenza 1918. Disease, Death, and Struggle in Winnipeg	574
<i>Jones, Priska</i> , Europa in der Karikatur. Deutsche und britische Darstellungen im 20. Jahrhundert	475
<i>Jörgensen, Bent/Raphael Krug/Christine Lüdke</i> (Hrsg.), Friedensschlüsse. Medien und Konfliktbewältigung vom 12. bis zum 19. Jahrhundert	457
Jüdisches Museum Berlin (Hrsg.), Tödliche Medizin. Rassenwahn im Nationalsozialismus	584
<i>Jütte, Robert</i> (Hrsg.), Medizin und Nationalsozialismus. Bilanz und Perspektiven der Forschung	583
<i>Kaenel, Philippe</i> (Hrsg.), Interkulturelle Kommunikation in der europäischen Druckgraphik im 18. und 19. Jahrhundert	458
<i>Karmasin, Matthias/Werner Faulstich</i> (Hrsg.), Krieg – Medien – Kultur. Neue Forschungsansätze	462
<i>Kay, Alex J./Jeff Rutherford/David Stahel</i> , Nazi Policy on the Eastern Front, 1941. Total War, Genocide, and Radicalization	81425
<i>Keilbach, Judith</i> , Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen	458
<i>Keller, Rolf</i> , Sowjetische Kriegsgefangene im Deutschen Reich 1941/42	81425

XIV

<i>Kempny, Simon</i> , Die Staatsfinanzierung nach der Paulskirchenverfassung. Eine Untersuchung des Finanz- und Steuerverfassungsrechts der Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März 1849	81387	
<i>Kerner, Aaron</i> (Hrsg.), Representing the Catastrophic. Coming to Terms with »Unimaginable« Suffering and »Incomprehensible« Horror in Visual Culture		455
<i>Klein, Thomas</i> , SEW – Die Westberliner Einheitssozialisten	81413	
<i>Klein-Hattingen, Oskar</i> , Geschichte des deutschen Liberalismus	81448	
<i>Klemm, Thomas/Christian Lotz</i> (Hrsg.), Zerreißproben. Erwartungen an die deutsche Einheit und an eine europäische Integration	81446	
<i>Klotz, Katharina</i> (Hrsg.), Das politische Plakat der SBZ/DDR 1945–1963. Zur politischen Ikonographie der sozialistischen Sichttagitation		459
<i>Kneissl, Daniela</i> (Hrsg.), Fotografie als Quellen der Zeitgeschichte. Kategorien, Schauplätze, Akteure		470
<i>Kohlenberger, Andrea</i> (Hrsg.), Die Amerikanisierung des deutschen Fernsehens. Geschichte, Vergleiche und Auswirkungen		458
<i>Köhne, Julia Barbara</i> , Kriegshysteriker. Strategische Bilder und mediale Techniken militärpsychiatrischen Wissens (1914–1920)		482
<i>Kollmeier, Kathrin</i> , Ordnung und Ausgrenzung. Die Disziplinarpolitik der Hitler-Jugend		522
<i>Korte, Barbara/Sylvia Paletschek/Wolfgang Hochbruck</i> (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg in der populären Erinnerungskultur		462
<i>Kossov, Edward</i> , Holocaust und Wiedergutmachung. Erinnerungen eines jüdischen Anwalts	81475	
<i>Kowalczyk, Ilko-Sascha</i> , Stasi konkret. Überwachung und Repression in der DDR	81458	
<i>Kramer, Nicole</i> , Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung		517
<i>Kroh, Jens/Sophie Neuenkirch</i> (Hrsg.), Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen	81422	
<i>Kromm, Jane/Susan Benforadio Bakewell</i> (Hrsg.), A History of Visual Culture. Western Civilisation from the 18th to the 21st Century		455
<i>Kuhn, Konrad J.</i> , Entwicklungspolitische Solidarität. Die Dritte-Welt-Bewegung in der Schweiz zwischen Kritik und Politik (1975–1992)	81402	
<i>Lange, Sigrid</i> , Einführung in die Filmwissenschaft		458
<i>Lange, Thomas/Gerd Steffens</i> , Der Nationalsozialismus, Bd. 1: Staatsterror und Volksgemeinschaft 1933–1939		488
<i>Lange, Thomas/Gerd Steffens</i> , Der Nationalsozialismus, Bd. 2: Volksgemeinschaft, Holocaust und Vernichtungskrieg 1939–1945		488
<i>Lauster, Martina</i> , Sketches of the Nineteenth Century. European Journalism and its <i>Physiologies</i> , 1830–50		473
<i>Law, Ian</i> , Red Racisms. Racism in Communist and Post-Communist Contexts	81470	
<i>Leinen, Frank/Guido Rings</i> (Hrsg.), Bilderwelten – Textwelten – Comicwelten. Romanistische Begegnung mit der Neunten Kunst		461

<i>Lemberg, Hans/Michaela Marek/Zdenek Benes u. a.</i> (Hrsg.), Suche nach Sicherheit in stürmischer Zeit. Tschechen, Slowaken und Deutsche im System der internationalen Beziehungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts	81391	
<i>Lengwiler, Martin/Jeannette Madarász</i> (Hrsg.), Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik		560
<i>Lenz, Ilse</i> (Hrsg.), Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied: Eine Quellensammlung	81403	
<i>Lerg, Charlotte A.</i> , Amerika als Argument. Die deutsche Amerika-Forschung im Vormärz und ihre politische Deutung in der Revolution von 1848/49	81387	
<i>Leutner, Mechthild/Klaus Mühlhahn</i> (Hrsg.), Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901		468
<i>Leven, Karl-Heinz</i> , Geschichte der Medizin. Von der Antike bis zur Gegenwart		537
<i>Lindemann, Mary</i> , Medicine and Society in Early Modern Europe		542
<i>Lohalm, Uwe</i> , Völkische Wohlfahrtsdiktatur. Öffentliche Wohlfahrts politik im nationalsozialistischen Hamburg		508
<i>Longerich, Peter</i> , Heinrich Himmler. Biographie	81480	
<i>Ludwig, Ulrike/Gerd Schwerhoff/Barbara Krug-Richter</i> (Hrsg.), Das Duell. Ehrenkämpfe vom Mittelalter bis zur Moderne	81436	
<i>Lupa, Markus</i> (Hrsg.), Spurwechsel auf britischen Befehl. Der Wandel des Volkswagenwerks zum Marktunternehmen 1945–1949	81433	
<i>Lupa, Markus</i> (Hrsg.), Volkswagen Chronik. Der Weg zum Global Player	81433	
<i>Maar, Christa/Hubert Burda</i> (Hrsg.), Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder		453
<i>Maasen, Sabine/Torsten Mayerhauser/Cornelia Renggli</i> (Hrsg.), Bilder als Diskurse – Bilddiskurse		454
<i>Marotzki, Winfried/Horst Niesyto</i> (Hrsg.), Bildinterpretation und Bildverstehen. Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive		455
<i>Masing, Johannes/Oliver Jouanjan</i> (Hrsg.), Verfassungsgerichtsbarkeit. Grundlagen, innerstaatliche Stellung, überstaatliche Einbindung	81424	
<i>Merziger, Patrick</i> , Nationalsozialistische Satire und »Deutscher Humor«. Politische Bedeutung und Öffentlichkeit populärer Unterhaltung 1931–1945		529
<i>Meybohm, Ivonne</i> , Erziehung zum Zionismus. Der Jüdische Wanderbund Blau-Weiß als Versuch einer praktischen Umsetzung des Programms der Jüdischen Renaissance	81431	
<i>Michl, Susanne</i> (Hrsg.), Im Dienste des »Volkskörpers«. Deutsche und französische Ärzte im Ersten Weltkrieg		536
<i>Mietzner, Ulrike/Ulrike Pilarczyk</i> , Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonografische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften		455
<i>Milert, Werner/Rudolf Tschirbs</i> , Die andere Demokratie. Betriebliche Interessenvertretung in Deutschland, 1848 bis 2008	81416	
<i>Milgate, Murray/Shannon C. Stimson</i> , After Adam Smith. A Century of Transformation in Politics and Political Economy	81407	

XVI

<i>Mittag, Jürgen/Georg Ismar</i> (Hrsg.), »El pueblo unido?« Soziale Bewegungen und politischer Protest in der Geschichte Lateinamerikas	81464	
<i>Morgenbrod, Birgitt/Stephanie Merkenich</i> , Das Deutsche Rote Kreuz unter der NS-Diktatur 1933–1945		596
<i>Mühlhausen, Walter</i> , Bremen als Wirkungsstätte. Friedrich Ebert und Wilhelm Kaisen – zwei Staatsmänner des 20. Jahrhunderts	81469	
<i>Müller, Tobias</i> , Recht und Volksgemeinschaft. Zu den Interdependenzen zwischen Rechtspolitik und (instrumentalisierter) öffentlicher Meinung im Nationalsozialismus auf Grundlage der Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS		528
<i>Muñoz Sánchez, Antonio</i> , El amigo alemán. El SPD y el PSOE de la dictadura a la democracia	81420	
<i>Neuner, Thomas</i> , Paris, Havanna und die intellektuelle Linke. Kooperationen und Konflikte in den 1960er Jahren	81444	
<i>Nicholas, Siân/Tom O'Malley/Kevin Williams</i> (Hrsg.), Reconstructing the Past. History in the Mass Media 1890–2005		456
<i>Nieke, Claudia</i> , Volkswagen am Kap. Internationalisierung und Netzwerk in Südafrika 1950 bis 1966	81433	
<i>Nieke, Erdmute</i> , Religiöse Bilderbogen aus Neuruppin. Eine Untersuchung zur Frömmigkeit im 19. Jahrhundert		461
<i>Norris, Stephen M.</i> , A War of Images. Russian Popular Prints, Wartime Culture, and National Identity, 1812–1945		461
<i>Oberloskamp, Eva</i> , Fremde neue Welten. Reisen deutscher und französischer Linksintellektueller in die Sowjetunion 1917–1939	81450	
<i>Oehler-Klein, Sigrid</i> (Hrsg.), Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit		583
<i>Oehler-Klein, Sigrid/Volker Roelcke</i> (Hrsg.), Vergangenheitspolitik in der universitären Medizin nach 1945. Institutionelle und individuelle Strategien im Umgang mit dem Nationalsozialismus		590
<i>Oesterle, Günter</i> (Hrsg.), Erinnerung. Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung		465
<i>Olsen, Niklas</i> , History in the Plural. An Introduction to the Work of Reinhart Koselleck	81471	
<i>Olson, Lester C./Cara A. Finnegan/Diane S. Hope</i> (Hrsg.), Visual Rhetoric. A Reader in Communication and American Culture		455
<i>Oltmer, Jochen</i> (Hrsg.), Nationalsozialistisches Migrationsregime und »Volksgemeinschaft«		492
<i>Osten, Philipp</i> (Hrsg.), Patientendokumente. Krankheit in Selbstzeugnissen		551
<i>Overmans, Rüdiger/Andreas Hilger/Pavel Polian</i> (Hrsg.), Rotarmisten in deutscher Hand. Dokumente zu Gefangenschaft, Repatriierung und Rehabilitation sowjetischer Soldaten des Zweiten Weltkrieges	81396 81425	
<i>Parker, Kunal Madhukar</i> , Common Law, History, and Democracy in America, 1790–1900	81424	
<i>Pati, Biswamoy/Mark Harrison</i> (Hrsg.), The Social History of Health and Medicine in Colonial India		549
<i>Paul, Gerhard</i> , BilderMACHT. Studien zur Visual History des 20. und 21. Jahrhunderts		454

<i>Paul, Gerhard</i> (Hrsg.), Das Jahrhundert der Bilder. 1900 bis 1949	460
<i>Paul, Gerhard</i> (Hrsg.), Das Jahrhundert der Bilder. 1949 bis heute	465
<i>Paul, Gerhard</i> (Hrsg.), Visual History. Ein Studienbuch	453
<i>Plaßwilm, Regina</i> (Hrsg.), Grenzen des Erzählbaren. Erinnerungsdiskurse von NS-Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in Ost- und Westeuropa	81412
<i>Pohl, Dieter</i> , Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941–1944	81425
<i>Poljan, Pavel</i> , Mezhdú Aushvitsem i Babim Yarom. Razmyshleniya i issledovaniya o Katastrofe/Zwischen Auschwitz und Baby Jar. Gedanken und Forschungen zur Katastrophe	81425
<i>Poljan, Pavel/Tamara Lazerson-Rostovskaya/Viktor Lazerson</i> (Hrsg.), Zapiskiiz Kaunasskogo getto (Notizen aus dem Ghetto von Kaunas)	81425
<i>Pons, Silvio/Robert Service</i> (Hrsg.), A Dictionary of 20th-Century Communism	81428
<i>Porter, Roy</i> , Geschöpft und zur Ader gelassen. Eine kleine Kulturgeschichte der Medizin	536
<i>Powe, Jr. Lucas A.</i> , The Supreme Court and the American Elite, 1789–2008	81424
<i>Raithel, Thomas</i> , Jugendarbeitslosigkeit in der Bundesrepublik. Entwicklung und Auseinandersetzung während der 1970er und 1980er Jahre	81461
<i>Raphael, Lutz</i> , Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Europa 1914–1945	81477
<i>Raphael, Lutz</i> (Hrsg.), Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert	81390
<i>Raßloff, Steffen</i> , Flucht in die nationale Volksgemeinschaft. Das Erfurter Bürgertum zwischen Kaiserreich und NS-Diktatur	499
<i>Rawlinson, Mark</i> , American Visual Culture	455
<i>Reeken, Dietmar von/Malte Thießen</i> (Hrsg.), ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis. Neue Forschungen zur Gesellschaft vor Ort	492
<i>Rehling, Andrea</i> , Konfliktstrategie und Konsenssuche in der Krise. Von der Zentralarbeitsgemeinschaft zur Konzertierten Aktion	81483
<i>Reich, Ines/MariaSchultz</i> (Hrsg.), Sowjetisches Untersuchungsgefängnis Leistikowstraße Potsdam	81397
<i>Reichardt, Rolf/Hubertus Kohle</i> (Hrsg.), Visualizing the Revolution. Politics and Pictorial Arts in Late Eighteenth-Century France	463
<i>Renner, Andreas</i> , Russische Autokratie und europäische Medizin. Organisierter Wissenstransfer im 18. Jahrhundert	549
<i>Resch, Stephan</i> , Das Sozialistengesetz in Bayern 1878–1890	81449
<i>Reuth, Ralf Georg</i> , Hitlers Judenhass. Klischee und Wirklichkeit	81419
<i>Riall, Lucy</i> , Risorgimento. The History of Italy from Napoleon to Nation-State	81388
<i>Riedel, Dirk</i> , Ordnungshüter und Massenmörder im Dienst der »Volksgemeinschaft«. Der KZ-Kommandant Hans Loritz	533
<i>Riederer, Günter</i> , Auto-Kino. Unternehmensfilme von Volkswagen in den Wirtschaftswunderjahren	81433

XVIII

<i>Ross, Corey</i> , Media and the Making of Modern Germany. Mass Communications, Society, and Politics from the Empire to the Third Reich	456
<i>Rusch, Barbara/Robert Koch</i> . Vom Landarzt zum Pionier der modernen Medizin	537
<i>Sabrow, Martin/Norbert Frei</i> (Hrsg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945	81453
<i>Sachs-Hombach, Klaus</i> (Hrsg.), Bild und Medium. Kunstgeschichtliche und philosophische Grundlagen der interdisziplinären Bildwissenschaft	454
<i>Sachße, Christoph/Florian Tennstedt</i> , Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 4: Fürsorge und Wohlfahrtspflege in der Nachkriegszeit 1945–1953	81460
<i>Sapper, Manfred/Volker Weichsel</i> (Hrsg.), Die Leningrader Blockade. Der Krieg, die Stadt und der Tod	81425
<i>Schäfer, Daniel/Andreas Frewer/Eberhard Schockenhoff</i> u. a. (Hrsg.), Gesundheitskonzepte im Wandel. Geschichte, Ethik und Gesellschaft	594
<i>Scholz-Brandenburg, Till</i> (Hrsg.), Eduard Bernsteins Briefwechsel mit Karl Kautsky (1891–1895)	81437
<i>Scherr, Arthur</i> , Thomas Jefferson's Haitian Policy. Myths and Realities	81434
<i>Schlager, Claudia</i> , Kult und Krieg. Herz Jesu – Sacré Cœur – Christus Rex im deutsch-französischen Vergleich 1914–1925	81392
<i>Schleiermacher, Sabine/Udo Schagen</i> (Hrsg.), Die Charité im Dritten Reich. Zur Dienstbarkeit medizinischer Wissenschaft im Nationalsozialismus	587
<i>Schmidt, Karin</i> , Zur Frage der Zwangsarbeit im Strafvollzug der DDR. Die »Pflicht zur Arbeit« im Arbeiter- und Bauernstaat	81459
<i>Schmidtke, Adrian</i> (Hrsg.), Körperformationen. Fotoanalysen zur Formierung und Disziplinierung des Körpers in der Erziehung des Nationalsozialismus	457
<i>Schmiechen-Ackermann, Detlef</i> (Hrsg.), Volksgemeinschaft. Mythos, wirkungsmächtige soziale Verheißung oder soziale Realität im Dritten Reich?	487
<i>Schott, Heinz/Rainer Tölle</i> , Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen	563
<i>Schulz, Martin</i> , Ordnungen der Bilder. Eine Einführung in die Bildwissenschaft	455
<i>Schulz, Martin/Beat Wyss</i> (Hrsg.), Techniken des Bildes	454
<i>Schulz, Stefan/Klaus Steigleder/Heiner Fangerau</i> u. a. (Hrsg.), Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin. Eine Einführung	539
<i>Schwartz, Michael/Michael Buddrus/Martin Holler</i> u. a., Funktionäre mit Vergangenheit. Das Gründungspräsidium des Bundes der Vertriebenen und das »Dritte Reich«	81451
<i>Schweig, Nicole</i> , Gesundheitsverhalten von Männern. Gesundheit und Krankheit in Briefen, 1800–1950	555
<i>Schweig, Nicole</i> (Hrsg.), Weltliche Krankenpflege in den deutschen Kolonien Afrikas 1884–1918	549
<i>Schweikardt, Christoph</i> , Die Entwicklung der Krankenpflege zur staatlich anerkannten Tätigkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert.	557

<i>Schwitanski, Alexander</i> , Die Freiheit des Volksstaats. Die Entwicklung der Grund- und Menschenrechte und die deutsche Sozialdemokratie bis zum Ende der Weimarer Republik	81430	
<i>Schwoch, James</i> , Global TV. New Media and the Cold War, 1946–69		458
<i>Schyga, Peter</i> , Kirche in der NS-Volksgemeinschaft – Selbstbehauptung, Anpassung und Selbstaufgabe. Die ev.-luth. Gemeinden in Goslar, der Reichsbauernstadt des Nationalsozialismus		488
<i>Silies, Eva-Maria</i> , Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960–1980		556
<i>Smith, Paul Julian</i> (Hrsg.), Spanish Visual Culture. Cinema, TV, Internet		455
<i>Specker, Louis</i> , »Links aufmarschieren«. Aus der Frühgeschichte der Ostschweizer Arbeiterbewegung	81406	
<i>Spona, Petra</i> , Städtische Ehrungen zwischen Repräsentation und Partizipation. NS-Volksgemeinschaftspolitik in Hannover		511
<i>Stahr, Gerhard</i> , Volksgemeinschaft vor der Leinwand? Der nationalsozialistische Film und sein Publikum		514
<i>Steinmetz, Willibald</i> (Hrsg.), »Politik«. Situationen eines Wortgebrauchs im Europa der Neuzeit		475
<i>Stibbe, Matthew</i> , Germany, 1914–1933. Politics, Society and Culture	81478	
<i>Stiegler, Bernd</i> (Hrsg.), Bilder der Fotografie. Ein Album fotografischer Metaphern		484
<i>Stolberg, Michael</i> , Die Geschichte der Palliativmedizin. Medizinische Sterbebegleitung von 1500 bis heute		550
<i>Stumberger, Rudolf</i> , Klassen-Bilder. Sozialdokumentarische Fotografie 1900–1945		457
<i>Stumberger, Rudolf</i> , Klassen-Bilder II. Sozialdokumentarische Fotografie 1945–2000		457
<i>Süß, Winfried</i> , Der ›Volkskörper‹ im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945		581
<i>Sykora, Katharina</i> , Die Tode der Fotografie. Totenfotografie und ihr sozialer Gebrauch		463
<i>Thamer, Hans-Ulrich/Simone Erpel</i> (Hrsg.), Hitler und die Deutschen. Volksgemeinschaft und Verbrechen		492
<i>Timofeeva, N.P.</i> (Hrsg.), Nepobedimaja sila slabyxh. Koncentracionnyj lager Ravensbrjuk v pamjati i sud'be byvshikh zakljuchennyk (Die unbesiegbare Kraft der Schwachen. Das KZ Ravensbrück in Erinnerung und Schicksal der Häftlinge)	81425	
<i>Traniello, Francesco/Gianni Sofri</i> , Der lange Weg zur Nation. Das italienische Risorgimento	81388	
<i>Tümmers, Henning</i> , Anerkennungskämpfe. Die Nachgeschichte der nationalsozialistischen Zwangssterilisationen in der Bundesrepublik	81411	
<i>Van Weringh, Koos</i> , Ständig auf der Lauer. Das Deutschlandbild in der niederländischen Karikatur 1871–2005		475
<i>Vasold, Manfred</i> , Grippe, Pest und Cholera. Eine Geschichte der Seuchen in Europa		570

XX

Verband der Geschichtslehrer Deutschlands (Hrsg.), Geschichte für heute, Heft 3/2010: Medizingeschichte	598
<i>Verhey, Jeffrey</i> , Der »Geist von 1914« und die Erfindung der Volksgemeinschaft	496
<i>Vogel, Christian</i> , Werben für Weimar. Der »Werbedienst der deutschen sozialistischen Republik« in der Novemberrevolution 1918/19	459
<i>Wahrmann, Carl Christian/Martin Buchsteiner/Antje Strahl</i> (Hrsg.), Seuche und Mensch. Herausforderung in den Jahrhunderten	570
<i>Walker, Peter/Daniel Maxwell</i> , Shaping the Humanitarian World	594
<i>Walser Smith, Helmut</i> (Hrsg.), The Oxford Handbook of Modern German History	81426
<i>Wehrmann, Hildegard</i> , Hermann Pünder (1888–1976). Patriot und Europäer	81410
<i>Weil, Francesca</i> , Zielgruppe Ärzteschaft. Ärzte als inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR	598
<i>Weißer, Ansgar</i> (Hrsg.), Psychiatrie – Geschichte – Gesellschaft. Das Beispiel Eickelborn im 20. Jahrhundert	567
<i>Wette, Wolfram</i> , Karl Jäger. Mörder der litauischen Juden	81425
<i>Wildt, Michael</i> , Geschichte des Nationalsozialismus	487
<i>Wildt, Michael</i> , Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939	491
<i>Wilson, Richard Ashby/Richard D. Brown</i> (Hrsg.), Humanitarianism and Suffering. The Mobilization of Empathy	594
<i>Wintle, Michael</i> (Hrsg.), Imagining Europe. Europe and European Civilisation as Seen from its Margins and by the Rest of the World, in the Nineteenth and Twentieth Centuries	475
<i>Wirsching, Andreas</i> , Der Preis der Freiheit. Geschichte Europas in unserer Zeit	81405
<i>Witte, Wilfried</i> , Tollkirschen und Quarantäne. Die Geschichte der Spanischen Grippe	572
<i>Witte, Wilfried</i> , Erklärungsnotstand. Die Grippe-Epidemie 1918–1920 in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung Badens	572
<i>Wolfrum, Edgar</i> , Die DDR. Eine Geschichte in Bildern	464
<i>Wrage, Henning</i> (Hrsg.), Alltag. Zur Dramaturgie des Normalen im DDR-Fernsehen	458
<i>Zeller, Gerhart</i> (Hrsg.), Albert Zellers medizinisches Tagebuch der psychiatrischen Reise durch Deutschland, England, Frankreich und nach Prag von 1832 bis 1833	566
<i>Zimmermann, Clemens/Manfred Schmeling</i> (Hrsg.), Die Zeitschrift – Medium der Moderne. Deutschland und Frankreich im Vergleich	457

Beiträge zum Rahmenthema
»Demokratie und Sozialismus:
Linke Parteien in Deutschland
und Europa seit 1860«

Benjamin Ziemann

Linke Parteien in Deutschland und Europa seit 1860

Einleitung

In der »Neuen Zeit« sah 1905 niemand anders als August Bebel Veranlassung dazu, an die Ursprünge des Namens der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu erinnern. Bekanntlich hatte der erste Parteitag der »Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands« (SAP) nach der Aufhebung des »Sozialistengesetzes«, der im Oktober 1890 in Halle stattfand, die Wiedergründung der nunmehr wieder legal operierenden Partei unter dem neuen Namen »SPD« beschlossen. Bebel selbst hatte bereits 1869 in Eisenach, auf dem Gründungsparteitag der »Sozialdemokratischen Arbeiterpartei« (SDAP), gegen eine Namengebung polemisiert, welche mit der Zuspitzung auf die Arbeiter als die Kernklientel die Partei in seiner Sicht auf die Vertretung eines Klassenstandpunkts einengen würde. Nun war die Bezeichnung »sozialdemokratisch« oder »Social-Demokrat« bereits seit den 1860er Jahren in der Partei eingeführt, nicht zuletzt als Titel der gleichnamigen, seit 1865 erscheinenden Zeitung des »Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins«. Doch erst bei der Wiedergründung der Partei 1890 war Bebels »Führungsrolle« derart unangefochten, dass er »Sozialdemokratie« auch als offizielle Selbstbezeichnung der Partei durchsetzen konnte.¹ Als Bebel sich 1905 an diese Episode erinnerte, tat er es in Auseinandersetzung mit einem soziologischen Beitrag zur sozialen Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft bei den Reichstagswahlen des Jahres 1903. Deren Autor, R. Blank, sah die SPD in Bebels Wahrnehmung bereits auf dem Weg zu einer »Volkspartei« und sprach deshalb auch mit Blick auf den Namen »SPD« von einem »schwimmenden« Profil der Partei.² Dem wollte und musste Bebel widersprechen – und stritt deshalb mit Leidenschaft für die Bezeichnung »Sozialdemokratie«:

»Unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes hatte sich allerlei »Sozialismus« hervorgebildet; man sprach in dem bürgerlichen Lager von christlichem Sozialismus, von Regierungssozialismus – unter Hinweis auf die Versicherungsgesetzgebung –, von konservativem Sozialismus usw. Demgegenüber war eine klare Unterscheidung notwendig. Sozialdemokratisch wagte sich niemand zu

1 *Detlef Lehnert*, Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848–1983, Frankfurt am Main 1983, S. 44–80, insb. S. 58, Zitat: S. 80. Vgl. im Detail *Wolfgang Schieder*, Sozialismus, in: *Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck* (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 923–996, hier: S. 977–983 (»Der politische Parteiname Sozialdemokratie«).

2 So Bebels Wiedergabe des Arguments von Blank in: *August Bebel*, Die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft Deutschlands (1905), in: *Peter Friedemann* (Hrsg.), Materialien zum politischen Richtungsstreit in der deutschen Sozialdemokratie 1890–1917, Bd. I, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1978, S. 485–500, hier: S. 493f.; vgl. *R. Blank*, Die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft Deutschlands, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 20, 1904/05, S. 507–550. Blank selbst stellte fest, dass die SPD »keine Klassenpartei« mehr sei, sprach sonst aber nur davon, dass die Wählerschaft in ihrer sozialen Herkunft »sehr heterogener Natur« sei. Ebd., S. 507 und 539. Zur Relativierung und Einordnung von Blanks Argument vgl. *Gerhard A. Ritter*, Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialhistorischer Perspektive, in: *HZ* Bd. 249, 1989, S. 295–362, hier: S. 351. Den Hinweis auf das Zitat von Bebel und viele andere Anregungen verdanke ich dem Aufsatz von *Josef Mooser*, Thesen zum sozialhistorischen Ort des Marxismus in der deutschen Arbeiterbewegung, in: *Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium* 12, 1985, H. 2, S. 155–160.

nennen, so wurde der Name Sozialdemokratie, der sich der Kürze halber bereits eingebürgert hatte, gewählt.«³

Diese Episode ist in verschiedener Hinsicht hilfreich, um in den Themenkreis der Beiträge dieses Bandes einzuführen, der aus Anlass des 150-jährigen Jubiläums der SPD 2013 die Geschichte linker Parteien in Deutschland und Europa thematisiert. Zunächst weist sie darauf hin, dass das Jubiläum des Jahres 2013 letztlich eine willkürliche Setzung ist. So lässt sich die Gründung der SDAP als »Arbeiterpartei« unter maßgeblicher Mitwirkung gewerkschaftlicher Organisationen zu Recht als die eigentliche »Geburt der klassischen Sozialdemokratie« verstehen.⁴ Zweitens verweist die Intervention von Bebel auf das zentrale und zugleich spannungsreiche Verhältnis, in dem das doppelte Ziel von Sozialismus und Demokratie stand und steht. Eines der Kernziele der SPD ist die Vergrößerung der Partizipationschancen breiter Bevölkerungskreise. Damit steht sie zugleich in einer wesentlich früher als 1863 oder 1869 beginnenden Kontinuitätslinie zu den radikal-demokratischen Bewegungen und frühsozialistischen Bündeln der Handwerksgelesen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Drittens erinnert der Anlass von Bebels Polemik, eine Erörterung der soziologischen Grundlagen der sozialdemokratischen Wählerschaft, an das komplexe Verhältnis von Klassenpartei, demokratischer Volksbewegung und einer die sozialen Klassen und Milieus übergreifenden Volkspartei in der Geschichte der Sozialdemokratie. Denn in ihrer Gründungsphase in den 1860er Jahren war diese alles andere als eine reine Klassenbewegung der Arbeiter. Selbstständige Handwerksmeister, Bewegungsinтеллектуelle und Bildungsbürger prägten ihr Profil in erheblichem Maße, und in ihrer Verfolgung von Partizipationschancen – sowohl in der politischen Arena als auch in der Versammlungsdemokratie der Bewegung selbst – trug die Sozialdemokratie die Züge eines »politisch autonomen« kollektiven Akteurs.⁵ Und nach der Jahrhundertwende, als sich das sozialdemokratische Klassenmilieu der Arbeiter in seiner Breite und Tiefe ausgebildet hatte, trat in der Wählerschaft der SPD bereits ein die Klassenlage übergreifendes Moment hervor, das in der Verfolgung der Interessen städtischer Konsumenten lag, die gegen steigende Fleischpreise protestierten und sich damit gegenüber den konservativen Agrariern positionierten. Damit wurde die SPD gewiss noch nicht zu einer Konsumentenpartei. Aber es zeigte sich, dass die Wählerschaft der SPD zumindest an ihren Rändern deutlich über eine Fundierung durch die Klassenlage als Arbeiter hinauswies und sie sich zunehmend als eine »Interessenvertretung der Konsumenten« profilierte.⁶ Strittig war im Kontext dieser Debatten nach 1900 nicht nur, ob man einen eng oder eher weit gefassten Begriff des »Proletariats« verwenden sollte und ob die soziale Basis sich tatsächlich verbreiterte. Zur Debatte stand auch, ob die Sozialdemokratie zur »Volkspartei« im Sinne einer »Koalition der demokratischen Volkselemente« werden und damit ihre soziale Basis fundamental verbreitern solle.⁷ In Reaktion auf Blanks Aufsatz bejahte Eduard Bernstein diese Frage mit Nachdruck. In der politischen Praxis der SPD fand sie dagegen bis in die 1950er Jahre keine eindeutige Antwort.

Und noch eine vierte, methodische Implikation von Bebels Intervention aus dem Jahr 1905 sei kurz angesprochen. Sie bezieht sich auf die Tatsache, dass einer der führenden Sozialdemokraten des Kaiserreichs selbst sehr genau um die politische Diskurse struktu-

3 *Bebel*, Die soziale Zusammensetzung, S. 494.

4 So Shlomo Na'aman 1975, zit. bei: *Lehnert*, Sozialdemokratie, S. 58.

5 Vgl. den Beitrag von Jürgen Schmidt in diesem Band.

6 So das Argument von *Christoph Nonn*, Verbraucherprotest und Parteiensystem im wilhelminischen Deutschland, Düsseldorf 1996, Zitat: S. 314.

7 *Eduard Bernstein*, Wird die Sozialdemokratie Volkspartei?, in: Sozialistische Monatshefte 11, 1905, S. 663–671, hier: S. 670.

rierende Kraft wusste, welche in der Benennung der Partei lag. Methodisch gewendet heißt dies, von einer rein auf sozioökonomische Kontexte und Erklärungsfaktoren abstellenden Geschichte linker Parteien abzugehen. Stattdessen gilt es, die Analyse im Sinne des ›linguistic turn‹ um die Einbeziehung der historischen Semantik politischer Interventionen und der sie steuernden Diskurse zu erweitern. Die semantische und rhetorische Verwendung von Begriffen und Sprechakten hat, so die Einsicht dieses Ansatzes, für die Formierung von (partei-)politischen Identitäten und Strategien eine grundlegende Bedeutung. Potenzielle Mitglieder und Wähler einer Partei sind nicht unmittelbar durch sozioökonomische Bedingungen determiniert. Sie lassen sich vielmehr, in Wahlkämpfen wie in der täglichen Kleinarbeit der Partei, durch semantische Strategien als politische Subjekte anrufen und artikulieren.⁸ In dieser Perspektive wird nicht zuletzt deutlich, in welchem Maße das Adjektiv »sozialdemokratisch« als programmatischer Kernbegriff sozialistischer Parteien in Deutschland und anderen Ländern Westeuropas nachhaltigen Bedeutungsverschiebungen und gezielten Versuchen der Aktualisierung und Neuinterpretation unterlag.⁹

Es ist gewiss möglich, etwa auf der Grundlage des Erfurter Programms von 1891, eine Art sozialdemokratisches Minimum zu formulieren, also eine Reihe von Forderungen, die der Politik aller sozialdemokratischen Parteien Westeuropas im 20. Jahrhundert in der einen oder anderen Form zugrunde lagen. Dazu gehört die »Demokratisierung der Gesellschaft«, der Aufbau eines »Wohlfahrtsstaats« und die »Regulierung des Arbeitsmarkts«. Unklar bleibt in dieser Perspektive nur, welche Beziehungen zwischen diesen praktischen Forderungen, die sich durchaus im Rahmen einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung durchsetzen lassen, und der im ersten Teil des Erfurter Programms skizzierten Perspektive der Vergesellschaftung von Produktionsmitteln bestanden.¹⁰ Daraus ergibt sich die Frage, warum und zu welchem Zeitpunkt sich verschiedene sozialdemokratische Parteien von dem Ziel einer fundamentalen Überwindung der kapitalistischen Eigentumsordnung lösten.¹¹

Allerdings scheint es insgesamt ergiebiger, anstelle von programmatischen Erklärungen die Situierung sozialdemokratischer Parteien in spezifischen, historisch wechselnden sozialen und historischen Kontexten zu untersuchen und damit Rahmenbedingungen ihrer politischen Praxis zu erhellen. Auf diese Weise geraten eine Reihe von fundamentalen Zusammenhängen und Fragen in den Blick, welche die Geschichte sozialdemokratischer Parteien in verschiedenen Konstellationen bestimmt haben. Wie gelang es Sozialdemokraten, sich vor dem Hintergrund der Herausbildung eines »politischen Massenmarktes« (Hans Rosenberg) in Deutschland seit den 1890er Jahren als Mitglieder- und Wählerpartei zu verankern?¹² Welche Verlaufsformen zeigt die Entwicklung sozialdemokratischer Parteien in Ländern, in denen die frühe Einführung eines allgemeinen Männer-

8 Bahnbrechend für die Berücksichtigung des ›linguistic turn‹ in der politischen Geschichte seit dem späten 19. Jahrhundert war *Shulamit Volkov*, *Antisemitism as a Cultural Code. Reflections on the History and Historiography of Antisemitism in Imperial Germany*, in: *Yearbook of the Leo Baeck Institute* 23, 1978, S. 25–45; vgl. die methodisch weiterführenden Beiträge in *Philipp Sarasin*, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt am Main 2003. Zur Umsetzung der Frage nach der Artikulation von Zielgruppen in Wahlkämpfen vgl. für die Zeit nach 1945 methodisch wegweisend *Thomas Mergel*, *Propaganda nach Hitler. Eine Kulturgeschichte des Wahlkampfes in der Bundesrepublik 1949–1990*, Göttingen 2010.

9 Vgl. den Beitrag von Joris Gijsenbergh in diesem Band.

10 Vgl. *Donald Sassoon*, *One Hundred Years of Socialism. The West European Left in the Twentieth Century*, London 1997, S. 24.

11 Vgl. den Beitrag von Stefan Berger in diesem Band.

12 Zum politischen Massenmarkt als Kontext der Parteiengeschichte vor 1914 vgl. *Benjamin Ziemann/Thomas Mergel*, Introduction, in: *dies.* (Hrsg.), *European Political History 1870–1913*, Aldershot 2007, S. xi–xxvi, insb. S. xiii–xvi.

wahlrechts als Voraussetzung für die Etablierung eines solchen Massenmarkts fehlte, und welche Verbindung nahmen die Ziele der sozialen Gerechtigkeit und der Demokratisierung hier ein? In welcher Form aktualisierten sozialdemokratische Parteien das Ziel der Demokratisierung, als nach 1918 die Einführung des Frauenwahlrechts und eine umfassende Parlamentarisierung der politischen Systeme in vielen Ländern Westeuropas durchgesetzt waren? Wichtig ist schließlich auch die Frage nach dem Verhältnis von politischer Partei und dem sie tragenden soziokulturellen Milieu. In welchem Ausmaß basierte die Organisationsleistung der Partei auf der Vergesellschaftung von Arbeitern im Vereinsmilieu der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, und welche Spannungen bestanden zwischen Milieu und Partei? Wann und in welcher Form versuchten sozialdemokratische Parteien, über das proletarische Milieu als Kern der Anhänger- und Wählerschaft hinaus andere soziale Gruppen anzusprechen und zu aktivieren?¹³

Seit 1917 stand die Politik der Sozialdemokratie in Europa dann unter dem grundlegenden Vorzeichen der spannungsvollen Abgrenzung von den Kommunisten, die in Russland mit der Oktoberrevolution die Macht errungen hatten und damit eine radikale Alternative zur sozialdemokratischen Strategie gradueller Reform durchsetzten und verkörperten. Damit war eine neue politische Konstellation entstanden, welche die Geschichte sozialdemokratischer Parteien bis zum Ende des Kalten Kriegs 1989/90 bestimmte. In welchem Ausmaß und in welcher Form setzten sich Sozialdemokraten mit der Herausforderung auseinander, die das von den Bolschewiki aktualisierte Konzept der Diktatur des Proletariats hatte? Welche Bedeutung hatte das schillernde Adjektiv »links« noch angesichts der Spannungen zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten? Warum gelang es in Deutschland nicht, eine Einheitsfront von Sozialdemokraten und Kommunisten gegen die gewaltsame Politik der Nationalsozialisten zu schmieden? Und schließlich, für die Zeit der Blockkonfrontation nach 1945 formuliert: In welchen Formen und Konstellationen versuchten sozialistische Politiker, inner- und außerhalb bestehender sozialdemokratischer Parteien auf die diskursiven Grenzziehungen zu reagieren, welche die Verpflichtung auf den Antikommunismus für sozialdemokratische Parteien im Kalten Krieg mit sich brachte?

In der Beantwortung dieser Fragen richtet sich der Blick zunächst auf den Aufstieg der SPD zur Massenpartei in den Jahrzehnten vor 1914. Seit ihren organisatorischen Anfängen in den 1860er Jahren war die Sozialdemokratie nicht nur eine Klassenbewegung, sondern auch ein Projekt zur Ausformung einer kohärenten Gruppe von selbstbewusst agierenden Staatsbürgern, die um ihre politischen Rechte kämpften und sich dabei gegen die Ausgrenzung und paternalistische Bevormundung wandten, die sie von Liberalen und Konservativen erfahren hatten. Die Emanzipation der Arbeiter in der Sozialdemokratie fand in einer Spannung zwischen Selbstdisziplinierung und Selbstbewusstsein statt. Die aktive Tätigkeit in der Partei setzte die Bereitschaft zur Einübung und Wahrnehmung von Verhaltensformen wie der freien Rede oder Versammlungsdemokratie voraus, vermittelte aber zugleich den Zwang dazu, in der Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner wie der eigenen Parteiführung Disziplin zu üben. Das Wachstum der Sozialdemokratie als politischer Partei war dabei nicht einfach ein Reflex der sozioökonomischen Entwicklung des Kaiserreichs, wie nicht zuletzt der Vergleich mit den Freien Gewerkschaften zeigt, deren Organisationserfolge die der Partei ab den 1890er Jahren weit übertrafen. Partei und Gewerkschaften waren neben Konflikten über die Strategie auch funktional aufeinander verwiesen. Das Wachstum sozialdemokratischer Vereine, die sich im Vorfeld der Parteiarbeit diversen Freizeitaktivitäten widmeten und so Rekrutierungsinteressen mit Erlebnisangeboten verbanden, konnte auf einem geteilten Wertehorizont aufbauen. Ein auch nur annähernd geschlossenes Vereinsmilieu, das auch nur eine Mehrzahl der

13 Zur Ebene der Programmatik grundlegend *Heinrich August Winkler*, Klassenbewegung oder Volkspartei? Zur sozialdemokratischen Programmdebatte 1920–1925, in: GG 8, 1982, S. 9–54.

gewerkschaftlich organisierten Arbeiter erfasste, entwickelte sich daraus jedoch vor 1914 nicht.¹⁴

Die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Männerwahlrechts im Norddeutschen Bund 1867 war eine wichtige Kontextbedingung für die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie insofern, als sie eine Voraussetzung für die erfolgreiche Wahl-agitation schuf und eine schrittweise Ausschöpfung des Stimmenpotenzials ermöglichte, die auch in den Jahren des ›Sozialistengesetzes‹ nicht grundlegend behindert wurde. Für sozialdemokratische Arbeiter erfolgte die Wahrnehmung des Reichstagswahlrechts selbst nach der Einführung von separaten Wahlkabinen und einheitlichen, neutralen Stimmzetteln 1903 unter dem sozialen Druck, den viele Arbeitgeber im antisozialistischen Sinne auszuüben imstande waren. Dennoch war die Ausübung des Wahlrechts für den Reichstag eine fundamentale Schule der Demokratisierung, die zur Auflösung von autoritätsgläubigen Einstellungen führte und das Selbstbewusstsein der Sozialdemokraten stärkte.¹⁵ Das Wahlrecht war eine fundamentale Voraussetzung für die erfolgreich sozialdemokratische Agitation im Kaiserreich. Im 1848 geschaffenen Bundesstaat der Schweiz behinderte es allerdings den Erfolg der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung für lange Zeit, da es hier als Mehrheitswahlrecht eingeführt wurde. Dies zwang die verschiedenen Arbeitervereine und -parteien, die sich ab den 1880er Jahren stabilisierten, dazu, Kandidaten für die Nationalratswahlen mit Blick auf ihre Akzeptanz für linksliberale Bündnispartner auszusuchen. Die Etablierung einer schlagkräftigen Massenpartei war unter solchen Bedingungen nicht möglich. Deshalb rückte seit der Jahrhundertwende der Kampf für ein Verhältniswahlrecht in das Zentrum der sozialdemokratischen Agitation, erst auf Kantons- und dann auf der Bundesebene. Die Einführung des Verhältniswahlrechts 1919 erlaubte es der »Sozialdemokratischen Partei der Schweiz« (SPS) schließlich, in den folgenden Jahrzehnten ihr Wählerpotenzial von einem Fünftel bis zu einem Drittel der Wahlberechtigten auszuschöpfen.¹⁶

Wahlrechtsreformen waren ein wichtiger Faktor auch für die politische Strategie der niederländischen SDAP. In den Niederlanden wurden erstmals 1918 Wahlen auf der Basis eines universellen Männerwahlrechts durchgeführt. Dies und die Einführung des Frauenwahlrechts im folgenden Jahr führten zu einer Intensivierung der Versuche in der SDAP, in Wahlkämpfen über eine auf die Arbeiterklasse beschränkte Rhetorik hinauszugehen und breitere Bevölkerungsschichten anzusprechen. Für den Appell an Frauen standen dabei im Gefolge des Ersten Weltkriegs Fragen der Abrüstung und Kriegsgefahr im Vordergrund, die sich als nicht auf den materiellen Lebensstandard begrenzte Themen klassenübergreifend zuspitzen ließen. Zur Gewinnung anderer sozialer Schichten als der Arbeiterschaft setzte die SDAP vor allem in den 1930er Jahren auf einen Diskurs, der das Volk oder sogar die inklusiv und egalitär verstandene »volksgemeinschaft« (Volksgemeinschaft) zentral stellte. Eine andere Strategie lag in der semantischen Akzentuierung des demokratischen Sozialismus, mit dem sich die SDAP als Vorkämpferin gleicher demokratischer Rechte für alle Gruppen der Bevölkerung in Szene setzte. Die Wahlrechtserweiterungen nach 1918 waren ein wichtiger Katalysator für diese semantischen Strategien der SDAP,

14 Vgl. den Beitrag von Jürgen Schmidt in diesem Band.

15 Margaret L. Anderson, *Practicing Democracy. Elections and Political Culture in Imperial Germany*, Princeton, NJ 2000, insb. S. 199–238. Die Einwände bei James Retallack, »Get out the Voter«. Elections without Democracy in Imperial Germany, in: *Bulletin of the German Historical Institute* 51, 2012, S. 23–38, beziehen sich vor allem auf die restriktive Praxis bei der Wahl zu einigen Landtagen und treffen nicht den Kern von Andersons Argument. Ritter, *Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich*, S. 300 und 360, behandelt die Bedeutung des Wahlrechts nur beiläufig.

16 Vgl. den Beitrag von Bernard Degen in diesem Band.

auch wenn sie bereits vor 1914 damit begonnen hatte, beispielsweise christlich-religiöse Wähler als Zielgruppe anzusprechen.¹⁷

Eine voranschreitende Industrialisierung war somit nur eine wichtige Kontextbedingung für das Wachstum und die politische Strategie sozialdemokratischer Parteien, dem Wahlrecht kam auch entscheidende Bedeutung zu. Eine dritte wichtige Frage war die Politik gegenüber den bäuerlichen und kleinbäuerlichen Schichten. In der SPD hatte sich 1895 nach manchen Konflikten die von Karl Kautsky vertretene Orthodoxie durchgesetzt, der zufolge der kleinbäuerliche Familienbetrieb zum Untergang verurteilt sei, womit sich eine Agitation unter ländlichen Wählern als nutzlos erweise. Die russische »Partei der Sozialrevolutionäre« (SR) hatte die nicht eins zu eins in die Praxis übersetzten Diskussionen in der SPD aufmerksam verfolgt. In einer Gesellschaft, die wirtschaftlich zu 75 % auf agrarischer Produktion basierte und in der das traditionelle Gemeineigentum der Dorfgemeinde erst in Ansätzen aufgelöst war, setzten die Sozialrevolutionäre auf eine Mobilisierung der kleinbäuerlichen Besitzer und plädierten für eine Erhaltung des vorkapitalistischen Gemeineigentums. Diese Position geriet allerdings nach den von Ministerpräsident Pëtr Arkad'evič Stolypin seit 1906 durchgeführten Agrarreformen in die Kritik. Ihr romantischer Antikapitalismus unterschied die Sozialrevolutionäre sowohl von der gespaltenen russischen Sozialdemokratie als auch von der SPD. Er war aber eine grundlegende Voraussetzung ihres Erfolgs bis hin zu den Wahlen zur Konstituierenden Versammlung im November 1917.¹⁸

Es wäre deshalb verfehlt, das nicht nur in der kommunistischen Historiografie tradierte Verdikt einer historischen »Rückständigkeit« der SR unkritisch zu übernehmen. Das Gleiche gilt für die Bauernparteien, die sich in den agrarisch geprägten Ländern Südosteuropas seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bildeten und die in unterschiedlicher Weise zu Schrittmachern der Demokratisierung avancierten, indem sie bäuerliche Bevölkerungsgruppen mobilisierten und in das politische System integrierten. Der populistische Antikapitalismus der Sozialrevolutionäre diente dabei vielfach als ideologisches Vorbild, so etwa bei der 1901 in Bulgarien gegründeten »Bauernvolksunion«. Auch hier erweist sich im Übrigen das Wahlrecht als wichtige Kontextbedingung, da die Gründung der Partei vor dem Hintergrund des in Bulgarien seit der Nationalstaatsgründung 1879 weitgehend inklusiven Wahlrechts erfolgte. Auch bei der historischen Einordnung der Bauernparteien gilt es, von einem sozioökonomischen Determinismus Abschied zu nehmen. Gewiss, Gramina über die problematische Lage bäuerlicher Kleinbetriebe waren eine notwendige Voraussetzung für die Formierung eines Protestpotenzials, das sich in der Gründung dieser Parteien niederschlug. Aber die weiteren Erfolgchancen populistischer Bauernparteien in der krisenhaften politischen Situation nach 1918 hingen vornehmlich von kontingenten Umständen ab, die durch die Situation des jeweiligen Landes in der Nachkriegsordnung gegeben waren. Eine tief greifende Diskreditierung der nationalen Eliten durch die militärische Niederlage wie in Bulgarien ließ die Erfolgchancen der Agrarpopulisten wachsen, während die siegreiche Beendigung des Kriegs wie in Rumänien die Eliten stabilisierte.¹⁹

Der Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 markierte eine entscheidende Zäsur in der Geschichte linker Parteien in Europa. Mit der Zustimmung zu den Kriegskrediten am 4. August stand die SPD im Einklang mit allen sozialistischen Parteien Europas, die – mit Ausnahme der Bolschewiki und der serbischen Sozialisten – eine Politik der nationalen Integration und der Unterstützung der Kriegspolitik ihrer Regierung einschlugen. Für den Schwenk der SPD-Spitze zur Politik des »Burgfriedens« war dabei weder der angebliche

17 Vgl. den Beitrag von Harm Kaal in diesem Band.

18 Vgl. den Beitrag von Lutz Häfner in diesem Band.

19 Vgl. den Beitrag von Wim van Meurs in diesem Band.

Druck der kriegsbegeisterten Arbeitermassen leitend noch die Auffassung, das Deutsche Reich führe einen Verteidigungskrieg. Die Politik des August 1914 basierte vielmehr auf der ganz bewusst getroffenen Entscheidung, die bisherige Isolation der sozialistischen Arbeiterbewegung aufzubrechen und das Angebot der wilhelminischen Eliten zur politischen Integration in einen nationalen Konsens anzunehmen. Dass die Repressions- und Ausgrenzungsmaßnahmen gegen Sozialdemokraten im Militär und der Pressepolitik ungeachtet des ›Burgfriedens‹ nur leicht gemindert weiter andauerten, vermochte diese Position nicht zu erschüttern, verstärkte aber den Ablösungsprozess der linken Parteiminderheit.²⁰

Mit der 1917 dann offiziell vollzogenen Spaltung der SPD und der revolutionären Machtergreifung der Bolschewiki im selben Jahr sah sich die Sozialdemokratie in einen fundamental neuen Wirkungszusammenhang hineingestellt. Sie vertrat nun ganz gezielt eine reformorientierte Politik der kleinen Schritte, die das Ziel einer sozialistischen Gesellschaftsordnung immer mehr in die Ferne rücken ließ, und setzte dabei auf eine volle Parlamentarisierung des politischen Systems und die Einhaltung parlamentarischer Spielregeln. Das war eine fundamentale Weichenstellung, die den politischen Kurs der Mehrheitssozialdemokratie bis 1933 prägen sollte. Im Kontext der revolutionären Umbruchphase der Jahre 1918 bis 1920 war der Erfolg dieser Strategie, die auf geregelte Formen der politischen Partizipation setzte, jedoch alles andere als eindeutig. Denn aus Enttäuschung über die mangelnde Unterstützung der SPD für eine weitreichende Sozialisierung von Schlüsselindustrien und über die harte Hand der MSPD-geführten Revolutionsregierung in der Niederschlagung kommunistischer Aufstandsversuche fand die Vorstellung einer »Diktatur des Proletariats« zunehmende Resonanz in der Sozialdemokratie. Die Entscheidung für die parlamentarische Demokratie war nicht so klar erkennbar, wie dies im Rückblick oft erscheint. Dies galt in erster Linie für Mitglieder und Führung der USPD, wie sich auf deren Parteitag Ende 1919 in aller Deutlichkeit zeigte. Die im Kern durchaus diffuse Vorstellung einer Konsolidierung der Revolution durch eine proletarische Diktatur hatte aber auch bei Mitgliedern der MSPD und unter der Arbeiterschaft in den wichtigsten Industriezentren des Reichs erhebliche Zugkraft, wie nicht zuletzt die Ergebnisse der Reichstagswahl vom Juni 1920 zeigten.²¹ Mit der wachsenden Radikalisierung einer proletarischen Massenbewegung in der zweiten Revolutionsphase bis 1920 wurde die Spaltung der sozialistischen Arbeiterbewegung damit weiter verfestigt, mit Blick auf das handlungsleitende Modell politischer Ordnung ebenso wie durch die zunehmende Verhärtung von Feindmarkierungen in innersozialistischen Abgrenzungskämpfen.

Die semantische Ausformung und Abgrenzung des Begriffs der »sozialen Demokratie« nach 1918 erfolgte nicht nur in Deutschland vor dem Hintergrund von Forderungen nach einer Diktatur des Proletariats. Auch in der niederländischen SDAP gab es in den 1920er Jahren eine Fülle konkurrierender Demokratiekonzepte, die semantisch zwischen der Vorstellung einer Souveränität ausübenden »Volksmacht« und einem auf bloße Partizipation im Rahmen von institutionellen Regeln beschränkten »Einfluss des Volkes« changierten. Hinzu kamen verschiedene Akzentuierungen der Felder, die demokratisch zu regulieren seien, von der Sphäre der Politik im engeren Sinne des parlamentarischen Betriebs bis hin zur Ökonomie. Im Zuge des Vordringens autoritärer und faschistischer Strömungen in Europa akzentuierten die niederländischen Sozialdemokraten seit dem Ende der 1920er Jahre zudem die ethisch-moralische Dimension der Demokratie im Sinne eines generellen Respekts vor der Freiheit und Gleichheit von Individuen. Dies war eine im Kern inklusive Semantik der Demokratie, in der das politische Ziel des Sozialismus weit in den

20 Vgl. grundlegend *Wolfgang Kruse*, Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15, Essen 1993.

21 Vgl. den Beitrag von Mike Schmeitzner in diesem Band.

Hintergrund trat. Sie ließ sich jedoch auch im Sinne einer auf die Exklusion von Gegnern der Demokratie zielenden Strategie wenden, wenn deren autoritäre Disposition die Demokratie als Höchstwert gefährdete. Nicht nur in der niederländischen Sozialdemokratie war dafür in den frühen 1930er Jahren der Begriff der »disziplinierten Demokratie« gebräuchlich.²² Insgesamt zeigen diese semantischen Umdeutungen und Aktualisierungen des Begriffs der »sozialen Demokratie«, dass dessen inhaltliche Ausformung stets im Spannungsfeld spezifischer Konfliktkonstellationen erfolgte und von diesen in hohem Maße abhängig war.

Die soziokulturelle Einbettung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in ein sozialmoralisches Milieu von Freizeitvereinen und anderen Vorfeldorganisationen war in den 1920er Jahren besonderen Belastungen und Spannungen ausgesetzt. Das Beispiel der »Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei« (DSAP) in der Tschechoslowakischen Republik nach 1918 ist hier aufschlussreich. Seit ihrer Gründung 1919 vertrat die DSAP die deutschsprachigen Industriearbeiter in Böhmen. Nachdem der Friedensvertrag von St. Germain die Perspektive auf einen Anschluss an Deutschland verbaut hatte, stellte sich die DSAP in Loyalität zum neu gegründeten Staat der ČSR und war von 1929 bis 1938 auch an der Regierung beteiligt.²³ Als Arbeiterpartei einer nationalen Minderheit leistete die DSAP auch einen Beitrag zum Antifaschismus, indem sie ihre Mitglieder gegen die Bestrebungen der Sudetendeutschen Partei mobilisierte. Diese Mobilisierungsleistung ist nicht erklärbar ohne die Vergesellschaftung der sozialistischen Arbeiter in dem der DSAP vorgelagerten sozialdemokratischen Vereinsmilieu. In den 1920er Jahren stieß dieses Milieu jedoch zugleich an Grenzen seiner Integrationskraft.²⁴ Dies zeigte sich zum einen an der Schwierigkeit der Einbindung und Aktivierung von Frauen in den Vereinen. Hier dominierte immer noch ein männliches Rollenverständnis, das weibliche Mitglieder der Sozialdemokratie primär als potenzielle Konkurrentinnen für Arbeitsplätze wahrnahm und ihren Platz im Vereinsmilieu in erster Linie auf unpolitische Aktivitäten beschränken wollte.²⁵ Ambivalenzen zeigten sich zum anderen bei der Akzeptanz für neue Sportarten in der Bewegung der Arbeitersportler. Im Unterschied zu den tschechischen Arbeitersportlern nahm der deutsch-böhmische ATUS überhaupt Fußballmannschaften in seine Reihen auf, zumal der Sport gerade bei Arbeiterjugendlichen populär war. Doch das im Fußball verbreitete Wettbewerbsprinzip, das der Codierung auf die Differenz von Sieg und Niederlage folgte, war unter den Arbeitersportlern verpönt, für die Sport in erster Linie ein Mittel der sozialistischen Gemeinschaftsbildung durch körperliche Ertüchtigung war.²⁶

Solche Spannungen zwischen Politisierung und Entpolitisierung sowie zwischen funktionaler Differenzierung und Gemeinschaftsbildung gab es auch im sozialdemokratischen Vereinsmilieu der Weimarer Republik. Sie gewinnen hier ihre besondere Relevanz vor dem Hintergrund der Frage, warum die Arbeiterbewegung dem Angriff der Nationalsozialisten auf das republikanische System keine entschiedeneren und womöglich erfolgreiche Gegenwehr entgegenzusetzen vermochte. Fragen nach der Stärke, dem inneren Zusammenhalt und der kollektiven Handlungsfähigkeit des sozialdemokratischen Arbeitermilieus in

22 Vgl. den Beitrag von Joris Gijsenbergh in diesem Band.

23 Vgl. knapp *Martin K. Bachstein*, Die Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern bis zum Jahre 1938, in: *Karl Bosl* (Hrsg.), Die Erste Tschechoslowakische Republik als multinationaler Parteienstaat, München 1979, S. 79–100, hier: S. 96–98; vgl. allgemein *Martin Schulze Wessel* (Hrsg.), Loyalitäten in der Tschechoslowakischen Republik 1918–1938. Politische, nationale und kulturelle Zugehörigkeiten, München 2004.

24 Vgl. den Beitrag von Thomas Oellermann in diesem Band.

25 Zur Perception von entsprechenden Defiziten in der »Eisernen Front« in der SPD vgl. die Dokumentation von Christoph Stamm in diesem Band, dort insbesondere Dokument 1.

26 Vgl. den Beitrag von Thomas Oellermann in diesem Band.

Weimar sind damit unmittelbar mit der Erörterung der Ursachen der NS-Machtergreifung im Jahr 1933 verknüpft.²⁷ Auf der einen Seite lässt sich dabei auf die Tatsache verweisen, dass viele der sozialdemokratischen Milieuorganisationen in den Jahren von 1918 bis 1933 den Höhepunkt ihrer quantitativen Verbreitung erreichten.²⁸

Lenkt man das Augenmerk dagegen auf eine mikrohistorische Analyse der Handlungsformen im proletarischen Milieu, so erweist sich selbst für eine Hochburg der Linken wie Leipzig, dass die organisatorische Spaltung der sozialistischen Arbeiterbewegung seit 1917 auch auf der Ebene der lokalen Vergesellschaftung ein hohes Konfliktpotenzial und eine Erosion des Milieus nach sich gezogen hatte. Ein zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten strittiger Punkt waren dabei nicht zuletzt Formen und Grenzen politischer Partizipation. Die Sozialdemokratie betonte die Grenzen des Politischen, das sie neben dem parlamentarischen Betrieb vor allem in zentral gelenkten Versammlungen und Demonstrationen lokalisierte. In den parteiinternen Debatten des Krisenjahres 1932 forderten deshalb manche Mitglieder der erweiterten Parteispitze mit einer symptomatischen militärischen Metapher die Schaffung eines »Generalstabs« beim Parteivorstand. Dieser sollte konkrete politische Arbeitsgebiete zentral bezeichnen und umsetzen.²⁹ Für die Kommunisten gab es dagegen praktisch keinen Ort, an dem Parteimitglieder nicht für die Ziele der KPD agitieren sollten. Zusammen mit der Gewaltpraxis der Kommunisten war dies ein wichtiger Grund dafür, dass auf der lokalen Ebene ein tief greifendes Misstrauen zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten bestand.³⁰

Diese analytische Perspektive erweitert die klassische Frage nach den zunehmend eingeschränkten Handlungsspielräumen der Sozialdemokratie in der Krisenphase der Weimarer Republik in fruchtbarer Weise.³¹ Denn sie verweist darauf, dass diese Handlungsspielräume nicht einfach objektiv gegeben waren, sondern dass ihrer Eingrenzung spezifische Vorstellungen darüber vorauslagen, welches die für Sozialdemokraten angemessenen Handlungsformen waren. Zugleich wird in vergleichender Perspektive mit der französischen Linken in der Zeit der Volksfront ab 1936 eine weitere Implikation eines Ansatzes deutlich, der die soziale Praxis von Arbeitern auf der Mikroebene der lokalen Vergesellschaftung untersucht. Dieser Vergleich erhellt, dass die organisatorische Hochrüstung des Vereinsmilieus in der Weimarer Republik eher eine Schwäche als eine Stärke der Sozialdemokratie und damit – überspitzt formuliert – zugleich eine der Bedingungen für das Scheitern der Arbeiterbewegung war. Dies galt insofern, als sie die Reibungsflächen zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten im Alltag vervielfachte und auch damit eine politische Aktionseinheit wie in Frankreich unmöglich machte.³²

Die Frage einer möglichen Aktionseinheit mit den Kommunisten blieb nach 1933 eines der wichtigsten Probleme der sozialdemokratischen Parteien in Europa und trug maßgeblich zur tief greifenden Krise dieser Parteien bei, die sich nicht zuletzt in der inneren

27 Zur Historiografie vgl. *Benjamin Ziemann*, Weimar Was Weimar. Politics, Culture and the Emplotment of the German Republic, in: *German History* 28, 2010, S. 542–571; *ders./Claus-Christian W. Szejnmann*, »Machtergreifung«. The Nazi Seizure of Power in 1933, in: *Politics, Religion & Ideology* 14, 2013, S. 321–337.

28 *Peter Lösche/Franz Walter*, Zur Organisationskultur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Niedergang der Klassenkultur oder solidargemeinschaftlicher Höhepunkt?, in: *GG* 15, 1989, S. 511–536, insb. S. 513f.

29 Vgl. die Dokumentation von Christoph Stamm in diesem Band.

30 Vgl. den Beitrag von Joachim C. Häberlen in diesem Band.

31 Vgl. dazu *Eberhard Kolb*, Rettung der Republik. Die Politik der SPD in den Jahren 1930 bis 1933, in: *Heinrich August Winkler* (Hrsg.), Weimar im Widerstreit. Deutungen der ersten deutschen Republik im geteilten Deutschland, München 2002, S. 85–104.

32 Vgl. dazu *Joachim C. Häberlen*, Vertrauen und Politik im Alltag. Die Arbeiterbewegung in Leipzig und Lyon im Moment der Krise 1929–1933/38, Göttingen 2013.

Blockade der Sozialistischen Arbeiter-Internationale in den 1930er Jahren zeigte.³³ Zerschlagung und Verbot der SPD 1933 hatten somit Auswirkungen weit über Deutschland hinaus. Der Wiederaufbau sozialdemokratischer Parteien in Deutschland und Westeuropa nach 1945 erfolgte im beginnenden Kalten Krieg dann wiederum unter dem Vorzeichen der Abgrenzung vom Kommunismus. Die Notwendigkeit einer Abgrenzung von der DDR und ihrer Staatspartei, der SED, war eine besondere Notwendigkeit für alle jene Gruppen, die sich nach 1945 am linken Rand der SPD als parteiinterne Opposition betätigten. Diese lose um persönliche Netzwerke und einige Zeitschriften gruppierten Zirkel standen in den 1950er Jahren ohnehin vor einer schwierigen Situation, da eine parteiinterne Streitkultur, wie sie sich dann seit den 1960er Jahren entfaltete, vor 1960 noch nicht existierte.³⁴ Die Zirkel und Netzwerke am linken Rand der SPD verstanden sich deshalb auch als Vorkämpfer einer offeneren demokratischen Debatte in der Partei. Explizite Distanzierung gegenüber kommunistischen oder von der DDR lancierten Initiativen war eine Notwendigkeit für alle Parteilinken, die langwierige Konflikte oder gar eine Abmahnung durch den Parteivorstand vermeiden wollten. Dies galt gerade für das besonders problematische Feld der Deutschland- und Außenpolitik. Einzelne SPD-Linke achteten aber gerade aus eigener leidvoller Erfahrung in der kommunistischen Bewegung vor 1945 auf eine Abgrenzung.³⁵

Viele Personen der lose miteinander vernetzten SPD-Linken waren Akademiker, die sich aus der Perspektive eines undogmatischen Marxismus mit verschiedenen Aspekten der sozialen und politischen Realität in der Bundesrepublik der 1950er Jahre beschäftigten. Sie taten dies aus der Warte äußerst vielfältiger individueller politischer und wissenschaftlicher Positionen. Eine Abspaltung und Neugründung einer Partei links von der SPD kam als Option trotz aller Konflikte dennoch nur ganz vereinzelt in den Blick. Dies war gewiss auch eine Anerkennung der Tatsache, dass das äußerst stabile Parteiensystem der Bundesrepublik über große Trägheitskräfte verfügte. Dennoch zeigt ein vergleichender Blick nach Frankreich, dass die Suche nach einem »dritten Weg« zwischen traditioneller Sozialdemokratie und totalitärem Kommunismus sich auch unter den Bedingungen eines äußerst volatilen Parteiensystems, zumal im Gefolge des Übergangs von der IV. zur V. Republik, äußerst schwierig gestaltete. Die Gründung des »Parti socialiste unifié« (PSU) im Jahr 1960 erfolgte im Gefolge dieses Umbruchs, nicht zuletzt auch unter dem Eindruck der Eskalation des Algerienkriegs durch die von der »Section française de l'Internationale ouvrière« (SFIO) getragene Regierung. Im Kontext der heterogenen intellektuellen Zirkel und Gruppierungen innerhalb des PSU erfolgte eine systematische Kritik traditioneller marxistischer Ideen über die historische Rolle der Arbeiterklasse und an der zentralistischen Tradition der französischen Linken. Dies waren Themen, die nachhaltigen Einfluss auf die Formierung der Neuen Linken im Frankreich der 1960er Jahre hatten und damit direkt und indirekt auch die Ereignisse des Jahres 1968 beeinflussten. Im PSU selbst wirkte die kontroverse Diskussion dieser Themen allerdings eher blockierend als motivierend. Eine Umsetzung auch nur einiger dieser Ideen in die politische Praxis schien in diesem Rahmen unmöglich, und so verließen viele Mitglieder Anfang der 1970er Jahre den PSU und traten in den neu gegründeten »Parti socialiste« (PS) ein.³⁶

33 Vgl. *Bruno Groppo*, Die gelähmte Internationale. Zur Entwicklung der sozialistischen Parteien in Europa nach 1933, in: GG 17, 1991, S. 220–241, insb. S. 233–239.

34 Zur Streitkultur und Flügelbildung in der SPD der frühen 1970er Jahre vgl. die Hinweise in *Bernd Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reform euphorie zur neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982, Bonn 2011, S. 290–314 und 329–346. Die ebd., S. 312, zitierte Formulierung Willy Brandts aus dem Jahr 1974, die »Partei ist kein Debattierklub«, zeigt die auch zu diesem Zeitpunkt bestehenden Grenzen dieser Streitkultur an.

35 Vgl. den Beitrag von Philipp Kufferath in diesem Band.

36 Vgl. den Beitrag von Susanne Götze in diesem Band.

Die Suche nach einem »dritten Weg« sorgte in Frankreich also eher für eine weitere Fragmentierung der sozialdemokratischen Linken, als dass sie zu einer kohärenten Positionierung angesichts des gesellschaftlichen Umbruchs der 1960er Jahre beitrug. Eine wichtige, in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzende identitätsstiftende Funktion als emotionaler und kognitiver Rahmen sozialdemokratischer Politik nach 1945 ging allerdings von Begriff und Praxis des Antifaschismus aus. In der 1946 geschaffenen italienischen Republik war und ist der Antifaschismus ein wichtiger, parteiübergreifender Gründungsmythos. Dennoch kam den Sozialisten in der Pflege der antifaschistischen Erinnerungskultur eine hervorgehobene Rolle zu, da sie sich bereits seit 1922 gegen die faschistische Bewegung Benito Mussolinis eingesetzt hatten. Antifaschismus war nicht nur ein sozialistischer Identitätsgenerator, sondern war auch ein Instrument der Rekrutierung, da manche später führenden sozialistischen Politiker erst über den Kampf gegen den Faschismus nach 1945 den Weg zur Sozialdemokratie fanden. Die Geschichte des sozialistischen Antifaschismus in Italien ist von einer eigentümlichen Spannung zwischen Nationalismus und Internationalismus geprägt. Das antifaschistische Ethos führender Mitglieder des »Partito Socialista Italiano« (PSI) realisierte sich auch in zahlreichen Kontakten zu Angehörigen der Schwesterparteien SFIO und SPD. Insofern kam es auf der einen Seite bereits in den 1950er Jahren zu einer Europäisierung des sozialdemokratischen Antifaschismus. Auf der anderen Seite kristallisierte sich bald der 25. April als der wichtigste Gedenktag des italienischen Antifaschismus heraus, an dem die Erinnerung an die Befreiung von Mailand, Turin und anderen wichtigen Großstädten von der deutschen Besatzungsherrschaft am 25. April 1945 im Zentrum stand. In dieser Akzentuierung war die antifaschistische Rhetorik des PSI Teil einer Erinnerungskultur, die sich ganz bewusst in den Dienst einer zweiten, nachholenden italienischen Nationalstaatsgründung stellte.³⁷

In den Jahrzehnten seit 1945 standen alle sozialdemokratischen Parteien vor der Herausforderung, vor dem Hintergrund von tief greifenden sozialen und ökonomischen Transformationsprozessen ihre Politik zu überprüfen und zu revidieren. Diese Transformation lässt sich stichwortartig und stark vereinfachend als das Vordringen eines fordistischen Wachstumsmodells beschreiben, das erweiterte Handlungsspielräume für wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen der Daseinsvorsorge schuf. Zugleich basierte diese Transformation des kapitalistischen Wirtschaftssystems auf dem Aufbau korporatistischer Strukturen, die durch den Interessenabgleich von Staat, Unternehmern und Gewerkschaften eine gesellschaftliche Befriedung als Voraussetzung für anhaltendes Wachstum schaffen sollten.³⁸ Im Zuge der Gründung und der sukzessiven Erweiterung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft seit 1957 stellte sich dabei für sozialdemokratische Parteien auch die Frage, ob und in welcher Form sich eine vertiefte Kooperation innerhalb der Parteienfamilie in der Gemeinschaft anbot.

Viele sozialdemokratische Parteien, vor allem die britische Labour Party und jene in den skandinavischen Ländern, waren in den 1950er Jahren ausgesprochen skeptisch gegenüber den Implikationen eines europäischen Wirtschaftsraums. In ihrer Perzeption war eine durch die Liberalisierung des Handels und eine exportorientierte Wachstumsstrategie gekennzeichnete europäische Ordnung geeignet, die in der jeweiligen nationalen Arena betriebene Diversifizierung des Wohlfahrtsstaats infrage zu stellen oder zu behindern. Dagegen gab es einen Kern sozialdemokratischer Parteien vor allem in den Niederlanden, Frankreich und der Bundesrepublik, der den Aufbau der EWG von Beginn an unterstützte, wenn auch mitunter ebenfalls aus nationalen politischen und ökonomischen Motiven.

37 Vgl. den Beitrag von Jens Späth in diesem Band.

38 Vgl. dazu etwa den kritischen Überblick von *Geoff Eley*, *Corporatism and the Social Democratic Moment. The Postwar Settlement, 1945–1973*, in: *Dan Stone* (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Postwar European History*, Oxford/New York etc. 2012, S. 37–59.

Bereits zu einem frühen Zeitpunkt schien es für Beobachter in diesen Parteien jedoch im Gegensatz zur ersten Gruppe ausgemacht, dass das neue supranationale Politikfeld ein solches Eigengewicht entwickeln würde, welches eine engere Kooperation der Sozialdemokraten unabdingbar machte. Bis zum Ende der 1960er Jahre hatte sich eine solche Position weitgehend konkurrenzlos durchgesetzt. Die Dominanz des euroskeptischen Flügels der britischen Labour Party in den 1970er Jahren war nur eine vorübergehende Abweichung von diesem langfristigen Trend.³⁹

Seit den 1980er Jahren agierten und agieren alle sozialdemokratischen Parteien in Europa vor dem Hintergrund eines tief greifenden politischen Strukturbruchs. Dieser hatte sich bereits mit der Ölkrise der 1970er Jahre und dem damit einhergehenden Ende des ›Goldenen Zeitalters‹ des fordistischen Kapitalismus abgezeichnet und vorbereitet. In den 1980er Jahren drangen dann auf breiter Front neoliberale Modelle vor, die nicht nur die weitgehende Selbststeuerung der Ökonomie propagierten, sondern einen Rückzug des Staats und die Eigenverantwortung der Individuen und Unternehmen auch in Bereichen wie der Gesundheits-, Sozial-, Bildungs-, Medien- und Kulturpolitik propagierten.⁴⁰ In Großbritannien und der Bundesrepublik kam hinzu, dass konservative Regierungen in den 1980er Jahren eine solche neoliberale Agenda, bei manchen Widersprüchen im Detail, nachdrücklich in die Praxis umsetzten.⁴¹ Als dann die Umwälzung der Jahre 1989/90 zur Auflösung der UdSSR und der Ablösung kommunistischer Parteien in ihren Satellitenstaaten führte, verbreiterte sich die politische Basis für eine neoliberale Agenda im neu vereinigten Deutschland nochmals. Das lag zum einen an den Schwierigkeiten, im Gefolge des demokratischen Umbruchs in der DDR eine sozialdemokratische Partei quasi aus dem Stand aufzubauen, ohne wie andere Parteien auf die etablierten Strukturen der ehemaligen Blockparteien zurückgreifen zu können. Zudem lag ein historisches Moment der Kontingenz darin, wie die Deutsche Vereinigung medial aufbereitet und inszeniert wurde. Dies geschah unter dem Vorzeichen der erfolgreichen Durchsetzung des Modells der sozialen Marktwirtschaft, für das die bürgerlichen Parteien alleinige Kompetenz reklamierten. Die wichtige historische Vorarbeit der SPD, die seit den 1960er Jahren maßgeblich an der Überwindung des Ost-West-Konflikts durch Entspannung mitgearbeitet hatte, durch konzeptionelle Überlegungen und informelle Kontakte der Parteispitze wie seit 1969 in der Regierungsverantwortung, wurde dadurch marginalisiert. Das war eine Überraschung, welche die SPD 1989 gewissermaßen auf dem falschen Fuß erwischte.⁴²

Die Umwälzung von 1989/90 verstärkte somit eine Orientierungskrise der deutschen Sozialdemokratie, die ihre Wurzeln in den 1980er Jahren hatte, nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Endes der traditionellen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Dieses hatte sich in Deutschland wie in anderen westeuropäischen Ländern bereits seit Ende der 1960er Jahre in einer Entwicklung mit vielen Facetten angedeutet. Dazu zählten zunächst Veränderungen in der sozialen Zusammensetzung der Arbeiterschaft durch das Vordringen des Dienstleistungssektors und der Frauenarbeit, die das traditionelle Familienernährer-

39 Vgl. den Beitrag von Kristian Steinnes in diesem Band.

40 Vgl. den breiten Überblick bei *Martin H. Geyer*, Auf der Suche nach der Gegenwart. Neue Arbeiten zur Geschichte der 1970er und 1980er Jahre, in: AfS 51, 2011, S. 643–669.

41 Vgl. für die Bundesrepublik die abgewogene Bilanz bei *Andreas Wirsching*, Eine »Ära Kohl«? Die widersprüchliche Signatur deutscher Regierungspolitik 1982–1998, in: AfS 52, 2012, S. 667–684.

42 Vgl. den Beitrag von Bernd Faulenbach in diesem Band. An der historischen Signifikanz der SPD-Entspannungspolitik gibt es kaum einen Zweifel, selbst wenn man nicht so weit gehen möchte wie *Sassoon*, *One Hundred Years of Socialism*, S. 329, der darin die »vielleicht einzige bedeutende Leistung« der SPD als Regierungspartei sieht. Sassoon betont allerdings auch, wie stark die SPD damit einen außenpolitischen Konsens in der Bundesrepublik geprägt hat – dessen Urheber dann allerdings, so ist hinzuzufügen, vernachlässigt wurde.

modell unterminierten und sozialdemokratischen Parteien wie Gewerkschaften neue Problemformulierungen in der Beschreibung der durch die kapitalistische Industriegesellschaft hervorgebrachten Risiken abverlangten.⁴³ Hinzu kamen Veränderungen in den Parteien selbst. Mit Blick auf die SPD ist hier etwa das Einströmen einer großen Zahl neuer Mitglieder seit den frühen 1970er Jahren zu nennen, von denen viele den Mittelschichten entstammten, darunter zahlreiche Angehörige einer durch die Studentenrevolte politisierten jüngeren Generation. Diese vielfach akademisch gebildeten SPD-Neumitglieder brachten nicht nur divergierende sozialspezifische Erfahrungen und Erwartungen in die Partei, sondern auch »einen überspannten Jargon« (Willy Brandt), dessen Prägung durch soziologische und sozialpädagogische Begriffe unverkennbar war.⁴⁴

Auseinandersetzungen um politische Sprache waren ein wichtiges Feld der Neupositionierung sozialdemokratischer Parteien seit den 1970er Jahren und als solche Bestandteil intensiver Kämpfe um die Diskurshegemonie in den medialisierten Gesellschaften des späten 20. Jahrhunderts. In der SPD arbeiteten parteinahe Sozialforscher und Demoskopiker bereits seit Mitte der 1960er Jahre daran mit, durch die Identifikation neuer Zielgruppen und Wählerschichten jenseits des traditionellen Arbeitermilieus die politische Rhetorik der Sozialdemokratie zu modernisieren.⁴⁵ In Großbritannien fand dieses Projekt der semantischen Modernisierung seinen sinnfälligen Ausdruck in der Wortschöpfung »New Labour«, die Tony Blair auf der Parteikonferenz des Jahres 1994 einführte und als Beleg dafür in Anspruch nahm, dass sich die Labour Party von altem ideologischem Ballast trennen und für Gruppen in der Mitte der britischen Gesellschaft öffnen würde. Ein zentrales Feld für diese bereits in den 1980er Jahren einsetzenden Konflikte um die diskursive Modernisierung der Labour Party war die Semantik von »class« und »working-class«. Das lag zum einen daran, dass der Klassenbegriff bis heute nicht nur in der politischen Rhetorik, sondern auch in der alltäglichen Sprache Großbritanniens eine weitaus höhere Wertigkeit und Frequenz als Medium der sozialen Selbstbeschreibung aufweist, als dies in der Bundesrepublik jemals der Fall gewesen ist.⁴⁶

Zum anderen lag es daran, dass die Modernisierer in der Labour Party um Neil Kinnock und Tony Blair ihre Pläne selbst mit dem Hinweis auf Diagnosen über den Niedergang der traditionellen, gewerkschaftsgebundenen Arbeiterklasse begründeten, die seit den 1970er Jahren in verschiedener Form von Soziologen, Meinungsforschern und nicht zuletzt von Historikern wie Eric Hobsbawm vorgetragen wurden. Seit dem Beginn der semantischen Neuorientierung von New Labour gab es zudem auch den parteiinternen Vorwurf, dass damit ein gänzlicher Verzicht auf die rhetorische Bezugnahme auf die Arbeiterklasse verbunden sei, der einem Ausverkauf sozialistischer Prinzipien gleichkomme. Eine genauere Analyse zeigt jedoch, dass statt eines kompletten Verzichts auf eine Berufung auf die Arbeiter mehr eine Akzentverschiebung stattfand, welche die »hart arbeitende« Majorität der Bevölkerung als das von der Labour Party vertretene Kollektivsubjekt identifizierte. Damit war eine weitere semantische Verschiebung von »socialism« zu »social

43 Vgl. in vergleichender Perspektive *Sassoon*, *One Hundred Years of Socialism*, S. 647–690.

44 Vgl. *Faulenbach*, *Das sozialdemokratische Jahrzehnt*, S. 275–290, Zitat: S. 279; zu den Umbrüchen in der SPD als Ende der traditionellen Arbeiterbewegung um 1970 vgl. exemplarisch die Lokalstudie von *Dietmar Süß*, *Kumpel und Genossen. Arbeiterschaft, Betrieb und Sozialdemokratie in der bayerischen Montanindustrie 1945 bis 1976*, München 2003.

45 Vgl. *Anja Kruke*, *Demoskopie in der Bundesrepublik Deutschland. Meinungsforschung, Parteien und Medien 1949–1990*, Düsseldorf 2007, S. 227–311 und 344–362; zum weiteren Kontext vgl. *Martin H. Geyer*, *War over Words. The Search for a Public Language in West Germany*, in: *Willibald Steinmetz* (Hrsg.), *Political Languages in the Age of Extremes*, Oxford/New York etc. 2011, S. 293–330.

46 Vgl. als erste Einführung die allerdings in vielem problematische Darstellung von *David Cannadine*, *Class in Britain*, London 2000.

democracy« verbunden, welche New Labour nicht mehr in einer fundamentalen Opposition zum Kapitalismus positionierte, sondern vielmehr als Gegengewicht zu einem exzessiven Individualismus, der den Zusammenhalt der Gesellschaft untergrabe.⁴⁷

Insgesamt ergibt sich, dass die institutionellen Formen und politischen Programme sozialdemokratischer Parteien ebenso dem historischen Wandel unterliegen wie die sozialen Gruppen, deren Ziele sie in der politischen Arena vertreten. Eine den Wandel übergreifende Eigenart der Sozialdemokratie ist dabei neben dem Ziel der sozialen Gerechtigkeit vor allem ihre Verpflichtung auf und Propagierung von demokratischen Formen der politischen Willensbildung. Dieses Ziel der Demokratisierung ist heute ebenso aktuell wie am Ende des 19. Jahrhunderts, als sich die Bezeichnung »Sozialdemokratie« endgültig auch als Parteiname durchsetzte, um eine Unterscheidung von anderen ›Sozialismen‹ zu ermöglichen, die eine Besserung der sozialen Lage der Arbeiter versprachen. Die Politikwissenschaftlerin Sheri Berman hat dafür plädiert, in einem »Primat der Politik« eine wichtige Gemeinsamkeit sozialdemokratischer Parteien im 20. Jahrhundert zu sehen. In dieser Sicht ist die Entwicklung der Sozialdemokratie mit der offenkundigen Krise des liberalen Ordnungsmodells verbunden, die spätestens um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in aller Deutlichkeit sichtbar wurde. In dem Versuch einer Bändigung und Steuerung der kapitalistischen Ökonomie durch den Staat mit demokratischen Mitteln habe die SPD in gewisser Hinsicht das Erbe des Liberalismus angetreten, eine Sicht, die im Übrigen bereits Eduard Bernstein vertrat.⁴⁸ Wichtig scheint auch der Hinweis von Berman, dass politische Parteien als »Träger« von Ideologien fungieren und dass ihre politischen Strategien wiederum entscheidend durch ideologische Präferenzen geprägt werden.⁴⁹

Dieser Punkt ist besonders für die Frage nach der möglichen Überwindung des Kapitalismus als Ziel sozialdemokratischer Parteien relevant. Hier gab es nicht nur gravierende Unterschiede in der programmatischen Festlegung zwischen verschiedenen Mitgliedern der sozialdemokratischen Parteienfamilie sowie in diesen selbst wiederum zwischen Programmatik und politischer Alltagspraxis.⁵⁰ Es gab auch eine grundlegende Ambivalenz in der Einschätzung der Konsequenzen, welche das Ziel einer möglichen Überwindung des Kapitalismus oder einer Linderung seiner negativen Folgen für die arbeitenden Massen für die Politik der Sozialdemokratie hatte. An einem historischen Wendepunkt sowohl des globalen Kapitalismus als auch der deutschen Sozialdemokratie hat Fritz Tarnow, damals der Vorsitzende des freigewerkschaftlichen Holzarbeiterverbands und zugleich Reichstagsabgeordneter der SPD, sie in einer doppelbödigen und auch als solcher verstandenen Metapher zum Ausdruck gebracht. Tarnow sprach im Juni 1931 auf dem Parteitag der SPD in Leipzig, dem letzten, den die eigentliche Staatspartei der Weimarer Republik vor ihrer Zerschlagung durch die Nationalsozialisten abhalten sollte. Tarnow, der nur einige Monate später als Mitverfasser des von den Gewerkschaften des ADGB unterstützten WTB-Plans hervortrat, der ein Konjunkturprogramm zur Linderung der Arbeitslosigkeit und Überwindung der Wirtschaftskrise forderte, hielt in Leipzig das Eingangsreferat über »kapitalisti-

47 Vgl. den Beitrag von Florence Sutcliffe-Braithwaite in diesem Band.

48 Sheri E. Berman, *The Primacy of Politics. Social Democracy and the Making of Europe's Twentieth Century*, Cambridge/New York etc. 2006, insb. S. 207, zu Bernstein. Es erscheint hingegen für die Länder Westeuropas nicht angängig, das politische Modell der sozialen Demokratie mit dem Sozialliberalismus und der Sozialreform zu identifizieren, wie dies *Anselm Doering-Manteuffel*, »Soziale Demokratie« als transnationales Ordnungsmodell im 20. Jahrhundert, in: *Jost Dülffer/Wilfried Loth* (Hrsg.), *Dimensionen internationaler Geschichte*, München 2012, S. 313–333, tut. Das mag für die US-amerikanische Idee von »social democracy« zutreffen, verfehlt aber Begriff und Politik der Sozialdemokratie in Europa.

49 Berman, *The Primacy of Politics*, S. 11 und 204.

50 Vgl. den Beitrag von Stefan Berger in diesem Band.

sche Wirtschafts-anarchie und Arbeiterklasse«.⁵¹ In diesem Zusammenhang führte Tarnow aus:

»Nun stehen wir ja allerdings am Krankenlager des Kapitalismus nicht nur als Diagnostiker, sondern auch – ja, was soll ich da sagen? – als Arzt, der heilen will?, oder als fröhlicher Erbe, der das Ende nicht erwarten kann und am liebsten mit Gift noch etwas nachhelfen möchte? (Heiterkeit.) In diesem Bild drückt sich unsere ganze Situation aus. (Sehr gut!) Wir sind nämlich, wie mir scheint, dazu verdammt, sowohl Arzt zu sein, der ernsthaft heilen will, und dennoch das Gefühl aufrechtzuhalten, daß wir Erben sind, die lieber heute als morgen die ganze Hinterlassenschaft des ganzen kapitalistischen Systems in Empfang nehmen wollen. [...] Der Patient selbst barmt uns gar nicht so sehr, aber die Massen, die dahinter stehen.«⁵²

Tarnow selbst war die ganze Ambivalenz dieser Metapher ganz offenkundig bereits bewusst, als er zu ihr griff. Sie wäre nur sehr oberflächlich verstanden, wenn man in ihr vornehmlich einen Angriff auf den Immobilismus der Parteiführung sähe, die sich auch im Kontext des WTB-Plans ablehnend gegenüber kurzfristigen Maßnahmen zur Behebung der Wirtschaft verhielt. Mehrere Redner in der Aussprache zu Tarnows Referat bezogen sich auf diese Metapher, indem sie etwa kurzerhand den »Kapitalismus für unheilbar« erklärten, wie der Reichstagsabgeordnete Hans Ziegler aus Breslau, der kurz danach wegen des Bruchs der Fraktionsdisziplin aus der SPD ausgeschlossen wurde und die links-sozialistische Splitterpartei SAPD mitbegründete. Kurt Heinig, Finanzexperte der Reichstagsfraktion, wies dagegen zu Recht darauf hin, dass der von Tarnow gewählte Vergleich in seiner organisatorischen Metaphorik verfehlt sei. Es sei schon »nichts Einfaches«, »wenn ein Mensch stirbt«, es sei aber nicht wirklich vorstellbar und in seinen Konsequenzen unübersehbar, ein ebenso komplexes wie »Millionen von Arbeitern und Angestellten« umfassendes »Wirtschaftssystem sterben zu lassen«.⁵³ Tarnows Metaphorik ist einerseits heute überholt, da die Sozialdemokratie sich nicht mehr als Erbin eines kapitalistischen Wirtschaftssystems versteht, das sie grundlegend überwinden will. Auf der anderen Seite bleibt sie insofern aktuell, als auch der wohlmeinende Arzt nur durch die Krankheit des Patienten dazu kommt, sein Können einzusetzen. Sich kritisch an Tarnow wendend, hatte auf dem Parteitag in Leipzig bereits Richard Kleineibst aus Löbau – auch er kurz darauf einer der Mitbegründer der SAPD – auf eine andere Implikation der Metapher vom »Arzt« des Kapitalismus aufmerksam gemacht. Denn Tarnow selbst hatte zugegeben, »kein Rezept zur Behebung der Wirtschaftskrise« an der Hand zu haben, sondern nur »Einzelforderungen« aufstellen zu können.⁵⁴ All jene, die von der Sozialdemokratie eine Perspektive zur Überwindung der sozialen, politischen und ökologischen Folgekosten und Probleme des Kapitalismus erwarteten und immer noch erwarten, gehen jedoch wohl davon aus, dass diese tatsächlich tragfähige und zur »Gesundung« beitragende Rezepte vorlegen kann.

Am Ende des 20. Jahrhunderts ist in historischer Perspektive oft der »Tod der Partei« als einer »modernen Massenpartei« verkündet worden, in einer vielfach nostalgisch gestimmten Rückbesinnung auf die Zeit vor 1970, als das sozialistische Milieu einen quasi automatisch funktionierenden Rekrutierungs- und Erfahrungsraum für die Parteien der

51 Sozialdemokratischer Parteitag in Leipzig 1931 vom 31. Mai bis 5. Juni im Volkshaus. Protokoll, Berlin 1931, S. 32–52. *Berman*, *Primacy of Politics*, S. 110, interpretiert die Metapher vor allem als Angriff auf den Immobilismus der Parteispitze. *Heinrich August Winkler*, *Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933*, 2. durchges. u. korr. Aufl., Bonn 1990, S. 324f., misst ihr keine große Bedeutung zu. Vgl. ebd., S. 494–506, zum WTB-Plan.

52 Sozialdemokratischer Parteitag in Leipzig 1931, S. 45f.

53 Ebd., S. 67 und 74.

54 Ebd., S. 71.

Linken bereitgestellt hat.⁵⁵ Ein solcher Abgesang auf die Mobilisierungs- und Organisationsleistung sozialdemokratischer Massenparteien scheint allerdings verfrüht. Denn auch vor 1945, ja selbst vor 1914, bestand keineswegs ein automatischer Zusammenhang zwischen proletarischer Lebenslage und der Zugehörigkeit zu einer linken Partei. Und auch nach der Zäsur des Jahres 1989/90 haben es sozialdemokratische Parteien in Deutschland und Europa vermocht, ihre Mitglieder zu mobilisieren, Wahlkämpfe zu gewinnen und in der Regierungsverantwortung ihre Ziele umzusetzen. Allerdings zeigt der historische Rückblick auch, dass die politische Verortung der sozialdemokratischen Parteien aufseiten der Linken seit dem Ende der traditionellen Arbeiterbewegung und dem Zusammenbruch des Ostblocks problematisch geworden ist. Sozialdemokratische Parteien standen vor allem seit 1917 immer in einem spannungsvollen Verhältnis der Abgrenzung zu und Konkurrenz mit anderen sozialistischen und kommunistischen Parteien, die gleichwohl in einem politischen Feld erfolgte, das die meisten der daran beteiligten Akteure bei allen Konflikten und Differenzen als ›die Linke‹ identifizierten. Eine solche selbstverständliche Einordnung der Sozialdemokratie als einer dezidiert linken Partei scheint heute eher fragwürdig geworden zu sein. Das mag auch daran liegen, dass die Unterscheidung links/rechts als Leitdifferenz der Selbstverortung im politischen Feld fragwürdig und für viele Akteure problematisch geworden ist.⁵⁶ Es liegt darin aber wohl auch ein Moment der dezidierten Distanzierung von einer Vergangenheit, die heute eher zu einem sozialdemokratischen Erinnerungsort geronnen zu sein scheint.

55 Vgl. *Geoff Eley*, *Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000*, Oxford/New York etc. 2002, S. 501.

56 Vgl. die erhellende Analyse, die zugleich die Grenzen dieser Kritik aufzeigt, bei *Jan Fuhse*, *Links oder rechts oder ganz woanders? Zur Konstruktion der politischen Landschaft*, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 33, 2004, S. 209–226.

Jürgen Schmidt

Zivilgesellschaft, sozioökonomische Spannungslinien und sozial-moralisches Milieu

Arbeiterbewegung und Arbeiterparteien in Deutschland von 1860 bis 1914

Am Anfang war die soziale Lage. So hätte man in den 1960er und 1970er Jahren, ja bis in die 1980er Jahre hinein bedenkenlos einen Aufsatz zur Entstehung sozialistischer Arbeiterparteien im 19. Jahrhundert beginnen können. Nicht mehr Ideen, Programme und Organisationsstatuten standen im Mittelpunkt der Forschung, sondern die sozioökonomische Fundierung der Arbeiterbewegung. Auch Klassenbildungsmodelle gingen von den unterschiedlichen sozialen Lagen in der Gesellschaft aus, konstatierten daraus resultierende unterschiedliche Bewusstseinslagen, die wiederum zur Formierung politischer Organisationen führten. Die teleologische Zwangsläufigkeit hinter solchen Modellen rief Widerspruch hervor, es entstanden offenere Vorstellungen über die Entwicklung von sozialen Klassen. Eine gemeinsame soziale Lage als Lohnarbeiter etwa konnte, aber musste keineswegs zwingend zu gemeinsamem sozialen Bewusstsein führen; überhaupt war der Übergang in den Lohnarbeiterstatus in Deutschland ein Prozess, der im 19. Jahrhundert noch keineswegs vollständig abgeschlossen war und manche Berufsgruppen wie die der Dienstmädchen kaum tangierte. Das Bewusstsein, nur zusammen mit anderen Menschen, die sich in ähnlichen Ungleichheitsebenen befanden, etwas bewirken zu können, konnte wieder verschwinden, ein Übergang zu festeren (politischen) Organisationsformen ausbleiben. Obwohl zusätzliche Elemente als zentrale Dimensionen in den Klassenbildungsprozess, zum Beispiel Sprache und Kultur, integriert wurden, gingen solche Ansätze dennoch explizit von der sozioökonomischen Lage für politische Organisationsprozesse aus.¹ Vor allem in einer erweiterten, modifizierten Form des Klassenbildungsmodells ergaben sich Annäherungen an das Konzept des sozialen Milieus. Denn auf der »Basis von *Klassenbeziehungen* [bilden sich] häufig besonders stabile und sozial spezifische milieuartige Zusammenhänge.«² In den sozialen Milieus finden »*Gruppen Gleichgesinnter zusammen, die gemeinsame Werthaltungen und Mentalitäten aufweisen und auch die Art gemeinsam haben, ihre Beziehungen zu Mitmenschen einzurichten und ihre Umwelt in ähnlicher Weise zu sehen und zu gestalten*«. ³ Die Realität unterschiedlicher sozioökono-

1 Hartmut Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin (Ost) 1978, S. 12ff.; Jürgen Kocka, Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800–1875, Berlin 1983, S. 23–30; Jürgen Kocka, Arbeitsverhältnisse und Arbeitsexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990, S. 4f.; Thomas Welskopp, Ein modernes Klassenkonzept für die vergleichende Geschichte industrialisierender und industrieller Gesellschaften, in: Karl Lauschke/Thomas Welskopp (Hrsg.), Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts, Essen 1994, S. 48–106; Thomas Welskopp, Klasse als Befindlichkeit? Vergleichende Arbeitergeschichte vor der kulturhistorischen Herausforderung, in: AfS 38, 1998, S. 301–336; Geoff Eley/Keith Nield, The Future of Class in History. What's Left of the Social?, Ann Arbor 2007, S. 1ff. und 19ff.

2 Thomas Welskopp, Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz, Bonn 2000, S. 49 (Hervorhebung im Original).

3 Zusammenfassend: Stefan Hradil, Soziale Ungleichheit in Deutschland, Wiesbaden 2005, S. 45 (Hervorhebung im Original).

mischer Interessenlagen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, zwischen Lohnarbeitern und Kapitalisten wurde zu einem zentralen Deutungsmuster für die soziale Ungleichheit in der Gesellschaft sowie für die gemeinsamen Erfahrungen von Benachteiligung und unstabilen Lebenslagen im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Gruppen. Die Kritik am Kapitalismus führte zu eigenen programmatischen Konzepten und ideologischen Zukunftsentwürfen für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Werte wie Solidarität und der Wunsch nach Veränderung wurden von den sozioökonomisch benachteiligten Arbeitern und Arbeiterinnen geteilt. Eben daher war es möglich, dass sich ein eigenes Milieunetz aus Vereinen, Organisationen und Personen bildete. Auch die Parteienforschung konstatiert, dass sozioökonomische Spannungslinien (»cleavages«) zwischen Arbeitern und Unternehmern dann zu einem Politisierungsschub und zu einem dauerhaften Parteiensystem beitragen können, wenn »sie kulturell aufgeladen, erfahren und ausgedeutet werden«.⁴ Bei der deutschen Sozialdemokratie war dies mit dem Auf- und Ausbau eines sozialmoralischen Milieus, das im späten Kaiserreich seinen Höhepunkt erlebte, der Fall gewesen.⁵ Deutlich wird damit aber auch, dass die beiden Konzepte »Klasse« und »Milieu« nicht als unvereinbare Antipoden nebeneinanderstehen müssen, sondern in ein produktives Spannungsverhältnis gebracht werden können.

Am Anfang war die Zivilgesellschaft. Jüngere Untersuchungen sprachen parteipolitischen Organisationen und ihrem Entstehungskontext einen sehr viel stärkeren politisch autonomen Status zu. Die frühe deutsche Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie beispielsweise sei stark von selbstständigen Handwerksmeistern, Intellektuellen und Bildungsbürgern geprägt gewesen; eine Rückbeziehung dieser parteipolitischen Richtung auf die gemeinsame soziale Lage als (Lohn-)Arbeiter daher zu hinterfragen. Parteien müssten sehr viel stärker in ihren eigenen politischen Arenen, Funktions- und Kommunikationszusammenhängen untersucht werden, um ihre Entwicklungstendenzen zu verstehen. Die Arbeit der »Milieuführer«, »Milieunetzwerker« und »Milieuvermittler« war in der Gründungsphase der Arbeiterbewegung zu einem Großteil ehrenamtliches, bürgerschaftliches Engagement.⁶ Vor allem als sich das 140-jährige Jubiläum der Gründung des »Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins« (ADAV) im Jahr 2003 mit der verstärkten Thematisierung der Zivilgesellschaft in der deutschen Öffentlichkeit überschneidet und programmatische Äußerungen von Gerhard Schröder in Richtung einer »zivilen Bürgergesellschaft« tendierten⁷, wurde dieses Interpretationsmuster auf die frühe Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung ange-

4 *Karl Rohe*, Wahlen und Wählertraditionen in Deutschland. Kulturelle Grundlagen deutscher Parteien und Parteiensysteme im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1992, S. 24. Allerdings müssen gesamtgesellschaftliche »cleavages« keinesfalls mit *einem* Milieu zusammenfallen. Vielmehr können sie angesichts ihrer grundsätzlichen Konfliktdimension sogar unterschiedliche Milieus zusammenführen.

5 Zum Begriff des sozialmoralischen Milieus: *M. Rainer Lepsius*, Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: *Gerhard A. Ritter* (Hrsg.), Deutsche Parteien vor 1918, Köln 1973, S. 56–80; allgemein zum Milieukonzept vgl. *Helmut Bremer/Andrea Lange-Vester* (Hrsg.), Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Die gesellschaftlichen Herausforderungen und die Strategien der sozialen Gruppen, Wiesbaden 2006; *Klaus Tenfelde*, Historische Milieus – Erbllichkeit und Konkurrenz, in: *Manfred Hettling/Paul Nolte* (Hrsg.), Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays, München 1996, S. 247–268. Zur Nutzung des Milieukonzepts in diesem Beitrag vgl. unten Teil II.

6 *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, passim; *Anja Kruke*, »Vom Rand in die Mitte«? Kommunikationstheoretische Perspektiven auf soziale Bewegungen, Vortrag zur Tagung »Theoretische Ansätze und Konzepte der Forschung über soziale Bewegungen in den Geschichtswissenschaften«, Bochum, April 2009; *Klaus Nathaus*, Organisierte Geselligkeit. Deutsche und britische Vereine im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2009, S. 11–17.

7 *Gerhard Schröder*, Die zivile Bürgergesellschaft. Zur Neubestimmung der Aufgaben von Staat und Gesellschaft, in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 47, 2000, S. 200–207.

wendet.⁸ Gleichzeitig ließ sich diese Blickrichtung auf die Arbeiterbewegung mit kulturgeschichtlichen Fragen verbinden, wie sie mit dem »cultural turn« als einflussreichem paradigmatischem Ansatz in der Geschichtswissenschaft diskutiert wurden. Feste, Geselligkeitsformen, Debatten- und Vereinskultur flossen in die Darstellung ein.⁹

Mit solchen Ansätzen zur Erforschung der Arbeiterbewegung verschwanden zwar Fragen nach sozialer Ungleichheit und sozialer Lage der Arbeiterschaft nicht, wurden aber in den Hintergrund gedrängt. Auch wenn die frühe deutsche Arbeiterbewegung in ihrer sozialen Zusammensetzung keine Klassenbewegung war, sondern Intellektuelle, Selbstständige, Meister, Gesellen und Lohnarbeiter zusammenbrachte, die als zivilgesellschaftliche Akteure republikanisch-demokratische Werte vermittelten¹⁰, interpretierten diese Akteure der frühen Arbeiterbewegung ihre Gesellschaft als Klassengesellschaft und speisten ihr politisches Engagement eben auch und vor allem aus der klassenspezifischen sozioökonomischen Ungleichheit der Gesellschaft. Diese Gleichzeitigkeit von demokratisch-republikanischem Politikverständnis und sozialen »Brot-und-Butter-Fragen« gilt es bei der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung stärker im Blick zu behalten. Hinzu kommt, dass sich mit Blick auf das lange 19. Jahrhundert der Trend hin zu einer Klassenbewegung der Lohnarbeiter deutlich abzeichnete. Um der Vielfalt der Zugänge zur Geschichte der Sozialdemokratie im 19. Jahrhundert sowie der Komplexität und den Widersprüchen in der Ausbildung eines sozialmoralischen Milieus im 19. Jahrhundert gerecht zu werden, sondiert dieser Beitrag Strukturen, Verhalten, Werte, Kultur und Mitgliedschaft der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung auf zwei unterschiedlichen Ebenen. Er stellt die Frage: Welchen Ort in der Gesellschaft nahm die sozialistische Arbeiterbewegung in Deutschland im 19. Jahrhundert ein? Wie entwickelte das Milieu Stabilität und Geschlossenheit, die bis in die unmittelbare Vorkriegszeit des Ersten Weltkriegs hielt? Im ersten Teil wird die sozialistische/sozialdemokratische Arbeiterbewegung aus einer zivilgesellschaftlichen Perspektive vorgestellt, die einen gesellschaftlichen Akteur analysiert, der sich durch bürgerschaftlich-politisches Engagement auszeichnet und zur Partizipation und Teilhabe ausgegrenzter Gesellschaftsgruppen beitrug. Im zweiten Teil wird das sozialdemokratische Milieu besonders mit Blick auf seine Hochphase nach 1890 in einer lokalen Fallstudie dargestellt, dabei das Mit- und Gegeneinander der beiden zentralen Akteure des Milieus, der Gewerkschafts- und der Parteibewegung, in die Interpretation und Analyse einbezogen und es werden die sozioökonomischen Spannungslinien berücksichtigt. Abschließend wird nach dem Wechselspiel und dem Zusammenwirken dieser beiden Darstellungs- und Analyseebenen gefragt werden.

Obwohl sich der am 23. Mai 1863 gegründete ADAV als Verein bezeichnete, trug er unverkennbar Merkmale einer Partei.¹¹ Der Parteiführer Ferdinand Lassalle grenzte sich

8 Jürgen Schmidt, *Zivilgesellschaft und nicht-bürgerliche Trägerschichten. Das Beispiel der frühen deutschen Arbeiterbewegung (ca. 1830–1880)*, WZB Discussion Paper, Berlin 2004; der folgende erste Teil hat dieses Discussion Paper zur Grundlage. Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit*, S. 230ff.

9 Siehe jetzt auch Karin Huser, *Bildungsort, Männerhort, politischer Kampfverein. Der deutsche Arbeiterverein »Eintracht Zürich« (1840–1916)*, Zürich 2012, S. 296ff. und 303ff.

10 Dies ist die zentrale These von Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit*.

11 Zur Begrifflichkeit und Definition sowie zum Wandel der Parteien vgl. Klaus von Beyme, *Partei, Faktion*, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhard Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Stuttgart 1978, Bd. 4, S. 677–733; Winfried Becker, *Pars pro toto? Die Entwicklung der Parteien vom Honoratiorenklub zur Massenbewegung und der demokratische Staat*, in: Ulrich Lappenküper/Joachim Scholtyseck/Christoph Studt (Hrsg.), *Masse und Macht im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2003, S. 103–125; Ulrich von Alemann/Philipp Erbentraut/Jens Walther, *Das Parteiensystem der Bundesrepublik Deutschland*, 4., vollst. überarb. u. aktual. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 9–12.

damit auch von der Idee einer über Kongresse, gewissermaßen basisdemokratisch legitimierten Bewegungsidee ab. Der ADAV gab sich eine feste Organisationsstruktur, vertrieb eine eigene Zeitschrift und forderte eine formelle Mitgliedschaft. Dies allein unterschied ihn noch nicht von anderen Vereinen, doch lautete das eindeutig formulierte Ziel seines ersten Präsidenten: »Der Arbeiterstand muss sich als selbstständige politische Partei konstituieren und das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zu dem prinzipiellen Lösungswort und Banner dieser Partei machen.«¹² War dem ADAV damit der Parteicharakter inhärent, muss er – wie die Gegenorganisation »Vereinstag deutscher Arbeitervereine« (VDAV) – aber gleichzeitig als Teil einer umfassenderen Arbeiterbewegung gesehen werden. Was »analytisch scharf getrennt werden« müsste – Partei und Bewegung –, erwies sich »in der politisch-sozialen Realität [...] in oft verwirrender und zuweilen irritierender Weise miteinander verknüpft«.¹³ Denn die Arbeiterparteien waren eben keineswegs nur auf die »eigentliche« Parteiarbeit begrenzt, sondern wirkten auf die Mobilisierung der Arbeiterschaft, forderten und förderten die Umgestaltung der Gesellschaft, waren also »Bewegungsparteien«, die ihrerseits auf die Bewegung der Arbeiter in wirtschaftlichen Kämpfen, in ihrem Bestreben nach Bildung, Anerkennung und Respekt angewiesen waren.¹⁴ Je nach Kontext und Argumentationsebene wird im Folgenden daher sowohl von »Arbeiterpartei« als auch von »Arbeiterbewegung« die Rede sein.

I. DIE FRÜHE SOZIALDEMOKRATISCHE ARBEITERBEWEGUNG – AKTEUR DER ZIVILGESELLSCHAFT

Die Begriffe »Zivilgesellschaft« und »Bürgergesellschaft«, die häufig synonym verwendet werden, lassen sich vielfältig definieren. Auch lässt sich mit Blick auf den Aspekt des bürgerschaftlichen Engagements eine lange historische Entstehungsgeschichte nachzeichnen. »Zivilgesellschaft« wird im Folgenden unter zweierlei Definitionen an den Akteur Arbeiterbewegung angelegt.¹⁵ Zum einen wird »Zivilgesellschaft« als ein Bereich gesehen, der zwischen Staat, Wirtschaft und Privatsphäre angesiedelt ist (bereichsbezoge-

12 *Ferdinand Lassalle*, Offenes Antwort-Schreiben an das Central-Comité zur Berufung eines Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Congresses zu Leipzig (1863), in: *Ferdinand Lassalle*, Gesammelte Reden und Schriften, hrsg. v. *Eduard Bernstein*, Berlin 1893, Bd. 2, S. 393–445, hier: S. 413.

13 *Dieter Hein*, Partei und Bewegung. Zwei Typen moderner politischer Willensbildung, in: HZ Bd. 263, 1996, S. 69–97, hier: S. 69f. und 81. Vgl. ähnlich zur Überschneidung von Verein und Partei für die Sozialdemokratie im späten Kaiserreich *Klaus Nathaus*, der darauf hinweist, dass sie »bis zum Ende des Jahrhunderts zur Partei gereift« sei, dennoch »starke Züge des allgemeinen Vereins aufwies« (*Nathaus*, Organisierte Geselligkeit, S. 117).

14 *Jürgen Schmidt*, Brüder, Bürger und Genossen. Die frühe deutsche Arbeiterbewegung zwischen Klassenbewegung und Bürgergesellschaft, voraussichtlich Bonn 2014.

15 *Thomas Olk/Ansgar Klein/Birger Hartnuß* (Hrsg.), Engagementpolitik. Die Entwicklung der Zivilgesellschaft als politische Aufgabe, Wiesbaden 2010; *Jürgen Schmidt*, Zivilgesellschaft. Bürgerschaftliches Engagement von der Antike bis zur Gegenwart. Texte und Kommentare, Reinbek 2007; *Frank Adloff*, Zivilgesellschaft. Theorie und politische Praxis, Frankfurt am Main 2005; *Dieter Gosewinkel/Dieter Rucht/Wolfgang van den Daele* u. a. (Hrsg.), Zivilgesellschaft – national und transnational, Berlin 2004; zum Zivilgesellschaftsbegriff in den Geschichtswissenschaften vgl. die Sammelbände *Jörg Hackmann* (Hrsg.), Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge, Wien/Köln etc. 2012; *Ralph Jessen/Sven Reichardt/Ansgar Klein* (Hrsg.), Zivilgesellschaft als Geschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2004; *Arnd Bauerkämper* (Hrsg.), Die Praxis der Zivilgesellschaft. Akteure, Handeln und Strukturen im internationalen Vergleich, Frankfurt am Main/New York 2003.

ne Definition); zum anderen enthält der Begriff der »Zivilgesellschaft« auch eine Handlungsmaxime, die sich aus zivilen Werten und Prinzipien ableitet. Innerhalb des ersten Teils (I.a.) wird mit Bezug auf die bereichsbezogene Definition zunächst das Verhältnis zum Staat erörtert, anschließend in der Verortung der Genossenschaftsbewegung die anti-kapitalistische Ausrichtung und der wirtschaftliche Gegenentwurf der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung analysiert sowie in der Frage nach der Grenzziehung zwischen öffentlicher und privater Sphäre die Bedeutung persönlich-privater Netzwerke für das Agieren in der Öffentlichkeit thematisiert. Der zweite Teil (I.b.) fragt nach den zivilgesellschaftlichen Handlungselementen innerhalb der frühen Arbeiterbewegung, der Integration der Arbeiter, der innerparteilichen Regel- und Normbildung. Zivilgesellschaftliches Verhalten und Handeln setzt auf Partizipation und Teilhabe, auf Inklusion, Toleranz und Gewaltfreiheit. Diese normativen Ansprüche in einer sich revolutionär gebenden, aber sich reformistisch verhaltenden Partei und Bewegung zu verfolgen, öffnet neue Perspektiven auf die frühe Arbeiterbewegung.

I.a. Zivilgesellschaftliche Aktionsbereiche der frühen Arbeiterbewegung

Als zivilgesellschaftlicher Akteur hatte die frühe Arbeiterbewegung in der Tat ihre Wurzeln »jenseits« des Staats. Erste organisatorische Vorläufer entstanden in den 1830er Jahren des Vormärz als Geheimbünde im Ausland; es handelte sich um klandestine Zirkel vertriebener Intellektueller und politisch interessierter wandernder Handwerksgesellen, die sich gegen den politisch veränderungsresistenten Deutschen Bund organisiert hatten. Auch die in der Revolution von 1848 gegründete »Arbeiterverbrüderung« richtete sich gegen bestehende staatliche Strukturen und forderte deren grundlegende Umwandlung:

»Deutschlands Arbeiter müssen dahin streben, die moralische Macht im Staate zu bilden, ein starker Körper zu werden, der jedem Sturme trotzt, der vorwärts und immer vorwärts drängt, und in seiner Bewegung alles niederhält und forträumt, was einer freieren und besseren Gestaltung der Dinge im Wege steht.«¹⁶,

schrieb Stefan Born in der von ihm herausgegebenen Zeitung »Die Verbrüderung«. Als Bewegung gegen bestehende Herrschaftsstrukturen befand sich die frühe Arbeiterbewegung in Opposition zum Staat. Der bestehende Obrigkeitsstaat bildete den Widerpart: »Aber die neue Gesellschaft steht in unversöhnlichem Widerspruch mit dem alten Staat«, formulierte Wilhelm Liebknecht im »Demokratischen Wochenblatt« 1869.¹⁷ Verfolgungs- und Verbotspraxis in den Jahren des Vormärz, in der Reaktionszeit nach der Revolution von 1848 sowie in der Zeit des Sozialistengesetzes ab 1878 verstärkten die oppositionelle Abgrenzung gegenüber dem umgebenden Staat. Diese Situation ähnelte demnach durchaus Strukturen, in denen sich zivilgesellschaftliche Akteure in Mittelosteuropa vor 1989 befanden.

Auf der anderen Seite ging Opposition gegen bestehende staatliche Herrschaftsverhältnisse in der frühen Arbeiterbewegung immer auch mit Reformvorstellungen und – langfristig – Integrationsprozessen in den bestehenden Staat einher. Das von Karl Marx vermutete »Absterben des Staates« im Sozialismus wurde in der frühen Sozialdemokratie als ein »Ineinanderaufgehen von Gesellschaft und Staat« interpretiert. Bei dieser Vorstellung blieben »Gesellschaft und Staat unscharf aufeinander bezogen«, was »letztlich auch ein Einfallstor für »staatssozialistische« Tendenzen öffnete.«¹⁸ Die Gestaltung des Staats gehörte so zu den zentralen Zielutopien. Wilhelm Weitling hatte bereits im Vormärz in der

16 Die Verbrüderung. Correspondenzblatt aller deutschen Arbeiter, 3.10.1848.

17 Demokratisches Wochenblatt, Nr. 27, 3.7.1869, zit. nach: *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 593.

18 *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 585.

Geheimorganisation »Bund der Gerechten« die »wahre Vorschule des Bürgers und des Staatsmannes im Staate« gesehen.¹⁹ Ferdinand Lassalle wollte die »Herrschaft des vierten Standes über den Staat« errichten; so sollte die »Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit« vollbracht werden.²⁰

Doch die Verflechtungen zwischen Staat, Vorstellungen über die Aufgaben des Staats und dem Akteur Arbeiterbewegung erwiesen sich als noch grundsätzlicher. Denn langfristig drängte die Arbeiterbewegung den Staat dazu, sich der Lösung der sozialen Frage intensiver anzunehmen. Noch vage hatte Stefan Born formuliert, dass »die arbeitenden Klassen ihre gerechten Forderungen an den Staat nicht auf[geben]« würden: »das, was der gottbegnadete Staat, der seine Stütze eben nur in dem Gegensatz zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten findet, nicht zu leisten vermag, [wird und muss] eine andere Staats- und Gesellschaftsform leisten.«²¹ Wesentlich konkreter zeigten sich die Forderungen in der ADAV-Zeitung »Der Social-Demokrat«:

»Bekanntlich verlangen wir von der preußischen Regierung nicht, dass sie im socialistischen Sinne in die Arbeiterfrage eingreife, denn nach unserer felsenfesten Ueberzeugung kann die sogenannte »Staatshilfe« nur dann ersprießlich für die Arbeitersache sein, wenn sie von einer demokratischen Regierung ausgeht. Gleichwohl kann die preußische Regierung ebenso wie jede andere sehr segensreich im Interesse der Arbeitersache thätig sein; z. B. durch Mitwirkung zur Ertheilung der vollständigen Coalitionsfreiheit (Recht gemeinsamer Arbeitseinstellungen), durch Begünstigung eines Gesetzes zur Einführung eines Normalarbeitstages u. dergl. mehr.«²²

Nach Einführung von Arbeiterschutzgesetzen formulierte die Zeitung »Neuer Social-Demokrat« selbstbewusst: »Alles, wodurch die Lage der Arbeiter sich in neuerer Zeit nur etwas gebessert hat, [ist] durch uns, durch die Social-Demokraten, bewerkstelligt worden.«²³

Langfristig und nachdem der Schock zwölfjähriger staatlicher Verfolgung unter dem Sozialistengesetz überwunden war, sollte sich dieser hier bereits 1873 formulierte Ansatz sogar als ein Handlungsmotiv der Sozialdemokratie herausbilden. In der Spätphase des Kaiserreichs übernahmen Partei und Freie Gewerkschaften immer mehr Aufgaben innerhalb des Obrigkeitsstaats, übten Einfluss in Arbeitsämtern, Gewerbeberichten und Krankenkassen aus und beeinflussten die Sozialpolitik in ihrem Sinn.²⁴

In der bereichsbezogenen Definition der Zivilgesellschaft agieren ihre Akteure unabhängig von wirtschaftlichen Unternehmen und Unternehmungen. Als Bewegung, die sich gegen das Kapital und den Kapitalismus auflehnte, die die freie Konkurrenz auf dem

19 *Johann Caspar Bluntschli*, Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Wörtlicher Abdruck des Kommissionsberichts an die Hohe Regierung des Standes Zürich. Als Anhang: Sebastian Seiler, Der Schriftsteller Wilhelm Weitling und der Kommunistenlärm in Zürich. Eine Verteidigungsschrift, Zürich/Bern 1843, Reprint Glashütten im Taunus 1973, S. 30.

20 *Ferdinand Lassalle*, Arbeiter-Programm. Über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes (1862), in: *Lassalle*, Gesammelte Reden und Schriften, Bd. 2, S. 3–50, hier: S. 44 und 46.

21 Die Verbrüderung. Correspondenzblatt aller deutschen Arbeiter, Nr. 52, 30.3.1849, Reprint Leipzig 1975, S. 206.

22 Der Social-Demokrat, Nr. 11, 24.1.1869.

23 Neuer Social-Demokrat, 31.8.1873.

24 *Gerhard A. Ritter*, Staat und Arbeiterschaft in Deutschland von der Revolution 1848/49 bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung (1980), in: *ders.*, Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen in Deutschland. Beiträge zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, München 1996, S. 67–93, hier: S. 76ff. und 82ff.; *Jürgen Schmidt*, Feierabend statt Ruhestand? Über die Bedeutung des Ruhestands in der Arbeiterschaft und in der Arbeiterbewegung in Deutschland um 1900, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 22, 2011, S. 55–80.

Markt in Ungleichheit und Unterdrückung münden sah, war die frühe Arbeiterbewegung mit ihren alternativen Wirtschaftsmodellen der Genossenschaften Antipode zur umgebenden kapitalistischen Wirtschaft. Nicht individuelles Gewinnstreben, nicht Unterordnungsverhältnisse standen im Vordergrund, sondern es wurde eine Wirtschaftsform gesucht, in der »jeder Einzelne an demselben [Geschäft] beteiligt ist«, in der die langfristige Tendenz auf die Ausbildung eines kollektiven Eigentums vorhanden war, in der die »selbstverwaltete Produktion« für die Allgemeinheit einen Beitrag zur Überwindung von sozialer Ungleichheit leistete.²⁵ Hermann Schulze-Delitzsch sah in der liberalen Variante der Arbeiter- und Handwerker-Genossenschaften einen Beitrag »zur Bildung eines allgemeinen Wohlstandes«²⁶ und äußerte emphatisch:

»Welche Freude, welches erhebende Gefühl, sein Vorwärtskommen in Bildung und Wohlstand, seine materielle Existenz, seine gesellschaftliche Stellung der *eigenen Kraft* zu danken, sich sein Geschick selbst gemacht zu haben, alle Unterstützung, jede Gönnerschaft mit der von beiden unzertrennlichen Einmischung und Beaufsichtigung, von sich abweisen zu können! Nur wer auf eigenen Füßen steht, wer sich selbst zu helfen weiß, ist ein freier Mann – und dass dies die Arbeiter recht wohl vermögen, wenn sie es nur recht angreifen, das zeigt sich alle Tage [...].«²⁷

Dies wurde zunächst auch innerhalb des VDAV propagiert. In einem seiner ersten politischen Auftritte lobte etwa August Bebel die »Ausbildung und Verallgemeinerung des gewerblichen Genossenschaftswesens«²⁸ und auf dem vierten Vereinstag in Gera 1867 konnte »nur Erfreuliches [...] über die Schuhmacher-, Schneider- und Flaschner-Assoziation in Stuttgart« berichtet werden:

»Diese drei Genossenschaften, von denen jede nur vier bis sechs Mitglieder zähle, hätten sich rasch eine sehr zahlreiche Kundschaft erworben; das Publikum habe wohl herausgefunden, dass ein Arbeiter ganz andere Arbeit liefere, wenn er selbst dabei interessiert sei, dass die Kundschaft dauernd befriedigt werde, als wenn er bloß für einen Meister arbeite [...]. Wenn diese Genossenschafter auch keine ganz großartigen Geschäfte machten, so sei doch für die Mitglieder der Zustand sehr befriedigend. Sie seien nun ihre eigenen Herren, hätten sich keinen unbilligen Forderungen oder Launen eines Andern mehr zu fügen, und daneben sei ihnen nun doch Gelegenheit geboten, nach und nach ein Kapital zu ersparen. Die Schuhmacher hätten in den drei Jahren seit ihrem Bestehen, neben dem Lohne, den sie ausbezahlt erhalten hätten, etwa 300 bis 400 fl. Dividende im Geschäft gut gemacht.«²⁹

In deutlicher Distanz zur kapitalistischen Wirtschaft, gleichzeitig tief mit ihr verflochten, stellte sich die Genossenschaftsbewegung als Teil der Arbeiterbewegung dar. Keineswegs war sie also in ihrer liberalen Spielart eindeutig jenseits der wirtschaftlichen Sphäre angesiedelt, wie es die bereichsbezogene Definition für zivilgesellschaftliche Akteure vorsieht. Vielmehr entsprach diese alternative Form des Wirtschaftens den Vorstellungen und Erfahrungen der Handwerker-Arbeiter. Es war die Welt der Werkstätten, des überschaubaren sozialen Umfelds, das vor den Gefahren und der Macht des anonymen Kapitals schützen sollte und in dem die Idee der beruflichen Selbstständigkeit als Voraussetzung für politische Partizipation noch hochgehalten wurde.³⁰

25 *Stephan Born*, Korporationen, Assoziationen, in: *Das Volk*, Nr. 13, 1.7.1848; vgl. *Manfred Scharrer*, Arbeiter und die Idee von den Arbeitern. 1848 bis 1869, Köln 1990, S. 33f. und 140f.

26 Zit. nach: *Rita Aldenhoff*, Schulze-Delitzsch. Ein Beitrag zur Geschichte des Liberalismus zwischen Revolution und Reichsgründung, Baden-Baden 1984, S. 93.

27 *Hermann Schulze-Delitzsch*, Deutschlands Arbeiter, in: *Die Gartenlaube*, Nr. 32, 1863, abgedr. in: *Hermann Schulze-Delitzsch*, Schriften und Reden, 5 Bde., Frankfurt am Main 1990, Bd. 2, S. 217 (Hervorhebung im Original).

28 *Leipziger Tageblatt*, Nr. 55, 24.3.1863, zit. nach: *Wolfgang Schröder*, Leipzig – die Wiege der deutschen Arbeiterbewegung. Wurzeln und Werden des Arbeiterbildungsvereins 1848/49–1878/81, Berlin 2010, S. 74.

29 *Deutsche Arbeiterhalle*, Nr. 11, 1.12.1867.

30 *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 650ff.

Produktivgenossenschaften waren auch von Ferdinand Lassalle und den Mitgliedern des ADAV gewollt; jedoch erschien ihnen die liberale Vorstellung auf privater Initiative gegründeter Genossenschaften bestenfalls für eine kleine Gruppe bessergestellter Handwerker realisierbar.³¹ Den Arbeitern fehle »vor allen Dingen Geld, Geld und abermals Geld«, um sich in Genossenschaften zusammenzuschließen und gegen die (industrielle) Konkurrenz zu behaupten.³² Sie forderten daher stattdessen die Errichtung von Genossenschaften mit staatlicher Unterstützung und staatlichen Geldern. Mit dieser Vorstellung schufen der ADAV (und später die »Sozialdemokratische Arbeiterpartei«, SDAP) nicht nur ein Gegenmodell zur liberalen Genossenschaftsvariante. Das Genossenschaftswesen entwickelte sich dabei gleichzeitig von einem konkreten Hilfsinstrument für einzelne Handwerker und Berufswege zu einer utopischen Gesellschaftsvorstellung, in der Eigentum in kollektives Eigentum überführt werden sollte und letztlich die »genossenschaftliche Produktion« »der beständigen Anarchie und den periodisch wiederkehrenden Konvulsionen« des Kapitalismus ein Ende bereiten würde.³³ Genossenschaften waren daher insgesamt gesehen lebensweltlich in der frühen Arbeiterbewegung verankert und versuchten, auf wirtschaftlicher Ebene das demokratisch-liberale Selbstverständnis, als »eigene Herren« frei von Ausbeutung zu arbeiten und zu agieren, umzusetzen: »Der Uebergang von der Lohn- zur Genossenschaftsproduction ist ein Act auf socialem Gebiet, was der Uebergang von der Monarchie zur Republik auf politischem ist: die Befreiung von der Bevormundung und Indienstnahme des eigenen Geschicks«, begründete 1872 ein Artikel die Gründung einer Genossenschaft der Berliner Buchdrucker.³⁴

Im Verständnis der Bereichsdefinition entstehen zivilgesellschaftliche Gruppen in der Öffentlichkeit jenseits der Privatsphäre. Sie bedienen sich öffentlicher Medien und sehen in der Öffentlichkeit ihren Adressaten. Selbst die Geheimorganisationen des Vormärz nutzten solche Mittel (Zeitungen, Flugblätter), und mit dem Wachsen der Arbeiterbewegung und ihrer Organisationen wurde das Spektrum an Aktions- und Artikulationsformen immer breiter: von der Vereinssitzung bis zu Delegiertenversammlungen, von Volksversammlungen bis zu Wahlkämpfen, von der Zeitschriften-Kleinauflage zur Massenpresse. »Diese Woche ist hier ein Strike ausgebrochen, die Arbeiter die daran beteiligt sind gehören keiner Gewerkschaft an, mehrere davon kommen oft zu uns [dem SDAP-Ortsverein] um Rath zu holen. Klein und Consorten haben eine Volksversammlung einberufen um daraus Kapital zu schlagen«, schrieb beispielsweise Wilhelm Klacke aus Elberfeld an August Bebel.³⁵ Mobilisierung durch Öffentlichkeit lautete das Ziel. Die Räume lagen dabei jenseits der Privatsphäre: die Kneipe, das Versammlungslokal, die Herberge, die Straße. Vor allem in der Vereinsgeselligkeit fanden Arbeiter Bestätigung und Aktionsmöglichkeiten: »[H]ier waren sie »Bürger« im Vollsinn, hier galt das Prinzip »one man – one vote.«³⁶

31 »Daß die Lohnarbeiter mit all diesen Organisationen nicht das Mindeste zu thun haben, ist selbstverständlich. Diese Genossenschaften mit ihren Kassen gehören sämmtlich dem bemiteltem Handwerkerthum, sowie der kleinen Bourgeoisie an und haben zum Zweck, genannten Klassen die Konkurrenz mit dem Großkapital zu ermöglichen«, *Der Volksstaat*, 9.9.1874.

32 *Mitteldeutsche Volks-Zeitung*, Nr. 154, 6.7.1862, zit. nach: *Shlomo Na'aman/Hans-Peter Harstick*, Die Konstituierung der deutschen Arbeiterbewegung 1862/63. Darstellung und Dokumentation, Assen 1975, S. 171f.

33 Internationale Arbeiterassoziation 1871, zit. nach: *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 656.

34 Der Correspondent, zit. nach: *Christiane Eisenberg*, Frühe Arbeiterbewegung und Genossenschaften. Theorie und Praxis der Produktivgenossenschaften in der deutschen Sozialdemokratie und den Gewerkschaften der 1860er/1870er Jahre, Bonn 1985, S. 29.

35 Wilhelm Klacke an August Bebel, 25.3.1870, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (künftig: SAPMO-BA), NY 4022/109. (Ich danke Thomas Welskopp dafür, dass er mir sein Quellenmaterial zugänglich machte.)

36 *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 573.

Doch wie in den Bereichen von Staat und Wirtschaft war diese Grenzziehung nicht so eindeutig. Zum einen können, allgemein gesprochen, in der Privatsphäre zivilgesellschaftliche Werte und Engagementformen vermittelt werden; zum anderen war die Arbeiterbewegung auf Familien- und Nachbarschaftsnetzwerke angewiesen. Das Nähen der Fahnen, das Ausschmücken von Festsälen, das Vorbereiten von Festen – die Symbolik der öffentlichen Auftritte der Arbeiterbewegung – wurde zum großen Teil von Arbeiterfrauen in ihrer Freizeit, in den Familien vorbereitet. Ehefrauen von Funktionären beteiligten sich an der Reinschrift von Manuskripten, übernahmen – wenn die Ehemänner im Gefängnis saßen – die Korrespondenz ihrer Männer. Kinder mussten Briefe abschreiben und die Post erledigen.³⁷ In einer sich erst allmählich ausbildenden Organisationsstruktur blieben Face-to-Face-Beziehungen unverzichtbar, sollten etwa die reisenden Redner und Agitatoren nach ihren Vorträgen am jeweiligen Aufenthaltsort untergebracht werden. Theodor York schrieb im September 1869 aus Krefeld an August Bebel: »[I]ch habe das herumreisen, um an verschiedenen Orten, wo man Niemanden kennt, aus den Adreßbüchern Socialdemokraten zu suchen, herzlich überdrüssig.«³⁸ Die öffentliche Kultur der Arbeiterbewegung hatte ihren privaten, persönlichen, familiären Hintergrund und war in ihrer Entstehungsphase darauf angewiesen. Private Hilfe für die politischen Agitatoren, Unterstützung der politisch Aktiven in den Familien, Integration der Frauen und Familien in die öffentliche Festkultur der Arbeiterbewegung markieren die Überschneidungsflächen zwischen Familie/Privatsphäre und Zivilgesellschaft und zeigen, dass die Familie zivilgesellschaftliches Engagement befördern konnte.³⁹ Schließlich konnten Familienverhältnisse ganz direkt – »negativ« – auf zivilgesellschaftliches Engagement wirken. Aus Erfurt schrieb Johann Salm 1870 an August Bebel: »Sie werden erwarten, dass wir selbst mehr thun sollen!? Aber ich muss Ihnen mittheilen, dass ich stets umlauert werde und dass ich bei der ersten besten Gelegenheit brotlos werde. Und ich habe eine Familie von 3 kleinen Kindern.«⁴⁰ Bedingt durch staatliche Repressionspolitik konnte auf individueller Ebene die Existenz einer Familie zivilgesellschaftliches Engagement auch einengen. Insgesamt wird aber deutlich, wie sehr das Milieu der Arbeiterbewegung auf persönlichen, familiären Netzwerken ruhte, die hinter der sehr viel stärker beachteten öffentlichen Form der Auftritte und Reden allzu oft übersehen wurden.

I. b. Zivilgesellschaftliche Verhaltens- und Handlungsoptionen der frühen Sozialdemokratie

Emanzipation und Partizipation lautete das Ziel, denn Bevormundung und Ausgrenzung hatte eine sich zunehmend selbstbewusst in die Öffentlichkeit vorwagende Arbeiterbewegung vorher in vielfältiger Form erfahren. Liberale Angebote etwa in Form von Arbeiterbildungsvereinen, wie sie bis in die 1860er Jahre erfolgreich bestanden, wollten zwar zur Integration der Arbeiter in die Gesellschaft beitragen, doch eine wirkliche Teilhabe und gleichberechtigte Vereinsführung wurde ihnen verwehrt. Die »Doktoren[-] u[nd] Professorenleitung tauche [sic] in der Regel nichts, das wüßten wir aus eigener Erfahrung«, riet August Bebel 1868 in Gründung befindlichen Arbeitervereinen; daher sollten sie die Vereinsleitung »aus eigenstem Kreise wählen«.⁴¹ Wie sich das liberale Bürgertum abschotte-

37 Vgl. *August Bebel/Julie Bebel*, Briefe einer Ehe, hrsg. v. *Ursula Herrmann*, Bonn 1997; *Ilse Fischer*, August Bebel und der Verband Deutscher Arbeitervereine 1867/68. Briefftagebuch und Dokumente, Bonn 1994, S. 186 und 188.

38 Th. York an A. Bebel, 27.9.1869, SAPMO-BA, NY 4022/115.

39 *Gunilla-Friederike Budde*, Das Öffentliche des Privaten. Die Familie als zivilgesellschaftliche Kerninstitution, in: *Bauerkämper*, Die Praxis der Zivilgesellschaft, S. 57–75.

40 Johann Salm an August Bebel, 24.1.1870, SAPMO-BA, NY 4022/114.

41 August Bebel an M. Müller, 16.7.1868, in: *Fischer*, August Bebel und der Verband Deutscher Arbeitervereine 1867/68, S. 267.

te, mussten Arbeiter erfahren, die sich 1863 dem liberalen »Deutschen Nationalverein« anschließen wollten. Sie baten den Vorstand darum, Monatsbeiträge statt eines Jahresbeitrags entrichten zu dürfen, um ihre Haushaltskasse nicht zu sehr zu belasten. Der Vorstand lehnte ab und die bürgerlichen Vereinsmitglieder blieben unter sich.⁴² Neben der halbherzigen Integrationspolitik des liberalen Bürgertums standen patriarchalisch-fürsorgliche Angebote aus konservativen Kreisen. Dies wurde besonders bei dem 1844 gegründeten »Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen« deutlich. Allein den Namen empfand Moses Heß in seiner Zeitschrift »Gesellschaftsspiegel« als herabwürdigend für die Arbeiter, da er die Vormundschaft der »sog. höheren Klassen« zum Ausdruck bringe.⁴³ Ein Teil der Arbeiter nahm den instrumentellen Charakter der Reform- und Integrationsbemühungen wahr, setzte sich davon ab und strebte daher nach Emanzipation und Partizipation mithilfe selbstbestimmten autonomen Handelns.⁴⁴ Dies sind zentrale Handlungsweisen sowohl im Selbstverständnis zivilgesellschaftlicher Akteure als auch in der Definition von Zivilgesellschaft.

Obwohl sich das Emanzipationsbestreben der Arbeiterbewegung aus einer Absetzbeziehung vom liberalen Bürgertum speiste, hatte dies keinesfalls eine Loslösung von bürgerlichen Normen und Werten zur Folge. Arbeit und Bildung, die Suche nach Lösungsstrategien aus sozialem Elend und gesellschaftlicher Benachteiligung statt duldsamen Verharrens im Bestehenden, und dauerhafte Veränderungen statt kurzfristiger, spontaner Aktionen erwiesen sich als zentrale Handlungsmaximen für die frühe Arbeiterbewegung seit den 1840er Jahren.⁴⁵ Der (bürgerliche) Verein blieb das organisatorische Vorbild. Die Delegierten der Vereins- und Parteitage diskutierten wie selbstverständlich über Satzungsfragen ihrer Organisationen; im Vorfeld dieser Veranstaltungen zirkulierten unter den Vorstandsmitgliedern verschiedene Formulierungen, wurden Varianten ausgelotet, Tagesordnungsprogramme entworfen.⁴⁶ Die Lektionen bürgerlicher Vereinsführung hatte die frühe Arbeiterbewegung gelernt – entweder als Mitglieder in bürgerlich geleiteten Arbeiter[bildungs]vereinen (August Bebel beispielsweise) oder durch entsprechend gebildetes Führungspersonal (etwa Ferdinand Lassalle und Wilhelm Liebknecht).

In diesen Prozess sollten möglichst viele integriert werden, denn das Ideal war – durchaus in Anlehnung an das liberale Vorbild – der sich artikulierende, einmischende, selbstbestimmt und selbstständig handelnde Bürger. Die »unermüdlige Thätigkeit« von Friedrich Wilhelm Fritzsche, Präsident des Zigarrenarbeiterverbands, wurde in einem Kasseler Arbeiterverein »alle[n] Collegen« als Vorbild empfohlen, um »ihrerseits selbstthätig zu schaffen am großen Ganzen, damit unsere Bestrebungen auch in weiteren Kreisen immer

42 Toni Offermann, Arbeiterbewegung und liberales Bürgertum in Deutschland 1850–1863, Bonn 1979, S. 341–345; Florian Tennstedt, Sozialgeschichte der Sozialpolitik in Deutschland vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, Göttingen 1981, S. 138; Aldenhoff, Schulze-Delitzsch, S. 128ff.

43 Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen, Bd. I, 1845, H. 1, Reprint Amsterdam 1971, S. 25.

44 Aus zivilgesellschaftlicher Perspektive wird hier ein Vorgang ausgeleuchtet, der unter (partei-)politischer Perspektive der Geschichte der Arbeiterbewegung als Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie beschrieben und diskutiert wird, vgl. Gustav Mayer, Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland 1863–1870 (1911), in: Gustav Mayer, Radikalismus, Sozialismus und bürgerliche Demokratie, hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler, Frankfurt am Main 1969, S. 108–178.

45 Vgl. auch Rüdiger Hachtmann, Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution, Bonn 1997, S. 488–490.

46 Vgl. die Quellen in Fischer, August Bebel und der Verband Deutscher Arbeitervereine 1867/68, passim.

tiefer Wurzel schlagen« werden.⁴⁷ Dieser autonom agierende Bürger in der Vorstellung der frühen Arbeiterbewegung wurde als Staatsbürger verstanden: »Ein guter Bürger ist niemals ein Bourgeois«, hieß es in der Zeitung des Kölner Arbeitervereins bereits 1848.⁴⁸ Der »gute Bürger« entsprach dem Staatsbürger im Sinn des französischen Citoyen, der auf einer bürgerschaftlich-republikanischen Konzeption beruhte. Zu dieser Vorstellung gehörte dann auch, dass man sich in die politische Arbeit in den Arbeitervereinen einbrachte. An diesem Ort sollte man lernen, sich zu artikulieren, Forderungen zu erheben und sich durchzusetzen. Im Vergleich zu Turn- und Gesangsvereinen waren die Arbeiterorganisationen – mit beispielsweise rund 12.000 Mitgliedern im ADAV (1869)⁴⁹ – alles andere als Massenbewegungen. Aber im Vergleich zu den weitgehend nur vorübergehend zu Wahlen zusammentretenden Parteien im bürgerlichen Spektrum war hier auf politisch-staatsbürgerlicher Ebene dank national agierender Vermittler und lokal im Milieu verankerter »Anlaufpersonen« ein auf Teilhabe und Partizipation ausgerichtetes Netzwerk entstanden. Die frühe Arbeiterbewegung leistete so wichtige Basisarbeit für politische Bildung und für ein demokratisches Verständnis unter den Arbeitern.⁵⁰

Das zivilgesellschaftliche Programm, Arbeiter zu politisch agierenden Staatsbürgern zu machen, ging mit organisatorischen Lernprozessen und der Einübung sozialer Verhaltensweisen der Mitglieder einher. *Zum Ersten* mussten demokratische Organisationsformen erst erlernt und eingeübt werden. Die im Vormärz entstandenen Geheimbünde hatten angesichts von Verfolgung und Untergrundtätigkeit wenig Spielraum für demokratische Organisationsexperimente. Der 1847 gegründete »Bund der Kommunisten« zeichnete sich durch einen zentralistischen Aufbau aus, bei dem ab 1850 die Zentralbehörde den Kurs »von oben herab« vorgab.⁵¹ Auch der straff zentralisierte ADAV gliederte sich unter der persönlichen »Diktatur der Einsicht« Ferdinand Lassalles einer »von oben« nach »unten« geführten Organisation. August Bebel meinte 1863 auf dem Vereinstag der deutschen Arbeitervereine:

»Ich bin entschieden dagegen, dass die freien Arbeiterversammlungen das Recht haben sollen, Vertreter zum Vereinstag zu schicken. In Leipzig habe ich Gelegenheit gehabt, den Werth und das Treiben solcher großen Arbeiterversammlungen kennen zu lernen. Viele wussten gar nicht, worüber sie abgestimmt hatten. Solche Versammlungen haben keine Organisation, sie folgen dem augenblicklichen Eindruck, den ein gewandter Redner auf sie macht, es fehlt ihren Theilnehmern die vorbereitende Aufklärung.«⁵²

47 Der Botschafter, Nr. 9, 2.3.1867, in: Der Botschafter. Organ der deutschen Cigarrenarbeiter. 1867–1871. Ein Reprint der Gewerkschaft Nahrung – Genuss – Gaststätten, hrsg. v. Willy Buschak, Hamburg 1990, S. 4.

48 Zeitung des Arbeiter-Vereines zu Köln, Nr. 9, 18.6.1848, Reprint Berlin/Bonn 1976, S. 84; Freiheit, Brüderlichkeit, Arbeit. Organ des Arbeitervereins Köln, Nr. 1, 26.10.1848, Reprint Berlin/Bonn 1980, S. 7; vgl. auch Welskopp, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 577.

49 Toni Offermann, Die erste deutsche Arbeiterpartei. Materialien zur Organisation, Verbreitung und Sozialstruktur von ADAV und LADAV 1863–1871, Bonn 2002, S. 111. Bei all diesen Zahlenangaben kommen Probleme der Mitgliederfluktuation, der Beitragssäumnisse et cetera hinzu, die hier jedoch nicht weiter verfolgt werden sollen. Zu den liberalen Arbeiterbildungs- und Handwerkervereinen vgl. Karl Birker, Die deutschen Arbeiterbildungsvereine 1840–1870, Berlin 1973, S. 98–133.

50 Vgl. für die Tradition und Kontinuität dieser Bildungsbestrebungen Adina Lieske, Arbeiterkultur und bürgerliche Kultur in Pilsen und Leipzig, Bonn 2007, S. 175–181.

51 So auch – mit Bezug auf Shlomo Na'aman – Christine Stangl, Sozialismus zwischen Partizipation und Führung. Herrschaftsverständnis und Herrscherbild der sozialistischen deutschen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1875, Berlin 2002, S. 73.

52 Bericht über die Verhandlungen des ersten Vereinstages deutscher Arbeitervereine, 7./8.6.1863, in: Dieter Dowe (Hrsg.), Berichte über die Verhandlungen der Vereinstage deutscher Arbeitervereine 1863 bis 1869, Reprint Berlin/Bonn 1980, S. [34].

Angesichts einer fragilen Neuorganisation, die noch dazu mit Attacken des politischen Gegners rechnen musste, waren solche Absicherungen zum Teil verständlich. Vor allem aber war diese abwehrende und ›von oben‹ durchgeführte dirigistische Haltung nur die eine Seite in den frühen Arbeiterorganisationen. In der von Stefan Born 1848 gegründeten »Arbeiterverbrüderung« als erster national agierenden Organisation der Arbeiter bestand eine Vielzahl an Kontrollmechanismen der Basis über das »Zentralkomitee«, und die Statuten billigten den »lokalen Gliederungen eine weitgehende Selbstständigkeit« zu. Diese Organisationsstruktur sollte Vorbildcharakter für die Parteigründung der SDAP im Jahr 1869 haben. Darüber hinaus verabschiedete man sich 1875 bei der Gründung der »Sozialistischen Arbeiterpartei« (SAP) von den zentralistischen Strukturen, wie überhaupt die Organisationsform des Geheimbundes der 1830er Jahre – auch den sich wandelnden staatlichen Rahmenbedingungen geschuldet – keine Rolle mehr spielte.⁵³ Darüber hinaus legte die Kultur der Vereinsversammlungen mit ihren Möglichkeiten zur Teilnahme an Debatten den Grundstein für innerdemokratisches Verhalten und trug in Volksversammlungen diese Muster in die Öffentlichkeit. Diese Volksversammlungen »verkörperte[n] die institutionelle Umsetzung des Anspruchs auf direkte Demokratie«.⁵⁴

Zum Zweiten galt es für die frühe Arbeiterbewegung und ihre Mitglieder, soziale Verhaltensweisen einzuüben und durchzusetzen. Mit den politischen Gegnern, aber auch zwischen den rivalisierenden Richtungen der Arbeiterbewegung vor 1875 gab es immer wieder harte, bisweilen auch körperliche Auseinandersetzungen. Der Gothaer SPD-Patriarch und spätere Reichstagsabgeordnete Wilhelm Bock schilderte in seiner Autobiografie ein Gespräch mit ADAV-Mitgliedern, die eine Versammlung der liberalen Hirsch-Duncker-schen Gewerkvereine »gesprengt« hatten. Bock fragte sie: »Hattet ihr keinen Redner, der ihm entgetreten konnte?« [...] »Nein, deshalb haben wir sie ja gesprengt.« »Nun Freunde, wir dürfen uns nicht ins Unrecht setzen, sonst leidet unsere gute Sache Schaden.« Bock ging mit den Gothaer Mitgliedern zu einer weiteren Veranstaltung, in der er aber nicht zu Wort kam, worauf es zu »einem großen Tumult und zu einer großen Prügelei« kam. Bock resümierte: »Dieser Vorgang hatte mich gelehrt, dass die Partei von allen raddalustigen Elementen gesäubert werden müsse, was mir unter Anwendung aller Vorsicht auch gelang. Schon im Jahr 1870 hatten wir eine Gruppe von 55 gut disziplinierten und belesenen Genossen.«⁵⁵ Dass diese Schilderung keineswegs die verklärende Rückschau eines politisch erfolgreichen Sozialdemokraten darstellt, zeigt das geforderte Toleranzgebot innerhalb der frühen Arbeiterbewegung:

»Wir werden tolerant sein, ändern Meinungen nur die Kraft der Wahrheit entgegenstellen, denn wir wollen überzeugen und nicht zwingen, belehren und nicht bethören, demokratisieren und nicht demagogisieren, wollen moralisieren und disziplinieren, durch selbstständige Gesamterkenntnis zu innigen Gemeinverständniß, durch Gesamtwille zur Gemeinthat gelangen.«⁵⁶

Und in der Praxis war die Verständigung mit dem politischen Gegner möglich:

»Nachdem man noch lange und lebhaft über verschiedene Vereinsgegenstände [im VDAV] debattirt hatte schloss der Vorsitzende gegen 12 Uhr die Versammlung und wir gingen nun Mehrere in den oberen Saal zu den Lassalleanern, welche auch fertig waren. Bald war eine lebhaftige Diskussion truppenweise im Gange, man vertheidigte beiderseits mit größtem Eifer sein Prinzip. Die Debatten

53 *Scharrer*, Arbeiter und die Idee von den Arbeitern, S. 41; *Stangl*, Sozialismus zwischen Partizipation und Führung, S. 81 und 112; *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 29.

54 Vgl. *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, insb. S. 230–254 und 291–300, Zitat: S. 297.

55 *Wilhelm Bock*, Im Dienste der Freiheit. Freud und Leid aus sechs Jahrzehnten Kampf und Aufstieg, Berlin 1927, S. 16f.

56 Johann Philipp Becker, in: Der Vorbote, Nr. 1, 1.1.1866, zit. nach: *Stangl*, Sozialismus zwischen Partizipation und Führung, S. 160.

wurden oft überlaut aber so interessant dass uns bald der hereinbrechende Tag dabei betroffen hätte, denn bereits in der dritten Stunde schieden wir in bester Eintracht [...].«⁵⁷

Nicht der Konflikt-, sondern der Gewaltverzicht wurde propagiert; und da das Leitbild für eine sozialdemokratische Führungspersönlichkeit der überzeugend argumentierende, seinen Standpunkt verteidigende, Männlichkeit ausstrahlende Redner war, konnte sich die Gewaltfreiheit durchsetzen. Es galt, das Verhalten in zivilgesellschaftliche Bahnen zu lenken, um die Respektabilität der frühen Arbeiterbewegung zu garantieren.

Der Erwerb von Respektabilität und die Einhaltung von sozialen Verhaltensweisen konnten aber schließlich auch zum Ausschluss von gesellschaftlichen Gruppen führen. Das Grundproblem zivilgesellschaftlicher Akteure bis in die heutige Zeit ist, dass sie auf individuelle Fähigkeiten angewiesen sind. Dazu gehören Abkömmlichkeit, Zeit, finanzieller Spielraum, rhetorisches und/oder organisatorisches Talent. Dies galt auch im historischen Kontext der Entstehungsgeschichte der Arbeiterbewegung. Zunächst schloss die Arbeiterbewegung begrifflich kaum ein Mitglied der Gesellschaft aus: »Arbeiter sind wir alle, insofern wir nur eben den Willen haben, uns in irgendeiner Weise der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen«, argumentierte Ferdinand Lassalle in seinem »Arbeiterprogramm« von 1862.⁵⁸ Daneben existierten jedoch weitere Arbeiterbegriffe und die Definition blieb unscharf. In manchen Artikeln und Reden findet sich ein enger Bezug auf Arbeiter-Gesellen, häufig wird er im Kontrast zum Bourgeois, zum Ausbeuter, verstanden und vereinzelt bereits auf den Lohnarbeiter eingengt:

»Man versteht darunter [unter dem Begriff Arbeiter] eine Person, welche ihren Arbeitsertrag gegen Lohn einem Anderen (dem Unternehmer oder Kapitalisten) überlässt. Es wäre daher offenbar richtiger, statt schlechthin »Arbeiter« in diesem Sinne stets »Lohnarbeiter« zu sagen, allein man wird einräumen, dass dies ein sprachlicher Einwand ist, kein volkswirtschaftlicher, und dass es daher lächerlich ist, in ernsthaften sozialpolitischen Debatten mit diesem Einwand zu kommen, als würde dadurch an der Sachlage etwas geändert, dass man dem Ding einen anderen Namen gibt.«⁵⁹

Eine engere Definition des Arbeiters spiegelt auch eher die Realität der Vereine, deren Mitglieder – trotz aller Differenzierungen im Einzelnen – aus dem handwerklich-gewerblich-industriellen Umfeld kamen, wo sie in der überwiegenden Mehrheit in abhängigen, zum Teil in selbstständigen Positionen körperliche Arbeit verrichteten. Mochte in der Führungsspitze auch ein gewisser Anteil an »Intellektuellen« auftauchen, blieben sie innerhalb der Gesamtmitgliedschaft eine Minderheit, die über 5 % weder im ADAV, VDAV, noch in der SAP hinauskam. Dennoch blieb das Universalitätsprinzip sowohl als Utopie und Fernziel als auch als Agitationsmuster bestehen. Gegenüber dem Vorwurf, nur die Interessen einzelner Bevölkerungsgruppen zu vertreten, argumentierte Wilhelm Liebknecht auf dem Vereinigungsparteitag von 1875:

»Das Wort Arbeiter hat durchaus keinen exklusiven Charakter. Arbeit ist Bethätigung des Menschenthums. [...] Durch Arbeit wird der Mensch erst zum Menschen. Arbeiter heißt also Mensch – [...] und Arbeiterpartei nennen wir uns nicht blos, weil wir die Arbeit als einzige wirtschaftliche Basis der Gesellschaft, den Arbeiter als einziges nützlich Mitglied der Gesellschaft anerkennen [...], sondern auch im Hinblick auf den echt menschlichen Charakter der Arbeit, weil die Arbeit alleinige Trägerin der Kultur und des Menschenthums ist [...].«⁶⁰

57 August Wecke an August Bebel, 30.6.1869, zit. nach: *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 243.

58 *Lassalle*, Arbeiter-Programm, S. 38.

59 Deutsche Arbeiterhalle, Nr. 22, 4.12.1868, Reprint Berlin/Bonn 1979, S. 87.

60 Protocoll des Vereinigungs-Congresses der Sozialdemokraten Deutschlands, 22. bis 27. Mai 1875, Leipzig 1875, in: Protokolle der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands (1869–1887), Reprint Bonn/Berlin 1976, Bd. II, S. 35f.; vgl. auch *Werner Conze*, Arbeiter, in: *Brunner/Conze/Koselleck*, Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, S. 216–242, hier: S. 231–234.

In die Praxis der Mitgliederrekrutierung ließen sich diese umfassenden, universalen Werte nicht umsetzen. Zu sehr war diese Inklusionsmetaphorik Rhetorik; zu sehr stammten Begriffe, Werte und Umgangsformen aus der Welt des männlich dominierten Handwerks. Frauen, Landarbeitern und unqualifizierten Arbeitern blieben daher diese Räume der Arbeiterbewegung fremd und verschlossen. Zwar verhinderte auch das Vereinsgesetz bis 1908 eine aktive Mitgliedschaft der Frauen, doch die Kneipe und das Versammlungslokal blieben eben auch lange eine Männerdomäne, die Landarbeiter hielt man für ungebildet und uneinsichtig, die Integration ungelernter Arbeiter kam auch nach 1890 nur langsam voran und vom »Lumpenproletariat« grenzte sich die Partei ab. Als August Bebel eine Wohnung in Zürich suchte, um in der Nähe seiner Tochter wohnen zu können, fand er vorübergehend eine »sehr ungünstig« gelegene Wohnung mit »enorme[m] Lärm im Hause und auf der Straße«. An Wilhelm Liebknecht schrieb August Bebel 1894: »Das Haus ist eine wahre Kaserne, über uns wohnt fast in jeder Stube eine Familie und zum Teil was für Volk. Hier kann man das Proletariat von seiner schlimmsten Seite studieren.«⁶¹

Das moderne Konzept der Zivilgesellschaft auf Grundlage zweier unterschiedlicher Definitionen (Bereichs- und Handlungsdefinition) an den historischen Akteur »frühe Arbeiterbewegung« anzulegen, macht Chancen und Grenzen dieser Definitionstypen für die Forschung zur Zivilgesellschaft deutlich. Dies soll hier nicht weiter verfolgt werden.⁶² Sichtbar wurde jedenfalls, dass eine schematische Abgrenzung der Arbeiterbewegung als Zivilgesellschaftsakteur jenseits von Staat, Wirtschaft und Privatsphäre nicht haltbar ist. Ausgegrenzt und verfolgt vom bestehenden Staat, wurde ein alternatives Staatsverständnis ein zentrales Leitmotiv der politischen Arbeit der frühen Arbeiterbewegung. Deutlich wurde zudem, wie sehr die in der Öffentlichkeit wirkende Arbeiterbewegung auf die familiären und privaten Netzwerke angewiesen war, um ihre öffentlichen Ziele verwirklichen zu können. Darüber hinaus wird für die Arbeiterbewegung aus zivilgesellschaftlicher Perspektive die Nähe zum bürgerlichen Organisationsmodell des Vereins, vor allem aber die Übernahme bürgerlicher Werte und Verhaltensweisen besonders deutlich. Die »disziplinierten« und »belesenen« Anhänger, die Wilhelm Bock in Gotha um sich scharte, wären auch in jedem bürgerlichen Arbeiterverein willkommen gewesen. Es fand hier durchaus eine Form der Verbürgerlichung statt, die sich aber nicht in bloßer Übernahme erschöpfte, sondern auch die Transformation dieser Vorstellungen einschloss. Dazu zählte auch die Erweiterung der Öffentlichkeit um neue Arenen außerhalb traditionell bürgerlicher Medien: Die Straße etwa wurde ein wichtiges Instrument, um symbolisch Stärke zu demonstrieren. Das Engagement des Arbeiters als politisch aktives, selbstständiges Individuum war darüber hinaus eingebunden in solidarisches Handeln einer für das Gemeinwohl streitenden Bewegung. Der aus dem bürgerlich-liberalen Verständnis hergeleitete politisch engagierte Staatsbürger sollte für ein sozialistisches Gesellschaftsmodell streiten. Deutlich wird mit diesen Ergebnissen auch die Stärke des zivil- beziehungsweise bürgergesellschaftlichen Ansatzes. Es handelt sich nicht um eine ahistorische, Ex-post-Konstruktion, sondern um einen Analyserahmen, der vergessene, verschüttete Eigenschaften der Arbeiterbewegung betont und normative Grundkonflikte der Arbeiterbewegung herausarbeitet. Betrachtet man die Arbeiterbewegung unter zivilgesellschaftlichen Aspekten, tritt sie schließlich – wie erwähnt – in ein Spannungsverhältnis zu klassengesellschaftlichen Ansätzen, die die Entstehung der Arbeiterbewegung ausgehend von ökonomischen Klassenspannungen analysieren. Arbeiterbewegung umfasst unter zivilgesellschaftlicher Betrachtung ein dezidiert politisches Feld, erscheint als politischer Akteur zur Erringung von staatsbürgerlichen Rechten. Weniger der Betrieb, die Streiks und die genuin auf die

61 A. Bebel an W. Liebknecht, 7. August 1894, in: *August Bebel*, Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 5, München/New Providence etc. 1995, S. 51.

62 Vgl. hierzu *Schmidt*, Zivilgesellschaft und nicht-bürgerliche Trägerschichten, S. 38ff.

Eigeninteressen der Arbeiterschaft bezogenen Konfliktlinien treten in den Vordergrund, sondern die Kämpfe um politische Partizipation. Der folgende Teil blickt daher am Beispiel Erfurts in der Zeit des Kaiserreichs breiter auf das sozialdemokratische Milieu.

II. SOZIALDEMOKRATIE UND GEWERKSCHAFTSBEWEGUNG IM KAISERREICH – SOZIOÖKONOMISCHE VERHÄLTNISSE UND MILIEUVERNETHUNG

Die Wahrnehmung und Erfahrung sozioökonomischer Ungleichheit stellte einen wesentlichen Bezugspunkt in der Entstehung sozialistischer Parteien dar. Der Antagonismus zwischen Kapitalisten/Ausbeutern und Arbeitern/Proletariern erwies sich als die prägende Figur dieser Ungleichheitsdimension.

»Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht die Verdrängung der zersplitterten Kleinbetriebe durch kolossale Großbetriebe, geht die Entwicklung des Werkzeugs zur Maschine, geht ein riesenhaftes Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit. Aber alle Vorteile dieser Umwandlung werden von den Kapitalisten und Großgrundbesitzern monopolisiert. Für das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten – Kleinbürger, Bauern – bedeutet sie wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung«,

lautete die Prognose im »Erfurter Programm« von 1891. Programmatisch wurden zwar mit Forderungen nach einem (achtstündigen) Normalarbeitstag, Verbot der Sonntags- und Kinderarbeit oder einem »Schutzgesetz für Leben und Gesundheit der Arbeiter« im Gothaer Programm von 1875 und im Erfurter Programm von 1891 von den sozialistischen Parteien Lösungsvorschläge formuliert. Aber die konkrete, alltägliche, auf Erfahrung beruhende Praxis und Lösung der »Brot- und Butter-Fragen« – die Verbesserung der sozialen Lage, des Einkommens, des Lebensstandards – fiel im Rahmen linker Politik und innerhalb des sozialmoralischen Milieus der sozialistischen Arbeiterbewegung den Gewerkschaften zu. Im ersten Teil wird daher der Frage nach den Verflechtungen zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaft nachgegangen, die immer noch umstritten ist. In der Forschung finden sich sowohl Positionen, die den Parteien den entscheidenden Schrittmacherdienst zur Gewerkschaftsgründung zuschreiben, als auch jene Stimmen, die den Organisationsaufbau »von unten« betonen, der unter anderem aus handwerklichen Organisationstraditionen und Streikerfahrungen resultierte.⁶³ Der nachfolgende zweite Teil rekonstruiert das schwierige Wechselspiel zwischen gewerkschaftlicher und parteipolitischer Organisation im sozialmoralischen Milieu um 1900 in Erfurt.⁶⁴

Der Milieubegriff erfasst dabei die Individuen in ihrem sozialen Umfeld und geht davon aus, dass Milieuzugehörigkeit sowohl auf rationalen als auch subjektiv-emotionalen Bindungen beruht. Das – in den Kategorien von M. Rainer Lepsius – sozialmoralische Milieu der Sozialdemokratie zeigte durch Prozesse der Binnenhomogenisierung bei gleichzeitiger Außenabgrenzung zwar eine hohe Dichte und große Nähe. Andererseits aber war

63 Eberhard Schmidt, Arbeiterbewegung, in: Roland Roth/Dieter Rucht (Hrsg.), Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch, Frankfurt am Main/New York 2008, S. 157–186; Michael Schneider, Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung in Deutschland von den Anfängen bis heute, Bonn 1989; Klaus Schönhoven, Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt am Main 1987; Willy Albrecht, Fachverein – Berufsgewerkschaft – Zentralverband. Organisationsprobleme der deutschen Gewerkschaften 1870–1890, Bonn 1982; Ulrich Engelhardt, »Nur vereint sind wir stark«. Die Anfänge der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1862 bis 1869/70, 2 Bde., Stuttgart 1977.

64 In diesem Abschnitt werden unveröffentlichte und veröffentlichte Teile aus meiner 2005 erschienenen Dissertation genutzt (Jürgen Schmidt, Begrenzte Spielräume. Eine Beziehungsgeschichte von Arbeiterschaft und Bürgertum am Beispiel Erfurts 1870–1914, Göttingen 2005).

das Partei- und Organisationsmilieu anders ausgelegt als das soziale Milieu der Arbeiterschaft. Das Organisationsmilieu lebte von aktiver Teilnahme; soziale Homogenität spielte dagegen eine eher untergeordnete Rolle. Um die Vielgestaltigkeit sozialdemokratischer Lebenswelten sowie Überschneidungs- und Berührungsflächen beziehungsweise die Nicht-Überschneidung verschiedener Milieuebenen deutlich zu machen, erfolgt daher eine Diversifizierung des Milieubegriffs in ein Organisationsmilieu der aktiven Mitglieder, ein soziales Milieu der potenziellen Anhänger und Sympathisanten sowie ein sozialmoralisches Milieu, das »durch eine Koinzidenz mehrerer Strukturdimensionen« zusammengehalten wird.⁶⁵ Mit dieser Modifikation des sozialmoralischen Milieus, das gerade für das späte Kaiserreich nach wie vor überzeugend ist, soll gleichzeitig einem Problem in der Milieudefinition von Lepsius begegnet werden. Dort wird ausgehend von der Existenz eines sozialen Milieus auf Organisationen innerhalb des Milieus geschlossen und die darin vorkommenden Organisationen dienen wiederum als Beleg für die Existenz des sozialmoralischen Milieus – ein klassischer Zirkelschluss.⁶⁶

II.a. Gewerkschaften und Sozialdemokratie am Beispiel Erfurts im Kaiserreich

Die Führungsspitze des »Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins« hatte zu Gewerkschaften und Streiks ein zwiespältiges Verhältnis, da sie in ihrer auf Ferdinand Lassalle zurückgehenden Theorie des »ehernen Lohngesetzes« den Gewerkschaften eigentlich keine Bedeutung beimaß. Unter dem Eindruck der Streikwellen ab 1868 und in der praktischen Arbeit vor Ort wurden allerdings antigewerkschaftliche Vorbehalte im ADAV beiseitegefegt.⁶⁷ In Erfurt entstanden Ende des Jahres 1868 Mitgliedschaften des »Gewerkvereins deutscher Holzarbeiter«, des »Allgemeinen Deutschen Schuhmachervereins« sowie der »Allgemeinen Deutschen Metallarbeiterschaft«.⁶⁸ Initiator war der zu diesem Zeitpunkt noch dem ADAV angehörende Theodor York, der als reisender Agitator auch bei der Gründung der Erfurter ADAV-Gemeinde im Februar 1865 eine tragende Rolle gespielt hatte.⁶⁹ Neben diesem von politischer Seite initiierten Gründungsakt gab es bereits Mitte der 1860er Jahre rund um Streiks in der Bekleidungsbranche Kristallisationspunkte für mögliche Zusammenschlüsse der Arbeiter. 1865 hatten ein Teil der Erfurter Schuhmacher erfolglos, ein Teil der Schneider dagegen erfolgreich Lohnerhöhungen von den Meistern und Fabrikanten gefordert. Zu einer dauerhaften, eigenständigen organisatorischen Arbeitervertretung dieser beiden Berufe kam es allerdings noch nicht.⁷⁰

65 Lepsius, *Parteiensystem und Sozialstruktur*, S. 68; vgl. auch Sebastian Priifer, *Sozialismus statt Religion. Die deutsche Sozialdemokratie vor der religiösen Frage 1863–1890*, Göttingen 2002, S. 101–107.

66 Vgl. die größtenteils nicht in die Buchfassung übernommene Diskussion des Milieubegriffs in Welskops Habilitationsschrift an der Freien Universität Berlin (*Das rote Banner der Brüderlichkeit*, Manuskript, S. 69–95). Zu neueren Verwendungen des Milieubegriffs in der Geschichtswissenschaft vgl. auch Sven Reichardt/Detlef Siegfried (Hrsg.), *Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983*, Göttingen 2010.

67 Schönhoven, *Die deutschen Gewerkschaften*, S. 32; Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit*, S. 263.

68 Michael Schneiderheinze, *Arbeiterbewegung in der preußischen Provinz Sachsen. Zum Kampf des deutschen Proletariats vom Abschluß der Reaktionsperiode bis zur Gründung der sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands 1875*, Diss., Halle-Wittenberg 1988, S. 74.

69 Vgl. zu Theodor York: Christian Gotthardt, *Industrialisierung, bürgerliche Politik und proletarische Autonomie. Voraussetzungen und Varianten sozialistischer Klassenorganisationen in Nordwestdeutschland 1863 bis 1875*, Bonn 1992, S. 202, Anm. 10.

70 Schneiderheinze, *Arbeiterbewegung in der preußischen Provinz Sachsen*, S. 84; zur Unterscheidung von befristeten Streikkoalitionen und dauerhaften Gewerkschaften vgl. auch Schneider, *Kleine Geschichte der Gewerkschaften*, S. 42.

1869/70 vollzog sich der parteipolitische Richtungswechsel in den Erfurter Gewerkschaften. War bis zu diesem Zeitpunkt noch eher eine ADAV-geprägte Struktur vorhanden, so dominierte nun die ›Eisenacher‹-Linie rund um August Bebel und die SDAP. Ab Oktober 1869 existierten in Erfurt die »Internationale Gewerksgenossenschaft der Holzarbeiter« sowie die der Maurer und Zimmerleute.⁷¹ Nach einem von August Bebel vorgelegten Musterstatut kämpften diese Gewerksgenossenschaften – auch mit dem Mittel des Streiks – unter anderem dafür, »die Würde und das materielle Interesse der Beteiligten zu wahren und zu fördern«.⁷² Diese Gewerkschaftsrichtung entfaltete eine immer größere Agitation. Da sich darüber hinaus zur gleichen Zeit auf nationaler Ebene die ADAV-Spitze in einer Krise befand, wendeten sich auch auf lokaler Ebene die gewerkschaftlich aktiven Erfurter Arbeiter – ähnlich der Entwicklung im Reich – dem Angebot Bebels und seiner Partei zu.⁷³ Anfang des Jahres 1870 vollzogen auch die Erfurter Mitglieder des »Allgemeinen Deutschen Schuhmachervereins« den Wechsel: Nach dem Willen des Erfurter Vorstands sollte sich diese Gewerkschaftsgruppierung dem Gewerkschaftsdachverband des ADAV, dem »Allgemeinen Deutschen Arbeiterschaftsverband«, anschließen. Doch dagegen regte sich unter den Mitgliedern Widerstand. Wie stark parteipolitische Auseinandersetzungen in die Gewerkschaftsarbeit einfließen, zeigte sich daran, dass dieser Widerstand von außen – von der Erfurter Sektion der »Internationalen Gewerksgenossenschaft der Schneider« – in die Organisation der Schuhmacher getragen wurde. Dies geschah mit Erfolg: Am 21. Februar 1870 gründeten die Schuhmacher eine Erfurter Dependence der »Internationalen Gewerksgenossenschaft der Schuhmacher«.⁷⁴ Die Schneider stellten ihren Organisationsvorsprung und Erfahrungsschatz zur Verfügung. Ebenfalls sind Nachwirkungen von August Bebels Agitationsreise durch Thüringen, als er im Juni 1869 in Erfurt Station machte, nicht auszuschließen. Dass Theodor York, der die Erfurter ADAV-Ableger 1868 initiiert hatte, den Weg zur SDAP gefunden hatte, mag ein weiterer Grund für die Umorientierung in den Erfurter Gewerkschaften gewesen sein. An der Dominanz der Gewerksgenossenschaften jedenfalls änderte sich nichts mehr. Bereits 1870 feierte man selbstbewusst das erste Stiftungsfest der Bewegung. Außerdem befand sich mit der »Internationalen Gewerksgenossenschaft der Holzarbeiter«, der 1872 in Erfurt 350 und ein Jahr später 480 Mitglieder angehörten, in der Stadt ein »bedeutendes Zentrum« der SDAP-Gewerkschaftsbewegung der Provinz Sachsen.⁷⁵

Das Gründungsjahrzehnt der Erfurter Gewerkschaften wurde demnach von den beiden konkurrierenden Arbeiterparteien, dem ADAV und der SDAP, bestimmt.⁷⁶ Für eine Konstituierung ›von unten‹ infolge von Streiks existierte kaum ein Spielraum. Die Initiatoren kamen von außerhalb der Stadt. Es war die Stunde der von Thomas Welskopp beschriebenen Milieuvernetzer, die sich mit lokal aktiven Arbeitern in Verbindung setzten. Erreicht wurden die Gesellen im Bekleidungssektor sowie die Holz-, Bau- und Metallarbeiter. Mit

71 *Schneiderheinz*, Arbeiterbewegung in der preußischen Provinz Sachsen, S. 111.

72 Zit. nach: *Schneider*, Kleine Geschichte der Gewerkschaften, S. 46; vgl. auch *Klaus Tenfelde*, Entstehung der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Vom Vormärz bis zum Ende des Sozialistengesetzes, in: *ders./Klaus Schönhoven/Michael Schneider* u. a., Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945, hrsg. v. *Ulrich Borsdorf* unter Mitarbeit v. *Gabriele Weiden*, Köln 1987, S. 15–165, hier: S. 115f.

73 Vgl. für die allgemeine Entwicklung *Schönhoven*, Die deutschen Gewerkschaften, S. 32.

74 *Schneiderheinz*, Arbeiterbewegung in der preußischen Provinz Sachsen, S. 113.

75 Ebd., S. 114, 152 und 154.

76 Vgl. die Diskussion bei *Kocka*, Lohnarbeit und Klassenbildung, S. 179; vgl. dagegen *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 265: »Diese fortgesetzte Schwäche der Gewerkschaftsbasis machte die Gründung von Berufsverbänden in den meisten Branchen von der Initiative der sozialdemokratischen Parteien abhängig.«; vgl. auch *Gotthardt*, Industrialisierung, bürgerliche Politik und proletarische Autonomie, S. 270f.

Ausnahme der Metallarbeiter dominierten in allen Berufen kleingewerbliche Strukturen. Für Absprachen auf betrieblicher Ebene war für die noch vorwiegend in der Hausindustrie beschäftigten Schuhmacher und Schneider kaum Raum vorhanden. Es bedurfte daher des Impulses durch die politische Arbeiterbewegung, um die Gewerkschaftsidee in die Erfurter Arbeiterschaft zu tragen. Hinzu kam außerdem, dass die sozialdemokratischen Gewerkschaften in ihrer Frühphase ihren Mitgliedern, wie Christiane Eisenberg betonte, wenig Nutzen, aber viele Nachteile bringen konnten. Der Beitritt geschah deshalb weniger aus einem individualistischen Nutzenkalkül heraus als vielmehr aus politisch-ideologischer Überzeugung.⁷⁷

Überhaupt standen beide Organisationsformen in enger personeller Verflechtung. Die Gründer und Initiatoren der Gewerkschaften kamen zwar aus der Partei, übernahmen aber parallel dazu Führungsfunktionen in den neu geschaffenen Organisationen.⁷⁸ Aus dieser Entwicklung mag durchaus eine gewisse Kolonisation der Gewerkschaften durch die Partei, im Sinne einer Unterordnung des Gewerkschaftsprinzips unter das der Partei, sprechen.⁷⁹ Andererseits konnten die Führungspersonlichkeiten nicht losgelöst von der Gewerkschaftsbasis und ihren Forderungen agieren, noch dazu, da – nach dem Rückschlag infolge des Kriegs von 1870/71 – ab Mitte der 1870er Jahre die Gewerkschaftsarbeit stabilisiert und verbreitert werden musste. Schließlich darf die Vermittlung, das Weiterwirken, die Transformation und Neugewichtung handwerklicher Ideen, Traditionen und Vorstellungen nicht vergessen werden, die eine Vielzahl der Agitatoren in ihrer eigenen beruflichen Sozialisation erlebt hatten, darunter auch die für Erfurt wichtigen Figuren wie der Tischler Theodor York, der Schuhmacher Wilhelm Bock und der Schneider Paul Reißhaus. Im Statut des Erfurter »Bundes der Tischler und Berufsgenossen« von 1876 kam die Verknüpfung aus Altem und Neuem zum Ausdruck. Zweck der aus der verbotenen Gewerkschaft der Holzarbeiter hervorgegangenen Organisation war es, »die Ehre und materiellen Interessen der Arbeitnehmer gegenüber der immer mehr wachsenden Macht des Kapitals resp. der Arbeitgeber zu schützen.«⁸⁰ Handwerkliche Ehre und Kampf gegen das Kapital fügten sich in einer knappen Formel zusammen.

Trotz aller parteipolitischen Schwenks und äußeren Belastungsfaktoren konnten die ersten Erfurter Gewerkschaften 1878 auf eine zehnjährige Tradition blicken, hatten ihre Aufgaben und Ziele formuliert, einen kleinen Funktionärskörper aufgebaut, erste Streiks durchgeführt (oder verhindert) und Mitglieder kommen und gehen gesehen.⁸¹ Die Kontinuität gewerkschaftlicher Arbeit vor Ort wurde denn auch nicht durch mögliche Reibereien oder Rivalitäten zwischen Gewerkschaften und parteipolitischen Organisationen gefährdet, sondern durch die staatliche Verfolgungspraxis. Bereits vor dem Sozialistengesetz waren zwischen 1876 und 1878 in Erfurt sechs Gewerkschaftsorganisationen geschlossen worden oder hatten sich selbst aufgelöst, um ihre Vereinskassen vor der staatlichen Verfolgung zu retten.⁸² Mit Erlass des Sozialistengesetzes verschärfte der Staat die

77 Christiane Eisenberg, *Deutsche und englische Gewerkschaften. Entstehung und Entwicklung bis 1878 im Vergleich*, Göttingen 1986, S. 209.

78 Vgl. Bock, *Im Dienste der Freiheit*, S. 47: »Ich wollte meine Kraft und Fähigkeiten in gleicher Weise der Partei wie der Gewerkschaft widmen.«

79 Vgl. allgemein zum Verhältnis von Partei und Gewerkschaft in den 1860er Jahren: Schönhoven, *Die deutschen Gewerkschaften*, S. 33f.; Schneider, *Kleine Geschichte der Gewerkschaften*, S. 44ff.; Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit*, S. 268f.; Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: *Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914*, München 1995, S. 158–160.

80 Bericht der Polizeiverwaltung an den Regierungspräsidenten, 12.8.1878, Stadtarchiv Erfurt (künftig StAE) 1-2/124-1, Bl. 55.

81 Vgl. auch Tenfelde, *Entstehung der deutschen Gewerkschaftsbewegung*, S. 143.

82 Nachweisung der in den letzten 3 Jahren aufgelösten Vereine, August 1878, StAE 1-2/124-1, Bl. 39.

Verfolgungsmaßnahmen, ohne allerdings die entstandenen Strukturen völlig zerschlagen zu können. Über Kranken- und Unterstützungskassen konnten gewerkschaftliche Traditionslinien fortbestehen⁸³, auch wenn die überwachende Polizeibehörde immer wieder feststellte, dass in den Versammlungen »Aeußerungen nicht vorgekommen [sind], welche über den bezeichneten Zweck hinausgegangen wären« und keine der Kassen »in irgendeiner Beziehung zu sozialdemokratischen Gewerkschaften« stünde.⁸⁴

Die sogenannte »milde« Phase des Sozialistengesetzes ab Anfang der 1880er Jahre verschaffte der Arbeiterbewegung etwas Luft; außerdem trafen aus den Städten, für die der »kleine Belagerungszustand« galt (Berlin, Hamburg, Leipzig), ausgewiesene Agitatoren in Erfurt ein und verstärkten nicht nur die Partei-, sondern auch die Gewerkschaftsinitiativen in der Provinz. Das Kassenwesen wurde immer stärker ausgebaut und eine Einflussnahme der sozialdemokratischen Bewegung war bis Mitte der 1880er Jahre unübersehbar. Auf einer öffentlichen Schuhmacherversammlung im September 1883 wurde das Kassenwesen vor 300 Teilnehmern diskutiert, und beim Stiftungsfest der »Allgemeinen Arbeiterunterstützungskasse« hielt der später als Sozialdemokrat in Erfurt in zahlreichen Funktionen hervortretende Konditorgehilfe Ernst Goldammer eine kurze Ansprache über das Unterstützungskassenwesen. Die Polizeiverwaltung Erfurts meldete bereits im Dezember 1883, dass »namentlich der Vorstand der Zigarrenarbeiterkrankenkasse die sozialdemokratische Propaganda« betreibe.⁸⁵ 1885 gab es 19 Kassen, davon waren in mehreren Vorständen Sozialdemokraten vertreten.⁸⁶ Der aus Berlin ausgewiesene Sozialdemokrat Paul Reißhaus war Vorsitzender der beiden Kassenorganisationen der Schneider.⁸⁷ Zum gleichen Zeitpunkt gründeten sich in Erfurt verstärkt Fachvereine, lokal organisierte Interessenvertretungen der einzelnen Berufszweige, die möglichst »schnell zur informellen überregionalen Kontaktaufnahme« übergingen.⁸⁸ 1885 verzeichnete der Polizeibericht entsprechende Vereine für die Tischler (70 Mitglieder), Buchbinder (32 Mitglieder), Schneider (70 Mitglieder) und Glaser (17 Mitglieder) sowie den aus einer Protestaktion hervorgegangenen »Fachverein der Maurer«.⁸⁹

83 Im September 1879 gab es acht Hilfskassen in Erfurt und zwar für Buch- und Steindrucker, für »selbständige zunftfreie Schuhmachermeister«, für Tischler, Zimmergesellen, Klempner, Buchbindergehilfen sowie eine »Allgemeine Schuhmacher-Krankenkasse«. Hinzu kamen drei »Zahlstellen auswärts eingeschriebener Hilfskassen« für Schneider, Tischler und Metallarbeiter, Polizeiverwaltung Erfurt an Regierung Erfurt, 16.9.1879, StAE 1-2/120-1, Bl. 76f. Vgl. *Gerhard A. Ritter/Klaus Tenfelde*, Der Durchbruch der Freien Gewerkschaften Deutschlands zur Massenbewegung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts (1976), in: *Ritter*, Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen in Deutschland, S. 131–182, hier: S. 145.

84 Vierteljährlicher Bericht der Polizeiverwaltung an den Regierungspräsidenten, 13.3.1879, StAE 1-2/124-1, Bl. 125f.; sowie: Polizeiverwaltung Erfurt an Regierung Erfurt, 16.9.1879, StAE 1-2/120-1, Bl. 76f.

85 Halbjahresbericht der Polizeiverwaltung an den Regierungspräsidenten, 1.9.1883, StAE 1-2/124-1, Bl. 363f.; Polizeiverwaltung Erfurt an den Regierungspräsidenten, 28.12.1883, StAE 1-2/124-1, Bl. 273.

86 Zur Bedeutung des Kassenwesens für den Erhalt und Ausbau der Arbeiterbewegung unter dem Sozialistengesetz vgl. *Gerhard A. Ritter*, Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive (1989), in: *Ritter*, Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen in Deutschland, S. 183–226, hier: S. 187.

87 Polizeiverwaltung an den Regierungspräsidenten, 19.9.1885, StAE 1-2/120-1, Bl. 352–355. Vgl. auch allg. *Ritter*, Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, S. 187.

88 *Schönhoven*, Die deutschen Gewerkschaften, S. 49.

89 Halbjahresbericht der Polizeiverwaltung an den Regierungspräsidenten, 19.9.1885, StAE 1-2/124-1, Bl. 344ff. Die Tischler und Buchbinder hielten je 17 Versammlungen, die Schneider 24 Versammlungen im Berichtszeitraum ab. In einer öffentlichen Maurerversammlung beschwerten sich die Anwesenden über die viel zu geringen Löhne und übten daher scharfe Kritik an den Maurermeistern. Noch am gleichen Abend wurde der Fachverein der Maurer gegründet.

Hinzu kamen die Vereinigungen der Buchdrucker, Schuhmacher sowie Zimmerer.⁹⁰ Bis auf die Glaservereinigung waren die Pioniere der ersten Gründungswellen wieder die Initiatoren der Bewegung. Mit diesem »Hebel der Organisierung«⁹¹ unter dem Sozialistengesetz war die Gewerkschaftsarbeit weitgehend gesichert und das lokale Netzwerk zwischen Gewerkschaft und politischer Bewegung hatte sich bewährt. 1886 befanden sich unter den 28 Mitgliedern des »Reiseunterstützungsverbandes der Schneider« elf Schneider, die der Sozialdemokratie zuzurechnen waren.⁹²

Mit dem Ende des Sozialistengesetzes, den kontinuierlich auftauchenden Streikwellen, der freieren, publikumswirksamen Öffentlichkeitsarbeit zeichnete sich seit Mitte der 1890er Jahre eine Tendenz zur Verstetigung, Festigung und Verbreiterung der Bewegung ab. Die Freien Gewerkschaften standen nach der durch Konjunkturunbruch und verlorene Streiks eingetretenen Krise 1891/93 vor dem »Durchbruch zur Massenorganisation«.⁹³ Vor allem die Niederlage der Erfurter Schuhmacher im Streik und in der Aussperrung 1890/91, dem größten Arbeitskampf in Erfurt vor der Jahrhundertwende, hatte einen unmittelbaren Lerneffekt auf die Gewerkschaftsbewegung, denn »gerade die bei dieser Aussperrung gemachten Erfahrungen veranlassten am 23. April 1891 die Gründung des ersten Erfurter Gewerkschaftskartells, das erste in Deutschland, das auf dem Vertrauensmänner-System errichtet wurde«.⁹⁴ Die Erfurter Gewerkschafter hatten sich damit ein ähnliches Organisationsmodell geschaffen, wie es ein Jahr später auf dem ersten zentralen Gewerkschaftskongress in Halberstadt für jene Orte vorgeschlagen wurde, in denen »gesetzliche Hindernisse« zur Gründung einer lokalen Zahlstelle bestünden.⁹⁵ Dieses Statut hatte bis Ende des Jahrhunderts Bestand, als sich 1899 eine »Reorganisation« abzeichnete und »[s]ämtliche Gewerkschaften Erfurts sich zu einem Kartell« zusammenschlossen.⁹⁶

Trotz erheblicher Fluktuation stieg die Mitgliederzahl nach 1890 in Erfurt kontinuierlich. 1896 gehörten erstmals mehr als tausend Mitglieder den Gewerkschaften an. Die Zahl der Einzelgewerkschaften im Erfurter Gewerkschaftskartell stieg von 16 im Jahr 1898 auf 28 Einzelorganisationen im Jahr 1913. Zwischen 1900 und 1902 stagnierte die Zahl der Mitglieder bei 2.500; zwischen 1906 und 1909 lag sie bei rund 5.500. Mit ungefähr 10.500 Mitgliedern in den Jahren 1912 und 1913 erreichten die Gewerkschaften ihren Höhepunkt.⁹⁷ Der Gesamttrend verlief dabei ähnlich der nationalen Entwicklung im Kaiserreich.

90 Diese drei Berufsgruppen werden nicht im Bericht erwähnt, hatten aber zu diesem Zeitpunkt nach Angaben der Gewerkschaften bereits lokale Organisationen gebildet, vgl. Materialsammlung des Studenten Alfred Steffen zu einer Geschichte der Erfurter Arbeiterbewegung, StAE 5/850-2, Bd. 2.

91 Ritter/Tenfelde, Der Durchbruch der Freien Gewerkschaften, S. 146.

92 Mitgliederverzeichnis, 23.10.1886, Thüringisches Staatsarchiv Gotha (künftig: ThSTA Gotha), Regierung zu Erfurt, Nr. 478, Bl. 342.

93 Die konkurrierenden Modelle der Hirsch-Dunckerschen und christlich-nationalen Gewerkvereine konnten nicht weiter verfolgt werden, da außer einigen Mitgliederzahlen keine weiteren Quellen vorlagen.

94 Tribüne, Nr. 104, 6.5.1909, Beilage.

95 Resolution zur Organisationsfrage auf dem Kongress der Gewerkschaften Deutschlands, März 1892, zit. nach: Schneider, Kleine Geschichte der Gewerkschaften, S. 412.

96 Tribüne, Nr. 78, 2.4.1899 und Nr. 83, 9.4.1899. Einen Zusammenschluss aller Gewerkschaften kann es nicht gegeben haben, da noch 1906 in der Tribüne mitgeteilt wurde, »daß die Bemühungen des Kartellvorstandes gelungen sind, alle Gewerkschaften mit Ausnahme der Bauarbeiter dem Kartell anzugliedern« (Tribüne, Nr. 54, 5.3.1906). Dass sich die Bauarbeiter den Zentralisierungsbemühungen entzogen, war ein reichsweit festzustellender Trend, vgl. Schönhoven, Die deutschen Gewerkschaften, S. 63.

97 Die Erfurter Freien Gewerkschaften lagen (gemessen an der Einwohnerzahl) in etwa auf gleichem Niveau wie die Magdeburger Gewerkschaften. 1903 gehörten in Erfurt rund 3.200 Perso-

Mit dem Erfolg der Gewerkschaften machten sich Spannungen zwischen reformorientierten Gewerkschaften und einer sich revolutionär gebenden Parteiführung bemerkbar. Dass sich die Gewerkschaften aus der Bevormundung durch die Partei befreit hatten und der Anteil der Gewerkschaftsfunktionäre in der Reichstagsfraktion der SPD und damit ihr Einfluss innerhalb der Partei stieg⁹⁸, machte die Situation nicht einfacher. Der überproportionale Erfolg der Gewerkschaften im Mitgliederaufkommen weckte zudem Neid und Unverständnis. Bruno Kühn imitierte 1910 in seiner Agitationschrift »Bist Du Sozialdemokrat?« die Stimme eines Gewerkschafters: »Ich bin organisiert, zahl meine Beiträge, wähle nur rot, was soll ich weiter machen«, und antwortete ihm: »Freundchen, es genügt nicht!«⁹⁹ Den meisten Arbeitern reichte die Gewerkschaftsmitgliedschaft offensichtlich völlig: Nur rund ein Viertel aller in Erfurt gewerkschaftlich organisierten Arbeiter engagierte sich darüber hinaus am Vorabend des Ersten Weltkriegs parteipolitisch.

Dennoch: Auch wenn sich im Verlauf des Kaiserreichs die Gewichte innerhalb des sozialistischen Organisationsmilieus zugunsten der Gewerkschaften verschoben, blieben Partei und Freie Gewerkschaften funktional aufeinander angewiesen. Vor Ort erwies es sich durchaus als Vorteil, dass die Führungsfiguren sowohl in den Gewerkschaften als auch in den sozialdemokratischen Vereinen aktiv waren. Sie agierten als Ansprechpartner für das Politische und das Soziale. Auch wenn organisatorisch und ideologisch beide Organisationen keineswegs einer Meinung waren, boten sie einen gemeinsamen Orientierungsrahmen, einen kollektiv vertretenen Wertekanon an, der Bindung erzeugte. Die Gesellschaft des Kaiserreichs hielt zu Beginn des 20. Jahrhunderts inzwischen zahlreiche Identifikationsangebote bereit, die über Klassenstrukturen hinaus wiesen – sei es als Deutscher in einem zusehends national aufgeladenen europäischen Staatensystem, als Konsument in einem immer breiteren Waren-, Freizeit- und Kulturangebot oder als durch den expandierenden Sozialstaat zumindest ansatzweise abgesicherter künftiger Rentenempfänger. Andererseits blieb der Klassencharakter des Kaiserreichs sichtbar und wurde im gemeinsamen Organisationsmilieu sozialistischer Gewerkschaften und Arbeiterparteien weiter propagiert und »gepflegt« sowie nach außen ins soziale Milieu der Arbeiterschaft getragen. So entstand ein sozialmoralisches Milieu, in dem man sich eingerichtet hatte und das eben auch politisch Halt bot, wenn nicht als Partei- beziehungsweise politisches Vereinsmitglied, so doch als Wähler in den Reichstagswahlen.¹⁰⁰ Insgesamt wurden sozioökonomische Spannungslinien im Zusammenspiel von Gewerkschaften und Partei so transformiert, dass sie politisch kommunizierbar wurden. Da es darüber hinaus in der Gesellschaft und der politischen Landschaft – abgesehen von der Zentrums- und der katholisch gebundene Arbeiter – wenig Alternativen gab, blieb die Zusammenarbeit von Gewerkschaften und Partei der Grundpfeiler dieses sozialmoralischen Milieus, ohne je im sozialen Milieu zu einer auch nur annähernden Deckung von Partei- und Gewerkschaftsmitgliedern zu führen, geschweige denn die potenzielle Wählerschaft als Ganzes in das Organisationsmilieu von Partei und Gewerkschaft integrieren zu können. Dies untersucht der folgende Abschnitt.

nen den Gewerkschaften an, in Magdeburg waren es 9.000, das auch zweieinhalbmal so viele Einwohner wie Erfurt hatte, vgl. *Ingrun Drechsler*, Die Magdeburger Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, Diss., Magdeburg 1992, S. 94.

98 Vgl. zusammenfassend: *Schneider*, Kleine Geschichte der Gewerkschaften, S. 92–99.

99 *Bruno Kühn*, Bist Du Sozialdemokrat? Eine Aufforderung an alle der Sozialdemokratie fernstehenden Arbeiter und Arbeiterinnen, Gotha 1910, S. 7.

100 In den öffentlichen, nach dem Dreiklassenwahlrecht ausgeübten Kommunalwahlen in Erfurt blieb die Wählerschaft dagegen im Wesentlichen auf die Mitglieder des sozialdemokratischen Vereins beschränkt.

II.b. Milieuvernetzung zwischen Betrieb, Gewerkschaft und Partei

In den Jahren nach dem Sozialistengesetz war das sozialdemokratische Organisationsmilieu immer dichter geworden. 1910 hatte der sozialdemokratische Verein Erfurts rund 2.300 Mitglieder, die Gewerkschaften zählten 8.400 Mitglieder. Es gab Gesang-, Turn- und Radfahrersportvereine, es bestand eine Konsumgenossenschaft mit viertausend Mitgliedern (1914). Seit 1897 besaßen Vereins- und Gewerkschaftsbewegung mit dem »Tivoli« ein eigenes, gemeinsam genutztes Vereins- und Versammlungsheim. Die in 11.000 bis 14.000 Exemplaren gedruckte sozialdemokratische Zeitung »Tribüne« lag in über hundert Lokalen und Kneipen der Stadt aus.¹⁰¹ In den letzten Reichstagswahlen vor Ausbruch des Kriegs erreichte die Sozialdemokratie mit 12.800 Stimmen erstmals die absolute Mehrheit der abgegebenen Stimmen im Stadtkreis; über 380.000 Flugblätter und 17.000 Broschüren waren gedruckt worden.¹⁰² Erstmals konnte ein sozialdemokratischer Abgeordneter aus dem Wahlkreis in das Parlament einziehen. Die Verfestigung der Milieustrukturen wird auch aus der Relation zwischen Parteimitgliedern und Wählerschaft deutlich. Noch 1898 kamen auf hundert Wähler lediglich vier Parteimitglieder, 1903 waren es bereits acht und 1912 schließlich waren es 23 Parteimitglieder pro hundert Wähler.¹⁰³ In den beiden nördlichen Bezirken der Stadt IV und XIV zählte 1906 nach einer Stichproben-Auswertung des Adressbuches (N = 1.328) zwei Drittel ihrer Einwohner zur Arbeiterschaft; rund 45 % aller Arbeiter aus der Stichprobe lebten in diesen beiden Stadtbezirken. Dort lag das »Tivoli« und in einigen durch eine Wohnungsbaugenossenschaft errichteten Straßenzügen erhielt die Sozialdemokratie bei den Wahlen von 1912 fast 80 % der Stimmen. Es war eine Hochburg der Facharbeiter aus den die Erfurter Industrie bestimmenden Wirtschaftsbranchen der Schuhherstellung und der Metallindustrie.¹⁰⁴ Freilich bedeutete diese sozialräumliche Nähe und Dichte des sozialen Milieus keineswegs, dass große Teile der Arbeiterschaft die organisatorischen Angebote der Sozialdemokratie nutzen würden. 1905 rechnete die »Tribüne« ihren Lesern vor, dass von den rund 4.000 (gewerkschaftlich) organisierten Arbeitern lediglich rund vierhundert in den bestehenden fünf Erfurter Arbeitergesangsvereinen vertreten waren: »[E]s bleibt also noch eine sehr große Ziffer übrig. Mögen auch viele zum Singen keine Stimme haben, ein besseres Resultat in den Mitgliederziffern müßte sich doch ergeben. Wo sind nun die übrigen? Diese Frage ist ja kurz beantwortet: in den bürgerlichen Gesangsvereinen.«¹⁰⁵ Trotz des erfolgreichen Milieuaufbaus wird in den Unterschieden der Mitgliederzahlen – wie auch in den Reaktionen der Parteipresse – deutlich: Eine die Arbeiterschaft in ganzer Breite umfassende, von der Wiege bis zur Bahre in das sozialdemokratische Vereinswesen eingebettete Gemein-

101 Willibald Gutsche (Hrsg.), Geschichte der Stadt Erfurt, hrsg. im Auftrag des Rates der Stadt Erfurt v. Willibald Gutsche, 2., überarb. Aufl., Weimar 1989, S. 341.

102 Halbjahresbericht der Polizeiverwaltung an den Regierungspräsidenten, 9.9.1912, ThSTA Gotha, Regierung zu Erfurt, Nr. 466.

103 In absoluten Zahlen: 1898 gehörten dem sozialdemokratischen Verein nur 250 Mitglieder bei rund 5.800 sozialdemokratischen Wählern an; 1912 lag die Mitgliederzahl bei rund 3.000; rund 12.000 Männer hatten sozialdemokratisch gewählt. Vgl. auch Stephan Bleek, Quartierbildung in der Urbanisierung. Das Münchener Westend 1890–1933, München 1991, S. 280. Nach Bleeks Charakterisierung wäre auch die Erfurter Sozialdemokratie vor allem eine »Wählerpartei« und nicht eine Mitgliederpartei gewesen, da Bleek die Münchner Sozialdemokratie bei einem Anteil von 27 Mitgliedern pro hundert Wähler als »Wählerpartei« ansah (im Gegensatz zu Nürnberg mit 48 Mitgliedern pro hundert Wähler). Das ändert nichts an der Tatsache der Verdichtung des Milieus in Erfurt im zeitlichen Verlauf.

104 Schmidt, Begrenzte Spielräume, S. 325f.

105 Tribüne, Nr. 101, 30.4.1905, Beilage. Diese Klagen über Doppelmitgliedschaften wiederholten sich in der »Tribüne« regelmäßig, vgl. Nr. 193, 19.8.1908.

schaft hat es auch in der Phase der Blüte und des Erfolgs nicht gegeben.¹⁰⁶ Das sozialmoralische Milieu und die Organisation blieben eng aufeinander bezogen, waren aber nicht deckungsgleich.

Selbst für die gewerkschaftliche Interessenvertretung mit ihren recht klar umrissenen sozioökonomischen Zielstellungen und Forderungen gestaltete sich die Kontaktaufnahme innerhalb des sozialen Milieus der Arbeiterschaft je nach Branche sehr unterschiedlich. Zahlreiche Faktoren übten Einfluss aus. Ein Beispiel für organisatorische Erfolge stellte die Erfurter Schuhindustrie dar. Hier war bereits in den 1880er Jahren der Übergang zur Massenfertigung vollzogen worden, und es wurde im zentralisierten Großbetrieb produziert. Großbetriebliche Produktion versprach jedoch keineswegs automatisch eine höhere und bessere Organisationsfähigkeit. Die Riesenbetriebe der Eisen- und Stahlbranche, allen voran die Werke von Krupp, zeigten dies deutlich. In Erfurt allerdings gelang es erfahrenen Gewerkschaftern, die auch im sozialdemokratischen Verein aktiv waren, bereits Anfang der 1890er Jahre, dass die Gewerkschaft in einzelnen Abteilungen der größten Erfurter Schuhfabrik Fuß fassen konnte; in diesen Abteilungen lag die gewerkschaftliche Organisationsquote bei rund 30%.¹⁰⁷ Durch Werksversammlungen, erfolgreiche Streiks und massive Werbung gelang zwischen 1909 und 1913 der Gewerkschaft der Schuhmacher in Erfurt der Durchbruch zur Massenorganisation. Die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder stieg von 945 auf fast 3.000 an, darunter 797 Frauen.¹⁰⁸ Gemessen an der Zahl der 1907 in Erfurt in der Schuhbranche Beschäftigten (nach der Berufsstatistik) bedeutete dies für 1913 einen Organisationsgrad von annähernd 70%; rechnet man eine Steigerung der Beschäftigtenzahlen mit ein, müssen ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs immer noch deutlich mehr als die Hälfte der Erfurter Schuhmacher gewerkschaftlich organisiert gewesen sein. Der Schuhmacher-Gewerkschaft gelang es unter Einsatz moderner Kommunikationsmittel sowie der Integration geschlechterspezifischer Forderungen, eine Lohnarbeiterschaft zu erreichen, die durch Geschlecht und Qualifikation stark segregiert gewesen war.

Den entgegengesetzten Weg des Beharrens und des Ausschlusses gingen die Buchdrucker. Hier blieb die Elite der Drucker und Setzer unter sich. In Erfurt wurde 1900 die erste Setzmaschine in Betrieb genommen. Nach Einführung der Setzmaschine wehrten die ehemaligen Handsetzer die Übernahme ihrer Arbeitsplätze durch angelegerte Arbeitskräfte ab.¹⁰⁹ Vor allem nutzten sie ihre Arbeitsplatz-Machtressourcen, um das Vordringen von Frauen zu verhindern.

»Häufig genügte, wie heute noch, die Weigerung der übrigen Arbeiter, mit Setzerinnen zusammenzuarbeiten. Sonst gelang es fast stets den tariflichen Organen, entweder die Entlassung der Maschinensetzerinnen zu bewirken oder eine tarifliche Entlohnung herbeizuführen. Das letztere Mittel gab dann bald Anlaß, der Männerarbeit den Vorzug zu geben, sobald die Frauenarbeit nicht mehr billiger zu haben war.«¹¹⁰

106 Vgl. allgemein *Nathaus*, *Organisierte Geselligkeit*, S. 129 und 293f., der davon ausgeht, dass in der Arbeiterschaft Freizeitvergnügen jenseits der sozialdemokratischen Vereine gesucht wurde. Angesichts von 1,1 Millionen SPD-Parteimitgliedern hätten der Arbeiter-Turnerbund beziehungsweise der Arbeiter-Sängerbund mehr als 180.000 beziehungsweise 108.000 Mitglieder haben müssen.

107 Mitgliederverzeichnis des Vereins deutscher Schuhmacher, Januar 1891, ThSTA Gotha, Regierung zu Erfurt, Nr. 482, Bl. 252–258. Es lagen keine weiteren Betriebsquellen vor, um die (Nicht-)Reaktion der Firmenleitung zu rekonstruieren.

108 Jahresbericht für 1910. Arbeiter-Sekretariat und Gewerkschaftskartell Erfurt, S. 59–61.

109 Gedenkschrift zum 25-jährigen Bestehen des Ortsvereins Erfurt des Verbandes der Deutschen Buchdrucker 1883–1908, Erfurt 1908, S. 52; *Friedrich Christian Beyer*, *Die volkswirtschaftliche und sozialpolitische Bedeutung der Einführung der Setzmaschine im Buchdruckgewerbe*, Karlsruhe 1910, S. 75.

110 *Beyer*, *Einführung der Setzmaschine*, S. 87.

Die Drucker ihrerseits, die zunehmend an den Druckmaschinen mit Hilfspersonal zusammenarbeiten mussten, verweigerten eine berufsübergreifende Organisation innerhalb ihres Gewerbes. 1908 gründeten daher die Druckereihilfsarbeiter ihre eigene Gewerkschaft. Die günstige Kommunikations- und Kontaktstruktur am Arbeitsplatz und die erfolgreiche Organisationstradition in der Berufsgruppe der Drucker bewirkte zwar eine starke berufliche Binnenhomogenisierung, sorgte aber zugleich für einen mit Standesdünkeln durchzogenen Berufsstolz.¹¹¹ Dieser wirkte desintegrierend auf die anderen Arbeiter und Arbeiterinnen im Druckgewerbe.

Erwies es sich schon als schwierig genug, die sozioökonomischen Spannungen in eine organisatorische Interessenvertretung der Gewerkschaften zu überführen, war, wie erwähnt, der Übergang von der Gewerkschaft zur Partei noch schwieriger. Der Schritt von einer ökonomischen Interessenwahrnehmung durch die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft hin zum aktiven politischen, bürgerschaftlichen Engagement in der Partei war alles andere als selbstverständlich. 1905 gaben bei einer Umfrage unter 371 Mitgliedern des Erfurter Metallarbeiterverbandes nur 20 % (N = 74) an, ebenfalls dem sozialdemokratischen Verein anzugehören.¹¹² 1910 gehörten von den rund 2.200 gewerkschaftlich organisierten Schuhmachern nur 15 % dem sozialdemokratischen Verein an; von den 313 Buchdruckern jeder fünfte. Es zeigt sich daher, dass die sozioökonomische Lage allein parteipolitisches Engagement nicht ausreichend begründen konnte. Entscheidend blieb die individuelle Disposition, die Bereitschaft, sich auf politische Themen einzulassen, in der Vereinsöffentlichkeit Befriedigung und Selbstbestätigung zu finden, auf eine wesentlich abstraktere Weise als in den Gewerkschaften, sich mit den gesellschaftlichen Bedingungen auseinanderzusetzen. Die Mitgliedschaft in einer Partei blieb eine politische Willensentscheidung, die von sozialen, beruflichen und kulturellen Bedingungen befördert (oder behindert) werden konnte, aber autonom von einer Minderheit getroffen wurde. Dies galt erst recht für jene, die sich über die Mitgliedschaft hinaus der politischen Arbeit innerhalb der Bewegung verschrieben. Diese politische Arbeit wurde im sozialdemokratischen Organisationsmilieu des späten Kaiserreichs dabei immer komplexer. Politische Arbeit blieb zwar größtenteils ehrenamtlich, getragen von dem Einsatz für die Sache des Sozialismus. Daneben setzte aber ein Prozess zunehmender Professionalisierung ein, in dem selbst ein Mittelzentrum wie Erfurt einen hauptamtlichen Arbeitersekretär einstellte und sich die Redakteure der sozialdemokratischen »Tribüne« neben der bezahlten journalistischen Arbeit auch im politischen Verein engagierten und Führungsaufgaben übernahmen.¹¹³

Dieses Führungspersonal leistete auf allen drei Milieuebene auch die Vernetzungsarbeit. Es brachte jene Qualifikationen mit, die sich im zivilgesellschaftlichen Teil dieses Aufsatzes bereits angedeutet hatten. Unverzichtbar und zentral war *erstens* kommunikative Kompetenz. Dieses Kriterium galt unabhängig von der Zeit wie auch unabhängig vom jeweiligen Führungszirkel.¹¹⁴ Paul Reißhaus hatte Anfang der 1880er Jahre den Nimbus »mit allen hervorragenden Führern [der Sozialdemokratie] in Verbindung« zu stehen und

111 Vgl. *Gerhard Beier*, *Schwarze Kunst und Klassenkampf*, Bd. I: Vom Geheimbund zum königlich-preußischen Gewerkverein (1830–1890), Frankfurt am Main o. J. [1966], S. 71.

112 *Tribüne*, Nr. 287, 8.12.1905, Beilage. 8,1 % gehörten dem Gesangverein, 4,3 % dem Konsumverein, 3,2 % dem Turnverein und 1,6 % dem Arbeiter-Radfahrer-Verein an.

113 *Klaus Tenfelde*, *Arbeitersekretäre. Karrieren in der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914*, Heidelberg 1993; *Jürgen Schmidt*, *Sozialdemokratische und bürgerlich-nationale Milieus. Parteiführungen und Parteikarrieren in Erfurt (1871–1924)*, in: *Dieter Dowe/Jürgen Kockal/Heinrich August Winkler* (Hrsg.), *Parteien im Wandel. Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik. Rekrutierung – Qualifizierung – Karrieren*, München 1999, S. 229–267; *Wilhelm Heinz Schröder*, *Politik als Beruf? Ausbildung und Karrieren von sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, in: ebd., S. 27–84, insb. S. 29–34.

114 Ebenso *Welskopp*, *Das Banner der Brüderlichkeit*, S. 748.

sich in Berlin organisatorische Fähigkeiten erworben zu haben.¹¹⁵ Dank seines rednerischen Geschicks gelang es ihm 1889, statt der Gründung eines Arbeiterbildungsvereins die Gründung eines Wahlvereins durchzusetzen.¹¹⁶ Heinrich Schrader konnte sich in dem Auswahlverfahren zum Erfurter Arbeitersekretär deshalb durchsetzen, da er »in sehr beredter Weise« ein einstündiges Referat über ein vorgegebenes Thema hielt, während sein Erfurter Konkurrent in seinem dreiviertelstündigen Vortrag sein Thema lediglich »[ausführlich] [...] verbreitete.«¹¹⁷ Erworben wurden die Fähigkeiten vor allem im Selbststudium, in der Lektüre. Paul Reißhaus beispielsweise beschäftigte sich Mitte der 1880er Jahre »sehr viel mit dem Kranken-Versicherungsgesetz«¹¹⁸; und Wilhelm Bock resümierte: »[D]as Lesen und Studieren der sozialistischen Broschüren und Bücher machte mich zum begeisterten Anhänger der Sozialdemokratie. Jeden Abend las ich bis 11 Uhr und bis Mitternacht.«¹¹⁹

Zweitens waren ein gewisser Erfolg und eine gewisse Erfahrung im Berufsleben bei den aus handwerklichen Kreisen stammenden Kommunikatoren von Wichtigkeit. Gerade bei den berufsbezogenen Vereinen musste man wissen, wovon man sprach, wollte man vor den versammelten Kollegen Wirkung erzielen.¹²⁰ Es war entscheidend zu wissen, was sich in den Werkstätten und/oder Fabrikhallen abspielte, um neue Mitglieder zu erreichen und sie in ihrer alltäglichen Arbeitserfahrung anzusprechen, damit sie das selbst Empfundene auf einer abstrakteren Ebene reflektieren konnten. Überzeugen konnte letztlich nur der, der tagsüber im Betrieb »seinen Mann stand«, um am Abend selbstbewusst aufzutreten und zu erklären, dass diese persönliche Fähigkeit, dieser persönliche Erfolg nicht ausreichte, um die eigene Situation wie die Lage aller Kollegen zu verbessern.

Drittens repräsentierten vor allem die Spitzen der Arbeitervereinsbewegung positiv besetzte Werte¹²¹, die Ausstrahlungskraft auf das soziale Milieu der Arbeiterschaft hatten. In einem Flugblatt des sozialdemokratischen Vereins Erfurt vom Februar 1890 hieß es: »Herr Reißhaus hat es durch Geschicklichkeit, Reellität [sic], Pünktlichkeit und unermüden Fleiß soweit gebracht, um sich ein Haus – das er zum Betriebe seines umfanglichen Geschäfts haben musste – kaufen zu können.«¹²² Der Bezug auf diese bürgerlichen Werte,

115 Polizeipräsident von Berlin an Polizeiverwaltung Erfurt, 6.7.1881, StAE 1-2/154-1, Bl. 35.

116 Polizeibericht vom 2.11.1889, StAE 1-2/124-3, Bl. 1f.

117 Tribüne, Nr. 161, 13.7.1907. Schrader sprach über die »geschichtliche Entwicklung der Sozialfürsorge«, Nehr Korn (Erfurt) über »Geschichte und Inhalt der Sozialpolitik und Arbeiterschutzgesetzgebung«.

118 Polizeibericht vom 9.5.1887, StAE 1-2/120-3, Bl. 78.

119 Bock, Im Dienste der Freiheit, S. 11. Dieses Leseabenteuer hat in der autobiografischen Literatur geradezu Topos-Charakter, vgl. zusammenfassend: Jochen Loreck, Wie man früher Sozialdemokrat wurde. Das Kommunikationsverhalten in der deutschen Arbeiterbewegung und die Konzeption der sozialistischen Parteipublizistik durch August Bebel, Bonn-Bad Godesberg 1977, S. 159ff.

120 Nachdem die ausgewiesenen Reißhaus, Staupe und Erpel in Erfurt Arbeit gefunden hatten, wurden sie auch »seitens ihrer Arbeitgeber [...] als fleißige und ordentliche Arbeiter gelobt«, Polizeiverwaltung an den Regierungspräsidenten, 8.9.1881, StAE 1-2/124-1, Bl. 234f.

121 Genauso vehement wie die positiven Werte vertreten wurden, genauso vehemente Reaktionen folgten, wenn die Kommunikatoren diesen Erwartungen nicht entsprachen. Redakteur Gustav A. Rudi war im Juni 1905 »mit einer Weibsperson von hier in's Ausland gegangen und hat[te] seine Familie in hilfloser Lage zurückgelassen«. Geradezu wie ein Kommentar zu diesem Vorfall liest sich die Auseinandersetzung in der zwei Monate später stattfindenden Generalversammlung des sozialdemokratischen Vereins, in der der bisherige Vorsitzende meinte, viele seien »nicht würdig, Mitglieder der Partei zu sein«, Polizeiverwaltung an den Regierungspräsidenten, 2.7.1905; Polizeibericht vom 11.8.1905, ThSTA Gotha, Regierung zu Erfurt, Nr. 415, Bl. 90 und Bl. 96ff.

122 Flugblatt des sozialdemokratischen Vereins Erfurt, Februar 1890, StAE 1-2/120-3. Reißhaus und der Verein reagierten damit auf Vorwürfe, Reißhaus habe, nachdem er sich selbstständig machen musste, als Arbeitgeber die bei ihm beschäftigten Schneider und Schneiderinnen ausgebeutet.

die sowohl die Arbeitgeber ihren Arbeitern abverlangten als auch teilweise (Geschicklichkeit, unermüdlicher Fleiß) für weite Teile der Arbeiterschaft Gültigkeit beanspruchen konnten, machte damit die Vermittlung zu kleinen selbstständigen Handwerksmeistern, zu Handwerker-Arbeitern, zu ortsfesten gelernten Arbeitern und Arbeiterinnen wesentlich einfacher als zu unsteten und jugendlichen Berufsgruppen.

Schließlich errangen die Vermittler dadurch Kompetenz, Vertrauen und Anerkennung, dass sie kompromisslos ihr Leben für die von ihnen vertretenen Inhalte einsetzten. Viele von ihnen nahmen den Verlust ihres Arbeitsplatzes in Kauf, wenn sie im Betrieb ihre Kollegen ansprachen oder eine Partei- oder Gewerkschaftszeitung verteilten; prominente Arbeiterführer und die Journalisten der »Tribüne« gingen für ihre Überzeugung ins Gefängnis. Diese konsequente Haltung bestärkte innerhalb des sozialmoralischen Milieus die Anhänger von der Richtigkeit ihrer Beobachtungen über Herrschaft und Macht und konnte für die nur lose mit dem Milieu verkoppelte Arbeiterschaft solidarisiert wirken, während sie nach außen ins bürgerliche Lager abgrenzend wirkte und dort das Unverständnis über die im anderen Milieu vertretenen Haltungen nur verstärkte.

Die Artikulation und Umsetzung der sozioökonomischen Lage in ein erfahrbares Ereignis wie die Werks- und Streikversammlungen stellten für die Arbeiterschaft sowohl Bühne als auch ein Stück dar, an dem sie selbst teilnahm.¹²³ Die Vermittlung von Werten in einem kommunikativen Prozess verknüpften die im Betrieb, im Stadtviertel, in der Gewerkschaft und in der Partei vorhandenen Wahrnehmungen und Erfahrungen zu jenem Netzwerk, das ein sozialmoralisches Milieu ausmachte. Dennoch bleiben die Tatsachen, dass dieses Milieu nie die gesamte Arbeiterschaft erfassen konnte und dass das Parteimilieu wiederum nur begrenzt von dem gewerkschaftlichen »Mitglieder-Reservoir« profitieren konnte. Im ersten Fall trug die Ausgrenzung von ungelerten städtischen Arbeitern, von Landarbeitern und Arbeiterinnen beziehungsweise die mangelnde Attraktivität des Milieus für diese Gruppen zur begrenzten Reichweite bei. Im zweiten Fall stellten die besonderen Herausforderungen der politischen Sphäre und der politischen Arbeit die wesentliche Hürde dar, um sich über Wahlbeteiligung und die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft hinaus im »linken« Milieu des 19. Jahrhunderts zu engagieren. Überhaupt profitiert – methodologisch betrachtet – der Erklärungs- und Beschreibungsansatz des Milieu-Konzepts davon, wenn er die Grenzen des jeweiligen Milieus sichtbar macht: Die innerhalb des Milieus homogenisierend und stabilisierend wirkenden Kräfte werden umso sichtbarer.

III. SCHLUSS

Die chronologische Zweiteilung des Aufsatzes erweckt den Eindruck, als sei die Arbeiterbewegung in ihrer Entstehungsphase im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts ein zivilgesellschaftlicher Akteur, in der späten Phase des Kaiserreichs im Übergang zum 20. Jahrhundert eine durch Milieustrukturen und sozioökonomische Spannungslinien geformte Klassenbewegung gewesen. Zu einem gewissen Grad ist diese Beobachtung richtig. Immerhin hatten sich Wirtschaft, Kultur, Politik und Gesellschaft in diesen rund fünfzig Jahren stark gewandelt. Zu Beginn des Kaiserreichs lebten weniger als 5 % der Bevölkerung in Städten mit mehr als hunderttausend Einwohnern; 1910 war dieser Anteil auf 21,3 % gestiegen. Immer mehr Menschen arbeiteten in Großbetrieben mit mehr als tausend Beschäftigten; 1907 gab es im Reich 478 solche Unternehmen, in denen fast 900.000 Menschen arbeiteten.¹²⁴ Anfang der 1860er Jahre war das allgemeine, gleiche, geheime

123 Vgl. *Christian Koller*, *Streikkultur. Performanzen und Diskurse des Arbeitskampfes im schweizerisch-österreichischen Vergleich (1860–1950)*, Wien/Berlin etc. 2009, S. 519ff.

124 *Wehler*, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, S. 512 und 622.

Wahlrecht eine zentrale Forderung des ADAV gewesen; Wahlkämpfe fanden kaum statt, in Honoratiorenzirkeln wurden Kandidaten ausgewählt und von einer durch Zensusbestimmungen beschnittenen Wählerschaft ausgewählt. Um 1900 hatte sich dagegen ein politischer Massenmarkt ausgebildet mit ausgeprägten Wahlkämpfen, professionell organisierten Parteien in allen politischen Lagern und einem Wählerreservoir von über 14 Millionen Männern (1912), von denen sich rund 85 % beteiligten; über 4,2 Millionen Stimmen entfielen dabei auf die Sozialdemokratie.¹²⁵ Ein Vereins- und Organisationsnetz, das die Basis für ein sozialmoralisches Milieu schaffen konnte, befand sich sowohl in der Revolution von 1848/49 mit der »Arbeiterverbrüderung« und den ersten Gewerkschaften als auch in den 1860er Jahren mit ADAV, VDAV und Gewerkschaftsneugründungen noch in einem embryonalen Stadium. ADAV und VDAV zusammen hatten kaum mehr als 20.000 Mitglieder; vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte die Sozialdemokratie 1,1 Millionen, die Freien Gewerkschaften rund drei Millionen Mitglieder.¹²⁶ Unter diesen Bedingungen von Organisationsdichte, Massenmobilisierung und Partizipation waren die Ausbildung von Milieustrukturen und die damit mögliche Abgrenzung nach außen im Verlauf von einem halben Jahrhundert wesentlich fortgeschritten.

Doch auf der anderen Seite war die Arbeiterbewegung in den 1860er Jahren bereits auf dem Weg zu einer Klassenbewegung und bildete Milieustrukturen aus; und die Sozialdemokratie im späten Kaiserreich wiederum forderte und förderte weiterhin zivilgesellschaftliche Normen und Verhaltensweisen innerhalb ihrer Anhängerschaft. Als in Nürnberg 1868 über die künftige programmatische Entwicklung gestritten wurde, setzten sich die klassenspezifischen Gesellschaftsanalysen gegen die liberalen Ansätze durch, die auf den Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit setzten. Den im VDAV organisierten Vereinen und Mitgliedern hatte Bebel am 20. August 1868 mitgeteilt, dass auf dem kommenden Nürnberger Vereinstag unter anderem folgender Antrag eingebracht werden würde: »Die ökonomische Abhängigkeit des Mannes der Arbeit von dem Monopolisten (dem ausschließlichen Besitzer der Arbeitswerkzeuge) bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, des sozialen Elends, der geistigen Herabwürdigung und politischen Abhängigkeit«; diese Anträge, zu denen auch der Grundsatz gehörte, dass die »Emanzipation (Befreiung) der arbeitenden Klassen durch die arbeitenden Klassen selbst erkämpft werden [muß]«, wurden in Nürnberg angenommen und führten zum Austritt liberaler Delegierter.¹²⁷ Die Milieubildung in den 1860er Jahren wiederum befand sich zwar noch in einem Anfangsstadium; aber über Vereinsaktivitäten, Feste, Symbole versuchte die frühe Arbeiterbewegung, über den eigenen Organisationsrahmen hinaus zu wirken und mit ihren Ideen und Werten eine aktive Anhängerschaft zu erreichen.

Schließlich hatte sich die Sozialdemokratie in der Spätphase des Kaiserreichs trotz Klassenkampfrhetorik und der Beschwörung des »großen Kladderadatsch« immer weiter in die Mitte der Gesellschaft bewegt, in (halb-)staatlichen Institutionen wie Gewerbeberichten oder Arbeitsämtern systemstabilisierende Funktionen übernommen und dennoch die Milieubindung bewahrt. Kein anderer symbolisierte diese Milieubindung besser als August Bebel. Nach der Jahrhundertwende längst zu einem wohlhabenden Polit-Star und zum »Kaiser der Arbeiter« geworden, behielt Bebel seine Glaubwürdigkeit, denn sein Auf-

125 Ritter, Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, S. 208ff.

126 Welskopp, Das Banner der Brüderlichkeit, S. 37f.; Ritter, Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, S. 189 und 200.

127 Mitteilungen an den Verband deutscher Arbeitervereine, 20.8.1868, in: Bebel, Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 1, S. 33–37, hier: S. 36f.; Bericht über den Fünften Vereinstag der Deutschen Arbeitervereine zu Nürnberg, Leipzig 1868, in: Dowe, Berichte über die Verhandlungen der Vereinstage deutscher Arbeitervereine, S. [145]–[184], hier: S. [162]f.

stieg stand für den Aufstieg der gesamten Bewegung, er stand für die Sozialdemokratie ein: »Solange Bebel noch über die Grundanschauungen der Partei wacht, so lange darf man nicht befürchten, daß der Partei ernste Gefahren drohen«, meinte nach dem Dresdner Parteitag von 1903 ein Hamburger Arbeiter.¹²⁸

Darüber hinaus forderte auch die Sozialdemokratie des Kaiserreichs zur engagierten Teilnahme auf:

»Eine der häßlichsten Angewohnheiten der Arbeiter ist es, nicht nur in großen politischen, sondern auch oft in Vereins-, Krankenkassen-, Konsum- und sonstigen Versammlungen, wo sie als gleichberechtigte Besucher zu gelten haben, wenn sie sich scheu in die Ecken und Winkel eines Saales drücken. Es erweckt immer den Anschein, als ob es ihnen noch an dem nötigen Selbstbewußtsein mangle, oder als ob sie sich schämen müßten, inmitten des Saales gesehen zu werden.«¹²⁹

Keineswegs war das sozialdemokratische Organisationsmilieu dem »Gesetz der Oligarchie« unterworfen.¹³⁰ Vielmehr drängte die Arbeiterbewegung die Mitglieder des gesamten sozialen Milieus wiederholt zu mehr Engagement. Gerade hier lagen dann aber auch die Grenzen, die die Vielzahl der Mitglieder des sozialen Milieus nicht überschritten.

Ob es vor allem die Leistung der Integrationsfigur August Bebel war, die die Sozialdemokratie innerhalb des sozialdemokratischen Milieus zusammenhielt, muss offen bleiben. In einer Hinsicht hatte der unbekannte Hamburger Arbeiter 1903 allerdings recht gehabt. Nach Bebels Tod 1913 spaltete sich die Partei. Diese Spaltung innerhalb der Organisation bewirkte einen tiefen Riss innerhalb des sozialen Milieus der Arbeiterschaft. Radikalisierung, verursacht durch Krieg und Revolution, auch durch die Enttäuschungen, dass sich die großen Zukunftsentwürfe nicht verwirklicht hatten, vertiefte die Gräben im Milieu in den 1920er Jahren.¹³¹ Die Nationalsozialisten vernichteten das Organisationsmilieu, ein Teil des sozialen Milieus zeigte sich anfällig für den Nationalsozialismus.¹³² In der Nachkriegszeit dünnten grundlegende strukturell-gesellschaftliche Wandlungen – das Stichwort der Entproletarisierung soll hier genügen – das soziale Milieu aus.¹³³ Es waren jene rund fünf Jahrzehnte zwischen 1860 und 1914, in denen Zivilgesellschaft, sozioökonomische Spannungen und ein sich stark überlappendes soziales, sozialmoralisches und organisatorisches Milieu eine Basis für eine linke, demokratisch-sozialistische Politik – mit all ihren Widersprüchen und Grenzen – schufen, die es in dieser Konstellation nach 1914/18 nicht mehr geben sollte.

128 Polizeiprotokoll, 19.9.1903, in: *Richard J. Evans* (Hrsg.), *Kneipengespräche im Kaiserreich. Stimmungsberichte der Hamburger Politischen Polizei 1892–1914*, Reinbek 1989, S. 273; zu Bebel vgl. jetzt auch *Jürgen Schmidt*, *August Bebel. Kaiser der Arbeiter*, Zürich 2013.

129 *Tribüne*, Nr. 288, 10.12.1907.

130 *Robert Michels*, *Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens* (1911), hrsg. und mit einer Einführung versehen v. *Frank R. Pfetsch*, Stuttgart 1989.

131 *Helge Matthiesen*, *Zwei Radikalisierungen. Bürgertum und Arbeiterschaft in Gotha 1918–1923*, in: GG 21, 1995, S. 32–64; *Dirk Schumann*, *Politische Gewalt in der Weimarer Republik. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg*, Essen 2001; *Andreas Wirsching*, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg. Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/39*. Berlin und Paris im Vergleich, München 1999; *Klaus-Michael Mallmann*, *Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung*, Darmstadt 1996, S. 261 ff. und 381 ff.

132 *Michael Schneider*, *Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939*, Bonn 1999; *Michael Wildt*, *Geschichte des Nationalsozialismus*, Göttingen 2008, S. 91 ff.

133 *Josef Mooser*, *Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Klassenlagen, Kultur und Politik*, Frankfurt am Main 1984; *Peter Alheit/Dietrich Mühlberg*, *Arbeiterleben in den 1950er Jahren. Konzeption einer »mentalitätsgeschichtlichen« Vergleichsstudie biographischer Verläufe in Arbeitermilieus der Bundesrepublik Deutschland und der DDR*, Bremen 1990.

Bernard Degen

Die Sozialdemokratie im Wahlsystem der Schweiz

(Zum Gedenken an Greta Schindler Degen, Wien 1946 – Basel 2013)

In der Geschichte der sozialdemokratischen Parteien vieler europäischer Länder spielte der Kampf um die Demokratie, namentlich der um das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, eine zentrale Rolle. Zwar behinderten die Verhältnisse – verzerrende Wahlgesetze und Parlamente mit beschränkten Kompetenzen – die Entfaltung der Arbeiterparteien, andererseits konnten sich diese aber als Vorkämpfer der Demokratie profilieren und damit weit über das Arbeitermilieu hinaus Anhänger gewinnen. Ganz anders gestalteten sich die Bedingungen in der Schweiz. Dort setzten sich wichtige Elemente der bürgerlichen Demokratie zwar nicht seit dem Mittelalter – wie es die beliebte Legende bis in die Gegenwart suggeriert – durch, aber ein erstes Mal im Zeitalter der Französischen Revolution. Zwar blieb in der kurzlebigen Helvetischen Republik von 1798 bis 1803 vieles nur auf dem Papier. Immerhin führte sie im Juni 1802 die erste schweizerische Volksabstimmung durch, für die über 330.000 Stimmen berücksichtigt wurden.¹ Ihr Wahlrecht übten die über 20-jährigen Männer in Urversammlungen aus, die jedes Jahr Wahlmänner bestimmten, welche wiederum die Behördenmitglieder wählten.² Wenn auch die Restauration die Vorstellung von der politischen Gleichberechtigung aller Männer verwarf, so blieb diese doch in einer bürgerlich-kleinbürgerlichen Demokratiebewegung erhalten. Die Forderung nach dem Ausbau der Demokratie war bei der Entstehung der politischen Arbeiterorganisationen bereits von anderer Seite klar und stark besetzt.

I. ARBEITERSCHAFT UND POLITIK VOR 1848

Die Schweiz war auf dem europäischen Kontinent eines der am frühesten industrialisierten Länder. Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts gab es Baumwollspinnerei und -weberei in der Ostschweiz und im Aargau, Leinenspinnerei und -weberei im Emmental und Oberaargau, Seidenindustrie um Basel und Zürich sowie Uhrenindustrie in Genf und im französischsprachigen Jura. Die Produktion erfolgte fast ausschließlich im Verlagssystem. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl der Heimarbeiterinnen und Heimarbeiter weiter. In der Textilindustrie erreichten diese in den 1860er Jahren mit etwa 160.000 ihre größte Verbreitung, um dann wieder an Boden zu verlieren. Die Uhrenindustrie bot um 1870, auf einem ersten Höhepunkt, 55.000 bis 60.000 Beschäftigten Arbeit, von denen allerdings nicht alle zu Hause produzierten. Den Anfang der Fabrikindustrie machte 1801 eine bescheiden ausgestattete mechanische Spinnerei im ehemaligen Klostergebäude in St. Gallen.³ Bald folgten weitere Spinnereien, und in einer zweiten Phase – vor allem ab 1830 – auch Webereien. Aus den mechanischen Werkstätten der Textilfabriken entwickelte sich etwa ab den 1830er Jahren eine Maschinenindustrie. Bereits Ende der

1 *Etienne Grisel*, Initiative et référendum populaires. Traité de la démocratie semi-directe en droit suisse, Berne 1997, S. 47. Die Helvetische Republik zählte circa 1,4 Millionen Einwohner.

2 *Alfred Kölz*, Neuere schweizerische Verfassungsgeschichte. Ihre Grundlinien vom Ende der Alten Eidgenossenschaft bis 1848, Bern 1992, S. 112f.

3 Vgl. dazu *Albert Tanner*, Das Schiffchen fliegt, die Maschine rauscht. Weber, Sticker und Unternehmer in der Ostschweiz, Zürich 1985, S. 27–29.

1820er Jahre begann die Werkstatt der Spinnerei Escher, Wyss & Cie. in Zürich mit der systematischen Lieferung von Textilmaschinen an Dritte, bald darauf mit dem allgemeinen Maschinenbau.⁴ Die erste umfassende Erhebung, die Fabrikzählung von 1882, erfasste insgesamt 134.860 Fabrikarbeiter, davon 73.011 Frauen.⁵ Die Zahl der Handwerksge- sellen schließlich wurde für die Mitte des 19. Jahrhunderts vom damals besten Kenner der schweizerischen Bevölkerungsstatistik, dem Vorsteher des Departements des Innern Stefano Franscini, auf etwa 90.000 geschätzt.⁶

Diese kurze Übersicht zeigt, dass die Organisation der Arbeiterschaft auf viele Hinder- nisse stieß. Die in der Heimindustrie Beschäftigten betrachteten sich oft nicht als un- selbstständig Erwerbstätige. Zudem erschwerte die vereinzelte Arbeitsweise die Koope- ration beträchtlich. Es gibt allerdings eine gewichtige Ausnahme: die Uhrenarbeiter im Jura. Sie organisierten sich seit Mitte der 1860er Jahre im Rahmen der »Internationalen Arbeiter-Assoziation« (IAA) und bildeten seit den frühen 1870er Jahren die anarchistisch gefärbte »Fédération jurassienne«, die zu einem Motor der antiautoritären Internationale wurde.⁷ Auch die Fabrikarbeiterschaft war lange stark segmentiert. Mangels eigener Kohle- vorkommen kam als Energieträger vor dem Eisenbahnbau fast nur die Wasserkraft infrage. Spinnereien und Webereien siedelten sich deshalb an geeigneten Wasserläufen an, zu einem großen Teil in ländlichen Gegenden. Dort gab es für Arbeiterinnen und Arbeiter kaum Alternativen zur oft einzigen Fabrik, und der Fabrikherr war auch gesellschaftlich eine dominierende Figur. So konnten nur ihm genehme Organisationen entstehen wie zum Beispiel Konsumgenossenschaften. Es gab allerdings Ausnahmen, wie die Organisa- tionsgründungen und Aktionen im industrialisierten Alpenkanton Glarus seit den 1830er Jahren dokumentieren.

Neben den Arbeiterinnen und Arbeitern stießen auch Handwerksge- sellen auf Proble- me, wenn es darum ging, sich zu organisieren. Zunächst einmal waren sie nirgends in großen Massen anzutreffen. Genf als größte Stadt zählte um die Jahrhundertmitte etwas über, Basel als zweitgrößte sogar deutlich unter 30.000 Einwohner. Dazu kam, dass sich ein beträchtlicher Teil der Gesellen auf der Wanderschaft befand, das heißt, dass sie sich nur vorübergehend an einem Ort aufhielten. Schließlich besaß ebenfalls ein namhafter Teil nicht die kantonale oder später die schweizerische Staatsbürgerschaft, blieb also von der institutionellen Politik ausgeschlossen. Wenn sich Handwerksge- sellen organisierten, bildeten sie vorwiegend Hilfskassen und Gewerkschaften, die ihnen halfen, ihre Lebens- bedingungen ohne Umweg über den Staat zu verbessern.⁸

Die institutionellen Voraussetzungen wären für die politische Organisation dagegen nicht schlecht gewesen. Die Helvetische Republik hatte die alten Eliten nachhaltig ge- schwächt. Zwar überzog die Restauration nach dem Sturz des napoleonischen Regimes in Frankreich auch die Schweiz, aber nicht mehr flächendeckend. Verschiedene ehemalige Untertanengebiete konnten sich zu Kantonen mit neuen politischen Eliten formieren –

4 *Hannes Hofmann*, Die Anfänge der Maschinenindustrie in der deutschen Schweiz 1800–1875, Zürich 1962, S. 41–47.

5 Tabelle 6.2.1.2.1., Fabrikbetriebe und Fabrikpersonal des Zweiten Sektors nach Kantonen, Bun- desamt für Statistik (URL: <<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/dienstleistungen/history/01/00/06/02.html>> [9.7.2013]), Historisch statistische Tabellen der Schweiz.

6 *Erich Gruner*, Die Arbeiter in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Soziale Lage, Organisation, Ver- hältnis zu Arbeitgeber und Staat, Bern 1968, S. 75. Das Departement des Innern entspricht etwa einem Innenministerium.

7 *Mario Vuilleumier*, Horlogers de l'anarchisme. Emergence d'un mouvement: La Fédération ju- rassienne, Lausanne 1988.

8 Zu den Anfängen der Organisation vgl. *Bernard Degen*, Die Anfänge der Arbeiterbewegung, in: *Valérie Boillat/Bernard Degen/Elisabeth Joris* u. a. (Hrsg.), Vom Wert der Arbeit. Schweizer Gewerkschaften – Geschichte und Geschichten, Zürich 2006, S. 28–46.

Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. Wie zerbrechlich die Regime der weitgehend unabhängigen und nur durch einige Absprachen zusammengehaltenen Kleinstaaten auf dem Gebiet der Schweiz waren, zeigte sich in der europäischen Revolutionswelle um 1830. In verschiedenen Kantonen wurden – getragen vor allem von regionalen Notabeln – Bittschriften verfasst und zu deren Unterstützung eindruckliche Volksversammlungen organisiert. Gelegentlich erfolgten auch eine Bewaffnung und die Androhung von Gewalt. Zu ernsthaften bewaffneten Auseinandersetzungen kam es allerdings nur im Kanton Basel. In der Regel endete die Bewegung mit der Ausarbeitung von neuen Verfassungen, die als wichtigstes Ergebnis das allgemeine direkte Männerwahlrecht sowie zwingend Volksabstimmungen über Verfassungsrevisionen beinhalteten.⁹ Solche gaben sich 1830/31 – beginnend mit dem Tessin im Juni 1830 – insgesamt elf Kantone, darunter die wichtigen wirtschaftlichen und politischen Zentren Zürich, Bern und Waadt.¹⁰ Arbeiter spielten bei dieser Umwälzung, die als »Regeneration« in die Schweizer Geschichte einging, keine führende Rolle. Sie dürften aber ihren regionalen Notabeln durch Teilnahme an den Volksversammlungen den Rücken gestärkt haben.

Wenn auch damalige Wahlen beträchtlich von heutigen Vorstellungen demokratischer Entscheidungsprozesse entfernt waren, so etablierte sich doch in den Kantonen endgültig die Norm, dass politische Entscheidungsträger durch stimmberechtigte Männer zu bestimmen sind. Von weit geringerer Bedeutung als im Deutschen Kaiserreich war das Wahlsystem für die Herausbildung und Festigung der Fundamente der Volkssouveränität, da die gewählten Behörden weder auf kommunaler und kantonaler noch auf Bundesebene in Konkurrenz zu anderen staatlichen Gewalten standen. Der Freiraum zur Ausübung der Demokratie unterschied sich während des Wahlkampfes kaum von dem in der übrigen Zeit.¹¹

Unter den Verfassungen der Regeneration gelang es den ersten Arbeitervertretern, in kantonale Parlamente gewählt zu werden. Den Anfang machte 1849 Pierre Coullery (1819–1903) im Kanton Bern.¹² Ihm folgten 1850 Johann Jakob Treichler (1822–1906) und 1851 Karl Bürkli (1823–1901) im Kanton Zürich.¹³ Vor allem die Wahl Treichlers erregte Aufsehen. Wilhelm Liebknecht (1826–1900) etwa, der ihn während seiner Züricher Zeit kennengelernt hatte, schrieb ihm: »Trotzdem ist es von Interesse, dass der Sozialismus in dem kleinlichsten und borni[e]rtesten Lande der Welt hat Wurzeln fassen können.«¹⁴ Daraus ergab sich allerdings keine Tradition von Arbeitervertretern in Kantonsparlamenten. Coullery wechselte in den Kanton Neuenburg und wurde dort als Vertreter der bürgerlichen Radikalen ins Kantonsparlament gewählt, um am Schluss seiner Laufbahn gegen Ende des Jahrhunderts als Mitbegründer der kantonalen Sozialdemokratischen Partei erneut gewählt zu werden. Treichler, der immerhin als einer der ersten das Attribut eines »sozialen Demokraten« erhalten hatte¹⁵, ließ sich Mitte der 1850er Jahre

9 Martin Schaffner, Direkte Demokratie. »Alles für das Volk – alles durch das Volk«, in: *Manfred Hettling/Mario König/Martin Schaffner* u. a., Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen, Frankfurt am Main 1998, S. 193–202.

10 Verzeichnis der Verfassungen bei *Dian Schefold*, Volkssouveränität und repräsentative Demokratie in der schweizerischen Regeneration 1830–1848, Basel/Stuttgart 1966, S. XXVII–XXX.

11 Zur deutschen Entwicklung vgl. *Margaret Lavinia Anderson*, Practicing Democracy. Elections and Political Culture in Imperial Germany, Princeton, NJ 2000.

12 *Elfriede Wiss-Belleville*, Pierre Coullery und die Anfänge der Arbeiterbewegung in Bern und der Westschweiz. Ein Beitrag zur Geschichte des schweizerischen Frühsozialismus, Basel 1987, S. 15–18.

13 *Franz Wirth*, Johann Jakob Treichler und die soziale Bewegung im Kanton Zürich (1845/1846), Basel 1981, S. 230–232; *Hans-Ulrich Schiedt*, Die Welt neu erfinden. Karl Bürkli (1823–1901) und seine Schriften, Zürich 2002, S. 42f.

14 Zit. nach: *Wirth*, Johann Jakob Treichler, S. 231f.

15 Weltbegebenheiten, in: Das Westphälische Dampfboot 2, 1846, S. 144.

von den herrschenden Liberalen integrieren und machte in ihrem Kreis eine beachtliche politische Karriere. Bürkli schließlich blieb der Arbeiterbewegung treu, war aber lange ohne Abgeordnetenmandat.

Noch während der Regeneration entstand die erste langfristig erfolgreiche Arbeiterorganisation. In Genf wurde 1838 der Schweizerische Grütliverein gegründet. Als Vorbild dienten nicht zuletzt Organisationen deutscher Handwerksgelegen in der Schweiz, was sich auch in der Grundausstattung niederschlug: ein Vereinslokal, eine Bibliothek, einige Zeitschriften sowie Bildungskurse. Zur ersten prägenden Figur entwickelte sich Albert Galeer (1816–1851), der seine Grundidee in der Schrift mit dem programmatischen Titel »Der moralische Volksbund und die freie Schweizer Männerschule, oder der Grütliverein« niederlegte.¹⁶ Das Motto lautete denn auch »Durch Bildung zur Freiheit«. Im Vereinsjahr 1871/72 wurden folgende Lektionen erfasst: Französischunterricht 1.549, Schreiben 159, Zeichnen 131, Buchhaltung 513, Gesang 4.455, Musik 657, Turnen 460 sowie andere Fächer 254.¹⁷ Dazu kamen Aktivitäten nach dem Vorbild der patriotischen Vereine, also Gesang, Schießen, Turnen, Theater, und viele Feste, aus denen das alle zwei Jahre abgehaltene Zentralfest hervorstach.

Unter den Mitgliedern dominierten zunächst Handwerksgelegen, dazu kamen aber auch Meister, Angestellte, Beamte, Fabrikarbeiter, Landwirte und vereinzelt Kleinunternehmer und Akademiker. Eine Mitgliederliste von 1851 identifiziert unter den 1.282 Mitgliedern unter anderen 222 Schneider, 232 Schuhmacher, 159 Holzarbeiter, 126 Wagner und Schmiede sowie 140–150 Nicht-Handwerker.¹⁸ Nebst Bildung und Geselligkeit bot der Grütliverein eine gewisse soziale Absicherung an, Ende der 1850er Jahre vorübergehend eine Reiseunterstützung für Handwerksgelegen, seit den 1850er Jahren in vielen Sektoren eine Krankenunterstützung. Diese wurde 1872 in einer zentralen Taggeld- und Sterbekasse zusammengefasst.¹⁹

Mangels Alternativen übernahm der Grütliverein früh gelegentlich Aufgaben einer politischen Partei. Wichtige linksbürgerliche und Arbeiter-Politiker traten bei, so im Sommer 1851 Bürkli und Treichler.²⁰ Letzterer wurde allerdings Anfang der 1860er Jahre ausgeschlossen, als sich die Züricher Grütlianer der demokratischen Opposition annäherten.²¹ Bereits Mitte der 1850er Jahre meldeten deutsche Polizeistellen, der Grütliverein beabsichtige bei Nationalratswahlen »beim Volke ein grösseres Interesse zu erregen und alles zu tun (zu agitieren), dass im Sinne des Bundesrates [das heißt der Bundesregierung] gewählt werde«.²² Daraus wird auch ersichtlich, dass außenstehende Beobachter liberaldemokratische und Arbeiter-Politik noch weitgehend gleichsetzten. Sie lagen damit nicht ganz falsch, schloss sich doch schon Galeer 1846 der radikaldemokratischen Revolution von James Fazy (1794–1878) in Genf an, wie übrigens auch die Arbeiter des Quartiers Saint-Gervais. Diese Konstellation fand sich auch an anderen Orten. In Basel etwa spiel-

16 *Albert Galeer*, *Der moralische Volksbund und die freie Schweizer Männerschule, oder der Grütliverein*, Genf 1846. Den Namen Grütliverein, der die Legende von der Gründung der alten Eidgenossenschaft aufnahm, schlug übrigens Johannes Niederer, wichtigster Mitarbeiter und Schüler Johann Heinrich Pestalozzis, vor.

17 *Eduard Keller/Wilhelm Niedermann*, *Die schweizerischen Vereine für Bildungszwecke im Jahre 1871*, Basel 1877, S. 203f.

18 *Gruner*, *Die Arbeiter in der Schweiz*, S. 477.

19 Die Grütli-Krankenkasse überlebte den Verein lange und verschwand erst 1995 durch eine Fusion.

20 *Schiedt*, *Karl Bürkli*, S. 41.

21 *Gruner*, *Die Arbeiter in der Schweiz*, S. 499; *Wirth*, *Johann Jakob Treichler*, S. 246.

22 Anlage zum Protokoll der 9. Polizeikonferenz vom 13. bis 15. Februar 1855 in Berlin, in: *Friedrich Beck/Walter Schmidt*, *Die Polizeikonferenzen deutscher Staaten 1851–1866. Präliminardokumente, Protokolle und Anlagen*, Weimar 1993, S. 126.

ten Wilhelm Klein (1825–1887) und Rudolf Starke (1835–nach 1880) lange eine wichtige Rolle. Ersterer vertrat eine linksbürgerliche Politik mit starkem sozialem Einschlag und war der führende Kopf in der freisinnigen Stadtregierung nach 1875. Starke andererseits prägte maßgeblich den Basler Ableger der »Internationalen Arbeiter-Assoziation«. Dieser mochte sich der Grütliverein 1868 aber nicht anschließen. Bei den Nationalratswahlen von 1863 sprach man erstmals von einer Grütli-Partei, als deren Vertreter Klein und der St. Galler Friedrich Bernet (1829–1872) gewählt wurden.²³

Der Grütliverein begann bescheiden. Er zählte 1842 nur zwei Sektionen mit insgesamt 94 Mitgliedern, 1852 aber bereits 35 Sektionen mit 1.000 Mitgliedern.²⁴ Die gesamtschweizerische Vereinerhebung für das Jahr 1871 erfasste insgesamt 115 Sektionen in 21 Kantonen mit total 4.020 Mitgliedern. Schwerpunkte lagen in den Kantonen Zürich, Bern, Waadt, Neuenburg und Genf.²⁵ Nach der Erfüllung der wichtigsten radikal-demokratischen Postulate in der Schweizerischen Bundesverfassung von 1874 geriet der Grütliverein in ideologische und politische Orientierungsschwierigkeiten und wandte sich – wie noch gezeigt wird – zunehmend der Sozialdemokratie zu.

II. ARBEITERBEWEGUNG IM FRÜHEN BUNDESSTAAT

Mit der Festigung des Liberalismus in den wichtigsten Kantonen verdichteten sich die Bestrebungen zur Bildung eines gesamtschweizerischen Staats. Nachdem sieben konservative Kantone 1845 einen Sonderbund gebildet hatten, spitzte sich die Lage zu. Die radikal-liberale Mehrheit beschloss in der Tagsatzung – der regelmäßigen Versammlung bevollmächtigter Gesandter der Kantone – im Juli 1847 dessen Auflösung. Beide Seiten mobilisierten Truppen. Nach einigen Attacken der konservativen Verbände griff die Armee der Tagsatzungs-Mehrheit massiv an und zwang den Gegner gegen Ende November 1847 zur Kapitulation. Damit stand den radikal-liberalen Plänen zur Bildung eines demokratischen Bundesstaats nichts mehr im Wege. Die Monarchien, die noch im Januar 1848 mit einer Intervention gedroht hatten, mussten eine solche angesichts der revolutionären Ereignisse in ihren eigenen Ländern fallen lassen. Die Sieger des Sonderbundskriegs arbeiteten eine Bundesverfassung aus, die im Sommer 1848 von den Kantonen genehmigt wurde. Damit entstand der noch heute bestehende demokratische schweizerische Bundesstaat.

Dieser wurde allerdings nur schwach ausgebaut. Seine Einnahmen bezog er aus dem Post- und Pulverregal und vor allem aus den Zolleinnahmen. Diese machten bis zum Ersten Weltkrieg rund vier Fünftel der Bundeseinnahmen aus. Der Bundesstaat beschäftigte 1849 in den Departementen (Ministerien) 80 Personen und in der Zollverwaltung 409; diese Zahlen stiegen bis 1875 auf 338 beziehungsweise 755. Dazu kamen Regiebetriebe, vor allem Militärwerkstätten und Alkoholverwaltung. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs zählten die Departemente 2.883 und die Zollverwaltung 2.398 Beschäftigte.²⁶

Auch die Ausarbeitung und vor allem die Durchsetzung einer nationalen Gesetzgebung dauerten Jahrzehnte.

Zu den zentralen Elementen eines demokratischen Staats gehört das Stimm- und Wahlrecht. Dieses umschrieb Artikel 63 der Bundesverfassung knapp: »Stimmberechtigt ist jeder Schweizer, der das zwanzigste Altersjahr zurückgelegt hat und im Übrigen nach der

²³ Gruner, Die Arbeiter in der Schweiz, S. 499.

²⁴ Ebd., S. 472.

²⁵ Keller/Niedermann, Die schweizerischen Vereine für Bildungszwecke, S. 198–202. Dazu kam noch eine Sektion in Straßburg im Elsass.

²⁶ Raimund E. Germann, Regierung und Verwaltung, in: Ulrich Klöti (Hrsg.), Handbuch Politisches System der Schweiz, Bd. 2: Strukturen und Prozesse, Bern 1984, S. 51.

Gesetzgebung des Kantons, in welchem er seinen Wohnsitz hat, nicht vom Aktivbürgerrecht ausgeschlossen ist.« Artikel 62 präziserte: »Die Wahlen für den Nationalrat sind direkte.«²⁷ Solch vage Formulierungen mussten für die Wahl des ersten Parlamentes genügen, denn erst dieses konnte ein Wahlgesetz ausarbeiten. Dieses brachte im Dezember 1850 aber keine definitive Klärung, ergänzte es doch die Verfassungsbestimmungen nur durch eine weitere interpretationsbedürftige Formulierung: »Die Wähler üben ihr Stimmrecht jeweilen da aus, wo sie wohnen.«²⁸ Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht war also im schweizerischen Bundesstaat von Anfang an gegeben. Auf seiner Propagierung ließ sich jedoch keine Politik aufbauen.

Bot die abstrakte Formulierung des Wahlrechts wenig Grund zu klagen, so sah es auf der Ebene des Vollzuges anders aus. Der Schwachpunkt lag beim Rückgriff auf die Gesetzgebung der Kantone, weil es dem Bundesstaat an Kraft zur Durchsetzung eigener Normen mangelte. Kantonale Gesetze und die Praxis der Behörden sahen unterschiedliche Maßnahmen zum Ausschluss von Wahlen vor. Das Hauptproblem lag bei der polizeirechtlichen Differenzierung von Bürgern, Niedergelassenen und sogenannten Aufenthalttern. Während erstere in der Regel problemlos über das Wahlrecht verfügten, konnten die beiden anderen Kategorien mit allerlei Schikanen von der Stimmabgabe abgehalten werden. Insgesamt schränkten 13 Kantone mit Niederlassungsbedingungen das Wahlrecht ein.²⁹ Es sollte bis weit in die 1870er Jahre dauern, bevor sich der Bund gegen die Differenzierung nach polizeirechtlichem Status durchsetzen konnte. Dies war erst aufgrund des neuen Wahlgesetzes vom Juli 1872 möglich, das in Artikel 3 festhielt: »Das Stimmrecht wird von jedem Schweizerbürger da ausgeübt, wo er als Ortsbürger oder als Niedergelassener oder Aufenthaltter wohnt.«³⁰ Ebenfalls zum Ausschluss führten Gründe wie die »Einstellung in der bürgerlichen Ehrenfähigkeit«³¹ – zum Beispiel bei Verurteilungen, Konkurs und Pfändungen –, Geisteskrankheit, Bevormundung, Bezug von Armenunterstützung oder »Almosengenössigkeit«, Gründe, welche die Kantone ebenfalls verschiedenen handhabten.³² Schließlich war auch die Führung des Stimmrechtsregisters mit verschiedenen Schikanen verbunden.³³ Gelegentlich war die Eintragung mit einer kleinen Steuer verbunden, was offenbar auch einige abhielt. Jedenfalls mahnte das Zentralorgan des Grütlivereins im Juni 1871 eindringlich:

»Wenn wir in der Schweiz Arbeiter, Handwerker, Tagelöhner u.s.w. haben, die davon reden, man hätte die Bestrebungen der Pariser Commune mehr unterstützen sollen, wenn aber diese nämlichen Arbeiter, um dem Steuerregister, das ihnen einige Franken »abzapfen« könnte, zu entgehen, sich nie auf das Stimmregister auftragen lassen und demnach als ihre heiligsten Rechte verscherzende Bürger der Sache des arbeitenden Volkes schaden, indem sie einen Mittel der Schuld tragen, wenn nicht die richtigen Volksvertreter gewählt und also auch nicht die dem arbeitenden Volke frommen Gesetze zustande kommen – wenn es solche Arbeiter gibt und es gibt eben viele, so begehen sie

27 Bundesverfassung vom 12. September 1848, in: *Wilhelm Oechsli*, Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Kleine Ausgabe, Zürich 1918, S. 557–558.

28 Bundesgesetz betreffend die Wahl der Mitglieder des Nationalrates (vom 21. Dezember 1850), in: *Bundesblatt 1850 III*, S. 896.

29 *Erich Gruner*, Die Wahlen in den Schweizerischen Nationalrat 1848–1919. Wahlrecht, Wahlsystem, Wahlbeteiligung, Verhalten von Wählern und Parteien, Wahlthemen und Wahlkämpfe, Bern 1978, Bd. 1, S. 118f.

30 Bundesgesetz betreffend die eidgenössischen Wahlen und Abstimmungen (vom 19. Heumonats 1872), in: *Amtliche Sammlung der Bundesgesetze und Verordnungen der schweizerischen Eidgenossenschaft*, Bd. X, Bern 1872, S. 915.

31 Es handelt sich hier um schweizerische Rechtsterminologie. Der Verlust der Ehrenfähigkeit beinhaltet den Verlust des Aktivbürgerrechts sowie verschiedene administrative Nachteile.

32 *Gruner*, Die Wahlen in den Schweizerischen Nationalrat, S. 127.

33 *Ebd.*, S. 120–122.

an der sozialen Sache im eigenen Lande einen schlechten Streich und würden besser tun, zuerst diese Pflicht zu erfüllen, ehe sie sich mit der grössern beschäftigen.«³⁴

Der Bundesrat führte für das Jahr 1884 – also schon unter dem neuen Wahlrechtsgesetz – eine Erhebung bei den Kantonen durch. Danach gab es bei 732.800 volljährigen Schweizerbürgern für 107.716 keinen Eintrag in den Stimmregistern. Davon waren 39.185 vom Stimmrecht ausgeschlossen, hauptsächlich wegen Konkursen.³⁵ Wenn man die spezielle Situation des Kantons Tessin – wo auch auswärts Wohnende das Stimmrecht besaßen – berücksichtigt, so fehlten in den Stimmrechtsregistern etwa 68.000 volljährige Schweizerbürger, also etwa 10%.³⁶ Bis zum Ersten Weltkrieg lag der Anteil der Stimmberechtigten an der Gesamtbevölkerung zwischen 22 und 24%. In Europa übertraf diesen Wert im 19. Jahrhundert nur Frankreich.³⁷

Die Wahlkreise boten den Arbeiterorganisationen ein weiteres Problem. In keinem einzigen durften sie auf eine Mehrheit hoffen. In der Regel blieb ihnen nicht viel anderes übrig, als linksbürgerliche Kandidaten zu unterstützen. Nur in seltenen Fällen waren diese ihnen wirklich nahestehende Persönlichkeiten wie die erwähnten Grütlianer Klein und Bernet. Eine Ausnahme blieb die Wahl Treichlers in den Nationalrat im März 1852.³⁸ Erst 1911 wurde in Zürich durch eine Neuaufteilung ein Wahlkreis geschaffen, in dem die Sozialdemokratie ihre fünf Sitze nach eigenen Vorstellungen ohne Absprachen besetzen konnte.³⁹ Da auf kantonaler Ebene bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ähnlich hohe Hürden bestanden, erwies sich die Gründung einer rein politischen, hauptsächlich auf Wahlen ausgerichteten Arbeiterorganisation lange als wenig attraktiv. Entsprechende Bemühungen versandeten meist nach kurzer Zeit.

In den 1860er Jahren erlebte die schweizerische Arbeiterbewegung ihre eigentliche Gründerzeit. In großer Zahl tauchten Gewerkschaften auf, sei es durch Umwandlung bestehender Hilfskassen, durch Organisation im Zusammenhang mit Arbeitskonflikten oder auf Initiative bestehender Arbeitervereine, die sich bisher der Geselligkeit, der Bildung und nur gelegentlich auch der Politik gewidmet hatten.⁴⁰ Weil kantonale Koalitionsverbote – die seit 1848 gemäß Bundesverfassung ohnehin unzulässig gewesen wären – an Bedeutung verloren, konnten Arbeiterorganisationen ihre Ziele nun offen darlegen.⁴¹ Die 1864 in London gegründete »Internationale Arbeiter-Assoziation« fand in der Schweiz rasch eine gewisse Verankerung. Sie bot bisher vereinzelt auftretenden Grüppchen ein ideelles Fundament und regte gleichzeitig zur Gründung neuer an. Bereits Ende 1864 entstand in Genf ein provisorisches Komitee und Anfang 1865 eine Sektion um Johann Philipp Becker (1809–1886). Weitere Gründungen folgten 1865 im Kanton Waadt in Lausanne, Montreux und Vevey, später in Aubonne, Ste-Croix, Morges, Yverdon, Rolle und Nyon, im Jura 1865 in La Chaux-de-Fonds, Neuenburg, Porrentruy und St-Imier, später in Sonvillier, Biel, Moutier, Beaumont, Boncourt, Tramelan, Cortébert, Les Breuleux, Les Bois, Le Locle,

34 Der Grütlianer, 21.6.1871, Nr. 25.

35 Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Ausführung der Motion von Herrn Nationalrat Morel und Mitunterzeichnern, betreffend eine Statistik der in eidgenössischen Angelegenheiten nicht stimmberechtigten Schweizerbürger (vom 13. März 1885), in: Bundesblatt 1885 II, S. 83 und 87.

36 Gruner, Die Wahlen in den Schweizerischen Nationalrat, S. 135.

37 Ebd., S. 92.

38 Wirth, Johann Jakob Treichler, S. 233.

39 Gruner, Die Wahlen in den Schweizerischen Nationalrat, S. 377f.

40 Vgl. dazu Degen, Die Anfänge der Arbeiterbewegung, S. 42–44.

41 Zu den Koalitionsverboten vgl. Gruner, Die Arbeiter in der Schweiz, S. 946–950; Art. 46 der Bundesverfassung hielt fest: »Die Bürger haben das Recht, Vereine zu bilden, sofern solche weder in ihrem Zweck, noch in den dafür bestimmten Mitteln rechtswidrig oder staatsgefährlich sind.« Abgedr. in: Oechsli, Quellenbuch zur Schweizergeschichte, S. 556.

Val-de-Ruz und Courtelary, in Basel 1866, in der Ostschweiz 1866 in Wetzikon, Winterthur und Glarus, später in Zürich, Uster, Schaffhausen, Rorschach und St. Gallen, in Bern 1867 und in Luzern 1868.⁴² Diese keineswegs vollständige Liste zeigt die große Verbreitung der IAA, wobei die Westschweiz deutlich besser vertreten war. Wegen der Stärke ihrer Sektionen und wegen der geringen politischen Repression führte die IAA drei internationale Kongresse in der Schweiz durch, 1866 in Genf, 1867 in Lausanne und 1869 in Basel.

Da die Mitgliedschaft weder formalisiert noch beständig war, schwanken die Schätzungen zwischen 6.000 und 10.000 Personen. Auf dem Höhepunkt 1868 zählten die stärksten Sektionen in Genf vielleicht 3.000 bis 4.000 Mitglieder, in Basel 3.500, im Jura 800 und in Zürich 500 bis 600.⁴³ In den Zentren Genf und Basel gab es einzelne Berufssektionen und auch Frauensektionen. Die Gewerkschaften spielten eine zentrale Rolle, zumal Ende der 1860er und Anfang der 1870er Jahre die erste größere Streikwelle die Schweiz überrollte. Ältere Arbeiterorganisationen wie der Grütliverein, die Deutschen Arbeitervereine oder der Schweizerische Typographenbund lehnten die Mitgliedschaft ab, was aber einzelne Mitglieder oder auch Gruppen nicht zwingend von der Beteiligung abhielt.

Obwohl die meisten Sektionen der IAA sich vorwiegend gewerkschaftlichen Anliegen widmeten, setzten sie sich bei Bedarf mit der institutionellen Politik auseinander. Der eigenen Schwäche bewusst, ging man dabei nicht selten Bündnisse mit bürgerlichen Kräften ein. In Basel und in der Westschweiz stand dabei der Linksfreisinn im Vordergrund, in Zürich stellte Bürkli eine enge Verbindung zur Demokratischen Bewegung her. Es gab aber auch Zusammenarbeit mit Konservativen, etwa in Lausanne und La Chaux-de-Fonds.⁴⁴ Zur Beteiligung an Wahlen bildeten Interessierte innerhalb der Sektionen gelegentlich spezielle Ausschüsse. Ab und zu gelang es auch, einen Sitz in einem Kantonsparlament zu erobern, wie etwa 1868 durch den Seidenbandweber Joseph Heinrich Frey (1824–1877) in Basel, der sich im Rat prompt den Konservativen anschloss.⁴⁵

Am Rande der IAA erfolgten in den späten 1860er und in den 1870er Jahren mehrere lokale oder regionale Gründungen mit politischen Ambitionen, die sich allesamt aber als wenig stabil erwiesen. Es ist nicht in allen Fällen klar, ob es sich um Parteien handelte oder um andere Arbeitervereine, die auch institutionelle Politik betrieben. Hinweise finden sich etwa für Genf, Neuenburg, Zürich, Glarus, Bern und einige weitere Orte. Gelegentlich gelangten Arbeiterkandidaten in Kantonsparlamente, allerdings nicht zwingend auf eigenen Listen und vor allem nicht nachhaltig.⁴⁶ Die unter der Leitung Herman Greulichs (1842–1925) 1870 gegründete Partei mit nationalem Anspruch, die sich am Eisenacher Vorbild orientierte, hinterließ außer ihrem Parteiorgan »Tagwacht«, das 1873 an den Schweizerischen Arbeiterbund übergang, wenig Spuren.⁴⁷

In der Ostschweiz war die IAA wegen der Demokratischen Bewegung, die viele Aktivistinnen absorbierte, schlechter verankert. Diese richtete sich seit den frühen 1860er Jahren in mehreren Kantonen gegen das vom Bürgertum kontrollierte System der repräsentativen Demokratie und den von diesem vertretenen Liberalismus.⁴⁸ Gefordert wurden direkt-

42 Gruner, Die Arbeiter in der Schweiz, S. 538f.

43 Ebd., S. 538f.; Marc Vuilleumier, La première Internationale en Suisse, in: La première Internationale. L'institution, l'implantation, le rayonnement. Colloques internationaux du CNRS, Paris, 16–18 novembre 1964, S. 236.

44 Ebd., S. 239f.

45 Wilfried Haerberli, Die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1914, Basel 1985, S. 27.

46 Gruner, Die Arbeiter in der Schweiz, S. 776–792.

47 Ebd., S. 713–716. Greulich war 1869 auf dem Eisenacher Kongress anwesend.

48 Zum Ablauf in den einzelnen Kantonen vgl. Martin Schaffner, Die demokratische Bewegung der 1860er Jahre. Beschreibung und Erklärung der Zürcher Volksbewegung von 1867, Basel 1982, S. 147–154.

demokratische Einrichtungen und vermehrte Intervention des Staats. Staatsrechtlich standen Referendum und Volksinitiative im Vordergrund, die zum Teil bereits während der Regeneration in Kantonsverfassungen Eingang gefunden hatten.⁴⁹ Mit dem Referendum können die Stimmberechtigten bis heute Parlamentsbeschlüsse anfechten, auf kommunaler Ebene auch Beschlüsse von Gemeindeversammlungen und Exekutiven. Es kann auf Verfassungs- oder Gesetzesebene wirken.⁵⁰ Mit der Volksinitiative kann eine bestimmte Anzahl von Stimmberechtigten eine Entscheidung aller Stimmberechtigten über einen Vorschlag herbeiführen.⁵¹ Dazu kam die Forderung nach direkter Wahl der Regierungsräte – der Minister auf kantonaler Ebene – durch die Stimmberechtigten.

Die Demokratische Bewegung wurde hauptsächlich von ländlichem und kleinstädtischem Bürgertum, von Handwerkern und von Bauern, aber auch von Arbeitern getragen.⁵² Neben den institutionellen standen wirtschaftspolitische Forderungen auf der Tagesordnung, so gerechtere Steuern oder die Einrichtung von staatlichen Kantonalbanken für günstige Kredite. Viele Demokraten sahen in der Staatsintervention zugunsten wirtschaftlich und sozial Benachteiligter den Weg zur Lösung der sozialen Frage. Ihren Forderungen verliehen sie Nachdruck durch Petitionen, durch eine eigene Presse und Pamphlete, vor allem aber durch große Volksversammlungen. Die Anlässe für die Auslösung waren regional sehr unterschiedlich, von der Unzufriedenheit über den Eisenbahnbau in den Kantonen Basel-Landschaft und Bern bis zum Protest gegen die Gleichstellung der Juden im Kanton Aargau.⁵³ Ihren Höhepunkt erreichte die Demokratische Bewegung in Zürich im Kampf gegen das sogenannte System Escher, das vom Wirtschaftsliberalen Alfred Escher (1819–1882) dominierte Regime, dem inzwischen auch Treichler angehörte. Deses ehemaliger Mitkämpfer Bürkli dagegen spielte in der Demokratischen Bewegung eine führende Rolle.⁵⁴ Mit der Totalrevision der Kantonsverfassung setzten sich die Demokraten 1868 durch. Ebenfalls sehr erfolgreich waren sie in Basel-Landschaft und im Thurgau. In weiteren Kantonen erreichten sie Teilerfolge.

Auch auf Bundesebene konnten die Demokraten einige ihrer Forderungen verwirklichen, was sich in der neuen Bundesverfassung von 1874 niederschlug. Diese verlieh dem Bundesstaat mehr Kompetenzen, nicht zuletzt in der bisher weitgehend brachliegenden Wirtschafts- und Sozialpolitik. So befugte Artikel 34 den Bund, »einheitliche Bestimmungen über die Verwendung von Kindern in den Fabriken und über die Dauer der Arbeit erwachsener Personen in denselben aufzustellen. Ebenso ist er berechtigt, Vorschriften zum Schutze der Arbeiter gegen einen die Gesundheit und Sicherheit gefährdenden Gewerbebetrieb zu erlassen.«⁵⁵ Staatsrechtlich wurde das fakultative Referendum eingerichtet, das aber entgegen den Hoffnungen zunächst vor allem die konservativen Kräfte stärk-

49 Alfred Kötz, Vom Veto zum fakultativen Referendum, in: Ulrich Häfelin/Walter Haller/Georg Müller u. a. (Hrsg.), Festschrift zum 70. Geburtstag von Hans Nef, Zürich 1981, S. 201.

50 Zur Übersicht vgl. Bernard Degen, Referendum, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 10, Basel 2011, S. 166–168.

51 Zur Übersicht vgl. Bernard Degen, Volksinitiative, in: Historisches Lexikon der Schweiz, URL: <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10386.php>> [3.4.2013].

52 Vgl. dazu Albert Tanner, Direkte Demokratie und soziopolitische Integration des Mittelstandes, der Arbeiterschaft und Bauern in der Schweiz 1830–1914, in: Eckart Schremmer (Hrsg.), Wirtschaftliche und soziale Integration in historischer Sicht. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Marburg 1995, Stuttgart 1996, S. 192–193.

53 Roger Blum, Die politische Beteiligung des Volkes im jungen Kanton Baselland (1832–1875), Liestal 1977, S. 326–447; Heinrich Staehelin, Geschichte des Kantons Aargau 1830–1885, Baden 1978, S. 130–135.

54 Schiedt, Karl Bürkli, S. 213–249.

55 Bundesverfassung vom 29. Mai 1874, abgedr. in: Oechsli, Quellenbuch zur Schweizergeschichte, S. 600.

te, die nun Projekte der mitte-links-bürgerlichen Regierung mittels Volksabstimmungen aushebeln konnten.⁵⁶

Nachdem auf der kantonalen und mit der Bundesverfassung von 1874 auch auf Bundesebene wichtige Ziele erreicht worden waren, begann sich das Bündnis der Demokratischen Bewegung aufzulösen. Zunehmend strebten Bauern, Arbeiter und Gewerbetreibende eigenständige Organisationen an. Aus den Restbeständen bildeten sich die Demokratischen Parteien, die erste 1867 in Zürich, weitere erst ab den 1880er Jahren in St. Gallen, Thurgau, Glarus und einigen anderen Kantonen. Die St. Galler und die Glarner nannten sich sogar ausdrücklich »Demokratische und Arbeiterpartei«. Die meisten wurden jedoch mit der Zeit wieder vom Freisinn aufgesogen. In der Bundesversammlung bildeten sie mit Gleichgesinnten ab 1896 die »Sozialpolitische Gruppe«, in der bis 1911 die wenigen Sozialdemokraten Unterschlupf fanden.⁵⁷

Die erste sich ausdrücklich auf Arbeiter beziehende überregionale Organisation, die eine gewisse Kontinuität und Koordination erreichte, war der 1873 in Olten gegründete »Schweizerische Arbeiterbund«, später »Alter Arbeiterbund« genannt. In ihm vereinigten sich Gewerkschaften, verschiedene schweizerische und deutsche Arbeitervereine, mehrere Sektionen des Grütlivereins und später auch noch Krankenkassen.⁵⁸ Er wurde nach dem bis zum Ersten Weltkrieg in der Schweiz verbreiteten Vorort-System geleitet, das heißt, der Kongress bestimmte eine Sektion als Vorort, und diese wählte aus ihrer Mitte das Bundeskomitee. Insgesamt lösten sich mit Genf, Winterthur und Bern drei Vororte ab, und die Aktivitäten wurden an sechs Kongressen diskutiert und in mehreren Urabstimmungen festgelegt. Ein Dauerthema bildeten die Defizite der von Greulich redigierten, von 1869 bis 1880 erscheinenden Tagwacht. Der Arbeiterbund erlebte zwischen 1875 und 1878 mit 5.000 bis 6.000 Mitgliedern in rund 125 Vereinen vor allem in der Ostschweiz eine kurze Blüte.⁵⁹ In diese Zeit fiel die erste nationale politische Kampagne einer Arbeiterorganisation. Aufgrund des erwähnten Artikels 34 der Bundesverfassung hatte das Parlament im März 1877 ein Fabrikgesetz verabschiedet. Dieses sah neben Maßnahmen zum Gesundheitsschutz, einem Sonderschutz für Frauen und Jugendliche sowie der Einrichtung einer Fabrikinspektion zur Überwachung der Vorschriften vor allem die Beschränkung der Arbeitszeit auf elf Stunden täglich vor. Unternehmerkreise, vor allem Textilindustrielle, bekämpften das Gesetz mit dem ebenfalls neuen Instrument des Referendums. Der Arbeiterbund organisierte eine breite Kampagne für das Gesetz, das im Oktober 1877 in einer Volksabstimmung knapp bestätigt wurde.⁶⁰ Die inneren Gegensätze zwischen gewerkschaftlichen und eher politisch orientierten Organisationen sowie zwischen Schweizern und Migranten schwächten den Arbeiterbund aber nachhaltig. Auf seinem letzten Kongress in Olten beschloss er 1880 seine Auflösung sowie die Gründung des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB) und einer Sozialdemokratischen Partei.⁶¹ Aber nur den Gewerkschaftern gelang eine dauerhafte Organisation. Die im Dezember 1880 in Zürich gegründete Sozialdemokratische Partei hinterließ wenige Spuren.⁶² Von den ursprünglich zehn Mitgliedschaften überlebten fünf, darunter Zürich, Winterthur und Bern. In dieser

56 Vgl. zum Beispiel *Thomas Widmer*, Die Schweiz in der Wachstumskrise der 1880er Jahre, Zürich 1992, S. 375–384.

57 *Hans Fenske*, Die europäischen Parteiensysteme. Grundlinien ihrer Entwicklung, in: Jahrbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart. Neue Folge, Bd. 22, 1973, S. 266.

58 *Gruner*, Die Arbeiter in der Schweiz, S. 746–751.

59 Ebd., S. 753–764.

60 *Hans Peter Tschudi*, Geschichte des schweizerischen Arbeitsrechts, Basel 1987, S. 9–11.

61 Protokoll des 7. Kongresses des Schweizerischen Arbeiterbundes, Olten, 6.–8. November 1880, in: Tagwacht, 1880, Nr. 90. Olten spielte in der Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung immer wieder eine wichtige Rolle, weil es der Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes war.

62 *Gruner*, Die Arbeiter in der Schweiz, S. 767–771.

Reihenfolge übten sie in den folgenden Jahren auch die Vorortsfunktion in der Rumpfpartei aus.⁶³

III. MEHRHEITS- ODER VERHÄLTNISSWAHLRECHT?

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war die Schweiz eine gefestigte Demokratie. Die Bundesverfassung von 1874 wurde 1891 durch das Instrument der Volksinitiative zu ihrer Teilrevision ergänzt. Die politischen Auseinandersetzungen zwischen freisinniger Mehrheit und konservativer Opposition verloren zunehmend an Bedeutung. Auch wirtschaftlich brach ein neues Zeitalter an. Der Anteil der Landwirtschaft fiel bis 1910 auf etwas mehr als ein Viertel der Erwerbstätigen. Umgekehrt erlebten Industrie und Gewerbe einen nie gekannten Aufschwung und stellten ab den 1880er Jahren die meisten Arbeitsplätze.⁶⁴ Innerhalb der Industrie ging die Heimarbeit stark zurück. Die Zahl der Fabriken stieg von 1882 bis 1911 von 2.600 auf 7.900, die der Fabrikarbeiterinnen und -arbeiter von knapp 135.000 auf fast 329.000.⁶⁵ Zwar trug auch die Textilindustrie noch zu diesem Anstieg bei. Zunehmend wichtiger wurden aber Branchen wie die Maschinenindustrie oder die Uhrenindustrie. Auch das Handwerk wuchs noch beträchtlich, vor allem wegen des Baugewerbes. Schließlich überflügelte 1910 der Dienstleistungssektor ebenfalls die Landwirtschaft. Seit Ende der 1880er Jahre wurde die Schweiz von einem Auswanderungs- zu einem Einwanderungsland. Über 550.000 Migranten – fast 15 % der Gesamtbevölkerung – zählte man 1910, davon je etwas über 200.000 Deutsche und Italiener.⁶⁶ Die Städte wuchsen schnell. Die Eingemeindung von elf Vororten 1893 machte Zürich zur ersten schweizerischen Großstadt mit über 100.000 Einwohnern. Auch Basel überstieg diese Grenze 1899. Aber auch die mittleren und kleinen Städte – Bern, Lausanne, Genf, aber auch Biel, Winterthur, Luzern und etwas weniger Freiburg, Schaffhausen, St. Gallen, Lugano, Neuenburg und La Chaux-de-Fonds – erlebten einen beachtlichen Aufschwung.⁶⁷ Seit den 1870er Jahren verband zudem ein dichtes Eisenbahnnetz alle größeren Orte. Die Schweiz war gemessen am Bruttoinlandsprodukt pro Kopf schon vor dem Ersten Weltkrieg eines der reichsten Länder der Welt.⁶⁸

Dieser Wachstums- und Umwälzungsprozess war verbunden mit einem gewaltigen Aufschwung der Arbeiterbewegung und der Arbeitskonflikte. Nach dem Höhepunkt zur Zeit der IAA war die Streiktätigkeit in den 1870er Jahren stark zurückgegangen, um dann erneut zuzunehmen. In den 1880er Jahren erfasste man insgesamt 124 Streiks, in den 1890er Jahren 419 und in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts 1.340. Von 1903 bis 1913 lag die Zahl der Streikenden jedes Jahr über 10.000, 1905 und 1906 über 20.000 und 1907 gar über 30.000.⁶⁹ Parallel dazu verbreiteten sich Gewerkschaften. Einige formierten

63 *Erich Gruner* (Hrsg.), *Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880–1914. Soziale Lage, Organisation und Kämpfe von Arbeitern und Unternehmern, politische Organisation und Sozialpolitik*, Bd. 3, Zürich 1988, S. 81.

64 *Eidgenössische Volkszählung 1970*, Bd. 5: *Erwerb und Beruf*, Bern 1974, S. 303.

65 Tabelle 6.2.1.2.1., *Fabrikbetriebe*.

66 *Heiner Ritzmann-Blickenstorfer* (Hrsg.), *Historische Statistik der Schweiz*, Zürich 1996, S. 146.

67 Zur Bevölkerungsstatistik von über 200 großen, mittleren und kleinen Orten vgl. *Ritzmann-Blickenstorfer*, *Historische Statistik*, S. 164–167.

68 *Margrit Müller/Ulrich Woitek*, *Wohlstand, Wachstum und Konjunktur*, in: *Patrick Halbeisen/Margrit Müller/Béatrice Veyrassat* (Hrsg.), *Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, Basel 2012, S. 94–96.

69 *Hans Hirter*, *Die Streiks in der Schweiz in den Jahren 1880–1914. Quantitative Analyse*, in: *Erich Gruner* (Hrsg.), *Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880–1914. Soziale Lage, Organisation und Kämpfe von Arbeitern und Unternehmern, politische Organisation und Sozialpolitik*, Bd. 2.2, Zürich 1988, S. 847.

sich nach dem Vorbild der Typografen von 1858 bereits zu nationalen Verbänden, etwa 1876 die Lokomotivführer, 1885 das Zugpersonal, 1886 die Holzarbeiter, 1888 die Metallarbeiter oder 1908 die Textilarbeiter.⁷⁰ Auch der lange schwächelnde SGB, der sich neu als Zusammenschluss der Berufs- und Industrieverbände definierte, fand mit der Statutenrevision von 1908 die bis heute gültige Form.⁷¹

Als bis zum Ersten Weltkrieg schlagkräftigste Organisationen sollten sich die Arbeiterunionen erweisen.⁷² Sie vereinten wie schon die großen Sektionen der IAA Arbeiterinnen und Arbeiter über die Berufs- und Nationalitätengrenze hinweg auf lokaler oder regionaler Ebene. Lange blieben sie zerbrechliche Gebilde, die nach einer gewissen Zeit wieder verschwanden. Seit den 1880er Jahren gelang der Aufbau von stabilen Arbeiterunionen. Die Gründungsdaten lassen sich nur schwer festlegen, da es sich oft um den Umbau älterer Strukturen handelt. Eine klare Neugründung war von den größeren nur der Arbeiterbund Basel anno 1886. Arbeiterunionen fassten überwiegend lokale Gewerkschaften zusammen. Dazu kamen politische und kulturelle Arbeitervereine. Die Gewerkschaften standen aber mit ihrer höheren Mitgliederzahl, den stabileren Strukturen und den gesünderen Finanzen im Vordergrund. In den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verbreiteten sich Arbeiterunionen über die ganze Schweiz. Um 1900 bestanden mindestens deren 47. Sie erreichten als erste Arbeiterorganisationen die nötige Größe und Stabilität, um bezahlte Funktionäre einzustellen. Den Anfang machte Bern 1890 mit dem Arbeitersekretär Nikolaus Wassilieff (1857–1920). Bis 1906 wuchs die Zahl der Arbeitersekretäre auf 14. Arbeiterunionen beschäftigten sich hauptsächlich mit gewerkschaftlichen Fragen, aber auch mit politischen Vorstößen sowie der Organisation von Maifeiern, kulturellen Veranstaltungen und Festen. Wo keine eigenständige, starke sozialdemokratische Partei bestand, war es üblich, dass ein politischer Ausschuss der Arbeiterunion bei Wahlen auftrat. Wegen der finanziellen und personellen Ressourcen traten aber auch Sozialdemokraten gerne im Rahmen der Arbeiterunion zum Wahlkampf an.

Nachdem 1874 die Bundesverfassung im Sinne der Demokratischen Bewegung revidiert worden war, begannen sich die politischen Übereinstimmungen zwischen dem linken Flügel des Freisinns und dem Grütliverein zu erschöpfen. Zunehmend öffnete sich letzterer den Anliegen der Arbeiterbewegung, zunächst mit einem sozialreformerischen Programm, das Bündnisse mit linksbürgerlichen Gruppierungen erleichterte. Anfang der 1890er Jahre überschritt er mit 353 Sektionen und fast 16.000 Mitgliedern seinen Höhepunkt; 1900 gelangte er knapp bei 11.000 an, eine Marke, die er bis zum Ersten Weltkrieg nur noch unwesentlich überschreiten sollte.⁷³ Die Mitgliederstruktur änderte sich seit den 1870er Jahren, indem die Mitgliedszahlen von Handwerksmeistern und -gesellen zurückgingen und jene von Fabrikarbeitern und Verkehrsangestellten von Post und Bahn zunahmen.⁷⁴ In den 1890er Jahren näherte sich der Grütliverein zunehmend der Sozialdemokratie an. Die Delegiertenversammlung von 1892 strich die »Förderung des nationalen Bewusstseins« aus den Statuten und fügte dafür das Bekenntnis zur Sozialdemokratie ein. Diese Revision wurde von einer Urabstimmung mit überwältigender Mehrheit gebilligt.⁷⁵ Zudem amtierte seit 1896 Eugen Wullschleger (1862–1931) als Zentralsekretär, der schon den Basler Grütliverein an die Gewerkschaften herangeführt und der 1891 bis 1893 die

70 Bernard Degen, Aufstieg und Klassenkampf, in: *Boillat/Degen/Joris* u.a., Vom Wert der Arbeit, S. 99–109.

71 Ebd., S. 111–114.

72 Zum Überblick über die Arbeiterunionen vgl. ebd., S. 89–98.

73 Erich Gruner, Die parteimässige Organisierung der Arbeiterschaft im Grütliverein, in: *ders.*, Arbeiterschaft und Wirtschaft, Bd. 3, S. 45–80, hier: S. 48.

74 Ebd., S. 47 und 50.

75 Ebd., S. 67f.

Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SPS) präsidiert hatte.⁷⁶ Schließlich schloss sich der Grütliverein 1901 auf der sogenannten »Solothurner Hochzeit« mit der SPS zusammen. Er behielt jedoch zunächst seine Strukturen bei, was zu ständigen Konflikten führte. Im November 1915 schließlich verfügte der Parteitag der SPS die Auflösung des Zentralverbandes der Grütlianer und die vollständige Integration. Darauf antwortete eine Delegiertenversammlung des Grütlivereins im Oktober 1916 mit der Trennung von der Partei. Von den noch 235 Sektionen des Grütlivereins traten 96 aus, 107 wurden Parteisektionen und die übrigen lösten sich auf.⁷⁷ Der verbliebene Grütliverein fristete ein Schattendasein, bis er 1925 seinen Sektionen den Übertritt in die SPS empfahl.

Die Sozialdemokratische Partei von 1880 trat zwar bald nicht mehr in Erscheinung; einige ihrer Strukturen überlebten aber. So konnte Albert Steck (1843–1899) 1887 den Vortritt nach Bern – wo die Mitgliedschaft prominente Überläufer aus dem Freisinn, darunter Steck selbst, organisierte – verlegen und damit auch das Präsidium übernehmen. In dieser Funktion organisierte er am 21. Oktober 1888 einen Arbeitertag in Bern, an dem Delegierte aus 60 Arbeitervereinen – Gewerkschaften, Grütlivereine, noch existierende sozialdemokratische Mitgliedschaften – erschienen. Steck konnte seine programmatischen Vorstellungen zwar durchsetzen. In einer Urabstimmung nahmen 49 Vereine den Übertritt in die neue Sozialdemokratische Partei der Schweiz an.⁷⁸ Das Kernstück von Stecks Partei, die Einzelmitgliedschaft, erwies sich aber als Fiktion. Die lokalen Organisationen blieben stark und gewannen durch die in den 1890er Jahren entstehende sozialdemokratische Lokalpresse sogar noch an Gewicht. Der Versuch, mittels vom Präsidium ausgewählter Vertrauensleute Einfluss zu gewinnen, scheiterte weitgehend. So wurde bereits der zweite Parteitag in Basel 1890 nur noch von 30 Delegierten besucht.⁷⁹ Die unübersichtlichen Strukturen kamen auch anlässlich der erwähnten Solothurner Hochzeit im September 1901 zum Ausdruck. Artikel 1 der neuen Statuten hielt fest:

»Die Sozialdemokratische Partei wird gebildet aus dem schweizerischen Grütliverein, aus den kantonalen Arbeiter- und Parteiverbänden, aus lokalen Arbeiterunions und Parteiverbänden, soweit sie nicht schon als Glieder eines kantonalen Arbeiter- oder Parteiverbandes der schweizerischen Gesamtpartei angehören.«⁸⁰

Es sollte noch über ein Jahrzehnt dauern, bevor eine neue Generation von Funktionären, deren wichtigster Kopf Robert Grimm (1881–1958) war, endlich klare Strukturen durchsetzen konnte.⁸¹ Von insgesamt fast 24.000 Mitgliedern gehörten 1902 gut 9.000 zum Grütliverein, von über 33.000 zu Beginn des Ersten Weltkriegs noch gut 11.000.⁸²

Trotz zunehmender Verankerung in der Arbeiterschaft erreichten die im genannten weiten Sinne der Sozialdemokratie zuzuordnenden Organisationen in Wahlen nur geringe Erfolge. Selbst auf Kantonsebene, wo die Wahlkreise bedeutend kleiner und damit oft auch homogener waren, ging ohne bürgerliche Bündnispartner wenig. In den frühen 1890er Jahren gab es lediglich 48 sozialdemokratische Kantonsparlamentarier bei insge-

76 Bernard Degen, Wullschleger, Eugen, in: Historisches Lexikon der Schweiz, URL: <<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D4778.php>> [5.4.2013].

77 Sozialdemokratische Partei der Schweiz, Jahresbericht 1916, S. 49–51. 13 Sektionen hatten sich damals noch nicht entschieden.

78 Peter Bieler, Albert Steck 1843–1899. Der Begründer der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, Olten 1960, S. 118–123.

79 Gruner, Arbeiterschaft und Wirtschaft, Bd. 3, S. 82–84.

80 Zit. nach: Ernst Schenker, Die sozialdemokratische Bewegung in der Schweiz von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Appenzell 1926, S. 24.

81 Zu Robert Grimm vgl. Bernard Degen/Hans Schächli/Adrian Zimmermann (Hrsg.), Robert Grimm. Marxist, Kämpfer, Politiker, Zürich 2012.

82 Gruner, Arbeiterschaft und Wirtschaft, Bd. 3, S. 325.

samt 2.292 Sitzen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kamen auf 2.333 Sitze 142 Sozialdemokraten und am Vorabend des Kriegs schließlich 256 auf 2.429 Sitze.⁸³ Dieser Zuwachs ist aber zum Teil bereits auf den Übergang vom Mehrheits- zum Verhältniswahlrecht in mehreren Kantonen zurückzuführen. In einigen Gemeinden zogen Sozialdemokraten in die Exekutiven ein, so Jakob Vogelsanger (1849–1923) 1892 in Zürich, Gustav Müller (1860–1921) 1895 in Bern sowie Gottfried Reimann (1862–1909) 1899 in Biel, wo er 1907 zum Stadtpräsidenten aufstieg. La Chaux-de-Fonds und Le Locle in der jurassischen Uhrenregion wurden ab 1912 von einer linken Mehrheit regiert.

Ebenfalls ernüchternd fielen die Ergebnisse auf Bundesebene aus, obwohl einige der erwähnten Unregelmäßigkeiten im Laufe der Jahrzehnte behoben worden waren. Als erster wurde 1890 im Wahlkreis Zürich der Grütlianer Vogelsanger gewählt, der 1889 als Schweizer Delegierter am Gründungskongress der Zweiten Internationale teilgenommen hatte. Für die dritte Amtsperiode erhielt er 1896 Verstärkung durch den Basler Wullschleger. Der Genossenschaftspionier Stefan Gschwind (1854–1904) aus dem Kanton Basel-Landschaft gesellte sich 1899 zu den beiden. Schließlich war der Genfer Alexandre Triquet (1860–1915) damals noch Sozialdemokrat, allerdings ein über die Freisinnigen-Liste gewählter, der sich später dem Jungfreisinn anschloss. Aus den Wahlen von 1902 ging die siebenköpfige sogenannte »Kapelle Greulich« hervor. Wullschleger zog in diesem Jahr in Basel als erster Sozialdemokrat in die Regierung ein und verzichtete deshalb auf sein Mandat ebenso wie der zum Friedensrichter gewählte Triquet. Dafür erhielten Vogelsanger und Gschwind Verstärkung durch Greulich aus Zürich, Fritz Studer (1873–1945), Präsident der Sozialdemokratischen Partei des Kantons Zürich, aus Winterthur, Heinrich Scherrer (1847–1919), ein führender Grütlianer aus St. Gallen, Paul Brandt (1852–1910), ehemaliger Pfarrer und Präsident der SPS, ebenfalls aus St. Gallen, sowie Alfred Brüstlein (1853–1924) aus Basel. Die Wahlen von 1905 endeten mit einer Niederlage, konnten doch nur Brüstlein und Scherrer ihre Sitze halten.⁸⁴ Bei den Wahlen von 1908 erreichte die SPS wieder sieben Sitze und 1911 gar 15. Dabei kam erstmals der erwähnte neue Zürcher Wahlkreis zum Tragen, der es erlaubte, Kandidaten ohne Absprache mit linksbürgerlichen Kräften aufzustellen. Dies ermöglichte unter anderem die Wahl des jungen Grimm, des in den nächsten Jahren härtesten Herausforderers der alten Parteiführer.

Angesichts dieser wenig erfreulichen Ergebnisse machte die SPS das Wahlrecht zunehmend zum Thema. Als Lösung bot sich das Verhältnis- oder Proportionalwahlrecht an – meist kurz »Proporz« genannt. Dieses kannte man zuerst im Kanton Tessin, wo sich Konservative und Liberale blutig bekämpften und damit eine militärische Bundesintervention herausforderten. Um die Lage zu beruhigen, drängten die Vertreter des Bundesstaats die Tessiner Parteien, den Proporz einzuführen, um die ewigen Streitereien um einige Stimmen in jedem Wahlkreis zu vermeiden.⁸⁵ Weitere Kantone folgten, meist nach Problemen mit dem Wahlausgang, so 1892 Genf, 1894 Zug, 1895 Solothurn, 1897 Neuenburg, 1898 Schwyz und 1905 Basel-Stadt.⁸⁶ In den meisten Fällen spielte die Sozialdemokratie bei diesem Prozess keine Rolle. Der Systemwechsel wirkte sich zum Beispiel in Basel-Stadt wie folgt aus: Bei den Wahlen von 1902 eroberte die Sozialdemokratie im 130-köpfigen Kantonsparlament 22 Sitze, 1905 waren es 38 und 1908 43, womit sie die stärkste Fraktion stellte.⁸⁷

Die schlechten Ergebnisse bei den Nationalratswahlen sowie der Druck, die eigenen Kandidaten in Hinblick auf mögliche Bündnispartner auswählen zu müssen, führten in

83 Ebd., S. 164f.

84 *Schenker*, Die sozialdemokratische Bewegung in der Schweiz, S. 41–43.

85 *Emil Klöti*, Die Proportionalwahl in der Schweiz. Geschichte, Darstellung und Kritik, Bern 1901, S. 34–48.

86 *Georg Lutz/Dirk Strohmann*, Wahl- und Abstimmungsrecht in den Kantonen, Bern 1998, S. 84.

87 *Walter Lüthi*, Der Basler Freisinn von den Anfängen bis 1914, Basel 1983, S. 173.

der SPS zur Forderung nach dem Proporz auf Bundesebene. Damit rechnete sie sich nicht nur bessere Wahlchancen aus. Weil sie nicht mehr auf ein gleich breites Wählersegment wie unter dem Mehrheitswahlrecht schielen musste, sah sie auch die Möglichkeit zu einer deutlicheren politischen Profilierung. So ließen sich die Anliegen der Arbeiterschaft klarer vertreten und würden nicht schon im Vorfeld mit denen potenzieller Verbündeter vermischt. Weil die SPS für eine führende Rolle in einem Bündnis zu schwach war, musste sie in dieser Phase zuerst einmal die Arbeiterwähler an sich binden. Eine Motion für den Proporz reichte 1898 Wullschleger im Nationalrat ein, scheiterte damit aber klar.⁸⁸ Daraufhin beschloss eine Vertrauensmännerversammlung von Sozialdemokraten, Grütlern und Linksdemokraten eine Volksinitiative, mit der sie verlangten: Nationalratswahlen »finden nach dem Grundsatz der Proportionalität statt, wobei jeder Kanton und jeder Halbkanton einen Wahlkreis bildet.«⁸⁹ Das Begehren fand zwar Unterstützung von katholischen und protestantischen konservativen Minderheiten, was in der Volksabstimmung im November 1900 in 11,5 vorwiegend katholischen Kantonen – die ungerade Zahl ergibt sich aus der Existenz von Halbkantonen – zur Annahme reichte. Gesamthaft unterlag es aber mit nur gut 40 % der gültigen Stimmen.⁹⁰

Ein zweiter Anlauf erfolgte im November 1908. Diesmal bezog man von Anfang an christlich-soziale, katholisch-konservative und liberal-konservative Politiker ein. Die Volksinitiative entsprach weitgehend der ersten und erreichte mit 142.263 gültigen Unterschriften eine beträchtliche Unterstützung. Sie erzielte in der Volksabstimmung ein sehr gutes Ergebnis. Von den 22 Kantonen stimmten diesmal 12 zu, und mit 240.305 Ja- gegen 265.194 Neinstimmen fiel die Ablehnung durch die Stimmberechtigten nur knapp aus.⁹¹

Das ermutigende Abstimmungsergebnis bewog weitgehend die gleichen Initianten zu einem weiteren Vorstoß mit dem gleichen Begehren. Bereits im September 1913 hatten sie 122.631 Unterschriften für die dritte Proporz-Initiative gesammelt. Im folgenden Frühling veröffentlichte der Bundesrat seine Stellungnahme, worin er diesmal auch die positiven Seiten des Proporztes würdigte, aber dennoch zu einer ablehnenden Stellungnahme kam:

»In Abwägung der mit den verschiedenen Ausgestaltungen des Proportionalitätsgrundsatzes verknüpften Vorteile und Mängel, in Würdigung insbesondere der tatsächlichen politischen Verhältnisse und unserer verfassungsrechtlichen Einrichtungen vermögen wir in der Einführung der Verhältniswahl keinen wirklichen Fortschritt zu erblicken, könnten vielmehr den mit ihr verbundenen Folgen für die Entwicklung unseres staatlichen Lebens nur mit ernststen Bedenken entgegensehen.«⁹²

Sein gewichtigster Einwand sollte sich später als berechtigt erweisen: »Das am schwersten wiegende Bedenken gegen die Verhältniswahl ist wohl das, dass sie eine Zerbröckelung und Zersplitterung der Parteien herbeiführe, zum mindesten begünstige.«⁹³ Der Erste Weltkrieg verzögerte vorerst die weitere Behandlung der Volksinitiative.

Noch für Jahrzehnte eine offene Forderung blieb die nach dem Frauenstimm- und -wahlrecht, kurz Frauenstimmrecht genannt. Die Beschlüsse der ersten sozialistischen Frauenkonferenz von 1907 in Stuttgart, welche die Parteien zum Kampf für das Frauenstimmrecht aufgerufen hatte, fanden auch in der Schweiz Verbreitung. Der Aufruf der Zweiten Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz von 1910 in Kopenhagen wurde 1911

88 Klöti, Die Proportionalwahl, S. 171f.

89 Zit. nach: Oswald Sigg, Die eidgenössischen Volksinitiativen 1892–1939, Bern 1978, S. 102.

90 Klöti, Die Proportionalwahl, S. 175f.

91 Sigg, Die eidgenössischen Volksinitiativen, S. 112f.

92 Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betreffend das Volksbegehren um Einführung der Verhältniswahl für die Wahlen in den schweizerischen Nationalrat (vom 16. März 1914.), in: Bundesblatt 1914 II, S. 154.

93 Ebd., S. 138.

mit dem Frauentag in der Schweiz ebenfalls umgesetzt. Schließlich stellte die Arbeiterinsekretärin Marie Walter-Hüni (1872–1949) auf dem Neuenburger Parteitag der SPS im November 1912 sechs Thesen zum Frauenstimmrecht vor. Die Delegierten verabschiedeten eine zwar unverbindliche, für damalige Verhältnisse aber doch einmalige Absichtserklärung:

»Der Parteitag in Neuenburg erklärt daher, in Übereinstimmung mit den Beschlüssen des Internationalen Sozialistenkongresses in Stuttgart 1907 als Pflicht der Partei, ihrer Verbände und Organe wie ihrer Vertreter in den Behörden, jede Gelegenheit zu ergreifen zur Agitation für das Frauenstimmrecht, wie zu seiner Einführung in die Behörden, wo es zunächst erreichbar ist.«⁹⁴

Die Erklärung blieb nicht nur auf dem Papier. In Kantonen, in denen Aussicht auf einen gewissen Erfolg bestand, wurden entsprechende Vorstöße unternommen. Von den fünf 1917 in Kantonsparlamenten eingereichten Motionen für das Frauenstimmrecht stammten vier von prominenten Sozialdemokraten: in Basel-Stadt von Franz Welti (1879–1934), in Zürich von Greulich, in Neuenburg von Charles Schürch (1882–1951) und im Kanton Waadt von Anton Suter (1863–1942). Einzig in Genf kam den noch in der Vorbereitung steckenden Sozialdemokraten der christlich-soziale Louis Guillermin zuvor.⁹⁵ In den Kantonen Neuenburg, Zürich und Basel-Stadt befürworteten die Parlamente 1919 das Frauenstimmrecht, nicht zuletzt wegen der jeweils hundertprozentigen Zustimmung der Sozialdemokraten. In der Waadt und in Genf dagegen lehnten sie es ab. Dank einer Volksinitiative kam es im Genfer Kantonsrat 1921 zu einer zweiten Abstimmung, die positiv ausfiel. In den Volksabstimmungen jedoch verwarfen die Männer das Frauenstimmrecht, in Neuenburg 1919 mit 69 %, in Zürich 1920 mit 80 %, in Basel-Stadt im gleichen Jahr mit 65 % und in Genf 1921 mit 68 %.⁹⁶

Im Nationalrat reichten Greulich und der Basler Freisinnige Emil Göttisheim (1863–1938) im Dezember 1918 Vorstöße ein, die den Bundesrat zur Berichterstattung über das Frauenstimmrecht aufforderten. Das Parlament erklärte sie im folgenden Sommer als erheblich. Die Regierung blieb untätig, weshalb 1929 eine Massenpetition mit einer Viertelmillion Unterschriften eingereicht wurde. Daraufhin verlangte der Sozialdemokrat Hans Oprecht (1894–1978) im Namen der Petitionskommission, der Bundesrat solle endlich zu den Vorstößen von Greulich und Göttisheim Stellung nehmen.⁹⁷ Bis nach dem Zweiten Weltkrieg geschah jedoch nichts.

IV. DIE SOZIALDEMOKRATIE UNTER DEM VERHÄLTNISSWAHLRECHT

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs wurden auch in der Schweiz die innenpolitischen Auseinandersetzungen eingestellt. Die SPS genehmigte am 3. August 1914 außerordentliche Vollmachten für die Regierung, und Greulich begründete den Schritt:

»Der Not der Stunde gehorchend, die das ganze Volk zu einigem Handeln aufruft, stimmt die sozialdemokratische Nationalratsfraktion den vorliegenden Anträgen des Bundesrates zu, in der Hoffnung, dass die vorgeschlagenen Massnahmen dazu beitragen werden, den Kriegsbrand von unserm Lande fernzuhalten und den durch den Krieg der ausländischen Staaten heraufbeschworenen Notstand zu lindern.«⁹⁸

94 Zit. nach: *Sibylle Hardmeier*, Frühe Frauenstimmrechtsbewegung in der Schweiz (1890–1930). Argumente, Strategien, Netzwerk und Gegenbewegung, Zürich 1997, S. 145.

95 Ebd., S. 179–181.

96 Ebd., S. 208, 210, 212f., 215, 226, 233, 244 und 253.

97 *Lotti Ruckstuhl*, Frauen sprengen Fesseln. Hindernislauf zum Frauenstimmrecht in der Schweiz, Bonstetten [1986], S. 23, 26, 34 und 37.

98 Berner Tagwacht, 4.8.1914.

Die Hoffnung auf die nationale Solidarität zerbrach aber bald. Es tat sich eine tiefe Kluft zwischen einem Teil der Unternehmer, die riesige Kriegsgewinne einfuhren, sowie der sich einer lange nicht mehr gekannten Konjunktur erfreuenden Bauernschaft einerseits und der von zunehmender Armut betroffenen Arbeiterschaft andererseits auf. Letzterer entging aber nicht, welche Bedeutung sie gerade in Kriegszeiten erlangte. Militärische Grenzbesetzung und florierende Betriebe sorgten für günstige Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt. Damit verbesserten sich die Erfolgsaussichten für Streiks, die ab 1917 stark zunahm. Die Arbeiterorganisationen, deren Anliegen bei den Behörden wenig Gehör fanden, begannen die Arbeitsniederlegung auch als politisches Druckmittel ins Auge zu fassen. Das Oltener Aktionskomitee, in dem Grimm im Februar 1918 über die etablierten Gremien hinweg die wichtigsten Gewerkschafts- und Parteifunktionäre einer neuen Generation vereint hatte, richtete mehrmals mit Streikdrohungen unterstrichene Forderungen an den Bundesrat. Dieser musste im Gegensatz zu vorher zumindest teilweise darauf eingehen. Im November 1918 kam es im Gefolge der militärischen Besetzung Zürichs zu einem landesweiten Generalstreik, an dem sich während drei Tagen rund 250.000 Streikende beteiligten. Die Streikproklamation enthielt ein Minimalprogramm mit neun Punkten, darunter: »1. Sofortige Neuwahl des Nationalrates auf der Grundlage des Proporz. 2. Aktives und passives Frauenwahlrecht.«⁹⁹

Die sofortige Neuwahl des Nationalrates wurde gefordert, weil die dritte Proporz-Initiative im Oktober 1918 mit 299.550 Ja- gegen 149.037 Neinstimmen eine deutliche Mehrheit gefunden hatte.¹⁰⁰ Damit war das wichtigste Begehren der Sozialdemokratie zum Wahlsystem erfüllt. Die Neuwahl erfolgte allerdings nicht sofort, sondern Ende Oktober 1919. Sie brachte die erwartete »Zerbröckelung und Zersplitterung«, jedoch nicht hinsichtlich der Anzahl der im Parlament vertretenen Parteien. Der Freisinn, der in der bisherigen Geschichte des Bundesstaats fast immer die absolute Mehrheit gestellt hatte, fiel von 103 auf 60 Sitze zurück. Den Verlust verursachte größtenteils die neu gegründete Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB, seit 1971 Schweizerische Volkspartei SVP), die sich von vier auf 29 Sitze steigerte. Die (Katholisch-)Konservative Volkspartei (KVP, seit 1970 Christlichdemokratische Volkspartei CVP) blieb mit 41 Sitzen nur einen unter dem Ergebnis von 1917. Die SPS schließlich verdoppelte ihre Fraktion mit einem Wähleranteil von 23,5 % von 20 auf 41 Nationalräte.¹⁰¹

Bei der Linken machte sich aber bald Enttäuschung breit. Ein Fünftel der Nationalratssitze lag unter den Erwartungen. Zudem schlossen sich die bürgerlichen Parlamentarier vor allem nach dem Generalstreik noch enger im sogenannten Bürgerblock zusammen. So stand das erste Proporz-Parlament nach verbreiteter Ansicht deutlich rechts von seinen Vorgängern. Der Schweizerische Eisenbahnerverband hielt in seinem Jahresbericht eine in der Linken verbreitete Einschätzung fest:

»Grosse Kreise des Personals haben von dieser Behörde Wunder erwartet. Sie haben dabei vergessen, dass das Proporzparlament mehr als seine Vorgänger die wirtschaftlichen Gegensätze zum Ausdruck bringen musste und übertriebene Hoffnungen deshalb nur schmerzlichen Enttäuschungen Platz machen müssten.«¹⁰²

In den folgenden Wahlen gelang es der SPS, ihren Wähleranteil bis 1931 auf den bis heute höchsten Wert von 28,7 % zu steigern. Danach ging es mit vielen Schwankungen tendenziell abwärts bis zum Minimum von 18,4 % anno 1987, was nur leicht unter dem aktuellen Stand liegt.¹⁰³

99 Zit. nach: *Willi Gautschi*, Dokumente zum Landesstreik 1918, Zürich 1988, S. 238.

100 *Sigg*, Die eidgenössischen Volksinitiativen, S. 114f.

101 *Erich Gruner*, Die Parteien in der Schweiz, Bern 1977, S. 186.

102 Schweizerischer Eisenbahnerverband, Jahresbericht 1919, S. 23.

103 Nationalratswahlen: Stärke der Parteien, URL: <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/17/02/blank/key/national_rat/parteienstaerke.html> [14.5.2013].

Das Ende des Aufstieges und die Angst vor rechtsextremen Strömungen im In- und Ausland veranlasste die SPS in den 1930er Jahren, wieder stärker nach Bündnismöglichkeiten im bürgerlichen Lager zu suchen. Diesem Zweck diente unter anderem die Programmrevision von 1935 mit der Streichung der Diktatur des Proletariats und dem Bekenntnis zur militärischen Landesverteidigung. Neben dem Konzept einer Linksregierung (Richtlinienbewegung) gewann dasjenige einer Koalitionsregierung mit der bürgerlichen Mitte an Bedeutung. Dennoch blieb sie im nationalen Parlament vorerst weitgehend isoliert. Die Aufnahme in die Bundesregierung erfolgte erst 1943. In den 1950er Jahren verstärkte sich die Integration in die bürgerliche Schweiz so stark, dass die SPS in ihrem Programm von 1959 sogar festhielt: »Unsere Gesellschaftsordnung befindet sich, geschichtlich betrachtet, im Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus.«¹⁰⁴ Erst im Gefolge der Neuen sozialen Bewegungen in den späten 1960er und der schweren Wirtschaftskrise der 1970er Jahre entwickelte die schweizerische Sozialdemokratie wieder eine eigenständigere Programmatik.¹⁰⁵

Beim Frauenstimmrecht war in der Zwischenkriegszeit keinerlei Fortschritt zu verzeichnen. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs ergriff im Nationalrat erneut Oprecht – inzwischen Präsident der SPS – die Initiative. Zusammen mit 51 Mitunterzeichnern reichte er im Juni 1944 ein Postulat ein, das der Nationalrat im Dezember 1945 annahm. Damit lud er den Bundesrat ein, »zu prüfen, ob nicht verfassungsrechtlich das Frauenstimm- und -Wahlrecht zu gewährleisten sei.«¹⁰⁶ Obwohl im Gefolge des Kriegs alle europäischen Demokratien das Frauenwahlrecht einführten, ließ sich die Bundesregierung erneut Zeit, bis sie im Februar 1951 endlich ihren Bericht veröffentlichte. Dieser kam für die Befürworter zu einem enttäuschenden Ergebnis:

»Erst wenn einige Erfahrungen auf dem Boden des kantonalen und des kommunalen Rechts gesammelt sein werden, wird man mit einiger Aussicht auf Erfolg daran gehen können, das Frauenstimm- und -wahlrecht in der Eidgenossenschaft zu übernehmen. Es schien dem Bundesrat deshalb auch verfrüht, jetzt schon die im Postulat Oprecht angeregte Prüfung dieser in politischer wie in kultureller Hinsicht höchst wichtigen Frage vorzunehmen.«¹⁰⁷

Nachdem der sozialdemokratische Nationalrat Ernst Rodel (1901–1993) im März 1955 nachgehakt hatte, veröffentlichte die Bundesregierung im Februar 1957 ihren Bericht zum Postulat von Oprecht und zu einigen späteren Vorstößen. Nach ausführlichen Erwägungen kam sie zum Schluss, »dass den Schweizerfrauen in eidgenössischen Angelegenheiten das Stimm- und Wahlrecht ohne Vorbehalt, unter Gleichstellung mit den Männern, einzuräumen und zu diesem Zwecke die Revision der Bundesverfassung durchzuführen sei.«¹⁰⁸ Das Parlament stimmte im Juni 1958 einem neuen Artikel 74 der Bundesverfassung zu, dessen entscheidender Abschnitt festhielt: »Bei eidgenössischen Abstimmungen und Wahlen haben Schweizer und Schweizerinnen die gleichen politischen Rechte und Pflichten.«¹⁰⁹ Die stimmberechtigten Männer folgten Bundesrat und Parlament aber nicht und lehnten die Vorlage im Februar 1959 mit 67 % Neinstimmen ab. Weil in den 1950er

104 Das Programm der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, Bern 1972, S. 15.

105 Vgl. dazu *Bernard Degen*, *Sozialdemokratie: Gegenmacht? Opposition? Bundesratspartei? Die Geschichte der Regierungsbeteiligung der schweizerischen Sozialdemokraten*, Zürich 1993.

106 Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über das für die Einführung des Frauenstimmrechts einzuschlagende Verfahren (vom 2. Februar 1951), in: *Bundesblatt* 1951 I, S. 343.

107 Ebd., S. 350.

108 Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts in eidgenössischen Angelegenheiten (vom 22. Februar 1957), in: *Bundesblatt* 1957 I, S. 795.

109 Bundesbeschluss über die Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts in eidgenössischen Angelegenheiten (vom 13. Juni 1958), in: *Bundesblatt* 1958 I, S. 1165.

und 1960er Jahren zudem Hunderttausende von Arbeitsmigranten und -migrantinnen einwanderten, geriet die Demokratie zunehmend aus dem Gleichgewicht. Der Anteil der Stimmberechtigten an der Bevölkerung lag Ende 1970 – unmittelbar vor der Einführung des Frauenstimmrechts – noch immer nur bei gut 26 %, während zum Beispiel in der Bundesrepublik Deutschland bei der Bundestagswahl 1972 schon fast 70 % teilnehmen konnten.¹¹⁰

Im Verlauf der 1960er Jahre ergab sich auch in der Schweiz ein Umschwung. Nachdem die Kantone Waadt und Neuenburg bereits 1959 das Frauenstimmrecht in Kantons- und Gemeindeangelegenheiten eingeführt hatten, folgten ihnen 1960 Genf, 1966 Basel-Stadt, 1969 Tessin sowie 1970 Wallis, Basel-Landschaft, Luzern und Zürich.¹¹¹ Im Zusammenhang mit den Debatten um die Unterzeichnung der Europäischen Menschenrechtskonvention stand das Frauenstimmrecht auf Bundesebene erneut zur Debatte. Im Oktober 1970 verabschiedete das Parlament eine neue Vorlage. Im Februar 1971 billigten diese auch die stimmberechtigten Männer mit fast zwei Dritteln Jastimmen. Dadurch erhöhte sich der Anteil der Stimmberechtigten an der Bevölkerung auf knapp 57 % – im internationalen Vergleich dennoch ein niedriger Wert.¹¹² Die Vorlage hatte zudem den gravierenden Mangel, dass sie die politische Gleichstellung in kantonalen Angelegenheiten nicht fest schrieb. Ein entsprechender Antrag des Sozialdemokraten Max Arnold (1909–1998) erhielt im Nationalrat nur 16 Stimmen.¹¹³ Damit konnten konservative Kantone das Frauenstimmrecht noch lange verzögern. Appenzell Innerrhoden als letzter wurde nach drei negativ verlaufenen Abstimmungen 1990 durch das Bundesgericht zur Einführung gezwungen. Das Frauenstimmrecht brachte keine wesentliche Änderung des Stimm- und Wahlverhaltens. Auch die Stimmbeteiligung von Männern und Frauen glich sich in den 1980er Jahren an.

V. BILANZ

Im Gegensatz zu vielen ihrer ausländischen Gesinnungsgenossen konnten sich die Schweizer Sozialdemokraten nicht als Vorkämpfer der Demokratie profilieren. Diese Stellung hatte bereits vor der Gründung der politischen Arbeiterorganisationen eine bürgerlich-kleinbürgerliche Demokratiebewegung besetzt. Die Mängel des 1848 durchgesetzten allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts beruhten zu einem großen Teil auf lokalen und regionalen Interessenkonstellationen und eigneten sich kaum als Basis für eine allgemeine Agitation. Zudem kamen die gewichtigsten Kritiker ebenfalls aus bürgerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen. Das Mehrheitswahlrecht bot Arbeiterorganisationen schlechte Erfolgsaussichten. Während Jahrzehnten fehlten Wahlkreise, in denen sie aus eigener Kraft Kandidaten zum Erfolg führen konnten. Sie wurden immer wieder in die undankbare Rolle des Juniorpartners linksbürgerlicher Kräfte verwiesen. Damit fehlte für den Aufbau einer autonomen Partei lange eine Perspektive. Dazu kam, dass in der politisch stark segmentierten Schweiz im 19. Jahrhundert vielerorts die kritische Masse für eine nachhaltige

110 Zur Bevölkerung der Schweiz: *Ritzmann-Blickenstorfer*, Historische Statistik, S. 95; zu Stimmberechtigten (Schweiz): Referendumsvorlagen, Dringliche Bundesbeschlüsse, Volksinitiativen, Volksabstimmungen (Stand am 1. Mai 1974), Bern 1974, S. 151; zu den Wahlberechtigten der BRD: Bundeszentrale für politische Bildung (URL: <<http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/wahlen-in-deutschland/55604/wahlberechtigte-1949-2009>> [16.3.2013]).

111 Vgl. die Beilage zu *Ruckstuhl*, Frauen sprengen Fesseln.

112 Zur Bevölkerung der Schweiz: *Ritzmann-Blickenstorfer*, Historische Statistik, S. 95; zu Stimmberechtigten: Referendumsvorlagen, S. 151.

113 *Ruckstuhl*, Frauen sprengen Fesseln, S. 149.

Organisation fehlte. Erst um die Jahrhundertwende ermöglichte die Kritik am offensichtlichen Missverhältnis zwischen der erreichten Wählerschaft und den eroberten Sitzen eine gewisse Mobilisierung. Zusammen mit Organisationen anderer Minderheiten konnte die Sozialdemokratie gegen Ende des Ersten Weltkriegs das Verhältniswahlrecht durchsetzen. In diesem neuen System stieg zwar ihre Sitzzahl im Nationalrat; der Wähleranteil blieb aber immer unter 30 %. Zu einer wirklichen Machtposition kam sie nie, weil sie für die Mehrheitsbeschaffung selten nötig war. Der Kampf für das Frauenstimmrecht trat spätestens Ende der 1920er Jahre gegenüber dem für die Beteiligung an der Bundesregierung in den Hintergrund. Diese erfolgte erst 1943 und dauerhaft ab 1959 – allerdings immer zu den Bedingungen der bürgerlichen Mehrheit.

Lutz Häfner

»Genossen«?

Sozialismuskonzeption und politische Praxis der Partei der Sozialrevolutionäre Russlands und ihr Verhältnis zur SPD 1902–1914

»Warum muss die Sozialdemokratie den Sozialrevolutionären einen entschiedenen und rücksichtslosen Kampf ansagen? [...] Weil die Strömung in unserem gesellschaftlichen Denken, die unter dem Namen ›sozialrevolutionär‹ bekannt ist, von der einzigen internationalen Theorie des sozialrevolutionären Sozialismus, die es heute gibt, d.h. vom Marxismus, in Wirklichkeit abrückt und bereits abgertückt ist. [...] Weil die Sozialrevolutionäre infolge ihrer obenerwähnten völligen Prinzipienlosigkeit in den Fragen des internationalen und des russischen Sozialismus den einzigen wirklich revolutionären Grundsatz des *Klassenkampfes* nicht verstehen oder nicht anerkennen. Sie verstehen nicht, daß im heutigen Rußland wirklich revolutionär und wahrhaft sozialistisch nur eine Partei sein kann, die den Sozialismus *mit der russischen Arbeiterbewegung verschmelzt*, [...]. Weil die Sozialrevolutionäre in ihr Programm den Terror aufnehmen und ihn in seiner gegenwärtigen Form als Mittel des politischen Kampfes propagieren, damit aber die unverbrüchliche Verbindung der sozialistischen Arbeit mit der Masse der revolutionären Klasse zerstören und so der Bewegung Schaden zufügen.«¹

Mit diesen Worten charakterisierte Wladimir I. Lenin bereits im Jahre 1902 die Partei der Sozialrevolutionäre (PSR), die politisch bedeutendste Repräsentantin des *neonarodničestvo* beziehungsweise Neopopulismus. Mehr noch: Lenin zieht die PSR – um nur einige wenige Invektiven anzuführen – der »theoretischen Prinzipienlosigkeit«, der »kleinbürgerlichen Verflachung des Sozialismus«, der »Wankelmütigkeit«, des »Opportunismus« und der »Phrase«.²

Die russländische Sozialdemokratie bezeichnete die Sozialrevolutionäre (SR) zunächst nicht als »Genossen«, titulierte sie abfällig als »Herren«, im besten Fall als »Bürger« und diskreditierte die PSR als »Fraktion der bürgerlichen Demokratie«.³ Wie repräsentativ waren diese polemischen Verdikte und diese politische Fundamentalkritik an der PSR für die europäischen Sozialisten, insbesondere für die SPD? Welche programmatischen Ziele verfolgte die PSR und mit welchen Mitteln versuchte sie, diese zu realisieren? Gerade im Kontext einer Diskussion europäischer Demokratie- und Sozialismusvorstellungen darf die PSR als wesentlicher Kontrapunkt sozialdemokratischer Ansichten, aber auch bezüglich mancher – bis dato in der Historiografie kaum zur Kenntnis genommener – Gemeinsamkeiten, nicht unberücksichtigt bleiben.

Die Gliederung des Beitrags folgt im Wesentlichen den drei tragenden Säulen der sozialrevolutionären Programmatik: dem Antikapitalismus, der Sozialisierung des Bodens und dem Terrorismus. Zunächst werden Sozialstruktur und politische Praxis der PSR, dann ihre Revolutions- und Sozialismuskonzeption skizziert. Es folgt drittens die Diskussion der Agrarfrage in der SPD und ihre Auswirkungen auf die Konzeption der PSR. Der vierte Abschnitt behandelt mit dem Terrorismus das Mittel aus dem Arsenal sozialrevolutionärer Formen des Klassenkampfes, das die Partei so deutlich von der Sozialdemokratie trennte, zugleich aber auch für europaweite Publizität sorgte.

1 Wladimir I. Lenin, Werke, Bd. 6, Berlin (Ost) 1975, S. 164f. und 167 (Hervorhebungen im Original).

2 Ebd., S. 165, 166, 179 und 181; ebd., Bd. 8, S. 146.

3 Viktor Michajlovič Černov, V partii socialistov-revoljucionerov. Vospominanija o vos'mi liderach, St. Petersburg 2007, S. 192 und 198f.

I. »WER SIND DIE SOZIALREVOLUTIONÄRE«? SOZIALSTRUKTUR UND POLITISCHE PRAXIS

Diese Frage stellte eine in der Russischen Revolution 1917 publizierte populäre Broschüre.⁴ In der vor über fünfzig Jahren vorgelegten ersten westlichen Monografie zur Geschichte der PSR hob der US-Historiker Oliver Henry Radkey auf die Heterogenität der zahlreichen neopopulistischen Strömungen, Gruppierungen und Zirkel im In- und Ausland ab, die sich zur PSR zusammenschlossen: Sie konnten sich lange nicht auf einen für alle verbindlichen und von allen akzeptierten ideologisch-programmatischen Kanon verständigen. Erst mit der Sezession der linksradikalen und semianarchistischen SR-Maximalisten im Sommer 1906 minimierten sich die Differenzen, doch ausgeprägte innerparteiliche Demokratie und Meinungspluralismus waren weiterhin Kennzeichen der PSR. Mit einer Sottise charakterisierte Radkey die PSR daher als »Konglomerat dissonierender Elemente«.⁵ Nominell sei sie eine Bauernpartei gewesen, realiter aber eine Partei »doktrinärer Intellektueller«.⁶

Radkey präsentierte eine einseitige Sicht der Dinge, deren proletarische Perspektive fehlte: In der Russischen Revolution von 1905 holten die SR den Vorsprung der Russländischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Rossijskaja social-demokratičeskaja rabočaja partija, RSDRP), über den diese allein schon wegen ihrer früheren Gründung verfügte, in der Arbeiterschaft stetig auf.⁷ Dies war zu einem nicht geringen Teil der Attraktivität des SR-Programms geschuldet, das nicht nur sozioökonomischen, (arbeits-) rechtlichen und kulturellen Forderungen des Proletariats Rechnung trug, sondern gerade mit der Sozialisierung des Landes die nicht gerade kleine Zahl der »Arbeiter zwischen Feld und Fabrik« ansprach.⁸ Ein wichtiges Phänomen im ausgehenden Zarenreich war die bäuerliche Arbeitsmigration, die oft saisonal beziehungsweise temporär erfolgte. Daher verfügten viele Arbeiter (noch) über enge Beziehungen zum Dorf. Dieser Sachverhalt galt den SR nicht als ein Charakteristikum der Rückständigkeit des Proletariats oder gar als Hindernis, ein sozialistisches Bewusstsein zu entwickeln, sondern vielmehr als Ausdruck eines symbiotischen Verhältnisses respektive der Klasseneinheit von Arbeitern und Bauern.⁹

Ein Signum der sozialrevolutionären Arbeiterschaft war zum einen ihr Landbesitz¹⁰ und zum anderen, dass sie sehr oft in großen Fabriken beschäftigt war – und zwar nicht nur in großen Städten des europäischen Russland, wie zum Beispiel St. Petersburg, sondern auch etwa in der transkaukasischen Erdölindustrie Bakus oder der Metallindustrie

4 Kto takie socialisty-revoljucionery i čego oni dobivajutsja? Char'kov 1917.

5 *Oliver Henry Radkey*, *The Agrarian Foes of Bolshevism. Promise and Default of the Russian Socialist Revolutionaries, February to October 1917*, New York 1958, S. X und 455 (Zitat); *Michail Ivanovič Leonov*, *Partija socialistov-revoljucionerov v 1905–1907 gg.*, Moskau 1997, S. 29.

6 *Radkey*, *The Agrarian Foes of Bolshevism*, S. X, 5 und 20. Ohne das Adjektiv teilten diese Charakterisierung auch einige SR, vgl. *A. Savin*, *Bol'nye voprosy*, in: *Izvestija Oblastnogo Komiteta Zagraničnoj organizacii*, Nr. 12, Nojabr' 1910, S. 1–4, hier: S. 3.

7 *Protokoly pervoj obščepartijnoj konferencii P. S.-R.*, Pariž [1908], S. 96.

8 *Christopher Rice*, *Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party Through the Revolution of 1905–07*, New York 1988, S. 114 und 116.

9 *G. Anoprieva/Nikolaj Dmitrievič Erofeev*, *Partija Socialistov-Revoljucionerov*, in: *Valentin Valentinovič Šelochaev* (Hrsg.), *Političeskie partii Rossii. Konec XIX – pervaja tret' XX veka. Ėnciklopedija*, Moskau 1996, S. 433–452, hier: S. 435; *Rice*, *Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party*, S. 202 und 207.

10 *Viktor Michajlovič Černov*, *Novye proekty zemel'noj reformy. (Pravo na zemlju v proekt k.-d.)*, in: *Narodnyj Vestnik*, Nr. 13, 23.5.1906, S. 1.

des Ural, zum Beispiel in Iževsk.¹¹ In aller Regel hatten in den Betrieben sozialdemokratische Zellen schon vor der Gründung der SR bestanden. Nicht selten gelang es jedoch SR-Propagandisten innerhalb kurzer Zeit, Arbeiter aus sozialdemokratischen Organisationen zum *neonarodničestvo* hinüberzuziehen. Die sozialrevolutionäre Programmatik war einfacher und besser verständlich als das komplexe marxistische Gedankengebäude, das Agrarprogramm gerade für die noch nicht zum Kaderproletariat zählende Arbeiterschaft attraktiver.¹² Die Erfolge der SR sorgten in der RSDRP für beträchtlichen Unmut, der sich im Allgemeinen in Invektiven und antisozialrevolutionärer Polemik niederschlug.¹³ Ein Beispiel hierfür war Lenins Verdikt. Er attestierte den SR bereits in der Revolution von 1905, zu gründlicher und andauernder organisatorischer Arbeit im Proletariat unfähig zu sein. Sie könnten nur effektvolle revolutionäre Phrasen dreschen und seien »eine Art Sturmvoegel, die anzeigen, dass sich im Proletariat die Stimmung hebt«.¹⁴

Ein Blick auf die Sozialstruktur der Partei erhärtet weder Radkeys Befund einer Intellektuellen- noch den einer Bauernpartei: 43,2 % der Mitglieder waren Arbeiter, 45,2 % Bauern und Soldaten und 11,6 % *intelligenty*.¹⁵ Der russische Historiker Michail Leonov hat eine Synopse von circa 600 SR-Organisationen, die zwischen 1905 und 1907 bestanden, erstellt: Etwa die Hälfte der Parteizellen befand sich auf dem flachen Land, 170 von ihnen, fast 30 %, organisierten Arbeiter, die übrigen existierten in den Streitkräften.¹⁶ In ihnen waren 1906/7 65.000 Mitglieder organisiert.¹⁷ Weder der beträchtliche bäuerliche Mitgliederanteil noch der hohe Stellenwert, den die Parteiarbeit in Fabriken, Gewerkschaften, Genossenschaften und Krankenkassen besaßen¹⁸, rechtfertigen das Verdikt einer modernisierungsfeindlichen, rückwärtsgewandten, agrarsozialistischen PSR.¹⁹ Es

11 Iz doklada upolnomočennago C.K. o rabote v Zakavkazskoj Obl., in: Partijnaja Izvestija, Nr. 9, 5.5.1907, S. 11–13, hier: S. 12; Rice, Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party, S. 61f., 118, 132ff., 165ff., 172 und 197f.

12 Aleksandr Ivanovič Spiridovič, Partija Socialistov-Revoljucionerov i eja predšestvenniki, Petrograd 1916, S. 96; Revoljucionnaja rabota v Sormove. Sormovskij zavod, Nižgorodskoj gub., Balachninskago uezda, in: Za narod! Gazeta Vserossijskago Sojuza soldat i matrosov, Nr. 9, 5.10.1907, S. 2–3, hier: S. 2.

13 Revoljucionnaja rabota v Sormove, S. 2f.; Iževskaja zavodskaja organizacija, in: Partijnaja Izvestija, Nr. 10, 24.5.1907, S. 15.

14 Lenin, Werke, Bd. 12, S. 53f.

15 Michail Ivanovič Leonov, Partija šerov v 1905–1907 gg.: organizacionnaja struktura, sostav, čislennost', in: Kirill Vladimirovič Gusev (Hrsg.), Neproletarskie partii Rossii v trech revoljucijach. Sbornik statej, Moskau 1989, S. 132–138, hier: S. 136; ders., Partija socialistov-revoljucionerov, S. 45–51 und 59; vgl. Stanislav Vasil'evič Tjutjukin, Itogi revoljucii i ee mesto v processe obnovlenija Rossii, in: Avenir Pavlovič Korelin (Hrsg.), Pervaja revoljucija v Rossii: vzgljad čerez stoletie, Moskau 2005, S. 512–582, hier: S. 540. Rice, Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party, S. 63 und 197, taxierte den Arbeiteranteil sogar auf etwa 50 %.

16 Leonov, Partija socialistov-revoljucionerov, S. 456–490.

17 Leonov, Partija šerov, S. 135. Für den Februar 1907 ging die PSR von 50.000 Mitgliedern und 300.000 Sympathisanten aus, Bericht der Russischen Sozial-Revolutionären Partei an den Internationalen Sozialistenkongress zu Stuttgart (August 1907) mit einer geographischen Karte des Sozial-Revolutionären Russlands, o.O. 1907, S. 105.

18 Partija socialistov-revoljucionerov. Dokumenty i materialy 1900–1925 gg., 3 Bde., Nikolaj Dmitrievič Erofeev (Hrsg.), Bd. 1: 1900–1907 gg., Moskau 1996, S. 128–137.

19 Manfred Hildermeier, Die Sozialrevolutionäre Partei Russlands. Agrarsozialismus und Modernisierung im Zarenreich (1900–1914), Köln/Wien 1978, S. 26; Richard Lorenz, Die sozialistischen Parteien in Rußland, in: Klaus Schönhoven/Dietrich Staritz (Hrsg.), Sozialismus und Kommunismus im Wandel. Hermann Weber zum 65. Geburtstag, Köln 1993, S. 511–534, hier: S. 511.

sollte, wie die Untersuchungen der Historiker Christopher Rice, Michael Melancon oder Michail Leonov überzeugend nachgewiesen haben, zu den Akten gelegt werden.²⁰

Auf dem flachen Land konnte keine politische Partei im Zarenreich der PSR das Wasser reichen, wie sie selbst nicht ohne Stolz vermerkte.²¹ Allerdings war die PSR weit davon entfernt, die Bauern flächendeckend zu erreichen. Um Agitprop, Bildungs- und Kulturarbeit²² leisten zu können, hätte es Zehntausender am besten aus der Bauernschaft selbst stammender Parteikader bedurft, um Vorbehalte der ländlichen Bevölkerung gegenüber allem Fremden, individuellen Akteuren und Ideen, gar nicht erst aufkeimen zu lassen. Um ihre Ideen propagieren zu können, bedienten sich die SR außer dem 1902 ins Leben gerufenen Bauernverband (Krest'janskij sojuz) der ländlichen Intelligenzija als Transmissionsriemen.²³ Neben Ärzten, *fel'dšer*²⁴ und Dorfschreibern sind insbesondere die (Volksschul-)Lehrer zu nennen.²⁵ Ungeachtet ihrer Anstrengungen dürften die SR immer nur eine mehr oder weniger aktive Minderheit der Bauern angesprochen haben. Gleichwohl kamen die programmatischen Vorstellungen der PSR bäuerlichen Aspirationen mehr entgegen als die anderer Parteien. Allein die Tatsache, dass die Bolschewiki im Herbst 1917 quasi das Agrarprogramm der PSR übernahmen, illustriert dessen Attraktivität.²⁶

Als eine Konsequenz aus dem Scheitern der Russischen Revolution von 1905 und der Zerschlagung der eigenen Parteistrukturen war ein organisatorischer Neuanfang dringend geboten. Allerdings bestanden organisatorische Defizite der PSR schon vorher: Erst das 1909 angenommene Parteistatut verpflichtete alle Parteimitglieder, regelmäßig Mit-

20 Rice, *Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party*, S. 39–42 und 196; Leonov, *Partija socialistov-revoljucionerov*; Michael Melancon, *The Socialist Revolutionaries from 1902 to 1907. Peasant and Workers' Party*, in: *Russian History* 12, 1985, S. 2–47; ders., »Stormy Petrels«. *The Socialist Revolutionaries in Russia's Labor Organizations*, Pittsburgh, PA 1988.

21 Protokoly pervoj obščepartijnoj konferencii, S. 96; I. Ritina, *Iz materialov krest'janskij anketi*, in: *Znamja Truda*, Nr. 27, April' 1910, S. 13–20, hier: S. 16f. Anschaulich hat die sozialrevolutionäre Aktivistin im Gouvernement Saratov, Lidija Petrovna Kočetkova, die alltägliche Parteiarbeit an der bäuerlichen Basis in den Revolutionsjahren 1905/6 geschildert, Karin Huser, *Eine revolutionäre Ehe in Briefen. Die Sozialrevolutionärin Lidija Petrowna Kotschetkova und der Anarchist Fritz Brupbacher*, Zürich 2003, S. 174–201.

22 Zur Bedeutung der Kulturarbeit vgl. A. Čumakov, *Pis'mo k tovariščam*, in: *Izvestija Oblastnogo Komiteta Zagraničnoj organizacii*, Nr. 14, Fevral' 1911, S. 17–20, hier: S. 19; N. M-in, *O trudovoj kul'ture*, in: *Živaja Mysl'*, Nr. 7, 6.9.1913, S. 1–2; N. M. [Nikolaj Ivanovič Rakitnikov], *Obščestvennyja zadači derevenskich kooperativov*, in: *Zavetnaja Mysl'*, Nr. 8, 22.10.1913, S. 3–4.

23 Bezzemel'nyj, *O rabote v krest'janstve*. (Iz doklada, čitannago 4-go fevralja 1909 g. v »grupe 30-ti«), in: *Izvestija Oblastnogo Komiteta Zagraničnoj organizacii*, Nr. 10, Mart 1909, S. 4–10, hier: S. 6ff.; A-va, *Čto teper' nužno?*, in: ebd., S. 11–24, hier: S. 18; *Pamjatnaja knižka socialistov-revoljucionera*, Bd. 1, o.O. 1911, S. 22.

24 Gemeint ist medizinisches Personal ohne akademische Ausbildung, welches ohne Arzt selbstständig praktizierte, in Russland auf dem Land verbreitet war und in engerem Kontakt zur ländlichen Bevölkerung stand.

25 Im Mai 1902 wurde der Volksschullehrerverband (Sojuz narodnych učitelej) gegründet, der SR-Positionen vertrat, *K voprosu o roli narodnych učitelej v social'no-revoljucionnom dviženii*, in: *Revoljucionnaja Rossija*, Nr. 40, 15.1.1904, S. 6–8; *Otčet komiteta narodnych učitelej Partii Socialistov-Revoljucionerov*, in: *Revoljucionnaja Rossija*, Nr. 40, 15.1.1904, S. 22; N. Mitjaev, *Narodnyj učitel' i krest'janstvo*, in: *Bodraja Mysl'*, Nr. 6, 3.1.1914, S. 1; *Partija socialistov-revoljucionerov*, Bd. 1, S. 133f.; Spiridovič, *Partija Socialistov-Revoljucionerov i eja predšestvenniki*, S. 99 und 112.

26 Michael Melancon, *The Neopopulist Experience. Default Interpretations and New Approaches*, in: *Kritika* 5, 2004, S. 195–206, hier: S. 200.

gliedsbeiträge zu entrichten.²⁷ Es wäre jedoch ein Fehler, in Bezug auf die Sozialrevolutionäre die organisatorische Fragilität der Strukturen zu betonen und zugleich jene der RSDRP als Nonplusultra darzustellen.²⁸

Das Zentralkomitee (ZK), das nach der Revolution wieder im westeuropäischen Exil funktionierte, beklagte 1908 die organisatorische Diaspora, weil es lediglich über sporadische Kontakte zu den Parteizellen im Zarenreich verfügte, die untereinander nicht in Verbindung stünden und keine regulären Beziehungen zu den Massenorganisationen unterhielten. Der vierte Parteirat beziehungsweise die erste Gesamtparteikonferenz der SR optierte 1908 für legale anstelle von Untergrundorganisationen und sprachen sich dafür aus, dass es drei Formen von Arbeiterorganisationen geben sollte: politische Organisationen, Gewerkschaften und Kooperativen.²⁹ Zu den Aufgaben der Gewerkschaften zählte die Wahrnehmung sozioökonomischer sowie lebensweltlich-alltäglicher Interessen ihrer Mitglieder. Auch politische Ziele standen auf der Tagesordnung; denn die Bewegung einer Klasse sei immer auch politisch. Gewerkschaften galten als Schulen des Kampfes für die Interessen des Proletariats. Allerdings betrachteten die SR unter Berufung auf die Zweite Internationale die Gewerkschaften als eine »neutrale« Organisation, die gleichsam über innerparteilichen Differenzen stehen solle.³⁰ Diese Position führte allerdings in den letzten Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu erheblichen Konflikten mit Lenins Bolschewiki; denn diese versuchten, alle übrigen Parteien aus den Arbeiterorganisationen und den Redaktionen ihrer Periodika zu verdrängen.³¹

Ungeachtet der staatlichen Repressionen³² setzten die SR gegen Ende des ersten Dezenniums des 20. Jahrhunderts auf unterschiedlichste Assoziationen: von Gewerkschaften³³,

27 *Anoprieva/Erofeev*, Partija Socialistov-Revoljucionerov, S. 436.

28 *Rice*, Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party, S. 200.

29 O političeskoj i ekonomičeskoj organizaciji trudovyh mass, in: Pamjatnaja knižka socialista-revoljucionera, Bd. 1, o.O. 1911, S. 30–33, hier: S. 30; Protokoly pervoj obščepartijnoj konferencii, S. 6, 210 und 231f. Dieses Bekenntnis wirkte wie eine politische Anleihe bei Eduard Bernstein, vgl. *Aleksandr Aleksandrovič Čuprov*, »Narodu vlast' i zemlja« (K voprosu o socializacii zemli v programme »molodyh narodnikov«), in: Poljarnaja Zvezda, Nr. 11, 26.2.1906, S. 766–778, hier: S. 771; *Vasilij Surovcev*, Zametki po voprosam rabočago dviženija. Professional'naja i političeskaja organizacija, in: Bodraja Mysl', Nr. 5, 31.12.1913, S. 1–2.

30 Naša pozicija v professional'nom dviženii, in: Znamja Truda, Nr. 2, 12.7.1907, S. 1–3, hier: S. 1; Rossijskaja socialdemokratija i professional'nye sojuzy, in: Znamja Truda, Nr. 8, Dekabr' 1907, S. 9–10, hier: S. 10; *Al'bin*, Professional'nyj sojuz i partija, in: Vol'naja Mysl', Nr. 7, 15.11.1913, S. 1, und Vol'naja Mysl', Nr. 8, 19.11.1913, S. 1; *Inna Ivanovna Rakitnikova*, Neskol'ko slov v otvet »putilovskomu rabočemu«, in: Severnaja Mysl', Nr. 7, 13.12.1913, S. 2–3; *Boris Voronov*, Professional'nye sojuzy i bor'ba za neurezannuju programmu, in: Bodraja Mysl', Nr. 2, 22.12.1913, S. 1; *Surovcev*, Zametki po voprosam rabočago dviženija, S. 1.

31 *Boris Voronov*, S kem my vmeste idem?, in: Stojkaja Mysl', Nr. 2, 28.2.1914, S. 1; *ders.*, Kto dolžen redaktirovat' profes. organy?, in: Stojkaja Mysl', Nr. 8, 14.3.1914, S. 1–2; *ders.*, Partija i massovyja organizacii v Rossii, in: Smelaja Mysl', Nr. 3, 21.5.1914, S. 1; *Gleb Svirov*, Professional'naja pečat' i professional'nye sojuzy, in: Stojkaja Mysl', Nr. 3, 2.3.1914, S. 1–2.

32 Zwischen Frühjahr 1907 und Ende 1910 publizierten weder die RSDRP noch die PSR eine legale Zeitung im Zarenreich. Von Ende 1906 bis 1910 verboten die Behörden 497 Gewerkschaften und verweigerten 604 die Zulassung gemäß Vereinsrecht. Die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder ging von 300.000 auf 35.000 zurück, *Jonathan W. Daly*, The Watchful State. Security Police and Opposition in Russia, 1906–1917, DeKalb, IL 2004, S. 74.

33 *Manfred Hildermeier*, The Socialist Revolutionary Party of Russia and the Workers, 1900–1914, in: *Reginald E. Zelnik* (Hrsg.), Workers and Intelligentsia in Late Imperial Russia. Realities, Representation, Reflections, Berkeley, CA 1999, S. 206–227, hier: S. 213f.; *Melancon*, The Socialist Revolutionaries from 1902 to 1907, S. 34; *ders.*, »Stormy Petrels«, S. 32ff.; *Rice*, Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party, S. 121–125 und 136ff.

über von Arbeitern finanzierte und selbstverwaltete Betriebskrankenkassen³⁴ bis hin zu Kooperativen.³⁵ Sie sollten die vom Staat bis 1907/8 gerade auch aus Furcht vor dem terroristischen Potenzial der PSR bevorzugt zerschlagenen Parteiorganisationen³⁶ zumindest partiell substituieren und damit als alternatives Netzwerk fungieren.³⁷ Die Kooperativen galten als Organisationen, um die Selbsttätigkeit (*samodejatel'nost'*) der Werktätigen zu fördern, Arbeiter zusammenzuschließen und Unterstützungskassen zu bilden, ihre Ausbeutung durch Händler, Kaufleute und Arbeitgeber zu minimieren und drittens als auf dem Prinzip der Solidarität basierende Einrichtungen zur Organisation der Arbeit – Letzteres war vor allem in der Landwirtschaft von großer Bedeutung.³⁸ Daher überrascht es wenig, dass die PSR die Kooperativen als eine flankierende Maßnahme der Sozialisierung des Landes begriffen.³⁹ Nach 1905 erlebte das Zarenreich einen wahren genossenschaftlichen Gründungsboom: Allein zwischen 1910 und 1913 stieg ihre Gesamtzahl von circa 13.000 um fast 250 % auf 31.500 an, wobei die breite Masse auf Kredit-, Konsum- und landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften entfiel.⁴⁰

Parallel zu der Entwicklung in der RSDRP, aber auch zur SPD Jahrzehnte zuvor, kristallisierte sich nach dem Scheitern der Russischen Revolution, intensiviert seit 1909, in der PSR eine realpolitische Strömung heraus, deren führende Exponenten unter anderem Ekaterina Konstantinovna Breško-Breškovskaja und Nikolaj Dmitrievič Avksent'ev waren. Sie edierten seit 1912 ein Journal unter dem Titel »Počin« (Initiative), das der Orientierung auch den Namen gab. Sie beklagten nicht nur die Zerschlagung der Partezellen, sondern auch, dass die PSR ihre Kontakte zu den Massen weitgehend eingebüßt habe. Die Gruppierung wollte die Untergrundtätigkeit einstellen – beziehungsweise wie der Kampf begriff in der RSDRP lautete: liquidieren. Sie propagierte eine Legalisierung der Partei, eine aktive Mitarbeit der Parteimitglieder in Arbeiterorganisationen, Genossenschaften sowie den landschaftlichen Selbstverwaltungsorganen, den *zemstva*. Diese Orientierung brachte der Gruppe in innerparteilichen Polemiken den Vorwurf der Häresie und des Reformismus ein.⁴¹

34 K vyboram upolnomočennyh v bol'n. kassu na zav. Ajvaz, in: *Živaja Mysl' Truda*, Nr. 3, 15.6.1914, S. 3; *Robert B. McKean*, *St. Petersburg Between the Revolutions. Workers and Revolutionaries, June 1907 – February 1917*, New Haven, CT/London 1990, S. 163f.; *Melancon*, »Stormy Petrels«, S. 30.

35 *A-va*, Čto teper' nužno?, S. 19 und 21; *Rice*, *Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party*, S. 200.

36 Vgl. *Michael Melancon*, *The Socialist Revolutionaries and the Russian Anti-War Movement, 1914–1917*, Columbus, OH 1990, S. 9; *Rice*, *Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party*, S. 195.

37 Naša pozicija v professional'nom dviženii, in: *Znamja Truda*, Nr. 2, 12.7.1907, S. 1–4, hier: S. 1.

38 *K. Kač-ovskij*, Obščina i kooperacija, in: *Živaja Mysl' Truda*, Nr. 7, 25.6.1914, S. 1; Protokoly pervoj obščepartijnoj konferencii, S. 11, 232f. und 235f. Auch der Kopenhagener Kongress der Zweiten Internationale maß den Kooperativen große Bedeutung bei, vgl. *Viktor Michajlovič Černov*, Uprazdnenie narodničestva, in: *Zavety*, 1914, H. 6, S. 88–124, hier: S. 104, 106 und 108f.

39 Programmnye voprosy: Socializacija zemli i kooperacija v sel'skom chozjajstve, in: *Revolucionnaja Rossija*, Nr. 15, Janvar' 1903, S. 5–8, hier: S. 8; *V. Volgin*, V krest'janstve, in: *Zavetnaja Mysl'*, Nr. 5, 11.10.1913, S. 4.

40 Russie. Rapport du Parti Socialiste-Révolutionnaire au Congrès Socialiste International de Vienne (1914), Paris 1914, S. 8; *A. Merkulov*, Kooperativnoe dviženie v Rossii. Kooperativnoe dviženie v 1913 godu, in: *Vestnik Kooperacii* 6, 1914, H. 1, S. 94–108, hier: S. 94f.; *Al'bin*, Potrebitel'naja kooperacija v cifrach, in: *Živaja Mysl'*, Nr. 3, 23.8.1917, S. 1.

41 *N. D.*, Zadači Partii v svjazi s pereživaemym momentom, in: *Znamja Truda*, Nr. 27, April' 1910, S. 14–21, hier: S. 18f.; Partija i »legal'naja vozmožnost'«, in: *Znamja Truda*, Nr. 36, Ijun' 1911,

II. GRUNDLAGEN DER SOZIALREVOLUTIONÄREN SOZIALISMUSKONZEPTION

Als Konsequenz des sozioökonomischen und kulturellen Entwicklungsstands des Zarenreichs, insbesondere der später als in West- und Mitteleuropa einsetzenden Industrialisierung, war für die PSR das Proletariat nicht ausschließlicher Träger des Fortschritts und der sozialistischen Zielutopie. Ihm fehlte im marxischen Sinne das Potenzial, eine Diktatur der Mehrheit über die Minderheit ausüben zu können. Vielmehr wies die PSR dem ganzen »werkstätigen Volk« eine historische Mission zu:

»Was können die intelligencija und das Proletariat tun *ohne die Bauernschaft* und erst recht *gegen den Willen der Bauernschaft*? [...] Ist es genug, ein revolutionäres Feuer unter Hunderttausenden oder sogar Millionen Proletariern zu entfachen, wenn die mehrere zehn Millionen zählende Bauernschaft darauf reagiert wie eine kalte Eismasse und es beim ersten Auflodern auslöschen? [...] Was können intelligencija und Proletariat *zusammen mit der Bauernschaft* tun? Alles.«⁴²

In einem Staat, in dem gut 85 % der Bevölkerung auf dem Land lebten und die Landwirtschaft den überwiegenden Teil des Bruttoinlandsprodukts erwirtschaftete, konnte das Proletariat schwerlich die breite Basis eines sozialistischen Zukunftsentwurfs bilden. Die Bauern verachtete die PSR im Unterschied zur Sozialdemokratie nicht als Kleinrentner, die in einer sozialen Revolution auf der anderen Seite der Barrikade zu stehen drohten, sondern betrachtete sie als unabdingbaren Bündnispartner und Erfolgsgaranten der zukünftigen Russischen Revolution.⁴³

Da in Russland das römische Recht kaum verbreitet war und die Masse der Bauern kein Eigentum an Grund und Boden aufwies, bedienten sich die SR bei der Definition von Klasse eines Kunstgriffs: Anders als das Erfurter Programm der SPD, das die Bauern den, allerdings »versinkenden[,] Mittelschichten« zurechnete⁴⁴, definierten die SR die Bauern nicht juristisch, also beispielsweise als Stand, sondern als ökonomische Kategorie, als eine besondere Klasse von Arbeitern, die von ihren Produktionsmitteln nicht getrennt waren und sich daher lediglich formal von den Proletariern unterschieden. Nicht das Eigentum an Produktionsmitteln war entscheidend, sondern die Quelle des Einkommens sowie das Kriterium der Ausbeutung fremder Arbeitskraft.⁴⁵ Vermittels dieser Volte galten ihnen die Bauern nicht als Eigentümer mit »kleinbürgerlichen« Besitzinstinkten, die als revolutionärer Bündnispartner a priori ausschieden.⁴⁶ Die SR trugen damit der historischen

S. 1–3; *Hildermeier*, Die Sozialrevolutionäre Partei Russlands, S. 335–340; *Melancon*, The Socialist Revolutionaries and the Russian Anti-War Movement, S. 13; *Konstantin Nikolaevič Morozov*, Partija socialistov-revoljucionerov v 1907–1914 gg., Moskau 1998, S. 542–605.

42 Ot krest'janskago sojuza Partii Socialistov-Revoljucionerov ko vsem rabotnikam revoljucionnago socializma v Rossii, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 8, 25.6.1902, S. 5–14, hier: S. 6; Naši zadači v derevne, in: Po voprosam programmy i taktiki: Sbornik statej iz »Revoljucionnoj Rossii«, Genf 1903, S. 23–47, hier: S. 27f. (Hervorhebungen im Original).

43 Naši zadači, S. 27f.; *Nikolaj Ivanovič Rakitnikov*, Čto takoe trudovoe krest'janstvo? in: Zavetnaja Mysl', Nr. 4, 8.10.1913, S. 1–2.

44 *Karl Kautsky*, Das Erfurter Programm. In seinem grundsätzlichen Teil erläutert. Mit einer Einleitung von Susanne Miller, Berlin/Bonn 1980, S. 233.

45 Naši zadači, S. 24; Očerednoj vopros revoljucionnogo dela, London 1900, S. 9; Das Programm der Partei der Sozialrevolutionäre. (Angenommen auf dem Parteikongress im Dezember 1905), in: *Peter Scheibert* (Hrsg.), Die russischen politischen Parteien von 1905 bis 1917. Ein Dokumentationsband, Darmstadt 1972, S. 31–39, hier: S. 35; *G. Novotoržskij* [*A. Nikitskij*], Socializacija zemli, Gel'singfors 1917, S. 13 und 20. Der österreichische Sozialdemokrat *Friedrich Otto Hertz*, Agrarfrage und Socialismus. Sechs Grundfragen unserer Landpolitik, Berlin 1901, S. 5, formulierte einen ähnlichen Standpunkt.

46 Socialdemokraty i socialisty-revoljucionery, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 16, 15.1.1903, S. 1–5, hier: S. 3f.

Entwicklung des Zarenreichs, seiner vergleichsweise geringen Industrialisierung und der langsamen Etablierung kapitalistischer Strukturen vor allem auf dem Land Rechnung.

Die PSR beschwor also die Trias des »werktätigen Volks«: Arbeiter, Bauern und Intelligenzija.⁴⁷ Letzterer maß sie allerdings kraft ihrer Bildung den Status einer »Initiativ-Minderheit« bei, die Arbeitern und Bauern bei der – und dies war eine zentrale Kategorie im sozialrevolutionären Politikverständnis – Selbstorganisation respektive Selbsttätigkeit (*samodejatel'nost'*) hilfreich zur Seite stehen sollte.⁴⁸ Das kritisch denkende Individuum, insbesondere der Angehörige der Intelligenzija, war von zentraler Bedeutung für die sozialrevolutionäre Ideologie. Wenn nicht der subjektive Faktor, also menschliche Ideen und Handlungen, den Gang der historischen Entwicklung beeinflussen könnte, wenn alles gleichsam von der ökonomischen Basis, der Entwicklung der Produktivkräfte abhängig sei, bedürfte es keiner Schemata, um die soziale Lage der Menschen zu verbessern. Damit wandten sich die SR gegen die materialistische Interpretation und den Determinismus Karl Marx'. Die SR verstanden die Entwicklung des Menschen und die Vervollkommnung seiner Persönlichkeit und moralischen Qualitäten als Selbstziel.⁴⁹ Diese Konzeption lehnte sich an die subjektive Soziologie des Marx-Kritikers und sozialphilosophischen Theoretikers des *narodničestvo* Nikolaj Konstantinovič Michajlovskijs einerseits sowie an den Neukantianismus andererseits an.⁵⁰

Die PSR bekannte sich ausdrücklich zu Klassenkampf und Revolution.⁵¹ Sie lehnte einen evolutionären Weg in die sozialistische Gesellschaft ab, den die sozialistischen Parteien Westeuropas – die SPD, so die Klage der SR, nicht ausgenommen – seit der Jahrhundertwende zunehmend zu beschreiten bereit waren. Daher charakterisierte die PSR die Übernahme von Ministerportefeuilles von Sozialisten in bürgerlichen Regierungen als unzulässig und verwarf die streng legalistische Orientierung der SPD als »politische Schablone«.⁵²

III. »FÜR LAND UND FREIHEIT, FÜR SOZIALISMUS«:⁵³ AGRARFRAGE UND -PROGRAMM

In der Geschichte der SPD nahm der Breslauer Parteitag eine wichtige Weichenstellung in der heftig umstrittenen Agrarfrage vor. Hier scheiterte nämlich der Versuch der Angehöri-

47 Das Programm der Partei der Sozialrevolutionäre, S. 35; Naša partija [Flugblatt], o. O. [Voronež] o. J. [1907], unpag. [S. 1].

48 E. R. [Il'ja Adol'fovič Rubanovič], Avertissement, in: La Tribune Russe, Nr. 1–2, 5.–20.1.1904, S. 1–2, hier: S. 1.

49 K voprosu o teoretičeskom obosnovanii socializma, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 36, 15.11.1903, S. 1–5; Das Programm der Partei der Sozialrevolutionäre, S. 31; Valerian Viktorovič Lunkevič, N. K. Michajlovskij, in: Vernaja Mysl', Nr. 3, 29.1.1914, S. 1–3, hier: S. 2; V. Bratskij, Obščina i agrarnaja programma, in: Stojkaja Mysl', Nr. 22, 18.4.1914, S. 2–3, hier: S. 2; vgl. Radkey, The Agrarian Foes of Bolshevism, S. 7; Rice, Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party, S. 24.

50 Vgl. Evgenij Kolosov, Sociologija N. K. Michajlovskogo i naša obščestvennaja programma, in: Vernaja Mysl', Nr. 3, 29.1.1914, S. 3.

51 E. R., Avertissement, S. 1; Meždunarodnyj socialističeskij kongress v Amsterdame, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 51, 25.8.1904, S. 1–6, hier: S. 3.

52 Internationaler Sozialisten-Kongreß zu Amsterdam, 14. bis 20. August 1904, Berlin 1904, S. 62; Novyja sobytija i starje voprosy, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 74, 1.9.1905, S. 1–6, hier: S. 6; N. R., Čto delaetsja v nemeckoj social-demokratii, in: Zavetnaja Mysl', Nr. 5, 11.10.1913, S. 2.

53 Eine der häufig verwendeten Parolen der SR lautete »Za zemlju i volju« (Für Land und Freiheit), vgl. Zadači partii v derevne, in: Znamja Truda. Central'nyj Organ Partii Socialistov-Revoljucionerov, Nr. 4, 30.8.1907, S. 5–7, hier: S. 5.

gen der Agrarprogrammkommission und von Teilen der SPD um August Bebel, Wilhelm Liebknecht und den Redakteur der »Leipziger Volkszeitung«, Bruno Schoenlank, die Akzeptanz der sozialdemokratischen Programmatik durch »praktische Agraragitation« sowie pragmatische Zugeständnisse an die Bauern zu mehrten.⁵⁴ Sie konstatierten, dass die den Bauern offerierte sozialdemokratische Zukunftsvision, der zufolge eine Überwindung kapitalistischer Ausbeutung und Missstände nur durch Verstaatlichung aller Produktionsmittel einschließlich Grund und Boden erreicht werden könne, nicht attraktiv sei. Dies galt auch für die den Bauern im Erfurter Programm verheißene Proletarisierung.⁵⁵ Karl Kautsky war in den von ihm formulierten sozioökonomischen Entwicklungstendenzen vom notwendigen Untergang des bäuerlichen Kleinbetriebs ausgegangen.⁵⁶ Dafür erntete er erhebliche Kritik. Zahlreiche Genossen wiesen ihn auf die Zweifelhaftigkeit seiner Grundannahme hin.⁵⁷ Sie erkannten den Kern des Problems der Agrarfrage, nämlich die Notwendigkeit, einen Teil der ländlichen Bevölkerung zumindest als Wähler für die SPD zu gewinnen, weil diese andernfalls niemals eine parlamentarische Mehrheit bei den Reichstagswahlen erzielen würde.⁵⁸ Die Kautsky-Kritik kulminierte in der prognostischen Sentenz Bruno Schoenlanks: »Wir müssen praktische Agrarpolitik treiben, oder wir werden scheitern.«⁵⁹ In Übereinstimmung mit dem Beschluss des Frankfurter Parteitag von 1894⁶⁰ setzten sich unter anderem Max Quarck und der bayerische Sozialdemokrat Georg von Vollmar für einen »Bauernschutz« ein. Diese Maßnahmen konnten als eine Art soziales Netz gegen die Verelendung der Bauern gedeutet werden.⁶¹ Der Parteitag folgte

- 54 Liebknechts Rede auf dem Parteitag, in: Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu Breslau, 6.–12. Oktober 1895, Berlin 1895, S. 143–148; vgl. *Iosif M. Bikerman*, Programma i taktika, in: *Golos*, Nr. 17, 10.6.1906, S. 2; *Susanne Miller*, Die SPD und die Zweite Internationale, in: *Schönhoven/Staritz*, Sozialismus und Kommunismus im Wandel, S. 136–152, hier: S. 139; *Hans Georg Lehmann*, Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie. Vom Marxismus zum Revisionismus und Bolschewismus, Tübingen 1970, S. 105, 107, 116 und 145.
- 55 Mit marxistischer Perspektive differenzierte Kautsky zwischen Verelendung, der die SPD entgegenwirken müsse, und Proletarisierung. In bäuerlicher Sicht bedeutete beides unerwünschte soziale Abwärtsmobilität, vgl. *Karl Kautsky*, Der Breslauer Parteitag und die Agrarfrage, in: *Die Neue Zeit*, 1895/96, Bd. 1, S. 108–113, hier: S. 111.
- 56 *Kautsky*, Das Erfurter Programm, S. 20f. und 24ff.; vgl. *Ingrid Gilcher-Holtey*, Das Mandat des Intellektuellen. Karl Kautsky und die Sozialdemokratie, Berlin 1986, S. 106f.; *Lehmann*, Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie, S. 33 und 165.
- 57 *Eduard David*, Oekonomische Verschiedenheiten zwischen Landwirtschaft und Industrie, in: *Die Neue Zeit* 13, 1894/95, Bd. 2, S. 449–455, hier: S. 449; *Paul Ernst*, Zur Frage der Konkurrenzfähigkeit des Kleinbetriebs in der Landwirtschaft, in: *Die Neue Zeit* 13, 1894/95, Bd. 2, S. 750–754, hier: S. 750 und 753; *Hertz*, Agrarfrage und Socialismus, S. 8; *Lehmann*, Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie, S. 169.
- 58 *Georg v. Vollmar*, Reden und Schriften zur Reformpolitik, Berlin/Bonn-Bad Godesberg 1977, S. 176; *Lehmann*, Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie, S. 99 und 213.
- 59 Protokoll (Breslau), S. 153.
- 60 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu Frankfurt, 21.–27. Oktober 1894, Berlin 1894, S. 135 und 157; vgl. Protokoll (Breslau), S. 144.
- 61 Vgl. Protokoll (Frankfurt), S. 135; Protokoll (Breslau), S. 138f.; *Vollmar*, Reden und Schriften zur Reformpolitik, S. 177; *ders.*, Die Bauern und die Sozialdemokratie, in: *Peter Friedemann* (Hrsg.), Materialien zum politischen Richtungstreit in der deutschen Sozialdemokratie 1890–1917, Frankfurt am Main/Berlin 1978, Bd. 1, S. 217–224, hier: S. 221f.; *Alexander Helphand-Parvus*, Der Breslauer Parteitag und die Taktik in den Landtagen, in: ebd., S. 247–259, hier: S. 249; *Lehmann*, Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie, S. 97, 99, 104, 107, 111 und 171.

allerdings mit der deutlichen Mehrheit von 158 zu 63 Stimmen Kautskys Position. In der Agrarfrage obsiegten klassenkämpferische Rhetorik und eine Treue zu den Prinzipien der marxistischen Orthodoxie gegenüber einer größeren realpolitischen Flexibilität.⁶²

Was Ende 1890 relativ unspezifisch als »Landagitation« begonnen hatte, mündete wenige Jahre später in der Agrarfrage. Diese hatte von Vollmar schon auf dem SPD-Parteitag 1894 als »wichtigste unserer Tagesordnung« charakterisiert und prophezeite, dass sie die Partei »auf Jahre hinaus beschäftigen« werde.⁶³ Der Agrarfrage kam eine viel weitreichendere, gleichsam strategische Bedeutung zu, weil sie politische Handlungslogiken und Usancen thematisierte. Im Kern zielte die Debatte auf die »Bündnisfrage«. Dies bedeutete weniger die Öffnung der SPD für bäuerliche Mitglieder, wohl aber die Vergrößerung der Attraktivität der Partei bei Wahlen für eine ländliche, nichtproletarische Klientel. Paul Ernst verwies darauf, dass die Forderung, auch den bäuerlichen Kleinbesitz zu expropriieren, nichts anderes bedeute, als die Zahl der »denkbar gefährlichsten Feinde« zu vergrößern.⁶⁴

Hätten sich 1895 in Breslau die Protagonisten der praktischen Agraragitation in der SPD durchgesetzt, hätte die PSR davon ungemein profitiert, weil sie sich aufseiten der hegemonialen Diskursgemeinschaft befunden hätte. So aber waren sie in der internationalen sozialistischen Bewegung doppelt stigmatisiert: als Nichtmarxisten und »kleinbürgerliche« Bauernfreunde, die aber für die Aufhebung des Privateigentums an Produktionsmitteln einschließlich des Bodens und kollektive Formen der Landwirtschaft plädierten.⁶⁵

Im Zarenreich erwies sich die Agrar- und Bündnisproblematik aufgrund der dort viel später einsetzenden Industrialisierung als noch virulenter. Insofern war es konsequent, dass das SR-Agrarprogramm Kautskys Positionen der marxistischen Orthodoxie verwarf. Die SR wandten sich gegen Kautskys Exegese, dass eine sozialistische Produktionsweise dort unmöglich wäre, »wo die kleinbäuerliche Wirtschaft ökonomisch noch nicht überwunden sei«⁶⁶, weil sie weder auf die Weiterentwicklung der Produktivkräfte noch die Revolution im Zarenreich warten wollten.⁶⁷

Überraschend war allerdings die sozialrevolutionäre Selbstwahrnehmung. Der profilierteste sozialrevolutionäre Theoretiker, Viktor Michajlovič Černov, bezeichnete die programmatischen Grundlagen seiner Partei als einen doppelten Revisionismus – fast wie

62 Protokoll (Breslau), S. 127 und 177; vgl. *Gilcher-Holtey*, Das Mandat des Intellektuellen, S. 114–118; *Lehmann*, Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie, S. 191–201 und 269. An einem marxistischen Agrarprogramm hielt die RSDRP bis zum Oktober 1917 fest; die SPD rückte von diesem Beschluss des Breslauer Parteitags sogar erst 1927 ab.

63 Protokoll (Frankfurt), S. 142; vgl. *Lehmann*, Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie, S. 18f. und 23.

64 *Ernst*, Zur Frage der Konkurrenzfähigkeit des Kleinbetriebs, S. 754. Auf dem Stuttgarter Parteitag 1898 gab die SPD allerdings ihre Hoffnung, nennenswerte bäuerliche Unterstützung zu erhalten, auf, vgl. *Hannu Immonen*, The Agrarian Program of the Russian Socialist Revolutionary Party, 1900–1914, Helsinki 1988, S. 73.

65 I ešče primer, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 56, 5.12.1904, S. 23; Mysl', Nr. 1, 20.6.1906, S. 1; vgl. *Lehmann*, Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie, S. 228 und 241. Černov argumentierte, dass sich mit dem Landeigentum eine Grundrente erzielen lasse und es allein schon deswegen abgeschafft werden müsse, Mysl', Nr. 5, 24.6.1906, S. 2.

66 *Karl Kautsky*, Das Erfurter Programm und die Landagitation, in: Die Neue Zeit 13, 1894/95, Bd. 1, S. 278–281, hier: S. 278; Ot krest'janskago sojuza Partii Socialistov-Revoljucionerov ko vsem rabotnikam revoljucionnago socializma v Rossii, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 8, 25.6.1902, S. 5–14.

67 *Leonid Emmanuilovič Šiško*, K voprosu ob agrarnoj programme v svjazi s teoriej naučnago socializma, in: Vestnik Russkoj Revoljucii, Nr. 4, Mart 1905, S. 324–344, hier: S. 338.

selbstverständlich fügte er hinzu »von links«: zum einen vonseiten des alten *narodničestvo*, zum anderen vonseiten der marxistischen Dogmen, um auf dieser Basis einen synthetisierenden Sozialismus zu schaffen. Die Tatsache aber, dass im sozialrevolutionären Agrarprogramm die programmatischen Anleihen des praxisorientierten sozialdemokratischen Reformismus à la Friedrich Otto Hertz, Eduard David, Hermann Molkenbuhr und anderen unverkennbar waren⁶⁸ und in den übrigen Teilen Eduard Bernsteins evolutionär-reformistische Ideen Eingang fanden, straft zumindest Černovs richtungweisenden Zusatz Lügen.⁶⁹

1895 hatte Bruno Schoenlank eine Überzeugung zum Ausdruck gebracht, die zwar im Auditorium des Breslauer Parteitags für Gelächter sorgte und der Realität auch nur mit Abstrichen entsprach, aber eine bemerkenswerte Nähe zum Credo der PSR aufwies: »Die Sozialdemokratie ist die Partei aller proletarischen Unterdrückten, der Nothleidenden aller Schichten [...]«.⁷⁰

Die SR orientierten sich an den konzeptionellen Überlegungen Eduard Davids sowie den Agrarprogrammen der belgischen, niederländischen und französischen sozialistischen Parteien, die landwirtschaftliche Genossenschaften und Gemeindebesitz als Weg zum Sozialismus propagierten.⁷¹ Zahlreiche Berührungspunkte mit den Überlegungen der SR wies die 1899 in Paris erschienene Studie von Lucien Deslinières »L'application du système collectiviste« auf, die die Entwicklungsperspektiven der bäuerlichen Kleinwirtschaft auch in einem kapitalistischen System betonte.⁷² Zugleich aber waren sich die SR mit Blick auf die französischen Verhältnisse der Schwierigkeiten bewusst, vor denen die Sozialisten in agrarisch strukturierten Gesellschaften stünden, wenn es ihnen nicht gelänge, die Mehrheit der Bauern für ihre Ziele zu gewinnen.⁷³

In diesen westeuropäischen Studien fanden die Repräsentanten des sozialrevolutionären Exils zur Zeit der Jahrhundertwende genau die Bestätigung ihres Denkens, dass der Kapitalismus keineswegs universell sei und unter bestimmten Bedingungen, in bestimmten Regionen und Entwicklungsstufen kein modernisierendes, sondern vielmehr destruktives Potenzial entfalte, wie zum Beispiel in der kleinbäuerlich geprägten Landwirtschaft des Zarenreichs. Černov leugnete die Existenz eines historischen Gesetzes, dass das kapitalistische Entwicklungsstadium unabdingbar sei.⁷⁴ Fünf Jahre später modifizierte Černov

68 Protokoll (Breslau), S. 99–177. Im Gegensatz zu David und Hertz erwiesen sich die SR nicht als Apologeten der bäuerlichen Kleinwirtschaft, vgl. Černov, Uprazdnenie narodničestva, S. 119.

69 Ebd., S. 117f. und 122; vgl. Michail Ivanovič Leonov, Partija éserov: seredina 90-ch godov XIX veka – 1907 god, in: Grigorij Nikolaevič Sevost'janov (Hrsg.), Političeskie partii v rossijskich revoljucijach v načale XX veka, Moskau 2005, S. 401–413, hier: S. 401; Morozov, Partija socialistov-revoljucionerov v 1907–1914 gg., S. 10f.

70 Protokoll (Breslau), S. 152.

71 Ebd., S. 130; Viktor Michajlovič Černov, Konstruktivnyj socializm, Prag 1925, S. 116; B. Koren', Agrarnye spory na Zapade i v Rossii, in: Bodraja Mysl', Nr. 6, 3.1.1914, S. 1–2; Nikolaj Dmitrievič Avksent'ev, Rabočie i krest'jane, in: Bodraja Mysl', Nr. 12, 19.1.1914, S. 2–3; Oliver Henry Radkey, An Alternative to Bolshevism. The Program of Russian Social Revolutionarism, in: JMH 25, 1953, S. 25–39, hier: S. 25; Leonov, Partija socialistov-revoljucionerov, S. 28.

72 N. M. [Nikolaj Ivanovič Rakitnikov], Agrarnaja politika pravitel'stva i naša programma, in: Znamja Truda, Nr. 27, April' 1910, S. 3–9, hier: S. 8.

73 L. Chichko [Leonid Emmanuilovič Šiško], La Question Agraire en Russie, in: La Tribune Russe, Nr. 1–2, 5.–20.1.1904, S. 9–12, hier: S. 9; N. M., Agrarnaja politika pravitel'stva, S. 8. Allerdings verfolgten die SR sehr genau die Wahlerfolge französischer Sozialisten auf dem flachen Land, vgl. S. N-yj, Uspechi socializma vo francuzskoj derevne, in: Smelaja Mysl', Nr. 5, 28.5.1914, S. 2.

74 Očerednoj vopros revoljucionnogo dela, S. 8; Socialdemokraty i socialisty-revoljucionery, S. 4; Viktor Michajlovič Černov, K sporam o programme-minimum, in: Narodnyj Vestnik, Nr. 11, 20.5.1906, S. 2; ders., Konstruktivnyj socializm, S. 111.

im Parteiprogramm der SR seine Position dahin gehend, dass er eine kapitalistische Entwicklung im Zarenreich keineswegs mehr in Abrede stellte, für den landwirtschaftlichen Sektor aber seine destruktiven Tendenzen hervorhob.⁷⁵

Die kapitalistische Wirtschaftsweise erfasste die Landwirtschaft des Zarenreichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur langsam. Die SR gingen davon aus, dass die breite Masse der Bauern noch nicht mit dem Eigentumsfanatismus infiziert worden sei.⁷⁶ Dies sei auch der traditionellen russischen Umteilungs- beziehungsweise Dorfgemeinde (*obščina*) geschuldet, die im europäischen Russland im Jahre 1905 einen Verbreitungsgrad von über 80 % aufwies.⁷⁷ Formell war die kollektiv entscheidende *obščina* Eigentümer des Landes und nicht jedes ihrer Mitglieder. Die *obščina* praktizierte unter ihren Mitgliedern nicht nur eine ausgleichende Landnutzung, sie kannte auch das Recht auf Arbeit (*pravo na trud*) sowie das Recht der aufgewendeten beziehungsweise investierten Arbeit (*pravo [zatračennogo] truda*), das heißt das von den Bauern geleistete Quantum zu Verbesserung der Böden und ihrer Erträge⁷⁸, welches gerade vor dem Hintergrund der in der *obščina* praktizierten periodischen Umverteilung der Landstreifen eine große Rolle spielte.

Zwar gestanden die SR jedem Bauern prinzipiell das Recht zu, aus der *obščina* auszuscheiden, aber im Gegensatz zur RSDRP nur ohne Land. Dies sollte die *obščina* wirtschaftlich stärken, eine Verbreitung des kapitalistischen Individualismus unter Bauern sowie eine Verelendung ihrer Zwergwirtschaften verhindern.⁷⁹

Unter den Bauern im Zarenreich war die Vorstellung, dass das Land gleichsam »göttlich« und niemandes Eigentum sei, weit verbreitet. Im Umkehrschluss bedeutete dies für Bauern und PSR gleichermaßen, dass es Gemeineigentum (*obščee dostojanie*) sei.⁸⁰ Kern des sozialrevolutionären Agrarprogramms war die Sozialisierung des Landes. Es handelte sich um eine Vergesellschaftung im wahren Wortsinne: Sie war gesamtgesellschaftlich in-

75 Ebd., S. 113f.; Protokoly pervago s'ezda Partii Socialistov-Revoljucionerov, o.O. 1906, S. 359; Das Programm der Partei der Sozialrevolutionäre, S. 34; vgl. Socialdemokraty i socialisty-revoljucionery, S. 4.

76 Russkaja krest'janskaja obščina i bližajšija zadači revoljucii, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 53, 30.9.1904, S. 3–6, hier: S. 3.

77 Andrej M. Anfimov, Krest'janskoe chozjajstvo evropejskoj Rossii, Moskau 1980, S. 88, Tab. 24.

78 Otdel Rukopisej, Rossijskaja Nacional'naja Biblioteka, f. 270: D'jakonov, Michail Aleksandrovič, No. 106: A. A. Kaufman: Russkaja obščina v processe ee zaroždenija i rosta, M. 1908, I. 78; Karl Romanovič Kačorovskij, Narodnoe pravo, Moskau 1906, S. 155–158; B. Ju. [Nikolaj Nikolaevič Černenkov], Razrušenie obščiny i naša programma, in: Znamja Truda, Nr. 36, Ijun' 1911, S. 3–7, hier: S. 5f.; Černov, Konstruktivnyj socializm, S. 120; I. S. Bunakov, Zemel'nyj vopros s pravovoj točki zrenija. (Lekcija I. S. Bunakova), in: Narodnyj Vestnik, Nr. 14, 24.5.1906, S. 2.

79 Agrarnaja programma russkoj social-demokratii, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 40, 15.1.1904, S. 8–10, hier: S. 9; Socialdemokraty i socialisty-revoljucionery, S. 4. N. M., Agrarnaja politika pravitel'stva, S. 6, machte 1910 allerdings deutlich, dass sich der Kapitalismus in Russland nicht verhindern lasse – er sei bereits gegenwärtig. Zur Sicht der RSDRP auf die *obščina* vgl. Aleksandr Emel'janovič Losickij, Raspadenie obščiny, in: Sovremennyj Mir, 1911, H. 11, S. 240–254, hier: S. 247.

80 Konstantin Levin, O našej agrarnoj programme, in: Revoljucionnaja Rossija, priloženie zu Nr. 75, 15.9.1905, S. 1–6, hier: S. 1; Protokoly pervago s'ezda, S. 77 und 363; A. N. Alekseevskij, K voprosu ob osnovanijach našej agrarnoj programmy, in: Izvestija Oblastnogo Komiteta Zagraničnoj organizacii, Nr. 13, Janvar' 1911, S. 8–13, hier: S. 8; Dva nakaza členu gosudarstvennoj dумы Grigoriju Karpoviču Ul'janovu, in: Delo Naroda, Nr. 5, 7.5.1906, S. 4; Pantelejmon Alekseevič Vichljaev, K voprosu o reforme krest'janskago zemlepol'zovanija, in: Narodnoe Chozjajstvo 6, 1905, H. 3, S. 1–25, hier: S. 19; R. D. Bežin, O socializacii zemli, in: Severnaja Mysl', Nr. 1, 23.11.1913, S. 4.

klusiv, weil sie allen, auch Stadtbewohnern, das Recht auf Boden unter der Voraussetzung gewährte, dass sie ihn mit eigener Hände Arbeit bestellten.⁸¹ Den sozialrevolutionären Theoretikern galt die eigene Arbeit als rechtlicher Passepartout zum Land.⁸²

Die Sozialisierung war für die SR immer mehr als eine bäuerliche Graswurzelbewegung, die lediglich den bäuerlichen Traum einer »schwarzen Umverteilung« (*černyj peredel*) realisieren und damit ihre sozialen (Besitz-)Instinkte befriedigen sollte. Die Sozialisierung sollte geordnet, zentralisiert und »ausgleichend« (*uravnitel'no*) realisiert werden. Es galt einerseits regionale Unterschiede zu nivellieren. Dies sollte lokale Profiteure auf Kosten der an der Bodenbestellung interessierten Gesamtgesellschaft verhindern. Andererseits sollten landesweit in Abhängigkeit von Klima und Bodenqualität keineswegs gleiche Normen gelten.⁸³

Im Wesentlichen gab es zwei Prinzipien der Landzuteilung: erstens die geringere Konsumtionsnorm (*potrebitel'naja norma*), die gleichsam die Ernährung des Familienverbandes gewährleisten sollte, und zweitens die Arbeitsnorm, nach der jede Familie so viel Land erhalten sollte, wie sie nach dem gegenwärtigen Stand der Agrartechnik bestellen konnte. Kritiker des SR-Agrarprogramms machten zu Recht geltend, dass einerseits die Bodenreserven im Zarenreich viel zu gering seien, um der höheren Arbeitsnorm (*trudovaja norma*) auch nur annähernd Rechnung zu tragen.⁸⁴ Die Landverteilung nach der Konsumtionsnorm hätte eine Nivellierung der landwirtschaftlichen Produktion auf dem niedrigen Niveau einer Subsistenzwirtschaft bedeutet. Dies erklärt den Widerstand der RSDRP und ihrer westeuropäischen Schwesterparteien gegen das sozialrevolutionäre Agrarprogramm, weil es einer Verelendung zahlreicher Bauernwirtschaften zuwiderge laufen wäre und die Ausdifferenzierung der Bauern in zwei antagonistische Lager konterkariert hätte.⁸⁵

Die Sozialisierung, die Černov beispielsweise als die Verbreitung des Prinzips einer demokratischen Selbstverwaltung betrachtete⁸⁶, war aber nicht identisch mit einer kollektiven Landbestellung. Letztere intendierten die SR zwar und legten sie den Bauern nahe, präjudizierten sie jedoch nicht, geschweige denn, dass sie diese den Bauern ok-

81 Naša partija [Flugblatt], o.O. [Voronež] o.J. [1907], unpag. [S. 2]; Naši zadači v derevne, S. 39; Das Programm der Partei der Sozialrevolutionäre, S. 37f.; Leonid Emmanuilovič Šiško, Neskol'ko myslej po povodu proëkta partijnoj programmy, in: Revoljucionnaja Rossija, priloženie zu Nr. 53, 30.9.1904, S. 9–11, hier: S. 10; Novyja sobytija i starye voprosy, in: ebd., Nr. 74, 1.9.1905, S. 1–6, hier: S. 4; Bunakov, Zemel'nyj vopros s pravovoj točki zrenija, S. 2; Aleksej Vasil'evič Pešečonov, Na očerednyja temy. Agrarnyj zakonoproekt s.-r., in: Russkoe Bogatstvo, 1907, H. 5, S. 191; Vichljaev, K voprosu o reforme krest'janskago zemlepol'zovanija, S. 22.

82 Narodnyj Vestnik, Nr. 20, 31.5.1906, S. 2.

83 Novotoržskij, Socializacija zemli, S. 4; Programma i organizacionnyj ustav partii socialistov-revoljucionerov. Agrarnyj zakonoproëkt gruppy S.-R. vo II-oj Gosudarstvennoj Dume, o.O. 1916, S. 23; Programmnye voprosy. Socializacija zemli i kooperacija v sel'skom chozjajstve, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 15, Janvar' 1903, S. 5–8, hier: S. 5; Socialdemokraty i socialisty-revoljucionery, S. 2f.

84 Vgl. Viktor Michajlovič Černov, K prenijam po agrarnomu voprosu, in: Narodnyj Vestnik, Nr. 10, 19.5.1906, S. 2; N. Burnyj, Derevnja v 1913 godu, in: Bodraja Mysl', Nr. 6, 3.1.1914, S. 4. Die Bauern teilten das Land oft nach »Essern« (po edokam), P. V., Konstitucionno-demokratičeskaja partija i zemel'naja reforma, in: Narodnyj Vestnik, Nr. 19, 30.5.1906, S. 1–2, hier: S. 1.

85 Vgl. Karl Romanovič Kačorovskij, »Radost'« častnoj sobstvennosti. (Po povodu reči v gosudarstvennoj dume prof. Petražickago), in: Narodnyj Vestnik, Nr. 14, 24.5.1906, S. 1; Agrarnaja programma russkoj social-demokratii, S. 8–10.

86 Černov, Uprazdnenie narodničestva, S. 112; ders., Konstruktivnyj socializm, S. 128.

troyierten.⁸⁷ Die SR räumten durchaus ein, dass individualistische Züge unter Bauern zu finden seien, die sich durch die *obščina* am besten einhegen ließen.⁸⁸ Im Übrigen hielten die SR eine parallele Existenz kollektiver und individualistischer (Hof-)Landwirtschaft für legitim.⁸⁹ Ob also die von der PSR propagierte Sozialisierung des Landes nur als ein Vehikel zu betrachten sei, den zerstörerischen Kräften des Kapitalismus Fesseln anzulegen und zugleich die *obščina* zu generalisieren, wie Manfred Hildermeier argumentiert, bleibt dahingestellt.⁹⁰

Die Sozialisierung war ein logistisch überaus aufwendiges Großprojekt. Revolutionen als Phasen beschleunigter Zeitläufe erfordern schnelle und daher einfache Lösungen. Insofern war die Sozialisierung als eine Ad-hoc-Maßnahme nicht praktikabel. Auf einem anderen Blatt stand, dass die zu verteilende landwirtschaftlich nutzbare Fläche viel zu gering war, um die bäuerlichen Wirtschaften in prosperierende Großbetriebe zu verwandeln. Diesen Aspekt hob beispielsweise der konstitutionell-demokratische Agrartheoretiker Aleksandr Arkad'evič Kaufman hervor, während die SR ihn geflissentlich übergingen. Eine wirkliche Lösung der Agrarfrage war also nicht durch eine Extensivierung, sondern realiter nur durch eine Intensivierung der Landbestellung zu erreichen.⁹¹ Hierzu fehlte im SR-Agrarprogramm jeder Hinweis, sodass die Partei der Perpetuierung einer anachronistischen Landwirtschaft Vorschub leistete. Bei einer Intensivierung hätten die Bauern mit ihren traditionellen Formen der Landbestellung brechen müssen. Dies hätte zugleich aber, wie das Beispiel der dänischen Bauernbetriebe lehrte, deren Anbauflächen viel kleiner waren, die Produktivität deutlich vergrößern können. Ungeachtet aber dieser Kritik im Detail erteilte Kaufman seinem ideologischen Kontrahenten aus der Ex-post-Perspektive den Ritterschlag. Für den landwirtschaftlichen Sektor attestierte Kaufman den *narodniki*, im Recht zu sein, indem sie »auf der Eigentümlichkeit der russischen ökonomischen Beziehungen beharren«.⁹²

Was bei den SR wie bei Kaufman anklang, war die Überlegung von »multiple modernities«.⁹³ Sie negierten im Unterschied zu den Marx-Adepten die Allgemeingültigkeit eherner historischer Gesetzmäßigkeiten, die Notwendigkeit, dem Paradigma der entwickelteren Gesellschaften gleichsam sklavisch und ohne Abweichungen zu folgen. Sie propagierten vielmehr, die konkreten kulturellen und sozioökonomischen Gegebenheiten des Einzelfalls zu berücksichtigen, betonten autochthone Perspektiven und die Existenz eines Spektrums verschiedenartiger Entwicklungsoptionen.⁹⁴ Manfred Hildermeier hat dies paradigmatisch als »Privileg der Rückständigkeit« charakterisiert.⁹⁵

87 Ot krest'janskago sojuza, S. 4f.; Naši zadači v derevne, S. 39; *Novotoržskij*, Socializacija zemli, S. 7f.; Protokoly pervago s'ezda, S. 119; Socialdemokraty i socialisty-revoljucionery, S. 4.

88 Protokoly pervoj obščepartijnoj konferencii, S. 202f.; Socialdemokraty i socialisty-revoljucionery, S. 4; A. N. *Alekseevskij*, K voprosu ob osnovanijach našej agrarnoj programmy, in: Izvestija Oblastnogo Komiteta Zagraničnoj organizacii, Nr. 14, Fevral' 1911, S. 5–17, hier: S. 10.

89 Černov, Konstruktivnyj socializm, S. 123; Socialdemokraty i socialisty-revoljucionery, S. 4; B. Ju., Razrušenie obščiny i naša programma, S. 4.

90 *Manfred Hildermeier*, Buchbesprechung von *Hannu Immonen*, The Agrarian Program of the Russian Socialist Revolutionary Party, 1900–1914, Helsinki 1988, in: JGO 39, 1991, S. 271–273, hier: S. 271.

91 Vgl. *Novotoržskij*, Socializacija zemli, S. 3 und 28, der selbst – gerade 1917 in der Revolution – einer bäuerlichen Flächenerweiterung das Wort redete.

92 *Aleksandr Arkad'evič Kaufman*, Agrarnyj vopros v Rossii. Kurs narodnago universiteta, 2. Aufl., Moskau 1918, S. 203.

93 *Shmuel N. Eisenstadt*, Multiple Modernities, in: *Daedalus* 129, 2000, H. 1, S. 1–29.

94 *N. M.*, Agrarnaja politika pravitel'stva, S. 6.

95 *Manfred Hildermeier*, Das Privileg der Rückständigkeit. Anmerkungen zum Wandel einer Interpretationsfigur der neueren russischen Geschichte, in: *HZ* Bd. 244, 1987, S. 557–603, hier: S. 582–589; *ders.*, The Socialist Revolutionary Party of Russia and the Workers, S. 210.

Der Staatsstreich des Vorsitzenden des Ministerrats Pëtr Arkad'evič Stolypin vom 3. Juni 1907 änderte radikal die politischen Verhältnisse im Zarenreich. Stolypin löste die Staatsduma abermalig auf und beging einen Verfassungsbruch, indem er das Wahlrecht zur dritten Duma radikal änderte und damit eine konservativere Parlamentsmehrheit gewährleistete, die mit der Regierung zu kooperieren bereit war. Seitdem besaß die PSR keine gestalterische Möglichkeit mehr, den von ihren Parlamentariern eingebrachten populären Agrargesetzentwurf zu realisieren. Der sich wieder konsolidierende zaristische Staat drängte die politische Opposition, das linksliberale und das sozialistische Lager, die im Zuge der Russischen Revolution von 1905 zu einer politischen Größe avanciert waren und die seit April 1906 bestehende Staatsduma dominierten, in eine Art Semilegalität. Damit waren die Agitationsmöglichkeiten der systemkritischen Parteien sehr eingeschränkt. Der PSR blieb allein die Option, ihre Theorie entsprechend den Bedürfnissen der Praxis zu justieren.

Seit Herbst 1906 bestimmte Stolypin mit einer Reihe von Gesetzen und Erlassen die Agenda der Agrarpolitik. Diese Maßnahmen zielten darauf ab, die *obščina* zu schwächen und die Entwicklung prosperierender Bauernwirtschaften (*stavka na sil'nych*) durch Arrondierung ihres Bodens zu beschleunigen.⁹⁶ Während russische Sozialdemokraten die Agrargesetzgebung begrüßten, weil sie die *obščina* und das Kernstück des sozialrevolutionären Agrarprogramms, die Sozialisierung des Landes, in ihren Grundfesten erschütterte⁹⁷, schien die PSR vor einem Scherbenhaufen zu stehen. Die PSR bemühte sich, die bäuerlichen Reaktionen auf die Agrarreformen Stolypins zu ermitteln, um so ihre Taktik modifizieren zu können.⁹⁸ Innerparteiliche Kritiker attestierten den sozialrevolutionären Agrartheoretikern Revisionismus.⁹⁹ Dieser Vorwurf galt insbesondere dem ZK-Mitglied Nikolaj Ivanovič Rakitnikov, der ausführte, die *obščina* gehöre nicht zum Kern des sozialistischen Zukunftsentwurfs seiner Partei.¹⁰⁰ Černov räumte ein, dass die *obščina* nach Stolypins Agrarreform nicht in der bisherigen Form weiterbestehen könne. Er befürwortete ihre Veränderung in Richtung einer Genossenschaft oder einer Wirtschaftsgemeinschaft, lehnte sie aber als eine über Eigentum an Grund und Boden verfügende Institution ab.¹⁰¹ Den Kritikern schien damit der letzte Fixpunkt des sozialrevolutionären Agrarprogramms der Beliebigkeit Preis gegeben zu werden. Bis dahin galten *obščina* wie Genossenschaften als ein wichtiges Medium zur Verwirklichung kollektiver Formen der Landbestellung, denen als Schulen bäuerlicher Solidarität ein progressiver Charakter attestiert werden könne.¹⁰²

96 Vgl. beispielsweise die Kritik an den Agrarreformen Stolypins des der PSR nahestehenden Publizisten *Karl Romanovič Kačorovskij*, *Byt' ili ne byt' obščine v Rossii?* (Očerki), in: *Zavety*, 1912, H. 4, 2. Pag. S. 55–94, hier: S. 90ff.; *Ivan Šerov*, *Stolypinskij zemel'nyj zakon i narodničeskija agrarnaja programmy*, in: *Vol'naja Mysl'*, Nr. 3, 1.11.1913, S. 2–3; *Bratskij*, *Obščina i agrarnaja programma*, S. 2.

97 *N. M.*, *Agrarnaja politika*, S. 4.

98 Vgl. *K krest'janskim rabotnikam*, in: *Partijnaja Izvestija*. Izdanie Central'nogo Komiteta Partii Socialistov-Revoljucionerov, Nr. 10, 24.5.1907, S. 5–6.

99 *Savin*, *Bol'nye voprosy*, in: *Izvestija Oblastnogo Komiteta Zagraničnoj organizacii*, Nr. 14, Fevral' 1911, S. 1–5, hier: S. 3.

100 *N. Maksimov* [*Nikolaj Ivanovič Rakitnikov*], *Razloženie obščiny i naša programma*, in: *Socialist-Revoljucioner*, Nr. 1, 1910, S. 131–174, hier: S. 166f. Rakitnikovs Sicht widersprachen zahlreiche SR, vgl. *Alekseevskij*, *K voprosu ob osnovanijach našej agrarnoj programmy* (14), S. 9; *B. Ju.*, *Razrušenie obščiny i naša programma*, S. 4; *Immonen*, *The Agrarian Program of the Russian Socialist Revolutionary Party*, S. 146–156.

101 Vgl. *Peščonov*, *Na očerednja temy*, S. 200f.

102 *Marks i Engel's o russkoj obščine*, in: *Revoljucionnaja Rossija*, Nr. 76, 15.10.1905, S. 14–18, hier: S. 14f. Die RSDRP betrachtete die *obščina* als reaktionär und plädierte dafür, sie abzu-

Die Zahl der Bauern, die die *obščina* verließen, schwoll zunächst rapide an, um dann jedoch deutlich abzunehmen. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs hatten etwa 20 % der Bauern der *obščina* den Rücken gekehrt. Die ursprüngliche Sorge der SR um die Überlebensfähigkeit und die Kontinuität dieser Institution¹⁰³ wich, je mehr Zeit ins Land ging, dem Vertrauen in ihre Widerstandskraft und Überlebensfähigkeit.¹⁰⁴ Auch wenn tatsächlich viele Bauern im Rahmen der Agrargesetzgebung Stolypins aus der *obščina* ausschieden und sie über ihre Bauernwirtschaft als vererbbares Eigentum verfügen konnten, behielten sie zum Teil – wie die SR nicht müde wurden zu betonen – an den *obščina*-Traditionen fest oder kehrten zu ihnen zurück.¹⁰⁵ Die soziale Kohäsionskraft der *obščina* und die Ablehnung der Agrarreformen Stolypins durch die Bauern waren stärker als erwartet.¹⁰⁶ Im Gegensatz beispielsweise zu Rakitnikov, der weder in der Agrarpolitik der Regierung, in den Austritten aus der *obščina* noch in dem Vordringen des Kapitalismus mit seinem sozialen Ausdifferenzierungsprozess der Bauernschaft in den Typus des kapitalistischen Farmers, des Zwergwirtschaftsbauern und der wachsenden Zahl des landlosen »Dorfproletariats«¹⁰⁷ eine basale Bedrohung der sozialrevolutionären Positionen erkannte, wiesen zahlreiche innerparteiliche Kritiker auf die Notwendigkeit einer grundlegenden Neufassung des Agrarprogramms der PSR hin.¹⁰⁸

Der finnische Historiker Hannu Immonen betont, dass die PSR den Veränderungen als Folge des Scheiterns der Revolution, der Agrarreform Stolypins vom Herbst 1906 und des mit den eigenen politischen Vorstellungen konkurrierenden Agrargesetzentwurfs¹⁰⁹ der Konstitutionellen Demokraten Rechnung getragen habe, indem eine egalitäre kleinbäuerliche Perspektive zunehmend ihren revolutionären Elan und sozialistischen Telos substituiert habe.¹¹⁰

schaffen, Agrarnyj vopros v III dume, in: Znamja Truda, Nr. 14, Dekabr' 1908, S. 6–10, hier: S. 10. Zur kollektiven Arbeit im Rahmen von Genossenschaften vgl. *Vladimir Maksimovič Kačinskij*, Zemlja i krest'janstvo, in: Zavetnaja Mysl', Nr. 1, 28.9.1913, S. 4; *Nikolaj Ivanovič Rakitnikov*, Komu dolžna služiti' obščestvennaja agronomija?, in: Vol'naja Mysl', Nr. 1, 25.10.1913, S. 1–2; *Batrak*, Socializm i krest'janstvo, in: Stojkaja Mysl', Nr. 14, 28.3.1914, S. 2–3, hier: S. 3; *K. Kač-ovskij*, Obščina i kooperacija, in: Živaja Mysl' Truda, Nr. 11, 4.7.1914, S. 1.

103 *Alekseevskij*, K voprosu ob osnovanijach našej agrarnoj programmy (Nr. 14), S. 5f.; *N. M.*, Agrarnaja politika pravitel'stva, S. 5.

104 *Alekseevskij*, K voprosu ob osnovanijach našej agrarnoj programmy (Nr. 13), S. 10; *Andrej Ivanovič*, Čto slučilos', in: Izvestija Oblastnogo Zagraničnago Komiteta 13, Janvar' 1911, S. 16–19, hier: S. 17.

105 Iz derevenskoj žizni, in: Zemlja i Volja, Nr. 26, Aprel' 1912, S. 13–14, hier: S. 13.

106 *Helmut Altrichter*, Die Bauern von Tver. Vom Leben auf dem russischen Dorfe zwischen Revolution und Kollektivierung, München 1984, S. 20–23; *Immonen*, The Agrarian Program of the Russian Socialist Revolutionary Party, S. 144f.

107 Vgl. Saratovskaja gub. O zemleustrojstve, in: Živaja Mysl', Nr. 5, 30.8.1913, S. 4; *N. S.*, Ob agrarnoj programme, in: Severnaja Mysl', Nr. 6, 10.12.1913, S. 1.

108 *A. Savin*, Bol'nye voprosy (Nr. 14), S. 1.

109 Zum Agrargesetzentwurf der PSR vom 3.5.1907 vgl. Agrarnyj zakonoproekt Gruppy S.-R. vo II. Gosud. Dumy, in: Pamjatnaja knižka socialista-revoljucionera, Bd. 1, o.O. 1911, S. 71–81; vgl. *Pešechonov*, Na očerednyja temy, S. 187–209.

110 *Immonen*, The Agrarian Program of the Russian Socialist Revolutionary Party, S. 87–108; *Hildermeier*, Buchbesprechung, S. 273; *Elizabeth White*, The Socialist Alternative to Bolshevik Russia. The Socialist Revolutionary Party, 1921–1939, London/New York 2011, S. 16.

IV. »NUR IM KAMPF WIRST DU DEIN RECHT ERLANGEN!«¹¹¹ SOZIALREVOLUTIONÄRER TERRORISMUS*Charakteristika, Formen und Legitimationsstrategien*

Das Zarenreich war bis zu seinem Ende kein Rechtsstaat. Die Behördenwillkür war weit verbreitet. Zensur und Ausnahmezustand behinderten die Entfaltung der Presse- und Versammlungsöffentlichkeit. Bis zur Revolution von 1905 gab es weder ein Parlament noch legal operierende politische Parteien geschweige denn Gewerkschaften. Die Arbeiterbewegung blieb infolge einer hohen saisonalen bäuerlichen Arbeitsmigration heterogen. Geschlossene sozialmoralische Milieus eines urbanen Kaderproletariats entwickelten sich bestenfalls in einigen Branchen und auch nur in wenigen industriellen Zentren. Relativ »freie« Betätigungsmöglichkeiten für sozialistische Parteien existierten nur von Oktober 1905 bis zum Juni 1907. In diesem Zeitfenster konnten sich jedoch keine Volks- oder Massenparteien entwickeln.

Der erhebliche Stellenwert des Terrorismus im sozialrevolutionären Denken und Handeln speiste sich aus wenigstens zwei Quellen. Zum einen sind die gegebenen politischen Verhältnisse im Zarenreich zu nennen. Angesichts asymmetrischer Machtverhältnisse zwischen Staat und gesellschaftlicher Opposition setzte die PSR unter anderem auf Attentate gegen führende Repräsentanten des Ancien Régime. Zum zweiten erwies sich der herausragende Theoretiker der PSR, Černov, als ein unbeirrbarer Adept der »Propaganda der Tat«. Noch für die frühen 1890er Jahre, die mit Černovs Adoleszenz zusammenfielen, bekannte er, dass ihm die Gründung einer »rein terroristischen Organisation« vorgeschwebt habe.¹¹² Der Terrorismus war aber immer nur ein taktisches Mittel der Auseinandersetzung mit dem Ancien Régime. Der Terrorismus¹¹³ sollte – und hierin unterschied sich die PSR deutlich von ihren Vorgängern, den *narodniki*, nicht ausschließlich praktiziert werden, sondern immer begleitet werden von anderen Methoden, wie Agitprop, Demonstration, Streik, Boykott, und anderen Formen der Massenaktion bis hin zum Aufstand oder zur Revolution. Aber auch die parlamentarische Arbeit war keineswegs ausgeschlossen.¹¹⁴ Die SR plädierten vielmehr für eine Synthese der Kampfformen.¹¹⁵

Gleichwohl war der individuelle Terrorismus in der politischen Landschaft des späten Zarenreichs kein Alleinstellungsmerkmal der PSR. Kaukasische, aber auch polnische Radikale praktizierten terroristische Anschläge – von anarchistischen Gruppierungen ganz zu schweigen. Insofern verwundert es nicht, dass der PSR in der Historiografie wiederholt ein Hang zum Anarchismus attestiert worden ist.¹¹⁶

111 »Tol'ko v bor'be obreš' ty pravo svoe!« Dieses Motto zierte Pamphlete, Broschüren und Banner der PSR.

112 GARF [Gosudarstvennyj Archiv Rossijskoj Federacii, Staatsarchiv der Russländischen Föderation], f. r-5847, op. 1, d. 67, l. 2.

113 Radikale Elemente in der PSR optierten auch für Agrar- und Fabrikterror, also Gewaltmaßnahmen gegen Fabrik- und Gutsbesitzer, sowie für den Partisanenkampf. Agrar- und Fabrikterror waren in der PSR-Führung nicht mehrheitsfähig, wohl aber beispielsweise in der Organisation des Zentralgebiets, vgl. *P. Nov-cev*, K voprosu o našej taktike v krest'janskom dviženii, in: Partijnyja Izvestija, Nr. 1, 22.10.1906, S. 14–18, hier: S. 17; Partijnyja Izvestija, Nr. 2, 25.11.1906, S. 4–7, hier: S. 7 und 9; Partijnyja Izvestija, Nr. 7, 30.3.1907, S. 5–7, hier: S. 7; Zadači partii v derevne, in: Znamja Truda, Nr. 4, 30.8.1907, S. 5; Pamjatnaja knižka, Bd. 1, S. 48ff.; Protokoly pervoj obščepartijnoj konferencii, S. 9, 11f., 230f. und 234f.

114 *Spiridovič*, Partija Socialistov-Revoljucionerov i eja predšestvenniki, S. 110, 127f. und 132; *Anoprieva/Erofeev*, Partija Socialistov-Revoljucionerov, S. 436.

115 Naši zadači v derevne, S. 25.

116 Vgl. *Richard Pipes*, Die Russische Revolution, Bd. 1: Der Zerfall des Zarenreiches, Berlin 1992, S. 259.

Die Kampforganisation der PSR rechtfertigte beispielsweise in ihrem »an das gesamte russische Volk« gerichteten Bekenner schreiben das Attentat auf den Generalgouverneur Char'kovs im Sommer 1902 mit den Worten: »Wir haben diesen blutigen Weg des bewaffneten Kampfes nicht gewählt: Auf ihn hat uns die Autokratie gestoßen.«¹¹⁷ Die Verantwortung für Terrorakte wies die PSR-Führung von sich. Sie stilisierte sich als prinzipiellen Feind der Gewalt¹¹⁸, der Willkür und des Terrorismus, den sie als nicht wünschenswert charakterisierte.¹¹⁹ Um ihre terroristische Taktik zu rechtfertigen, bedienten sich die SR des rhetorischen Stilmittels der Dilemmataktik: Der Willkürstaat gewähre keinen Freiraum für eine friedliche Auseinandersetzung mit ihm. Er zwinge dem Volk den Kampf auf und in diesem Zweikampf herrsche keine Waffengleichheit. Vielmehr handele es sich um eine asymmetrische Auseinandersetzung zwischen dem starken, als unzivilisiert und asiatisch charakterisierten Staat¹²⁰ sowie dem als schutzlos charakterisierten Volk.¹²¹ Das basale Argument zur Legitimation des Terrorismus war die Rache.¹²² Der Terrorist avancierte zum »Rächer-Helden« (*geroj-mstitel'*), »Befreier-Rächer« (*osvoboditel'-mstitel'*) oder »Rächer-Kämpfer« (*geroj-borec*), zum »Verteidiger« (*zasčitnik*) der Interessen des Volkes, seiner Freiheit, seines Glücks und seiner Ehre.¹²³

Semantisch legitimierten die SR ihre terroristische Gewalt als »Selbsterhaltung« (*samosochranenie*) beziehungsweise »Selbstverteidigung« (*samooborona, samozaščita*)¹²⁴ gegen die willkürlichen Übergriffe des Staats. Da das Volk sich selbst zu verteidigen, mehr noch, frei zu sprechen und somit seine Interessen zu artikulieren nicht imstande war, betrachtete es die Partei – durchaus aus der Position der Schwäche – als »ihre moralische Verpflichtung«, an seine Stelle zu treten: »Der Terror von unten als Antwort auf

117 Revoljucionnaja Rossija, Nr. 11, Sentjabr' 1902, S. 23.

118 Revoljucionnaja Rossija, Nr. 10, Avgust 1902, S. 25; Proclamation du Comité de Moscou du Parti Socialiste, in: Service de renseignements rapides de »La Tribune Russe«, Nr. 56, 25.8.1906, S. 24–26, hier: S. 24.

119 Revoljucionnaja Rossija, Nr. 10, Avgust 1902, S. 25; Reč' G. A. Geršuni, in: Osvoboždenie, Nr. 22 [46], 18.4.[1.5.]1904, S. 391–394, hier: S. 394; Dokumenty Partii Socialistov-Revoljucionerov. Boevaja organizacija Partii Socialistov-Revoljucionerov, in: Da zdravstvuet Narodnaja Volja! Istoričeskij sbornik 1, 1907, S. 29–31, hier: S. 29.

120 G. A. Kuklin, Itogi revoljucionnogo dviženija v Rossii za sorok let 1862–1902, Genf 1903, S. 144; vgl. Vossische Zeitung, Nr. 362, 4.8.1904, S. 9.

121 Kuklin, Itogi revoljucionnogo dviženija v Rossii za sorok let 1862–1902, S. 144; Za Narod, Nr. 27, Mart 1910, S. 9; Za Narod, Nr. 28, Aprel' 1910, S. 7.

122 Pomorcev, Opravdanie terrora. (Po povodu »Konja blednago« V. Ropšina), in: Znamja Truda, Nr. 18, 16.5.1909, S. 2–8, hier: S. 2; I. Ritina, Terror v »Zaključenii Sudeb.-Sled. Komissii po delu Azefa«, in: Znamja Truda, Nr. 40, Fevral' 1912, S. 4–16, hier: S. 12; Prežde i teper', in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 6, Maj 1902, S. 3–6, hier: S. 6; Vorwärts, Nr. 87, 15.4.1902, S. 3; Vorwärts, Nr. 176, 29.7.1904, S. 1; Hamburger Echo, Nr. 177, 30.7.1904, S. 2.

123 A. Kolosov, Smert' Pleve i Velikogo Knjazja Sergeja Aleksandroviča, Berlin 1905, S. 9 und 32; Revoljucionnaja Rossija, Nr. 11, Sentjabr' 1902, S. 24; Dokumenty po istorii Partii S.-R., S. 21; Marija Aleksandrovna Spiridonova, in: Geroi russskoj revoljucii, Bd. 3, Petrograd 1917, S. 8–17, hier: S. 15; V. Vladimirov, Marija Spiridonova. S portretom i risunkami. S predisloviem ot sojuza ravnopravija ženščin, Moskau 1905 [sic], S. 103.

124 Revoljucionnaja Rossija, Nr. 10, Avgust 1902, S. 5 und 7; Osvoboždenie, Nr. 52, 19.7.1904, S. 34; Rabočee dviženie i naši taktičeskija zadači, in: Po voprosam programmy i taktiki: Sbornik statej iz »Revoljucionnoj Rossii«, Genf 1903, S. 11–22, hier: S. 16; Boevyja predpriyatija socialistov-revoljucionerov v osveščennii ohranki, Moskau 1918, S. 5; Viktor M. Černov, Terrorističeskij element v našej programme, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 7, Ijun' 1902, S. 2–5, hier: S. 2f.; ders., V partii, S. 311 und 339; Ritina, Terror v »Zaključenii Sudeb.-Sled. Komissii po delu Azefa«, S. 10; Dokumenty po istorii Partii S.-R.: Vopros o terrore na V Soвете Partii, in: Socialist-Revoljucioner 2, 1910, S. 1–53, hier: S. 21.

den Terror von oben«¹²⁵ oder wie es in einer anderen Formulierung hieß: »Wir werden erneut auf den weißen Terror der Reaktion mit dem roten revolutionären Terror antworten müssen.«¹²⁶ Diesen Konflikt, in dem es darum ging, mit geringstmöglichem Aufwand das größtmögliche Resultat zu erzielen, deutete die PSR konsequenterweise als einen Bürgerkrieg.¹²⁷ Die PSR war Herbert Marcuse Jahrzehnte voraus: In ihrem Konflikt mit dem Ancien Régime berief sie sich sowohl auf ein Naturrecht auf Widerstand respektive auf das »Recht der sittlichen Notwehr«¹²⁸ als auch auf die höhere Moral im Sinne eines *Salus revolutionis suprema lex*. Dabei stilisierte die PSR sich beziehungsweise ihre Kampforganisation als »gesellschaftliches Gewissen«¹²⁹ und gab als Ziel vor, durch ein Bündnis mit dem Volk dessen Selbstbefreiung zu erringen. In ihrer binären Weltsicht stand der autokratischen Barbarei mit ihrer Willkür und Vergewaltigung die höherwertige revolutionäre Zivilisation mit ihrer Freiheit und Selbstherrschaft des Volkes gegenüber.¹³⁰

Im Hinblick auf die Akteure wies der sozialrevolutionäre Terrorismus eine Arbeitsteilung zwischen Theoretikern, Organisatoren und Praktikern auf. Die sozialrevolutionären Theoretiker, die Mitglieder des ZK, und die Organisatoren des Terrorismus, die Leiter der Kampforganisation, hatten in ihrer überwiegenden Mehrheit keinerlei terroristische Praxiserfahrung. Diejenigen, die den Terrorismus exekutierten, waren mehrheitlich jung – das Durchschnittsalter der Terroristen lag bei 22 Jahren –, ohne Berufserfahrung und selten Akademiker: 70 % waren Arbeiter oder Bauern, 30 % gehörten der Intelligenzija an. Der Anteil von Frauen und Juden war mit jeweils etwa 30 % beträchtlich.¹³¹

- 125 S. Šumakov, Voennoe položenie, in: Leonid-Ljudvig Zinov' evič Slonimskij (Hrsg.), Političeskaja ěnciklopedija, Bd. 1/3, St. Petersburg 1906, S. 422–424, hier: S. 424; Osvoboždenie, Nr. 1, 18.6.1902, S. 5; Osvoboždenie, Nr. 7, 18.9.1902, S. 104; Osvoboždenie, Nr. 53, 2.8.1904, S. 52; Revoljucionnaja Rossija, Nr. 11, Sentjabr' 1902, S. 24; Reč' G. A. Geršuni, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 46, 5.5.1904, S. 3–7, hier: S. 6; Kolosov, Smert' Pleve i Velikogo Knjazja Sergeja Aleksandroviča, S. 9; Hamburger Echo, Nr. 176, 29.7.1904, S. 2. Geršuni formulierte es auf dem ersten Parteitag der PSR wie folgt: »Wo Riemenpeitsche und Nagajka sind, dort sind auch Revolver und Bombe.« Partija socialistov-revoljucionerov, Bd. 1, S. 533.
- 126 Volja, Nr. 90–91, 6.1.1907, S. 10; ähnlich A. Levickij, Žalkie izvoroty »Iskry«, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 56, 5.12.1904, S. 20–23, hier: S. 21; Bericht der Russischen Sozial-Revolutionären Partei, S. 40. Zum Motiv des »weißen Terrors« vgl. Revoljucionnaja Rossija, Nr. 51, 25.8.1904, S. 12.
- 127 Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Archiv PSR 830/1, S. 16, 18 und 21; Revoljucionnaja Rossija, Nr. 10, Avgust 1902, S. 26; Znamja Truda, Nr. 39, Janvar' 1912, S. 7.
- 128 Theodor Lipps, Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge, Hamburg/Leipzig 1899, S. 239; Sozialdemokratie und Terrorismus, in: Das Neue Montagsblatt, Nr. 16, 15.8.1904, S. 3; Kurt Eisner, Der Geheimbund des Zaren. Der Königsberger Prozeß wegen Geheimbündelei, Hochverrat gegen Rußland und Zarenbeleidigung vom 12. bis 25. Juli 1904, hrsg. v. Detlef Jena, Berlin (Ost) 1988, S. 333. Ähnlich argumentierten der Vorwärts, Nr. 139, 18.6.1902, S. 1, sowie der badische Sozialdemokrat Ludwig Frank, Die Russische Revolution. Vortrag gehalten am 3. Dezember 1905 im Saalbau zu Mannheim, Mannheim 1905, S. 7.
- 129 Revoljucionnaja Rossija, Nr. 10, Avgust 1902, S. 25 und 26 [Zitat]; Revoljucionnaja Rossija, Nr. 7, Ijun' 1902, S. 1.
- 130 Vgl. Boris Savinkov, Erinnerungen eines Terroristen, Nördlingen 1985, S. 136.
- 131 GARF, OO, d. 1800 (1905 g.), č. 29, ll. 49ob-50; Sally A. Boniece, The Shesterka of 1905–06. Terrorist Heroines of Revolutionary Russia, in: JGO 58, 2010, S. 172–191, hier: S. 175; Anna Geifman, Thou Shalt Kill. Revolutionary Terrorism in Russia, 1894–1917, Princeton, NJ 1993, S. 11; Amy Knight, Female Terrorists in the Russian Socialist Revolutionary Party, in: RR 38, 1979, S. 139–159; Maureen Perrie, Political and Economic Terror in the Tactics of the Russian Socialist-Revolutionary Party before 1914, in: Wolfgang J. Mommsen/Gerhard Hirschfeld (Hrsg.), Social Protest, Violence and Terror in Nineteenth- and Twentieth-Century Europe, New York 1982, S. 63–79; dies., The Social Composition and Structure of the Socialist-Revolutionary Party before 1917, in: SS 24, 1972, S. 223–250, hier: S. 229ff.; Rice,

Der Terrorismus war für die Außenwirkung der PSR von herausragender Bedeutung. Die Partei profilierte sich durch ihre Attentate, steigerte ihre Popularität nicht nur in der werktätigen Bevölkerung, sondern auch in den Augen der Gesellschaft. Die bis ins Frühjahr 1905 begangenen terroristischen Attentate der PSR trugen zweifelsohne dazu bei, die zaristischen Funktionsträger zu demoralisieren und den Staat zu schwächen.¹³² Der tiefere Sinn der Anschläge lag aber in ihrer propagandistischen Wirkung: Die PSR erhielt regen Zulauf gerade junger Männer und Frauen aus allen Schichten sowie aus dem sozialdemokratischen Lager, die im Rahmen der Kampforganisation ihren Beitrag zur Überwindung des Ancien Régime leisten wollten.¹³³ Zweitens wuchs in nahezu allen Kreisen der Bevölkerung die Bereitschaft, die PSR und ihren Terrorismus logistisch und finanziell zu unterstützen. Drittens trug gerade in der europäischen Öffentlichkeit die breite mediale Berichterstattung über die sozialrevolutionären Attentate dazu bei, die Partei salonfähig zu machen und die politische Akzeptanz des Zarismus nachhaltig zu diskreditieren. Insofern ist es dringend geboten, zwei Phasen des sozialrevolutionären Terrorismus zu scheiden: Bis zur Verkündung des zaristischen Oktobermanifests 1905 war der Terrorismus »produktiv«, insofern als er in der europäischen Öffentlichkeit auf eine nahezu einhellige positive Resonanz vom sozialistischen über das liberale bis hin zum freikonservativen Lager stieß. Erst in dem Maße, in dem er wahlloser, willkürlicher, dezentraler praktiziert wurde und seine Grenzen zur nicht parteigebundenen »Beschaffungs«-Kriminalität – wie zum Beispiel den sogenannten Expropriationen – in der Konturlosigkeit verschwammen¹³⁴, wandelte sich seine Rezeption fundamental.

Sozialdemokratische Stellungnahmen zum sozialrevolutionären Terrorismus

Die individuelle »Propaganda der Tat« lehnte nicht nur die russische Sozialdemokratie prinzipiell ab. Innerhalb der SPD galt dies für alle Strömungen – von Eduard Bernstein bis Rosa Luxemburg.¹³⁵ Diese kritisierten den »systematischen Terrorismus« der PSR, schenken der von der PSR betonten organischen und synergetischen Beziehung von Terrorismus und Massenaktion keinen Glauben¹³⁶, und argumentierten, dass er der revolutionären Sache des Proletariats, der organisierten Massenbewegung und dem Klassenkampf nicht dienlich sei. Im Gegenteil könne er nur desorganisierend und schädlich wirken, vor allem auch weil er der Tätigkeit von Provokateuren Vorschub leiste.¹³⁷

Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party, S. 68; *Norman M. Naimark*, Terrorism and the Fall of Imperial Russia, in: *Terrorism and Political Violence* 2, 1990, S. 171–192, hier: S. 174, betont, der Anteil der Frauen, die tatsächlich ein Attentat verübt hätten, sei mit 11 % deutlich geringer gewesen.

132 *Spiridovič*, Partija Socialistov-Revoljucionerov i eja predšestvenniki, S. 20.

133 *Pipes*, Russische Revolution, Bd. 1, S. 262.

134 Vgl. *Rice*, Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party, S. 201. Wegen der »epidemischen Verbreitung« der Expropriationen sprach sich allerdings die Parteiführung der SR für ihre deutliche Einschränkung aus, vgl. II sobranie Soveta P. S.-R., in: *Partijnyja Izvestija*, Nr. 2, 25.11.1906, S. 1–3, hier: S. 3; *Izveščenie o vtorom (ekstrennom) s'ezde Partii Soc.-Rev.*, in: *Partijnyja Izvestija*, Nr. 6, 8.3.1907, S. 1–3, hier: S. 2f.

135 *Vorwärts*, Nr. 132, 10.6.1902, S. 3; *Vorwärts*, Nr. 133, 11.6.1902, S. 3; *Vorwärts*, Nr. 137, 15.6.1902, S. 3.

136 *Terror i massovoe dviženie*, in: *Revoljucionnaja Rossija*, Nr. 24, 15.5.1903, S. 1–3, hier: S. 1.

137 *Sozialdemokratie und Terrorismus*, in: *Das Neue Montagsblatt*, Nr. 16, 15.8.1904, S. 3; *Rosa Luxemburg*, *Gesammelte Werke*, Bd. 1: 1893–1905, 2. Halbbd., 5. Aufl., Berlin (Ost) 1983, S. 276ff.; Bd. 2: 1906 bis Juni 1911, Berlin (Ost) 1972, S. 265ff.; *Delo Azeva i zagraničnaja socialističeskaja pečat'*, in: *Izvestija Oblastnogo Komiteta Zagraničnoj organizacii*, Nr. 9, Fevral' 1909, S. 12–15, hier: S. 14.

Allerdings gestand der »Vorwärts« schon im Frühsommer 1902 ein, dass »die grausame Ausrottung jeder Möglichkeit friedlicher Propaganda« durch das zaristische Willkürregiment ein Wiederaufleben des Terrorismus begünstigt habe. Die sozialdemokratische Presse billigte die sozialrevolutionäre »Sprache der Bombe« für die politischen Verhältnisse des autokratischen Russland.¹³⁸ Im Unterschied zum Terrorismus der *Narodnaja Volja* Ende der 1870er und zu Beginn der 1880er Jahre begleiteten den sozialrevolutionären Terrorismus sporadische Bauernaufstände und eine Massenbewegung des Proletariats, sodass der »Vorwärts« im Terrorismus der PSR nur ein, aber nicht *das* Kampfmittel in der politischen Auseinandersetzung mit dem Ancien Régime erkannte.¹³⁹

Karl Liebknecht griff in seiner Verteidigung im Rahmen des Königsberger Prozesses im Sommer 1904 die sozialrevolutionäre Handlungslogik der strukturellen Gewalt auf, indem er argumentierte, dass Terroranschläge aufhörten, wenn politische Freiheiten konzediert würden.¹⁴⁰ Der »Vorwärts« rekurrierte auf zentrale Elemente der sozialrevolutionären Argumentation und pflichtete ihr ungeachtet der eigenen ideologischen Reservationalis gegenüber dem individuellen Terrorismus bei:

»In einem rechtlosen Staate ist der Terror das Recht des Volksgewissens. Es ist in diesem Augenblick nicht angemessen, über [sic] die Zweckmäßigkeit dieser Einzeltaten von Helden zu erörtern. [Es] ist [...] gewiß [...], daß die terroristischen Akte in den gegenwärtigen Verhältnissen mit elementarer Notwendigkeit, wie Naturerscheinungen hervorbrechen [...]. Das Rechtbewußtsein [sic] der Verzweiflung zeugt diese Taten. Der Richter ist Rächer wider die Tyrannei der verwüsteten Gewalt. Diese furchtlosen Richter vertreten ihr gerechtes Urteil mit ihrer Person.«¹⁴¹

Die prinzipielle Legitimität des SR-Terrorismus als Konsequenz einer fehlenden Rechtsstaatlichkeit des autokratischen Systems war in der SPD ebenso wie das Widerstandsrecht als äußerstes Mittel unbestritten. Dabei übernahmen die deutschen sozialdemokratischen Organe zentrale Kategorien der SR-Legitimationsstrategie: den Terror »von oben« und den rächenden, furcht- und selbstlosen Heroen, der im Namen des tyrannisierten Volkes Recht spricht.¹⁴² Über das Attentat auf den russischen Innenminister Vjačeslav Konstantinovič fon Pleve informierte das bayerische SPD-Organ »Münchener Post« unter der Überschrift »Die Hinrichtung eines Massenmörders«.¹⁴³

Bei einer Wortfeldanalyse der sozialdemokratischen Berichterstattung fällt eine Entmenschlichung beziehungsweise Biologisierung der Opfer des SR-Terrorismus auf: Sie wurden als »Unmensch« charakterisiert, teils sogar animalisiert und als »Tiger in Menschengestalt«, »Bluthund«, »toller Hund« oder »Bestie« bezeichnet.¹⁴⁴

138 Vorwärts, Nr. 109, 13.5.1902, S. 2; Vorwärts, Nr. 137, 15.6.1902, S. 3; Vorwärts, Nr. 187, 11.8.1904, S. 1; Vorwärts, Nr. 293, 14.12.1904, S. 3; Vorwärts, Nr. 305, 29.12.1904, S. 3.

139 Vorwärts, Nr. 137, 15.6.1902, S. 3.

140 Leipziger Volkszeitung, Nr. 171, 26.7.1904, 2. Beilage, S. 2.

141 Vorwärts, Nr. 42, 18.2.1905, S. 1; *Eduard Bernstein*, Plehwe's Ende – Plehwe's Erbe, in: Das Neue Montagsblatt, Nr. 14, [14.8.1904], S. 1, argumentierte, dass der Terrorismus im Zarenreich angesichts der dortigen Zustände in der europäischen Öffentlichkeit nicht verurteilt worden sei.

142 Leipziger Volkszeitung, Nr. 171, 26.7.1904, 2. Beilage, S. 2; Vorwärts, Nr. 176, 29.7.1904, S. 1; Vorwärts, Nr. 42, 18.2.1905, S. 1; Hamburger Echo, Nr. 176, 29.7.1904, S. 2.

143 Münchener Post, Nr. 170, 30.7.1904, S. 1–2, hier: S. 1. Vorwärts, Nr. 176, 29.7.1904, S. 1, nannte Pleve die »Verkörperung aller rohen, blutigen, niedrigen Instinkte, die der asiatische Despotismus und der Vampyr [sic] Kapitalismus in einer skrupellosen Gewaltnatur zu entfesseln vermochte«. Der Moskauer Generalgouverneur Großfürst Sergej Aleksandrovič galt als »Anstifter aller Verbrechen des Zarismus«, Vorwärts, Nr. 42, 18.2.1905, S. 1.

144 Vorwärts, Nr. 176, 29.7.1904, S. 1; Vorwärts, Nr. 177, 30.7.1904, S. 4; Hamburger Echo, Nr. 179, 2.8.1904, S. 1; Leipziger Volkszeitung, Nr. 175, 30.7.1904, 2. Beilage, S. 1; Münchener Post, Nr. 170, 30.7.1904, S. 1; Münchener Post, Nr. 44, 23.2.1905, S. 3; *Luxemburg*, Gesammelte Werke, Bd. 1/2, S. 519.

Von großer Bedeutung für den sozialrevolutionären Terrorismus war seine Medialisierung im internationalen Maßstab. Ganz bewusst wandten sich die SR in Bekennerschreiben und Aufrufen an die »gesamte zivilisierte Welt« und bemühten sich wie auch die übrigen politischen Gruppierungen des sozialistischen und liberalen Lagers darum, durch die terroristischen Anschläge das Zarenreich zum Gegenstand der europäischen Öffentlichkeit zu machen.¹⁴⁵ Dabei konnte sich die PSR den Umstand zunutze machen, dass nicht nur in der SPD und der europäischen Sozialdemokratie, sondern über das liberale bis in das konservative Lager vieler europäischer Staaten hinein die dem Ancien Régime geltende »Russophobie« sehr ausgeprägt war.¹⁴⁶

Indem es der PSR und ihrer liberalen »Unterstützerszene« gelang, ihre Interpretation des Terrorismus zu internationalisieren und vor allem im deutschsprachigen und anglofonen Ausland durch die moralische Empörung der dortigen Öffentlichkeit über den in der Presse als brutal und intransigent charakterisierten Zarismus eine Legitimation des Terrorismus zu erzielen, erfuhr der SR-Terrorismus eine breite gesellschaftliche Akzeptanz.¹⁴⁷ Damit feierte die PSR spätestens 1904 einen bemerkenswerten propagandistischen Triumph.¹⁴⁸

V. SCHLUSS: »NAŠI DRUGO-VRAGI«¹⁴⁹

»Die Partei der Sozialrevolutionäre in Russland sieht sich als Abteilung der Armee des internationalen Sozialismus [...].«¹⁵⁰ Das Credo der PSR war unzweideutig, ihre Rezeption in der internationalen Sozialdemokratie eine andere.

Die Berichterstattung der sozialdemokratischen Presse über Russland wurde seit der Jahrhundertwende von Jahr zu Jahr dichter. Während der »Vorwärts« im Rahmen der Auslandsnachrichten, zum Teil auch an prominenter Stelle, nämlich auf der ersten Seite, relativ intensiv über Russland im Allgemeinen sowie über die sozialdemokratischen Organisationen, die RSDRP und den jüdischen Bund, berichtete¹⁵¹, fand die PSR bestenfalls sporadisch Erwähnung – und wenn, dann überwiegend im Kontext ihrer terroristischen Attentate, vereinzelt auch durch ihre Propagandatätigkeit in den Streitkräften.¹⁵² Über

145 Gazette de France, Nr. 207, 6.8.1904, S. 3; New York Times, Nr. 17039, 14.8.1904, S. 4; Osvo-boždenie, Nr. 53, 2.8.1904, S. 63f.; L'Humanité, Nr. 105, 31.7.1904, S. 3; vgl. *G. Štil'man*, 9-e Janvarja v Germanii, in: Poljarnaja Zvezda, Nr. 6, 19.1.1906, S. 420–423, hier: S. 420.

146 Vorwärts, Nr. 176, 29.7.1904, S. 1; vgl. *Dieter Groh*, Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1973, S. 599f.; *Gerd Koenen*, Der Russland-Komplex. Die Deutschen und der Osten 1900–1945, München 2005, S. 51f.

147 Vorwärts, Nr. 139, 18.6.1902, S. 1; *Luxemburg*, Gesammelte Werke, Bd. 1/2, S. 519.

148 Zur propagandistischen Wirkung in der Auslandspresse vgl. Manchester Guardian, Nr. 18262, 18.2.1905, S. 9; *Steven G. Marks*, How Russia Shaped the Modern World. From Art to Anti-Semitism, Ballet to Bolshevism, Princeton, NJ/Oxford 2003, S. 18.

149 »Unsere Freund-Feinde«, GARF, f. r-5847, op. 2, d. 169, l. 13.

150 Protokoly pervogo s"ezda, S. 358f.; Das Programm der Partei der Sozialrevolutionäre, S. 34; Bericht der Russischen Sozial-Revolutionären Partei an den Internationalen Sozialistenkongress zu Stuttgart (August 1907) mit einer geographischen Karte des Sozial-Revolutionären Russlands, o.O. 1907, S. 27.

151 Vorwärts, Nr. 101, 1.5.1902, S. 3; Vorwärts, Nr. 105, 7.5.1902, S. 3; Vorwärts, Nr. 132, 10.6.1902, S. 3; Vorwärts, Nr. 133, 11.6.1902, S. 3; Vorwärts, Nr. 304, 28.12.1904, S. 3; vgl. *Bernd Florath*, »Es ist eine Lust zu leben!« Rosa Luxemburg als Redakteurin des sozialdemokratischen »Vorwärts« über die russische Revolution 1905, in: *Wladislaw Hedeler* (Hrsg.), Lesarten marxistischer Theorie, Berlin 1996, S. 37–48.

152 Vorwärts, Nr. 92, 20.4.1902, S. 3.

die Ziele der Partei schwing sich die sozialdemokratische Presse aus und erwähnte nur einige Schlagworte, wie zum Beispiel die Forderung nach der Überwindung des Absolutismus im Zarenreich oder einer Konstitution.¹⁵³ Die Beziehungen der RSDRP zur SPD waren älter und wegen der ideologischen Nähe intensiver als zwischen SPD und PSR. Die PSR verstand sich als eine sozialistische und revolutionäre Partei. Daher erwies sie sich als »Gegner des Fetischismus bürgerlicher Gesetzlichkeit« und übte Kritik an den politischen Schablonen der SPD und deren Verzicht auf außerparlamentarische Aktionsformen.¹⁵⁴

Im Sommer 1906 mussten die SR erkennen, dass die Bauernschaft »Eigensinn« an den Tag legte und eigene Handlungsmodi verfolgte. Den SR wurde schmerzlich bewusst, dass ihnen die Bauern insoweit die Gefolgschaft versagten, als sie bestenfalls zu einem lokal motivierten Protest zu mobilisieren waren, nicht aber zu einem Aufstand aus politischem Anlass, etwa der Auflösung der ersten Staatsduma. Dies war allerdings keineswegs schlechter Organisation oder einer verfehlten politischen Taktik geschuldet. Die politischen Rahmenbedingungen, das ausschließliche Wirken in der Illegalität, die Kürze der ihnen seit Parteigründung für ihre Propaganda zur Verfügung stehenden Zeit, Kader- und Geldmangel sowie die Verfolgung durch die Behörden könnten als Gründe angefügt werden.¹⁵⁵ Die sozialrevolutionäre Sicht, dass sie auf dem flachen Land konkurrenzlos gewesen sei, dürfte cum grano salis der Realität entsprochen haben. Keine andere politische Partei im Zarenreich war in der Bauernschaft populärer und verfügte über mehr Rückhalt.¹⁵⁶ Auch gilt es festzuhalten, dass die russländische Sozialdemokratie ihre ureigene Klientel, die Arbeiter, keineswegs besser zum Widerstand gegen das Ancien Régime zu mobilisieren vermochte.

Erfolgreich war der Propagandaapparat der PSR: Er produzierte Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und Broschüren in großen Auflagen.¹⁵⁷ Ungeachtet der rigiden zaristischen Zensurbestimmungen gab die PSR in den Jahren der Russischen Revolution beispielsweise die überregionalen Tageszeitungen »Syn Otečestva« oder die »Mysl'«¹⁵⁸ und 1913/14 in St. Petersburg den »Trudovoj Golos« respektive Folgeorgane mit einer Auflage von bis zu 12.000 Exemplaren heraus.¹⁵⁹ Neben allgemeinen Fragen des russischen und internationalen Lebens standen Berichte über Arbeiter, das Fabrikleben, Gewerk-

153 Vorwärts, Nr. 110, 14.5.1902, S. 2.

154 Novyja sobytija i starye voprosy, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 74, 1.9.1905, S. 1–6, hier: S. 6.

155 Rice, Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party, S. 95 und 195.

156 Protokoly pervoj obščepartijnoj konferencii, S. 96.

157 Vgl. Kassovyj otčet agrarno-socialističeskoj ligi. (S janvarja po ijun' 1902 g.), in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 8, 25.6.1902, S. 28; Izdatel'skaja dejatel'nost' Partii za 1902 god, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 16, 15.1.1903, S. 18–19; Spisok izdanij Partii za 1903 god, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 40, 15.1.1904, S. 23; Revoljucionnaja Rossija, Nr. 51, 25.8.1904, S. 23; Iz partijnoj dejatel'nosti, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 74, 1.9.1905, S. 26f.; Iz partijnoj dejatel'nosti, in: Revoljucionnaja Rossija, Nr. 76, 15.10.1905, S. 28; Znamja Truda, Nr. 7, 27.10.1907, S. 16; Bericht der Russischen Sozial-Revolutionären Partei, S. 15, 38, 40, 46 und 106f.; Spiridovič, Partija Socialistov-Revoljucionerov i eja predšestvenniki, S. 113–121; Morozov, Partija socialistov-revoljucionerov v 1907–1914 gg., S. 616–619.

158 GARF, f. r-5847, op. 2, d. 169, ll. 13–15; Bericht der Russischen Sozial-Revolutionären Partei, S. 40.

159 O. Ischakova, Trudovoj Golos, in: Valentin Valentinovič Šelochaev (Hrsg.), Političeskie partii Rossii. Konec XIX–pervaja tret' XX veka. Ėnciklopedija, Moskau 1996, S. 627; Nikolaj Dmitrievič Erofeev, Živaja Mysl', in: ebd., S. 627; 1913–1914, in: Za narod!, Nr. 58, Janvar' 1914, S. 1–2, hier: S. 1; Sredi rabočich, in: Za narod!, Nr. 60, Maj 1914, S. 13–15, hier: S. 13.

schaften und Genossenschaften sowie die Bauern- und Agrarfrage im Zentrum der Berichterstattung.¹⁶⁰

Die von Hildermeier für das Ende des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts konstatierte organisatorische Agonie der PSR war weder dem Umstand geschuldet, dass es ihr nur transitorisch gelang, die Bauern zu mobilisieren¹⁶¹, noch ihrer politischen Programmatik, ihrer sozialen Heterogenität oder der Wahl ihrer Mittel im Rahmen der politischen Auseinandersetzung.¹⁶² Der organisatorische Verfall war auch bei der RSDRP oder den Konstitutionellen Demokraten zu beobachten – als Folge von Revolutionsmüdigkeit und allgemeiner Enttäuschung über die politische Entwicklung und Sehnsucht nach Normalität nach Jahren der Wirren.¹⁶³

Vieles spricht dafür, die sozialrevolutionäre Polyvalenz als Ausdruck ihrer breiten Basis und des Rückhalts in der Bevölkerung zu werten. Die PSR stand programmatisch für einen integralen Sozialismus, der im Zarenreich nicht nur die Quantité négligeable des Proletariats repräsentierte, sondern im Prinzip die gesamte werktätige Bevölkerung.¹⁶⁴ Manfred Hildermeier, aber auch sein russischer Kollege Nikolaj Dmitrievič Erofeev ziehen die PSR einer rückwärtsgewandten agrarischen Utopie. Die PSR habe sich als modernisierungsfeindlich erwiesen, weil sie den Kapitalismus habe verhindern wollen. Sie sei nicht imstande gewesen, Stadt und Land in ein konsistentes ideologisches Konzept zu integrieren. Ihre Unfähigkeit, ein integrierendes Programm zu formulieren, das einen Rahmen für die Modernisierung des Zarenreichs hätte bieten können, habe sich als das Dilemma der PSR schlechthin erwiesen und sei letztlich nicht nur für das Scheitern des *narodničestvo*, sondern auch der Revolution in toto verantwortlich.¹⁶⁵

Manfred Hildermeier hat in seiner grundlegenden Studie über die PSR, ohne die Phasen des sozialrevolutionären Terrorismus zu differenzieren, vor allem auf dessen negative Auswirkungen abgehoben:¹⁶⁶ Dazu zählte er die aus der Konspiration resultierenden erheblichen Kosten, die dazu führten, dass für die übrigen Aktivitäten der Partei nicht

160 Die PSR-Presseorgane verfügten über eigene Rubriken, die diese Themen erörterten, vgl. zum Beispiel die Sektion »Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung«, in: Delo Naroda. Političeskaja i literaturnaja ežednevna gazeta, Nr. 1, 3.5.1906, S. 3; Narodnyj Vestnik, Nr. 8, 17.5.1906, S. 3; Narodnyj Vestnik, Nr. 9, 18.5.1906, S. 3; Golos, Nr. 10, 2.6.1906, S. 3. Zu den Genossenschaften vgl. *Semen Maslov*, Iz očerednych voprosov kooperacii, in: Živaja Mysl', Nr. 6, 3.9.1913, S. 1; *Vladimir Maksimovič Kačinskij*, O kooperacii, in: Vol'naja Mysl', Nr. 3, 1.11.1913, S. 4; *Arkadij Litt*, O kooperacii i socializme, in: Vernaja Mysl', Nr. 1, 24.1.1914, S. 4; *K. Kač-ovskij*, Obščina i kooperacija, in: Živaja Mysl' Truda, Nr. 7, 25.6.1914; S. 1.

161 Vgl. *White*, The Socialist Alternative to Bolshevik Russia, S. 14.

162 *Al. Kljuev*, O partijnych zadačach vremeni, in: Znamja Truda, Nr. 27, April' 1910, S. 9–14, hier: S. 10.

163 An die Stelle der Zuversicht, der bis zum Ende des 19. Jahrhunderts auch Engels anhing, dass die Sozialdemokratie den größeren Teil der Mittelschichten, Kleinbürger wie Kleinbauern, »erobert« könne, trat die Ermüchterung. Kautsky konstatierte 1909 – und die Entwicklung vollzog sich in gewisser Weise analog zu der im Zarenreich –, dass sich im Kleinbürgertum und unter Intellektuellen eine Feindseligkeit gegenüber dem Proletariat ausgebreitet habe, vgl. MEW, Bd. 22, Berlin (Ost) 1977, S. 524; *Karl Kautsky*, Der Weg zur Macht. Anhang: Kautskys Kontroverse mit dem Parteivorstand, hrsg. v. *Georg Fülberth*, Frankfurt am Main 1972, S. 93ff.

164 *Evsej A. Stalinskij*, Krest'janskij vopros v meždunarodnom socializme, in: Mysl' Truda, Nr. 2, 23.4.1914, S. 2–3, hier: S. 2.

165 *Nikolaj Dmitrievič Erofeev*, Predislovie zu Partija socialistov-revoljucionerov, Bd. 1, S. 9; *White*, The Socialist Alternative to Bolshevik Russia, S. 4 und 67.

166 *Hildermeier*, Die Sozialrevolutionäre Partei Russlands, S. 58–68, 340–348 und 358–394.

genügend Mittel zur Verfügung standen.¹⁶⁷ Ferner nannte er einen gewissen ›Braindrain‹ durch die Rekrutierung herausragender Persönlichkeiten gerade für die Kampforganisation, die Vernachlässigung von Agitation und Propaganda in Parteizellen und sonstigen Massenorganisationen, die politische und moralische Diskreditierung der Partei durch die Tatsache, dass der langjährige Chef der Kampforganisation, Evno Azef, Ende 1908 als jahrelanger Agent Provocateur der zaristischen Geheimpolizei, der Ochrana, enttarnt wurde.¹⁶⁸ In seiner Kosten-Nutzen-Analyse fehlt allerdings die psychologische Dimension, die Auswirkungen dieser Attentate zum einen auf die europäische Öffentlichkeit und zum zweiten auf das kollektive Gedächtnis der Bevölkerung. In ihrem Rückblick auf das Jahr 1904 wertete die »Leipziger Volkszeitung« das sozialrevolutionäre Attentat auf Pleve als die Peripetie der revolutionären Bewegung im Zarenreich schlechthin.¹⁶⁹ Und die Bevölkerung des Zarenreichs erinnerte die sozialrevolutionären Attentate auf hohe zaristische Würdenträger noch Jahre später. Dieses kollektive Gedächtnis war ein wichtiger Grund dafür, dass sich die PSR 1917 erneut einer bemerkenswerten Popularität erfreute und im November die Wahlen zur Konstituierenden Versammlung – die einzigen allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlen Russlands bis in die 1990er Jahre – mit deutlichem Vorsprung für sich entschied. In diesen Wahlen erntete die PSR die Früchte ihrer langen und mühevollen Arbeit in der Bauernschaft. In der wahlentscheidenden Nähe zur ländlichen Bevölkerung war die PSR der SPD um Jahre voraus.

-
- 167 Der Terrorismus war kostspielig. Allein das Attentat auf Innenminister Pleve im Juli 1904 verschlang nach unterschiedlichen, teils widersprüchlichen Quellen zwischen 30.000 und 75.000 Rubel. Das ZK stellte der BO von Januar 1904 bis Dezember 1907 320.000 Francs zur Verfügung, vgl. *Ekaterina Iosifovna Ščerbakova* (Hrsg.), *Političeskaja policija i političeskij terorizm v Rossii (vtoraja polovina XIX – načalo XX vv.)*. Sbornik dokumentov, Moskau 2001, S. 170; *Leonov*, *Partija eserov*, S. 410; *Dmitrij Borisovič Pavlov*, *Iz istorii boevoj dejatel'nosti partii eserov nakanune i v gody revoljucii 1905–1907 gg.*, in: *Kirill Vladimirovič Gusev* (Hrsg.), *Neproletarskie partii Rossii v trech revoljucijach*. Sbornik statej, Moskau 1989, S. 144–151, hier: S. 147 und 151. Andererseits gilt es festzuhalten, dass die PSR gerade seinenwegen Geldspenden erhielt, vgl. ebd., S. 472; *Aleksandr Vasil'evič Gerasimov*, *Na lezvii s terroristami*, in: »Ochranka«. Vospominanija rukovoditelej političeskogo syska, Moskau 2004, Bd. 1, S. 145–342, hier: S. 196. Ob der Terrorismus eine Parteienfinanzierung eher verhinderte, wie *Rice*, *Russian Workers and the Socialist-Revolutionary Party*, S. 195, behauptet, bedarf des empirischen Befunds. Černov, *V partii*, S. 342, führt einen gegenteiligen Beleg an.
- 168 *Povolžskij*, *Nekotoryja vnutrennija pričiny partijnago krizisa*, in: *Izvestija Oblastnogo Komiteta Zagraničnoj organizacii*, Nr. 9, Fevral' 1909, S. 4–7; *V. Dal'nij*, *Terror i delo Azefa*, in: ebd., S. 8–12; *-evič*, *Komu že isceljat'sja?*, in: *Izvestija Oblastnogo Komiteta Zagraničnoj organizacii*, Nr. 10, Mart 1909, S. 1–4, insb. S. 3; *L'Humanité*, Nr. 1740, 22.1.1909, S. 1–2; *L'Humanité*, Nr. 1741, 23.1.1909, S. 1; *L'Humanité*, Nr. 1742, 24.1.1909, S. 1–2. Das RSDRP-Mitglied Lev Dešč kritisierte in einem Leserbrief Jean Jaurès' der PSR sehr gewogenen Artikel, *L'Humanité*, Nr. 1750, 1.2.1909, S. 2.
- 169 *Leipziger Volkszeitung*, Nr. 20, 25.1.1905, 3. Beilage, S. 1.

Wim van Meurs

Demokratie oder Sozialismus?

Bauernparteien in Südosteuropa um die Jahrhundertwende als Träger der Demokratisierung. Eine Skizze*

In den wenigen Jahren zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Beginn des Kalten Kriegs erlebten die Bauernparteien Ostmitteleuropas eine kurze Phase der Wertschätzung. Um dem Bild eines unumgänglichen Niedergangs der Demokratie im Osten und damit verbunden dem einer kommunistischen Machtübernahme als einziger Alternative entgegenzuwirken, wurden die Bauernparteien dieser Länder von manchen westlichen Beobachtern als die wirklichen Demokraten hervorgehoben. Angesichts der weitgehend ruralen Bevölkerungsstruktur wären – so die Wahrnehmung – nur sie potenziell in der Lage, die demokratische Ordnung gegen linke und rechte Extremisten zu schützen. Ab 1947 wurden die Bauernführer jedoch ins Exil getrieben oder eingekerkert und ihre Parteien von den Kommunisten zwangsintegriert.¹

Grund dieser nachträglichen Wertschätzung war gewiss nicht (nur) die demokratische Leistungsbilanz dieser Parteien in den vorangegangenen Jahrzehnten.² In nicht wenigen Staaten der Region waren diese anhängerstarken Parteien mit ihren Führern in den 1930er Jahren in eine rechts-autoritäre Richtung abgedriftet und trugen so eine erhebliche Mitschuld am Ende der Demokratie. Die polnische Bauernpartei »Wyzwolenie« beteiligte sich 1926 am Staatsstreich des späteren Diktators Józef Piłsudski. In Rumänien paktierte die Bauernpartei bei den Wahlen des Jahres 1937 mit der faschistischen »Eisernen Garde«. In Estland war es der Leiter des Bundes der Landwirte, Konstantin Päts, der 1934 nach einem Staatsstreich die Macht an sich zog.

Im Vergleich zur Forschungsliteratur über die sozialistischen, konfessionellen und liberalen Parteienfamilien ist die Zahl der einschlägigen Studien zu den Bauernparteien in Ost- wie in Westeuropa mehr als überschaubar. In den hundert Jahren seit ihrer Entstehung und insbesondere seit dem Zweiten Weltkrieg sind die Bauernparteien von Historikern und Politikwissenschaftlern eher vernachlässigt worden. Bezeichnenderweise ist »Europäische Bauernparteien im 20. Jahrhundert« von Heinz Gollwitzer aus dem Jahre 1977, obwohl vom Ansatz her völlig veraltet, auch heute noch das einzige verfügbare Übersichtswerk.³

Politisch vereinnahmt wurde die Erforschung dieser Parteienfamilie in erster Linie im Kalten Krieg. In der westlichen Literatur galten die Bauernparteien als für die osteuropäi-

* Dieser Beitrag ist ein Ausschnitt aus einem größeren Forschungsvorhaben zum Phänomen der Bauernpartei der Vorkriegszeit im Osten Europas insgesamt und insbesondere zu drei südosteuropäischen Staaten (Rumänien, Bulgarien sowie Serbien und Kroatien im Rahmen Jugoslawiens). Besonderer Dank gilt dem Institut für Ost- und Südosteuropaforschung (IOS) in Regensburg für einen Forschungsaufenthalt im Januar 2013.

1 Wim van Meurs, Bauernparteien und rurale Wählerschaften, in: Südosteuropa 60, 2012, S. 78–110.

2 Angela Harre, Demokratische Alternativen und autoritäre Verführungen. Der ostmitteleuropäische Agrarismus im Wechselspiel zwischen Ideologie und Politik, in: Helga Schultz/Angela Harre (Hrsg.), Bauerngesellschaften auf dem Weg in die Moderne. Agrarismus in Ostmitteleuropa 1880 bis 1960, Wiesbaden 2010, S. 25–40.

3 Heinz Gollwitzer (Hrsg.), Europäische Bauernparteien im 20. Jahrhundert, Stuttgart/New York 1977.

sche Strukturentwicklung typische demokratische Alternative, die von der kommunistischen Machtübernahme am Ende der 1940er Jahre rüde abgebrochen worden war. Anders als die elitären und autoritären Parteien Osteuropas der Zwischenkriegszeit hätten sie sich potenziell zu genuinen Volksparteien und Interessenvertretungen entwickeln können. Als solche wurden sie nach dem Zusammenbruch des Ostblocks erneut auf den Schild gehoben.⁴

In der Fachliteratur des letzten halben Jahrhunderts hat sich aber im Gefolge des Modernisierungsparadigmas das Bild dieser Bauernparteien als »ewig Gestrige« festgesetzt.⁵ Nach dem klassischen Ablauf der wirtschaftlichen und politischen Modernisierung sollten nach westlichem Vorbild das Bürgertum und die liberalen Parteien als Träger der Demokratisierung auftreten.⁶ Die zahlreichen Kleinbauern galten als wichtigstes Hemmnis für einen wirtschaftlichen Modernisierungsschub und ihre Parteien als politische Vertreter dieser rückwärtsgewandten Interessen.

Eine solche deterministische Kopplung zwischen dem angeblichen Antikapitalismus der Bauern und der vermeintlichen antidemokratischen Orientierung ihrer Parteien fand sich unter anderen Vorzeichen auch in der kommunistischen Geschichtsschreibung. Auch diese betrachtete die konservativen Kleinbauern als Blockierer von notwendigen gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen.⁷ In der kommunistischen Historiografie galt dies sowohl für die Narodniki (Agrarpopulisten) und die Sozialrevolutionäre Russlands sowie die von ihnen beeinflussten Bauernparteien Osteuropas als auch für die bürgerlichen Bauernparteien in Ostmitteleuropa.⁸ Obwohl die Bauern gemeinhin als nichtrevolutionäre Klasse galten, gingen die kommunistischen Historiker in der Sowjetunion vor allem mit den eigenen nichtmarxistischen Widersachern und deren Ahnen hart ins Gericht.⁹ Ironischerweise hob die kommunistische Historiografie in Osteuropa weniger auf die strukturellen Verbindungen zwischen den Bauern als soziale Klasse und den Bauernparteien, sondern vielmehr auf die Verfehlungen und Irrwege der Bauernführer als politische Elite ab. Eine materialistische Logik prägte in diesem Punkt somit seit den 1960er Jahren eher die westliche als die sowjetische Historiografie des Kalten Kriegs.

Ungeachtet der politisch-ideologischen Agenda des Betrachters und des zeithistorischen Kontextes lassen sich die Studien zu den Bauernparteien, die seit dem Zweiten Weltkrieg

- 4 Vgl. die Verherrlichung des rumänischen Bauernführers Iuliu Maniu sowie der kroatischen Politiker Stjepan Radić und Vladko Maček: *Hrvoje Matković*, Stjepan Radić u isbornoj 1920 godini, in: *Časopis za Suvremenu Povijest* 24, 1992, H. 3, S. 75–86; *Zdenko Radelić*, »Narodni Glas« – glas oporbe 1945, in: *Časopis za Suvremenu Povijest* 26, 1994, H. 2, S. 299–315; *Apostol Stan*, Iuliu Maniu. Naționalism și democrație: biografia unui mare român, București 1997; *Hrvoje Petrić*, Prilog poznavanju načina djelovanja Hrvatske Seljačke Stranke u Koprivnici od 1929. do 1941. godine, in: *Časopis za Suvremenu Povijest* 34, 2002, H. 1, S. 141–157; *Rebecca Ann Haynes*, Reluctant Allies? Iuliu Maniu and Corneliu Zelea Codreanu Against King Carol II of Romania, in: *Slavonic and East European Review* 85, 2007, S. 105–134.
- 5 *George D. Jackson*, Comintern and Peasant in East Europe, 1919–1930, New York 1966; *John Douglas Bell*, Peasants in Power. Alexander Stamboliski and the Bulgarian Agrarian National Union, 1899–1923, Princeton, NJ/Guildford 1977, S. 154.
- 6 *Barrington Moore Jr.*, Social Origins of Dictatorship and Democracy. Lord and Peasant in the Making of the Modern World, Boston 1966.
- 7 *Angela Harre*, Wege in die Moderne. Entwicklungsstrategien rumänischer Ökonomen im 19. und 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2009, S. 16–24.
- 8 *Vasile Bobocescu*, Acțiunile ferme ale Partidului Comunist Român în toamna anului 1938 pentru demascarea, izolarea și lichidarea pericolului fascismului intern, in: *Anale de Istorie* 32, 1986, H. 6, S. 99–108.
- 9 *G. I. Ivanova/A. F. Smirnov*, Revoljucionnye demokraty i narodniki, in: *Istorija SSSR* 5, 1961, H. 5, S. 112–140; *V. F. Zacharina*, Revoljucionnye narodniki 70-ch godov: Ideologi krest'janskoj demokratii, in: *Istorija SSSR* 7, 1963, H. 5, S. 101–116.

in Ost und West erschienen sind, vom Ansatz her drei klar zu unterscheidenden Kategorien zuordnen: Agrar- und Sozialgeschichte, Ideengeschichte und Parteigeschichte. Die beiden Letzteren ergänzen sich zeitlich. Da vor der Jahrhundertwende und mancherorts sogar bis zum Ersten Weltkrieg von Parteienbildung kaum die Rede sein konnte, werden die Schriften und Auseinandersetzungen der intellektuellen Vordenker der jeweiligen Bauernbewegung für diese Phase nahezu ausschließlich mit einem ideengeschichtlichen Ansatz erörtert. Originelle Theoriebildung und Transfer (agrarpopulistischer und marxistischer) ideologischer Konzepte insbesondere aus Russland werden dabei gegeneinander abgewogen.¹⁰ Derartige Studien reichen selten viel weiter als 1918, während klassische Parteistudien der Zeit vor 1918 selten mehr als ein einleitendes Kapitel widmen. Im Fokus stehen dagegen die Anführer, die Bündnisse, das Wahlrecht, die Institutionen und die Ereignisgeschichte einer einzelnen Partei oder eines Landes. Das Ergebnis ist zumeist eine singuläre Parteigeschichte, die Ideentransfers und Außeneinflüsse nur am Rande berücksichtigt, oder eine Sammlung nationaler Fallstudien ohne übergeordnete Fragestellung.¹¹

Dagegen waren es seit den 1960er Jahren westliche Historiker und Politik- beziehungsweise Sozialwissenschaftler, die den Bauernparteien aus einem Modernisierungsansatz heraus einen größeren Platz in der Agrar- und Sozialgeschichte einräumten. Da aber die Agrarfrage als Schlüsseldilemma der sozialwirtschaftlichen Modernisierungsstrategie im Zentrum stand und da die Politik lediglich als Epiphänomen struktureller Entwicklungen betrachtet wurde, galt die Agrarverfassung vor Ort als verlässliche Determinante der Interessen der Bauern und damit der Positionierung der Bauernparteien als deren Repräsentanten. Die Bedeutung der ideologischen Vorstellungen der Vordenker und Anführer des Agrarismus und die Autonomie des Politischen, welche die Ideengeschichte überbewertete, wurden in dieser Modernisierungsforschung marginalisiert.¹²

Jenseits ideologischer beziehungsweise modernisierungstheoretischer Urteile über die Bauernparteien gilt jedoch festzuhalten, dass sie in Ost- und Südosteuropa seit dem späten 19. Jahrhundert Dreh- und Angelpunkt der Demokratisierung gewesen sind. Es waren oftmals diese in den Dörfern beheimateten Parteien, die um 1900 die Ausweitung des Wahlrechts vorantrieben, als Erste eine moderne Parteiorganisation aufbauten und zwischen den beiden Weltkriegen eine gewichtige oder sogar dominante Rolle in Parlament und Regierung spielten. Die autoritäre Wende in der gesamten Region in der zweiten Hälfte der Zwischenkriegszeit verschuldeten andere Parteienfamilien genauso wie die Bauernparteien. Eine Vorreiterrolle bei Parteibildung und Demokratisierung spielten sie von den 1880er bis zu den 1920er Jahren. In Ost- und Südosteuropa waren es, anders als im Westen, schließlich die Bauernparteien, die für das allgemeine Wahlrecht eintraten. Anders als Liberale und Sozialdemokraten konnten sie dabei die Hoffnung hegen, über diesen Weg zu einer absoluten Mehrheit in den Volksvertretungen zu gelangen.

Als Erste mussten die Bauernführer sich aber auch demokratischen Grundfragen stellen. Für genuine (zumindest potenzielle) Massenparteien mit anfangs weitgehend ungeschulten Mitgliedern stellte sich die Frage der parteiinternen Demokratie, Mobilisierung und des Führungsstiles. Von der politischen Strategie her stellte sich die Frage, ob man

10 *Michael Kitch*, Constantin Dobrogeanu-Gherea and Rumanian Marxism, in: *Slavonic and East European Review* 55, 1977, S. 65–89; *Jochen Schmidt*, Populismus oder Marxismus. Zur Ideengeschichte der radikalen Intelligenz Rumäniens 1875–1915, Tübingen 1992.

11 *Gerhard Doliesien*, Die polnische Bauernpartei »Wyzwolenie« in den Jahren 1918–1926, Marburg an der Lahn 1995; *Ioan Scurtu*, Istoria Partidului Țărănesc (1918–1926), Bukarest 2002.

12 *Gollwitzer*, Europäische Bauernparteien; *Schultz/Harre*, Bauerngesellschaften auf dem Weg in die Moderne; *Philip G. Eidelberg*, The Great Rumanian Peasant Revolt of 1907. Origins of a Modern Jacquerie, Leiden 1974; *Ilona Reinert-Tárnoky*, Radikale Bauernpolitik in Ungarn. Eine gesellschaftspolitische Alternative in der Zwischenkriegszeit, München 1985.

sich auf den parlamentarischen Weg beschränken sollte oder ob die Politik der Straße dazugehörte oder ob sogar revolutionäre Optionen nicht ausgeschlossen wurden. Besonders relevant war die Definition der eigenen Anhängerschaft. Diese variierte von einer Vertretung der ausgebeuteten Landbevölkerung im Klassenkampf bis zu einer Solidargemeinschaft des gesamten (klassenlosen) Bauerntums gegenüber Städten und Städtern. Damit verbunden war die Schlüsselfrage, ob die Bauern in erster Linie unreife Bürger, Bürger wie alle anderen mit eigener parlamentarischer Repräsentation oder als Wertschöpfer aus Grund und Boden des Vaterlandes die Träger einer künftigen Bauernrepublik seien.

In diesem Aufsatz stehen nicht die wirtschaftspolitischen Zielvorstellungen und sozialen Interessenvertretungen der Bauernparteien im Mittelpunkt, mit ihrer von diesen Interessen abgeleiteten inhaltlich-politischen Positionierung bezüglich Fragen wie Landreform, Außenhandel oder Wucherpacht, sondern vielmehr ihre Sichtweisen, parteiinternen Auseinandersetzungen und ihr Handeln im Rahmen der politischen Modernisierung um die Jahrhundertwende. Dieser Fragenkatalog – Parteiorganisation, Positionen zu revolutionärer Gewalt beziehungsweise parlamentarischer Repräsentation und Zusammenarbeit mit bürgerlichen Parteien sowie das Spannungsverhältnis zwischen Bauerntum und (Staats-)Bürgertum – subsumiert im Wesentlichen die klassischen Fragen der SPD-Geschichte in einem gänzlich anderen Kontext. Die Bauernparteien befanden sich oftmals in einer äußerst komplexen instabilen Position zwischen ideologischen Gravitationszentren: Konservatismus, Liberalismus, Agrarpopulismus, Sozialdemokratie, Kommunismus und später sogar Faschismus.

Näher betrachtet werden dazu die rumänische Nationale Bauernpartei (»Partidul Național-Țărănesc«, PNT) und die Bulgarische Bauernvolksunion (»Bălgarski Zemedelski Narodni Săjus«, BZNS) – die jeweils mit Abstand größten Bauernparteien ihre Landes.¹³ Diese beiden großen, zwischen den Liberalen einerseits und Sozialdemokraten und Kommunisten andererseits verorteten Bauernparteien entwickelten sich in den Staaten der Region erstaunlich synchron, von ersten Salonkreisen in den 1860er Jahren nach Existenzkrisen um die Jahrhundertwende bis hin zu den Schlüsselparteien der Massendemokratie nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechts um 1918. Beide trugen zeitweilig Regierungsverantwortung: die bulgarische BZNS 1919–1923 und die rumänische PNT mehrfach zwischen 1928 und 1933.

Insbesondere in Ost- und Südosteuropa lassen sich die Bauernparteien kaum nach Ideologie oder Anhängerschaft definieren. Demografisch machte die Landbevölkerung in den meisten neuen Staaten der Zwischenkriegszeit die große Mehrheit der Bevölkerung aus – in dem Sinne war jede Partei nach der Wahlrechtsreform eine »Bauernpartei«. Da die Landbevölkerung, was Wohlstand und Landbesitz betrifft, wesentlich uneinheitlicher war als jene in Westeuropa, fanden sich »Bauernparteien« in ideologischer Nähe zu allen anderen politischen Lagern. Schließlich umfasste die Landbevölkerung nicht nur die landlosen Tagelöhner und ärmlichen Kleinbauern, sondern auch die adligen Großgrundbesitzer und die kapitalkräftigen Großpächter.

Keine direkte Berücksichtigung finden hier (radikale) Splitterparteien oder konservativ-paternalistische Parteien der Großgrundbesitzer. Eine Besonderheit, die große Volksparteien wie die PNT oder die BZNS interessant macht, ist die Tatsache, dass extremere

13 Auch für die Parteien und ihre Leitfiguren gilt, dass die Fachliteratur nach längerer Pause erst in den letzten Jahren neue Synthesen hervorgebracht hat: *Bell*, *Peasants in Power*; *Boris Boev/Liuben Božkov/Stoian Ninov*, *Alexander Stamboliiski, 1879–1979*, [Sofia] 1979; *Dietmar Müller*, *Agrarpopulismus in Rumänien. Programmatik und Regierungspraxis der Bauernpartei und der Nationalbäuerlichen Partei Rumäniens in der Zwischenkriegszeit*, St. Augustin 2001; *Scurtu*, *Istoria Partidului Țărănesc*; *Richard J. Crampton*, *Aleksandur Stamboliski, Bulgaria, London 2009*; *Harre*, *Wege in die Moderne*.

Positionen, die auch von linken oder rechten Splitterparteien vertreten wurden, in den Flügelkämpfen innerhalb der Volksparteien unmittelbar aufeinanderprallten. Die beiden Staaten wurden außerdem ausgewählt, weil sie damals unterschiedliche politische Traditionen in sich vereinten: Bulgarien die südslawischen und osmanischen, Rumänien die habsburgischen, osmanischen und russischen Traditionen. Gleichzeitig wurden damit zwei Staaten ausgewählt, in denen die Bauernparteien sehr unterschiedliche wirtschaftspolitische Ausrichtungen und vor allem Verständnisse von Demokratie und Politik entwickelten: in Bulgarien der radikale Bauernvolksbund von Aleksandar Stambolijski und in Rumänien die gemäßigte Nationale Bauernpartei von Iuliu Maniu.

Für jede der beiden Parteien wird in einem ersten Schritt die Parteientwicklung in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der gleichzeitigen Staats- und Nationsbildung erörtert. In einem zweiten Schritt werden die wichtigsten externen Einflüsse und Vorbilder in Demokratiefragen ausgelotet: die russischen Narodniki oder Agrarpopulisten der 1870er und 1880er Jahre sowie die späteren Marxisten und die Sozialrevolutionäre, für die Zeit seit den 1870er Jahren auch die Revisionisten des deutschen Sozialismus. Die Schlüsselfrage dabei ist, ob die Bauernparteien unabhängig von nationalem Kontext und Tradition vorwiegend ausländische ideologische Vorbilder nachahmten oder ob sich aus den vielfältigen Vorbildern eben die durchsetzen konnten, die am besten zu den politischen Bedürfnissen und Traditionen des Landes passten.

Bei der Erörterung der entsprechenden Richtungsentscheidungen der zwei Parteien werden Vorbilder und Nachahmungen als internationale »Transfers« berücksichtigt, wie es in der Ideengeschichte üblich ist, nicht aber in der klassischen Parteiengeschichte. Da es um die Verbindung zwischen ideologischen Vorstellungen und politischer Praxis geht, werden umgekehrt aber auch die Erfahrungen verwandter ausländischer Parteien in der internen Organisation und im Umgang mit dem Parlament und deren Vorbildwirkung miteinbezogen. Nicht zuletzt gilt es aber auch, das nationale Umfeld konkurrierender Parteien (beziehungsweise innerparteilicher Flügelkämpfe) und deren Einfluss auf die Profilierung der Bauernparteien miteinzubeziehen.

Erst in den letzten Jahren macht sich in der Forschung in Ost und West ein neues Interesse an den Agrarreformen der Zwischenkriegszeit sowie des Wirtschaftsnationalismus bemerkbar, mit Studien, die sich von einer einseitigen sozialökonomischen Perspektive emanzipiert haben.¹⁴ Anders als die älteren breiten, zahlreiche Fallstudien umfassenden, aber kaum komparativ angelegten Übersichten der Parteiengeschichte oder der Modernisierungsforschung werden dazu ausgewählte nationale Fallstudien in einem übergeordneten Rahmen verglichen, der sowohl Agrarverfassung und Strukturgeschichte als auch politisch-ideologische Eigendynamik und Transfer berücksichtigt. Zudem wird ein neues Gleichgewicht zwischen Ideologie und Diskursen einerseits und politischen Praxen, Institutionen und Strategien andererseits angestrebt.

I. POLITISCHE UND SOZIALWIRTSCHAFTLICHE MODERNISIERUNGSANSÄTZE

Die Historiografie macht, wie oben ausgeführt, eine unerwünschte Trennung zwischen einer Fokussierung auf die Ideengeschichte für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und dem Akzent auf die Parteipolitik für die Zeit danach. Manche Darstellungen über die Zeit nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechts marginalisieren Ideologie und politische Vorstellungen überhaupt, indem sie die Politik der Zwischenkriegszeit als eine Aneinanderreihung opportunistischer machtpolitischer Schachzüge aller Parteien interpretie-

¹⁴ Müller, Agrarpopulismus in Rumänien; Helga Schultz/Eduard Kubû (Hrsg.), *History and Culture of Economic Nationalism in East Central Europe*, Berlin 2006.

ren.¹⁵ Andere betrachten die Bauernparteien dagegen deterministisch als Repräsentanten (ländlicher) gesellschaftlicher Interessengruppen.¹⁶ Unter Umgehung von Ideologie oder politischer Traditionen und Pfadabhängigkeiten leitet sich die Programmatik dieser Parteien aus einer solchen Perspektive direkt aus den ›objektiven‹ Interessen dieser Gruppen ab. Demnach reduziert sich in dieser Betrachtung die Agenda der Bauernparteien auf die Landreform und eine allgemeine wirtschaftspolitische Strategie, sobald das politische Ziel des allgemeinen geheimen Wahlrechts nach Kriegsende erreicht worden war.

Folglich werden in diesen Darstellungen insgesamt drei entscheidende Aspekte ausgeblendet. Erstens die Verzahnung zwischen ideologischen Debatten und Parteibildung sowohl vor als auch nach 1918. Zweitens die Dynamik der politischen Positionen und Positionierungen der Bauernparteien und ihrer Anführer im Laufe der Zeit. Einschneidende kontextuelle Veränderungen wie Wahlrecht- oder Landreform zwangen die Parteien, sich neu zu profilieren, und Bedrohungen wie eine Königsdiktatur oder eine faschistische Massenbewegung oder ein Wandel des internationalen Machtgleichgewichts hatten einen ähnlichen Effekt, ohne dass sich damit die Parteien auf machtpolitisches Kalkül reduzieren lassen.

Drittens führen Darstellungen, die die Bauernparteien nur anhand ihrer wirtschaftspolitischen Interessen und Modernisierungsstrategien im parteipolitischen Kräftefeld verorten, leicht zu Trugschlüssen.¹⁷ Parteien und Parteiführer, die ähnliche wirtschaftspolitische Ziele verfolgten, gingen oftmals in Bezug zum demokratischen Parlamentarismus getrennte Wege, weil ihre Vorstellungen in entscheidenden politischen Modernisierungsfragen zu weit auseinanderklafften. Umgekehrt fanden andere Parteien gelegentlich politisch zueinander, trotz gegensätzlicher wirtschaftlicher Interessen.

In den viel studierten Grundsatzdebatten der Zwischenkriegszeit über die Wirtschaftsstrategie lassen sich schematisch drei Hauptpositionen unterscheiden: Wirtschaftsliberalismus sowie agrarischer und industrieller Wirtschaftsnationalismus. In diesem Kontext am wenigsten relevant und in den Wirtschaftskrisen der frühen 1920er beziehungsweise 1930er Jahre auch zunehmend selten vertreten war die Position des Wirtschaftsliberalismus. Die Liberalen strebten die Modernisierung der nationalen Volkswirtschaft und Industrialisierung mithilfe internationaler Investoren und durch Öffnung zu den Weltmärkten an. Besonders in der Krise behauptete sich in ganz Osteuropa eine Gegenstrategie des industriellen Wirtschaftsnationalismus, die die Modernisierungsaufgaben aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln bewältigen und diese Entwicklungsphase mittels Handelsprotektionismus schützen wollte. Die Agrarwirtschaft wurde in dieser Strategie zur Devisenbeschaffung für die Industrie geopfert und mittels festgeschriebener Niedrigpreise für Agrarprodukte dazu benutzt, die Lohnkosten der anderen Wirtschaftssektoren zu senken. Die industriellen Wirtschaftsnationalisten setzten somit auf die entgegengesetzte Strategie, strebten aber das gleiche Ziel an, nämlich eine industrielle Modernisierung der nationalen Volkswirtschaft.¹⁸

Die hier relevante Alternative war die einer Agrarmodernisierung. Dies beinhaltete einen eigenen Weg der Modernisierung wie im Falle des Wirtschaftsnationalismus, der aber auf

15 *Scurtu*, *Istoria Partidului Țărănesc*.

16 *Schultz/Harre*, *Bauerngesellschaften auf dem Weg in die Moderne*.

17 *Gollwitzer*, *Europäische Bauernparteien*; *Schultz/Harre*, *Bauerngesellschaften auf dem Weg in die Moderne*.

18 *Tibor Iván Berend*, *Decades of Crisis. Central and Eastern Europe Before World War II*, Berkeley, CA 2001, S. 224–252; *Helga Schultz*, *Wirtschaftsnationalismus in Ostmitteleuropa – Thesen und Fragen*, in: *Eduard Kubů/Helga Schultz* (Hrsg.), *Wirtschaftsnationalismus als Entwicklungsstrategie ostmitteleuropäischer Eliten. Die böhmischen Länder und die Tschechoslowakei in vergleichender Perspektive*, Praha/Berlin 2004, S. 17–32.

schrittweise Modernisierung der Agrarwirtschaft statt auf Industrialisierung ausgerichtet war. Die sozialwirtschaftlichen Vorstellungen der hier besprochenen Parteien änderten sich selbstverständlich im Laufe der Zeit beziehungsweise in Reaktion auf die globalen Wirtschaftsschwankungen. Außerdem waren in der konkreten wirtschaftspolitischen Abwägung viele Schattierungen zwischen beiden Extremen denkbar. Schärfer als in der Tagespolitik waren die Gegensätze in der ideologischen und Wahlkampfauseinandersetzung ausgeprägt. In Staaten wie Polen und Rumänien mit einer umfangreichen Landwirtschaft nahm die Auseinandersetzung zwischen Agrarförderung und Industrieentwicklung einen zentralen Platz in der politischen Debatte der Zwischenkriegszeit ein.¹⁹

Bei den Vorstellungen der politischen Moderne und der Rolle der Bauernbevölkerung lassen sich in der gesamten östlichen Hälfte Europas fünf Grundpositionen unterscheiden. Zwei Positionen lassen sich als »paternalistisch« beschreiben. Aus der Logik des Zensuswahlrechts fehlte es der Bauernbevölkerung an politischer Reife, um selbst gleichwertig politisch zu partizipieren. Die Großgrundbesitzer repräsentierten die Interessen des gesamten Bauerntums. Diese Haltung fand sich auch nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechts noch häufig in der politischen Debatte. Der Bauer (oder der Wähler überhaupt) sei »unreif« und somit anfällig für politische Demagogie. Als »revolutionären Paternalismus« könnte man die Position beschreiben, die meinte, Bauern seien als soziale Klasse nicht revolutionär veranlagt und könnten bestenfalls die Revolution der Arbeiterklasse unterstützen. Verschiedene Schichten des Bauerntums hätten gegensätzliche Interessen. Dies war im Übrigen auch in der bolschewistischen Führung eine Streitfrage. Nach der (eher strategischen als ideologischen) Gegenposition verfügten die Bauern sehr wohl über das revolutionäre Bewusstsein, um ihre Interessen als soziale Klasse politisch selbstständig durchzusetzen.

Die anderen Positionen gehen vom Bauern als zumindest einem gleichwertigen Bürger aus. Nach der Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts seien Bauern Bürger wie alle anderen in der Demokratie. Die sozialen Schichten des Bauerntums würden sich somit im Parteienspektrum widerspiegeln. Typisch agrarpopulistisch ist die weiterreichende Behauptung, dass größere Teile des Bauerntums unabhängig von Besitzstand weitgehend die gleichen Interessen hätten. Die prognostizierte Folge der Demokratisierung wäre ein Bauernstaat: Die ländliche Bevölkerungsmehrheit würde sich in einer dauerhaften demokratischen Mehrheit niederschlagen. Außerdem seien die Bauern die wahren Bürger der Nation und diejenigen, die mit dem Boden des Nationalstaats produktiv umgingen.

Schematisch betrachtet ergeben sich somit aus den hier in abstrakter Form vorgestellten Positionen von Bauernparteien zehn mögliche Kombinationen. Von diesen sind einige aber real kaum vorstellbar beziehungsweise ideologisch begründbar, zum Beispiel eine industrialistische Bauernrevolution oder ein revolutionärer Paternalismus mit einer Agrarmodernisierung. In einem Ausschnitt aus dieser Matrix lassen sich einerseits politische Gegensätze sichtbar machen, die aus einer eindimensionalen wirtschaftspolitischen Perspektive nicht wahrgenommen werden, und andererseits politische Gemeinsamkeiten trotz wirtschaftspolitischer Differenzen. Außerdem lässt sich die Dynamik der Positionen einzelner Parteien, Parteifractionen oder Politiker mit verändernden Umständen und Außeninflüssen darstellen.

Am rumänischen Beispiel koppelt Angela Harre explizit und stellvertretend für eine bedeutsame Strömung in der Forschungsliteratur jede dieser Wirtschaftsentwicklungsstrategien an jeweils eine politische Ideologie.²⁰ Abgesehen von einer kommunistischen Planwirtschaft (»revolutionärer Paternalismus«, von Harre ausgeklammert) und einer faschistischen Agrargesellschaft (hier nicht berücksichtigt) werden ein liberaler Industrialis-

¹⁹ Berend, *Decades of Crisis*, S. 224–252.

²⁰ Harre, *Wege in die Moderne*, S. 15–24.

mus, ein konservativer und ein linker Agrarpopulismus unterschieden. Auch der Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Position der Großgrundbesitzer vor dem Ersten Weltkrieg (Priorisierung der Agrarentwicklung ohne Ausweitung der politischen Rechte des gemeinen Volkes) und ihrem paternalistischen Konservatismus scheint eindeutig. Die drei restlichen politischen Positionen sind jedoch bei näherer Betrachtung weniger wirtschaftlich determiniert: Die Akzeptanz der Bauern als selbstständige revolutionäre Klasse und die revisionistische Strategie (Bauern als Bürger) schließen weder Agrarismus noch Industrialismus grundsätzlich aus. Ideen bezüglich der Superiorität und politischen Priorität der Bauern (Bauernrepublik) gehen zumeist von einem evolutionären Weg aus, wenden sich aber gegen Stadt, Bürgertum und Industrie.

Insgesamt wird hier die Hypothese vertreten, dass die Politik der Bauernparteien kein Epiphänomen der sozialwirtschaftlichen Realität war. Eine Neupositionierung in der wirtschaftlichen Dimension musste nicht unbedingt eine davon determinierte Neupositionierung in der politischen Dimension nach sich ziehen. Eine zweite Hypothese lautet, dass die politische Dimension (politische Kultur, Institutionen, Vorstellungen und Praktiken) weder instrumentalistisch (das heißt beliebig von politischen Akteuren veränderbar, auch gegen die Beharrlichkeit von Konventionen und Institutionen) noch deterministisch (durch die kulturelle Prägung von Ideen und Ideologien beziehungsweise durch strukturelle Entwicklungen und Erblasten) betrachtet werden sollte. Insgesamt gilt, dass der zeithistorische Kontext und der zeitnahe Transfer politischer Erfahrungen, Praktiken, Institutionen und Vorstellungen einen höheren Erklärungswert haben als ein Vergleich mehrerer Staaten beziehungsweise Bauernparteien mit langfristigen sozialwirtschaftlichen und kulturellen Erblasten als unabhängigen Variablen.

II. RUMÄNIEN: VON REVOLUZZERN ZUM ESTABLISHMENT

Grundvoraussetzung war die Staatsunabhängigkeit, die Rumänien 1859 für die vormals osmanischen Gebiete Moldau und Walachei erlangte, während die anderen mehrheitlich rumänischen Gebiete – das habsburgische Siebenbürgen und das russische Bessarabien – erst 1918 hinzukamen. Bulgarien war seit 1878 faktisch unabhängig vom Osmanischen Reich, auch wenn die international anerkannte Unabhängigkeit erst 1908 erfolgte.

Regionale und ideologische Disparitäten

Die rumänische Verfassung aus dem Jahr 1866 hielt für die politische Repräsentation der Bevölkerung am Klassenwahlrecht fest, was zu einer starken Unterrepräsentation insbesondere von Bauern und anderen Gruppen der Landbevölkerung führte: Für die Bürger, die die Zensuskriterien für die erste Klasse des Wahlrechts erfüllten, kam ein Abgeordneter auf 200 Wähler, in der vierten Klasse ein Abgeordneter auf mehr als 20.000 Bauern.²¹ Konservative und Liberale bestimmten demzufolge zusammen mit dem König aus der Hohenzollern-Dynastie die Politik.

Ob der Verschlechterung der Lage der Bauern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch strukturelle und konjunkturelle Ursachen entstand im Regat (das heißt Altreich, das Königreich der ostrumänischen Provinzen Moldau und Walachei) eine erste Bauernpartei aus Dorfhonoratioren (Lehrer, Priester und Beamte). Diese sorgten sich eher um soziale Ungerechtigkeit und moralischen Verfall der Dorfgesellschaft als um große Modernisierungsstrategien. Die Bewegung von Constantin Dobrescu-Argeş (Dorflehrer, Publizist und studierter Jurist) entstand in den 1880er Jahren und wurde 1895 als »Partida Țărănească«

²¹ Dinu C. Giurescu, *Illustrierte Geschichte des rumänischen Volkes*, Bukarest 1982, S. 438.

(bäuerliche Partei) registriert. Durch das restriktive Zensuswahlrecht blieb sie politisch ebenso bedeutungslos wie die sozialistische Arbeiterpartei »Partidul Social Democrat Român«.

Prägend waren gerade im Agrarbereich große Strukturunterschiede. Während in den Habsburger Gebieten die letzten Reste der Leibeigenschaft Mitte des 18. Jahrhunderts beseitigt worden waren, geschah dies schockartig mit entsprechenden Folgen in den Regionen Moldau und Walachei erst kurz nach der Unabhängigkeit ein Jahrhundert später. Während sich die Agrarbetriebe im Westen des Landes in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht schrittweise erfolgreich an eine Geldökonomie angepasst hatten, war dies in Moldau, der Walachei und dem russischen Bessarabien nicht der Fall. Die explosive Mischung aus Subsistenzwirtschaft von Kleinstbetrieben und der Vorherrschaft von Lati-fundien sorgte für problematische Modernisierungsschübe. 1907 kulminierten diese im armen Norden des Landes in einem großen Bauernaufstand.²²

Bezeichnend für die Bauernbewegung im östlichen Teil Rumäniens und für die politische Linke des Landes insgesamt war das ideologische Gewicht der politischen Ideen der russischen Narodniki. Ausgehend von der zahlenmäßigen Übermacht der Bauern in Russland lehnten die Narodniki das Modernisierungsideal von Industrialisierung und Urbanisierung ab. Das Ziel der graduellen Verbesserung der ländlichen Bauerngemeinschaft war ihre alternative Moderne, und anders als die Marxisten waren sie vom eigenen revolutionären Potenzial der Landbevölkerung überzeugt. Der eine Vordenker der rumänischen Linken, Constantin Stere, verbrachte wegen seiner Führungsrolle in der agrarpopulistischen *Narodnaja Volja*-Bewegung in Bessarabien einige Jahre im sibirischen Exil, während der andere, Constantin Dobrogeanu-Gherea, die Lage in Rumänien mit populistischen Konzepten aus seinem Geburtsland Russland analysierte. In seinem Hauptwerk »Neoiobăgia« (Die neue Leibeigenschaft) aus dem Jahre 1910 stellte er fest, dass in Rumänien die Modernisierung des Agrarhandels zu neuen Abhängigkeiten der Landbevölkerung von kapitalistischen Großpächtern führte. Längerfristig war sein Ideal eine sozialistische Revolution, in der auch das ländliche Proletariat eine gewichtige Rolle spielen könnte, wenn eine entsprechende Führung durch die Arbeiterpartei vorausgesetzt sei.²³

Dobrogeanu-Gherea agierte folgerichtig als (unorthodoxer) Marxist innerhalb der schwachen Rumänischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (»Partidul Social-Democrat al Muncitorilor din România«, PSDMR), während Stere als Befürworter einer Agrarmodernisierung nach dem zeitweiligen Aus der Bauernpartei über die PSDMR und die liberale Partei schließlich zur Bauernpartei (»Partidul Țărănesc«, PȚ) Ostrumäniens fand. Auch diejenigen Sozialdemokraten, die im Gegensatz zu den *Generoși* (Großzügigen) um Stere an einer eigenständigen Parteiorganisation festhielten, waren maßgeblich vom agrarpopulistischen Gedankengut beeinflusst. Constantin Dobrogeanu-Gherea war orthodoxer als Stere, entwickelte jedoch seine originellen Theorien teils auf einer agrarpopulistischen Grundlage. Ungeachtet der Frage, ob sich diese Orientierung der rumänischen Linken durch die fehlenden Industriearbeiter oder durch einen Ideentransfer aus Russland erklären lässt, gilt es festzuhalten, dass der ideologische Hauptkonflikt nicht zwischen Marxisten und Agrarpopulisten stattfand, sondern zwischen den beiden agrarpopulistischen Vor-

22 Eidelberg, The Great Rumanian Peasant Revolt.

23 Raluca Mușat, Working the Field. Rural Experts and the »Agrarian Question« in the Romanian Principalities 1864–1914, in: Tul'si Bhambry/Clare Griffin/Titus Hjelm u. a. (Hrsg.), Working the Field. Rural Experts and the »Agrarian Question« in the Romanian Principalities 1864–1914, London 2011, S. 30–42; Henriete Richer, Conceptul de neoiobăgie în gândirea lui C. Dobrogeanu-Gherea. O contribuție la istoria gândirii politice românești, in: Victor Neumann/Henriete Richer (Hrsg.), Conceptul de neoiobăgie în gândirea lui C. Dobrogeanu-Gherea. O contribuție la istoria gândirii politice românești, Timișoara 2011, S. 129–180.

denkern und Platzhirschen der Agrardebatte Dobrogeanu-Gherea und Stere. Gleichwohl betraf es hier die intellektuelle, ideologische Auseinandersetzung der Linken, nicht aber die wirkliche Machtfrage. Diese sollte mit der Parteienfusion von »Partidul Național Român« (PNR) und PT 1926 sowohl ohne Stere als auch ohne Dobrogeanu-Gherea entschieden werden.

Die Schwäche orthodox-marxistischer Strömungen vor dem Ersten Weltkrieg sogar in sozialdemokratischen Kreisen hatte im Regat zwei bedeutsame Folgen. Ohne die marxistischen Dogmen des Klassenkampfes, der notwendigen industriellen Modernisierung und der Revolutionsfähigkeit der Bauern waren die Grenzen zwischen den politischen Bewegungen fließend. Die Bauernpartei Bessarabiens zerfiel zum Beispiel in eine Fraktion, die sich Anfang der 1920er Jahre der »Partidul Țărănesc« im Regat anschloss, eine andere, die in der liberalen »Partidul Național Liberal« (PNL) aufging, und eine dritte, die ihre Heimat bei der konservativen Bauernpartei von Alexandru Averescu fand. Als die erste sozialdemokratische Organisation Rumäniens 1899 aufgelöst wurde, schloss sich ein beträchtlicher Teil der Mitglieder den Liberalen an, unter ihnen auch einer der wichtigsten agrarpopulistischen Aktivisten, nämlich Constantin Stere. Dieser sollte um 1920 über die Bauernpartei Bessarabiens nach der *Marea Unire* (der großen nationalen Vereinigung) in der Bauernpartei des Regats landen und entwickelte sich dort zu einem linken Querulanten.²⁴

Im westlichen Teil des späteren rumänischen Staats war die Agrarmodernisierung insgesamt gradueller vonstattengegangen. Dieser war deshalb bis 1918 weitgehend in die Volkswirtschaft des Habsburger Reiches integriert. Die Agrarwirtschaft war nur wenig von Großgrundbesitz und Großpächtern dominiert, und der Gegensatz zwischen Landbesitzern einerseits und Kleinbauern und Landlosen andererseits war geringer ausgeprägt. Dennoch wurde der Gegensatz zunehmend perzipiert und angeprangert, da die Landbesitzer hier vorwiegend deutscher oder ungarischer Herkunft waren und die arbeitende Landbevölkerung rumänischer. Folglich waren nationale Emanzipation beziehungsweise Unabhängigkeit und Landreform als politische Ziele und Mobilisierungsthemen von Anfang an miteinander verquickt.²⁵

Zwei mit der ostrumänischen »Partida Țărănească« vergleichbare Bauernparteien entstanden bereits 1869 in den weiter entwickelten Habsburger Gebieten um einige Intellektuelle und Zeitschriften herum – die »Partidul Național Român din Banat și Ungaria« (Rumänische Nationale Partei des Banat und Ungarns) und die »Partidul Național Român din Transilvania« (Rumänische Nationale Partei Siebenbürgens). Das Wahlgesetz des Königreichs Ungarn blieb von 1874 bis 1918 im Wesentlichen unverändert. Es benachteiligte die ärmere Landbevölkerung durch den Zensus und Randgebiete (wie Siebenbürgen) durch die geografische Verteilung der Parlamentssitze, sodass die rumänischen Siebenbürger insgesamt im Budapester Parlament kaum vertreten waren. Während die 1881 entstandene PNR als regionale westrumänische Hälfte der PNT 1918 der Zwischenkriegszeit gelten darf, verschwand die Bauernpartei im Regat bereits nach vier Jahren und musste 1918 von anderen Politikern neu gegründet werden.

Im Regat gab es keine nichtrumänische Elite, die als angeblich an der Bauernfrage »Schuldige« angeprangert werden konnte. Soziale und politische Rechte für die Bauern wurden somit zu einer Frage der gesellschaftlichen und politischen Ordnung innerhalb des Staats, was radikale Lösungen nahelegte. Hinzu kamen die geografische Nähe zu Russland mit seinen revolutionären Bewegungen, die in Transsylvanien fehlte, und die zahlrei-

24 Keith Hitchins, *România 1866–1947*, Bukarest 1994, S. 373–419.

25 Krista Zach, *Agrarsozialer Wandel in Rumänien und Jugoslawien als Beispiel einer Modernisierung in Südosteuropa (1918–1980)*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 36, 1988, S. 504–529.

chen biografischen Bindungen führender Bauernpolitiker zu Bessarabien und Russland. Die zwei Vordenker der Partei – Constantin Dobrogeanu-Gherea und Constantin Stere – stammten beide aus Bessarabien und unterhielten enge Beziehungen zu den Narodniki.

Die erst 1918 gegründete »Partidul Țărănesc din Basarabia« (Bauernpartei Bessarabiens) war aus den genannten Gründen ähnlich radikal. Obwohl auch hier die Großgrundbesitzer anderer Nationalität waren, verhinderte die zaristische Repression Ende des 19. Jahrhunderts die Konsolidierung einer Bauernbewegung auch nur als intellektuellen Klub, geschweige denn als Massenbewegung. Die 1864 in Russland auf Kreis- und Gouvernementsebene (*ujesd* beziehungsweise *gubernija*) eingeführten *semstvo* (Landtage) boten der Landbevölkerung lediglich eine minimale und oftmals indirekte politische Repräsentation. Mangels substanzieller Wirtschaftsmodernisierung Ende des 19. Jahrhunderts machte sich anders als in Transsylvanien bei der bessarabischen Bauernbevölkerung kein Empfinden einer lebensbedrohlichen Verschlechterung breit. Außerdem fehlte bis ins 20. Jahrhundert mangels einer rumänischsprachigen urbanen Mittelschicht die Grundlage für eine nennenswerte Nationalbewegung.

Den genannten politischen und sozialwirtschaftlichen Regionalismen entsprechend entwickelten sich somit im Parteienspektrum zwischen Sozialdemokraten und Liberalen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts unterschiedliche Bauernparteien in Moldau, der Walachei und Bessarabien einerseits und in Siebenbürgen, Banat und Bukowina, das heißt den österreichisch-ungarischen Gebieten, andererseits. Die von Iuliu Maniu geleitete Rumänische Nationale Partei (PNR) aus Siebenbürgen stand den Liberalen deutlich näher als die radikalere Bauernpartei (PT) der früheren osmanischen und russischen Gebiete von Ion Mihalache. Das ideologische Bild war jedoch innerhalb der Parteien (und ihrer Abspaltungen), aber auch im Verlauf der Zeit alles andere als einheitlich. Erklären lässt sich dieser Gegensatz einerseits durch die nachweislich schlechtere Subsistenzlage der Landbevölkerung im Regat (und in Bessarabien), aber auch durch die erfolgreiche Verknüpfung von sozialen und nationalen Agenden durch die PNR im Habsburgischen Reich. Im Vordergrund stand für die PNR die nationale Emanzipation in Form von Autonomie oder Unabhängigkeit der Rumänen. Die Lösung der Probleme des (nichtrumänischen) Großgrundbesitzes und der politischen Marginalisierung der rumänischen Bevölkerungsmehrheit – 59% Rumänen und 25% Ungarn nach dem Zensus von 1869 – schienen ausschließlich von dieser nationalen Frage bedingt zu sein.

Die Bauernpartei gebändigt

1918 erreichte der rumänische Staat durch mehrere Glücksfälle in Weltkrieg und Revolution seine maximale territoriale Ausdehnung. Der kleine und wenig entwickelte Staat der Donaufürstentümer Moldau und Walachei, die sich 1859 bis 1861 aus osmanischer Oberherrschaft befreit hatten, wurde schlagartig um Gebiete erweitert, die bis 1918 unter russischer, österreichisch-ungarischer und bulgarischer Herrschaft standen. Diese verschiedenen Gebiete kannten starke Regionalismen und Fremdeinflüsse sowie größere nationale Minderheiten. Diese hatten insbesondere das weiter entwickelte Siebenbürgen (Deutsche und Ungarn) und das russische Bessarabien (Ostslawen und Juden) wirtschaftlich, kulturell und politisch dominiert, während die Rumänen dort in erster Linie die Landbevölkerung bildeten. Vonseiten der Eliten in Bukarest führte dies nach der Staatsvergrößerung zu einem ausgeprägten Nationalismus und Zentralismus.

Aus Furcht vor kommunistischer Einflussnahme wurde nach dem Krieg eine weitreichende Landreform und Enteignung des Großgrundbesitzes beschlossen. Diese wurde jedoch nur halbherzig umgesetzt, was zu Überschuldung und Fragmentierung des Landbesitzes führte und somit weder die Bauernfrage lösen noch die regionalen Disparitäten beseitigen konnte. Innerhalb weniger Jahre wurden die Konservativen (zumeist Groß-

grundbesitzer) dadurch als wirtschaftliches und politisches Gegengewicht zu den Liberalen eliminiert. Die Revolutionsgefahr der Jahre 1917/1918 führte auch politisch zu einer Flucht nach vorn und zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts, was vor allem den Bauernparteien und in geringerem Maße auch den Sozialdemokraten Auftrieb gab. Durch den Krieg und die Russische Revolution unter Druck geraten, versprach König Ferdinand von Hohenzollern-Sigmaringen (Ferdinand I.) nicht nur Landreformen, sondern auch eine neue Verfassung und allgemeines Wahlrecht. Obwohl die neue liberale Verfassung erst 1923 zustande kam, wurde das darin festgeschriebene Wahlrecht bereits bei den ersten Nachkriegswahlen 1919, 1920 und 1922 provisorisch angewandt, indem die neuen Landesteile ihre Regeln vorerst beibehielten. In Siebenbürgen und Bukowina galt ein absolutes Mehrheitswahlrecht mit einem Repräsentanten pro Wahlbezirk, aber im Regat sowie in Bessarabien und der Dobrudscha ein Proporzwahlrecht.²⁶

Das neue Proporzwahlrecht vom 26. März 1926 kannte jedoch eine Besonderheit: Um stabile Einparteienregierungen zu ermöglichen, wurde nur die Hälfte der Sitze in der Abgeordnetenversammlung proportional vergeben. Die andere Hälfte ging nach einer Bonusregelung an die Partei, die mehr als 40 % der Wählerstimmen erhalten hatte. Diese Partei konnte folglich mit einer Parlamentsmehrheit von mindestens 70 % regieren.²⁷ Verstärkt wurde die politische Dominanz der Regierung und vor allem des Königs durch die Umkehrung von Wahl und Regierungsbildung. Der König bestimmte nach eigenem Dafürhalten einen Premierminister und eine Regierungspartei, die anschließend Wahlen organisierten und diese nahezu ausnahmslos gewannen.²⁸ Dieser Ansatz einer königlichen Regierung, der in den meisten europäischen Ländern bereits im 19. Jahrhundert verschwunden war, hielt sich in Rumänien so bis zur Königsdiktatur vom Dezember 1937. Nicht zuletzt diese von König Ferdinand I. und der Liberalen Partei zum eigenen Vorteil durchgesetzte Verfassung brachte nach früheren Fehlversuchen die Fusion der siebenbürgischen PNR und der radikaleren PȚ mit dem Querulanten Stere zustande.

Insgesamt galt die PȚ des Regats mit führenden Politikern wie Ion Mihalache und Constantin Stere als sozial und politisch radikaler im Vergleich zur PNR Transsylvaniens des späteren rumänischen Premierministers Iuliu Maniu. Die Fusion beider regionalen Bauernparteien 1926 wurde von den gemäßigten Kräften um Maniu eingefädelt, wodurch Stere in der neuen Nationalen Bauernpartei PNTȚ ein unbequemer Parteilinker blieb, und Dobrogeanu-Gherea als Sozialist ein echter Außenseiter.

In der Zeit zwischen dem Ende der konservativen Hegemonie im Gefolge des allgemeinen Wahlrechts und der Landreform um 1918 und dem Aufstieg der Eisernen Garde Mitte der 1930er Jahre bildete die PNTȚ das politische Gegengewicht zur städtischen National Liberalen Partei PNL. Nachdem der König in den ersten vier Nachkriegsjahren nicht weniger als sieben Premierminister ›verbraucht‹ hatte, regierte in den fünfzehn Jahren danach (bis zur Königsdiktatur) fast zehn Jahre lang die PNL. Die Bauernparteien waren den Hohenzollern generell eher suspekt. Nur der konservative Alexandru Vaida-Voevod aus der gemäßigten PNR hatte 1919–1920 einen Winter lang regiert, bis der neue König Mihai I., um die Macht der Liberalen einzuhegen, Iuliu Maniu als Parteileiter der PNTȚ mit der Regierungsbildung beauftragte. Nach der Fusion konnte die neue Partei samt Wahlverbündeten 1928 einmalig 79 % der Stimmen auf sich vereinen. Insgesamt aber wurden

26 Politics and Political Parties in Roumania, London 1936, S. 31–55; *Giurescu*, Illustrierte Geschichte, S. 505–506; *Hans Christian Maner*, Parlamentarismus in Rumänien (1930–1940). Demokratie im autoritären Umfeld, München 1997, S. 31f.

27 *Schultz/Kubû*, History and Culture of Economic Nationalism in East Central Europe.

28 *Wim van Meurs*, The Burden of Universal Suffrage and Parliamentary Democracy in (South-eastern) Europe, in: *Sabine Rutar* (Hrsg.), Beyond the Balkans. Towards an Inclusive History of Southeastern Europe, Münster 2013 (im Druck).

die Bauernparteien und Sozialisten vom Monarchen und den bürgerlichen Parteien als Bedrohung der politischen und gesellschaftlichen Ordnung betrachtet und nach Möglichkeit in ihren Aktivitäten beschnitten.

Nur zwischen 1928 und 1933 gelang es der PNTJ deshalb einige Male, den Premier zu stellen und so das Quasimonopol der vom König bevorzugten PNL zu durchbrechen. Die Wahlergebnisse waren stark schwankend und auch von Region zu Region unterschiedlich: 1922 erreichten die regionalen Bauernparteien in Moldau und der Walachei 40, in Siebenbürgen 26 und in Bessarabien 22 Sitze im Abgeordnetenhaus (das heißt zusammen 88 der 372 Sitze). Die Weltwirtschaftskrise und der persönliche Konflikt zwischen Maniu und der Hohenzollern-Dynastie machten die Phase der PNTJ-Regierungen von 1928 bis 1933 wenig erfolgreich. Neun Regierungswechsel in fünf Jahren trugen dazu bei, dass sich die PNTJ weder in der Wirtschaftspolitik noch vom Politikverständnis her (zum Beispiel durch die Revidierung der Verfassung) als Alternative zur PNL auszeichnen konnte.

In den Kategorien der anfangs entwickelten Matrix zeigt sich, wie paradox die Zerteilung der Modernisierungsstrategien war. Das Ziel der Abkehr von einer Strategie der Industrialisierung hatten die konservative Großgrundbesitzerpartei von Averescu und Linksradikale wie Constantin Stere mit der Eisernen Garde (»Garda de Fier« von 1930–1935 und »Totul pentru Țară« von 1935–1940) gemein. Umgekehrt befürworteten Kommunisten (»Partidul Comunist Român«) und bürgerliche Volksparteien (PNTJ und PNR) eine solche Strategie, wenn auch mit unterschiedlicher Härte und Konsequenz. Die politische Differenzierung ist diesbezüglich aussagekräftiger: »Partidul Popular« (PP), PNR, PNTJ und PNL wollten nach dem Ersten Weltkrieg die neue politische Ordnung vorschreiben, während die anderen Parteien eine Revolution der Bauern oder von den Arbeitern und Bauern zusammen herbeisehten. Für die populistischen Bauernführer in Ostrumänien wäre nach dieser politischen und sozialen Umwälzung eine funktionierende Demokratie das System der Wahl gewesen, während die Kommunisten eine Diktatur des Proletariats als Entwicklungsdiktatur anvisiert hatten. Nur die Faschisten und nicht die Populisten waren bestrebt, die Position des Bauerntums in Form einer Bauernrepublik über demokratische Gleichberechtigung hinauszuhoben, wenn auch oft mit stark autoritären oder paternalistischen Zügen.

Konkurrenz erhielt die Bauernpartei vor allem von rechts. In den ersten Jahren nach dem Krieg gründete General Alexandru Averescu, der Anfang 1918 bereits eine Militärregierung geleitet hatte, die konservative Volkspartei PP mit der Bauernbevölkerung als expliziter Zielgruppe. Nach einer zweiten Regierungszeit 1920–1921 verschwand diese Partei jedoch in den Hintergrund, nachdem die Landreformen die Großgrundbesitzer als ihre eigentliche Klientel entmachtet hatten. Während die Averescu-Partei vor allem von der Gunst des Königs abhängig gewesen war, machte ab 1927 die faschistische Eisernen Garde der PNTJ als Massenpartei Konkurrenz, die für ihre bäuerliche Wählerschaft gegen das politische Establishment Bukarests antrat. Obwohl die Ergebnisse durch das oben skizzierte Wahlrecht stark fluktuierten, waren PNTJ und PNR zusammen beziehungsweise ab 1926 die PNTJ kontinuierlich eindeutig die zweite Kraft nach der PNL, bis die »Totul pentru Țară« (Alles für das Vaterland) als politischer Arm der Eisernen Garde bei den Wahlen 1937 ihnen mit 15,5 % bedrohlich nahe kam.

Bedeutsamer für die PNTJ waren jedoch die Richtungskämpfe innerhalb der Partei und die dazugehörenden Abspaltungen. Während die PNTJ sich als Partei im bürgerlichen Lager etablierte und der Regierungsfähigkeit eine hohe Priorität einräumte, sträubte sich der radikale Flügel insbesondere im Regat und in Bessarabien dagegen. Maniu stand als Parteivorsitzender für die Salonfähigkeit der PNTJ, während die bloße Anwesenheit von Ion Mihalache, Constantin Stere oder Armand Călinescu aus der PNTJ den König auf Distanz gehen ließ. Auf dem anderen Flügel (innerhalb der PNR) zeigte sich Alexandru Vaida-

Voevod um der Macht willen bereit, eine Königsdiktatur zu akzeptieren. 1935 trennte er sich von der PNTJ und gründete mit der rechtslastigen »Frontul Național« (Nationale Front) eine eigene Partei, die zwar mit der Sympathie des Königs rechnen, aber nicht wie von diesem geplant der Eisernen Garde Konkurrenz machen konnte.

Insgesamt sprach vieles für eine Radikalisierung der Bauernbewegung in Rumänien. Die objektiven Lebensumstände der Landbevölkerung in weiten Landesteilen waren bedeutend schlechter als in umliegenden Regionen. Durch die geografische Nähe und Migrationsströme war radikales Gedankengut aus Russland (marxistischer und agrarpopulistischer Provenienz) gut vertreten. Die von der Hohenzollern-Dynastie und der hegemonialen liberalen Partei arg strapazierte Demokratie versprach den Bauern und ihren Anführern kaum Aussichten auf das Erringen eines Wahlsieges trotz der vorhandenen ländlichen Bevölkerungsmehrheit.

Die ideologischen Auseinandersetzungen zwischen Dobrogeanu-Gherea und Stere waren aus machtpolitischer Sicht wenig bedeutsam. Außerdem setzte sich bei der Bildung einer gesamtumänischen Bauernpartei die gemäßigte PNR aus Siebenbürgen gegen die agrarpopulistische Regionalpartei aus Bessarabien ebenso durch wie gegen die radikale Schwesterpartei PTJ im Regat.

Die bald zum parteipolitischen Establishment gehörende und vor allem mit den Liberalen konkurrierende PNTJ befürwortete weder radikale sozialwirtschaftliche Maßnahmen zugunsten des Bauerntums noch eine abweichende interne Parteiorganisation noch besondere Vorstellungen über Bauer und Bürger. Keine großen Ansprüche der Bauern als Wertschöpfer oder moralische Träger der Nation wurden vorgetragen. Von einem Bauernstaat als Gegenmodell zur liberalen Demokratie war somit auch bei den radikaleren Mitgliedern der Parteiführung kaum die Rede.

Somit lassen im Gesamtbild Rumäniens weder die objektive wirtschaftliche Situation und Agrarverfassung noch die Möglichkeiten des politischen Systems auf die Ausprägung der Bauernpartei schließen. Die persönliche Konkurrenz (zwischen Stere und Dobrogeanu-Gherea) und die Priorität des rumänischen Staats aus der Zeit der ungarischen Herrschaft (von Maniu und der PNR-Führungsriege) wogen schwer in der Ausrichtung der Partei nach 1918. Bulgarien bildet diesbezüglich ein interessantes Gegenbeispiel.

III. BULGARIEN: BÄUERLICHER VOLKSWILLE UND DIE POLITISCHE UMSETZUNG

Das Schlüsselereignis der Demokratisierung in Bulgarien war die Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts anstelle des mehr oder weniger breit angelegten Zensuswahlrechts mit unterschiedlichen Wahlkollegien, das die Bauernbevölkerung von politischer Partizipation nahezu ausschloss. In Rumänien wurde das allgemeine Wahlrecht erst nach dem Ersten Weltkrieg eingeführt, in Bulgarien dagegen bereits mit der ersten Verfassung von 1879, aber mit solchen Einschränkungen, dass die faktische politische Beteiligung in beiden Nachbarstaaten vor 1918 vergleichbar war.²⁹ Zusammen mit den in Ansätzen bereits älteren kollektiven »parteinahen« Einrichtungen wie Kooperativen und Kreditinstituten³⁰ wurden aus den mitgliederarmen Kaderparteien des 19. Jahrhunderts somit nach und nach weitverzweigte und durchorganisierte Mitgliederparteien.³¹ Im Fall Bulgariens

29 *Meurs*, *The Burden of Universal Suffrage*. Formell wurde in den österreichischen und ungarischen Gebieten der Doppelmonarchie 1907 beziehungsweise 1906 das allgemeine Wahlrecht für die Regionalparlamente eingeführt.

30 *Eidelberg*, *The Great Rumanian Peasant Revolt*.

31 *Richard S. Katz/Peter Mair*, *How Parties Organize. Change and Adaptation in Party Organizations in Western Democracies*, London 1994.

setzte diese Entwicklung bereits vor dem Ersten Weltkrieg ein: Sozialisten und Agrarpopulisten spielten diesbezüglich eine zentrale Rolle.

Utopische Agrarpopulisten

Die faktische Unabhängigkeit Bulgariens 1878 führte nicht nur zur liberalen Tárnovo-Verfassung aus dem Jahre 1879, sondern auch zu bedeutsamen Entwicklungen in der Agrarverfassung. Bulgarien kannte wegen der osmanischen Herrschaft keinen einheimischen Adel, und die meisten türkischen Großgrundbesitzer verließen das Land im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Folglich war der Bauer als Landeigentümer zumindest zahlenmäßig die dominante Figur der bulgarischen Dörfer.³² Hunger, Unterentwicklung und Armut waren damit nicht ausgeschlossen, aber das Bild war ein völlig anderes als in Rumänien, wo besonders in den östlichen Landesteilen Großgrundbesitz vorherrschte und in den westlichen bis 1918 nichtrumänische Landbesitzer und Großpächter. Diese bulgarische Entwicklung verhinderte auch die Kommerzialisierung der Landwirtschaft, die in Rumänien zu großen sozialwirtschaftlichen Spannungen und 1907 zum Bauernaufstand führte. Die *Zadruga* (der Verband der Großfamilie) hatte als höchstes Ziel die Selbstversorgung. Er verfügte damit kaum über die Möglichkeit, den Agrarbetrieb zu modernisieren, nicht zuletzt deshalb, weil den Investoren weitaus lukrativere Optionen als die Landwirtschaft offenstanden.

Relativ spät, im Jahre 1899, wurde in Bulgarien nach einer Welle von Protesten gegen Steuererhöhungen und den Zehnten in Naturalien eine Bauernbewegung gegründet, die unter dem Namen »Zemedelski Sojuz« (Bauernunion) für Agrar- und Steuerreformen eintrat. Demonstrationen und Petitionen galten ihr als geeignete Mittel, um die Regierung auf die soziale Lage, die Überschuldung und Ungleichbehandlung der Bauern aufmerksam zu machen. Die Agrarverbände setzten sich zum Ziel, »die intellektuelle und sittliche Lage der Bauern anzuheben und alle Arten der Landwirtschaft zu verbessern«.³³

Die mit dem Wahlrecht gegebenen Möglichkeiten führten die Bauernbewegung jedoch bald zu dem Entschluss, eine Partei zu gründen. 1901 beteiligte die Bewegung sich als »Bulgarski Zemedelski Narodni Sojuz« (Bulgarische Bauernvolksunion) an den Kommunal- und Nationalversammlungswahlen. Obwohl die Partei die Mitgliedschaft explizit auf Bauern beschränkte, verhinderten die Interessengegensätze zwischen Landarbeitern, Kleinbauern und wohlhabenden Landbesitzern ein klares programmatisches Profil. Dennoch waren die Gegensätze nicht so ausgeprägt wie in Rumänien, wo viele Großgrundbesitzer und Großpächter der landarmen und landlosen Dorfbevölkerung gegenüberstanden. Aleksandar Stambolijski konnte als Vordenker und Anführer der bulgarischen Bauernpartei nur mit einiger ideologischer Verblendung behaupten, dass das Bauerntum nicht in Klassen geteilt sei: Nur 600 Grundbesitzer besaßen mehr als 100 Hektar, 4 % der Agrarfläche Bulgariens. In Rumänien gehörte mancherorts ein Drittel bis drei Viertel des Agrarlandes zu Gutshöfen über 100 Hektar.³⁴

Die Partei teilte sich rasch in einen konservativen und einen radikalen Flügel, die sich aber eher im Blick auf strategische Fragen unterschieden, als dass sie grundsätzliche Interessengegensätze vertraten. Insbesondere Agronomen beziehungsweise Diplom-Landwirte und Lehrer in der Parteiführung traten für eine Agrarmodernisierung mittels privater Kleinbetriebe ein. Landzuteilung und Bildungsmaßnahmen für die Landbevölkerung gehörten zu ihren Anliegen. Eine politische Wende sollte durch die angestrebte politische

32 Richard J. Crampton, *Bulgaria 1878–1918. A History*, Boulder, CO/New York 1983, S. 175–209.

33 Statuten der Bulgarischen Agrarunion 1899, zit. nach: ebd., S. 331.

34 Zahlen bei Bell, *Peasants in Power*, S. 67f. und Eidelberg, *The Great Rumanian Peasant Revolt*, S. 95.

Reife der Bauern erfolgen. Soziale Reformen, nicht politische Umwälzungen waren im Sinne der russischen Agrarpopulisten die Zielvorgabe dieser Vordenker der Bauernbewegung.³⁵ Janko Sabunov, zusammen mit Tsanko Bakalov und Jordan Pekarev einer der Gründer der Partei, war zum Beispiel Direktor des Weinbauinstituts in Pleven und Herausgeber der Zeitschrift »Zemedelec« (Der Landwirt). Nach schwierigen Anfangsjahren (7,7 % der Stimmen 1901, keine Parlamentssitze 1903) stiegen die Wahlergebnisse seit 1908 (14,6 %) stetig an, bis die BZNS 1919 mit 27,3 % die stärkste Partei in Bulgarien wurde.³⁶

Typisch für die Entwicklung der politischen Linken in Bulgarien seit den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts war auf den ersten Blick die unmittelbare und getreue Nachahmung der politischen Entwicklungen in Russland. Die kulturell-historische und sprachliche Nähe könnte diese Verbindung erklären (obwohl in Rumänien trotz sprachlicher Distanz ähnliche Einflüsse bemerkbar waren). Als sich 1903 in Russland die Wege von Menschewiki und Bolschewiki trennten, spalteten sich auch die bulgarischen Sozialisten über ähnliche Streitfragen in sogenannte »enge« und »breite« Sozialisten. Die »Breiten« folgten den Menschewiki und machten sich für eine breite gesellschaftliche Basis und auch für Bündnisse mit anderen Parteien stark. Dagegen schwenkten die »Engen« später auf Lenins strategische Vorgaben ein, schlossen sich 1919 der Komintern an und nannten sich seitdem »Bulgarische Kommunistische Partei«. Die »Engen« verwehrten Bauern den Zugang zur Partei, während die »Breiten« sie zwar aufnahmen als »Hilfstruppen«, ihr Programm aber nicht danach ausrichteten. Während die Vorbildfunktion der Menschewiki und vor allem revisionistischer Parteien im Westen für die »Breiten« relativ unstrittig war, hadernten die »Engen« lange mit den bolschewistischen Positionen zu den Bauern, zur Landfrage, zur Revolution oder zur Rolle der Partei als einer revolutionären Avantgarde.

Die Bauernpartei von Stambolijski stand den russischen Sozialrevolutionären nahe.³⁷ Ihre Modernisierungsstrategien und Ideale unterschieden sich vom marxistischen Glauben eines einzigen kapitalistischen Entwicklungspfad zum Sozialismus, den Menschewiki und Bolschewiki gemein hatten. Wie bei den Sozialrevolutionären Alexander Kerenskis war die gesellschaftliche Vision die einer Bauernbevölkerung mit kleinen eigenen Höfen, die in eine starke, solidarische lokale Gemeinschaft eingebunden waren. Außerdem vertrauten sie auf die schiere Masse ihrer Anhängerschaft und bevorzugten somit den parlamentarischen Weg der Reformen. Die gemäßigten Führer der ersten Generation wollten die politischen Aufgaben jedoch den Sozialisten überlassen und die Bauernbewegung nicht zur Partei ausbauen, um den Druck auf das politische Establishment nicht durch eine Spaltung der demokratischen Bewegung zu schwächen.

Im Vergleich zu Rumänien ist in Bulgarien nach der tatsächlichen Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts die Stärke der Kommunisten augenfällig. Anscheinend gelang es den auf eine breite Anhängerschaft ausgerichteten und ideologisch relativ offenen »breiten« Sozialisten nicht, größere Teile der Landbevölkerung an sich zu binden. Erfolgreich waren diesbezüglich vor allem die auf das (industrielle) Proletariat orientierten »engen« Sozialisten. Somit stand die Bauernpartei in Bulgarien in einem Verhältnis der ideologischen Abgrenzung und Konkurrenz um Wähler nicht zu den Sozialdemokraten und (wie in Rumänien) den Liberalen, sondern zu den Kommunisten.³⁸

35 Angus Stewart, The Social Roots, in: *Ghița Ionescu/Ernest Gellner* (Hrsg.), *Populism. Its Meanings and National Characteristics*, New York 1969, S. 285–290; *John Bell*, The Genesis of Agrarianism in Bulgaria, in: *Balkan Studies* 16, 1975, H. 2, S. 73–92; *Crampton*, Bulgaria, S. 325–346.

36 *Richard J. Crampton*, *A Short History of Modern Bulgaria*, Cambridge/New York 1987, S. 82f.

37 *Manfred Hildermeier*, *The Russian Socialist Revolutionary Party Before the First World War*, New York 2000.

38 *Marin V. Pundeff*, Marxism in Bulgaria Before 1891, in: *Slavic Review* 30, 1971, S. 523–550; *Frederick B. Chary*, *The History of Bulgaria*, Santa Barbara, CA 2011, S. 76.

Angesichts der traditionell breiten Streuung des Landbesitzes in Bulgarien war die umfangreiche ländliche Anhängerschaft der Kommunisten durchaus überraschend und nicht so leicht erklärlich wie die der Menschewiki und Sozialrevolutionäre. Als Erklärungsansatz dafür bietet sich weniger der autonome Ideentransfer aus Russland, sondern vielmehr der revolutionäre Umbruch in politischem und sozialem Sinne an, der sich in Bulgarien nach dem Fiasko des Ersten Weltkriegs ereignete. Anders als im ›siegreichen‹ und territorial bevorteilten Rumänien war das politische Establishment von Konservativen und Liberalen in Sofia auf ganzer Linie gescheitert und diskreditiert. Vor allem die Bauernpartei und die ›engen‹ Sozialisten profitierten in den ersten Nachkriegsjahren von der politischen, nationalen und wirtschaftlichen Krise, wenn auch mit recht unterschiedlichen Vorstellungen einer neuen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung.

Nach Stambolijskis Vorgaben entschied sich die BZNS vor dem Ersten Weltkrieg klar für eine endogene Agrarmodernisierung durch private Kleinbetriebe mit besser geschulten und technisch besser ausgestatteten Bauern. Die politische Position war weniger klar definiert. In Zeiten erheblicher Wahlerfolge wurde der Bauer als gleichberechtigter Bürger betrachtet. Stambolijski trat dementsprechend für eine wirklich konstitutionelle Demokratie und einen Rechtsstaat ein.³⁹ In der Parteipropaganda klang jedoch an, dass das Anrecht des Bauertums auf politische Dominanz sich nicht nur aus der schieren Zahl der ländlichen Bevölkerung ableitete. Die radikalisierte agrarsozialistische Politik Stambolijskis richtete sich gegen Städte und Bürger überhaupt sowie insbesondere gegen die bürgerlichen Parteien. Die BZNS hatte bis Kriegsende in einem politischen Umfeld agiert, das nicht so ungünstig war, dass eine Strategie des Terrors wie die der Narodniki angebracht schien, aber auch nicht so günstig, dass ein Alleingang gegen die bürgerlichen Parteien realistisch gewesen wäre.

Im Vergleich zu Rumänien schienen die Bedingungen für eine Radikalisierung der Bauernpartei eher ungünstig: Es gab keine Verelendung der Landbevölkerung, ein relativ offenes politisches System und keine Parteifrakturen mit einer revolutionären Vergangenheit, obwohl auch hier das russische Gedankengut präsent war. Entscheidend für die ›Neugründung‹ des bulgarischen Staats nach dem Ersten Weltkrieg war die totale Niederlage und Diskreditierung des parteipolitischen Establishments, welche die Bauernpartei mühelos an die Macht schwenkte. Im Nachbarland hatte die nationale Euphorie des vollendeten rumänischen Nationalstaats zum gleichen Zeitpunkt die Macht von Dynastie und Liberalen gefestigt. Die einmalige Chance für einen Bauernstaat war damit in Rumänien vorbei.

Nicht weniger bedeutsam war die Tatsache, dass sich die elektorale Konkurrenz der BZNS im linken Spektrum befand: Die Kommunisten, 1919 aus den »engen« Sozialisten hervorgegangen, traten sogleich der Komintern bei. Sie lehnten selbstverständlich den Parlamentarismus der BZNS ab. Bei den wichtigen Wahlen im März 1920 erreichte die BZNS 110 von 229 Parlamentssitzen, die Kommunisten 51, während die ›breiten‹ Sozialisten sich mit fünf ›bürgerlichen‹ Parteien die restlichen 68 teilten.⁴⁰ In dieser Auseinandersetzung um die bäuerlichen Wähler radikalisierte sich die Bauernpartei. Ähnlich wie die Kommunisten offerierte Stambolijski ein radikales Modell einer neuen Gesellschaft. In Rumänien befand sich die Konkurrenz mit den Liberalen rechts der Mitte. Die Zwänge des dortigen geschlossenen politischen Systems bewegten die PNR von Iuliu Maniu mit dazu, die Konkurrenz mit den Liberalen nach deren Bedingungen anzugehen und zu verlieren. Auch Stambolijski verlor aber beim kühnen Versuch, einen Bauernstaat aufzubauen, der weder »sozialistisch« war (im Sinne seiner kommunistischen Widersacher) noch »demokratisch« (im Sinne des Monarchen). Als Partei, oder besser gesagt Bewegung, die den

³⁹ Bell, *Peasants in Power*, S. 52–56 und 67.

⁴⁰ Ebd., S. 152.

etablierten Parteien mangelnde Nähe zum einfachen Volk und seinen Bedürfnissen vorwarf, war die BZNS ein Vorreiter der parteipolitischen Modernisierung. Die Bewegung war aus lokalen Sozialverbänden für und durch die Bauern entstanden und verfügte somit über ein neuartiges Netzwerk lokaler *družbi* (Zellen). Weder die in Sofia konzentrierten etablierten Parteien noch die zentralistisch organisierten ›engen‹ Sozialisten konnten auf solchen Strukturen aufbauen.

Der spätere BZNS-Premier und ›Gallionsfigur‹ der Partei, Aleksandar Stambolijski, gehörte zu deren linkem Flügel. In Bulgarien (Pleven) und Deutschland (München) in Agrarwissenschaften ausgebildet, gelang es ihm, ein radikales Programm für die Partei auszuarbeiten und durchzusetzen. Unter seiner Leitung als Parteivorsitzender ab 1905 und Parlamentsabgeordneter ab 1908 wurde die BZNS zur wichtigsten Oppositionspartei. In der revolutionär aufgeladenen Stimmung am Kriegsende gewann die Bauernvolksunion im August 1919 die Wahlen. Stambolijski wurde somit auf Geheiß des Königs Premier einer Koalitionsregierung mit der bürgerlichen Nationalpartei und den Progressiv-Liberalen.

Stambolijskis Herrschaft

Nach einem neuerlichen Wahlsieg 1920 regierte Stambolijski ohne Koalitionspartner und war somit in der Lage, seine Reformpläne selbstständig umzusetzen. Sein Regime entartete bald in eine Diktatur, forcierte Agrarreformen und setzte eine blutige Repression jeglichen gesellschaftlichen und politischen Widerstandes durch. Die harten Friedensbedingungen von Neuilly führten zu einem raschen Popularitätsverlust der Bauernpartei und zu einer starken Reduzierung des Spielraums und der Ressourcen für die Umsetzung der Reformpläne zugunsten der Bauern.

Einmal an der Macht, versuchte Stambolijski einen Durchbruch zu forcieren, indem er die Reformagenda zugunsten der Bauern mit Gewalt und Härte gegen alle gesellschaftlichen Widerstände durchpeitschte. Idealisierte Vorstellungen über die Schaffung einer Bauernrepublik in politischem Sinne blieben dabei auf der Strecke. Dass seine politischen Ideale weiter reichten als Gleichberechtigung und proportionale Vertretung der Bauern in einer konstitutionellen Demokratie, zeigte seine Abkehr von den bürgerlichen Parteien und vom städtischen Leben und urbaner Kultur im Allgemeinen. Er verlegte den Amtssitz des Premierministers an den Stadtrand von Sofia, um den Bauern und Feldern näher zu sein und eine Distanz zu dem »Sodom und Gomorrha« (seine Worte)⁴¹ der urbanen Politik zu wahren.

Der Versuch Stambolijskis, das Wahlrecht durch die Einführung einer Wahlpflicht und die Neuumschreibung der Wahlkreisgrenzen zugunsten seiner Partei zu modifizieren, sowie weitere radikale Wirtschaftsreformen führten rasch zum Schulterchluss der liberalen und konservativen Parteien. Die Machtübernahme durch Offiziere und mazedonische Separatisten am 9. Juni 1923 bedeutete für Stambolijski einen grausamen Tod. Der gemeinsame Staatsstreichversuch gegen das neue Regime durch seine Mitstreiter und die Kommunisten im September 1923 markierte das politische Aus für die BZNS. Der Putsch wurde unterdrückt, seine Anführer verfolgt und inhaftiert. Stambolijskis dreijährige Herrschaft war jedoch historisch für die gesamte Region einmalig, da nicht etwa ein marxistisch-kommunistisches Regime die Macht ergriffen hatte, sondern eine agrarpopulistische Bewegung.⁴²

41 Zit. nach: *Wojciech Roszkowski*, Land Reforms in East Central Europe After World War One, Warschau 1995, S. 83.

42 *Nissan Oren*, Revolution Administered. Agrarianism and Communism in Bulgaria, Baltimore 1973.

Nach der erfolgreichen Konterrevolution des Jahres 1923 und dem Mord an Aleksandar Stambolijski wurde die BZNS zwar nicht als Partei verboten, aber langfristig von der Regierung ausgeschlossen. Ab 1925 zerfiel die Partei in sich bekämpfende Flügel und Splitterparteien. Erst die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre nötigte das autoritäre Regime, die konservativen und gemäßigten Flügel der ehemaligen Bauernpartei 1931/32 in die Regierungsarbeit einzubeziehen.⁴³ Die Radikalen unter der Leitung von Nikola Petkov verweigerten die Zusammenarbeit mit dem Regime. Sie wählten dabei für sich den bezeichnenden Namen »BZNS-Aleksandar Stambolijski« (auch: »BZNS-Pladne«), während die Konservativen schließlich während der Königsdiktatur ab 1934, als politische Parteien formell verboten wurden, mit den bulgarischen Faschisten fusionierten. Nach der Zusammenarbeit in der Widerstandsbewegung entwickelten sich die linken Flügel nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer Blockpartei der herrschenden Bulgarischen Kommunistischen Partei. Die Vielzahl der Parteien, die sich seit dem Ende der Živkov-Ära mit dem Namen »BZNS« schmücken, zeigt die damit verbundene Aura, wenn auch die Wahlergebnisse wenig schmeichelhaft sind.⁴⁴

IV. FAZIT

Nur aus einer entfernten westlichen Perspektive ähneln sich die beiden Vergleichsfälle dieses Essays, Rumänien und Bulgarien. Nicht nur die Agrarverfassungen, sondern auch die äußeren Umstände in den entscheidenden Jahren direkt nach dem Ersten Weltkrieg waren unterschiedlich. Die Verfügbarkeit von und kulturelle Nähe zu relevanten Vorbildern für die Bauernparteien war aber für beide gegeben, und die Entwicklung des Wahlrechts wies zumindest in der Praxis der Ausweitung der Wählerschaft seit dem späten 19. Jahrhundert deutliche Parallelen auf. Im Endeffekt dominierte in der rumänischen Nationalen Bauernpartei im ersten Jahrzehnt nach dem Weltkrieg die Richtung, die sich keineswegs gegen das wenig demokratische politische System Bukarests auflehnte und sogar, einmal an der Macht, den Bonus für die größte Partei akzeptierte. Die Partei verfügte zwar über eine vergleichsweise gut ausgebaute Organisationsstruktur in den Dörfern, aber funktionierte letztlich eher wie eine Bukarester Honoratiorenpartei. Wie ihr Widersacher, die liberale PNL, kannte sie kaum entwickelte Formen innerparteilicher Demokratie. Radikalere Vorstellungen einer Bauernrevolution wurden höchstens in den entlegenen Nischen und Randgruppen der Partei gehört. Der Bauer als solcher wurde schlicht als Bürger und Wähler betrachtet. In der Parteispitze war ein paternalistischer Konservatismus stark vertreten, revolutionäre Ansprüche aus einer vermeintlichen Superiorität des Bauern dagegen kaum. Auch die Überhöhung des Status des Bauerntums aus nationalistischer Überzeugung, wie es aus den Ursprüngen der siebenbürgischen Vorgängerpartei als nationale und nationalistische Emanzipationsbewegung vielleicht zu erwarten gewesen wäre, lässt sich nur gelegentlich feststellen. Insgesamt obsiegte das politische Establishment, und die Bauernpartei wurde erfolgreich gebändigt und eingebunden.

In Bulgarien fand genau die entgegengesetzte Entwicklung statt. Im späten 19. Jahrhundert schien aufgrund der tatsächlichen sozialökonomischen Entwicklungen und der Agrarverfassung weder eine Vormachtstellung der Kommunisten noch eine radikale Bauernbewegung naheliegend. Erklären lässt sich die Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg weder durch einen bevorzugten Ideentransfer der Agrarpopulisten aus Russland noch durch die einheimische Wirtschaftsentwicklung Bulgariens, sondern vielmehr durch den

43 Chary, *The History of Bulgaria*, S. 72 und 75f.

44 Josef Gruber, *Parteien und Demokratie in Bulgarien*, in: KAS Auslandsinformationen, 1999, Nr. 6, S. 21–39, hier: S. 26; Meurs, *Bauernparteien und rurale Wählerschaften*.

Krieg, der ein politisches Vakuum produziert hatte, und durch die Konkurrenz zwischen Kommunisten und Agrarpopulisten. Gerade durch diese Zwänge kam es auch in den Jahren der Alleinherrschaft Stambolijskis als einmaliges Experiment nicht zu einer Umsetzung des politischen Ideals einer Bauernrepublik. Das Vergleichsbeispiel der frühen bolschewistischen Herrschaft in Sowjetrußland lässt vermuten, dass das idealiter vertretene Ziel einer politischen Repräsentation und Partizipation unweigerlich dem Ziel einer sozialökonomischen Revolution zum Opfer fallen muss, und zwar unabhängig davon, ob diese Revolution die Industrieentwicklung oder die Landwirtschaft fördern sollte.

Insgesamt bestätigt dieser vorläufige Vergleich, dass der klassische sozialökonomische Determinismus in der historischen Erforschung der Bauernparteien zu Recht der Vergangenheit angehört. Nach diesem Modell hätten sich die Revolutionäre aus Moldau und Walachei in Rumänien durchsetzen müssen, und nicht ihre Gesinnungsgenossen im relativ wohlhabenden Bulgarien. Umgekehrt zeigt sich jedoch auch, dass ein rein ideenhistorischer Ansatz nicht sehr produktiv ist. Populistische Ideale und Strategien gegen eine auf Industrialisierung basierende Wirtschaftsentwicklung und für eine politische Vormacht des Bauerntums waren über die geografische Nähe zu Rußland im bessarabischen Rumänien ebenso vorhanden wie in Bulgarien über die sprachliche Nähe zu Rußland. Dennoch setzten sich die Populisten in Rumänien mit Stere und Dobrogeanu-Gherea höchstens intellektuell durch, aber sicherlich nicht parteipolitisch. Zu keinem Zeitpunkt drohte in Bukarest eine »populistische« Machtübernahme nach dem Vorbild Stambolijskis in Sofia.⁴⁵

Auch wenn die Verfügbarkeit populistischen Ideenguts und ein gerüttelt Maß an sozialem Unfrieden und Ungleichheit Grundvoraussetzungen für die Entfaltung von Bauernparteien sind, drängt sich als entscheidender Faktor die unabhängige Variable des Ausgangs des Ersten Weltkriegs auf. Die umfassende Niederlage und Demütigung Bulgariens diskreditierte das politische Establishment von Konservativen und Liberalen mit ihrem Nationsbildungsprojekt und der dazugehörigen paternalistischen demokratischen Ordnung. In dieses Vakuum trat Stambolijski, der sich vor allem um die Konkurrenz der Kommunisten auf der linken Seite sorgen musste. Demgegenüber stand der überraschende Sieg Rumäniens, der das nationale Projekt mit der territorialen Ausdehnung zu seinem Höhepunkt führte und somit die Machtposition des liberalen Establishments zementierte. Das paternalistische demokratische System kam aus den kurzen revolutionären Wirren und der Einführung des allgemeinen Wahlrechts gestärkt hervor. Um den Liberalen gegenüber überhaupt konkurrenzfähig zu sein, blieb der Bauernpartei nichts anderes übrig, als sich anzupassen. Folglich würden erst die Faschisten der Eisernen Garde in den 1930er Jahren die politische Ordnung wirklich herausfordern und in die Knie zwingen.⁴⁶ Es war deshalb kein Zufall, dass die rumänischen Gardisten sich in und außerhalb des Parlaments als Bauernführer profilierten und mit demokratischen wie revolutionären Mitteln gegen eine industrielle und urbane Zukunft und für einen echten Bauernstaat kämpften.

45 Die Reaktionen der rumänischen Bauernführer und Vordenker auf Stambolijski und das BZSN-Regime in Bulgarien wären diesbezüglich aufschlussreich.

46 *Armin Heinen*, Die Legion »Erzengel Michael« in Rumänien. Soziale Bewegung und politische Organisation. Ein Beitrag zum Problem des internationalen Faschismus, München 1986; *Wim P. van Meurs*, Subversive Movements in the Political Arena, in: *Alina Mungiu/Wim van Meurs* (Hrsg.), *Ottomans into Europeans. State and Institution-Building in South Eastern Europe*, New York 2010, S. 75–110.

Mike Schmeitzner

Ambivalenzen des Fortschritts

Zur Faszination der proletarischen Diktatur in der demokratischen Revolution 1918–1920

Schon in seiner »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie« notierte Karl Marx 1843/44: »Allein auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift.« Die Fähigkeit der Theorie, die »Massen zu ergreifen«, sei dann gegeben, »sobald sie *ad hominem* [am Menschen] demonstriere«, das heißt, radikal die »Sache an der Wurzel« fasse. Die Wurzel für den Menschen sei »aber der Mensch selbst«. Die »positive Möglichkeit der Deutschen Emanzipation« sah Marx im wachsenden Proletariat. In ihm erkannte er die Klasse »mit radikalen Ketten«, die sich selbst und die gesamte Gesellschaft emanzipieren werde, indem sie die »Negation des Privateigentums« verlange und die »Auflösung der bisherigen Weltordnung« verkünde.¹ Mit dieser utopischen Annahme von Marx hatte das Proletariat als »Hauptleidtragender« des Kapitalismus eine »Erlösungsaufgabe« zu bewältigen, wie sie nicht umfassender hätte ausfallen können: nämlich die Herstellung einer »neuen Heilsordnung der ›kommunistischen Gesellschaft‹ der Gleichen, Freien und Gerechten.«² Marx selbst hielt seine Theorie dabei für diejenige, aus der sich das Proletariat »seine geistigen Waffen« entleihen müsse, um diesen Emanzipationsprozess zu vollziehen.³ Eine Konkretisierung fand dieser Emanzipationsgedanke in dem nur wenige Jahre später veröffentlichten »Manifest der Kommunistischen Partei« (1848) und wiederum zwei Jahre später – und um die Erfahrung des niedergeschlagenen französischen Arbeiteraufstands (Juni 1848) reicher – in Briefen und Schriften, in denen Marx erstmals (1850) die Diktatur des Proletariats als notwendiges Durchgangsstadium bezeichnete.

Die deutsche Geschichte kennt nur einen einzigen Wendepunkt, in der Marx' Theorie »materielle Gewalt« wurde und die Massen ergriff, ohne jedoch jemals das avisierte Durchgangsstadium zu erreichen. Gemeint sind die deutsche Revolution von 1918/19 und ihre Nachwehen von 1920.⁴ Am Beispiel dieser Zäsur soll der Frage nach der Faszination der Diktatur des Proletariats als bislang sehr verschieden interpretierter Formel⁵ nachgegangen

1 *Karl Marx*, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: MEW, Bd. 1, Berlin (Ost) 1976, S. 385–391.

2 *Hans-Ulrich Wehler*, Die neue Umverteilung. Soziale Ungleichheit in Deutschland, München 2013, S. 24.

3 *Marx*, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, S. 391.

4 Im Folgenden beziehe ich mich auf diese zeitliche Fixierung, die konsequenterweise *Ulrich Kluge*, Die deutsche Revolution 1918/19. Staat, Politik und Gesellschaft zwischen Weltkrieg und Kapp-Putsch, Frankfurt am Main 1985, S. 8, vorgeschlagen hat, auch wenn sich diese nicht direkt im Titel niederschlug.

5 Vgl. etwa *John Ehrenberg*, The Dictatorship of the Proletariat. Marxism's Theory of Socialist Democracy, New York 1992; *Hal Draper*, The »Dictatorship of the Proletariat« from Marx to Lenin, New York 1987; *Uli Schöler*, »Despotischer Sozialismus« oder »Staatsklaverei«? Die theoretische Verarbeitung der sowjetrussischen Entwicklung in der Sozialdemokratie Deutschlands und Österreichs (1917 bis 1929), 2 Teile, Münster 1990; *Jürgen Zarusky*, Die deutschen Sozialdemokraten und das sowjetische Modell. Ideologische Auseinandersetzung und außenpolitische Konzeptionen 1917–1933, München 1992; *Arkadij Gurland*, Marxismus und Diktatur, Frankfurt am Main 1981 (Erstausgabe Leipzig 1930); *Uwe-Jens Heuer*, Marxismus und Demokratie, Berlin (Ost) und Baden-Baden 1989. Aus zeitgenössisch-wissenschaftlicher Sicht: *Karl Diehl*, Die Diktatur des Proletariats und das Rätesystem, Jena 1924.

gen werden; eine Faszination, die zwischen 1918 und 1920 einen immer größer werdenden Teil der Funktionäre und Anhänger der sozialistischen Parteien erreichte. Ausgehend von den geistigen Voraussetzungen und Anregungen sowie den einströmenden Einflüssen der Revolutionszeit wird deshalb zu untersuchen sein, weshalb sich eine solche Entwicklung vollzog und in welcher Weise sie mit der ersten Demokratiegründung in Deutschland in Zusammenhang stand. Inwieweit haben enttäuschte Hoffnungen auf gesellschaftliche Veränderungen und die Rolle der Gewalt den Zuspruch für eine proletarische Diktatur wachsen lassen? Was ließ diese Art der Klassendiktatur überhaupt so attraktiv erscheinen? War es die Faszination der ›ganzheitlichen‹ Lösung in einer immer stärker ausdifferenzierten Gesellschaft? Und inwiefern spielte die Frage des Versagens von (sozialdemokratischen) Reformansätzen in Krisenzeiten hier hinein? Welche Teile der Arbeiterbewegung zeigten sich für eine solche Lösung besonders ›anfällig‹? Wie verhielt sich – politisch-operativ und programmatisch – die Mehrheitssozialdemokratische Partei Deutschlands (MSPD) zu dieser Entwicklung? Was wurde in diesem ›Lager‹ überhaupt unter einer »Diktatur des Proletariats« subsumiert und inwieweit die Formel instrumentell gebraucht? War es vielleicht ›nur‹ eine Generationenfrage?

I. DIE DIKTATUR DES PROLETARIATS ALS WELTANSCHAULICHE RESSOURCE

Eine ›Lehre‹ von der »Diktatur des Proletariats« haben weder Karl Marx noch Friedrich Engels hinterlassen. Es blieb erst den sowjetischen und osteuropäischen Legitimationswissenschaften vorbehalten, eine solche ›Lehre‹ zu entwickeln, die als »Kernstück der marxistisch-leninistischen Revolutionstheorie« galt.⁶ Allerdings fußte diese weitgehend auf den Engführungen Wladimir I. Lenins, der mit seinem neuen Staat eine bestimmte institutionelle Form der Regierungsgewalt entwickelt hatte. Es wäre freilich verfehlt anzunehmen, dass Karl Marx und Friedrich Engels lediglich einige randständige Äußerungen hierzu vorgenommen hätten. Marx' erste Äußerungen lassen sich wohl nicht von ungefähr im zeitlichen Kontext der fehlgeschlagenen französischen Revolutionen von 1848/49 und 1871 finden. Zuerst in den »Klassenkämpfen in Frankreich« (1850) mehrfach verwendet, tauchte der Begriff der Diktatur des Proletariats dann in »Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte« (1852), in »Der Bürgerkrieg in Frankreich« (1871) und in den »Randglossen zum Gothaer Programm« (1875) auf.⁷ In einem Brief von 1852 ließ er seinen Weggefährten Joseph Weydemeyer wissen, wo denn seine bisherigen Verdienste lägen: Die Entdeckung des Klassenkampfes fiel seines Erachtens nicht darunter, aber der Nachweis, dass der »Klassenkampf notwendig zur Diktatur des Proletariats« führe und diese selbst nur »Übergang zur Aufhebung aller Klassen und zu einer klassenlosen Gesellschaft« sei.⁸

Weithin bekannt wurde jedoch nicht diese Briefpassage, sondern Marx' Definition in den »Randglossen zum Gothaer Programm«, die er anlässlich der Vereinigung von »Lassalleanern« und »Eisenachern« 1875 erarbeitet hatte. In dem Text hieß es: »Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der einen in die andre. Der entspricht auch eine politische Übergangsperiode, deren Staat nichts anderes sein kann, als die revolutionäre Diktatur des

6 Wörterbuch der Geschichte, Bd. 1: A–K, Berlin (Ost) 1983, S. 237.

7 Im Werk »Der Bürgerkrieg in Frankreich« wird die »Pariser Kommune« zwar nicht als eine solche Diktatur charakterisiert, doch war es Friedrich Engels, der Jahre später diese Zuschreibung explizit vornahm. Vgl. *Friedrich Engels*, Einleitung zu Marx' »Bürgerkrieg in Frankreich«, in: MEW, Bd. 22, Berlin (Ost) 1963, S. 188–199, hier: S. 199.

8 Karl Marx an Joseph Weydemeyer vom 5.3.1852, in: MEW, Bd. 28, Berlin (Ost) 1963, S. 508.

Proletariats.«⁹ Da führende deutsche Sozialdemokraten die Kritik aus wohl erwogenen Opportunitätsgründen beiseitelegten, vermochte sie erst ab 1891 – im Zuge einer von Engels autorisierten Veröffentlichung – eine gewisse Wirkmächtigkeit entfalten. Doch was genau verstand Marx unter einer solchen Form der Diktatur? Nach allen bekannten Überlieferungen zu urteilen scheint Marx den Ausdruck »Diktatur« »niemals verwendet zu haben, um eine bestimmte institutionelle Form der Regierungsgewalt zu beschreiben«, vielmehr ging es ihm darum, den »Inhalt der Herrschaft einer Gruppe oder Klasse zu bezeichnen«. Da sich die neue proletarische Staatsmacht aber erst gegen die abzulösende Klasse der Bourgeoisie zu behaupten hatte, war es aber »gleichwohl wahrscheinlich, dass eine solche Herrschaft dazu neigen würde, offen diktatorisch aufzutreten«.¹⁰ Für diese Annahme spricht auch die Aussage im »Kommunistischen Manifest«, wonach das Proletariat seine »politische Herrschaft« dazu benutzen werde, der »Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen« und alle »Produktionsinstrumente in den Händen des Staates, d.h. des als herrschende Klasse organisierten Proletariats, zu zentralisieren«.¹¹

Solche umwälzenden Maßnahmen erschienen aus der Sicht von Marx und Engels deswegen gerechtfertigt, weil es mit der Diktatur des Proletariats die »Diktatur der Bourgeoisie«, einer im Besitz des Privateigentums an Produktionsmitteln befindlichen Minderheit der Bevölkerung, abzulösen galt, die den Staat nur als Unterdrückungsinstrument einsetzte und auf politischer Ebene ihre Klassenherrschaft zum Beispiel mit Klassenwahlrecht und Presseeinfluss zu sichern versuchte. Nach der erfolgreichen proletarischen Macht ergreifung und ihrer Etablierung als herrschende Klasse sollte das Proletariat die im Kapitalismus entstandene »Entfremdung« überwinden, alle Klassenherrschaft aufheben und generell den Staat zum »Absterben« bringen. Diese Auffassung war insofern utopisch, als doch bereits die Forderungen aus dem »Manifest« die Staatstätigkeit noch wesentlich erweitern statt reduzieren mussten.¹² Auch andere Fragen blieben größtenteils unbeantwortet: Zum Beispiel war nicht klar, wer genau die Staatsgeschäfte leiten, die Wirtschaft kontrollieren und den Klassengegner niederhalten sollte. Das Proletariat als Ganzes würde wohl kaum den neuen Klassenstaat »regieren« können; dies konnten wiederum nur einzelne Gruppen oder Parteien, die aber »nicht gleichbedeutend« mit einer Klasse waren.¹³ Sollten die Kommunisten, denen Marx und Engels eine höhere »Einsicht« in den Gang der Geschichte attestierten¹⁴, diese neuen und umfangreichen Aufgaben wahrnehmen?

Die wenigen Anhaltspunkte, die Marx und Engels für ein »allgemeingültiges Modell« der Diktatur des Proletariats der Nachwelt hinterließen, sorgten schon wenige Jahre nach ihrem Tod für lang anhaltende Interpretationsdebatten. Hatte Marx als Beispiel einer sol-

9 Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei. Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms. Aus dem Nachlass von Karl Marx, in: *Die Neue Zeit* 9, 1890/91, Nr. 18, 1. Bd., S. 561–575, hier: S. 573.

10 *Eric Hobsbawm*, *Wie man die Welt verändert. Über Marx und Marxismus*, München 2012, S. 72.

11 Entsprechende »despotische Eingriffe« sollten unter anderem zuerst zur »Zentralisation des Kredits in den Händen des Staats«, zur »Zentralisation des Transportwesens«, zur »Vermehrung der Nationalfabriken«, zur Erarbeitung eines »gemeinschaftlichen Plans« und zur »Errichtung industrieller Armeen« führen. *Karl Marx/Friedrich Engels*, *Manifest der Kommunistischen Partei*, in: MEW, Bd. 4, Berlin (Ost) 1977, S. 459–493, hier: S. 481f.

12 Marx und Engels subsumierten unter dem Staatsbegriff vor allem die »Regierung über Personen« (das heißt die repressive Seite); allerdings waren die »Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen«, die beide in diesem Kontext ausklammerten, ebenfalls Staats-tätigkeiten. *Friedrich Engels*, *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft*, in: MEW, Bd. 20, Berlin (Ost) 1972, S. 262.

13 *Karl Kautsky*, *Die Diktatur des Proletariats*, Wien 1918, S. 15.

14 *Marx/Engels*, *Manifest der Kommunistischen Partei*, S. 474.

chen Diktatur die Pariser Kommune genannt, die zwar das allgemeine Wahlrecht kannte, jedoch nicht die Gewaltenteilung, ließ sich der späte Engels die Bemerkung abringen, dass die »demokratische Republik« sogar die »spezifische Form der Diktatur des Proletariats« sei.¹⁵ Engels scheint zu seinem Lebensende hin (1895) die These vertreten zu haben, dass aufgrund des stetigen Wachstums der deutschen Sozialdemokratie bei Reichstagswahlen die Übergangsperiode auch mit dem Stimmzettel eingeführt werden könnte.¹⁶ Eine solche Interpretation entsprach ganz der Linie dieser deutschen Sozialdemokratie, die sich mit ihrem Erfurter Programm von 1891 weitgehend Marx verpflichtet hatte. In dem Programm war zwar nicht »expressis verbis« von der Diktatur des Proletariats die Rede¹⁷, doch von der Übernahme der »politischen Macht« durch das Proletariat, den marxischen Entwicklungsgesetzen und dem Endziel einer klassenlosen Gesellschaft. Der von Marx noch 1875 kritisierte »freie Volksstaat« war nun getilgt, doch blieb als Kernforderung das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht erhalten.

Engels letzter Hinweis auf das allgemeine Wahlrecht als das »Werkzeug der Befreiung«¹⁸ wurde später nicht nur »zum Banner des Revisionismus«, wie Uwe-Jens Heuer meint¹⁹; auch für Karl Kautsky, den anerkannten Theoretiker der SPD und Engels' langjährigen Freund, war der Parlamentarismus das definitive »Instrument der Diktatur des Proletariats«. In einem Brief von 1893 äußerte Kautsky über das halbabsolutistische Deutschland:

»Meiner Meinung nach leiden wir in Deutschland nicht an zuviel, sondern an zu wenig Parlamentarismus, und es wird die Aufgabe des Proletariats sein, nachzuholen, was die deutsche Bourgeoisie in ihrer Feigheit versäumt, ein wirkliches parlamentarisches Regime zu schaffen. [...] Für die Diktatur des Proletariats kann ich mir aber eine andere Form nicht denken, als die eines kraftvollen Parlaments nach englischem Muster mit einer sozialdemokratischen Mehrheit und einem starken und bewussten Proletariat hinter sich.«²⁰

Während Kautsky den Kampf um einen »wirklichen Parlamentarismus« als »Entscheidungskampf der sozialen Revolution« betrachtete und hier den »Sieg des Proletariats« erwartete²¹, sahen seine späteren Gegenspieler vom linken und rechten Flügel, Rosa Luxemburg und Eduard Bernstein, den Parlamentarismus unter anderen Gesichtspunkten.

Für Luxemburg spielte der Parlamentarismus – anders als die von ihr betonte Spontaneität der Massen – keine hervorgehobene Rolle; für Bernstein, der die Diktatur des Proletariats ohnehin für eine »Phrase«²² hielt, die man besser nicht verwenden sollte, eine ebenso große wie Kautsky. Nur ging Bernstein mit einigem Recht nicht mehr von einem »Entscheidungskampf der sozialen Revolution« und einem »Endziel« aus, zu dem der Parlamentarismus führen müsse. Vielmehr versuchte er, wichtige Elemente der liberalen Demokratie (zum Beispiel Gewaltenteilung, Minderheitenrechte) in die sozialdemokrati-

15 *Friedrich Engels*, Zur Kritik des sozialdemokratischen Programmentwurfes 1891, in: MEW, Bd. 22, Berlin (Ost) 1963, S. 225–240, hier: S. 235.

16 Hatte sich Engels noch 1891 gegen den friedlich-evolutionären Weg zum Sozialismus ausgesprochen, plädierte er nach der – für die SPD so erfolgreich verlaufenen – Reichstagswahl von 1893 für das allgemeine Wahlrecht als »Werkzeug der Befreiung«. Ebd., S. 234; *ders.*, Einleitung zu Marx' »Klassenkämpfe in Frankreich«, in: ebd., S. 509–527, hier: S. 519.

17 So *Thomas Nipperdey*, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie, München 1992, S. 564.

18 *Engels*, Einleitung zu Marx' »Klassenkämpfe in Frankreich«, S. 519.

19 *Heuer*, Marxismus und Demokratie, S. 119.

20 Zit. nach: *Dieter Grosser*, Vom monarchischen Konstitutionalismus zur parlamentarischen Demokratie. Die Verfassungspolitik der deutschen Parteien im letzten Jahrzehnt des Kaiserreichs, Den Haag 1970, S. 33f.

21 Ebd., S. 33f. und 88.

22 *Eduard Bernstein*, Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie, Berlin 1921, S. 182 (Erstausgabe Stuttgart 1899).

sche Programmatik einzuführen²³, die bei Marx und Engels »Leerstellen« geblieben waren.²⁴ Mit dieser Art »Revisionismus« gelang ihm in der Vorkriegssozialdemokratie zwar nicht der Durchbruch, doch setzte sich mit der Spaltung der SPD im Krieg seine Auffassung sukzessive in den Führungszirkeln der Mehrheitssozialdemokratie durch.²⁵

Einen diametral entgegengesetzten Weg der Interpretation und Verwirklichung der Diktatur schlug der radikal linke Flügel der russischen Sozialdemokratie (Bolschewiki) unter Führung Lenins ein. Der energische und machtbewusste Parteiführer rückte den Begriff der Diktatur des Proletariats in den »Mittelpunkt seiner kaderparteilichen Macht-ergreifungsstrategie« und lud sie voluntaristisch auf.²⁶ Der Begriff der Diktatur des Proletariats wurde bereits im neuen russischen Parteiprogramm von 1903 hervorgehoben und begründet sowie in Lenins Schrift »Staat und Revolution« (1917) jetzt eindeutig im Sinne eines repressiven Apparates (das heißt als Regierungsform) gedeutet. In der Praxis, das heißt nach dem erfolgreichen Oktoberputsch von 1917, setzte Lenin ganz auf die neuen »parlamentarischen« Klassenvertretungen, die Arbeiter- und Bauernräte (beziehungsweise Sowjets), die in der Räte-Tradition der Russischen Revolution von 1905 standen. Die erst im Spätherbst 1917 von allen Bevölkerungsschichten gewählte Nationalversammlung ließ er dagegen kurz darauf und aufgrund des schwachen Abschneidens der eigenen Partei gewaltsam auseinandertreiben. Als entscheidend sollte sich allerdings nicht das Räte-system, sondern die bald exklusive Stellung von Lenins bolschewistischer Partei erweisen, die als zentralistisches Instrument relativ schnell den neu gebildeten Staatsapparat beherrschte und ebenso rasch versuchte, die Wirtschaft des Landes zu sozialisieren und zentral zu steuern.

In seiner im Frühjahr 1918 erschienenen Schrift »Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht« legte der neue Partei- und Staatschef offen, wo er die zentralen Aufgaben der Diktatur nach der erfolgreichen Phase der Machteroberung erblickte. Es waren dies die Verwaltung des Landes sowie die »Niederhaltung des Widerstandes der Ausbeuter« und deren »Helfershelfer«, wobei er in diese Kategorie auch die sozialistische Konkurrenz (Menschewiki und rechte Sozialrevolutionäre) einordnete. Sein Hauptaugenmerk legte er dabei eindeutig auf die repressive Seite der Diktatur, die »ohne Zwang«, ohne Bürgerkrieg, ohne die »Vernichtung« der Bourgeoisie und die Verfolgung der linken Konkurrenz keinen Übergang zum Sozialismus bewerkstelligen könne. Die militante Sprache (»eiserne Hand«, »eiserne Macht«, »schonungslose Unterdrückung«) und die legitimierte »Anwendung der diktatorischen Gewalt einzelner Personen« wiesen die Richtung in ein neuartiges totalitäres Einparteiensystem.²⁷ Es war in dieser Situation Karl Kautsky (USPD), der die neue Diktatur im Frühsommer 1918 einer harschen Kritik unterzog. Dabei verwies er sowohl auf das gravierende demokratische Legitimationsproblem des neuen Staats als auch auf die fehlenden sozialökonomischen Voraussetzungen in Russland. Lenins Diktatur sei gleich in zweifacher Hinsicht keine Diktatur der Mehrheit: Die jetzt herrschende Partei

23 Vgl. *Francis Ludwig Carsten*, Eduard Bernstein 1850–1932. Eine politische Biographie, München 1993, S. 65–107.

24 Vgl. die entsprechende Kritik bei: *Alexander und Gesine Schwan*, Sozialdemokratie und Marxismus. Zum Spannungsverhältnis von Godesberger Programm und marxistischer Theorie, Hamburg 1974, S. 144ff.

25 Im Krieg war Bernstein allerdings nicht Mitglied der mehrheitssozialistischen MSPD, sondern – aus pazifistischen Motiven – Mitglied der linkspazifistischen USPD, der auch Kautsky und Luxemburg angehörten. In der MSPD wirkten unter anderem Eduard David und Wilhelm Kolb im revisionistischen Geist Bernsteins.

26 *Mike Schmeitzner*, Was war die DDR? Anmerkungen zum Selbstverständnis einer »Diktatur des Proletariats«, in: *Deutschland Archiv* 42, 2009, S. 1042–1051.

27 *Vladimir I. Lenin*, Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht, in: *ders.*, Werke, Bd. 27, Berlin (Ost) 1960, S. 225–268, hier: S. 232, 234f., 254, 256 und 259.

der Bolschewiki habe im Namen des Proletariats, aber nicht einmal als dessen stärkste Partei, eine bürokratisch organisierte Herrschaft über das Proletariat und andere soziale Klassen aufgerichtet, zudem bilde das Proletariat nur eine Bevölkerungsminderheit.²⁸

Kautskys »beeindruckend geschlossene Argumentation« stellte jedoch mit Blick auf den Diktaturbegriff ganz auf deren »gesellschaftlichen Zustand«, nicht aber auf ihre Regierungsform ab; so vermochte er die sozialdemokratische Mehrheit in einer parlamentarischen Demokratie weiter als proletarische Diktatur auszugeben und die potenziell repressive Seite dieser Art von Diktatur auszublenden.²⁹ Lenins Antwort kam indes postwendend: Noch 1918 veröffentlichte der Sowjetführer eine üble Suada über den »Renegaten Kautsky« (»Lump«, »süßlicher Dummkopf«, »Dutzendliberaler«), die sein System des »roten Terrors«, der Revolutionstribunale und Lager rechtfertigte: Hierin definierte er die Diktatur als »eine sich unmittelbar auf Gewalt stützende Macht, die an keine Gesetze gebunden ist.«³⁰ Diese Deutung blieb auch für die deutsche Entwicklung nicht folgenlos, die mit der Kriegsniederlage von 1918 revolutionäre Züge erhielt.

II. DIE NOVEMBERREVOLUTION ALS DIKTATURENTFALTUNG?

Obwohl die deutsche Revolution nach dem 9. November 1918 eine andere Entwicklung als in Sowjetrußland nahm und auch kaum mit den vagen Vorstellungen von Marx und Engels in Zusammenhang gebracht werden kann, versuchten führende Protagonisten von MSPD und USPD, die kurze Übergangsphase³¹ als »Diktatur des Proletariats« zu definieren. Einer der wenigen MSPD-Politiker, die das so sahen, war ausgerechnet der spätere zweifache Reichskanzler und SPD-Vorsitzende Hermann Müller. Er, der während der Revolution sowohl dem MSPD-Parteivorstand als auch den höchsten Revolutionsorganen angehörte, betrachtete im Nachhinein die Ära (November 1918–Januar 1919) als eine »Übergangszeit«, die »sozusagen die Periode der Diktatur des Proletariats« darstellte. Müllers Begründung schien auf den ersten Blick überzeugend: »In der Zeit bis zur Einberufung der verfassungsgebenden Nationalversammlung arbeiteten Reichs- und preußische Regierung ohne Kontrolle einer Volksvertretung nebeneinander. Beide waren rein sozialistische Regierungen, die ihr Daseinsrecht aus dem Willen der Arbeitermassen herleiteten.« Selbst die Soldaten seien bis zur Demobilisierung »nichts als feldgrau eingekleidete Arbeiter und Angestellte« gewesen.³² Ganz ähnlich äußerte sich der USPD-Vorsitzende Hugo Haase im Frühjahr 1919; er, der gemeinsam mit Friedrich Ebert (MSPD) den Rat der Volksbeauftragten geleitet hatte, habe eine »Zeit lang die Diktatur ausgeübt.«³³

28 Vgl. *Kautsky*, Die Diktatur des Proletariats, S. 60.

29 *Zaruskys*, Die deutschen Sozialdemokraten, S. 54. Neben Zaruskys Standardwerk sei mit Blick auf die Rezeption des Bolschewismus in der deutschen Sozialdemokratie auf folgende Werke verwiesen: *ders.*, Demokratie oder Diktatur. Karl Kautskys Bolschewismuskritik und der Totalitarismus, in: *Mike Schmeitzner* (Hrsg.), Totalitarismuskritik von links. Deutsche Diskurse im 20. Jahrhundert, Göttingen 2007, S. 49–68; *Schöler*, »Despotischer Sozialismus«; *Peter Lösche*, Der Bolschewismus im Urteil der Deutschen Sozialdemokratie, Berlin (West) 1967; *Beate Häupel*, Karl Kautsky. Seine Auffassungen zur politischen Demokratie. Eine ideengeschichtliche Betrachtung unter besonderer Berücksichtigung seines Modells der politischen Institutionen, Frankfurt am Main 1993.

30 *Vladimir I. Lenin*, Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky, in: *ders.*, Werke, Bd. 28, Berlin (Ost) 1970, S. 225–337, hier: S. 225, 229, 234 und 265.

31 Gemeint ist die kurze Phase zwischen dem 9.11.1918 und dem 19.1.1919, dem Tag der Wahlen zur Nationalversammlung.

32 *Hermann Müller*, Die November-Revolution. Erinnerungen, Berlin 1928, S. 88f.

33 Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages vom 2. bis 6. März 1919, Berlin 1919, S. 244.

Gewiss handelte es sich bei diesen Zuschreibungen um Rückprojektionen, die etwa Klaus-Michael Mallmann unter Verweis auf eine andere Quelle historisch gesehen zwar als »Hohn«, aber auch als »Bekanntnis zur Diktatur des Proletariats« betrachtete.³⁴ Dass es hierbei aber nicht nur um symbolische Bekenntnisse post festum ging, zeigen verwandte Äußerungen aus der unmittelbaren Revolutionszeit: Wieder war es nämlich Haase, der noch in der zweiten November-Hälfte 1918 öffentlich erklärte, dass – angesichts der auch von ihm befürworteten Einberufung einer Nationalversammlung – die jetzt herrschende Diktatur des Proletariats kein »ewiger Zustand« sein könne.³⁵ Auch Rudolf Hilferding, Chefredakteur des Berliner USPD-Organs »Freiheit« und einer der führenden Parteitheoretiker, bezweifelte Mitte November 1918 nicht, gerade an einer solchen Diktatur mitzuwirken, sprach er sich doch ebenso wie Haase gegen eine unbeschränkte Fortdauer der »Diktatur des Proletariats der Räte« aus.³⁶ Manch eines der prominenten USPD-Organen wählte sich sogar in einer »Epoche der Diktatur des Proletariats«.³⁷

Nur wenige Monate später und um entscheidende Erfahrungen reicher, wollten führende USPD-Politiker solche oder ähnliche Bewertungen nur noch eingeschränkt gelten lassen. Arthur Crispian, der im März 1919 zum Ko-Vorsitzenden der USPD gewählt worden war, erklärte Ende 1919, dass »wir [...] schon einmal in Deutschland eine Diktatur des Proletariats« hatten – »freilich nur für zwei, drei Tage lang, im November 1918«.³⁸ Haases Gegenspieler an der Spitze der USPD, der Räte-Theoretiker Ernst Däumig, gab sich in dieser Frage großzügiger und argumentierte ähnlich wie Hermann Müller: »Die Tatsache, dass überall die Arbeiterräte sich weitgehende Machtvollkommenheiten anmaßten, brachte es mit sich, dass wir in jenen Tagen, wenn nicht formell, so doch tatsächlich die Diktatur des Proletariats hatten.« Allerdings betrachtete Däumig die Entscheidung des Reichsrätekongresses von Mitte Dezember 1918, eine Nationalversammlung einzuberufen, als einen »Bankrott der proletarischen Machtentfaltung«, der nur möglich gewesen sei, weil in den Reihen der MSPD und der USPD die »demokratische Ideologie« überwogen habe.³⁹ Ein anderes Kriterium machte im Sommer 1919 Rudolf Hilferding geltend, als er seine vormalige Sicht einer kritischen Bewertung unterzog: Auf dem Kongress der freien Gewerkschaften Deutschlands äußerte er sich dahingehend, dass – wenn denn das »deutsche Proletariat am 9. November [1918] die politische Macht wirklich erobert hätte« – dann doch die Sozialisierung »keine Frage mehr zu sein« brauchte.⁴⁰

Die genannten Beispiele lassen deutlich werden, dass selbst diejenigen, die sich während der ersten Phase der Revolution noch in einer »Epoche der Diktatur des Proletariats« wähnten, sich kurze Zeit später revidieren mussten, weil sie zu einem die »proletarische Machtentfaltung« im Ergebnis einer Selbstausschaltung der Räte als gescheitert betrachteten, und zum anderen – und damit in einem gewissen Kontext stehend – die Frage der Sozialisierung als ungelöst ansahen. Wenn also Müller und Haase die Ära der Volksbe-

34 Klaus-Michael Mallmann, *Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung*, Darmstadt 1996, S. 24.

35 Eine Programmrede Haases, in: *Leipziger Volkszeitung*, 29.11.1918.

36 Rudolf Hilferding, *Revolutionäres Vertrauen!*, in: *Leipziger Volkszeitung*, 19.11.1918. Hierbei handelt es sich um einen Nachdruck aus dem Berliner USPD-Blatt »Freiheit«.

37 Um die Nationalversammlung, in: *Leipziger Volkszeitung*, 21.11.1918.

38 Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages der USPD in Leipzig vom 30.11. bis 6.12.1919, Berlin 1920, S. 224.

39 Protokoll über die Verhandlungen der ordentlichen Landesversammlung der USP Sachsens, abgehalten am 12. und 13. September 1920 im Volkshaus zu Leipzig, hrsg. v. der USP Sachsens, Leipzig 1920, S. 43f.

40 Referat Hilferding zur Sozialisierungsfrage, in: Protokoll der Verhandlungen des zehnten Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands, abgehalten zu Nürnberg vom 30. Juni bis 5. Juli 1919, Berlin 1919, S. 560.

auftragten als Diktatur des Proletariats ausgaben – war das dann historisch gesehen ein Hohn (Mallmann), mit Blick auf Marx, Engels und Lenin nur eine Farce, für manche (Müller, Haase) ein Missverständnis und für viele USPD-Funktionäre eine Art Selbsttäuschung? War eine Klassendiktatur denn überhaupt gewollt?

Man kommt der Beantwortung dieser Fragen etwas näher, wenn man die politisch-programmatischen Ausgangspositionen der beiden sozialdemokratischen Parteien genauer betrachtet. Die MSPD hatte sich in verstärktem Maße nach der Abspaltung des linksparlamentaristischen Flügels versucht, reformsozialistisch auszurichten, ohne allerdings das grundsätzliche Bekenntnis zum Sozialismus aufzugeben. Wie weit die Partei in diesem Prozess gekommen war, zeigt der Entwurf eines Aktionsprogramms vom Mai 1918. In dem vom Würzburger Parteitag (1917) inspirierten Papier wurde zur »zielbewussten Mitarbeit« an der »Neugestaltung der politischen und wirtschaftlichen Lebensverhältnisse« aufgerufen, womit eine »weitblickende Sozialpolitik« sowie eine Demokratisierung und Parlamentarisierung gemeint war. Obwohl der neue Entwurf das Erfurter Programm nicht »aufheben«, sondern nur »ergänzen« sollte⁴¹, wurde er doch auch als Abschied von der »revolutionären Phrase« und von »Utopien« angesehen. In demselben Beitrag war allerdings auch die Rede davon, es nicht nur bei der Sozialpolitik zu belassen: Der Beginn der »eigentlichen Sozialisierung« werde nach Kriegsende erfolgen.⁴²

Die Politik der reformsozialistischen »kleinen Schritte« veranlasste jedenfalls die MSPD-Führung dazu, im Oktober 1918 in die kaiserliche Reformregierung des Prinzen Max von Baden einzutreten. Kurz zuvor und unter dem Eindruck der Kriegsniederlage sowie der US-amerikanischen Friedensforderungen war im Reich die Parlamentarisierung eingeleitet worden. Was die Partei in jenen Wochen erstrebte, war ein Regierungsbündnis mit der katholischen Zentrumsparlei und den Linksliberalen, mit denen man bereits seit 1917 interfraktionell zusammenarbeitete; was sie nicht erstrebte, waren Revolution und Klassendiktatur. Als der revolutionäre Flächenbrand dann doch am 9. November 1918 die Reichshauptstadt erreichte, avancierte der MSPD-Vorsitzende Friedrich Ebert unversehens zum letzten kaiserlichen Kanzler und – wider Willen – binnen 24 Stunden zum Volksbeauftragten einer Revolutionsregierung.⁴³

Anders als die MSPD zielte die USPD – im Zusammenspiel mit den Revolutionären Obleuten der Berliner Betriebe – auf eine Revolutionierung von Staat und Gesellschaft. Der von der MSPD vertretene »Klassenkompromiss« lag ihr durchaus fern, eine proletarische Herrschaft sehr viel näher, da sich nur so die kapitalistischen Produktionsverhältnisse in sozialistische umformen ließen. Wie eine proletarische Herrschaft beziehungsweise Diktatur ins Werk gesetzt werden sollte, darüber gingen die Ansichten in einer Partei, die damals noch den stärker parlamentarisch fixierten Mehrheitsflügel um Haase, Hilferding und Kautsky, aber auch die aktionistische Obleute-Gruppe um Richard Müller, Ernst Däumig und Emil Barth sowie die radikal linke Spartakusgruppe um Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht umfasste, auseinander. Einig war sich die stark fragmentierte Partei nur in der Schaffung und Legitimierung von Arbeiter- und Soldaten-Räten (ASR), die überall – und nach sowjetrussischem Vorbild – spontan entstanden. Doch selbst in

41 Ein Aktionsprogramm für die Sozialdemokratische Partei, in: Chemnitzer Volksstimme, 24.5.1918.

42 Das neue Aktionsprogramm, in: Chemnitzer Volksstimme, 27.5.1918. Am 1.7.1918 veröffentlichte dasselbe Blatt einen Leitartikel Heinrich Cunows (»Zur Kritik des neuen Aktionsprogramms«), der mehr die parteipolitische Aktionsfähigkeit denn die programmatische Revision herausstrich.

43 *Heinrich August Winkler*, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin/Bonn 1984, S. 45–58; *Walter Mühlhausen*, Friedrich Ebert 1871–1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn 2007, S. 98–114.

dieser Frage traten bald innerparteiliche Risse zutage, da die Parteilinke in den ASR nur mehr die alleinigen Träger der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung erblickte.⁴⁴

Wie stark die innerparteilichen Vorstellungen in der USPD sowie zwischen dieser Partei und der MSPD auseinanderdrifteten, wurde nirgends deutlicher als während der »Koalitionsverhandlungen«, die beide Parteispitzen unter dem Druck ihrer Anhänger am 9. und 10. November 1918 aufnahmen. Hier gelang es einer geschickt agierenden MSPD-Führung, das von der USPD-Spitze unter maßgeblicher Mitarbeit Liebknechts entworfene Programm einer Klassendiktatur zu »entkernen«. Auf Ablehnung stieß in der Führung der MSPD vor allem die von Liebknecht aufgestellte Forderung, in der neuen »sozialen Republik« die »gesamte exekutive, legislative und die jurisdiktionelle Macht ausschließlich in den Händen von gewählten Vertrauensmännern der gesamten werktätigen Bevölkerung und der Soldaten« zu konzentrieren, was die faktische Ausschaltung des Parlamentarismus und der Gewaltenteilung bedeutet hätte. Die MSPD wies die Forderung mit der Bemerkung zurück, dass – falls »mit diesem Verlangen die Diktatur eines Teils einer Klasse gemeint« sei, »hinter dem nicht die Volksmehrheit« stehe – sie hier den Trennungsstrich ziehen müsse, weil damit eigene »demokratische Grundsätze« aufgegeben werden würden. Des Weiteren lehnte sie den »Ausschluss aller bürgerlichen Mitglieder aus der Regierung« mit dem Hinweis auf eine dann gefährdete »Volksernährung« ab und trat für die Gleichberechtigung aller sozialdemokratischen Kabinettsmitglieder ein. Letztlich einigten sich die Parteien auf einen paritätisch zusammengesetzten Rat der Volksbeauftragten, dem die bürgerlichen Fachminister als »technische Gehilfen« untergeordnet waren, und darauf, dass die »politische Gewalt« in den »Händen der Arbeiter- und Soldatenräte« liege, die »alsbald« zu einer reichsweiten »Vollversammlung« zusammengerufen werden sollten. Erst nach der »Konsolidierung« der von der Revolution geschaffenen Zustände sollte die Frage der Konstituante, das heißt der Nationalversammlung als Institution aller Bevölkerungsschichten, zur »Erörterung« kommen.⁴⁵ Die USPD hatte diesem »gestutzten« Programm erst in Haases Anwesenheit und unter dem Einheitsdruck von Anhängern beider Lager zugestimmt.⁴⁶

Die von MSPD und USPD paritätisch besetzten Spitzengremien, der sechsköpfige Rat der Volksbeauftragten und der etwas größere Vollzugsrat der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte als Kontrollorgan des ersteren, markierten in der Tat einen Bruch mit den bisherigen politischen Institutionen. Sie waren insofern »diktatorisch«, als Vertreter sozialistischer Parteien sie komplett beherrschten, ohne sich von einem Parlament kontrollieren lassen zu müssen. Der 1912 gewählte Reichstag wurde per »Revolutionsrecht« als nicht mehr existent betrachtet. Andererseits – und das war der signifikante Unterschied zur sowjetrussischen Entwicklung – betrachteten MSPD und USPD-Mehrheit die Räteherrschaft von vornherein nur als eine zeitweilige Ära, die von der Wahl einer Nationalversammlung abgelöst werden würde. Während die MSPD die schnellstmögliche Einberufung eines solchen Parlaments anstrebte, plädierte der Mehrheitsflügel der USPD für eine spätere Wahl, um zuvor noch gesellschaftliche Weichenstellungen einleiten zu können.

44 Vgl. *Hans Mommsen*, *Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar 1918–1933*, Berlin 1998, S. 40f.

45 Schreiben des Vorstandes der SPD an den Vorstand der USPD vom 9.11.1918 (abends 20:30 Uhr) und Antwort des Vorstandes der USPD an den Vorstand der SPD vom 10.11.1918, in: *Gerhard A. Ritter/Susanne Miller* (Hrsg.), *Die deutsche Revolution 1918–1919. Dokumente*, Frankfurt am Main 1983, S. 89f.

46 Zur Atmosphäre der Verhandlungen und dem Einfluss Liebknechts vgl. *Eduard Bernstein*, *Die deutsche Revolution von 1918/19. Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik*, hrsg. und eingeleitet v. *Heinrich August Winkler* und annotiert v. *Teresa Löwe*, Bonn 1998, S. 59–70.

Die Liquidierung des parlamentarischen Systems war für den Mehrheitsflügel der USPD und erst recht für die MSPD aufgrund der eigenen jahrzehntelangen Verankerung in diesem System und ihrem Kampf für das allgemeine Wahlrecht undenkbar. Wohl am pointiertesten hat Friedrich Ebert diese Position vertreten, der immer wieder darauf hinwies, dass die Revolution keine neue »Knechtschaft«⁴⁷ oder »Klassendiktatur« aufrichten dürfe.⁴⁸

In den Wochen nach dem 9. November wurde vollends klar, dass mithilfe der »diktatorischen« Institutionen an der Spitze des Reiches keine klassendiktatorische Politik verwirklicht werden würde. Die Frage »Erfurt oder Würzburg?«, die manch prominentes USPD-Blatt stellte⁴⁹, beantwortete die MSPD im Sinne letzterer, da sie gar nicht daran dachte, das Bürgertum ökonomisch und politisch auszuschalten und sich so in die Wirren eines Bürgerkriegs zu stürzen. Die enormen Handlungszwänge, mit denen sich der Rat der Volksbeauftragten konfrontiert sah, und die mit der Herbeiführung erträglicher Friedensbedingungen, der Sicherung der Ernährungslage und der anstehenden Demobilisierung von Millionen deutscher Soldaten nur unvollständig beschrieben sind, ließen ihm in dieser Hinsicht wohl auch gar keine andere Wahl. Der Rat, in dem Ebert führend tätig war, unterstrich gerade zu Anfang mit bedeutenden Reformen, dass er *keine* diktatorischen Ziele verfolgte: So wurde der Belagerungszustand aufgehoben, maßgebliche Grundrechte wie das Vereins- und Versammlungsrecht sowie die Meinungs- und Pressefreiheit gesichert und eine Amnestie für politische Straftaten erlassen. Dadurch war es auch den bürgerlichen Parteien und Organisationen möglich, sich neu zu formieren und mithilfe der eigenen Presse Forderungen zu artikulieren.⁵⁰ Vollständig verzichtet wurde zudem auf das Instrument der Revolutionstribunale – wohl nicht zuletzt auf dringendes Zuraten Haases, der als Jurist ein entsprechendes Ansinnen so kommentiert haben soll: »Nach Einsetzung solcher Tribunale sei nie gewiss, wer zuletzt aktiv und wer passiv mit ihnen zu tun bekomme.«⁵¹

Derselbe Rat der Volksbeauftragten, der in diktatorischer Hinsicht nicht einmal schemenhaft an Robespierres Wohlfahrtsausschuss oder Lenins Rat der Volkskommissare erinnerte, musste sich nur einmal von der bürgerlichen Opposition und Presse vorwerfen lassen,

47 »Demokratie und Sozialismus«. Rede des Volksbeauftragten Ebert am 1.12.1918, abgedr. in: Vorwärts, 2.12.1918, zit. nach: *Richard Müller*, Vom Kaiserreich zur Republik, Bd. 2: Die Novemberrevolution, Wien 1925, S. 286.

48 Eröffnungsrede Eberts auf dem Reichsrätekongress am 16.12.1918, zit. nach: *Mühlhausen*, Friedrich Ebert, S. 127.

49 Erfurt oder Würzburg?, in: Leipziger Volkszeitung, 18.11.1918. In dem Leitartikel diskutierte das Blatt die Frage, ob denn die MSPD – wie im Erfurter Programm beschrieben – die gesamte politische Macht für das Proletariat anstrebe oder nur einen Teil (wie im Würzburger Programmentwurf angedeutet), um so das liberale Bürgertum an der Macht zu beteiligen. Die MSPD müsse sich jetzt entscheiden, die USPD stehe nach wie vor hinter »Erfurt« als Programm.

50 Der neun Punkte umfassende »Aufruf« des Rates der Volksbeauftragten wurde »mit Gesetzeskraft« am 12.11.1918 erlassen. Vgl. Das Programm des Rats der Volksbeauftragten, in: Die Regierung der Volksbeauftragten 1918/19. Erster Teil, eingeleitet von *Erich Matthias*, bearbeitet von *Susanne Miller* unter Mitwirkung von *Heinrich Potthoff*, Düsseldorf 1969, S. 37f.; vgl. auch *Bernstein*, Die deutsche Revolution, S. 82. Schon Arthur Rosenberg, der bedeutende linke Historiker und Politiker, hatte auf den Umstand, dass der Rat der Volksbeauftragten zwar »mit diktatorischer Gewalt« regierte, aber »keine ernsthafte Diktatur gegen Andersdenkende« ausübte, hingewiesen. Vgl. *Arthur Rosenberg*, Geschichte der Weimarer Republik, Hamburg 1991 (Erstausgabe unter dem Titel »Geschichte der deutschen Republik«, Karlsbad 1935), S. 27 und 40.

51 Dem Problem der Revolutionstribunale widmete der spätere SPD-Kanzler in seinen Memoiren einen längeren Abschnitt. *Müller*, Die November-Revolution, S. 133.

diktatorisch tätig geworden zu sein: Als der bisherige Reichstagspräsident Konstantin Fehrenbach (Zentrum) die Einberufung des alten Reichstags forderte, um die neue Regierung zu legitimieren und eigenen Einfluss geltend zu machen, holte er sich eine Abfuhr. Auch als daraufhin die bürgerliche Presse eine Kampagne eröffnete und der Regierung vorwarf, die »uneingeschränkte Diktatur einer Klassenherrschaft« auszuüben⁵², blieb diese hart. Ebert und Haase beharrten auf dem Revolutionsrecht, das ihnen die »gesetzgebende Gewalt« übertragen habe.⁵³ Doch repressive Maßnahmen gegen Fehrenbach, nach denen linke Blätter reflexhaft riefen, ergriffen sie nicht.⁵⁴ Im Übrigen war das gerade in jenen Tagen entworfene neue Wahlgesetz für die Nationalversammlung mit der Einführung eines Frauen- und Verhältniswahlrechtes tatsächlich wesentlich demokratischer als das alte Männermehrheitswahlrecht des kaiserlichen Reichstags.

Wie wenig der Vorwurf der »Klassenherrschaft« tatsächlich taugte, wird nicht zuletzt daran sichtbar, in welchem hohem Maße sich vor allem die MSPD mit den alten Eliten arrangierte. Dies wurde nirgends deutlicher als mit Blick auf die Kontinuität der Verwaltungseliten, die bis in die höchsten Spitzen der Regierungsapparate reichte. Selbst für die Beibehaltung der bürgerlichen Fachminister beziehungsweise Staatssekretäre hatte sich – wie erwähnt – die MSPD noch am 9. und 10. November starkgemacht; sie war es auch, die am 15. November den linksliberalen Staatsrechtler Hugo Preuß zum neuen Staatssekretär des Innern und »Verfassungsvater« bestellte. Andererseits fiel es der USPD nicht leicht, den bisherigen Außenamtschef Wilhelm Solf, der hinter dem Rücken des zuständigen Volksbeauftragten Haase agierte⁵⁵, einfach abzurufen. Auch dieser Partei – und nachgerade Haase – war klar, dass die »harten Waffenstillstandsbedingungen«, die »Notwendigkeit der überstürzten Demobilisierung« und die Ernährungspolitik »mehr als sonst die Aufrechterhaltung des eingearbeiteten Verwaltungsapparates« erforderten; ungeachtet dessen ging ihr die Beibehaltung von altem Spitzenpersonal in Schlüsselstellungen viel zu weit.⁵⁶

Das betraf aus ihrer Sicht auch die Eliten in Wirtschaft und Armee. Gerade im Wirtschaftsbereich kollidierte der Regierungsanspruch, »Demokratie und Sozialismus« auf den Weg bringen zu wollen⁵⁷, mit dem Abkommen, das Arbeitgeberverbände und Freie Gewerkschaften am 15. November vereinbart hatten. Für die darin ausgehandelte Anerkennung der Freien Gewerkschaften als Tarifpartner und die Einführung des Achtstundentages verzichteten die Gewerkschaften auf Forderungen nach Eigentumsveränderungen in der Wirtschaftsstruktur. Sah sich die Regierung in diesem Bereich ebenfalls Handlungszwängen ausgesetzt, die sie in Konflikte mit den eigenen Anhängern bringen musste, erwies sich Ebert in der Militärfrage sprichwörtlich als »Konkursverwalter« des alten Systems.⁵⁸ Ohne wirkliche Abstimmung mit dem Koalitionspartner besiegelte er bis Jahresende ein informelles Bündnis mit der Spitze der alten Obersten Heeresleitung (OHL) um Paul von Hindenburg und Wilhelm Groener, das militärische Neuordnungsvorstellungen

52 Der Konflikt mit dem Reichstag, in: Posener Tageblatt, 14.12.1918.

53 Telegramm des Rates der Volksbeauftragten an Fehrenbach vom 3.12.1918, zit. nach: Um den alten Reichstag, in: Leipziger Volkszeitung, 5.12.1918.

54 In ihrem Leitartikel »Die Gegenrevolution hat einen Kopf« forderte die Leipziger Volkszeitung der USPD am 13.12.1918 gar Fehrenbachs Verhaftung.

55 Vgl. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 73.

56 Hugo Haase an seinen Sohn Ernst Haase vom 26.11.1918, in: Ritter/Miller, Die deutsche Revolution, S. 94.

57 In einer so überschriebenen Rede erklärte Ebert die parlamentarische Demokratie und die Vergesellschaftung dafür »reifer« Wirtschaftsbranchen zum Ziele seiner Politik. »Demokratie und Sozialismus«. Rede des Volksbeauftragten Ebert am 1.12.1918.

58 So die bezeichnende Selbstdarstellung Eberts bei der Eröffnung der Nationalversammlung am 6.2.1919, in: Ritter/Miller, Die deutsche Revolution, S. 208.

›von unten‹, von den Soldatenräten, konterkarieren musste.⁵⁹ Als »Gründungsväter« der Republik traten vor allem die Volksbeauftragten der MSPD, die alle Weichenstellungen bis nach den Wahlen vertagen wollten, gerade nicht in Erscheinung.⁶⁰

Gab also die Politik des Rates der Volksbeauftragten wenig Anlass, von einer sozialistischen »Klassendiktatur« zu sprechen, unternahm zumindest Teile des Vollzugsrates der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte wohl auch deshalb den Versuch, eine Rätediktatur zu verwirklichen. Anders als im Rat der Volksbeauftragten, in dem mit Hugo Haase und Wilhelm Dittmann die gemäßigten USPD-Politiker dominierten, gaben im Vollzugsrat die radikaleren und auf eine Räteherrschaft fixierten Protagonisten der Revolutionären Obleute den Ton an – nämlich Ernst Däumig, Richard Müller und Georg Ledebour (alle USPD). Ihnen ging es tatsächlich darum, den politischen und ökonomischen Einfluss des Bürgertums auszuschalten. Doch dafür war eine knapp bemessene Übergangsdiktatur, die noch dazu keine wirkliche Klassendiktatur sein wollte, aus ihrer Sicht ungeeignet; deshalb sollte an ihrer Stelle eine langfristig angelegte Rätediktatur treten. Ihre Fundamentalablehnung gegenüber der Nationalversammlung beruhte vor allem auf der berechtigten Annahme, dass der dann gegebene Einfluss des Bürgertums eine antisozialistische Mehrheit nicht von vornherein ausschloss. Die Eile, mit der das Bürgertum und dessen neu gegründete Parteien zur Nationalversammlung drängten, bestärkte sie dabei nur in dieser ablehnenden Haltung, die umgekehrt nach Osten hin deutlich offener war.⁶¹

Der Vollzugsrat befasste sich erstmals am 16. November mit dem Programm einer Rätediktatur, wie es Däumig entworfen hatte. In seinem Sechs-Punkte-Programm forderte er die Errichtung einer »proletarischen Republik auf sozialistischer Wirtschaftsgrundlage«, in der nur das »arbeitende Volk [...] öffentliche Rechte ausüben« sollte. Der Vollzugsrat solle sich gegen eine Nationalversammlung erklären, da auf deren Grundlage »bürgerliche Kreise« die »Arbeiter um die Früchte der Revolution bringen« wollten. Stattdessen verlangte er den Ausbau der Arbeiterräte mit einem Zentralrat an der Spitze, der eine »neue, den Grundsätzen der proletarischen Demokratie entsprechende Verfassung zu beschließen« habe.⁶² Erst nach heftigen Diskussionen, in die sich vornehmlich Hermann Müller (MSPD) als taktisch versierter Kritiker einschaltete, wurden zwei der sechs Punkte derart verändert, dass nun eine Delegiertenversammlung aller deutschen ASR zusammentreten und einen Zentralrat wählen sollte, der dann seinen Verfassungsentwurf einer – jetzt doch – zu schaffenden Nationalversammlung vorzulegen hatte.⁶³

59 Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 70, spricht in diesem Zusammenhang von »fahrlässigen Versäumnissen der Volksbeauftragten«. Hier auch (S. 111) die Bezeichnung »Bündnis Ebert-Groener«.

60 So die pointierte Bewertung von Heinrich August Winkler, Vom Kaiserreich zur Republik. Der historische Ort der Revolution von 1918/19, in: ders., Streitfragen der deutschen Geschichte. Essays zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1997, S. 52–70, hier: S. 57.

61 Vor allem Däumig, der seit Herbst 1916 das »Berliner Mitteilungsblatt« der Unabhängigen geleitet hatte, war »seit der bolschewistischen Oktober-Revolution ein blinder Verherrlicher des Bolschewismus«. So jedenfalls sah es der gemäßigte USPD-Politiker Heinrich Ströbel, Die deutsche Revolution. Ihr Unglück und ihre Rettung, Berlin 1922, S. 157. Ähnlich auch Zarusky, Die deutschen Sozialdemokraten, S. 75.

62 Protokoll der Sitzung des Vollzugsrates vom 16.11.1918, in: Gerhard Engel/Bärbel Holtz/Ingo Materna (Hrsg.), Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Ausbruch der Revolution bis zum 1. Reichsrätekongreß, Berlin 1993, S. 72f.

63 Vgl. ebd., S. 73f. Däumigs Programm wurde mit der denkbar knappen Mehrheit von 12 zu 10 Stimmen abgelehnt und das revidierte Programm angenommen. Protokoll der Sitzung des Vollzugsrates vom 17.11.1918, in: ebd., S. 104. Vgl. auch Müller, Die November-Revolution, S. 128; Müller, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 83.

Mit dieser entscheidenden Revision gaben sich die Räte-Protagonisten aber keinesfalls zufrieden. Nun versuchten sie mit einem »Appell an die Massen«⁶⁴, die Diktatur der Räte doch noch auf die Tagesordnung der Geschichte zu setzen. Hierbei spielte der Ko-Vorsitzende des Vollzugsrates, Richard Müller, der für den 19. November eine Massenversammlung ansetzen ließ, die entscheidende Rolle. Mit einer fulminanten Rede, die seine Ziele schonungslos enthüllte, versuchte er Tausende von Arbeitern und Soldaten zu beeindrucken: Wer jetzt, so Müller, die Nationalversammlung wolle, versuche auf diesem Weg die »politische Gewalt in die Hände der Bourgeoisie zurück[zu]geben«. »Wir wollen«, so Müller, aber nicht die »bürgerliche Republik, sondern eine proletarische Republik.« Die Machtmittel, die sich heute in den Händen der ASR befänden, dürften nicht wieder aus der Hand gegeben werden. Die Einberufung einer Nationalversammlung bedeute das »Todesurteil« für die ASR. »Wir«, so Müller, müssten »unsere Macht behaupten, wenn nicht anders, dann mit Gewalt.« Der Weg zur Nationalversammlung, zur »Herrschaft der Bourgeoisie«, sei der »Weg zum Kampf«, und dieser Weg gehe nur über seine eigene »Leiche«. So sehr Müllers Prognose, dass die Einberufung der Nationalversammlung das »Todesurteil« für die ASR bedeute, weitsichtig erschien, so sehr musste seine militante Sprache doch das Gegenteil des Gewollten erreichen. Nachdem sich nicht nur Hermann Müller und Friedrich Ebert, sondern auch noch Hugo Haase gegen Müllers Thesen ausgesprochen hatten, ließen die Befürworter der Rätediktatur über ihre Resolution erst gar nicht mehr abstimmen.⁶⁵

Die Mehrheit der USPD hielt unterdessen klar an ihrer parlamentarischen Grundsatztreue fest. Kautsky etwa sprach sich nunmehr gegen jegliche Formen der Diktatur des Proletariats aus. Sie würde »uns die Möglichkeit rauben, durch die Demokratie unsere Ziele zu erreichen, ohne auch nur im geringsten die Möglichkeit zu schaffen, sie durch die Diktatur durchzusetzen«. Das »Endergebnis des Versuchs der Aufhebung oder Vorenthaltung des allgemeinen gleichen Wahlrechts, der definitiven Ersetzung einer Nationalversammlung durch eine dauernde Zentralversammlung von Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten« sei »nur Bürgerkrieg, völliger ökonomischer Ruin und daher schließlicher Sieg der Konterrevolution«.⁶⁶ Ebenso wie Kautsky warnte auch Hilferding vor dem Kreislauf von Gewalt, Terror und Bürgerkrieg, wie er in Sowjetrußland zu besichtigen sei. Die jetzige Übergangsdiktatur des Rates der Volksbeauftragten müsse noch ausgenutzt werden, um »sozialistische Übergangsmaßnahmen« zu verankern, um dann – mit einer Mehrheit von MSPD und USPD in der Nationalversammlung – die sozialistische Umgestaltung der Wirtschaft weiter zu forcieren.⁶⁷ Vor einem Alleingang der USPD, vor der »Diktatur einer Minderheit« des Proletariats warnte selbst die »Leipziger Volkszeitung«, in der sich längere Zeit Vertreter des linken und gemäßigten Flügels die Waage hielten.⁶⁸

Das Blatt nahm in seiner Prognose vom 30. November die Ergebnisse des Reichsrätekongresses vorweg, der zwei Wochen später in Berlin die entscheidenden Weichenstellungen vornahm: Mit großer Mehrheit entschieden sich die Delegierten für die Einberufung einer Nationalversammlung, wobei die späten Terminvorschläge der USPD (Februar

64 Müller, Die November-Revolution, S. 129.

65 Protokoll der Vollversammlung der Groß-Berliner Arbeiterräte im Zirkus Busch am 19.11.1918, in: Engel/Holtz/Materna, Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte, S. 153f., 170ff. und 183; Müller, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 85.

66 Karl Kautsky, Demokratie oder Diktatur, Berlin 1918, S. 46. Die Schrift erschien erstmals Ende November 1918 und erreichte schnell eine zweite Auflage. Aus dieser Broschüre wurde noch im Winter 1918/19 eines der Kernkapitel herausgelöst und als eigenständige Broschüre vom »Büro für Soziale Aufklärung« in Berlin unter dem Titel »Gegen die Diktatur« in hoher Auflage vertrieben.

67 Hilferding, Revolutionäres Vertrauen!

68 Einberufung der Nationalversammlung, in: Leipziger Volkszeitung, 30.11.1918.

beziehungsweise März) verworfen und die Wahlen bereits für den 19. Januar 1919 angesetzt wurden. Die Alternative einer Räterediktatur wurde mit ebenso großer Mehrheit abgelehnt.⁶⁹ Eine noch größere Mehrheit erzielten jedoch zwei Anträge, die für die Führung der MSPD zu einer schweren Hypothek geraten sollten. Auf Drängen von Soldaten und nach Vermittlung Haases beschloss der Kongress »fast einstimmig«, dass in der Militärfrage künftig die Revolutionsregierung die oberste Kommandogewalt zu übernehmen habe, dass das stehende Heer zugunsten einer Volkswehr aufgelöst, der »Kadavergehorsam« verschwinden und die Wahl der Führer ermöglicht werden müssten.⁷⁰ »Fast einstimmig« votierte der Kongress ebenso in der Sozialisierungsfrage. Nach einem Referat von Hilferding und der darauf folgenden Debatte rangen sich beide Parteien dazu durch, bereits vorliegende Anträge zu verschmelzen und zur Abstimmung zu stellen. Der nunmehrige Einheitsantrag von MSPD und USPD »beauftragte« die Regierung, »mit der Sozialisierung aller hierzu reifen Industrien, insbesondere des Bergbaues, unverzüglich zu beginnen«.⁷¹

Die Abstimmungsergebnisse ließen sich nur so interpretieren: Die große Mehrheit der meist mehrheitssozialistisch dominierten ASR im Reich⁷² favorisierte eine parlamentarische Demokratie, von der sie erwartete, dass sie ihre inhaltlichen Forderungen, die schrittweise Sozialisierung der Wirtschaft und die Schaffung einer Volkswehr »von unten« verwirklichen würde. In ihrer – von den jeweiligen Parteiführungen vermittelten – Zuversicht setzte die Mehrheit der Delegierten einfach voraus, dass es im Zuge der Wahlen zur Nationalversammlung auch eine sozialistische Mehrheit geben werde. Was aber würde passieren, wenn sich diese inhaltlichen Forderungen deswegen als Makulatur erwiesen, weil eben diese sozialistische Mehrheit nicht zustande kam? Musste dann nicht damit gerechnet werden, dass enttäuschte Anhänger beider Parteien die gerade noch abgelehnte Räterediktatur in einem ganz anderen Licht betrachteten? Zweifellos war der – 50 Jahre lang gepflegte – Glauben an die »Sozialisierung als programmatischer Kernpunkt« gewaltig, vor allem jetzt, im »Augenblick der Machtergreifung«.⁷³ Ihn zu enttäuschen, musste die Sozialdemokratie als Ganzes erschüttern und vor eine Zerreißprobe stellen.

III. ENTtäUSCHUNG UND GEWALT: DIE SCHRITTMACHER FÜR ANTIPARLAMENTARISMUS UND DIKTATURFASZINATION

Die letzten Wochen vor der Wahl gaben schon einen Vorgeschmack auf das, was danach mit aller Macht über das Land hereinbrechen sollte – ein sich ständig steigender »Bruderkampf« zwischen den beiden sozialdemokratischen Parteien, neuerliche sozialistische Spaltungstendenzen und bürgerkriegsähnliche Zustände. Dabei hatte Kautsky, der seit

69 Vgl. Protokoll der 4. Sitzung der A.- und S.-Räte, in: Leipziger Volkszeitung, 20.12.1918.

70 Protokoll der 3. Sitzung der A.- und S.-Räte, in: Leipziger Volkszeitung, 19.12.1918.

71 Protokoll der 5. Sitzung der A.- und S.-Räte, in: Leipziger Volkszeitung, 21.12.1918. Über die Verschmelzung der Anträge Lüdemann (MSPD) und Geyer (USPD) berichtete die Beilage zur »Republik« am 21.12.1918. Vgl. Protokoll des letzten Tages der Reichskonferenz der A.- und S.-Räte. Im Stenographischen Bericht über den Allgemeinen Kongress der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands vom 16. bis 21. Dezember 1918, Berlin 1919, S. 172, ist nicht von Verschmelzung der Anträge die Rede, wohl aber von der Erledigung des betreffenden ersten Absatzes des Antrages Geyer, nachdem Hilferding im Schlusswort ebenfalls die Sozialisierung des Bergbaues als vordringlich gekennzeichnet und sich so für diese moderate Perspektive starkgemacht hatte.

72 Zur parteipolitischen Ausrichtung der ASR in Deutschland vgl. *Eberhard Kolb*, *Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918–1919*, Düsseldorf 1962.

73 *Mallmann*, *Kommunisten in der Weimarer Republik*, S. 21.

Anfang Dezember 1918 als Ko-Vorsitzender der Sozialisierungskommission amtierte⁷⁴, vor dem Reichsrätekongress noch einmal Sozialisten aller Schattierungen beschworen, geschlossen für die Nationalversammlung zu votieren: Die »Masse des Volkes« stehe »zurzeit auf der Seite des Sozialismus«. Diese Masse habe alles Vertrauen zu den Parteien verloren, die »bisher regierten«. Von »uns«, so Kautsky, erwarte sie die ökonomische Rettung und einen »aufbauenden Sozialismus«; dagegen verlange sie nicht nach »Verewigung der Unruhe, nicht nach Verlängerung des Krieges durch Bürgerkrieg«. Sozialisten, die sich jetzt noch der Nationalversammlung entgegenstellten, könnten nur eines erreichen: »die Verkleinerung der sozialistischen Mehrheit in ihr«. Ihre »Schuld« wäre es, wenn die Nationalversammlung »gar eine gegenrevolutionäre Mehrheit« bringe.⁷⁵

Das waren fürwahr prophetische Worte, die freilich ungehört verhallten. Als am 6. Dezember ein Putschversuch von rechts nicht nur zum Schlag gegen den Vollzugsausschuss ausholte, sondern auch das offenkundige Ziel verfolgte, Ebert zum Reichspräsidenten auszurufen, mehrten sich die Stimmen jener USPD-Politiker, die Zweifel an der Koalitionstreue ihres Regierungspartners bekundeten. Innerhalb der USPD war ein solcher Putschversuch vor allem Wasser auf die Mühlen jener radikalen Linken, die sich als offene Gegner der Nationalversammlung verstanden. Auf dem Reichsrätekongress fühlte sich dieser Teil dann stark genug, Haase erstmals die Gefolgschaft aufzukündigen: Innerhalb der USPD-Fraktion verhinderte der linke Flügel unter Ledebour, Däumig und Müller eine Beteiligung am Zentralrat der ASR, dem neuen Kontrollorgan des Rates der Volksbeauftragten. Dadurch konnte die MSPD das keinesfalls unbedeutende Gremium komplett mit eigenen Funktionären besetzen. Parallel dazu versuchte die linksradikale Spartakusgruppe, Haases Kurs innerhalb der Berliner USPD zu unterminieren. Da ihr Antrag auf Ablehnung der Nationalversammlung und der Schaffung einer Räterediktatur scheiterte, nahm die Gruppe endlich Zuflucht zur Gründung einer eigenen Partei, der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD). Die Masse des linken Flügels der USPD, zu der vor allem die Revolutionären Obleute zählten, schloss sich dieser neuen Partei allerdings nicht an.⁷⁶

Doch wurde deutlich, wie sich die selbst ernannten Apostel einer zweiten Revolution die proletarische Diktatur eigentlich vorstellten: Gewiss wollte Luxemburg eine Mehrheit des Proletariats für eine solche Räterediktatur gewinnen, jedoch die »herrschenden Klassen mit der ganzen Brutalität, die das Proletariat in seinem Kampf zu entwickeln« vermag, »niederwerfen«. Liebknecht wiederum rief dazu auf, in diesem Kampf die Mehrheitssozialisten zu »zerschmettern«.⁷⁷ Eine solche Sprache des Hasses und der Gewalt musste in jenem Bürgerkrieg münden, vor dem Kautsky so eindringlich gewarnt hatte. Umgekehrt zögerte der mehrheitssozialistische Teil der Regierung nicht, mit Einheiten der alten Armee gegen die renitente Truppe der Volksmarinedivision gewaltsam vorzugehen und am 24. Dezember Schloss und Marstall in ein Schlachtfeld zu verwandeln.⁷⁸ Den daraufhin erfolgten Austritt der USPD-Mitglieder aus der Regierung nutzte die MSPD ihrerseits

74 Die Kommission war vom Rat der Volksbeauftragten Ende November 1918 eingesetzt worden und trat Anfang Dezember 1918 erstmals zusammen. In ihrer Arbeit wurde sie institutionell und persönlich vom Reichswirtschaftsamt und dessen Leiter August Müller (MSPD) behindert. Vgl. *Winkler*, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 81f.

75 *Karl Kautsky*, Nationalversammlung und Räteversammlung, Berlin 1918. Die Schrift erschien erstmals als Aufsatz im Berliner USPD-Organ »Freiheit« am 6.12.1918; andere USPD-Blätter wie die Leipziger Volkszeitung druckten diesen Text am 12.12.1918 nach.

76 Vgl. *Dieter Engelmann/Horst Naumann*, Zwischen Spaltung und Vereinigung. Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands in den Jahren 1917–1922, Berlin 1993, S. 90ff.

77 Außerordentliche Generalversammlung des Verbandes Groß-Berlin der Unabhängigen Sozialdemokratie, in: Leipziger Volkszeitung, 17.12.1918; Die Auseinandersetzung Luxemburg-Haase, in: Leipziger Volkszeitung, 23.12.1918.

78 Zu den Hintergründen vgl. ausführlich *Winkler*, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 109ff.

dazu, weitere USPD-Mitglieder (wie den Berliner Polizeipräsidenten Emil Eichhorn) ihrer öffentlichen Ämter zu entheben, was der radikale Flügel der Partei (vor allem die Revolutionären Obleute) und die Kommunisten zum Anlass nahmen, den Sturz der mehrheitssozialistischen Regierung zu initiieren. So traf Anfang Januar 1919 Gewalt auf Gegengewalt. Die Spirale der Gewalt – im Weltkrieg vier Jahre lang staatlich verordnet und patriotisch bemäntelt – setzte sich nun mit erschreckender Intensität im Nachkrieg fort.

Mit dem Auszug der Unabhängigen aus der gemeinsamen Regierung betrat jetzt ein Mann die Bühne der großen Politik, der als Wehrexperte der SPD-Reichstagsfraktion schon eine gewisse Affinität zum Militärischen gezeigt hatte und sich selbst als »Bluthund« bezeichnete: Gemeint ist Gustav Noske, das neu ernannte und für Militärfragen zuständige Mitglied des Rates der Volksbeauftragten. Er stützte sich stärker als bisher auf das alte Militär sowie auf die neu gebildeten und meist rechtsgerichteten Freikorps, um mit »allen Mitteln« Ordnung zu schaffen.⁷⁹ Doch die Politik der »eisernen Faust«⁸⁰ entfachte den Bürgerkrieg mehr als dass sie ihn verhinderte und beflügelte dadurch auch diverse Diktaturvorstellungen – bis in die eigenen Reihen der MSPD.

Kautskys Prophezeiung, durch Bruderkämpfe die in Reichweite liegende eigene Mehrheit zu verspielen, sollte sich am 19. Januar 1919 bitter erfüllen: Der Ausgang der Wahlen zur Nationalversammlung rief innerhalb der Sozialdemokratie erhebliche Enttäuschung hervor und rückte jegliche ökonomische Umgestaltungsabsichten (Sozialisierung) in weite Ferne. Anders als erhofft, hatten beide sozialdemokratischen Parteien nicht einmal gemeinsam die absolute Mehrheit der Stimmen auf sich vereinen können: Die MSPD als stärkste Partei war auf knapp 38 % der Stimmen gekommen, die von innerparteilichen Kämpfen geschüttelte USPD gar nur auf 8 %. Dagegen hatten die bürgerlichen Parteien – allen voran die linksliberale DDP und das katholische Zentrum – vom linken Lagerkampf und dem neuen Frauenwahlrecht profitiert. Das Wahlergebnis entthob die MSPD aller Überlegungen über eine Neuaufgabe einer rein sozialistischen Regierung, wie sie denn in einigen Ländern des Reiches (so in Sachsen) möglich erschien.

Es mag dahingestellt bleiben, ob ein noch früherer Wahltermin eine sichere »sozialistische Mehrheit« erbracht hätte, wie Hermann Müller immer wieder betonte⁸¹, und was Hans Mommsen – vor allem auf die MSPD bezogen – für möglich erachtete⁸²; die Frage ist nur, ob denn die MSPD-Führung dies auch wirklich wollte, oder ob ihr *jenes* Ergebnis nicht letztlich doch als praktikabel erschien, um die »Bürde der Macht«⁸³ (Susanne Miller) mit dem demokratischen Flügel des Bürgertums zu teilen. Bot nicht das Bündnis mit der Zentrumsparterie und den Linksliberalen, das ja schon 1917/18 angebahnt worden war, einen erfolgversprechenderen Weg aus der Zusammenbruchskrise des Landes – angesichts der außen- und wirtschaftspolitischen Herausforderungen? Lag nicht in der Entwicklung der MSPD von einer Arbeiter- zu einer Volkspartei die eigentliche »Berufung« dieser Partei – wie Heinrich August Winkler meint?⁸⁴ Vieles – und nicht zuletzt die enorme soziale und konfessionelle Fragmentierung des Landes – sprach für einen solchen Weg. Nur war der allergrößte Teil der MSPD-Anhänger auch noch 1918/19 von der – bereits erwähnten – naiven Sozialismusgläubigkeit durchdrungen. Der im Krieg »von oben«

79 Volker Ullrich, *Die Revolution von 1918/19*, München 2009, S. 66.

80 Walter Mühlhausen, *Friedrich Ebert 1871–1925. Ein Schneidersohn wird Staatsoberhaupt. Eine biografische Skizze*, in: *ders./Bernd Braun* (Hrsg.), *Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925)*, Heidelberg 2012, S. 16–71, hier: S. 43.

81 Müller, *Die November-Revolution*, S. 128.

82 Mommsen, *Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar*, S. 95.

83 Vgl. Susanne Miller, *Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918–1920*, Düsseldorf 1979.

84 Vgl. Winkler, *Von der Revolution zur Stabilisierung*, S. 450.

eingeleitete Kurswechsel war zu abrupt erfolgt, um ihn für die eigene Klientel wirklich nachvollziehbar zu gestalten. Dass die Führung beider sozialdemokratischer Parteien kaum über Wirtschafts- und Sozialisierungskonzepte verfügte, kam noch hinzu und erklärt mit, weshalb die MSPD-Führung die Sozialisierung so dilatorisch behandelte.

Als noch im Dezember 1918 die Sozialisierungsbewegung ›von unten‹ die Bergbauregion des Ruhrgebiets erfasste, konnte das jedoch nicht wirklich überraschen: Der Reichsrätekongress hatte ja einmütig beschlossen, genau in dieser Branche zu beginnen. Wirtschaftlich und politisch wäre ein solcher Schritt – wie Heinrich August Winkler meint – sehr wohl möglich, ja sogar unter demokratischen Gesichtspunkten zielführend gewesen.⁸⁵ Überraschend war nur, wie die Regierung auf die weitgehend friedlich gebliebene Bewegung und deren Vorstellungen reagierte. Statt auf dem Verhandlungswege wenigstens Mitbestimmungsoptionen auszuloten, erklärte sie die Aktionen für »ungesetzlich« und schickte anschließend Militär. Nun erst kam es zum Generalstreik, der Hunderttausende Arbeiter erfasste und Solidaritätsstreiks bis hin nach Mitteldeutschland nach sich zog. Die bürgerkriegsähnlichen Zustände, die nur mit noch mehr Militär »pazifiziert« werden konnten, stellten – wie Hans Mommsen erklärte – »im Grunde das Eingeständnis einer gescheiterten Politik der Mehrheitssozialdemokraten dar«. Die »Gewalt der Bajonette« habe den Versuch »ersetzt«, die »radikale Arbeiterschaft politisch zu integrieren und die zu putschistischem Terrorismus entschlossene extreme Linke zu isolieren«.⁸⁶ Dass die Regierung in dieser Situation Plakate kleben ließ, auf denen sie versprach, dass die »Sozialisierung marschiert«⁸⁷, gleichzeitig aber die selbst mitgeschaffene Sozialisierungskommission beerdigte, zeugte dann auch noch von einem hohen Maß an politischer Hilflosigkeit. Das »Gefühl der Erbitterung und Ohnmacht« in weiten Teilen der Arbeiterschaft bescherte der MSPD konsequenterweise schon im ersten Halbjahr 1919 einen »schweren Vertrauensverlust«.⁸⁸

Profiteur dieser Entwicklung wurde – nach Luxemburgs und Liebknechts Ermordung – nicht die schwache und führerlose KPD, sondern eine USPD, die immer mehr enttäuschte MSPD-Anhänger band, Ende Februar 1919 bereits in Berlin bei den Stadtverordnetenwahlen die MSPD überflügelte⁸⁹ und in den Wochen darauf zur gut organisierten Massenpartei aufstieg. Die Partei, die zum Zeitpunkt ihres außerordentlichen Parteitages Anfang März 1919 schon 300.000 Mitglieder zählte, rückte hier in Berlin auf ihrem Delegiertentreffen weiter nach links. Die konfrontative Entwicklung mit der MSPD, der Druck der Basis und des weiter erstarkenden linken Flügels sowie Haases Empörung über die »entsetzlichen Ausschreitungen« und den »weißen Terror«⁹⁰ ließen sie jetzt auch programmatisch zur Partei der Diktatur des Proletariats avancieren. In der auf dem Parteitag angenommenen »programmatischen Kundgebung« hieß es: »Sie [die USPD] erstrebt die Dik-

85 Nach Winkler, *Von der Revolution zur Stabilisierung*, S. 79f., hätte eine »Enteignung der autoritärsten Gruppe des Unternehmerlagers [...] das antidemokratische Potential innerhalb der deutschen Machtelite erheblich geschwächt«. Ganz ähnlich argumentierte schon Rosenberg, *Geschichte der Weimarer Republik*, S. 34.

86 Mommsen, *Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar*, S. 67. Zu den Sozialisierungsdebatten im Ruhrgebiet vgl. neuerdings Jürgen Mittag, *Versäumte Chancen oder realitätsnaher Pragmatismus? Die Arbeiterbewegung im Ruhrgebiet zwischen Sozialisierungsdebatten und Proteststreiks 1918–1920*, in: Karl Christian Führer/Jürgen Mittag/Axel Schildt u. a. (Hrsg.), *Revolution und Arbeiterbewegung in Deutschland 1918–1920*, Essen 2013, S. 211–236.

87 Ullrich, *Die Revolution von 1918/19*, S. 85.

88 Mommsen, *Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar*, S. 71.

89 Vgl. Winkler, *Von der Revolution zur Stabilisierung*, S. 250. Die Ergebnisse der Berliner Wahlen sind enthalten in: Dieter Engelmann/Horst Naumann, Hugo Haase. *Lebensweg und politisches Vermächtnis eines streitbaren Sozialisten*, Berlin 1999, S. 69.

90 Zit. nach: ebd., S. 68.

tatur des Proletariats, des Vertreters der großen Volksmehrheit, als notwendige Vorbedingung für die Verwirklichung des Sozialismus.«⁹¹ Bei dieser Formulierung handelte es sich um einen Formelkompromiss, der sich aus den unterschiedlichen Auffassungen Haases und Däumigs ergab. Während Haase dafür plädierte, die »Alleinherrschaft des Proletariats« mittels Parlamenten *und* Räten zu sichern, sprach sich Däumig strikt für die reine Räteherrschaft aus, die er allein mit der Diktatur des Proletariats identifizierte.⁹²

Wie die proletarische Alleinherrschaft zustande kommen sollte, vermochte aber auch Haase nicht zu sagen. Da er konsequenterweise Koalitionen mit allen bürgerlichen Parteien ausschloss und eine klare Abgrenzung von der MSPD vornahm, blieb sein Hinweis auf die »Massen« und die eigene Partei diffus.⁹³ Es konnte kein Zweifel bestehen, dass ihm mit dem Bruch der sozialistischen Regierung zugleich die Grundlage für eine realistische Regierungsoption entzogen worden war. Immerhin versuchte er, sich vom sowjetrussischen Modell klar abzusetzen, indem er die »große Volksmehrheit« als Basis der künftigen Herrschaft betrachtete⁹⁴ und – durch seinen Freund Kautsky – erklären ließ, dass die proletarische Diktatur keine »diktatorischen Staatseinrichtungen« beinhalten sollte.⁹⁵ Die Interpretationsfähigkeit des Diktaturbegriffs und seines schlagwortartigen Gebrauchs spiegelte sich letztlich auch in der »programmatischen Kundgebung« wider, in der sowohl die Parlamente als auch die Räte Eingang fanden.

Jenseits der Programmdebatte zeigten allerdings Diskussionsbeiträge wie der des vormaligen Volksbeauftragten Barth, wie stark sich mittlerweile der Diktaturbegriff als Schlagwort und Kampfbegriff verselbstständigt hatte. Für den auf dem linken Flügel stehenden Barth war die Diktatur des Proletariats in den Köpfen der Arbeiter noch »viel zu wenig verankert«, wofür er die Führer der Partei verantwortlich machte, die dem Volk »schon bedeutend früher« hätten sagen müssen, dass es »aus dem Elend nur herauskommen kann, wenn es die Diktatur« übernehme. Bei Barth erschien die Diktatur des Proletariats tatsächlich als diffuses ganzheitliches Projekt, als Rettungsanker vor allem Elend der Gegenwart. Hieraus bezog sie auch für ihn ihre Faszination: Denn nur die Diktatur – so Barth – werde das »grenzenlose Elend der Arbeitslosigkeit« durch ein Recht auf Arbeit bannen und alle Wirtschaftsprobleme lösen, die von der Nationalversammlung gar nicht gelöst werden könnten. Für Barth beinhaltete die weitere Entwicklung eine simple Gleichung: Wenn die Diktatur »morgen« käme, dann wäre das »alles«, was Haase über Steuerfragen geäußert habe, durch die »Expropriation der Expropriateure« erledigt. Doch damit

91 Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages vom 2. bis 6. März 1919, S. 3.

92 Vgl. die Rede Haases in: ebd., S. 231, und die Rede Däumigs, in: ebd., S. 95f. In der dem Parteitag vorliegenden »Resolution Haase« war von einer Verbindung von Parlament und Räten und der Erringung der »vollen politischen Macht« durch das Proletariat die Rede, nicht aber von der Diktatur des Proletariats, die wiederum in der »Entschließung Däumig« als Ausdruck der alleinigen Rätewacht herausgestrichen wurde. Der Versuch einer Überbrückung der Positionen fand dann mit der »Programmatischen Kundgebung« statt. Ebd., S. 3f. und 28–31. Der Versuch, beide Personen als USPD-Vorsitzende zu wählen, schlug hingegen fehl, da sich Haase unmittelbar nach dem Wahlgang weigerte, mit Däumig in einem Führungstandem zu arbeiten. Nach dem darauf folgenden Verzicht Däumigs und einer erneuten Wahl wurden Haase und Arthur Crispian zu Vorsitzenden bestimmt, wobei nun Haase deutlich weniger Stimmen erhielt als bei der ersten Wahl. Vgl. ebd., S. 254–265.

93 Rede Haases, in: ebd., S. 94f.

94 Rede Haases, in: ebd., S. 213.

95 Wie schon 1918 unterschied Kautsky auch hier zwischen dem »Zustand« und der »Staatseinrichtung« der Diktatur, sodass nach seiner Meinung die Diktatur der Bourgeoisie beziehungsweise die Diktatur des Proletariats sowohl in Form einer demokratischen als auch diktatorischen Regierungsform (»Staatseinrichtung«) in Erscheinung treten konnte. Diskussionsbeitrag Kautsky, in: ebd., S. 220f.

nicht genug, erging sich Barth in Allmachtsfantasien: Für den Fall nämlich, dass mit der Diktatur die Expropriation komme, sei »unser Land tausendmal mächtiger als Russland.«⁹⁶

Die Diktatur des Proletariats war in dieser Zeit vieles: Wunschbild, Fluchtpunkt oder ein gewaltiger Machtfaktor. Dass sich selbst so eine heterogene Partei der Diktatur des Proletariats kaum selbst um neuen Zulauf kümmern musste, dafür sorgte vor allem Noskes Militärpolitik. Parallel zum Parteitag war es mitten in Berlin und damit auch in Hörweite zu den USPD-Parteitagverhandlungen zu Straßenschlachten gekommen, die all das in den Schatten zu stellen drohten, was sich hier bereits Anfang Januar 1919 abgespielt hatte. Als die Vollversammlung der Berliner ASR vom 3. März 1919 den Generalstreik ausrief, an dem sich neben der USPD zuerst auch die MSPD beteiligte⁹⁷, setzte Noske nach Übergriffen von Streikenden auf das probate Mittel des Militärs: Freikorpsverbände rückten in Berlin ein und lieferten sich mit streikenden Arbeitern und den Resten der Volksmarinedivision blutige Häuserkämpfe rund um den Alexanderplatz und im Bezirk Lichtenberg. Die »Berliner Blutwoche«, in der der Reichswehrminister mit Schießelass und Standrecht »arbeitete«, kostete mehr als 1.200 Menschen das Leben. Noskes Truppen setzten dabei schwere Artillerie, Minen und Fliegerbomben ein. Selbst Dutzende Unbewaffnete ließ eine Freikorpseinheit »mit Maschinengewehren zusammenschießen«, wie Reichsarchivrat Erich Otto Volkmann später festhielt. Das Ende der Kämpfe beschrieb er so: »Allmählich wird es im Norden und Osten Berlins still. Gegen schwere Granaten, Minen und Tanks lässt sich mit Revolvern und Maschinengewehren auf die Dauer nicht ankämpfen.«⁹⁸

In München und dem südlichen Bayern trieb Wochen später die Entwicklung auf einen neuen Bürgerkriegshöhepunkt zu, der Anfang Mai 1919 mit einem gewaltigen Truppenmarsch in München endete. Die von Kommunisten dominierte Räterepublik wurde militärisch zerschlagen, wobei über 600 Menschen ihr Leben verloren. Der Weg dahin hatte freilich eine interessante bayerische Eigendynamik offenbart: Durch den Mord an Ministerpräsident Kurt Eisner (USPD) Ende Februar 1919 hatte die Rätebewegung einen nicht mehr erwarteten Auftrieb erhalten und die sozialistischen Parteien wieder stärker zusammenrücken lassen. Nach der Vertagung des Landtags schwang sich der ASR-Zentralrat unter Leitung Ernst Niekischs (MSPD) zur maßgeblichen Instanz auf, der auf eine rein sozialistische Regierung drängte, die noch im März 1919 unter Johannes Hoffmann (MSPD) zustande kam. Die ohne Landtagsmehrheit, aber unter dem Druck der Rätebewegung gebildete Regierung aus MSPD und USPD organisierte binnen Kurzem ein Zentralwirtschaftsamt zur Sozialisierung und Planwirtschaft. Als sich die sozialökonomische Lage Anfang April 1919 dennoch weiter verschlechterte, suchten selbst Teile der bayerischen MSPD in der Bildung einer Räterepublik Zuflucht, wenn auch – wie Militärminister Ernst Schnepfenhorst (MSPD) – nur aus taktischen Gründen.⁹⁹

Nach teils widersprüchlichen Meldungen über die Gründung einer Räterepublik mit mehrheitssozialistischer Beteiligung hielt nun auch ein Teil der MSPD-Presse im Reich die Zeit für eine Diktatur des Proletariats für gekommen: Das bekannte MSPD-Blatt »Hamburger Echo« äußerte sich zu den Gründen des eigenen Meinungswandels so: »Der Glauben an eine Sozialisierung auf demokratischer Grundlage, d.h. unter ehrlicher positiver Mitarbeit auch der bürgerlichen Volkskreise schwindet immer mehr und man will deshalb das letzte Mittel: die Diktatur des Proletariats endlich in Anwendung bringen.«

96 Diskussionsbeitrag Barth, in: ebd., S. 148.

97 Vgl. *Mommsen*, Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar, S. 67.

98 *Erich Otto Volkmann*, Revolution über Deutschland, Oldenburg 1930, S. 215.

99 Vgl. *Francis L. Carsten*, Revolution in Mitteleuropa 1918–1919, Köln 1973, S. 175; vgl. auch *Ralf Höller*, Der Anfang, der ein Ende war. Die Revolution in Bayern 1918/19, Berlin 1999, S. 184f.

Dass diese Diktatur »aber unmöglich die brutalen Gewaltformen des russisch-bolschewistischen Systems annehmen« werde, dafür »bürge allein schon der Umstand, dass wir unter den Münchner Volksbeauftragten Namen von Männern finden, denen der Sozialismus zu heilig ist, als dass sie sich für Leninsche Methoden auch nur einen Augenblick begeistern« könnten. Die Diktatur im marxischen Sinne, »nämlich die der Mehrheit und nicht die der Minderheit«, sei zu einer »natürlichen, geschichtlichen Notwendigkeit« geworden, die man auch als Mehrheitssozialist »aus ganzem Herzen« begrüßen könne.¹⁰⁰

Wie man sieht, lag zu diesem Zeitpunkt und infolge der verschleppten Sozialisierung das Demokratieverständnis von Teilen der MSPD und der gemäßigten USPD dicht beieinander.

Dass sich MSPD-Zeitungen von der Münchner Räterepublik wieder distanzieren, als klar wurde, dass die eigene Partei daran doch nicht beteiligt war, lag auf der Hand; ebenso die Feststellung, dass die Verantwortlichen von MSPD und USPD im Vorfeld eine »abenteuerliche und amateurische Politik« betrieben hatten¹⁰¹, die erst den Anarchisten und Kommunisten die Möglichkeit geboten hatte, eine Diktatur des Proletariats zu schaffen, im Falle der KPD auch eine mit diktatorischer Regierungsform. Die »Politik der Pazifizierung mit dem Panzerzug«¹⁰², die sich Anfang Mai 1919 auch in München vollzogen hatte, trieb unterdessen nicht nur ganze Ortsvereine der MSPD geschlossen zur USPD und erhöhte auch hier die Gewaltbereitschaft der Anhänger.¹⁰³ Enttäuschung und Gewalt führten häufig auch zu Linksschwenks innerhalb der MSPD.

Wohl das bekannteste Beispiel hierfür dürfte Chemnitz gewesen sein. Auslöser des dortigen Linksrucks waren zwei symptomatische Vorgänge: Im Frühjahr 1919 hatte die eigene mehrheitssozialistische Landesregierung einen von der Chemnitzer MSPD propagierten Sozialisierungsplan abgewiesen und die Sozialisierung auch hier dilatorisch behandelt. Als dann im Sommer 1919 herbeigerufene Noske-Truppen Hungerunruhen in der Stadt mit gewohnter Härte »pazifizierten« (es gab Dutzende Tote), war der Wendepunkt erreicht: Beide Erfahrungen führten in kurzer Zeit zur völligen Entfremdung der Chemnitzer Basis der MSPD von ihren langjährigen Führern Gustav Noske und Ernst Heilmann.¹⁰⁴ Noske, der seit 1906 seinen Reichstagswahlkreis in Chemnitz immer direkt und mit sensationellem Ergebnis gewonnen hatte (1912 mit 64%), fiel hier noch 1919 einem »Vatermord« zum Opfer: Sein politischer Ziehsohn, der gerade 35-jährige Alfred Fellisch, wendete die rechtssozialistische Hochburg weit nach links. Für ihn war klar, dass mit dem »unseligen Ausgang der Nationalversammlungswahlen die Arbeiterschaft zur Ohnmacht« verurteilt worden sei; wenig später kamen er und seine Freunde zu der Erkenntnis, dass die Novemberrevolution wiederholt werden müsse: Die erste Revolution, so Fellisch, habe als Diktatur »zu kurze Zeit gedauert, um alle Forderungen« Wirklichkeit werden zu lassen; eine zweite »Diktatur als Revolution« sollte nun »das Versäumte nachholen, bis sie, zur Diktatur der Mehrheit geworden, die wahre Demokratie« aufrichte.¹⁰⁵

100 Zwei Regierungen in Bayern, in: Hamburger Echo, 8.4.1919.

101 Carsten, Revolution in Mitteleuropa, S. 175.

102 Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik, S. 23.

103 Ebd., S. 24.

104 Heilmann, der mehrere Jahre lang erfolgreicher Chefredakteur der »Chemnitzer Volksstimme« gewesen war, hatte schon im Krieg, das heißt nach seinem Militäreinsatz, Chemnitz Richtung Preußen verlassen; Noske aber hatte sein Mandat für die Nationalversammlung wiederum (wie vor 1918) in Chemnitz erhalten.

105 Mike Schmeitzner, Alfred Fellisch 1884–1973. Eine politische Biographie, Köln/Weimar etc. 2000, S. 119–152. Den Sozialisierungsplan, an dem Fellisch im Frühjahr 1919 unter der Ägide Otto Neuraths mitgewirkt hatte, versuchte daraufhin die bayerische sozialdemokratische Regierung umzusetzen. Fellisch avancierte 1921 zum sächsischen Wirtschaftsminister, 1923 zum Ministerpräsidenten.

Auf scharfe Kritik solcher Funktionäre wie Fellisch stieß denn auch die Entlassung jenes Mannes, der auf Reichsebene noch am ehesten für einen Umbau der Wirtschaft gestanden hatte: Rudolf Wissell.¹⁰⁶ Im Juli 1919 ließ die MSPD ihren eigenen Wirtschaftsminister fallen, der als »pragmatischer Sozialreformer [...] so genau wie kaum ein anderer Politiker jener Monate die Notwendigkeit erkannt hatte, so rasch wie möglich eine umfassende Ordnungskonzeption zu entwickeln und diese dann konsequent in die Praxis umzusetzen«.¹⁰⁷ Sicherlich wies dieses Gemeinwirtschaftskonzept Mängel auf und war auch nur als Vorstufe einer künftigen (Teil-)Sozialisierung gedacht gewesen. Doch auf dem MSPD-Parteitag im Juni 1919 hatte es die Zustimmung der Delegierten erhalten, was das neue Kabinett Gustav Bauer (MSPD) nicht daran hinderte, es kurze Zeit später mehrheitlich abzulehnen. Das Veto des Koalitionspartners (Zentrum) war dabei nur der eine ausschlaggebende Punkt gewesen, das Argument einer (angeblichen) Behinderung der Sozialisierung [!] der andere.¹⁰⁸ Eine solche MSPD-Politik erwies sich wiederum nur als Wasser auf die Mühlen der USPD-Propaganda, die in Wissells Abhalfterung vor allem eine »Verleugnung des sozialistischen Prinzips«¹⁰⁹ erkannten.

»Jetzt erst, in der Phase der ›Noske-Politik‹, als Plakate verkündeten, dass die ›Sozialisierung marschiert‹, man aber feststellen musste, dass es in Wirklichkeit lediglich Freikorps, Zeitfreiwilligen- und Reichswehrverbände waren, die in Marsch gesetzt wurden, dass auch [Rudolf] Wissells Rahmengesetz für eine an der Planwirtschaft des Weltkrieges orientierte Sozialisierung den Koalitionsnöten der MSPD [...] geopfert wurde, steigerte sich die politische Radikalisierung, reduzierte sich die Alternative häufig auf ›Proletarische Diktatur‹ kontra ›Noske-Diktatur‹.«¹¹⁰

Diese simple Alternative wurde nirgends emotionaler und heftiger diskutiert als in der Debatte über die Regierungserklärung des neuen Kanzlers Gustav Bauer Ende Juli 1919, als dessen erbitterter Kontrahent der USPD-Vorsitzende Hugo Haase auftrat.¹¹¹ Bauer – und das sprach für die inzwischen eingetretene Popularisierung des Schlagworts von der Diktatur des Proletariats – setzte sich mit der Formel und ihrer möglichen Realisierung schon in der Regierungserklärung auseinander. Dass er dabei mit keiner Silbe den theoretischen Hintergrund der Formel beleuchtete, konnte nicht wirklich verwundern, handelte es sich doch bei ihm um einen langjährigen reformsozialistisch beeinflussten Gewerkschaftsführer. Umso schärfer fiel seine Kritik an der aktuellen Auslegung durch die USPD aus: Sie ziele gegen Minderheiten, die das »Recht auf eine Diktatur ihrer Mitglieder über die Mehrheit des Volkes proklamieren«. Was die USPD als Partei wolle, sei »nicht einmal eine Klassenherrschaft, sondern die Zwangsherrschaft eines Teils einer Klasse«, die jedoch nur scheitern könne. Das war durchaus keine Unterstellung, denn der immer stärker werdende linke Flügel der USPD favorisierte genau jene Herrschaft; die programmati-

106 Zur Kritik Fellischs an den eigenen Reichsparteigremien vgl. ebd., S. 141.

107 Michael Schneider, Rudolf Wissell (1869–1962), in: Vierteljahresschrift für Sozialrecht, 1978, Bd. VI, S. 165–182, hier: S. 169.

108 Vgl. ebd., S. 174.

109 Rede Lipinski, in: Protokoll über die Verhandlungen der außerordentlichen Landesversammlung der USP Sachsens, abgehalten am 10. und 11. August 1919 im Volkshaus zu Leipzig, hrsg. v. der USP Sachsens, Leipzig 1919, S. 71. Auch in: Dieter Dowe (Hrsg.), Protokolle der Landesversammlungen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Sachsens 1919–1922, Berlin/Bonn 1979, S. 101 und 115.

110 Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik, S. 23. Diese Alternative beschrieb mit fast identisch vorgetragenen Argumenten das eher als gemäßigt geltende USPD-Führungsglied Wilhelm Dittmann Ende 1919 den Parteitagsdelegierten. Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages der USPD in Leipzig vom 30.11. bis 6.12.1919, S. 87.

111 Bauer hielt am 23.7.1919 seine Regierungserklärung, Haase antwortete ihm im Namen der USPD-Fraktion am 26.7.1919.

schen Ergebnisse des nächsten USPD-Parteitages (Ende 1919) bestätigten diese Analyse sogar mit Blick auf die Gesamtpartei – doch darauf wird noch zurückzukommen sein. Mehr Wunschdenken als Realität beinhaltete dagegen sein Hinweis, dass »weite Kreise des Proletariats« eben diese Diktatur »wie jede andere ablehnen« würden, und zwar »als ein brutales, geistloses und unzweckmäßiges Mittel« zur Veränderung der Gesellschaft.¹¹²

Bauers weiterer Verweis auf die gescheiterte Sofortsozialisierung in Sowjetrußland, wo ja die Diktatur des Proletariats bereits Realität geworden sei, und seine Mahnung, auf diesem Gebiet nicht auf »Experimente«, sondern auf angemessenen »Fortschritt« zu setzen¹¹³, vermochte Haase rasch zu kontern: Seine Entgegnung, dass ja noch nicht einmal die im Dezember 1918 beschlossene Sozialisierung des Bergbaus angebahnt wurde und statt der hier versprochenen »Fortschritte« eher »Rückschritte« zu konstatieren seien, war wohl als Zustandsbeschreibung treffender. Angesichts des immer noch bestehenden Belagerungszustandes, der Schutzhaftverhängung, des Noske-Schießbefehls, der Zeitungsverbote und zahlreicher Übergriffe im Land unterstellte er der MSPD und der von ihr geführten Koalitionsregierung: »Heute leben wir in einer blutigen, grausamen, brutalen Diktatur.« Vor dem Hintergrund dieser (bewussten) Überzeichnung entwickelte er – die eng an Marx angelehnte – Definition der Diktatur des Proletariats, die selbstverständlich keinen »unüberbrückbaren Gegensatz« zur Demokratie darstelle. Sie sei vielmehr eine »geschichtlich notwendige Epoche«, um die Sozialisierung der Gesellschaft möglich zu machen. Sie sei überdies auch keine Diktatur einer Minderheit, sondern der Mehrheit, eben des gesamten Proletariats, mit Blick auf die verhüllte Herrschaft der Bourgeoisie also eine »wahre Demokratie«, die zur klassenlosen Gesellschaft führe.¹¹⁴ Eine solche Definition trug – wie eben jene von Marx – spekulative und »diesseitsreligiöse« Züge¹¹⁵; sie vermochte zudem in keiner Weise den in theoretischen Fragen völlig uninteressierten Kontrahenten zu beeindrucken.¹¹⁶ Welche problematischen Interpretationsmöglichkeiten Haases Definition bot, zeigen zeitlich nahe liegende Äußerungen von USPD-Politikern, die mit der Diktatur des Proletariats das eine Mal die »restlose Beseitigung der liberalen

112 Protokoll der Verhandlungen der deutschen Nationalversammlung, 64. Sitzung vom 23.7.1919, S. 1845.

113 Ebd.

114 Protokoll der Verhandlungen der deutschen Nationalversammlung, 67. Sitzung vom 26.7.1919, S. 1969.

115 *Richard Löwenthal*, Nach 30 Jahren. Einführung zur Neuauflage 1977, in: *ders.*, Jenseits des Kapitalismus. Ein Beitrag zur sozialistischen Neuorientierung, Bonn 1977, S. LVI, spricht mit Blick auf Marx von einem Gesamtwerk, in dem auch ein »nicht wissenschaftliches Element« Eingang gefunden habe – nämlich ein »diesseitsreligiöser Erlösungsglauben, der dem industriellen Proletariat die Rolle des Erlösers der modernen Welt zuschreibt«.

116 Auf Haases Argumentation gingen während der gesamten Aussprache zur Regierungserklärung weder Bauer noch Noske ein; auch Otto Wels, der neue Ko-Vorsitzende der MSPD, der sich mit der Diktatur des Proletariats auf dem fast zeitgleich stattfindenden MSPD-Parteitag beschäftigte, blendete jegliche Theorie-Diskussion aus. Für ihn war Diktatur immer die einer Minderheit. So konnte es passieren, dass Wels in derselben Rede die proletarische Diktatur verwarf, aber auch darauf abzielte, die »Massen zum Sozialismus zu bekehren, damit nicht eine Diktatur, sondern eine auf dem Mehrheitswillen gestützte Herrschaft der Proletarier errichtet werden kann«. Dass es sich bei seiner Definition um die Diktatur-Interpretation von Marx beziehungsweise Kautsky handelte, scheint er nicht begriffen zu haben. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der [M]SPD in Weimar vom 10. bis 15.6.1919, Berlin 1919, S. 147, 150 und 152. Hier wiederum setzte der USPD-Vorsitzende Arthur Crispian an, der den MSPD-Führern vorwarf, nicht einmal das eigene Erfurter Programm zu kennen. Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages der USPD in Leipzig vom 30.11. bis 6.12.1919, S. 219f. Zur spärlichen MSPD-Theoriediskussion in der Frage der Diktatur des Proletariats vgl. *Schöler*, »Despotischer Sozialismus«, S. 276–290.

Demokratie« (Richard Müller)¹¹⁷ und ein anderes Mal die »reine Räterepublik« und eine Rote Armee verbanden (Hermann Brill).¹¹⁸

Dass Enttäuschung und Gewalt nicht nur – wie bei Haase – zu einer Dämonisierung des neuen Weimarer Staats führen konnten, sondern auch zu problematischen Vergleichen, demonstrierte der langjährige SPD-Theoretiker Kautsky. In seinem im Frühsommer 1919 beendeten Werk »Terrorismus und Kommunismus« zog der vehemente Gegner der Bolschewiki und gemäßigte USPD-Protagonist erstmals auch Vergleiche zwischen den »Regierungssozialisten« in Deutschland und Sowjetrußland. Diese »Regierungssozialisten« seien für Chaos, verbunden mit »ökonomischem Ruin« und »scheußlichem Brudermord«, verantwortlich. Der »blutigste Terrorismus« der Bolschewiki habe eine Nachahmung vonseiten der MSPD gefunden, die – »kaum [...] in ihrer Herrschaft bedroht« – zu den »Mitteln des gleichen Schreckensregiments« greifen würde, das sie »eben noch im Osten gebrandmarkt« hätte. Noske trete »kühn in Trotzki's Fußstapfen«, mit dem Unterschied, dass er freilich selbst »seine Diktatur nicht als die des Proletariats« ansehe. Beide aber würden ihre »Blutarbeit« aus dem Revolutionsrecht heraus begründen.¹¹⁹

Gewiss erschien dieser Vergleich reichlich unangemessen: Die MSPD war – anders als die Bolschewiki – nicht die alleinige und schon gar nicht *die* diktatorisch agierende Regierungspartei; sie verfügte zudem über keine Revolutionstribunale und »außerordentliche Kommissionen« (Tscheka) zur Liquidierung von politischen Gegnern und sie hatte sich auch kein System an Konzentrationslagern geschaffen, um ihre Opponenten einfach wegzusperren und zur Zwangsarbeit anzuhalten. Doch Kautskys Kritik macht deutlich, welche tief greifende Empörung ihn in den letzten Monaten wegen der ausgebliebenen Sozialisierungspolitik und dem überzogenen Militäreinsatz der MSPD ergriffen hatte. Dass die Enttäuschung selbst im Lager der Mehrheitssozialisten inzwischen tief saß, zeigte der Juni-Parteitag der MSPD 1919: Kurz vor seinem Rücktritt als Reichswirtschaftsminister erklärte Rudolf Wissell: Trotz der Revolution sehe sich das Volk »in seinen Erwartungen enttäuscht«. Es sei »nicht das geschehen, was das Volk von der Regierung erwartet« habe. »Wir« – so Wissell – »haben die formale politische Demokratie weiter ausgebaut«, und damit aber auch nur das »Programm fortgeführt, das von der kaiserlich-deutschen Regierung des Prinzen Max von Baden schon begonnen« worden sei. »Wir« – so Wissell weiter – »konnten den dumpfen Groll, der in den Massen steckt, nicht befriedigen, weil wir kein richtiges Programm hatten.« Dieser Zustand sei bis heute unverändert und gerade deshalb werde die Geschichte »auch über uns in der Regierung hart und bitter urteilen«.¹²⁰

IV. DIKTATUR DER MEHRHEIT, DER MINDERHEIT ODER DER PARTEI?

Bauers Schlagabtausch mit Haase und dessen Plädoyer für eine Diktatur des Proletariats im Parlament der Republik hatten dieser Formel wohl das bisher größte Maß an öffentlicher Popularität beschert, zumal die Rede kurz darauf auch als Broschüre im parteieigenen

117 Protokoll der Verhandlungen des zehnten Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands, S. 452.

118 *Manfred Overesch*, Hermann Brill – Kämpfer gegen Hitler und Ulbricht. Eine Würdigung, in: *Renate Knigge-Tesche/Peter Reif-Spirek* (Hrsg.), Hermann Louis Brill 1895–1959. Widerstandskämpfer und unbeugsamer Demokrat, Wiesbaden 2011, S. 13–36, hier: S. 21.

119 *Karl Kautsky*, Terrorismus und Kommunismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution, (Berlin 1919), zit. nach: *Hans-Jürgen Mende* (Hrsg.), Demokratie oder Diktatur?, Bd. 1, Berlin 1990, S. 178–347, hier: S. 180f.

120 Zit. nach: *Hermann Weber*, Das Prinzip Links. Beiträge zur Diskussion des demokratischen Sozialismus in Deutschland 1848–1990. Eine Dokumentation, Berlin 1992, S. 142f.

Verlag erschien.¹²¹ Tonangebend aber waren ab Spätsommer 1919 in dieser Frage die jüngeren und linken Kräfte der Partei, die – häufig ohne jede längere parlamentarische Erfahrung – mit der Diktatur des Proletariats eine revolutionäre Erlösungshoffnung verbanden. Das lag nicht allein im allzu frühen Tod des Parteivorsitzenden begründet, der im Herbst 1919 einem Attentatsversuch erlag; entscheidend war vielmehr die Vorstellung vieler, dass die Partei am Vorabend einer neuen revolutionären Welle stehe. Diese jüngeren und linken Kräfte setzten nunmehr in hitzigen und heute nur noch bizarr anmutenden innerparteilichen Auseinandersetzungen die Frage auf die Tagesordnung, ob die Diktatur des Proletariats als Minderheits- oder als Mehrheitsdiktatur zu verwirklichen sei. Als Vorreiter dieser Debatten profilierte sich der erst 28-jährige Curt Geyer, der noch im Mai 1919 als Leipziger ASR-Vorsitzender und »Revolutionsgeneral« gescheitert war¹²², doch als Mitglied der Nationalversammlung und Parteiredakteur weiter über Einfluss verfügte und im September 1919 sogar als Haases Ko-Referent auf der USPD-Reichskonferenz in Erscheinung trat. Wenige Tage vor Eröffnung der Reichskonferenz lancierte Geyer einen Leitartikel, der in politisch-programmatischer Hinsicht alles bislang Erörterte radikal zu überbieten schien und demzufolge in der Gesamtpartei heftige Diskussionen provozierte.

Ausgangspunkt von Geyers Überlegungen war die Annahme, dass die Partei in der momentanen »Atempause« der »revolutionären Klassenkämpfe der deutschen klassenbewussten Arbeiterschaft gegen das Bürgertum und seine rechtssozialistischen Helfer« einen inneren »Klärungsprozess« für die »kommende Revolution« vorantreiben müsse.¹²³ Für Kompromisse und »opportunistische Tendenzen« sei in der USPD nun kein Raum mehr vorhanden. Derartige Tendenzen erblickte Geyer in der verschiedenartigen innerparteilichen Interpretation der Diktatur des Proletariats, über die es im Aktionsprogramm der Partei (März 1919) hieß: »Sie [die U.S.P.] erstrebt die Diktatur des Proletariats, des Vertreters der großen Volksmehrheit, als notwendige Vorbedingung für die Verwirklichung des Sozialismus.« Nach nur einem halben Jahr hielt Geyer es für nötig, den damals gefundenen Formelkompromiss aufzukündigen und anderslautende Auslegungen als die eigenen innerparteilich unterbinden zu lassen. Zwei Auslegungen waren ihm dabei ein Dorn im Auge: 1. Die Interpretation, die von einer Mehrheit des Volkes als Voraussetzung für die Diktaturerrichtung ausging, und 2. die Interpretation, die immer noch mit einer Mehrheit der Arbeiterschaft als Voraussetzung eines solchen Umbruchs argumentierte. Es sei doch ein »absurder Gedanke, eine Revolution erst dann beginnen lassen zu wollen, wenn man sich überzeugt hat, dass die zahlenmäßige Mehrheit der Arbeiterklasse hinter ihr stehe«. Gegebenenfalls müssten Revolution und Diktatur »zunächst auch nur« durch eine Minderheit des Proletariats vorangetrieben werden.¹²⁴ Hierin erkannte Geyer sogar eine Art historisches Gesetz:

»Revolutionen sind noch nie durch große Mehrheiten, sondern immer durch entschlossene Minderheiten geführt worden. Nur im revolutionären Kampf, nur durch die Anwendung der Diktatur, durch die entschlossene Ausnutzung des Erfolges können die Vorderreihen des kämpfenden Proletariats die Mehrheit mit sich reißen.«¹²⁵

121 Vgl. [Hugo] Haases Anklagerede in der Nationalversammlung in Weimar am Sonnabend, den 26. Juli 1919, Berlin 1919.

122 Vgl. *Sean Dobson*, *Authority and Upheaval in Leipzig 1910–1920. The Story of a Relationship*, New York 2001, S. 260f.; *Mike Schmeitzner*, *Proletarische Diktatur oder freiheitliche Demokratie? Die Wandlungen des Curt Geyer*, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* 2008, Berlin 2008, S. 285–295, hier: S. 286f.

123 *Curt Geyer*, *Zur Reichskonferenz*, in: *Leipziger Volkszeitung*, 6.9.1919. Geyer erwartete die Revolution bereits in den bevorstehenden »Wintermonaten«.

124 Ebd.

125 Ebd.

Aus diesem Grunde müsse das Programm geändert und die einschränkende Formulierung (»des Vertreters der großen Volksmehrheit«) gestrichen werden. Wer freilich solche Forderungen erhob und mit derart unscharfen Formulierungen arbeitete, nahm bewusst die Diktatur einer Minderheit in Kauf, auch wenn er vielleicht auf eine (künftige) Mehrheit hoffen mochte. Doch Geyer ging in seinen Forderungen noch weiter: Da die kommende Revolution gewiss und so die Diktatur des Proletariats eine »Gegenwartsforderung« sei, dürfe die Partei überdies nur noch auf die Institutionen der Räte setzen. »Vertreter der Revolutionspartei«, und damit meinte Geyer die USPD, hätten in den »bürgerlichen Parlamenten nichts [mehr] zu suchen.« Wer sich zudem jetzt noch um Anschluss an die Rechtssozialisten bemühe und gar mit diesen auf dem Boden des Parlamentarismus eine Regierung bilden wolle, der sei selbst »revisionistisch«. Koalitionen mit Vertretern einer »bürgerlichen Reformpartei« (so Geyer über die MSPD) – einer »Feindin der Revolution«, die »niedergekämpft« werden müsste – würden nur Revolution und Diktatur behindern.¹²⁶

Dass Geyer zu diesem Zeitpunkt einen solchen Angriff auf den gemäßigten Flügel der eigenen Partei unternahm (der im Übrigen durch Haases Zutun auf der Reichskonferenz noch einmal pariert werden konnte)¹²⁷, hatte auch mit den Leipziger und sächsischen Verhältnissen zu tun. Hier verfügte die USPD gemeinsam mit der MSPD – und anders als auf Reichsebene – über eine Mehrheit von 60 % im Landesparlament. Im Gegensatz zum linken Flügel um Curt Geyer und Paul Böttcher versuchte das gemäßigte Parteiestablishment um Richard Lipinski, Friedrich Seger und Hermann Liebmann, diese proletarische Mehrheit für eine gemeinsame Koalition und Politik zu nutzen. Vor dem Hintergrund dieser realen Gestaltungsoption hatte der linke Flügel mit seinen radikalen Vorstellungen von einem »Kampf um die Rätediktatur« mit »allen revolutionären Mitteln« und der Delegitimierung der MSPD als einer »bürgerlichen kapitalistischen Partei« zuletzt auf dem August-Parteitag der sächsischen USPD eine empfindliche Niederlage hinnehmen müssen.¹²⁸ Nach Erscheinen des Geyer-Artikels kam es auch deshalb zu einem bis dahin nicht gekannten Machtkampf in der Leipziger USPD, der hier und in Sachsen die Fronten klärte und damit die Entscheidungsfindung von 1920 in gewisser Weise vorwegnahm.

Die Auseinandersetzungen in der Leipziger Partei spielten sich in der Folge in der eigenen Presse und den Mitgliederversammlungen ab und mündeten Anfang November 1919 in einer Mitglieder-Urabstimmung. Die härteste Kritik an Geyers Postulat der Diktatur der Minderheit kam dabei nicht vom »rechten« Leipziger Bezirksvorsitzenden Lipinski, der bereits 1918/19 der führende Volksbeauftragte der sächsischen Revolutionsregierung gewesen war, sondern vom deutlich linker eingestellten Parteiredakteur und DMV¹²⁹-Gewerkschaftsführer Liebmann, der Geyers Einlassungen als »blanquistische Putschtaktik« abkanzelte. Liebmann, der sich wie Lipinski als Vertreter einer Diktatur der Mehrheit betrachtete, argumentierte in der Presse und vor den eigenen Anhängern, dass sich mögliche revolutionäre Errungenschaften nur mit der Mehrheit der Arbeiterklasse auch wirklich halten ließen – dies hätten doch gerade die Räte-Experimente in Ungarn und Bayern ge-

126 Ebd.

127 Vgl. Bericht über die Reichskonferenz der USPD am 9. und 10. September 1919 im Abgeordnetenhaus zu Berlin, zusammengestellt nach einer Broschüre und Zeitungsberichten von *Hartfrid Krause*, Glashütten im Taunus 1975 (Reprint), S. 8f. und 17f.

128 Protokoll über die Verhandlungen der außerordentlichen Landesversammlung der USP Sachsens am 10./11. August 1919, in: *Dowe*, Protokolle der Landesversammlungen, S. 101 und 115. Der von Paul Böttcher gestellte Antrag, generell eine Koalition mit der MSPD auszuschießen und stattdessen eine »Rätediktatur« durchzusetzen, wurde mit 37 zu 29 Stimmen abgelehnt. Vgl. ebd., S. 115.

129 Deutscher Metallarbeiter-Verband.

zeigt. Und er konfrontierte Geyer mit der Programmaussage der KPD, die »nie anders die Regierungsgewalt übernehmen [wollte] als durch den unzweideutigen Willen der großen Mehrheit der proletarischen Masse in ganz Deutschland«. Insofern seien die »Vertreter der Forderung der Diktatur der Minderheit [...] also kommunistischer als die Kommunisten«. ¹³⁰ Trotz seiner Verfügungsgewalt über den Parteiapparat gelang es dem gemäßigten Flügel der Leipziger USPD jedoch erst in einem zweiten Anlauf, eine knappe Mehrheit der Mitglieder gegen die faktisch kommunistische Position Geyers zu gewinnen. ¹³¹

Der Verlauf des außerordentlichen Parteitages der USPD Ende November/Anfang Dezember 1919 zeigte dann mit aller Deutlichkeit, dass der »Linksruck« der Partei ¹³² allenfalls vereinzelt (wie in Leipzig) abgebremst, aber reichsweit nicht gestoppt werden konnte. Geyers Postulat, wonach das »Drängen nach klaren grundsätzlichen Entscheidungen in diesen Fragen [...] von unten auf[käme]« ¹³³ und ein »Schrei der Arbeiterschaft nach der Diktatur des Proletariats« die Führer vorwärtstreibe ¹³⁴, ließ sich auf dem Reichsparteitag und in dessen Vorfeld gut beobachten. Der massenhafte Zulauf zur Partei, der allein während eines halben Jahres von 300.000 auf 750.000 Mitglieder gesteigert worden war, die deutlich besser werdenden Wahlergebnisse und die faktische Übernahme der stärksten deutschen Einzelgewerkschaft, des DMV, durch die USPD-Opposition Ende Oktober 1919 schienen die Argumente des USPD-Vorsitzenden Crispian zu bestätigen, wonach erst »das entschiedene klare Bekenntnis zum revolutionären Klassenkampf, zur proletarischen Diktatur und zum Räteystem« den massiven Zulauf befördern hätte. ¹³⁵

Auch wenn Lipinski die Tagungsleitung des – in Leipzig stattfindenden – Parteitages mitübernehmen konnte, so vermochten weder er noch seine Anhänger den hier sanktionierten Linksruck irgendwie zu parieren. Neben dem wiedergewählten Vorsitzenden Crispian rückte als zweiter Vorsitzender jetzt doch Ernst Däumig auf ¹³⁶; eine Mehrheit des linken Flügels ergab sich nunmehr auch im Vorstand. Inhaltlich zementierte der Parteitag nicht nur die Ansichten des linken Flügels, er folgte auch weitgehend Geyers Vorstellungen, die selbst von der Kommunistischen Internationale als etwas übertrieben gerügt worden waren. ¹³⁷ Der von Geyer monierte Halbsatz zur näheren Erläuterung der Diktatur des Prole-

130 *Hermann Liebmann*, Die Diktatur der Minderheit, in: Leipziger Volkszeitung, 8.9.1919. Vgl. auch das Protokoll der USPD-Mitgliederversammlung Leipzig, das unter dem Titel »Die Leipziger Parteigenossen und die Internationale« in der Leipziger Volkszeitung vom 4.10.1919 erschien.

131 Die Leipziger Partei hielt zum Thema Minderheitsdiktatur und Anschluss an die Kommunistische Internationale mehrere Mitgliederversammlungen und Ende Oktober 1919 eine Hauptversammlung ab, in der die Richtung Geyers triumphieren konnte. Erst in einer Urabstimmung der Mitglieder behauptete sich der gemäßigte Flügel mit 53 %. Vgl. Leipziger Volkszeitung, 1.11.1919 und 11.11.1919. Vgl. auch die entsprechenden Resolutionen der Parteileitung und Böttchers vom 2.11.1919, AdsD, NL Richard Lipinski, Box 39. Vgl. auch *Jesko Vogel*, Der sozialdemokratische Parteibeizirk Leipzig in der Weimarer Republik. Sachsens demokratische Tradition, Teil 1, Hamburg 2006, S. 179–184.

132 *Winkler*, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 255.

133 *Curt Geyer*, Zur Reichskonferenz, in: Leipziger Volkszeitung, 6.9.1919.

134 Geyers Diskussionsbeitrag auf der Leipziger Mitgliederversammlung der USPD ist enthalten in dem Artikel: Die Leipziger Parteigenossen und die Internationale, in: Leipziger Volkszeitung, 4.10.1919.

135 Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages der USPD in Leipzig vom 30.11. bis 6.12.1919, Referat Crispian, S. 208.

136 Auf dem März-Parteitag hatte Haases Einfluss noch zu verhindern gewusst, dass Däumig neben ihm Parteivorsitzender wurde.

137 Geyers Artikel in der LVZ vom 6.9.1919 war Wochen später und leicht modifiziert erneut veröffentlicht worden: *Curt Geyer*, Die Unabhängige Sozialdemokratie Deutschlands und die Diktatur des Proletariats, in: Die Kommunistische Internationale. Organ des Exekutivkomite-

tariats (»des Vertreters der großen Volksmehrheit«) wurde ersatzlos gestrichen. Die proletarische Diktatur sollte nicht mehr – wie noch im März 1919 – auf der Grundlage von Parlamenten und Räten entstehen, sondern allein auf der des Rätesystems. Gerade weil die »Novembersozialisten« die Grundsätze des revolutionären Sozialismus leugnen würden, müsste es Aufgabe der USPD sein, das »freudige und stolze Bekenntnis« für die »Diktatur des Proletariats ohne jeden Kompromiss und ohne jede Einschaltung« abzulegen.¹³⁸ Crispiens Bekenntnis war in der Tat auch das Bekenntnis einer erdrückenden Mehrheit der Parteitagsdelegierten. Anders als noch im März 1919 ließ es sich kaum einer der vielen Diskussionsredner nehmen, die Formel von der Diktatur des Proletariats zu gebrauchen oder – vielmehr – diese Formel wie eine heilige Monstranz vor sich herzutragen.¹³⁹

In der Frage der Mehrheits- oder Minderheitsdiktatur war die vormalige Klarheit durch das neue Aktionsprogramm beseitigt worden, was sich nicht zuletzt auch in den Äußerungen der maßgeblichen Parteiführer widerspiegelte. Otto Braß etwa brachte seine »Freude« darüber zum Ausdruck, dass der (gestrichene) Zwischensatz »des Vertreters der großen Volksmehrheit« nun nicht mehr als Argument von jenen Parteiführern gebraucht werden könne, die tatsächlich eine Volksmehrheit als Voraussetzung einer solchen Diktatur im Blick gehabt hätten.¹⁴⁰ Georg Ledebour wiederum entgegnete jenen Genossen, die »bemängelten«, dass man doch nicht mit einer Minderheit die Diktatur durchführen könne, sie würden das »Problem an einer falschen Stelle« fassen:

»Wenn die politische Situation sich so entwickelt, dass wir zu dem Versuch genötigt sind, die politische Macht zu ergreifen, dann können wir nicht erst statistische Aufnahmen oder sonstige Prüfungen veranstalten, um festzustellen, ob wir in diesem Augenblick die Mehrheit des Proletariats hinter uns haben werden.«¹⁴¹

Man müsse dann eben die Macht ergreifen und auf eine (spätere) Mehrheit hoffen.¹⁴² Ganz ähnlich formulierte es auch Robert Dißmann, der neu gewählte Vorsitzende des DMV: »Glauben wir den Einsatz wagen zu können, dann heran, wenn die Gelegenheit günstig ist. Wir können nicht vorher an den Knöpfen abzählen, ob die große Mehrheit des Proletariats politisch in der U.S.P. organisiert ist. Ist die Situation günstig, sind die Verhältnisse reif.«¹⁴³ Deutlich zynischer als diese – eher »sportliche« Sicht – nahmen sich die Einlassun-

tees der Kommunistischen Internationale, November/Dezember 1919, Nr. 7/8, S. 58–63. Die Redaktion der KI-Zeitschrift erklärte in einem Nachtrag, dass Geyers Darlegungen in der Frage der Diktatur des Proletariats »nicht ganz richtig scheinen«. In Ländern wie Deutschland stelle das Proletariat bereits die Mehrheit der Bevölkerung, die proletarische Diktatur wäre hier zweifellos eine Diktatur der Bevölkerungsmehrheit. Die »Hauptbedingung einer siegreichen Diktatur« sei allerdings die »Mehrheit in der Arbeiterklasse selbst«; darauf müsse die Aufmerksamkeit der Diktatur-Anhänger gerichtet werden. Ebd., S. 62f.

138 Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages der USPD in Leipzig vom 30.11. bis 6.12.1919, Referat Crispian, S. 220. Die Worte »Kompromiss« und »Einschaltung« dürften sich in diesem Kontext auf den Parlamentarismus bezogen haben.

139 Es war nur symptomatisch für die Stimmung des Parteitages, dass der Leipziger USPD-Führer Friedrich Seger, einer der erfahrensten Parlamentarier der Sozialdemokratie, während seines Diskussionsbeitrages stürmische Ablehnung und Proteste erntete, als er mehrfach davor warnte, die Diktatur des Proletariats als »Glaubensartikel« zu begreifen und – mit Verweis auf Marx – die proletarische Diktatur doch nicht als eine Diktatur von einzelnen Gruppen oder Parteien, sondern als eine Diktatur der gesamten Klasse zu interpretieren. Ebenso große Enttäuschung schlug ihm entgegen, als er dafür warb, den Parlamentarismus auch weiter im Sinne der Eroberung der politischen Macht zu nutzen. Ebd., Diskussionsbeitrag Seger, S. 248–250.

140 Ebd., Diskussionsbeitrag Braß, S. 292.

141 Ebd., Diskussionsbeitrag Ledebour, S. 298.

142 Ebd., Diskussionsbeitrag Ledebour, S. 298.

143 Ebd., Diskussionsbeitrag Dißmann, S. 257.

gen jener Parteiführer aus, die gar nicht erst warten wollten, bis »der letzte Arbeiter draußen im Lande die Erkenntnis bekommen hat«, dass die proletarische Diktatur eine »Notwendigkeit« sei; die Mehrheit, so der Hallenser USPD-Führer Fred Oelßner, seien – »wenn sie die Minderheit nicht zu ihrem Willen bekehren kann« – »Heloten- und Sklavennaturen«. Im Übrigen solle man sich hinsichtlich der »preußischen Junkerkaste« ein Beispiel daran nehmen, wie effektiv eine Minderheit ihr komplettes Umfeld prägen könne.¹⁴⁴ Auf die wenigen kritischen Einwürfe von Friedrich Seger und Oskar Cohn, die vor einer Diktatur von Einzelnen oder einer Minderheit wie in Sowjetrußland (»mit all ihren Schrecken und Fehlern«) zu warnen versuchten¹⁴⁵, wusste Max Sievers nur diese zynische wie aufschlussreiche Antwort zu geben:

»Deshalb fürchten wir nicht die Wirkungen der proletarischen Diktatur, die Cohn mit Hinweis auf Rußland so schwarz in schwarz malte, sondern wir haben im Gegenteil den Vorsatz zu fassen, ebenfalls diese Wege zu wählen, *gleichgültig, ob davon auch einmal frühere Genossen und frühere Kämpfer des Sozialismus betroffen werden.*«¹⁴⁶

Derartige Äußerungen ließen an den Stimmungs- und Mehrheitsverhältnissen keinen Zweifel. Sie machten zudem deutlich, dass die Mehrheit der Parteitagsdelegierten auch eine Minderheitsdiktatur zumindest akzeptieren würde. Das wiederum war nur insofern konsequent, als Crispianens konkrete Diktaturvorstellungen tatsächlich auf eine Ausgrenzung weiterer Bevölkerungsschichten hinausliefen. In seiner programmatischen Rede, die auf eine breite Zustimmung stieß, erklärte er:

»Die Arbeiterklasse wird keine Diktatur errichten, die von Kapitalisten wieder dadurch unterwühlt werden kann, dass sie die Möglichkeit erhalten, in die Arbeiterregierung hineinzukommen. Ein Rätekongress tritt an die Stelle des bürgerlichen Parlaments. Dieser Rätekongress darf nur aus Sozialrevolutionären bestehen, die bewusst sozialrevolutionär handeln. Es wird ein Wahlgesetz zu erlassen sein, das so beschaffen ist, dass der Rätekongress sozialrevolutionär zusammengesetzt ist.«¹⁴⁷

Selbst wenn man – marxistisch argumentierend – soweit konzedieren wollte, dass eine proletarische Diktatur zuallererst die Funktion zu erfüllen hat, die bislang ökonomisch herrschende Klasse auszuschalten und deren Produktionseigentum in Gemeineigentum umzuwandeln, fällt auf, dass Crispian auch im Bereich der organisierten Arbeiterschaft (weitgehende) Wahleinschränkungen vorzunehmen bereit war. Nach dem Stand der Wahl- und Mitgliederentwicklung vom Juni 1920¹⁴⁸ hätte das bedeutet, mindestens der Hälfte der (sozialistisch) organisierten Arbeiterschaft das Wahlrecht zu entziehen, da der reformistische Teil wohl keine sozialrevolutionären Kandidaten gewählt hätte.¹⁴⁹

Auch wenn hinsichtlich der konkreten Diktaturvorstellungen nicht nur mehr von einem Linksruck der USPD gesprochen werden muss, sondern von deutlicher werdenden kommunistischen Konturen, ließen sich auch noch Ende 1919 fühlbare Unterschiede zur Politik und Programmatik der Bolschewiki feststellen. Mit Blick auf die Rolle der Partei, die

144 Ebd., Diskussionsbeitrag Oelßner, S. 253.

145 Ebd., Diskussionsbeiträge Cohn und Seger, S. 249 und 261.

146 Ebd., Diskussionsbeitrag Sievers, S. 279 (Hervorhebungen nicht im Original).

147 Ebd., Diskussionsbeitrag Crispian, S. 226.

148 Hier wird der – weiter unten noch genauer taxierte – höchste Wert der Mitglieder- und Wahlentwicklung für die USPD zugrunde gelegt, nämlich der Zeitpunkt der Reichstagswahlen vom Juni 1920.

149 Wie zur Bestätigung dieser Annahme erklärte Crispian im weiteren Verlauf seiner Rede, dass »keine Klasse, keine Partei, keine Schicht, die gegen die Revolution der Arbeiter ist, auch nur eine einzige Stimme in diesem Rätekongress bekommen kann«. Ebd. Insofern dürften auch die innerparteilichen Flügel, die *Schöler*, »Despotischer Sozialismus«, S. 339–355, versucht in »linkes Parteizentrum« (Crispian) und »Linke« (C. Geyer) zu differenzieren, deutlich näher beieinander gelegen haben.

in Sowjetrußland – trotz alle Rätelyrik – bereits 1919 eine omnipotente war, blieb der politisch-programmatische Anspruch der USPD zumindest unentschieden: Crispian selbst betonte das eine Mal die gemeinsame Aktion von Partei, Gewerkschaften und Räteorganisation zur Eroberung der politischen Macht, während er ein anderes Mal den Führungsanspruch der eigenen Partei deutlicher akzentuierte.¹⁵⁰ Unentschieden bis ablehnend äußerte sich ein größerer Teil der Partei über den Terror als ein (mögliches) Instrument zur Durchsetzung und Aufrechterhaltung der proletarischen Diktatur. Neben jenen, die – sich dabei auf Marx-Zitate aus dem Jahr 1848 berufend – für Gewalt und Terror als notwendige Mittel plädierten¹⁵¹, warben andere (wie Hilferding und Cohn) für einen ethisch begründeten Verzicht.¹⁵² Ein besonders beeindruckendes Plädoyer gegen Terror als Mittel der Politik hielt Georg Ledebour, der nach seiner Verhaftung im Zuge des Januar-Aufstands erst im Sommer 1919 freigesprochen worden war.¹⁵³ Er wandte sich auch gegen die »terroristischen Mittel« der Sowjetregierung – nämlich gegen »Sondergerichte ohne Rechtsgarantien für die Angeklagten«, gegen die Unterdrückung der »freien Meinungsäußerung« und gegen »Menschenniedermetzelungen«, womit er nicht nur Zuspruch fand.¹⁵⁴ Dennoch setzte sich eine Mehrheit für Aufnahmeverhandlungen mit der Kommunistischen Internationale ein.¹⁵⁵

Doch selbst in der KPD, die von Beginn an in einem viel näheren und bald schon abhängigen Verhältnis zu Moskau stand, waren die Vorstellungen von einer Diktatur des Proletariats nicht sui generis durch das Diktum einer Minderheitsdiktatur, der »führenden Rolle« der (kommunistischen) Partei und der Legitimierung von Gewalt und Terror geprägt. Dass in Sowjetrußland die kommunistische Partei die Räte recht schnell zu beherrschen versuchte, dass dort die Bolschewiki nach der Liquidierung der bürgerlichen Parteien auch die anderen sozialistischen Parteien sukzessive ausschalteten und sich in ihrem neuen Parteiprogramm (März 1919) zur Staat und Gesellschaft dominierenden Hegemonialpartei erklärten, fand in der KPD erst langsam Widerhall. Wie bereits erwähnt, stand an der Wiege der Partei das Versprechen, »nie anders« als kraft der bewussten Zustimmung des »klaren, unzweideutigen Willen[s] der großen Mehrheit« des Proletariats die Regierungsgewalt zu übernehmen. Allerdings waren in dieses Versprechen schon früh die Ablehnung des Parlamentarismus, die radikale Bekämpfung der sozialdemokratischen Revolutionsregierung und die Beteiligung am Januaraufstand in Berlin verwoben. Gewalt

150 Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages der USPD in Leipzig vom 30.11. bis 6.12.1919, S. 209, 216f. und 219. Crispian sprach in diesem Kontext von der USPD als »Führerin und Bannerträgerin« der Revolution und vom Aktionsprogramm der Partei als Generalplan für die Revolution.

151 In seinem Referat über die Internationale benutzte Walter Stoecker, der auf dem linken Flügel stehende Generalsekretär der USPD, frühe und in der 1848er Revolution getätigte Äußerungen von Karl Marx über die Notwendigkeit eines »revolutionären Terrorismus«, um die Gewalttaten der Bolschewiki zu beschönigen. Ebd., Referat Stoecker, S. 335.

152 Vgl. ebd., Referat Hilferding, S. 317, und Diskussionsbeitrag Cohn, S. 261.

153 Zum Prozess gegen Ledebour vor dem Berliner Landgericht I vgl. *Ursula Ratz*, Georg Ledebour 1850–1947. Weg und Wirken eines sozialistischen Politikers, Berlin (West) 1969, S. 196–199.

154 Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitages der USPD in Leipzig vom 30.11. bis 6.12.1919, Diskussionsbeitrag Ledebour, S. 383.

155 Der Antrag Stoeckers, den Anschluss der USPD an die Kommunistische Internationale zu vollziehen, wurde auf dem Parteitag mit 114 zu 169 Stimmen abgelehnt, stattdessen ein Antrag der Parteileitung mit 227 zu 54 Stimmen angenommen, der die Parteileitung beauftragte, mit allen anderen sozialrevolutionären Parteien und der Kommunistischen Internationale über eine »aktionsfähige geschlossene proletarische Internationale« zu verhandeln. Hierbei handelte es sich um einen Formelkompromiss, der den gemäßigten und Teile des linken Flügels einzubinden versuchte. Ebd., S. 39–42 und 388–395.

und Militanz hatten auch in der zweiten, von der KPD geführten Münchner Räterepublik deutliche Spuren hinterlassen: Die Ausschaltung der politischen Gegner und die Erdrosselung der Pressefreiheit gehörten in jenen Tagen ebenso zur Handschrift der kommunistischen Führer wie die permanente Drohung mit dem – nur einmal vollzogenen – »roten Terror«.¹⁵⁶

Ungeachtet des sichtbar werdenden sowjetrussischen Einflusses, der sich nicht zuletzt auch in publizistischer Hinsicht niederschlug¹⁵⁷, blieb die von Rosa Luxemburg zu Anfang gewährte »Distanz zum bolschewistischen Modell«¹⁵⁸ in der Partei noch eine Zeit lang erhalten. Es war wohl eine Tragik der Geschichte, dass ausgerechnet Paul Levi, der geistige Nachlassverwalter Luxemburgs, auf dem 2. Parteitag der KPD (Oktober 1919) der innerparteilichen Homogenisierung und Bolschewisierung den Weg mitebnete. Mit knapper Mehrheit betrieb er hier eine erste »Säuberung« der Partei, die gegen »Utopisten« und »Syndikalisten« zielte.¹⁵⁹ Nach Levis Überzeugung hatten die »Delinquenten« noch nicht hinreichend verstanden, dass die KPD als »Führerschicht« des Proletariats eine »historische Aufgabe« zu erledigen habe – nämlich das Proletariat in die richtigen Bahnen zu lenken und zum »Ziele« zu führen.¹⁶⁰ Eine derartige Avantgarde-Funktion lehnten die »Delinquenten« jedoch strikt ab. Fritz Wolffheim (Hamburg) und Otto Rühle (Dresden) plädierten stattdessen nachdrücklich für eine Räte- beziehungsweise Klassendiktatur. Rühle brachte die unterschiedliche Sicht auf den Punkt: »Es handelt sich darum, ob wir eine kommunistische Parteidiktatur oder proletarische Klassendiktatur aufrichten wollen. Die Zentrale [der KPD] will eine Parteidiktatur wie in Russland.«¹⁶¹ Tatsächlich setzte sich die Parteizentrale um Levi durch¹⁶²; die Ausgeschlossenen konstituierten mit der KAPD eine neue Partei, womit die ohnehin schon schwache KPD als revolutionärer Faktor gänzlich ausfiel. Wenige Monate später, im März 1920, veröffentlichte die KPD-Zentrale eine Erklärung, in der sie die »führende Rolle« der Partei in einer Diktatur des Proletariats faktisch sanktionierte.¹⁶³

156 Ende April 1919 waren zehn Personen, darunter sieben Mitglieder der antisemitischen Thule-Gesellschaft, verhaftet und erschossen worden. Dies blieb der einzige »Geiselmord« der Räterepublik. Vgl. *Othmar Plöckinger*, *Unter Soldaten und Agitatoren. Hitlers prägende Jahre im deutschen Militär 1918–1920*, Paderborn/München etc. 2013, S. 62f. und 68.

157 Die Chemnitzer Zeitung »Der Kämpfer« (als Organ der USPD gegründet, ab Januar 1919 Organ der KPD) veröffentlichte seit Ende 1918 Nikolai Bucharins Schrift »Das Programm der Kommunisten (Bolschewiki)«, in dem die Parteidiktatur in Sowjetrussland als Vorbild gewürdigt wurde, als Fortsetzungsserie. Im März 1919 erschien im Essener Parteiverlag der KPD für Rheinland-Westfalen Karl Radeks Schrift »Die Diktatur des Proletariats«, in der die Gewalt und Militanz des sowjetrussischen Weges seinen verherrlichenden Ausdruck fand.

158 So *Werner Müller*, *Gab es in Deutschland einen demokratischen Kommunismus?*, in: *Uwe Backes/Stéphane Courtois* (Hrsg.), »Ein Gespenst geht um in Europa«. Das Erbe kommunistischer Ideologien, Köln 2002, S. 323–382, hier: S. 330.

159 Ebd., S. 331.

160 Referat Paul Levis »Über die politische Lage«, in: Bericht über den 2. Parteitag der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund) vom 20. bis 24.10.1919, Berlin 1919, S. 24.

161 Ebd., S. 32 und 37.

162 Die Abstimmung über die von der Parteizentrale vorgelegten »Leitsätze über kommunistische Grundsätze und Taktik« ergab ein Delegiertenvotum von 31 zu 18. Vgl. ebd., S. 42. Die EntschlieÙung hatte unter anderem die »straffste Zentralisation« der Partei, den Avantgarde-Charakter der KPD, den Kampf gegen den Syndikalismus und eine – allerdings nur taktisch gemeinte – Beteiligung an Parlamentswahlen beinhaltet. Ebd., S. 3–6.

163 In der Erklärung hieß es unter anderem: »Die proletarische Diktatur kann aufgerichtet werden nur als Diktatur der ausschlaggebenden Teile des Proletariats und setzt voraus eine starke Kommunistische Partei, die getragen wird vom revolutionären Bewusstsein der werktätigen Bevölkerung, die sich zur Diktatur des Proletariats offen bekennt.« Bericht über den 4. Parteitag der KPD (Spartakusbund) am 14. und 15.4.1920, Berlin 1920, S. 28.

V. REVOLUTION UND GEGENREVOLUTION – EIN FAZIT

Die Zuversicht der USPD, in den Wintermonaten 1919/20 eine zweite Revolution anbahnen zu können, erfüllte sich nicht. Sie blieb »revolutionäre Illusion«¹⁶⁴, wengleich sich der Zuspruch für die USPD im ersten Halbjahr 1920 fortsetzte. Der Scheitelpunkt der revolutionären Bewegung war im Januar 1920 erreicht, als eine mehrere Hunderttausend Menschen zählende Menge vor dem Reichstagsgebäude gegen das neue und von der USPD als Feigenblatt betrachtete Betriebsrätegesetz demonstrierte. Als die am Reichstagsgebäude verschanzte Sicherheitswehr das Feuer auf die Menge eröffnete und 42 Demonstranten tötete, war der Bewegung die Spitze genommen. Der nun in weiten Teilen des Reiches erneut verhängte Belagerungszustand versetzte die Regierung in die Lage, den Einfluss der radikalen Linken mit militärischen Mitteln zu begrenzen.¹⁶⁵ Bezeichnenderweise gehörten die Verantwortlichen, die am Reichstag hatten schießen lassen, dann zu jenen, die nur wenige Wochen darauf, im März 1920, den Kapp-Lüttwitz-Putsch gegen die eigene Regierung mitinitiierten.¹⁶⁶ Die Flucht der Reichsregierung und des Reichspräsidenten Ebert vor putschenden Militäreinheiten über Dresden nach Stuttgart war ein frühes Menetekel für die Republik. Noskes Militärpolitik hatte nun vor aller Welt sichtbar Schiffbruch erlitten, sein Vertrauen in die alten kaiserlichen Militärs sich als unbegründet erwiesen.

Wie fehlgeleitet dieses Vertrauen gewesen war, hatte bereits ein Jahr zuvor Hugo Haase ahnungsvoll vorhergesehen:

»Es ist geradezu unbegreiflich, wie die Männer in der Regierung sehenden Auges der Konterrevolution die Waffen in die Hand gegeben haben. Aber sie graben sich selbst ihr Grab. Die Waffen, die jetzt Studenten und Offiziere gegen die Arbeiter führen, sie werden bald willkommene Werkzeuge in der Hand der künftigen Machthaber sein.«¹⁶⁷

Dass die Regierung einige Tage später nach Berlin zurückkehren konnte, verdankte sie in erster Linie einem Generalstreik der Arbeiter und Angestellten, der die gegenrevolutionäre Regierung zur Aufgabe zwang. Allerdings nutzten Teile der radikalen Linken die Situation, um – wie im Ruhrgebiet – die Macht auch gewaltsam zu erringen, was den Kreislauf der Gewalt erneut beschleunigte und bei den Reichstagswahlen vom Juni 1920 in einem vorauszu sehenden Ergebnis mündete: Während die MSPD ein Debakel erlitt und von circa 38 auf circa 22 % der Stimmen fiel, vermochte die USPD, die im Wahlkampf mit der Parole der Diktatur des Proletariats geworben hatte¹⁶⁸, auf die bisherige Regierungspartei fast aufzuschließen. Statt der circa 8 % von 1919 schenkten ihr nun circa 19 % das Vertrauen; die KPD kam auf knapp 2 % der Stimmen. In wichtigen industriellen Ballungszentren des Reiches hatte die USPD die MSPD als stärkste Partei abgelöst, so etwa in Berlin (43 %), in Thüringen (31 %) oder in Sachsen (25 %).¹⁶⁹

164 So auch der bezeichnende Titel von Geyers Memoiren: *Curt Geyer*, Die revolutionäre Illusion. Zur Geschichte des linken Flügels der USPD, hrsg. v. *Wolfgang Benz* und *Hermann Graml*, mit einem Vorwort v. *Robert F. Wheeler*, Stuttgart 1976.

165 Zu den unterschiedlichen Sichtweisen der Aktion vgl. *Winkler*, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 288f., und *Geyer*, Die revolutionäre Illusion, S. 167–175, der – aus eigener Anschauung – recht detailliert den (angeblich) offensiven Einsatz der Sicherheitswehr schildert.

166 Nach Geyers Bericht soll die militärische Leitung am Reichstag in den Händen des späteren Putsch-Generals Walther v. Lüttwitz gelegen haben. Vgl. ebd., S. 169ff.

167 »Für Einigung im Sozialismus«. Aus der Rede (Haases) in einer Versammlung der USPD in Berlin am 12.1.1919, in: *Engelmann/Naumann*, Hugo Haase, S. 179.

168 Vgl. *Winkler*, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 345.

169 Zu den Ergebnissen im Einzelnen und zu den regionalen Differenzierungen vgl. ebd., S. 350–359. Im Wahlkreis Leipzig lag die USPD bei 42 %, im Wahlkreis Merseburg sogar bei 45 %.

Das Ergebnis dieser Wahlen war gewiss auch ein Menetekel für die Republik, stand doch jetzt nur mehr die Hälfte der (sozialistisch) organisierten Arbeiterschaft im Lager der parlamentarischen Demokratie, während die andere Hälfte (nämlich USPD und KPD zusammen) der Parole der Diktatur des Proletariats anhing. MSPD und USPD vermochten auch diesmal nicht zusammen eine Regierung zu bilden, inhaltlich und mental lagen beide Parteien ohnedies wesentlich weiter auseinander als Anfang 1919. Nach nur etwas mehr als einem Jahr schied die MSPD als führende Regierungspartei aus, um sich in der Opposition personell und inhaltlich neu aufzustellen. Die USPD ihrerseits hatte im Sommer 1920 ihren Höhenflug beendet; die immer heftiger werdenden Kontroversen über ihren Beitritt zur Kommunistischen Internationale sprengte die Partei in nur wenigen Wochen auseinander: Während der größere Teil des Funktionärskorps sich Ende 1920 mit der KPD vereinigte, blieb die Rest-USPD bis zur Fusionierung mit der MSPD 1922 eine recht überschaubare ›Größe‹.¹⁷⁰ Lediglich in Mitteldeutschland (Sachsen, Thüringen) und Braunschweig vermochten beide sozialdemokratischen Parteien ab 1920 die Landesregierungen zu stellen und mit einer fruchtbaren Reformarbeit den Boden für eine Wiedervereinigung zu legen. In Sachsen, wo sich Protagonisten wie Richard Lipinski und Friedrich Seger ohnehin nur verschämt zu einer proletarischen Mehrheitsdiktatur bekannt hatten, entwickelte sich die (gemäßigte) USPD zu einem festen Garanten der Republik.¹⁷¹

Begriff und Inhalt der proletarischen Diktatur hatten sich damit innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung jedoch noch nicht erledigt. Der »Schrei nach der Diktatur des Proletariats« (Curt Geyer) erhalte immer dann von Neuem, wenn Reformansätze in Krisenzeiten (1923, 1929 bis 1933) an Zugkraft verloren. Für die Zeit von 1918 bis 1920 sind verschiedene Faktoren zu nennen: Von entscheidender Bedeutung waren sicherlich die enttäuschten Hoffnungen auf einen wirtschaftsozialistischen Umbau des Reiches. Angesichts der deutschen Zusammenbruchskrise von 1918/19 wären solche Hoffnungen realistischerweise nur im Ansatz zu befriedigen gewesen, doch konnte sich die MSPD nicht einmal dazu durchringen. Damit hatte sie jedoch das jahrzehntelang gewachsene Potenzial an sozialistischen Erlösungshoffnungen falsch eingeschätzt. Mit ihrer exzessiven Militärpolitik verstärkte sie in der Folge jene (gewaltsame) Radikalisierung in Teilen der Arbeiterschaft, die sie gehofft hatte eindämmen zu können. Die Parole von der Diktatur des Proletariats überzeugte vor allem Teile der Industriearbeiterschaft in den hoch industrialisierten Ballungszentren des Reiches (wie im Ruhrgebiet, in Halle, Merseburg, Leipzig oder Berlin). Wie zuletzt Klaus Tenfelde gezeigt hat, waren dies etwa im Ruhrgebiet »schwer arbeitende Menschen, oft zugewandert, noch sehr jugendlich und vor allem: vom Krieg gezeichnet, tief enttäuscht und im Wortsinn hungrig bis aufs Mark«, die nun »in der durch die Ereignisse der Revolution ungemein gemehrte Hoffnungen auf eine andere Gesellschaft enttäuscht worden waren«; enttäuscht und radikalisiert auch durch den Einsatz solcher »berühmten« Einheiten wie des Freikorps Lichtschlag¹⁷², das bezeichnen-

170 Zur Entwicklung, Ausdifferenzierung und Spaltung der USPD ab 1920 vgl. *Robert F. Wheeler*, *USPD und Internationale. Sozialistischer Internationalismus in der Zeit der Revolution*, Frankfurt am Main 1975; vgl. auch *Hartfrid Krause*, *Kontinuität und Wandel. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*, Glashütten im Taunus 1976, S. 68–103.

171 Vgl. *Karsten Rudolph*, *Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik 1871–1923*, Weimar/Köln etc. 1995, S. 270–343; *Schmeitzner*, *Alfred Fellisch*, S. 164–244.

172 *Klaus Tenfelde*, *Fragmentiert, verschüttet. Der Bürgerkrieg 1920 und die Denkmalskultur im Ruhrgebiet*, in: *Führer/Mittag/Schildt* u. a., *Revolution und Arbeiterbewegung*, S. 413–429, hier: S. 425ff. Zu den Sozialisierungsdebatten und Radikalismen im Ruhrgebiet vgl. grundsätzlich *Mittag*, *Versäumte Chancen. Zu den Vorgängen in dieser Region im Detail*, aber parteilich gefärbt vgl. *Erhard Lucas*, *März-Revolution 1920*, 3 Bde., Frankfurt am Main 1970–1976; *ders.*, *Arbeiterradikalismus. Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiter-*

derweise als Freikorps »Totschlag« in die Geschichte einging.¹⁷³ An der Spitze der Bewegung marschierten unterdessen eher parlamentsunerfahrene, jüngere Protagonisten (wie Curt Geyer, Walter Stoecker, Hermann Brill), die (zumindest zeitweise) der Faszination einer ganzheitlichen Lösung anhängen und dabei auch von sowjetrussischen Einflüssen durchdrungen waren.

Für die Sozialdemokratie als Ganzes hatte der Verlauf der Revolution erhebliche und zeitweilig kaum mehr zu überbrückende Dissonanzen in der Frage des Politik- und Staatsverständnisses offenbart. Während sich der Hauptstrom der MSPD zur parlamentarischen Demokratie mit Gewaltenteilung und Minderheitenrechten bekannte, und dabei aber nach wie vor eine sozialistische Gesellschaft als Zukunftsprojekt favorisierte, verfolgten ein immer größer werdender Teil der USPD und eine Minderheit innerhalb der MSPD das Ziel einer proletarischen Herrschaft, die mehr auf Arbeiterräten als auf Parlamenten beruhen sollte. Die Neuformierung der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung zwischen 1920 und 1922 mündete zwar in einer deutlicheren Scheidung zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus, verlagerte aber auf diese Weise nur die Ambivalenzen des Fortschritts in organisatorischer Hinsicht – mit einer immer stärker werdenden kommunistischen Bewegung am Ausgang der Weimarer Republik. Hätte eine, von manchem schon Ende 1918 für möglich gehaltene Neuformierung der Sozialdemokratie unter Einschluss der gemäßigten USPD (Haase/Kautsky/Hilferding) dieser Sozialdemokratie mehr Durchschlagskraft in der Revolution verleihen und die (späteren) Kräfteverhältnisse in der Arbeiterbewegung entscheidend beeinflussen können?¹⁷⁴ Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten, doch müsste dabei Folgendes im Blick behalten werden: Hinsichtlich des *damaligen* Politik- und Institutionenverständnisses der gemäßigten USPD wäre eine gemeinsame Verpflichtung auf das Modell der parlamentarischen Demokratie gewiss gegeben gewesen. Allerdings sollte dann aber auch mit bedacht werden, dass diese Orientierung der gemäßigten USPD immer auch die Orientierung auf eine sozialistische Herrschaft mit einschloss – so wie sie Friedrich Engels kurz vor seinem Tode vorgezeichnet hatte. Eine – vielleicht infolge der Wahlergebnisse für unumgänglich gehaltene – Bindung an die demokratischen Kräfte des Bürgertums wäre damit nicht unmöglich, aber ungleich komplizierter geworden.

bewegung, Frankfurt am Main 1976. Zur Radikalisierung von Teilen der Arbeiterschaft in Leipzig und der Politik des dortigen ASR vgl. *Dobson, Authority and Upheaval*, S. 256ff.

173 Vgl. *Ullrich, Die Revolution von 1918/19*, S. 84.

174 Diese Sichtweise vertrat bereits dezidiert *Rosenberg, Geschichte der Weimarer Republik*, S. 43ff. Selbst Bernstein, der ab Ende 1918 eine zeitweilige Doppelmitgliedschaft besaß, versuchte 1918/19 mit großem persönlichen Einsatz, eine schnelle Wiedervereinigung von MSPD und (gemäßigter) USPD anzubahnen. Zu Bernsteins Bemühungen vgl. grundlegend *Guido F. Knopp, Einigungsdebatte und Einigungsaktion in SPD und USPD 1917–1920. Unter besonderer Berücksichtigung der »Zentralstelle für Einigung der Sozialdemokratie«*, Diss., Würzburg 1975.

Joris Gijsenbergh

The Semantics of »Democracy« in Social Democratic Parties Netherlands, Germany and Sweden, 1917–1939

Social Democrats have always hotly debated both the value and the true meaning of democracy. The party that is the focus of this article, the Dutch »Sociaal-Democratische Arbeiderspartij« (SDAP), consciously adopted this principle at the end of the nineteenth century by using it as a label. The same goes for its international role models, like the German »Sozialdemokratische Partei Deutschlands« (SPD) and the Swedish »Sveriges Socialdemokratiska Arbetareparti« (SAP). The choice of these names did not entail, however, a consensus on the content of the concept of democracy. Within and outside the labour movement, commentators formulated contrasting definitions of the term »democracy«. Especially during the interwar years, Social Democrats discussed how important democracy was and what a real democracy should look like. The rise of anti-democratic movements forced them to pass judgment on the existing democratic systems and on alternative forms of democracy that others had suggested in response to economic and political crises. At the same time, Social Democrats themselves proposed democratic reforms. In their eyes, the introduction of universal suffrage not only extended the political aspect of democracy, but also opened possibilities to democratise the social and moral spheres of society.

The historical and sociological literature on the social democratic movement has mainly examined to what extent Social Democrats valued »the« democracy. Scholars used their own, anachronistic definition of democracy, which they described as a parliamentary system. They wondered whether Social Democrats regarded democratic politics as a goal in itself or merely as a means to a socialist society. There are two explanations for this historiographical focus. Firstly, historians and some political scientists have been fascinated by Social Democrats' ideological choice between revolution and reform. These authors have agreed that the proponents of an evolutionary, parliamentary strategy gained the upper hand across Europe in the two decades following the revolutionary upheaval of 1917–1919.¹ Secondly, the broad appreciation for democracy after the Second World War has generated a lot of scholarly attention for the »crisis of democracy« in the 1920s and 1930s. As a result, many authors have emphasised the battle between anti-democrats and convinced defenders of democracy.²

1 *Stefan Berger*, European Labour Movements and the European Working Class in Comparative Perspective, in: *id./David Broughton* (eds.), *The Force of Labour. The Western Labour Movement and the Working Class in the Twentieth Century*, Oxford 1995, pp. 245–261, here: pp. 248f.; *Dietrich Orlow*, The Paradoxes of Success. Dutch Social Democracy and its Historiography, in: *Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden* 110, 1995, pp. 40–51, here: pp. 40–43; *Gerrit Voerman*, De stand van de geschiedschrijving van de Nederlandse politieke partijen, in: *Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden* 120, 2005, pp. 226–269, here: pp. 235 and 237f.; *Sheri Berman*, *The Social Democratic Moment. Ideas and Politics in the Making of Interwar Europe*, London 1998, pp. x and 3f.

2 *Dirk Berg-Schlosser/Jeremy Mitchell*, Introduction, in: *idem* (eds.), *Conditions of Democracy in Europe, 1919–39. Systematic Case-Studies*, Basingstoke/New York 2000, pp. 1–39, here: pp. 1, 34; *Giovanni Capoccia*, *Defending Democracy. Reactions to Extremism in Interwar Europe*, Baltimore 2005, p. 6.

Historians have stressed that Social Democrats during the interwar period embraced »the« democracy in their struggle with anti-democrats.³

However, Social Democrats hotly argued amongst themselves and with others about what »true democracy«, as they called it, was and should be. Democracy has been endowed with many different meanings and can therefore be considered to be one of the most contested concepts in political history.⁴ That was especially true since the early 1920s, when the completion of the parliamentary system across Europe evoked the desire among Social Democrats for further democratisation of the political, societal and moral domains of life. In this process, the concept of democracy gained new content. In the 1930s, Social Democrats and other participants in the public debate argued even more often about the characteristics and limits of this notion. Many of them tried to reform the democratic state, either in order to defend it against attacks of anti-democrats, or to empower it so it could solve the economic crisis.⁵ Therefore, this article primarily analyses how the members of the SDAP understood the concept of democracy.

An analysis of the struggle over the meaning of democracy asks for a two-fold conceptual historical approach. Following recent trends in this scholarly field, this article examines both the contemporary definitions and the rhetorical use of the term »democracy« by Social Democrats. It studies what different Social Democrats meant by »democracy«, when and why they defended varying definitions and how they used their vocabulary to clarify their own profile and position. Before the methods are explained in more detail, it is important to remark that this article adopts two ways to indicate the different social democratic conceptions of democracy. Social Democrats sometimes literally referred to a certain democratic type by adding adjectives to the noun democracy. For example, they explicitly talked about »social democracy« and »bourgeois democracy«. In other cases, their description of democracy only implied variants of the concept. When Social Democrats idealised harmony and mutual respect as democratic values, for instance, they associated democracy with ethics. This hints at a moral conception of democracy, even if the Social Democrats did not label it as such.

The first step of my conceptual analysis is to scrutinise the social democratic vocabulary. Inspired by the classic *Begriffsgeschichte* of Reinhart Koselleck and his students, I examine the contemporary definitions of words in order to establish the connotations of a larger concept.⁶ This analysis of a semantic web shows the values and institutions Social

3 William Smaldone, *Confronting Hitler. German Social Democrats in Defense of the Weimar Republic, 1929–1933*, New York 2009, pp. xii–xiii and 254; Francis Sejersted, *The Age of Social Democracy. Norway and Sweden in the Twentieth Century*, Princeton, NJ 2011, p. 76 (translation by Richard Daly of Sosialdemokratiets tidsalder. Norge og Sverige i det 20. århundre, Oslo 2005); Rob Hartmans, *Vijandige broeders? De Nederlandse sociaal-democratie en het nationaal-socialisme, 1922–1940*, Amsterdam 2012, pp. 15 and 17.

4 Walter Bryce Gallie, *Essentially Contested Concepts*, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 56, 1956, pp. 167–198, here: pp. 183–187; Terence Ball, *Conceptual History and the History of Political Thought*, in: Iain Hampsher-Monk/Karin Tilmans/Frank van Vree (eds.), *History of Concepts. Comparative Perspectives*, Amsterdam 1998, pp. 75–86, here: pp. 80f.; Oliver Hidalgo, *Conceptual History and Politics. Is the Concept of Democracy Essentially Contested?*, in: *Contributions to the History of Concepts* 4, 2008, no. 2, pp. 176–201, here: p. 196.

5 Tom Buchanan/Martin Conway, *The Politics of Democracy in Twentieth Century Europe. Introduction*, in: *European History Quarterly* 32, 2002, pp. 7–12, here: p. 10; Stefan Berger, *Democracy and Social Democracy*, in: *European History Quarterly* 32, 2002, pp. 13–37, here: pp. 13f. and 24–27.

6 For literature on the methodologies of conceptual history, see Iain Hampsher-Monk/Karin Tilmans/Frank van Vree, *A Comparative Perspective on Conceptual History. An Introduction*, in: *id.*, *History of Concepts*, pp. 1–9, here: p. 2; Pieter François, *De convergentie tussen de Angelsaksi-*

Democrats associated with the concept of democracy. This article is mainly based on the semasiological method: it examines the meaning of terms such as »democracy«, »democratic«, »democrat« and »anti-democrat« in order to find out what notion these words referred to. Since these were buzzwords in the interwar years, it is worthwhile to focus on their definition. This article also uses the opposite, but complementary method of onomasiology, which starts out with a concept and tracks down the terms that have been used to describe it. This approach uncovers a field of phrases that were related to the notion of democracy, like »power of the people«, »influence of the people«, »participation«, »equality«, »liberty«, but also »harmony«, »responsibility«, »discipline« and »leadership«. The last and most recent method of conceptual history that is applied in this article is the study of metaphors. This has become a popular object of study of conceptual historians and can shed new light on the question what democracy meant to Social Democrats.⁷

In addition to the meaning of concepts, recent conceptual historians analyse the function of those concepts in political conflicts. Their combination of the German *Begriffsgeschichte* and the Anglo-Saxon history of ideas has generated the insight that linguistic changes have influenced political innovation and vice versa. After all, politics exist partly by the grace of communication.⁸ An interest in the role of communicative practices in the political process raises questions that are relevant here. In what circumstances did Social Democrats talk about democracy? Was it a matter of internal debate about socialist ideology, or did it come up in practical discussions with their political adversaries? Since language entails struggle, the interaction and relationship between numerous interlocutors should be examined. Such an analysis should not be limited to the reactions of Social Democrats to their opponents, but should also include different arenas within the social democratic movement. Theoretical treatises, journals, parliamentary speeches, committees and (youth) conferences of the SDAP and its international sister parties reflected different usages of the concept of democracy. Another question is whether Social Democrats felt the need to explicitly define democracy, or referred to it in circumspect terms. Moreover, what did they hope to achieve by speaking about democracy?

sche ideeengeschiedenis en de Duitse/continentale begripsgeschiedenis. Een status quaestionis, in: *Revue Belge de Philologie et d'Histoire* 83, 2005, pp. 1175–1206, here: pp. 1175–1187; *Rudolf Valkhoff*, Some Similarities between *Begriffsgeschichte* and the History of Discourse, in: *Contributions to the History of Concepts* 2, 2006, no. 1, pp. 83–98, here: p. 83; *Willibald Steinmetz*, 40 Jahre *Begriffsgeschichte*. The State of the Art, in: *Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger* (eds.), *Sprache – Kognition – Kultur*, Berlin 2008, pp. 174–197, here: pp. 174–183.

7 For recent literature on the combination of metaphorology and conceptual history, see *Rüdiger Zill*, »Substrukturen des Denkens«. Grenzen und Perspektiven einer Metapherngeschichte nach Hans Blumenberg, in: *Hans Erich Bödecker* (ed.), *Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte*, Göttingen 2002, pp. 209–258; *Frank Beck Lassen*, »Metaphorically Speaking« – *Begriffsgeschichte* und Hans Blumenberg's *Metaphorologie*, in: *Ricardo Pozzo/Marco Sgarbi* (eds.), *Eine Typologie der Formen der Begriffsgeschichte*. *Archiv für Begriffsgeschichte*, Hamburg 2010, pp. 53–70; *Rieke Schäfer*, Historicizing Strong Metaphors. A Challenge for Conceptual History, in: *Contributions to the History of Concepts* 7, 2012, no. 2, pp. 28–51.

8 *Terence Ball/James Farr/Russell L. Hanson*, Editor's Introduction, in: *id.* (eds.), *Political Innovation and Conceptual Change*, Cambridge/New York etc. 1989, pp. 1–5, here: pp. 2f.; *James Farr*, Understanding Conceptual Change Politically, in: *Ball/Farr/Hanson*, *Political Innovation and Conceptual Change*, pp. 24–48, here: pp. 24–32 and 36–40; *Willibald Steinmetz*, New Perspectives on the Study of Language and Power in the Short Twentieth Century, in: *id.* (ed.), *Political Languages in the Age of Extremes*, Oxford/New York etc. 2011, pp. 3–51, here: pp. 6, 31, 37f. and 49–51; *Angelika Linke*, Politics as Linguistic Performance. Function and »Magic« of Communicative Practices, in: *Steinmetz*, *Political Languages in the Age of Extremes*, pp. 53–65, here: pp. 55f. and 59–62.

Furthermore, this article has been inspired by recent approaches in transnational history. The analysis will not remain limited to one nation, since both the social democratic movement and the debate on the true meaning of democracy were international phenomena in the interwar years. On the one hand, a comparison of the Netherlands with Germany and Sweden will show that the members of the SDAP, SPD and SAP used a specific social democratic language, but on the other hand, it will bring different definitions of »democracy« to light. Some conceptual historians have suggested that such differences can occur when a word is radically altered while it is translated into another language.⁹ That, however, was not the case here, since the term »democracy« sounds more or less the same in Dutch (*democratie*), German (*Demokratie*) and Swedish (*demokrati*). Instead, I will argue, the differences were caused by different positions of the Social Democratic parties in the national political landscape. At the same time, these conceptual differences affected the respective political situation of the party.

Even more important than the comparison of the three countries is the analysis of the transfer between them. The Social Democrats' attitude towards democracy was affected by their views of the situation in other countries. In order to understand their reactions, it is more relevant to study their contemporary perception than to compare the three countries on the basis of current knowledge. The crucial question is how the Social Democrats regarded the situation in neighbouring countries, not whether their views were correct in hindsight.¹⁰ This article focuses on the observations of the SDAP because this nationally isolated party often admired the international social democratic models in Germany and Sweden. Interestingly enough, the Dutch party also noted important differences in the political circumstances of the three countries. After the conference of the »Sozialistische Arbeiter-Internationale« in 1933, SDAP-leader Willem Albarda commented: »The politics of the Social Democratic parties [...] should, now more than ever, derive its content and shape from the special circumstances that differentiate one country from the other.«¹¹

The results of this transnational history of social democratic conceptions of democracy add a layer of understanding to the traditional view of the social democratic dilemma between revolution and reformism. Against the well-known background of this ideological debate, it will become clear that Social Democrats viewed democracy from a political, a social and a moral perspective. They applied this concept to three different domains of public life: the involvement of voters in government decisions, the equal participation in economic affairs by all citizens and a code of conduct among human beings. Within each of these spheres, Social Democrats referred to numerous types of democracy, either explicitly or implicitly. At the same time, it will become clear that these forms of democracy sometimes overlapped. Finally, an analysis of their strategic use of the concept of democracy will show how language and politics have influenced each other. The first three sections examine how the members of the SDAP spoke about the three dimensions

9 Pim den Boer, Vergelijkende begripsgeschiedenis, in: *id.* (ed.), *Beschaving. Een geschiedenis van de begrippen hoofsheid, heusheid, beschaving en cultuur*, Amsterdam 2001, pp. 15–78, here: pp. 16–19; *Steinmetz*, 40 Jahre Begriffsgeschichte, pp. 193–195; *Margrit Pernau*, Whither Conceptual History? From National to Entangled Histories, in: *Contributions to the History of Concepts* 7, 2012, no. 1, pp. 1–11, here: p. 9.

10 Cf. *Henk te Velde*, Political Transfer. An Introduction, in: *European Review of History* 12, 2005, pp. 205–221, here: pp. 206, 209 and 217; *Charles Tilly*, Introduction to Part II. Invention, Diffusion, and Transformation of the Social Movement Repertoire, in: *European Review of History* 12, 2005, pp. 307–320, here: p. 314; *Henk te Velde*, Inleiding. De internationalisering van de nationale geschiedenis en de verzuiling, in: *Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden* 124, 2009, pp. 499–514, here: p. 513.

11 *Willem Albarda*, Over politiek, in: *De Socialistische Gids. Maandschrift der Sociaal-Democratische Arbeiderspartij* (from here on: *De Socialistische Gids*), 1934, pp. 244–251, here: p. 246.

of democracy, starting with their ideological dream of a democratic society and ending with practical debates about the defence of democratic virtues and parliamentary regimes. The closing section compares these findings to the German and Swedish cases.

I. HOPING FOR A TRULY DEMOCRATISED SOCIETY

In the late nineteenth and early twentieth century, German-speaking Marxist theoreticians distinguished between »political democracy« and »social democracy«. The first term referred to the type of political system that was developing in Europe at that time, while the latter denoted the socialist utopia. Marxists associated the concept of democracy with participation and equality, and they felt that these principles should be applied in all spheres of life. In their eyes, the parliamentary regime was merely partly democratic since it limited the people's participation to the political arena. Only a society which gave all citizens an equal say in as many societal and economic domains as possible deserved to be called a »true democracy«. Karl Marx was the first to say so in 1852 when he predicted that »bourgeois democracy« would be supplanted by »proletarian democracy«.¹² His followers agreed, though they often used the terms »political democracy« and »social democracy«. Around 1900, both the orthodox Karl Kautsky and the revisionist Eduard Bernstein rejected a purely political interpretation of democracy and pursued a democratised society, despite their contrasting views on the means to achieve this goal. Austro-Marxists also called the process of democratisation incomplete. In 1926, Max Adler lamented in his »Politische oder soziale Demokratie«: »the democracy we *have is no* democracy and the democracy that is a true democracy, *doesn't exist yet*«.¹³

A phrase that was closely related to Marxist hopes for a democratised society was the »dictatorship of the proletariat«. Marx had coined this term to denote the period of transition between capitalist and socialist society. This process corresponded with the conversion of »bourgeois democracy« into »proletarian democracy«, which meant that Marx did not necessarily regard the concepts of democracy and dictatorship as opposites. Neither did he explicitly equate »dictatorship« with violence or force. However, because Marx failed to give a clear definition of a »dictatorship of the proletariat«, his followers argued about the nature of the transition between capitalism and socialism. The least radical among them, like Friedrich Engels in his later work and Bernstein, felt that parliament should remain in place during the dictatorship. Kautsky and Adler agreed, on the condition that the Social Democrats controlled the majority of the seats. In 1917, Vladimir I. Lenin radicalised the concept of a »dictatorship of the proletariat«. He replaced parliament by councils of workers and soldiers under control of the Bolshevik minority and used coercion to introduce the communist state.¹⁴

Unlike these Marxist intellectuals, the leaders of the SDAP at first did not emphasise the distinction between »political democracy« and »social democracy«. Before the introduction of full male suffrage in 1917 and full female suffrage in 1919, they merely spoke of »democracy«, which they defined solely as a political system. They equated it with the

12 *Karl Marx*, *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte* (3rd revised edition, Berlin 1965), cited in: *Berger*, *Democracy and Social Democracy*, p. 18.

13 *Max Adler*, *Politische oder soziale Demokratie. Ein Beitrag zur sozialistischen Erziehung*, Berlin 1926, p. 31 (in the Dutch translation: *Politieke of sociale democratie*, Amsterdam 1928, translated by *Frank van der Goes*; emphasis in the original). See also *Berger*, *Democracy and Social Democracy*, pp. 18–24.

14 *Adler*, *Politische oder soziale Demokratie*, pp. 56–73; *Mike Schmeitzner*, *Ambivalenzen des Fortschritts. Zur Faszination der proletarischen Diktatur in der demokratischen Revolution 1918–1920*, in this volume. I am grateful to Dr. Mike Schmeitzner for letting me read his manuscript.

principle of power of the people (*»volksmacht«* in Dutch). The most often mentioned instruments to achieve this democratic ideal were the extension of the voting rights and – later – the parliament. In 1894, the founders of the SDAP copied the label *»Social Democratic«* from its predecessor, the *»Sociaal-Democratische Bond«* (SDB), who could trace this name back to its German counterpart. And yet the SDAP was the first Dutch Social Democratic party that invested the term *»democracy«* with a parliamentary meaning. That became apparent in its Foundation Manifesto and in party literature around 1900, in which the SDAP distanced itself from the anti-parliamentary, anarchist SDB. The leaders of the SDAP also linked democracy to universal suffrage and parliament during election campaigns, during parliamentary speeches and in their intellectual journal, *»De Socialistische Gids«*. This means that the SDAP's use of the term *»democracy«* before the interwar years boiled down to what Marxist theorists called *»political democracy«*. However, it also means that the leaders of the SDAP did not yet feel the need to use this adjective, because they hardly talked about any other forms of democracy at this point. Even when they talked about the social meaning of democracy, they referred to progressive laws instead of a societal democratisation. Neither did they use the phrase *»economic democracy«* yet.¹⁵

The difference between the definitions of *»democracy«* of Marxist theorists and the SDAP-leaders at the turn of the century can be explained by the role they wanted to fulfil at that moment in the social democratic movement. The ideologues wanted to promise the proletarians a better society. One way to do so was claiming that the political interpretation of democracy of the bourgeois reformers of 1848 was lacking an essential social component. That made the phrase *»social democracy«* a weapon in the rhetorical battle against liberalism. The politicians in the SDAP, on the other hand, fought a practical fight for political influence. Their quest for universal suffrage brought them in opposition with conservatives, who did not wish to extend the franchise, and with radical socialists, who advocated revolution over parliamentarism. As long as the electoral reform had not been achieved, Dutch Social Democrats did not consider it an appropriate strategy to denounce the parliamentary system as an incomplete form of democracy. Their priority was to conquer the political institutions; establishing a democratic society would follow later.¹⁶

After the introduction of universal suffrage in 1917 and 1919, the difference between a Marxist theory of democracy and the vocabulary of the SDAP executives, Members of Parliament (MPs), union leaders and publicists faded away. Like the German-speaking theoreticians had done before, many leading members of the SDAP now stressed that parliamentary methods were merely a means to an end, i.e. a socialist society. That affected their language. They started using adjectives to differentiate varying forms of democracy. They rechristened the parliamentary system *»political democracy«* or *»bourgeois democracy«*. Furthermore, more often than before SDAP leaders referred to *»social democracy«*, *»economic democracy«* and *»democratic socialism«* in their speeches and writings. Radicals and reformists in the party disagreed, however, on the proper use of these phrases. The former used *»social democracy«* to emphasise that a democratic society was more desirable than a democratic state. The latter, on the other hand, stressed that democracy

15 *Jan van de Giessen*, *De opkomst van het woord democratie als leuze in Nederland*, Den Haag 1948, pp. 174–198; *Ismee Tames*, *Voorbereid op nieuwe tijden. De Nederlandse discussie over »de ware democratie«* tijdens de Eerste Wereldoorlog, in: *Ismee Tames/Madelon de Keizer* (eds.), *Modernisme en massacultuur in Nederland 1914–1940*, Zutphen 2004, pp. 47–65, here: pp. 53–54 and 56–60; *Henk te Velde*, *De domesticatie van democratie in Nederland. Democratie als strijdbegrip van de negentiende eeuw tot 1945*, in: *Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden* 127, 2012, pp. 3–27, here: pp. 11–13.

16 *Berger*, *Democracy and Social Democracy*, pp. 15–18 and 20; *te Velde*, *De domesticatie van democratie in Nederland*, p. 13.

should combine parliamentary and social elements. They too talked of »social democracy«, but in the 1930s they preferred the less radically sounding »democratic socialism«. The radical and moderate wing of the SDAP chose different linguistic strategies to cope with the changing circumstances of the interwar period, as this section shows.

The shift in social democratic language after 1917 was related to the extension of the franchise. Now that the parliamentary system seemed to be more or less complete, the SDAP could no longer use the absence of universal suffrage to accuse the bourgeoisie of an undemocratic attitude. That allegation would now only stick when the Social Democrats convinced the masses that the real democracy was a »social democracy«. »Democracy« remained the watchword of the SDAP, but its association with voting rights and parliament had lost most of its strategic value. In addition to this rhetorical and strategic argument, Social Democrats genuinely believed that Marx' promise of a truly democratised society would soon be fulfilled, either with the help of a revolutionary coup or a strong position in parliament (hopefully a majority, even if that might take a while).¹⁷ The new reality of the franchise and their hopes enabled Social Democrats to extend their concept of democracy.

The fact that radical and moderate SDAP members used this possibility differently can be traced back to the failed attempt to stage a revolution by party leader Pieter Jelles Troelstra in November 1918. Inspired by the revolutionary situation in Germany and other countries, he demanded that the Dutch government resigned. Within a week, however, he had to admit that he did not have enough support among the Dutch populace and his prominent party members to back this claim. Most moderate SDAP functionaries and MPs believed that socialism could be reached through parliamentary means, either a Social Democratic majority or – more likely, given the disappointing electoral result of 22% of the votes for the Second Chamber in July 1918 – a cooperation with other parties. The moderates in the party leadership realised that Troelstra's revolutionary adventure expanded the gap between the SDAP and other parties.¹⁸ The incident gave radical Social Democrats a cause to demand »social democracy«, but also created semantic difficulties for the moderates who feared that a radical rhetoric would isolate the SDAP. That fear was justified because Troelstra's revolution generated bourgeois mistrust in the SDAP that would last for twenty years. The circumstances and the language clearly influenced each other.

Especially in the first half of the 1920s, radical SDAP members used the term »social democracy« to denote a complete renewal of democracy, which would not be realised until the establishment of a socialist utopia. Until his resignation as party leader in 1925, Troelstra and his followers repeatedly used this vocabulary. During the SDAP party conferences in 1919 and 1920, they complained that moderate party members settled for »parliamentary democracy« or »bourgeois democracy«, without aiming for »real«, »true« or »pure democracy«.¹⁹ Their speeches lacked definitions, but Troelstra stressed that democracy encompassed more than universal suffrage. He went into more detail in the »De Socialistische Gids« in 1919 and 1920. In a series of articles, he defined »social democracy« as the »social fulfilment« of the principle of equality, »which bases equal political rights on equal economic possessions«.²⁰ The goal of this language was to engage in a

17 *Floris Cohen*, *Om de vernieuwing van het socialisme. De politieke oriëntatie van de Nederlandse sociaal-democratie, 1919–1930*, Leiden 1974, pp. 229f.

18 *Bastiaan van Dongen*, *Revolutie of integratie. De Sociaal-Democratische Arbeiders Partij in Nederland (SDAP) tijdens de Eerste Wereldoorlog*, Leiden 1992, pp. 781–809.

19 *Nieuwe Rotterdamsche Courant*, 22 April 1919 (morning and evening edition), 25 May 1920 (morning edition).

20 *Pieter Jelles Troelstra*, *De revolutie en de SDAP, deel I*, in: *De Socialistische Gids*, 1919, pp. 201–222, here: p. 209; *id.*, *De revolutie en de SDAP, deel II*, in: *De Socialistische Gids*, 1919, pp. 377–401, here: p. 394.

polemic with the advocates of a parliamentary strategy within the SDAP. Despite the failure of revolution in November 1918, Troelstra and his radical followers refused to renounce revolutionary strategies. In order to defend this attitude, they called a revolutionary course democratic and severed the conceptual ties between democracy and parliamentarism. In short, they mobilised the concept of democracy in the rhetorical battle against their moderate party members.

Radical Social Democrats also referred to »democracy« when they talked about the preparations for a socialist utopia. They associated democracy with both the first steps on the road towards socialism and the end of that road (which they called »social democracy«). The party's newspaper »Het Volk«, which was edited by Troelstra, sketched this process in 1924: »The limited democracy, glorified as historical beginning of the bourgeois state, had to be developed into a complete political democracy, and at the same time it had to be used to achieve social democracy.«²¹ The first step in »the gradual introduction of social democracy«, according to Troelstra, was political reform.²² Franc van der Goes – Marxist theoretician, co-founder of the SDAP and the most radical leftist of its functionaries – suggested during the party conference in 1919 that the SDAP should follow the German example and replace parliament by councils of workers as soon as they had seized power. He emphasised that this should not be considered undemocratic.²³ Troelstra elaborated this theory in »De Socialistische Gids«, in the popular-scientific supplement of »Het Volk« and in international speeches. Until 1923, a committee of politicians, union leaders and theoreticians also discussed his desire for a National Assembly and a Worker's Council.²⁴

The second preparatory step in the development towards »social democracy« that radical Social Democrats linked to the concept of democracy was economic in nature. They regarded the socialisation of property as the road towards socialism, although they were not sure what this meant in practice. A committee that discussed economic reforms described socialisation in 1920 as the gradual replacement of private property by communal ownership of the means of production. Three years later another committee formulated more moderate aims by defining »corporate democracy« as the co-determination of employees in decisions concerning their workplace.²⁵ In »De Socialistische Gids«, the phrase »economic democracy« was used in a similar manner. G. de Schipper wrote in 1919 that »after the conquest of the political democracy – which is nearing completion in all countries – the proletariat should commence the battle for economic democracy: taking away the leadership over the production process from the hands of private entrepreneurs.«²⁶ In 1924, the union leader Frans van Meurs copied the German demand for »economic democracy«: »If the demand for participation in the economic life is to be called democratic, this must mean that the will of those who are involved in the production is taken into consideration.«²⁷ These references to political and economic democratisation in preparation of »so-

21 Het Volk, 20 March 1924.

22 Troelstra, *De revolutie en de SDAP*, deel I, p. 209.

23 Nieuwe Rotterdamsche Courant, 22 April 1919 (morning edition).

24 Pieter Jelles Troelstra, *De revolutie en de SDAP*, deel V, in: *De Socialistische Gids*, 1919, pp. 681–703, here: pp. 681–691; Het Volk, 10, 17 and 24 April and 8 May 1920; Ernst Hueting/Frits de Jong Edz./Rob Neij, *Troelstra en het model van de nieuwe staat*, Assen 1980, pp. 89–91, 95 and 109; Piet Hagen, *Politicus uit hartstocht. Biografie van Pieter Jelles Troelstra*, Amsterdam 2010, pp. 714–716 and 739–741.

25 Cohen, *Om de vernieuwing van het socialisme*, pp. 29f. and 46.

26 G. de Schipper, *Over socialisatie*, in: *De Socialistische Gids*, 1919, pp. 418–431, here: p. 418.

27 Frans van Meurs, *Bedrijfsorganisatie en medezeggenschap*, deel I, in: *De Socialistische Gids*, 1924, pp. 105–131, here: p. 120; *id.*, *Bedrijfsorganisatie en medezeggenschap*, deel II, in: *De Socialistische Gids*, 1924, pp. 226–249, here: pp. 232f. and 240.

cial democracy« were not meant to attack the moderate members of the SDAP, but to win the votes of the Dutch workers.

Although Troelstra remained leader of the SDAP until 1925, he was increasingly isolated in his own party by its many reformist leading functionaries. The most important among them were Willem Albarda (Troelstra's successor as party leader and Chairman of the Social Democrats in the Second Chamber), Jan Schaper (a prominent MP), Willem Vliegen (the party Chairman until 1926), Johan Frederik Ankersmit (Troelstra's successor as editor of »Het Volk«) and Willem Adriaan Bonger (who served as head of the editorial board of »De Socialistische Gids«). They marginalised the radical minority in the 1920s and forced the most vocal left-wing critics out of the SDAP in 1932. At that time, the moderate wing of the party pursued the same fundamental goal as the radical wing – the destruction of capitalism and the establishment of the socialist utopia – but followed a different strategy to reach this goal. That was a pragmatic decision because the reformists were convinced that an evolutionary, parliamentary course would be more successful than revolutionary insurrection. Moreover, they tried to break out of the political and societal isolation that the SDAP suffered in the two decades after Troelstra's revolutionary attempt.²⁸

As a result, the reformists quickly adopted a more moderate tone than Troelstra and his followers. To begin with, they continued to emphasise political issues when they talked of »democracy« or associated terms. They even did so in less radical terms than in the nineteenth century. The notion of »power of the people« (»volksmacht«) was replaced by »influence of the people« (»volksinvloed«). »Democracy« no longer meant that the people had to be completely in power, but merely that they should have a say in governmental affairs. »Participation« became the key word, instead of a complete take-over of power. Universal suffrage and parliamentary representation remained the most important participatory instruments. The reformists did not put too much emphasis on their desire for political reforms that could enhance the democratic nature of the Dutch state – like referenda or elections of high-level civil servants.²⁹ They wished to stress that the existing parliamentary system was democratic enough since 1917 because they tried to convince the authorities that the SDAP would not embark on another revolutionary adventure. Moreover, they argued against their radical party members that a revolution was unnecessary. The reformists entered the polemic with the revolutionaries head-on.

In 1919, reformists explicitly defined democracy as a parliamentary regime in response to Troelstra's challenging demands for »social democracy«. In his conference speech Schaper reacted: »[T]rue democracy is and remains the expression of the pure popular will. We possess the institutes to reach a full democracy.«³⁰ Vliegen shared this political definition: »There is only one kind of democracy, namely the one in which the people govern, in which the people appoint the government.«³¹ The reformists insisted that the existing parliamentary system was democratic enough, for the time being, and hardly mentioned other forms of popular participation. Their supporters in »De Socialistische Gids« explored this issue more thoroughly and juxtaposed worker's and soldiers' councils with universal suffrage. Ankersmit wrote: »[W]orkers' councils are no democratic institutions.«³² Influenced by

28 Cohen, *Om de vernieuwing van het socialisme*, pp. 40–43, 75–79 and 175; *Peter Jan Knegtmans, Socialisme en democratie. De SDAP tussen klasse en natie (1929–1939)*, Hilversum 1989, pp. 20–26; *Hagen, Politicus uit hartstocht*, pp. 697–698.

29 *Handelingen van de Tweede Kamer der Staten-Generaal (Minutes of the Second Chamber, from here on HTK) 1919–1920, Supplement 428, no. 4, pp. 5–6; HTK 1919–1920, pp. 2595f., 2600, 2607, 2618–2620 and 2635f.; te Velde, De domesticatie van democratie in Nederland*, p. 20.

30 *Nieuwe Rotterdamsche Courant*, 22 April 1919 (morning edition).

31 *Nieuwe Rotterdamsche Courant*, 22 April 1919 (evening edition).

32 *Johan Frederik Ankersmit, Het raden-stelsel. De kern van bolsjewisme en Spartakus*, in: *De Socialistische Gids*, 1919, pp. 283–301, here: p. 301.

German experiences and Kautsky's writings, he argued that a democracy should protect minorities from oppression and should grant all citizens an equal say in government. Therefore, he called workers' councils »objectionable to the Social Democrat [...], who wants a democratic government of the people«. ³³ Because the SDAP quickly reached consensus on this matter, »De Socialistische Gids« stopped paying attention to it after 1921. ³⁴

Another difference between radical and moderate Social Democrats was that the latter hesitated to use phrases like »proletarian democracy« and »bourgeois democracy«. After all, these terms were coined by revolutionaries to sever the link between democracy and parliamentarism. In 1933, Vliegen tried to convince his fellow board members that the party should exercise restraint in the use of »revolutionary words«. ³⁵ Social democratic MPs refrained from radical vocabulary, in an attempt to distance themselves from Communists who attacked »bourgeois democracy« in their parliamentary speeches. ³⁶ Intellectuals in the SDAP also refuted the radical idea that a true democracy could only exist in socialist society. Arie IJzerman's review of »Politische oder Soziale Demokratie?« in 1928 warned »that Adler runs the risk of throwing the baby out with the bathwater when he renounces false and bourgeois democracy, which would mean that not only the »false« and the »bourgeois«, but also the democracy would be lost«. ³⁷ He criticised the Austro-Marxist defence of a »dictatorship of the proletariat«, or, in Adler's words, a »proletarian democracy«. ³⁸ IJzerman aimed this message at the rank and file readers of the popular-scientific supplement of »Het Volk«. »De Socialistische Gids« also scathingly reviewed books in Adler's tradition. In 1935 Bongger wrote: »These authors see themselves as democrats, but are in fact no democrats.« ³⁹

Bongger himself personified the reformist majority that associated democracy with politics. He formulated a definition of »democracy« that stressed its political dimension (in addition to a moral dimension, as we shall see): »[D]emocracy is a form of government of a community with self-determination, in which a large part of its members either directly or indirectly participates, and in which freedom and equality are guaranteed by law.« ⁴⁰ He also denied the importance of the social dimension of democracy: »All attempts to perceive social equality as *the* hallmark of democracy must fail.« ⁴¹ Bongger maintained that democracy already existed in the Netherlands because its population could influence the government. He reached a large audience because the SDAP's youth movement used the successful popular edition of his »Problemen der democratie«, published in 1936, to edu-

33 Ibid.

34 *Willem Adriaan Bongger*, *Evolutie en revolutie*, in: *De Socialistische Gids*, 1919, pp. 321–361, here: pp. 338–345 and 358–360; *Joseph Loopuit*, *Jaurès over de diktatuur van het proletariaat*, in: *De Socialistische Gids*, 1919, pp. 949–954, here: p. 954; *Karl Kautsky*, *Klassendictatuur en partijdictatuur* (translated by *Emanuel Boekman*), in: *De Socialistische Gids*, 1921, pp. 641–655; *Hueting/De Jong Edz./Neij*, *Troelstra en het model van de nieuwe staat*, pp. 91–93, 112f., 171 and 183.

35 Minutes of the SDAP Board meeting, 29 April 1933, cited in: *Hartmans*, *Vijandige broeders?*, p. 166.

36 *HTK 1933–1934*, p. 1226.

37 *Het Volk*, 28 December 1928 (evening edition).

38 *Adler*, *Politische oder soziale Demokratie*, pp. 32f., 60–63 and 66–69.

39 *Willem Adriaan Bongger*, *Godsdienst en democratie*, in: *De Socialistische Gids*, 1935, pp. 738–744, here: pp. 742f. See also *Gerard van den Bergh*, *Bas van den Tempel, Democratische vrijheid en socialistisch recht*, in: *De Socialistische Gids*, 1934, pp. 586–592, here: p. 592; *Cornelis Hendrik Ketner*, *J. L. Snethlage, Democratie en dictatuur*, in: *De Socialistische Gids*, 1933, pp. 405–406.

40 *Willem Adriaan Bongger*, *Problemen der democratie. Een sociologische en psychologische studie*, Groningen 1934, p. 17.

41 *Ibid.*, p. 16 (emphasis in the original).

cate generations of Social Democrats.⁴² The fact that Bonger's association of democracy with political influence was more influential than Adler's emphasis on the democratisation of society illustrates the moderate tone of voice that the majority in the SDAP practised.

That does not mean that moderate SDAP members rejected the phrase »social democracy« completely. However, they preferred to use it in combination with the term »political democracy«. They did distinguish between these two, but did not regard them as opposites, unlike their radical opponents. The reformists wanted to democratise the society and economy without replacing the parliamentary system. When Marinus Jan Moltzer reviewed Bonger's book in »De Socialistische Gids« in 1934, he wrote: »It is appropriate that Bonger has distanced himself from the Marxist perspective, which distinguishes between true and false democracy and which contrasts political with social democracy; it is appropriate that he sees democracy as one large historical phenomenon.«⁴³ In 1919, Vliegen had made the same point: »Social democracy and economic democracy must be expansions of political democracy. These are no opposites; these are matters in which one follows from the other.«⁴⁴ He repeated himself ten years later during a conference before the elections.⁴⁵ Social democratic intellectuals like Hilda Verweij-Jonker acknowledged the mutual relationship between political and social aspects of democracy in the early 1930s. She addressed »developed bystanders«, i.e. educated non-Social Democrats, because she wanted to reassure them that the SDAP would not use dictatorial or violent methods in its quest for socialism.⁴⁶

These statements show that moderate Social Democrats who preferred parliamentary rule instead of a revolution did talk about »social democracy«. Nevertheless, during the 1930s »democratic socialism« became a more popular term among them to denote the prospect of a socialist society. With this phrase, they hoped to convince the voters and the authorities that they differed from Communists (who had contaminated the term »social democracy« by contrasting it to »bourgeois democracy«) and National Socialists. One of the first social democratic ideologues to elaborate the concept of »democratic socialism« in 1933 was Willem Banning, an influential religious socialist. As a result, the SDAP would include this concept as one of its main goals in its revised Political Manifesto of 1937. One of Banning's supporters in a committee on this issue even suggested to change the name of the party to »Democratic Socialist People's Party«. Koos Vorrink, leader of the youth movement and after 1934 Chairman of the SDAP, ensured that the term »democratic socialism« popped up everywhere: in »De Socialistische Gids« and »Het Volk«, in speeches during youth rallies and election campaigns, and in popular books that were aimed at »the proletarian masses«.⁴⁷

42 Leo Hartveld/Frits de Jong Edz./Dries Kuperus, *De Arbeiders Jeugd Centrale AJC. 1918–1940/1945–1959*, Amsterdam 1982, p. 140.

43 Marinus Jan Adriaan Moltzer, Bonger's boek over democratische problemen, in: *De Socialistische Gids*, 1934, pp. 416–430, here: pp. 425–427. Cf. *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, pp. 150f.

44 *Nieuwe Rotterdamsche Courant*, 22 April 1919 (evening edition).

45 Willem Vliegen, Het partijcongres te Nijmegen, in: *De Socialistische Gids*, 1929, pp. 193–199, here: p. 196.

46 Hilda Verweij-Jonker, *Het socialisme in onze tijd. Een inleiding voor buitenstaanders waarin verwerkt college-aantekeningen van Prof. R. Kuyper*, Amsterdam 1935, pp. 23f. and 81–83; Cohen, *Om de vernieuwing van het socialisme*, pp. 18–20 and 26f.; *Hueting/De Jong Edz./Neij, Troelstra en het model van de nieuwe staat*, pp. 112f.; *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, pp. 26–31 and 147–150; *Margit van der Steen*, *Drift & koers. De levens van Hilda Verweij-Jonker (1908–2004)*, Amsterdam 2011, p. 134; *Hartmans*, *Vijandige broeders?*, pp. 66 and 284.

47 Henk Brugmans, *Grondslagen van het democratisch socialisme*, Amsterdam 1940, p. 6. See also *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, pp. 91, 99–101, 104, 108 and 250f.; *Hartmans*, *Vijandige*

Because the term »democratic socialism« was widespread, it gained an ambivalent meaning. One point of contention was whether the concept referred to the socialist utopia or to an existing combination of the parliamentary regime and a partly democratised society. In 1934, Ankersmit described »democratic socialism« as the goal of »our battle for the preservation of democracy, which will be filled with social and economic content«. ⁴⁸ Likewise, Vorrink stressed that true democracy could only be realised in a socialist society, but he also conceded that some democratic elements could be found in the existing capitalist society. In 1932, he lectured young Social Democrats: »[D]emocracy can only be realised in full in a socialist society«. ⁴⁹ »Het Volk« interpreted his words as proof that at least »a piece of the full democracy« was present. ⁵⁰ This illustrates the SDAP's tendency to use the term »democracy« to refer to both the present and the future. A second question was which arena »democratic socialism« referred to. According to many, it had a social connotation. The Political Manifesto of 1937 defined it as »a society characterised by collective ownership of the means of production and collective management of industries in which religious and political freedom is guaranteed«. ⁵¹ And yet, as we shall see, the notion of »democratic socialism« also added a moral dimension to the concept of democracy.

II. DEMOCRACY AS A WAY OF LIFE

The growing threat of political extremism in the 1930s forced the members of the SDAP once again to redefine their concept of »democracy«. In order to differentiate themselves from Communists, National Socialists and other radical movements, they embraced democracy. It no longer sufficed to long for »social democracy«, since this socialist dream still made the Social Democrats suspect in the eyes of the bourgeois parties. Moreover, Social Democrats and other democratic forces wanted to improve the existing political type of democracy in order to protect it against increasing criticism. This social democratic redefinition of »democracy« was more complex and multilayered than many scholars have realised. Peter Jan Knegtman and other historians have argued that moderate Social Democrats used a more narrow version of this concept in the early 1930s, when they supposedly abandoned a pursuit of »social democracy« for the conservative defence of »political democracy«. This historiography states that the SDAP finally regarded »political democracy« as a goal in itself, instead of being a means to reach »social democracy«. ⁵²

By contrast, the remaining section of this article shows that the members of the SDAP widened their definitions of »democracy« in response to the extremist threat. They did so in two ways. First, they did not merely defend the existing parliamentary variant of »political democracy«, but also participated in debates about the reform of the democratic institutions. This will become clear in the next paragraph. Second, Social Democrats re-

broeders?, pp. 218–226; *Harm Kaal*, *Constructing a Socialist Constituency. The Social-Democratic Language of Politics in the Netherlands, c. 1890–1950*, in this volume, I am grateful to Dr. Harm Kaal for letting me read his manuscript.

48 *Johan Frederik Ankersmit*, *Het veertigste paaschcongres der SDAP*, in: *De Socialistische Gids*, 1934, pp. 321–330, here: pp. 326f. and 330.

49 *Het Volk*, 19 July 1932 (morning edition). See also *Koos Vorrink*, *Om de vrije mens der nieuwe gemeenschap. Opvoeding tot het democratische socialisme*, Amsterdam 1933, pp. 64f.

50 *Het Volk*, 14 December 1933 (evening edition).

51 *Political Manifesto of the SDAP, 1937*, cited by: *Bart Tromp*, *Het sociaal-democratisch programma. De Beginselprogramma's van SDB, SDAP en PvdA. Een onderzoek naar de ontwikkeling van een politieke stroming*, Groningen 2002, p. 391.

52 *Knegtman*, *Socialisme en democratie*, p. 145; *Hartmans*, *Vijandige broeders?*, pp. 203–208.

garded democracy as a way of life, as more than only a state form or a way of organising society. In their discourse, »democracy« had not only political and societal connotations, but also gained a moral dimension. In the perception of Social Democrats, democracy was more than a political constellation to gain influence or a promise of future communal responsibility for economic aspects of society. Albarda formulated this tripartite definition of democracy in 1933: »More than once, the Party has explicitly declared that she regards democracy as a principle, a means and a goal.«⁵³ He addressed the government, in an attempt to dispel its distrust in the SDAP. But he also used this message to discourage workers from violence against fascists, which would ultimately destroy the democratic spirit of tolerance. The ethical dimension of democracy will be the focus of this section.

One term in the SDAP's dictionary that highlighted the moral aspect of democracy was »democratic socialism«. This phrase referred to a democratic ethos, in addition to a collectivist society. Especially Banning's religious socialists and Vorrink's youth movement emphasised that Social Democrats should develop their own culture and mentality. These subdivisions of the SDAP managed to influence the party's rhetoric on democracy. They were inspired by the French socialist leader Jean Jaurès and the Belgian thinker Hendrik de Man. These ideologues provided socialism with an ethical foundation, based on the democratic ideals of equality and solidarity. Their theoretical works were well received by the SDAP. Bonger applauded De Man's »Zur Psychologie des Sozialismus« in 1927: »The pages that De Man dedicates to democracy, not as a matter of secondary importance, but as something essential for socialism, belong to the best part of his book, and also belong to the best that has ever been written about democracy.«⁵⁴ A moral interpretation of democracy received even more attention among social democratic intellectuals after the fall of the Weimar Republic. Banning had already been convinced that democracy should be both the starting point and the goal of the socialist struggle, but he used Adolf Hitler's rise to power to underline this point in a lecture for the »Socialist Association for the Study of Societal Issues« in 1933.⁵⁵

Some Social Democrats explicitly stated that they associated »democratic socialism« with a democratic attitude. In his lecture on a youth rally in 1932, Vorrink defined it as »an ethos, based on sacrifice and a sense of community.«⁵⁶ He agreed with Adolf Wallentheim, Chairman of the Swedish social democratic youth movement, who had stated during the conference of the Socialist Youth International in that same year: »Socialism is the realisation of democracy in *all* domains of life.«⁵⁷ The term »democratic socialism« referred to both a »societal ideal« and an »ethical ideal«, as SDAP's ideologue Herman Bernard Wiardi Beckman put it in 1935.⁵⁸ In this sense, the phrase »democratic socialism« contained more than the phrase »social democracy«, which mainly denoted equal participation in society and economy. According to Vorrink, »democratic socialism« could be combined with »political democracy«. He even called the latter »the mightiest force behind the edu-

53 *Johan Willem Albarda*, Over politiek, in: *De Socialistische Gids*, 1934, pp. 244–251, here: p. 247. See also *Hueting/De Jong Edz./Neij*, Troelstra en het model van de nieuwe staat, pp. 194 and 203; *te Velde*, De domesticatie van democratie in Nederland, p. 21.

54 *Willem Adriaan Bonger*, Het boek van De Man, in: *De Socialistische Gids*, 1927, pp. 673–689, here: p. 683. See also *Cohen*, Om de vernieuwing van het socialisme, pp. 184–194; *Knegtmans*, Socialisme en democratie, pp. 98f.

55 *Willem Banning*, Hoe hebben wij de Duitse gebeurtenissen te verstaan?, in: *De Socialistische Gids*, 1933, pp. 669–679, here: pp. 669f. See also *Knegtmans*, Socialisme en democratie, pp. 91, 152–157 and 250f.

56 *Het Volk*, 19 July 1932 (morning edition).

57 *Vorrink*, Om de vrije mens der nieuwe gemeenschap, p. 66 (emphasis in the original).

58 *Herman Bernard Wiardi Beckmann*, J. Huizinga, In de schaduwen van morgen, in: *De Socialistische Gids*, 1935, pp. 718–725, here: p. 722.

cation in societal responsibility«. ⁵⁹ That does not mean, however, that the strong support for »democratic socialism« should be interpreted as a social democratic embrace of parliamentary democracy as the only form of democracy, as many authors have done. ⁶⁰ Instead, these Social Democrats clearly developed an ethical vision of democracy as well.

Another way for Social Democrats to express their love for a democratic way of life was to explicitly define »democracy« as an ethos based on harmony, tolerance, liberty and equality. In this sense, they presented »democracy« as the opposite of dictatorship, instead of the opposite of aristocracy, as they had done in the nineteenth century. Before the introduction of universal suffrage, Social Democrats described »democracy« as a state form in which all classes had equal political influence, in contrast to the »aristocratic« regime. In the 1930s, however, Social Democrats defined »democracy« as freedom from dictatorial oppression. This shift in antonyms hints at a shift from a political to an ethical understanding of »democracy«. ⁶¹

This moral definition of »democracy« differed in two respects from the ethical meaning of »democratic socialism«. Where »democratic socialism« referred to equality, the moral interpretation of »democracy« stressed the importance of freedom. Bonger mentioned both equality and liberty as democratic ideals in »Problemen der democratie«, but called the latter the most important. ⁶² Furthermore, »democratic socialism« was seen as a utopia. Vorrink illustrated this when he told young SDAP members in 1933: »democratic man is still being formed«. ⁶³ Social Democrats who talked of »democracy« in a moral sense, on the other hand, referred to an ethos that already existed. In their eyes, true democrats should already be tolerant. In order to distinguish this definition of »democracy« from »democratic socialism«, I use the term »moral democracy«.

It is interesting to note that Social Democrats did not use an adjective for their moral view on democracy, although some contemporaries used a suitable term in the 1930s. Abraham Carel Josephus Jitta, the editor of the progressive liberal journal »De Groene Amsterdammer« and a law professor, coined the phrase »essential democracy« in 1936. Inspired by Bonger's definition of democracy, he stated that democracy entailed both a »formal democracy« (a political system based on popular sovereignty) and an »essential democracy«. He defined the latter as »the religious and ethical ideal which one hopes to realise by acknowledging popular sovereignty«. ⁶⁴ SDAP leaders must have been familiar with Josephus Jitta's views since he was a well-known intellectual and a prominent member of the progressive liberal »Vrijzinnig-Democratische Bond«. Moderate Social Democrats shared his fear that the rise of the Dutch national socialist movement would destroy the democratic ideals. Therefore, the SDAP supported the national movement »Eenheid door Democratie« (Unity through Democracy) in its defence of civil liberties. Its social democratic and progressive liberal members (like Josephus Jitta) perceived democracy as the best way of life. ⁶⁵ And yet, Social Democrats did not copy the term »essential democracy«.

⁵⁹ Vorrink, *Om de vrije mens der nieuwe gemeenschap*, p. 67.

⁶⁰ Knegtmans, *Socialisme en democratie*, p. 145; Hartmans, *Vijandige broeders?*, pp. 203–208.

⁶¹ *Te Velde*, *De domesticatie van democratie in Nederland*, pp. 19f. and 23.

⁶² Bonger, *Problemen der democratie*, p. 15.

⁶³ Vorrink, *Om de vrije mens der nieuwe gemeenschap*, p. 62.

⁶⁴ Abraham Carel Josephus Jitta, *Het wezen der democratie*, Leiden 1938, pp. 10–12. Josephus Jitta had already defended a moral view on democracy in *De Groene Amsterdammer*, 29 May 1936.

⁶⁵ H. Zeldenrust, *Het bolwerk van de Nederlandse democratische gedachte. De geschiedenis van de Nederlandse beweging voor Eenheid door Democratie (1935–1940)* (unpublished master thesis), Groningen 1985, p. 1; Frits Rovers, *Eenheid door Democratie. Een analyse van een burgerlijk-democratische volksbeweging in de jaren dertig*, 1986, in: *Utrechtse historische ca-*

Nevertheless, an analysis of explicit social democratic definitions and descriptions of »democracy« shows that the SDAP did share Josephus Jitta's moral notion of democracy. This can be deduced from many writings and speeches, both in the internal debate on the reform of the party and in practical debates with outsiders on the anti-democratic threat. One of the clearest examples was offered by the committee that discussed the possible programmatic renewal of the SDAP in 1933: »Democracy [...] is a lot more than the basis for a political system: it is the expression of a belief, based on the principles of freedom and equality for the law for all people.«⁶⁶ That was mainly Banning's work, but the committee also contained representatives of all subdivisions within the party.⁶⁷ Many articles in »De Socialistische Gids« offered the same description of democracy. The religious socialist Moltzer, for instance, emphasised in 1934: »[T]he real terrain of democracy is neither psychology, nor sociology, but ethics.«⁶⁸

The moral aspects of democracy were also highlighted with metaphors. In 1935, Albarda told parliament: »[D]emocracy is a gentlemen's agreement between people to honour and protect each other's rights and liberties.«⁶⁹ With this figure of speech, he underlined that democracy was more than a specific type of political system based on parliamentary rule and universal suffrage. Instead, it was a code of conduct. Moreover, he used the metaphor as an argument to defend democracy against anti-democrats. At the same time, he implied that heartfelt democrats should have as much liberty as possible. The »gentlemen's agreement« only worked, he argued, if everybody honoured it. If not, offenders should lose their privileges. »Democracy«, he said, »should not, no, simply cannot tolerate that democratic rights and liberties are abused by one group to destroy the rights and liberties of others.«⁷⁰ The journal of »Eenheid door Democratie« contained a similar metaphorical message in 1938, when it compared democracy to a public park. The most important characteristic of a park was not its design and layout, as this could be reconfigured from time to time. The true value of the park lay in the opportunities it offered its visitors to freely discuss or criticise these new designs. Only those who believed in the need of a dictatorship needed to be watched by park rangers.⁷¹

The desire for action against anti-democrats fanned a debate within the SDAP about the level of repression that was allowed in a democracy. The party grappled with a dilemma: was it democratic to deprive anti-democrats of their right to criticise democracy in the streets, the press and parliament? Both advocates and opponents of repressive measures defended their position in terms of »moral democracy«. The most famous proponent of a ban on anti-democratic parties was George van den Bergh, a professor in constitutional law. For him, democracy above all guaranteed freedom of opinion. That principle was so valuable that anti-democrats forfeited their equal rights to their own freedom if they did not respect the liberties of others. Van den Bergh concluded in his inaugural lecture in

hiers 7, 1986, pp. 1–97, here: pp. 31f. The journal »Eenheid door Democratie« contained many examples of a moral definition of democracy. See for example the issue of 1 November 1935. A speech by Josephus Jitta on »essential democracy« during a conference of »Eenheid door Democratie« was published in: *Het Vaderland*, 15 October 1936 (morning edition).

66 Cited by: *Hartmans*, *Vijandige broeders?*, p. 207.

67 *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, pp. 96–105.

68 *Moltzer*, *Bonger's boek over democratische problemen*, pp. 420 and 422–424. See also *Johan Willem Albarda*, *Over politiek*, in: *De Socialistische Gids*, 1933, pp. 413–426, here: p. 419; *Van den Bergh*, *Bart Van den Tempel*, pp. 586–592, here: p. 592; *Willem Adriaan Bongers*, *Het staatkundige stelsel der sociaal-democratie*, in: *De Socialistische Gids*, 1935, pp. 493–498, here: pp. 493f.; *Bongers*, *Godsdienst en democratie*, p. 739.

69 *HTK 1935–1936*, p. 218.

70 *Ibid.*

71 *Eenheid door Democratie*, 24 December 1938.

1936 »that democracy can use dictatorial weapons for one single purpose: to defend itself *against* dictatorship«. ⁷² Most of his fellow Social Democrats, however, complained that Van den Bergh's suggestion was too radical and undermined the democratic principle of tolerance. »Het Volk« protested: »[A] very true democrat will agree that democracy guarantees the protection of the minority against the ›dictatorship‹ of a majority.« ⁷³

The SDAP leaders had a number of reasons to emphasise the moral value of democracy. First of all, they hoped to attract voters. The disappointing electoral results during the economic crisis (the party gained around 20 % of the parliamentary seats) made them realise that not all workers would automatically follow their calls. Therefore, the board decided to moderate the party's ideology. Part of this strategy was an increasing emphasis on the democratic nature of the SDAP, for example by using »democracy« as a slogan in election campaigns. Social Democrats also regarded it as their duty to instil their followers with democratic sentiments. ⁷⁴ Finally, the SDAP leaders wished to end the political isolation of their party. Since Troelstra's revolutionary attempt in 1918, the other parties hesitated to form a government with the SDAP. Moreover, the conservative authorities kept a watchful eye on Social Democrats. Their distrust was strengthened when the SDAP refused to condemn a mutiny of sailors in the navy in 1933, which led to repressive measures that limited the freedom of its members. SDAP leaders hoped to escape this situation by underlining their loyalty to the ideal of democracy. ⁷⁵ They overlooked that their bourgeois opponents did not share their moral interpretation of democracy, as the next paragraph shows.

III. DEFENDING AND REFORMING DEMOCRATIC INSTITUTIONS

In addition to the protection of the democratic ideal, the defence of democratic institutions was an important topic of public debate in the 1930s. During these practical discussions, Social Democrats used the term »democracy« mainly to refer to a political constellation. This demonstrates that the political interpretation of democracy never left the social democratic vocabulary, despite all simultaneous claims that a true democracy was an equal society or a way of life. In their defence of democracy, members of the SDAP alternated between a political and a moral understanding of the concept. This brought them into conflict with the bourgeois majority of Catholics, Protestants and conservative Liberals. These parties, who dominated the government in the 1930s, regarded democracy as a mere state form. Moreover, they tried to reform the existing parliamentary system into an authoritarian version of democracy, either because they were unhappy with it themselves or because they wanted to prevent that large parts of the population would renounce a representative form of government altogether. By contrast, almost all Social Democrats associated democracy with a strong parliament. As a result, the debate about the defence of democracy also entailed a debate about what democracy should look like.

In the 1930s, what I would like to call ›disciplined democracy‹ was one of the most popular alternatives to a parliamentary version of democracy in Europe. It was based on

⁷² *George van den Bergh*, *De democratische Staat en de niet-democratische partijen*, Amsterdam 1936, pp. 8 and 25f. (emphasis in the original).

⁷³ *Het Volk*, cited by: *Leeuwarder Nieuwsblad*, 7 October 1936. See also *Het Vaderland*, 15 October 1936 (morning edition); *Johannes A. O. Eskes*, *Repressie van politieke bewegingen in Nederland*, Zwolle 1988, pp. 246–256.

⁷⁴ *Hartmans*, *Vijandige broeders?*, pp. 148–152, 178–181 and 229; *Kaal*, *Constructing a Socialist Constituency*.

⁷⁵ *Hans Blom*, *De mouterij op De Zeven Provinciën. Reacties en gevolgen in Nederland*, Bussum 1975; *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, p. 111.

the idea that the people and their representatives should act responsibly towards the government, instead of the other way around. If this civic attitude was lacking, a strong executive should have repressive measures at its disposal to restore law and order. Civil liberties could be sacrificed for the national interest, as long as all citizens were treated equally. Ideally, the balance of power shifted from the legislative to the executive. Many commentators mentioned »democracy« together with »authority«, »leadership« and »responsibility«. The German jurist Karl Loewenstein even introduced the adjectives »militant«, »disciplined« and »authoritarian« to denote this form of democracy, after he had fled Nazi Germany.⁷⁶ He urged European states to defend themselves against political extremists within their borders. He also underlined the contested nature of the concept of democracy, when he wrote that »disciplined« or even »authoritarian« democracy »shattered« the delusion that democracy is a stationary and unchangeable form of government.⁷⁷

In the Netherlands, the Catholics, the Protestants and the conservative Liberals embraced such a »disciplined democracy« even before Loewenstein did, although they did not copy his phrase »authoritarian democracy«. Starting in the late 1920s, and especially after 1933, they took repressive measures against radical movements. Frightened by domestic unrest and by the fall of the Weimar Republic, they removed extremists from parliament and the civil service, curbed the freedom of the press and of associations and made it possible to ban political parties. The latter proposal differed from Van den Bergh's suggestion: the government outlawed any party that had broken the law, whereas the social democratic professor only wanted to make anti-democratic parties susceptible to a ban based on their ideology. This means that the governmental measures were not only aimed at Communists and National Socialists, but also kept Social Democrats in check. Conservative politicians and journalists explicitly stated that democracy and authority went hand in hand, in order to underline the democratic nature of their repressive measures. Jannes van Dijk, a Protestant MP, asked the rhetorical question: »Can one speak of a healthy democracy, when it pursues means to undermine the authority of the government?«⁷⁸

Only a small minority of Social Democrats talked about democracy in a similar fashion. The legal scholar Isaac Coopman based his dissertation in 1939 partly on Loewenstein and considered certain measures against extremist MPs (including temporary and permanent suspension) as »weapons of democracy«. ⁷⁹ A better-known Social Democrat who defended the idea of »disciplined democracy« was the engineer Jan Goudriaan. He felt that the SDAP leaders should have condemned the naval mutiny in 1933 more clearly. In »De Groene Amsterdammer«, he compared them to people in a working-class neighbourhood who watched approvingly how a bunch of rascals lighted a fire and overpowered a police officer, edged on by a lunatic armed with bullets and dynamite. This ended tragically because one of the rascals died in police fire and the lunatic enjoyed free publicity. Goudriaan not only attacked the mutineers (the rascals) or communist agitators (the lunatic), but the Social Democrats who laughed at the predicament of the police. He made it

76 Karl Loewenstein, *Autocracy Versus Democracy in Contemporary Europe*, in: *American Political Science Review* 29, 1935, pp. 571–593 and 755–784, here: pp. 580 and 593; *id.*, *Militant Democracy and Fundamental Rights*, in: *American Political Science Review* 31, 1937, pp. 417–432 and 638–658; *id.*, *Legislative Control of Political Extremism in European Democracies*, in: *Columbia Law Review* 38, 1938, pp. 591–622 and 725–774, here: p. 774.

77 *Ibid.*

78 HTK 1932–1933, p. 1969. Many other examples can be found in *Joris Gijzenbergh, Crisis of Democracy or Creative Reform? Dutch Debates on the Repression of Parliamentary Representatives and Political Parties, 1933–1940*, in: *id./Saskia Hollander/Tim Houwen et al. (eds.), Creative Crises of Democracy*, Brussels 2012, pp. 237–268.

79 Isaac Coopman, *Bescherming van het parlement. Maatregelen tegen de orde verstorende en revolutionaire afgevaardigden*, Amsterdam 1939, p. 2.

absolutely clear that he deemed this attitude undemocratic: »Strong governmental authority is no reactionary slogan; it is a democratic demand par excellence.«⁸⁰

Many other Social Democrats, however, rejected the notion of ›disciplined democracy‹ and criticised the advocates of strong leadership as undemocratic. Their arguments show that the SDAP refused to associate democracy with authority. In the 1920s, the party did not favour social democratic German administrators who were responsible for suppression. When Carl Severing, Minister of the Interior in Prussia, proposed in 1923 to ban the »Deutschvölkische Freiheitspartei«, »Het Volk« condemned this act.⁸¹ The paper also regarded Goudriaan's article as treasonous and welcomed his decision to leave the SDAP in 1933.⁸² More often, Social Democrats aimed their criticism at the Catholics, Protestants and conservative Liberals. Vliegen for instance complained in parliament that »democracy is being clipped, shrunk, besieged« as a result of the ban for military personnel to join the SDAP.⁸³ Because he emphasised freedom, the notion of ›moral democracy‹ can be recognised. Albarda also used the concept of democracy as a weapon against governmental repression. The difference to Vliegen was that Albarda described democracy as a political system, by arguing that a »true democracy« allowed all political movements the right to be represented. He urged the other MPs »to refrain from the destruction of principal democratic institutions«.⁸⁴

Social Democrats also showed their love for the existing parliamentary system in a more positive way, by claiming that it had to be defended against anti-democrats. They presented this as the defence of democracy without clamouring for complete democratic renewal, in contrast to the bourgeois advocates of ›disciplined democracy‹. First, this meant that Social Democrats only accepted moderate repressive measures that did not hinder the right of representation. Their parliamentary group, for example, defended stricter parliamentary rules in 1934, together with other MPs. To make their case, they used the following metaphor: »These rules are an antidote, not from the dictatorial poison cabinet, but prepared from simple medicine in the home apothecary.«⁸⁵ In effect, they said that the regulations fitted in the existing democracy with a strong parliament. The SDAP chose a different rhetorical strategy than the advocates of ›disciplined democracy‹, who defended the democratic nature of their repressive measures by stressing the need for a strong executive in a renewed democracy. The social democratic rhetoric was meant to recommend parliamentary regulations, without setting a precedent for stricter repressive measures that could hinder the SDAP as well.

Second, the explicit defence of »political democracy« became an important theme in the journals, conferences and committees of the SDAP. These sources did not say anything about the reform of the existing parliamentary regime, but stressed that the Social Democrats embraced this system as a goal, instead of it merely being a means to the development of socialist society. »Het Volk« perceived Hitler's rise to power as »an urgent warning to protect democracy, the political and economic democracy, against all attacks«.⁸⁶ »The example of the Scandinavian democracy« showed how the extremists could be contained, according to an article in »De Socialistische Gids«: »Here people have shown that the

80 De Groene Amsterdammer, 18 February 1933.

81 Het Volk, 24 November 1923; *Gotthard Jasper*, *Der Schutz der Republik. Studien zur staatlichen Sicherung der Demokratie in der Weimarer Republik 1922–1930*, Tübingen 1963, pp. 141–143.

82 *Blom*, *De miterij op De Zeven Provinciën*, pp. 163f.

83 HTK 1932–1933, p. 1964.

84 HTK 1938–1939, p. 1317.

85 HTK 1933–1934, Supplement 231, no. 4, p. 5.

86 Het Volk, 31 January 1933 (evening edition), cited in: *Hartmans*, *Vijandige broeders?*, p. 105.

political democracy is viable, when there is enough political will.«⁸⁷ The SDAP saw democracy as a political system that deserved to be defended, both against extremists and against conservatives who were willing to undermine parliamentary representation and civil liberties. Again, the increasing moderation of the SDAP is visible. Social Democrats combined their renewed faith in parliamentary democracy with their defence of a democratic ethos. It is once again clear that »democracy« had no unequivocal, clear-cut meaning in the eyes of the SDAP.⁸⁸

IV. DIFFERENT INTERNATIONAL ROLE MODELS: GERMANY AND SWEDEN

Both the German SPD and the Swedish SAP started to widen their concept of democracy after the introduction of universal suffrage, around the same time as the SDAP.⁸⁹ Before that moment, all three parties used the term »democracy« without an adjective to refer to the parliamentary system. The German communist Arthur Rosenberg described the social democratic language of the nineteenth century: »The masses, in harmony with the vocabulary of the civilised people and politicians, got used to equate democracy with liberal democracy, with its peaceful and parliamentary methods.«⁹⁰ Socialist journalists and MPs also associated democracy with parliamentarism, due to the experience of SPD functionaries in representative institutions. The same applied to Swedish MPs, who refrained from radical rhetoric.⁹¹ German and Swedish Social Democrats changed their understanding and use of the concept of democracy when the introduction of universal suffrage seemed to complete »political democracy«, as in the Netherlands. Despite their common starting point, however, they adopted different linguistic strategies and emphasised different types of democracy. The SAP was more ambitious and successful in widening its concept of democracy than the SPD because of different positions in their respective national political landscape.

At first sight it would seem that German Social Democrats were in a good position to develop the notion of »social democracy«. While their Dutch counterparts were struggling with the aftermath of Troelstra's failed revolution, the SPD had risen to power in 1918. As the largest party throughout the 1920s, it dominated the Federal Government in the first two years of the Weimar Republic. The party also wielded considerable power on the local level in the 1920s and again provided the chancellor between 1928 and 1930. Yet, it proved impossible to use this power base to democratise societal and economic areas of life in interwar Germany. One reason for this failure was that the SPD felt forced to spend all its energy on the protection of the new parliamentary regime against the Communists and National Socialists. The bourgeois parties left this task to the SPD because they themselves were not entirely enthusiastic about the democratic constitution. During the party conference in 1924, Social Democrats complained that they had had no time to expand

87 *H. Jacoby*, *Denemarken, het land van de sociale democratie* (translated by *L. J. Kleijn*), in: *De Socialistische Gids*, 1935, pp. 190–198, here: p. 198.

88 Cf. *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, pp. 145, 250 and 252; *Berger*, *Democracy and Social Democracy*, pp. 21f. and 26; *Hartmans*, *Vijandige broeders?*, pp. 204–208.

89 Sweden already knew full male suffrage since 1909, but did not introduce universal suffrage for all representative chambers for men and women until 1921. In Germany, universal suffrage was introduced in 1919.

90 *Arthur Rosenberg*, *Demokratie und Sozialismus. Zur politischen Geschichte der letzten 150 Jahre*, Amsterdam 1938, p. 326.

91 *Berman*, *The Social Democratic Moment*, p. 99; *Berger*, *Democracy and Social Democracy*, pp. 16 and 21.

political democracy: »[T]he defence of the republic demanded all the power which social democracy could muster.«⁹²

Another explanation for the lack of a strong pursuit of »social democracy« was the strife in the SPD. Radical members wanted to use revolutionary means to establish complete social and economic equality, but lacked well-developed plans to use the unexpected fall of the *Kaiserreich* to their advantage. Moderate Social Democrats, on the other hand, voluntarily put the socialist dream on hold. They refrained from revolutionary reforms of the newly established democracy and embraced »political democracy«, hoping that universal suffrage would soon bring a socialist victory. They avoided terms like »social democracy« in order to distance themselves from radical socialists. This strategy backfired, since it created a gap between moderate party leaders on the one hand and their radical rank-and-file members and young party functionaries without parliamentary experience on the other hand. Many party members had been raised with revolutionary Marxist rhetoric and now felt that the time had come for a quick and complete take-over of society.⁹³ These moderate German SPD leaders were the exact opposite of Troelstra, who overestimated the revolutionary zeal of the working class.

Between 1918 and 1920, these semantic conflicts in German Social Democracy resembled the debates in the SDAP. In order to defend their revolutionary strategy, the radical members of Social Democratic parties in both countries stressed that democracy was not finished. The »Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands« (USPD) called the »dictatorship of the proletariat« democratic. Its members in the Executive Council of the Worker's and Soldiers' Councils of Berlin (Vollzugsrat der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte) claimed that institutions such as theirs should be the stepping stone for the future »proletarian democracy«.⁹⁴ Some journalists and politicians of the »Mehrheitssozialdemokratische Partei Deutschlands« (MSPD) agreed that only a »dictatorship of the proletariat« could establish the »true democracy«.⁹⁵ The leaders of the MSPD, however, countered that any regime that was not based on the majority of the people destroyed a »democratic principle«.⁹⁶ In addition to this explicit defence of parliamentary democracy, they suppressed the proponents of a »dictatorship of the proletariat« in 1920. They acted more like the Dutch reformists, albeit for a different reason: the SPD tried to defend the new republic, while the SDAP tried to get accepted.

In the following decade, the moderate and radical members of the reunited SPD remained divided on the issue of a »social democracy«. The left wing of the SPD continued to demand a democratisation of society, especially in the turbulent year of 1923 and during the Great Depression. Radicals lost faith in the ability of the party leaders to lead them out of the economic crisis and into a »social democracy«. This pessimism was justified because local and national social democratic functionaries could not bring about large-scale reforms of society and economy that their followers wished for. Many workers were also disappointed by the decision of the party leadership to give the defence of »political democracy« the priority over the pursuit of a »social democracy«. This was illustrated by an appeal of the party executive board to its voters in the party newspaper »Vorwärts« in 1928.

92 Cited in: *Wilhelm Leo Guttsman*, *The German Social Democratic Party, 1875–1933. From Ghetto to Government*, London 1981, p. 312. See also *Donald Sassoon*, *One Hundred Years of Socialism. The Western European Left in the Twentieth Century*, London 1996, p. 49.

93 *Guttsman*, *The German Social Democratic Party*, pp. 309 and 311; *Berman*, *The Social Democratic Moment*, pp. 122f., 137–142, 142–149, 184 and 200; *Stefan Berger*, *Social Democracy and the Working Class*, Singapore 2000, pp. 4 and 94–114.

94 Cited in: *Schmeitzner*, *Ambivalenzen des Fortschritts*.

95 Cited in: *ibid.*

96 Cited in: *ibid.*

It mentioned »full democracy« and socialism as goals, but presented »democracy« as the means to achieve this goal. The executive board explicitly associated democracy with »political power« that could be gained in elections.⁹⁷ Constitutional theorists Gustav Radbruch and Hermann Heller also described democracy as a state form.⁹⁸

Nevertheless, moderate SPD leaders did pursue some democratisation outside of the political arena. Two alternative forms of democracy that did gain their support in the second half of the 1920s were »economic democracy« and, to a lesser extent, »corporate democracy«. These terms were developed by economists and unionists like Rudolf Hilferding, Fritz Tarnow and Fritz Naphtali, but were also popular among social democratic journalists. At first, they used the term »economic democracy« in a radical sense. Naphtali stated that the abolition of private ownership could only be completely achieved after the eradication of capitalism. And Erik Nölting, a Prussian MP for the SPD, said during a trade union meeting in 1928 that »economic democracy« was a consequence of »the inadequacy of the mere formal democracy of the ballot«.⁹⁹ However, SPD members soon struck a more moderate tone. Naphtali himself felt it was possible to make a start with »economic democracy« in a bourgeois society, by introducing a moderate form of planned economy and some types of worker participation in decision-making processes. This means that these social democratic intellectuals and unionists propagated a combination of an early form of »economic democracy« and »political democracy«, just as many leading figures in the SDAP.

This was partly a strategic decision to emphasise the feasibility of »economic democracy« in the short run. In 1919, the Reich Minister of Economy Rudolf Wissell already admitted that the MSPD should have done more than establishing a »formal political democracy« to keep the people happy.¹⁰⁰ Tarnow argued in 1925 that the piecemeal pursuit of »economic democracy« would quickly restore the proletariat's faith in the ability of the social democratic movement to improve living standards. However, the Dutch socialist J. Hessen stressed in 1933 that this strategy had failed. He warned the readers of »De Socialistische Gids« that the fall of the Weimar Republic had shown that workers needed a »social democracy« to keep their faith in the advantages of »political democracy«.¹⁰¹ His analysis of the German situation was adequate: many workers were indeed disappointed that the SPD wanted to put economic power in the hands of the state instead of the workers.¹⁰² The Dutch audience was not susceptible to Hessen's warning, though, because Hitler's rise to power had convinced the SDAP even more of the value of »political democracy«.

German Social Democrats who actively battled against the Nazis referred to the same new types of democracy as their Dutch counterparts. First, SPD functionaries embraced pluralism as a democratic ideal, hoping that the notion of »moral democracy« would help

97 Vorwärts, Berliner Volksblatt, Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 29 April 1928 (morning edition), cited in: *Wolfgang Luthardt*, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik. Materialien zur gesellschaftlichen Entwicklung 1927–1933, vol. I, Frankfurt am Main 1978, pp. 39 and 41.

98 *Guttsman*, The German Social Democratic Party, pp. 313f. and 317–321; *Sassoon*, One Hundred Years of Socialism, pp. 51f.; *Berger*, Democracy and Social Democracy, pp. 21f. and 25.

99 *Erik Nölting*, Wirtschaftsdemokratie. Zum Kongress des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, in: Metallarbeiter-Zeitung, Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, 1 September 1928, cited in: *Luthardt*, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik, vol. I, p. 294.

100 Cited in: *Schmeitzner*, Ambivalenzen des Fortschritts.

101 *J. Hessen*, Het lot der Duitse sociaal-democratie (translated by *L. J. Kleijn*), in: De Socialistische Gids, 1933, pp. 373–380, here: p. 379.

102 *Berman*, The Social Democratic Moment, pp. 183–186; *Berger*, Social Democracy and the Working Class, pp. 124f. and 128f.; *Berger*, Democracy and Social Democracy, p. 25.

them in their fight against right-wing anti-democrats.¹⁰³ Some of them also pursued an ›disciplined democracy‹, although they formed a small minority in the party. For decades, historians and political scientists have perceived the Weimar Republic as a weak state which could not defend itself from the national socialist onslaught.¹⁰⁴ Recent scholarship, however, has rightly emphasised that it is important to study the history of the Weimar Republic through the eyes of its contemporaries, who focussed on the possibilities the Republic had to offer.¹⁰⁵ Therefore, it is worthwhile to study the views of the few advocates of ›disciplined democracy‹ in the SPD on the combination of repression and democracy. These views are at least as relevant as a verdict by later scholars on the success of their attempts to attack anti-democrats.

Two minority factions in the SPD propagated a strong militant democratic state. The most energetic group was composed of young social democratic intellectuals who stood on the right wing of the SPD and some of whom were connected to the small group of (Protestant) Religious Socialists. They wanted to reform the representative system: parliament should express the people's unity instead of its differences and the power of the executive should be increased. Furthermore, citizens' liberties should be curtailed if that was in the national interest. The *Reichstag* deputy Carlo Mierendorff desired in 1932 »a democratically organised state that wants the state to be a strong state, and which does not regard the constitution as a system of checks to safeguard the individual sphere, but that instead wants to firmly organise the collective will with the goal of state control and direction of the economy.«¹⁰⁶ His supporters also linked democracy to people's unity and strong leadership in their writings. Historian Stefan Vogt labels their discourse as »authoritarian democracy«.¹⁰⁷ Although these young intellectuals did not use this adjective, the resemblance with Loewenstein's »authoritarian democracy« is undeniable. It is important to note that these circles formed a tiny minority. Nevertheless, some of them occupied a position in the SPD thanks to their contacts with sympathising party leaders, like Carl Severing and Albert Grzesinski.

These local and national administrators and police chiefs formed the second group in the SPD that advocated the use of repressive instruments in a democratic state. These authorities suppressed Communists and National Socialists, especially between 1922 and 1930. They tried to reassure the German citizens that their democratic republic was not defenceless. Therefore, they acted against troublemakers, radical civil servants, slanderous propaganda, unruly demonstrations, the public display of uniforms and political violence. They even considered banning local offices of political parties.¹⁰⁸ They emphasised that repression was democratic. For example, Severing stressed in 1923 that it was legitimate to

103 Ibid., p. 26.

104 Jasper, *Der Schutz der Republik*, pp. 2f.; Capoccia, *Defending Democracy*, pp. 203 and 206–208.

105 Eric D. Weitz, *Weimar Germany and its Histories*, in: *Central European History* 43, 2010, pp. 581–591, here: pp. 582–585; Benjamin Ziemann, *Weimar was Weimar. Politics, Culture and the Emplotment of the German Republic*, in: *German History* 28, 2010, pp. 542–571, here: pp. 543, 554f., 564f. and 569.

106 Carl Mierendorff, *Der sozialistische Weg*, in: *Sozialistische Monatshefte* 38, 1932, pp. 989–993, here: p. 990, cited by: Stefan Vogt, *Strange Encounters. Social Democracy and Radical Nationalism in Weimar Germany*, in: *Journal of Contemporary History* 45, 2010, pp. 253–282, here: p. 279.

107 Stefan Vogt, *Nationaler Sozialismus und Soziale Demokratie. Die sozialdemokratische Junge Rechte 1918–1945*, Bonn 2006, p. 213. See also *ibid.*, pp. 153 and 207–232.

108 Wolfram Pyta, *Gegen Hitler und für die Republik. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit der NSDAP in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1989, pp. 265–274 and 366; Smaldone, *Confronting Hitler*, pp. 181f. and 193–201.

ban a party in »the most libertarian democracy in the world«, provided the ban was based on the party's illegal actions instead of ideology.¹⁰⁹ That could be interpreted as the first step on the road towards a »disciplined democracy«, even if Severing did not use this term. Many of his party comrades disagreed with Severing. They objected that party bans and other repressive measures were detrimental to civil rights. Their reaction shows that the majority of the SPD rather maintained the parliamentary system with its ethos of tolerance. The SPD never fully embraced the notion of »disciplined democracy«, which might help to explain its failure to stop the NSDAP.¹¹⁰

Sweden offered better opportunities for Social Democrats to extend and creatively use the concept of democracy. Swedish Social Democrats owed their success to their predecessors before the First World War, led by Hjalmar Branting, who had toned down their Marxist rhetoric. While the SAP continued this revisionist strategy, it won electoral victories between 1920 and 1940 (its share of the vote rose from 29.7 to 53.8%) and enjoyed the confidence of the bourgeois parties (at least compared to the SPD and SDAP). This provided the SAP with a position in numerous cabinets between 1920 and 1926 and dominance over the government between 1932 and 1939. As a result, the party could introduce political and economic reforms. Moreover, it could present its policies as a process of democratisation. Therefore, the Swedish Social Democrats left their mark on the national debate about the true meaning of democracy.¹¹¹

The members of the SAP used this latitude first of all to pursue »social democracy«. The party leaders alternately used a radical and a moderate definition of this phrase. The radical wish for a completely democratised society in the long run, which could only be reached in the future, was expressed in the intellectual journal »Tiden« (sanctioned by the board of the SAP), the party programme, in parliament, in newspapers and during party meetings. Starting in the early 1920s, prominent party members called for the widening of the concept of »democracy« by adding the adjectives »social« and »economic«, and sometimes also »cultural« and »industrial«. With these phrases, they demanded that the principles of equality and participation would be applied to all spheres of life. Unlike the SDAP and SPD, the SAP emphasised the importance of the equal distribution of immaterial welfare, like education, under the heading of »cultural democracy«.¹¹²

The best known spokesman of the prominent advocates of »social democracy« was Per Albin Hansson, Chairman of the SAP since 1925 and Prime Minister between 1932 and 1946. In 1935, for example, he declared that all societal domains should be democratised before it could be said that »democracy prevailed completely«.¹¹³ Hansson used the vernacular of his followers, as he addressed 20,000 Swedish, Danish, Finnish, Norwegian and Icelandic Social Democrats during the »Day of the Nordic Democracy«. In the same

109 Jasper, *Der Schutz der Republik*, pp. 142f.

110 Ibid., pp. 162f., 171f. and 288–291; Vögt, *Nationaler Sozialismus und Soziale Demokratie*, pp. 207–209 and 214f.; Smaldone, *Confronting Hitler*, pp. 199 and 201.

111 Berman, *The Social Democratic Moment*, pp. 96f.; Sassoon, *One Hundred Years of Socialism*, pp. 42–46; Sejersted, *The Age of Social Democracy*, pp. 73, 78, 127–129, 141–143 and 159–162; Anna Friberg, *Towards Total Democracy? The Concept of Democracy within the Swedish Social Democratic Party, 1921–1939*, in: *Gijzenbergh/Hollander/Houwen et al., Creative Crises of Democracy*, pp. 215–236, here: p. 217.

112 Ibid., pp. 218 and 222–234; Anna Friberg, *Democracy in the Plural? The Concepts of Democracy in Swedish Parliamentary Debates during the Interwar Years*, in: *Contributions to the History of Concepts* 7, 2012, no. 1, pp. 12–35, here: pp. 19–21 and 27–31.

113 Cited in: Jussi Kurunmäki, »Nordic Democracy« in 1935. On the Finnish and Swedish Rhetoric of Democracy, in: *Jussi Kurunmäki/Johan Strang (eds.), Rhetorics of Nordic Democracy*, Helsinki 2010, pp. 37–82, here: p. 49.

speech he welcomed the alliance of his sympathisers with the »bourgeois democracy«.¹¹⁴ By doing so, he both stressed the Social Democrats' allegiance to the democratic ideal and underlined that they pursued another type of democracy than the bourgeois parties. In that last respect, he differed from the moderate SDAP leaders. After all, they shunned the phrase »bourgeois democracy« because they associated it with their revolutionary opponents.

At the same time, Hansson and his followers also used the phrases »social democracy«, »economic democracy« and »industrial democracy« to refer to the stage that preceded the socialist utopia. Alongside their more radical message that the full democracy could only be attained with the advent of the socialist society, Swedish Social Democrats maintained that the first steps towards social and economic equality could already be taken in the existing capitalist order. They also stated that this beginning democratisation could take place in the parliamentary system. In order to make this point, they explicitly combined the phrases »political democracy« and »social democracy«. These conceptual changes were meant to make the democratisation of society more compatible with the existing »political democracy« in the short run, before the destruction of capitalism. In this respect, the SAP looked a lot more like the moderate SDAP.

An early example of this linguistic moderation was that the concepts of »economic democracy« and »industrial democracy« underwent changes since the late 1920s, when the SAP's belief in quick socialisation had waned. The party no longer defined »economic democracy« as complete communal ownership of the means of production, but as mere civil participation in a planned economy. Likewise, the Social Democrats reduced their idea of »industrial democracy« from the proletariat's take-over of the factories to worker co-participation in decision-making. They even practically dropped the theme of »industrial democracy« after 1924.¹¹⁵ Hansson's famous parliamentary speech in 1928 also mixed radical and moderate rhetoric. During his plea for national fellowship under the banner of a »people's home« (*folkhem*), the SAP leader proclaimed that »political democracy should be supplemented by a social and economic democracy«.¹¹⁶ Hansson added egalitarian societal and economic dimensions to the current idea of democracy, but still included the existing parliamentary institutions in his wide definition of »democracy«. Hansson expressed the same notion when he glorified »Nordic Democracy« in the 1930s.¹¹⁷

The fluctuations in the SAP's usage of the term »democracy« in the 1920s and 1930s were caused by shifting power relations in Sweden. During the global revolutionary threat between 1917 and 1919, Branting had adopted a moderate course which allowed him to demand the complete introduction of universal suffrage. After that success, the SAP used its position in government to pursue further democratisation. In the second half of the 1920s, however, the party lost power and had to curb its Marxist rhetoric. The Social Democrats started to talk about »democracy« in more moderate terms in order to gain support from the bourgeois parties for their democratisation agenda. This strategy bore fruit in the 1930s. Thanks to the SAP's moderate course and senior role in the government, other parties accepted its pursuit of a combination of the existing parliamentary regime with moderate social and economic reforms. This redefinition of democracy was part of the reform of the SAP from a worker's party to a people's party. At the same time, the SAP

114 Cited in: *ibid.*, p. 41.

115 *Sassoon*, *One Hundred Years of Socialism*, pp. 44 and 46; *Friberg*, *Towards Total Democracy?*, pp. 227–233.

116 Cited in: *ibid.*, p. 227. See also *Sejersted*, *The Age of Social Democracy*, pp. 98 and 161f.

117 *Jussi Kurunmäki/Johan Strang*, Introduction. »Nordic Democracy« in a World of Tensions, in: *id.*, *Rhetorics of Nordic Democracy*, pp. 9–36, here: p. 14; *Kurunmäki*, »Nordic Democracy« in 1935, pp. 70–71, 74–76.

was bold enough to demand some form of »social democracy«, unlike the SDAP and SPD. Hansson even confidently stated in 1935 that his concept of »democracy« served as an international model.¹¹⁸

Swedish Social Democrats were also familiar with the notion of »disciplined democracy«, thanks to the writings of the Finnish nationalist Urho Kekkonen in 1934. Like Loewenstein, he associated democracy with coercion and leadership. The SAP felt more sympathy, however, for the notion of »moral democracy«. The best-known Swedish defender of this democratic way of life was the liberal professor and publicist Torgny Segerstedt. He argued in 1933 that the twin pillars of democracy were tolerance and freedom of opinion. SAP members also included these elements in their definition of democracy. Hansson's idea of the »People's Home«, for example, not only referred to social equality, but also to national solidarity. Hitler's rise to power urged the SAP even more to emphasise the value of democratic ideals. This rhetoric was part of its rapprochement with the bourgeois parties, which made it possible for Hansson to govern throughout the larger part of the 1930s and to lead a common front against fascism. Again, it becomes clear that the moderate course of the SAP enabled it to influence the national debate about democracy, provided it used a wide, inclusive definition of the concept.¹¹⁹

V. CONCLUSION

This conceptual analysis has tried to enrich our understanding of the social democratic attitude towards democracy by focusing on the contemporary meaning and use of this concept. Earlier authors have examined how much Social Democrats appreciated the notion of democracy. By contrast, this article has shown that the Dutch, German and Swedish Social Democrats did not share one single understanding of »democracy«. To begin with, they viewed it from three distinct perspectives. The most basic understanding of democracy referred to a state form, often based on parliamentary representation. The social dimension of democracy was connected to economic equality and worker cooperation. The last aspect of democracy, often neglected in historiography, was moral in nature. In this view, democracy is a harmonious way of life. The first two perspectives have received the most scholarly attention because they fit in the historiographical focus on the ideological debate between revolutionaries and reformists. And yet, the SDAP, SPD and SAP also frequently thought about the ethical side of democracy as one of the first political movements in the twentieth century.

Although the three perspectives on democracy have been distinguished here for analytical purposes, they were not completely separated. In Marxist theory, the political side of democracy was merely a starting point for the process of social democratisation. Radicals argued that the existing »bourgeois democracy«, in preparation for »social democracy«, should be replaced by a »dictatorship of the proletariat« after the socialist take-over. Moderates countered that parliamentary democratic institutions could be used both before and after the removal of the capitalist order. Thus, they tried to reconcile »political democracy« and »social democracy«. In practice, they prevailed over the radical wing of the SDAP in the second half of the 1920s. The reformists also had a less ambitious view of »social democracy«. Instead of reserving the term for a socialist utopia, they used it to refer to the more humble aim of democratising capitalist society. The same applies to social

118 *Berman*, *The Social Democratic Moment*, pp. 107–121; *Kurunmäki*, »Nordic Democracy« in 1935, pp. 14 and 76f.

119 *Kurunmäki/Strang*, Introduction, p. 26; *Kurunmäki*, »Nordic Democracy« in 1935, pp. 38 and 74–77.

democratic ideas about democratic mores. The moderates felt that it was already possible to educate the masses to live their lives democratically, before a socialist utopia provided equality and solidarity. This became especially urgent in the face of the extremist threat in the 1930s.

The three dimensions of democracy can be further subdivided into different variants of democracy, although again the distinction was not always rigid. »Political democracy«, for example, was an umbrella term for all democratic states. Most of the time, Social Democrats used this term to refer to the existing parliamentary system, but sometimes they belittled it and referred to it as »bourgeois democracy«. The Austro-Marxist Adler saw the »dictatorship of the proletariat« as a form of »political democracy«. A last variant of »political democracy«, especially popular among the conservative adversaries of the Social Democrats, has been called »disciplined democracy«. »Social democracy«, too, consisted of multiple forms of democratised society. The term could refer to a socialist utopia, but could also apply to the first steps in the domain of economy towards that socialist dream. The latter were often linked to the concepts »economic democracy«, »industrial democracy« and »corporate democracy«. The term »democratic socialism« was sometimes meant as a synonym of »social democracy«, but could also have a moral connotation. The term »democracy«, too, could refer to an ethical interpretation of a democratic way of life. I have called this »moral democracy«. Social Democrats could clearly choose between more options than only »political democracy« and »social democracy«, which are most frequently mentioned.

The choice between so many types of democracy caused many differences of opinion within the social democratic movement. Especially the SDAP and SPD were internally split over the true meaning of democracy. The radical and moderate wings of both parties used different linguistic strategies to claim the concept of democracy. The advocates of revolutionary action embraced a vocabulary that would convince the masses that there was more to be gained after the introduction of universal suffrage. With phrases like »social democracy«, »bourgeois democracy« and »dictatorship of the proletariat« they entered in a polemic with their reformist opponents. These rejected the most radical terms and preferred »democratic socialism«. If they talked about »social democracy«, they only did so in combination with »political democracy«. They could also refrain from using adjectives at all when they wanted to emphasise the political aspect of democracy.

It is interesting to see that the debate about democracy was not solely an intellectual affair. Instead, social democratic leaders did their best to teach their followers, including the youth, what democracy was and should mean. This suggests that these leaders also tapped into the vocabulary of their followers. In addition, Social Democrats debated the meaning of »democracy« with outsiders. Especially when they discussed the extremist threat with their bourgeois opponents, the moral and political aspects of democracy became the topic of debate. The SDAP stressed its preference for the democratic code of conduct in the hope that the authorities would start to trust them. However, they still felt forced to attack the conservative notion of »disciplined democracy«.

There were also important differences in the meaning and use of the concept of democracy between the SDAP, SPD and SAP. These can be explained by the varying political circumstances. Germany, the Netherlands and Sweden all gained universal suffrage at the same time and all coped with the international rise of anti-democratic movements. Still, the position of the SPD, SDAP and SAP in their respective political landscape and the background of their internal factions influenced their definitions of »democracy«. The struggle of the SDAP with the concept of democracy was determined by Troelstra's revolutionary attempt in 1918. The radical wing grasped the opportunity to clamour for further democratisation. The moderate majority was more careful and downplayed its Marxist

rhetoric in order to waylay the suspicion of the conservative parties. The SDAP members combined »political democracy« and ›moral democracy‹ to show that they were loyal to the democratic cause. They could not convince the conservative government until the end of the 1930s, however, and suffered some repression in the name of the dreaded ›disciplined democracy‹.

The German moderate party leaders embraced parliamentary democracy from a completely different background. They had to spend a lot of their energy on defending their new parliamentary system. That raised the question whether they should reform the existing »political democracy« into a more repressive ›disciplined democracy‹. The Swedish Social Democrats had the strongest influence on the national and international debate about democracy. Their moderate course and their position in power allowed them to make a humble beginning with »social democracy« within the existing »political democracy«. More than the German and Dutch parties, the SAP was moderate enough to be accepted and radical enough to use its power to successfully redefine »democracy«. This was an important asset in the interwar period, when the discourse on democracy was more fluid than the historiographical image of a dichotomous struggle between democrats and anti-democrats suggests.

Harm Kaal

Constructing a Socialist Constituency

The Social Democratic Language of Politics in the Netherlands,
c. 1890–1950*

In 1894 the Dutch equivalent of the »Sozialdemokratische Partei Deutschlands« (SPD) was founded: the »Sociaal-Democratische Arbeiderspartij« (SDAP). The party's foundation resulted from a debate within the Dutch socialist movement about its political strategy. Whereas the movement's first leader, Ferdinand Domela Nieuwenhuis, disappointed after a short spell as Member of Parliament in the 1880s, embraced anarchism, the »parliamentary socialists« argued that political action was necessary in order to better the cause of the working class, although they still acknowledged the necessity and inevitability of a revolution.¹ The SDAP first participated in parliamentary elections in 1897 and managed to claim two seats: one for a rural district in the north of the Netherlands, the heartland of the early socialist movement, and one in the industrial city of Enschede in the east. In the following elections, the SDAP managed to expand its electorate, claiming 18 seats in 1913. The party had its strongest turnout in the urban districts in the west of the country. The introduction of general male suffrage did not bring the SDAP the huge victory it had hoped for; in 1918 the SDAP emerged as the second biggest party in Parliament after the Catholic Party, a status they managed to maintain up until 1952 when they surpassed the Catholics for the first time. After many revolutionary Marxists had left the party in 1909, the SDAP seemed ready to participate in a coalition government, but it was not until 1939 when the first socialist ministers were sworn in by the Queen. After the war, however, the Social Democrats would be included in a coalition government continuously up until 1959.

The dominant narrative explaining the history of Dutch Social Democratic politics in the first half of the twentieth century is the narrative of pillarisation. This implies a vertical division of society along religious and ideological lines which resulted in the establishment of four distinct, closely-knit networks of political, social, religious and economic organisations: the socialist pillar, the Catholic pillar, the Reformed-Protestant pillar – which consisted of different, predominantly anti-modernist organisations affiliated to the Dutch Reformed Church and the more orthodox Reformed Churches in the Netherlands – and the neutral or liberal pillar. From this follows that political parties represented the interests of the members of their pillar: the SDAP catered to the needs of the secularised working class, the »Rooms-Katholieke Staatspartij« (RKSP) represented the interests of Dutch Catholics, the »Anti-Revolutionaire Partij« (ARP) and »Christelijk-Historische Unie« (CHU) represented different sections of the Dutch Protestant Churches and the liberal parties appealed to the votes of the remaining – secular and liberal-Protestant sections of society. The pillarisation of Dutch society is usually dated between the late nine-

* The research for this paper was funded by a VENI-fellowship of the Netherlands Organisation for Scientific Research: Constructing Constituencies. Dutch Political Parties and the Language of Politics, 1880 to the present (275-52-009). All translations in this article are by the author.

¹ *Derk Johan Wansink*, *Het socialisme op de tweesprong. De geboorte van de S.D.A.P.*, Haarlem 1939, pp. 123–125.

teenth century and the 1960s when the self-evident relation between political parties and particular groups of voters finally evaporated.²

This narrative of pillarisation, which – despite the fierce scholarly criticism it has met in recent years – still dominates the representation of modern Dutch political history, has led to a misinterpretation of the nature of elections.³ Parliamentary elections have been characterised as mere censuses, with each party mobilising its ›own‹ supporters, rather than as true contests between parties fighting for the support of overlapping constituencies.⁴ By treating political constituencies as the result of existing cleavages in society, pillarisation historiography has tended to ignore the constructed nature of political constituencies.⁵ After all, political stability in terms of the distribution of seats in Parliament does not necessarily imply that political parties during their election campaigns were merely focused on mobilising ›their‹ grassroots supporters. Since in most studies on the SDAP and the »Partij van de Arbeid« (PvdA) elections are only discussed in terms of the results, we, nonetheless, still know very little about the way in which the Social Democrats approached voters, how they tried to include them in their political constituency.⁶

Furthermore, the pillarisation narrative has been accompanied by a historiographical focus on the (isolated) histories of the various political parties that represented the pillars politically. The key issues within this historiography are the parties' ideological reorientation, and their institutional and parliamentary history.⁷ In the case of the SDAP, the first decades of its existence have been thoroughly researched by scholars focusing on the debate within the party about the preferred course somewhere between reformism and revolution.⁸ This has resulted in a rather progressive narrative with regard to the history

2 *Arend Lijphart*, *Verzuiling, pacificatie en kentering in de Nederlandse politiek*, Amsterdam 1968. For a critical recent overview of pillarisation historiography see: *Peter van Dam*, *Staat van verzuiling. Over een Nederlandse mythe*, Amsterdam 2011.

3 Van Dam's study is the latest in a range of critical investigations into the usefulness of the concept of pillarisation for Dutch political history writing. See also: *Piet de Rooy*, *Voorbij de verzuiling?*, in: *Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden* (BMGN) 116, 2001, pp. 45–57.

4 *Rudy B. Andeweg*, *De burger in de Nederlandse politiek*, in: *Rudy B. Andeweg/Andries Hoogerwerf/Jacques J. A. Thomassen* (eds.), *Politiek in Nederland*, Alphen aan den Rijn/Brussel 1981, pp. 79–103.

5 See the critical review by Peter van Rooden of several studies on Dutch pillarised society: *Peter van Rooden*, *Studies naar verzuiling als toegang tot de geschiedenis van de constructie van religieuze verschillen in Nederland*, *Theoretische Geschiedenis* 20, 1993, pp. 439–454. In his history of political representation, the French social scientists Bernard Manin also hints at the stability of political constituencies. In the »era of party democracy« political representation is based upon existing cleavages in society. As long as these cleavages were »real«, political representation was self-evident. *Bernard Manin*, *The Principles of Representative Government*, Cambridge/New York etc. 1997, p. 223.

6 *Henny Buiting*, *Richtingen- en partijstrijd in de SDAP. Het ontstaan van de Sociaal-Democratische Partij in Nederland*, Amsterdam 1989; *Hendrik Floris Cohen*, *Om de vernieuwing van het socialisme. De politieke oriëntatie van de Nederlandse sociaal-democratie, 1919–1930*, Leiden 1974; *Annemieke Klijn*, *Arbeiders- of volkspartij. Een vergelijkende studie van het Belgisch en Nederlands socialisme, 1933–1946*, Maastricht 1990; *Peter Jan Knegtmans*, *De jaren 1919–1946*, in: *Maarten Brinkman/Madelon de Keizer/Maarten van Rossem* et al. (eds.), *Honderd jaar sociaal-democratie in Nederland, 1894–1994*, Amsterdam 1994, pp. 62–117; *Jos Perry*, *Roamsche kinine tegen roode koorts. Arbeidersbeweging en katholieke kerk in Maastricht 1880–1920*, Amsterdam 1983.

7 *Gerrit Voerman*, *De stand van de geschiedschrijving van de Nederlandse politieke partijen*, in: *BMGN* 120, 2005, pp. 226–269, there: p. 235.

8 *Cohen*, *Om de vernieuwing van het socialisme*; *Rob Hartmans*, *Vijandige broeders? De Nederlandse sociaal-democratie en het nationaal-socialisme, 1922–1940*, Amsterdam 2012; *Peter Jan*

of Dutch Social Democracy that moves ever closer to the pragmatic reformism of the postwar PvdA, which enabled the party to play a key role in postwar politics.⁹ Moreover, a focus on the party's internal debate, which reached its climax in the mid 1930s, only serves to confirm the idea that political parties were inward looking. In fact, pillarisation historiography has portrayed the interwar years as years of ›consolidation‹ when the Netherlands was dominated by a ›defensive‹ party system, with parties chiefly being immersed in the preservation of their constituency.¹⁰ However, it remains to be seen if this view can be maintained when we leave the perspective of internal party affairs and focus on the party's external communication with voters.¹¹

Some progress has been made by the cultural turn in political history, which has promoted the exploration of party cultures and the »meaning of a party for its supporters«.¹² Although such an approach is promising – political alliances, after all, are also forged through the cultural and »social form of politics«¹³ – it still tends to ignore the importance of political discourse for the construction of political constituencies.¹⁴ Moreover, a focus on party culture still bears the risk of treating political movements as closed off communities and as such would fail to put the narrative of pillarisation seriously to the test.¹⁵ An exploration of the party's electoral language of politics offers a way out of this pillarisation paradigm.

Up until now, the electoral history of the SDAP – i.e. its electioneering, the media, slogans and appeals used during election campaigns – has largely been ignored by scholars.

Knegtmans, Socialisme en democratie. De SDAP tussen klasse en natie, 1929–1939, Amsterdam 1989; *Johan S. Wijne*, Tussen dogma en werkelijkheid. De ideologische gijzeling van de sociaal-democratie in Nederland als bijdrage tot haar isolement tijdens het Interbellum, Amsterdam 1992; *Klijn*, Arbeiders- of volkspartij; *Buiting*, Richtingen- en partijstrijd in de SDAP; *Bas van Dongen*, Revolutie of integratie. De Sociaal Democratische Arbeiders Partij in Nederland (SDAP) tijdens de Eerste Wereldoorlog, Amsterdam 1992.

- 9 *Dietrich Orlow*, The Paradoxes of Success. Dutch Social Democracy and its Historiography, in: *BMGN* 110, 1995, pp. 40–51, there: p. 40.
- 10 *Henk te Velde*, De spiegel van de negentiende eeuw. Partij, representatie en geschiedenis, in: *Jaarboek DNPP* 2000, pp. 19–40, there: p. 29; *Hermann Walther von der Dunk*, De partijen en de parlementaire democratie in het interbellum, in: *Ruud A. Koole* (ed.), *Het belang van politieke partijen*, Groningen 1984, pp. 41–61; *Lijphart*, Verzuiling, pacificatie en kentering in de Nederlandse politiek.
- 11 See also: *Bernard Rulof*, Hoe het Plan van de Arbeid te verkopen? Reclame en ›massapsychologische actie‹ van de SDAP, in: *Tijdschrift voor Sociale en Economische Geschiedenis* 2, 2005, pp. 84–104, there: p. 86.
- 12 *Henk te Velde*, Het wij-gevoel van een morele gemeenschap. Een politiek-culturele benadering van partijgeschiedenis, in: *Jaarboek DNPP* 2004, pp. 106–123; *Gerrit Voerman*, Partijcultuur in Nederland. Naar nieuwe invalshoeken in de studie van de politieke partij, in: *Gerrit Voerman/Dirk Jan Wolffram* (eds.), *Kossmann Instituut. Benaderingen van de geschiedenis van politiek*, Groningen 2006, pp. 43–49, there: p. 44.
- 13 *Jon Lawrence*, Class and Gender in the Making of Urban Toryism, 1880–1914, in: *English Historical Review* 108, 1993, pp. 629–652, there: p. 631. Rulof's investigation of the SDAP as an interwar mass movement is a case in point: *Bernard Rulof*, ›Een leger van priesters voor een heilige zaak‹. SDAP, politieke manifestaties en massapolitiek, 1918–1940, Amsterdam 2007.
- 14 *Piet de Rooy*, Begeerten en idealen. Een eeuw sociaal-democratie in Nederland, in: *Piet de Rooy/Nico Markus/Tom van der Meer* et al. (eds.), *De rode droom. Een eeuw sociaal-democratie in Nederland. Een essay en een beeldverhaal*, Nijmegen 1995; *Bernard Rulof*, Selling Social Democracy in the Netherlands. Activism and its Sources of Inspiration during the 1930s, in: *Contemporary European History* 18, 2009, pp. 475–497; *Dennis Bos*, *Waarachtige volksvrienden. De vroege socialistische beweging in Amsterdam, 1848–1894*, Amsterdam 2001.
- 15 Studies on party culture are as yet scarcely available. At Leiden University Adriaan van Veldhuizen is preparing a dissertation on the party culture of the SDAP.

In an article on the »white spots in the historiography of Dutch social democracy« published in 1994 Isaac Lipschits included »the electoral business in all its bearings« as one of the historiographical *terra incognita*.¹⁶ Since then, not much has changed.¹⁷ Lipschits' interpretation of electoral research is predominantly social scientific – he calls for studies on electoral geography and sociology. Such investigations start from what one could call the »voter perspective«: the characteristics of voters are at the focus of interest. This, then, brings us back to the pillarisation narrative because it tends to result in straightforward interpretations of the relationship between politicians and voters that consider political affiliation to be chiefly determined by voter characteristics such as religion and social and economic interests. In this case, political parties are treated as the »passive beneficiaries of structural divisions within society, rather than as dynamic organizations actively involved in the definition of political interests and the construction of political alliances«.¹⁸

This article therefore starts from the »party perspective«: the ways in which political parties have approached elections and how they have communicated with the electorate.¹⁹ Studying the language of this type of political communication enables us to identify to what kind of voters the Social Democrats appealed to, and how they tried to include them in their political constituency.²⁰ Research on the construction of political constituencies through political discourse has a long tradition in Britain, starting with Gareth Stedman Jones famous work on Chartism.²¹ Along similar lines, Jon Lawrence has investigated the language of Labour in the late Victorian and Edwardian era, highlighting its use of a non-class based language of politics that centred around male virtues.²² The German political historian Thomas Welskopp also pays attention to the discursive construction of political identity in his study on the early decades of the German Social Democratic movement. Meanwhile, Thomas Mergel has explored the *Sprache des Wahlkampfes* in a more general

16 Isaac Lipschits, Witte plekken in de geschiedschrijving van de Nederlandse sociaaldemocratie, in: *Socialisme en democratie* 51, 1994, p. 372.

17 The studies by Ron de Jong on Dutch electoral culture form a favourable exception: *Ron de Jong*, *Electoral culture en politieke oriëntatie. Verkiezingen in Gelderland, 1888–1940*, Hilversum 2005; id., *Verkiezingen in Nederland 1888–1917. Een strijd om de kiezers of rituele volkstellingen?*, in: *De negentiende eeuw* 29, 2005, pp. 115–134.

18 Lawrence, *Class and Gender in the Making of Urban Toryism*, p. 630.

19 Up until now, studies on the parties' electoral culture and strategy have been in short supply. Flip Kramer is preparing a dissertation on the electoral culture in the interwar years and the political scientist Philip van Praag has published a book on the internal debate about the party's electoral strategy in the decade following the emergence of the New Left-movement. *Flip Kramer*, *De »rituele census« van 1925. Verkiezingsstrijd in verzuimd Nederland*, in: *Tijdschrift voor Geschiedenis* 119, 2006, pp. 218–229; *Philip van Praag Jr.*, *Strategie en illusie. Elf jaar intern debat in de PvdA (1966–1977)*, Amsterdam 1990.

20 Recent investigations have shown the importance of the language of politics for our understanding of the distribution of political power in general and the way in which political alliances are forged or contested more in particular: Willibald Steinmetz (ed.), *Political Languages in the Age of Extremes*, Oxford/New York etc. 2011; Jon Lawrence, *Speaking for the People. Party, Language and Popular Politics in England, 1867–1914*, Cambridge/New York etc. 1998; Thomas Mergel, *Propaganda nach Hitler. Eine Kulturgeschichte des Wahlkampfes in der Bundesrepublik 1949–1990*, Göttingen 2010. The *Sonderforschungsbereich »The Political as Communicative Space in History«* at the University of Bielefeld is also a case in point: URL: <<http://www.uni-bielefeld.de/geschichte/forschung/sfb584/>> [21.12.2012].

21 Gareth Stedman Jones, *The Language of Chartism*, in: James Epstein/Dorothy Thompson (eds.), *The Chartist Experience. Studies in Working-Class Radicalism and Culture, 1830–60*, London 1982, pp. 3–58; Gareth Stedman Jones, *Languages of Class. Studies in English Working Class History*, Cambridge/New York etc. 1983.

22 Lawrence, *Speaking for the People*, pp. 151–158.

sense as part of his wider investigation of the electoral culture in postwar Western Germany.²³ Finally, this article also answers the call, perhaps rather belatedly, for a comparative perspective on the ›social vocabulary of political discourse‹ issued by Thomas Childers in his article on the language of politics in Weimar-Germany.²⁴ Although Childers focuses on the language of the bourgeois parties, his analysis of election propaganda draws attention to the importance of occupation as an indicator of social self-imagining in electoral discourse.²⁵

To these recent investigations of (socialist) political discourse this article adds an exploration of the electoral language of politics of the SDAP and its postwar successor, the PvdA, against the background of the internal debates about the party's ideology. Research is based on election brochures, pamphlets, newspaper ads, speeches and radio broadcasts used in election campaigns between the late nineteenth century and 1948. The article will show how Dutch Social Democrats have tried to expand their electoral base to include non-working class voters, women, who were granted suffrage in 1919, and confessional voters, while maintaining their credibility as a socialist party.

I. A CONCISE PARTY HISTORY

Although August Bebel, in a letter to a prominent Dutch trade unionist, had urged the Dutch Social Democrats not to simply copy the SPD, the SDAP was largely modelled after its German sister party.²⁶ The party's programme was based on the ›Erfurt Programme‹ of the SPD and the party's structure soon came to resemble the highly-centralised set-up of the SPD. During the first decades of its existence, the party's political agenda was dominated by two issues: the fight for general (male) suffrage and social legislation such as the introduction of a state pension. The early years of the SDAP were characterised by a battle between the Marxist and ›revisionist‹ wings within the party which led to in the schism of 1909 when a group of Marxists left the party to form the Social Democratic Party (SDP). Up until 1913, the SDAP could not win more than six or seven seats in Dutch Parliament. The 1913 elections, nevertheless, brought an astonishing victory when the party managed to clinch 18 seats. The SDAP was offered several ministerial posts, but declined the offer fearing that participation in government would weaken its credibility as a socialist party and would cause another exodus of revolutionary Marxists. The general elections of 1918, the first according to the system of proportional representation and with general male suffrage, did not bring what the SDAP had hoped for, winning 22 of the 100 seats. In the tumultuous days after the German capitulation in November 1918, party leader Troelstra fell under the spell of revolution and delivered a speech in parliament in which he urged the established parties to hand over power to the Social Democrats. However, he soon had to acknowledge that he had misinterpreted revolutionary sentiments in the Netherlands. Although his ›mistake‹ had no immediate effects – Troelstra remained party leader and the SDAP was not outlawed – the party lost much of its credibility as a trustworthy parliamentary force.

23 *Thomas Welskopp*, *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz*, Bonn 2000, pp. 257–333.

24 *Thomas Childers*, *The Social Language of Politics in Germany. The Sociology of Political Discourse in the Weimar Republic*, in: *The American Historical Review* 95, 1990, pp. 331–358, there: p. 357.

25 *Ibid.*, p. 359.

26 *Jos Perry*, *De jaren 1894–1919*, in: *Brinkman/de Keizer/van Rossem*, *Honderd jaar sociaal-democratie in Nederland*, p. 26.

During the interwar years, the SDAP remained stable with slightly less than one quarter of the seats in Parliament, far away from a parliamentary majority and also from participation in government after the 1918 debacle. The party's main issues in the 1920s were socialisation and demilitarisation. In the 1930s, the party promoted a solution to the economic crisis in the form of its »Plan van de Arbeid« (Labour Plan) that stressed the need to invest in public works to raise employment. Meanwhile, party membership steadily grew from about 20,000 in 1916 to 37,000 in 1918 and 89,000 in 1937. Moreover, the party could count on the support of the »modern« trade union »Nederlands Verbond van Vakverenigingen« – with a membership of 300,000 the biggest in the Netherlands – an own publishing house that, among others, printed the socialist flagship newspaper »Het Volk« (The People) and founded a radio broadcasting corporation, called »VARA«. ²⁷ Although the party was excluded from coalition governments up until 1939, on the local level, in cities like Den Haag, Amsterdam and Rotterdam, socialist aldermen were able to implement parts of the party's political agenda, for instance in terms of conditions of employment, employee participation and public housing. ²⁸

II. IDEOLOGICAL VERSUS ELECTORAL LANGUAGE OF POLITICS

In 1895, a year after its foundation, the SDAP issued its first Political Manifesto. It was based on the »Erfurt Programme« of the German SPD; the Marxist nature of the party was beyond doubt. ²⁹ The party's position in the political landscape was based on a rivalry with various other political organisations. First of all, the SDAP met competition from the anti-parliamentarian »Sociaal-Democratische Bond« (SDB) from which it had defected. The SDB remained very influential in cities in the western part of the Netherlands where workers were at first reluctant to accept the SDAP as a force in parliamentary politics. Towards the turn of the century, however, the SDB fell apart and the SDAP managed to turn cities like Amsterdam and Rotterdam into one of their electoral strongholds. Second, through its Marxist ideology of class struggle, the SDAP positioned itself against other »bourgeois« left-leaning and progressive liberal parties. Third, the SDAP competed with confessional political parties the two most prominent of which were the ARP, which aimed for the vote of Orthodox-Protestants, and the less well-organised Catholic Party. ³⁰ The constituencies of these confessional parties did not show any overlap, but they competed with the SDAP and the progressive liberals for the support of the workers' vote.

The SDAP emerged at a time when a mere 11 % of the Dutch population had been granted suffrage. Votes were casted according to a direct majority voting system based on single constituencies, with a run-off election if no candidate acquired 50 % of the votes in the first round. ³¹ These circumstances contributed to the adoption of an inclusive socialist language of politics. Although the party's 1895 manifesto hinted at an exclusive focus on workers, in (electoral) practice the party tried to appeal to a much broader constituency in order to stand a chance of winning a few seats. In party leader Pieter Jelles Troelstra's speeches and publications tenant farmers, shopkeepers and small employers were includ-

²⁷ *Knegtman*, De jaren 1919–1946, p. 64.

²⁸ *Ibid.*, pp. 75f.

²⁹ *Bart Tromp*, Het sociaal-democratisch programma. De beginselprogramma's van SDB, SDAP en PvdA, 1878–1977. Een onderzoek naar de ontwikkeling van een politieke stroming, Amsterdam 2002, pp. 76–81.

³⁰ Officially, the RKSP was only established in 1926. Up until that year, the Catholic Party was a federation of Roman Catholic electoral associations.

³¹ Up until 1896, some districts, particularly in the big cities in the west of the Netherlands, sent more than one candidate to Parliament.

ed in the socialist constituency. Their interests were framed in class terms; they represented labour in its struggle against capitalism.³² In 1905 the prominent socialist Johan Hendrik Schaper argued for the inclusive nature of the concept of »arbeiders« (working men). Although the »klasse van proletariërs« (proletarian class) formed the heart of the SDAP, the Social Democrats according to Schaper represented the »gewone werkman« (common workman) and the »kleine man in het algemeen« (common man in general).³³ The use of this rather bourgeois phraseology indicates the ambition of the SDAP to broaden the scope of their constituency outside the confines of the »socialist working class« and to include sections of the lower middle classes like lower clerks and small shop owners who did not identify themselves as working class. Troelsta's and Schaper's language was in line with the electoral language used by early Socialists. In 1888, Ferdinand Domela Nieuwenhuis, the first Socialist elected to Parliament, had argued that workers and petty bourgeois represented »labour« in its battle against capital.³⁴ Domela's inclusion of the petty bourgeoisie had also been a matter of electoral strategy since most workers still lacked the right to vote.

Henny Buiting has shown that the obvious tensions between the electoral language of politics and the core tenets of the party's Marxist ideology were fiercely debated. The party's appeal to tenant farmers in particular was heavily contested.³⁵ In the end, Troelstra's pragmatic approach prevailed; many determined Marxists left the party in the 1909 schism.³⁶ This debate shows that, on the one hand, the party ideology *limits* the range of discourses and concepts available in electoral politics, because parties consider their ideology to be a mobilising force and because they tend to see discrepancies between ideology and the electoral language of politics as hypocritical and deceiving.³⁷ On the other hand, the context of electoral politics asks for a specific language of politics. The nature of the electorate combined with a party's wish to win votes will often result in an electoral language that stretches beyond the boundaries of the ideological linguistic framework. The fact that the SDAP chose to draw up electoral programmes for each parliamentary election underlines the marginal role of the political manifesto in the party's electoral propaganda.³⁸ Seen from this perspective, the introduction of a new political manifesto, as done by the SDAP in 1912 and 1937, was not merely the result of an internal debate about the party's ideology, but also catalysed by the existence of an electoral language of politics that has lost touch with the core of the party's official ideology. This article, however, does not aim to »judge« the electoral propaganda for consistency with the party's ideology. Instead it explores the electoral language as a distinct and flexible set of discourses that is linked to the party's ideology, but is not necessarily completely consistent with it, and is used by politicians to win over voters for their party and their political ideas.

32 *Buiting*, Richtingen- en partijstrijd in de SDAP, pp. 65–67. See: *Johan Hendrik Schaper*, *De sociaaldemokratie en wat er van gezegd wordt*, Amsterdam 1905; *Het socialisme komt*, in: *Het Tweede District. Verkiezingsblad van de Arbeiders-Kiesvereniging Amsterdam II*, 6.1905, International Institute of Social History (Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, IISG), SDAP-Amsterdam Archive, Reg. 267.

33 *Schaper*, *De sociaaldemokratie*; see also: *Zijn de sociaaldemokraten vijanden van den godsdienst?*, IISG, SDAP-Amsterdam Archive, Reg. 267.

34 *Sociaal politiek overzicht*, in: *Recht voor allen*, 5.3.1888.

35 *Buiting*, *Richtingen- en partijstrijd in de SDAP*, pp. 81f. and 118–120.

36 *Ibid.*, p. 69; *Gerrit Voerman*, *De meridiaan van Moskou. De CPN en de Communistische Internationale (1919–1930)*, Amsterdam 2001, p. 26.

37 *Tromp*, *Het sociaal-democratisch programma*, p. 104; Wijne has shown that in the 1920s forced adherence to socialist dogma stood in the way of a broader appeal of the SDAP. *Wijne*, *Tussen dogma en werkelijkheid*, pp. 117f.

38 *Tromp*, *Het sociaal-democratisch programma*, pp. 102f. and 146.

III. DISCOURSES OF RELIGION, DUTY AND EDUCATION IN THE SOCIALIST LANGUAGE OF POLITICS

In his seminal work on the political manifestos of the Dutch Social Democrats, Tromp argues that based on the first manifesto of 1895, socialism cannot be described as a *Weltanschauung*. Not only were no references made to religion, but also the party's materialism was not elaborated in terms of an all-encompassing world view.³⁹ When one compares this ideological language with the electoral language of politics of the SDAP the differences are striking. A key feature of the early Socialist electoral propaganda is the abundant use of religious discourse. For one, socialists and others portrayed the rise of the socialist movement in religious terms.⁴⁰ The founders of the SDAP were called the »twelve apostles« and many prominent Socialists have described their entrance in the socialist movement as a »conversion«. Ferdinand Domela Nieuwenhuis and Pieter Jelles Troelstra were characterised as the preachers of the socialist faith. When Domela competed for a seat in Parliament in several districts across the Netherlands in the 1880s he described his speeches across the country as »preaching the Gospel of Dissatisfaction« and referred to the »blood of the martyrs who had suffered and fought for the cause of the workers«. ⁴¹ In his campaign in May 1891 Domela spoke of socialism as »our Pentecostal Gospel« and urged his followers to consider themselves to be the »apostles of the Gospel of the Future« and convince others to »join our ranks«. ⁴²

One could argue that this religious rhetoric was an obvious element in Domela's language of politics because of his background as a former Dutch-Reformed minister. However, as we have seen, other socialist politicians used a religious repertoire as well. In 1902, long after Domela's departure from the spotlight of politics, Troelstra argued that socialists saw Jesus as the »broeder aller kleinen en verdrukten« (brother of the common men and the oppressed). ⁴³ In order to persuade confessional voters to join the SDAP Social Democratic politicians argued that the Bible contained an »anti-capitalist and democratic spirit« and referred to ancient Christian philosophers as »Christian-Socialists«. ⁴⁴ Moreover, in a brochure for the 1905 elections, the SDAP rejected the claim that Socialists were by definition anti-religious. ⁴⁵ Troelstra clarified his stance by condemning the liberals for their use of the antithesis of reason versus religion; the Social Democrats did not want to fight against religion, but against capitalism. ⁴⁶ Not religion was the enemy, but elites

39 Ibid., p. 89.

40 *Henk te Velde*, *The Religious Side of Democracy. Early Socialism, 21st-century Populism and the Sacralization of Politics*, in: *Joost Augusteyn/Patrick G. C. Dassen/Maartje J. Janse* (eds.), *Political Religion Beyond Totalitarianism. The Sacralization of Politics in the Age of Democracy*, Basingstoke/New York 2013; *Adriaan van Veldhuizen*, *A Grassroots Sacred Socialist History. Dutch Social Democrats (1894–1920)*, in: *ibid.*, pp. 115–136; see also: *Te Velde*, *Het wij-gevoel van een morele gemeenschap*, pp. 111–116.

41 *Aan alle arbeiders!*, in: *Recht voor Allen*, 2.1.1888.

42 *Ons Pinksterevangelie*, in: *Recht voor Allen*, 16.–17.5.1891.

43 *Pieter Jelles Troelstra*, *Sociaal christendom. Bijdrage tot den strijd over de verhouding van christendom en socialisme*, Amsterdam 1902.

44 *Schaper*, *De sociaaldemokratie*.

45 One of the pamphlets used in the 1905 elections opened with the rhetorical question: »Are Social Democrats enemies of religion?«. *Zijn de sociaaldemokraten vijanden van den godsdienst?*, IISG, SDAP-Amsterdam Archive, Reg. 267; *Schaper*, *De sociaaldemokratie*.

46 *Pieter Jelles Troelstra*, *Voorwaarts, marsch! Ons standpunt bij de verkiezingen. Rede gehouden op het kongres der SDAP op den Eersten Paaschdag 1905*, Amsterdam 1905.

who used it to oppress the people.⁴⁷ Christian politicians were therefore often described as »so-called Christians«. Where they failed to put their faith into practice, the SDAP framed Socialism as the political translation of the mission of Christ.⁴⁸

Although the religious discourse of the SDAP was often targeted at specific groups of voters in districts with a high degree of confessional voters, it would be wrong to interpret it solely as an effort to win over confessional voters for the SDAP.⁴⁹ As the authors of a recent volume on political religion have made clear, »politics and religion are very much interwoven and cannot be clearly separated«. ⁵⁰ Politics in general, across all parties, was phrased in religious terms because religion, despite a slowly growing rate of secularisation, was still a dominant force in society. Many organisations were connected to the church or otherwise affiliated with religion, such as schools, trade unions and sports clubs. Against this background, religious terms and phrases formed the obvious vocabulary with which to describe the new phenomenon of mass political parties. Also in scholarly works of the early twentieth century religious language was used to explain the operations of political parties, which were explicitly compared with the church.⁵¹

It is, anyhow, precisely this religious discourse that probably hampered the Social Democrats in appealing to the confessional vote. In his investigation of internal debates about the tensions between socialist doctrines and political ›reality‹ in the interwar years, Johan S. Wijne convincingly argues that the party's lack of success in extending its constituency cannot be solely blamed on forces outside the party, like the ability of the clergy to keep its hold on the confessional electorate.⁵² While Wijne focuses on ideology by arguing that fear to act contrary to their socialist principles hampered their appeal to a broader public, also the nature of socialist discourse needs to be taken into consideration. Through its political discourse and its public manifestations, socialism was presented to the public as a political religion and although many Social Democrats were keen not to present themselves as anti-religious, this religious nature of socialism turned it into a competitor of Protestantism and Catholicism. Since supporting the socialist cause was often framed in terms of a conversion, confessional voters were left to ponder the question if such a conversion would be reconcilable with their faith. As we will see, leading Social Democrats addressed this issue in the 1930s as they urged for the formulation of Social Democracy as a political doctrine instead of a quasi-religious political philosophy.

47 See also: *Perry*, *Roomsche kinine tegen roode koorts*, p. 270. The SDAP often shied away from portraying their enemies as religious or confessional parties and labelled them instead as »clerical parties«. »Clericalism« was a pejorative term that referred to the inappropriate involvement of members of the clergy in another domain, the domain of politics. SDAP Amsterdam I, IISG, SDAP-Amsterdam Archive, 1905, Reg. 267; see also: Sociaal-Democratische Arbeiderspartij, Amsterdam I en VI, *ibid.*

48 *Johan Hendrik Schaper*, *De vrouw in den strijd. Een woord aan de vrouwen*, Amsterdam 1922; *Troelstra*, *Sociaal christendom*.

49 See: *Henk M. T. M. Giebels*, *Katholicisme en socialisme. Het zelfbeeld van de Eindhovense christen-socialisten in het spanningsveld tussen traditie en moderniteit, 1885–1920*, Tilburg 1994.

50 *Joost Augusteijn/Patrick G. C. Dassen/Maartje J. Janse*, Concluding Remarks, in: *eid.*, *Political Religion Beyond Totalitarianism*, pp. 225–260; see also: *Te Velde*, *De spiegel van de negentiende eeuw*, pp. 19–40, there: p. 23. In 1938 the German political philosopher Eric Voegelin argued that a political community per definition was also a religious order. *Eric Voegelin*, *Die politischen Religionen*, Vienna 1938. The book was published shortly before Voegelin's emigration to the USA.

51 *Te Velde*, *Het wij-gevoel van een morele gemeenschap*, pp. 106–123, there: p. 112; for the debate on a similar process in Germany see: *Wolfgang Hardtwig*, *Political Religion in Modern Germany. Reflections on Nationalism, Socialism, and National Socialism*, in: *Bulletin of the German Historical Institute* 28, 2001.

52 *Wijne*, *Tussen dogma en werkelijkheid*, p. 12.

In the early decades of its existence, however, religious discourse seemed to fit well with a movement that presented socialism to the public as a principle, as a doctrine that required the workers to study socialist texts – much like reading the Bible – in order to be able to convert others to become a member of the socialist movement. This task of studying and converting was phrased as a »duty« of all members of the socialist movement: it was a labourer's »highest duty« to help »free society of the pressing load of capitalism«. ⁵³ Disobeying this duty was described as an act of betrayal: as a »lapse of virtue«. ⁵⁴ This discourse of virtue and duty was also evident in the electoral language of politics. Since party membership was presented as a holy alliance, voters were reminded of the electoral obligations that resulted from their membership of the socialist movement: »comrades, beware of your duty« and vote for the party »of your fellow class members«. ⁵⁵ This language of politics responded to still very dominant patriarchal and paternalistic notions of good moral and ethical behaviour that characterised nineteenth century Dutch society. While trying to free the working class from the shackles of a patriarchal society, the SDAP therefore used similar discourses as those which underpinned it.

The discourse of duty often went hand in hand with the use of a discourse of education. Socialist electoral politics in essence came down to making people aware of their political identity, to teach them what their interests actually were and which party served them best. ⁵⁶ Voters who were still ignorant of the »real« situation of oppression, in which they were held captive, needed to be made aware of their fate and were urged to take matters into their own hands. ⁵⁷ Election pamphlets for instance incited workers to »think for themselves«, instead of simply following instructions from the media or the clergy. ⁵⁸ In fact, it was, of course, the SDAP that instructed voters how to think.

Finally, the discourse of duty and education was also evident in the portrayal of voters as »indifferent«. ⁵⁹ Voters were warned that those who considered their own misery to be a good excuse to ignore politics were to blame for the fact that capitalism still ruled. Bourgeois parties benefited from their »ignorance and gullibility«. ⁶⁰ On numerous occasions voters who remained »indifferent« to the cause of the SDAP were accused of committing a »crime against themselves and against their class«. ⁶¹ Those who did vote for the Social Democrats did so because they »wanted to show that they understand the power of the ballot«, rather than being ignorant or indifferent. ⁶² Paradoxically, the SDAP, in order

53 *Schaper*, De sociaaldemokratie.

54 Lijst van wenschen, in: *Recht voor Allen*, 22.2.1888.

55 Pamphlet, Een ernstig woord tot de Arbeiders-kiezers, 1918, IISG, SDAP Archive, Reg. 2185.

56 *Te Velde*, De spiegel van de negentiende eeuw, pp. 19–40, there: p. 24; see also: *Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit, pp. 579–584; *Margaret Anderson*, Lehrjahre der Demokratie. Wahlen und politische Kultur im Deutschen Kaiserreich, Stuttgart 2009, p. 443; and *Mergel*, Propaganda nach Hitler, pp. 41–62.

57 Kiezers van Schoterland, in: *Recht voor Allen*, 30.3.1888; Het socialisme komt, in: Het Tweede District. Verkiezingsblad van de Arbeiders-Kiesvereniging Amsterdam II, 6.1905, IISG, SDAP-Amsterdam Archive, Reg. 267.

58 SDAP. Amsterdam I, [1905], IISG, SDAP-Amsterdam Archive, Reg. 267.

59 Pamphlet, Aan het arbeidende volk van Nederland, 1918, IISG, SDAP Archive, Reg. 2185.

60 Verkiezingsmanifest van de Federatie Amsterdam van de SDAP, Nu is het uw beurt. Een ernstig woord aan de Amsterdamsche arbeiders, 1918, IISG, SDAP Archive, Reg. 2185; *Troelstra*, Voorwaarts, marsch!; Such voters were also called »stubborn and forgetful«: SDAP Amsterdam I, 1905, IISG, Arch. SDAP-Amsterdam Archive, Reg. 267.

61 *Pieter Hiemstra*, De landarbeiders en de politieke strijd, Amsterdam 1913, p. 5; De stembus en het rijks personeel. Opgepast!, in: *Het Volk*, 4.7.1922.

62 De militairen stemmen rood, in: *De Reveille*. Orgaan van den Bond van Nederlandsche Dienstplichtigen, [1918], IISG, SDAP Archive, Reg. 2185.

to free the workers from the duties and obligations of a paternalistic, capitalist society, also showed itself to be a paternalistic organisation that used discourses of indifference, awakening, education and duty to attract voters to their party.

IV. ELECTIONS IN THE INTERWAR YEARS

The effects of the new electoral system on the socialist language of politics

In July 1918, parliamentary elections were for the first time conducted based on a nationwide system of proportional representation. The abolishment of the district voting system went hand in hand with the introduction of universal male suffrage, which nearly doubled the electorate. Women were included in the suffrage a year later and casted their first ballots in the 1922 general election. These changes had a profound influence on the language and culture of electoral politics.

As a result of the introduction of a nationwide constituency, the central offices of political parties started to strengthen their grip on the election campaign. Local branches of the parties were still involved: they were, among others, expected to mobilise party members for canvassing neighbourhoods and were responsible for the organisation of local meetings, but their room for manoeuvre diminished. The central offices issued guidelines for election propaganda, designed brochures and pamphlets and assigned prominent members of the party to speaking engagements across the country. Not all of this was new: the SDAP headquarters had already distributed guidelines on canvassing and instructions for speakers before the 1918 elections, but the abolishment of the district voting system did force parties to reconsider their propaganda strategies and would result in a professionalisation of the election campaigns from the mid-1920s onwards.⁶³ That said, parties still tailored their propaganda to specific regions. The person heading the list of candidates varied per region in order to benefit from the popularity of a local or regional politician. Moreover, local and regional branches of the parties were still allowed to also issue their own brochures, which appealed to the specific nature of the local electorate.

In the past, the district voting system had forced parties to forge temporary alliances with other political parties to win a majority of the votes. In 1903, Troelstra for instance had been elected for the seat of Amsterdam's third district in the run-off election thanks to support from confessional voters, who favoured Troelstra over a representative of the liberal party.⁶⁴ Confessional voters were willing to support the Social Democrats because the SDAP had agreed to back their fight for the equal state funding of state and private (confessional) schools.⁶⁵ From 1918 onwards, these often rather awkward coalitions belonged to the past. In turn, parties now aimed to maximise their following across the country. Whereas the district voting system had caused ›lost votes‹ – after all, votes casted for those who eventually lost the election had been of no value – in the system of proportional representation every vote counted.

To maximise their following, the SDAP used at least two strategies. Neither of these strategies was entirely new, but the introduction of proportional representation forced the SDAP to explicitly contemplate its electoral operations. First of all, the party tried to win over confessional workers for the SDAP. As a result, the Catholic south of the Nether-

63 Kramer, *De ›rituele census‹ van 1925*, pp. 218–229.

64 Gert van Klinken, *Actieve burgers. Nederlanders en hun politieke partijen 1870–1918*, Amsterdam 2003, p. 428.

65 The party was willing to do so, hoping that the realisation of this key issue would leave the confessional parties without a mobilising issue that would appeal to the confessional voters. *Ibid.*, p. 411.

lands, which for long had been the exclusive domain of politicians of the Catholic Party – who had been often elected unopposed – was turned into a socialist ›missionary area‹. Much like the religious discourse discussed earlier, the SDAP issued brochures in the southern, Catholic part of the Netherlands that evoked images of Jesus and the Bible and described socialism as a ›lighting sun‹ that brought ›hope to mankind in the dark night of despair‹. The SDAP identified itself with Jesus, who had also fought for ›unity among all people‹ and, like the Social Democrats, had been denounced as ›the enemy of faith and religion‹.⁶⁶ Class discourse played a minor role. Voters were still addressed as workers, but also in religious terms as ›de misdeelden, de verdrukten, de hongerlijders‹ (the underprivileged, the oppressed, the starvelings) for whom Jesus had cared so deeply.⁶⁷ The brochures, however, also explicitly stated that Social Democrats focused on life on earth and not in the hereafter, and cherished the freedom of religion.⁶⁸

Second, the SDAP tried to turn the concept of the working class into a more inclusive notion, which also encompassed non-manual workers, shopkeepers, farmers and small employers. Much like the German electoral discourse studied by Childers, occupational categories were used to stress the fact that the SDAP not only represented the ›traditional‹ working class. In the 1918 campaign the SDAP appealed to the vote of ›arbeiders met hoofd of handen, tot de kleine baasjes, tot de kleinpachters, tot de ambtenaren. Tot allen die moeten leven van hun arbeid [...]. Tot de werkers op kantoren en in de winkels, op het veld, in werkplaats of fabriek.«⁶⁹

In the 1922 campaign the SDAP appealed to the interests of all ›sociaal voelende elementen in ons volk‹ (all social elements among our people) versus ›kleine winzuchtige groepen‹ (small, greedy sections of the population) and described itself as the ›volkspartij bij uitnemendheid‹ (people's party par excellence).⁷⁰ The use of this more inclusive discourse had much to do with the fact that the SDAP now appealed to a *national* audience of voters, rather than a local, district-based constituency. Again, it also reflects the party's attempt to tap into middle class voters through the use of a language that centred on occupational status and ›the people‹ rather than class. In addition, the party also needed an inclusive discourse to appeal to women who had been granted suffrage in 1919.⁷¹

Female suffrage and the socialist language of politics

The influence of the introduction of female suffrage on the socialist language of politics has been underrated. Ulla Jansz has argued that the socialist language of politics in general was a male discourse, even after women were included in the suffrage. Concepts such as ›the people‹, small farmers, shopkeepers, intellectuals and civil servants were and

66 Stemt rood! Verkiezingsorgaan van de SDAP voor de kieskringen 's-Hertogenbosch, Tilburg en Zeeland, No. 4, 1918, IISG, SDAP Archive, Reg. 2185.

67 Ibid.

68 Ibid., No. 1, 1918.

69 Translation: ›White and blue-collar workers, small entrepreneurs, small tenant farmers, and civil servants [...]. office and shop workers, field, workshop and factory workers.« Ibid., No. 4, IISG, SDAP Archive, Reg. 2185. Ellipsis mine.

70 Verkiezingsmanifest der SDAP, in: Het Volk, 3.6.1922; Speech by Troelstra: De betekenis van den komenden strijd, 1922, IISG, Troelstra Archive, Reg. 868; De strijd van 5 juli. Verkiezingsblad van de Gewestelijke Federaties Groningen en Drente der SDAP, 1922, IISG, SDAP-Groningen Archive, Reg. 114; *Pieter Jelles Troelstra*, De verkiezingen van 1922, Amsterdam 1922, p. 8.

71 Speech by Troelstra, report in the Middelburgsche Courant, d.d. 18 april 1922, IISG, Troelstra Archive, Reg. 868.

remained to be male categories.⁷² As far as the language of politics of the early years of the SDAP is concerned, Jansz is right. In the early years of the twentieth century women figured in the socialist language of politics chiefly as the wives of labourers, who were assigned the task to support their husbands in their fight against capitalism, instead of ›pestering them‹ for their socialist sympathies.⁷³ In order to keep women away from the bourgeois feminist movement that pitted women against men, they were reminded of the fact that they were the »natuurlijke bondgenooten« (natural allies) of their »mannelijke klasse-genooten« (male class-members).⁷⁴ The political fight against capitalism, nonetheless, was an almost exclusively male cause.

The introduction of female suffrage forced parties to reconsider their approach of women. Although the electoral language shows that the SDAP wholeheartedly tried to include women in their constituency, the discourses directed at them reveal that they were not treated on the same par as men. In brochures aimed at women the SDAP started to denounce capitalism through the use of language that evoked the male oppression of women.⁷⁵ Men were referred to as »de meesters« (masters) who limited the freedom of women and capitalism was described as »haar opperste meester« (her supreme master):

»Gelukkige moeders, blijde kinderen, had het kapitalisme ook niet nodig. Het had alleen vrouwen nodig, die kinderen kregen en die zoo verzorgden, dat ze later geschikt werden voor arbeid in dienst van het kapitaal.«⁷⁶

In a brochure aimed at women, Schaper pitted women against male law-makers in order to argue that a woman »zich niet mag onttrekken aan den strijd« (cannot refuse battle).⁷⁷

Moreover, much like the language of politics that had been used by late nineteenth century Social Democrats to awaken the (male) working class, the SDAP expressed its attempts to win over female voters for the party through discourses of duty and education. The party feared that women would still shy away from politics. According to Schaper, if women read a newspaper at all, they tended to ignore the political coverage and only read serialised stories.⁷⁸ This indifference to politics would turn them into putty in the hands of shrewd politicians. The SDAP therefore started to denounce female non-involvement in politics as despondent and selfish behaviour: »you are a nobody, if you do not vote.«⁷⁹ Women were reminded of their »duty« to get involved and to encourage their husbands

72 Ulla Jansz, De vernieuwing in de SDAP en het vrouwenvraagstuk. Humanisme, socialisme en democratie in het interbellum, in: Peter Derkx (ed.), Voor menselijkheid of tegen godsdienst? Humanisme in Nederland, 1850–1960, Hilversum 1998, pp. 116–131, there: p. 120; see also: Childers who argues that women were expected to identify themselves in terms of their husbands' profession: Childers, *The Social Language*, p. 340.

73 Schaper, *De sociaaldemokratie*. See also: Suze Groeneweg, Welk belang heeft de arbeidersvrouw bij het werken der SDAP?, Rotterdam 1906, p. 13. Within the German social democratic movement women were also expected not to obstruct their husbands' activities. Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit*, p. 483.

74 Henriette Roland Holst-van der Schalk, Een woord aan de vrouwen der arbeidende klasse naar aanleiding der nat. tentoonstelling van vrouwen-arbeid, Amsterdam 1898, p. 16.

75 Mathilde Wibaut-Berdenis van Berlekom, De gouden boot. Een woord aan de vrouwen, Amsterdam 1922.

76 Translation: »Capitalism did not need happy mothers, happy children. It only needed women who conceived and raised children in such a way that they were fit for labour in service of capitalism.«, *ibid.*

77 Schaper, *De vrouw in den strijd*.

78 *Ibid.*

79 Aan de vrouwen der arbeidersklasse!, 1918, IISG, SDAP-Amsterdam Archive, Reg. 328. For a similar treatment of women voters in Germany see: Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit*, p. 734.

to fulfil their »duty« as members of the working class as well. It was »women's duty« to care for the »less privileged« and their »duty before God« to take matters into their own hands – and not to leave politics to men.⁸⁰ When the turnout of the women's vote turned out to be disappointing, the SDAP described the behaviour of female voters as »wrong« and argued that in the future they should be better »informed how to vote«.⁸¹

Another prominent feature of the language directed at women was a focus on immaterial issues. Although material issues were not the exclusive domain of men – women were, after all, as housewives and mothers also confronted with the tough material conditions of the working class – they did not dominate the propaganda that was aimed at women.⁸² Disarmament did. Already in the 1918 electoral campaign, when the introduction of female suffrage was just a matter of time, pamphlets aimed at women started with a description of the horrors of war in which the »sons of mothers« had fallen victim to »capitalistic Murder«.⁸³ According to Adriaan Gerhard, one of the founders of the SDAP and a Member of Parliament from 1913 until 1931, women, »because of their femininity, would be more ruthless, more severe« enemies of militarism, referring to the harm war had done to family life, when women had lost their husbands, and mothers their sons. The fact that women had been granted suffrage was therefore described as the »biggest blow to militarism«.⁸⁴ Moreover, together with capitalism, militarism was framed as the enemy of female, immaterial issues such as »motherhood care«.⁸⁵ Casting their vote, women had to choose between either the destructive powers of war, or youth, child and motherhood care.⁸⁶ The focus on Dutch disarmament found resonance among socialist women: the women's association within the party remained fiercely antimilitaristic, even when the party itself changed its stance in the 1930s in response to the growing threat of National Socialism.

All in all, this language of politics suggests that the SDAP abided by a traditional role pattern that assigned women specific tasks and a particular position in society that was based on their gender.⁸⁷ This, nonetheless, does not alter the fact that the introduction of female suffrage had a profound impact on the socialist language of politics. The fact that women were now included in the franchise was also mirrored in the internal discussions of the 1920s and 1930s about the reformulation of socialism in terms of »community« and »the people« rather than class and in the party's attention for moral issues besides its economic agenda.

80 Pamphlet, Verkiezingen voor de Tweede Kamer der Staten-Generaal. Aan de vrouwen, 1922, IISG, SDAP-Groningen Archive, Reg. 114; *Asser Benjamin Kleerekoper*, Aan de vrouwen, 1922, IISG, SDAP-Groningen Archive, Reg. 114.

81 Report of the Election Campaign of 1922, Termunten, 11.1922, IISG, SDAP Archive, Reg. 2198a.

82 Speech by Adriaan Gerhard: Onze eerste verkiezingsvergadering, in: *Het Volk*, 22.5.1922. The importance of immaterial issues for the post-1918 SDAP has been acknowledged by Peter Jan Knegtmans, but he does not relate this focus on non-economical, moral issues to the introduction of female suffrage. *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, p. 32.

83 Aan de vrouwen der arbeidersklasse!, 1918, IISG, SDAP-Amsterdam Archive, Reg. 328.

84 Speech by Adriaan Gerhard: Onze eerste verkiezingsvergadering, in: *Het Volk*, 22.5.1922.

85 Ibid.

86 Ibid.; see also: *Wibaut-Berdenis van Berlekom*, De gouden boot; *Kleerekoper*, Aan de vrouwen, 1922, IISG, SDAP-Groningen Archive, Reg. 114; Pamphlet, Voor moeder de vrouw, 1922, IISG, SDAP-Groningen Archive, Reg. 114.

87 *Agneta Fischer/Katja van Vliet*, Geslachtsverschillen. Idealen en ideologieën, in: *Jaap van Ginneken/Jeroen Jansz* (eds.), *Psychologische praktijken. Een twintigste-eeuwse geschiedenis*, Amsterdam 1986, pp. 116–155, there: pp. 119–121; *Dennis Bos*, De echte mannen van het socialisme, in: *Groniek* 158/159, 2002, pp. 119–130.

Democratic socialism: The socialist language of politics in the 1930s

The first election results after the introduction of general suffrage and proportional representation were disappointing. Not the SDAP, but the RKSP emerged as the biggest force in parliament. The party also suffered from a failed attempt at a revolution by party leader Troelstra. In November 1918, during a parliamentary session just days after the German emperor had sought refuge in the Netherlands, Troelstra called for a revolution. Soon, however, he had to acknowledge the fact that he had overestimated revolutionary sentiment in the Netherlands. Troelstra's ›mistake‹ was a big blow for the SDAP. When in the 1920s the party tried to convince the RKSP to form a coalition government, the Catholics refused to cooperate with a party that found it hard to renounce its revolutionary aims.

The Troelstra debacle and the party's failure to expand its electorate resulted in an internal debate about a new interpretation of socialism. In the 1920s party ideologists such as the religious socialist Willem Banning and Koos Vorrink, leader of the party's youth movement ›Arbeiders Jeugd Centrale‹, opened the debate on the ultimate goal of socialism: the realisation of a new society. Although both acknowledged the need to overcome class differences, Marxist ideas were not at the heart of their political ideal. Instead, they advocated the construction of a new ›mentality‹ based on socialist norms and values. It took until the 1930s before their value-centred approach would strike a sympathetic cord within the party at large.⁸⁸ The disappointing result of the 1933 elections, which saw the party lose two seats, catalysed a debate about the party's course.⁸⁹ By then, also members of the board of the SDAP started to argue for a focus on the ›moral nature‹ of socialism, as opposed to the ›revolutionary romanticism‹ which had dominated socialist discourse before, in order to appeal to female and middle class voters like clerks, intellectuals and shopkeepers.⁹⁰ Other party officials also acknowledged the need to revitalise socialism by both adding immaterial ideals to the socialist agenda and stressing the differences between socialism and communism. These discussions about the interpretation of socialism resulted in the use in socialist discourse of inclusive concepts like ›volksgemeenschap‹ (people's community) instead of ›de arbeidersklasse‹ (the working class).⁹¹ In the 1930s, the brochures no longer exclusively addressed ›de arbeidersklasse‹ or equivalent phrases, but also spoke ›aan het Nederlandsche volk‹ (to the people of the Netherlands).⁹² Moreover, socialist language was enriched with a new, more inclusive key concept: ›democratisch socialisme‹.⁹³ In 1936, a major (non-socialist) Dutch newspaper called it the ›newest buzzword‹ in politics.⁹⁴ In the new Political Manifesto, adopted by the party in 1937, the concept was defined as ›a society characterised by collective ownership of the means of production and collective management of industries in which religious and political freedom is guaranteed‹.⁹⁵ By adding the adjective ›democratic‹ the SDAP wanted to reassure voters that its socialist agenda was to be carried out within the framework of a parliamentary democracy. Moreover, since the concept of socialism had been hijacked by various non-democratic political movements, adding the adjective dem-

88 *Cohen*, *Om de vernieuwing van het socialisme*, pp. 224f.

89 *Tromp*, *Het sociaal-democratisch programma*, p. 155.

90 *Knegtmans*, *De jaren 1919–1946*, pp. 62–117, there: pp. 94–97.

91 See for instance: *Democratie*, in: *Het Volk*, 14.12.1933, evening paper (e).

92 Pamphlet, *Aan het Nederlandsche volk!*, 1933, Historical Documentation Center for Dutch Protestantism, ARP Archive (052), Reg. 30.

93 *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, pp. 89–91.

94 *Democratisch socialisme*, in: *Leeuwarder nieuwsblad*, 27.8.1936, which refers to the ›Algemeen Handelsblad‹ which had called democratic socialism the ›newest buzzword‹.

95 Political manifesto of the SDAP, 1937, see: URL: <<http://pubnpp.eldoc.ub.rug.nl/root/beginselprogramma/sdap1937/>> [7.2.2013].

ocratic was necessary to distinguish the party's socialism from communism and National Socialism.

The concept of democratic socialism had popped up for the first time in the early twentieth century in intellectual debates among Dutch Socialists where it was used as an alternative for state socialism. The latter referred to a situation in which the state controlled production, while under *democratic* socialism not the state, but the »gemeenschap« (community) of labourers itself, for instance through their trade union organisations, would be in charge of the companies.⁹⁶ After the First World War the Second International adopted the concept to refer to her battle against »the slavery of capitalism on the one side, and the tyrannical dictatorship of bolshevism on the other side«.⁹⁷ The concept, however, only rose to prominence in the 1930s when socialist newspaper »Het Volk« started to use it to clearly demarcate the (*democratic*) socialism of the SDAP from the so-called socialism of the Communist Party and the Nazis.⁹⁸ In the mid-1930s the party presented a Labour Plan (»Plan van de Arbeid«) as one of the steppingstones towards achieving a democratic socialist society. The plan offered a socio-economic agenda in response to the economic crisis of the 1930s and was used in political propaganda in order to appeal to non-working class voters who also suffered badly from the crisis.⁹⁹ Using techniques borrowed from advertising and insights derived from mass psychology, the SDAP tried to »sell« the plan to the public.¹⁰⁰ With a minimum of socialist rhetoric the plan was presented as a practical solution to the difficulties of the time.¹⁰¹

In socialist discourse democratic socialism, however, was not chiefly clarified in economic terms; the resonance of the concept was much broader. »Democratic socialism«, according to Vorrink, was a »shining ideal« that called for »equal rights« for all members of the »people's community«.¹⁰² Vorrink referred to the French socialist leader Jean Jaurès who had defined socialism as the »social realization of moral value«, in this case: democracy. Vorrink also linked other values to it, such as respect and freedom.¹⁰³ Although for much of the 1930s the concept's use remained limited to ideological discourse – democratic socialism for instance did not appear in the election programme of 1937 – its connotations were clearly evident in the party's electoral language of politics, particularly through the use of the discourse of community and the framing of the SDAP as the main guardian of democracy.

The latter approach was potentially very powerful in a time of crisis. Since democracy was obviously under threat in the 1930s, the party could hope to attract the vote of those who feared that democracy might not prevail. The SDAP portrayed itself as the protector of the Dutch against »foreign« threats of communism and National Socialism, hoping that this would also help to convince voters that the party had abandoned its revolutionary Marxist legacy. Moreover, supporters of democracy were reminded of the fact that

96 Daan van der Zee, Het gevaar van staatsocialisme, in: De Beweging 5, 1909, pp. 79–84.

97 De Tweede Internationale, in: Leidsch Dagblad, 8.11.1920.

98 Steeds verder, in: Het Volk, 20.2.1931, (e); R. Kuijper, Istrati en Marion over Sovjet-Rusland, in: Het Volk, 12.6.1931, morning paper (m). See also: Rede van den leider der SDAP te Groningen, in: Nieuwsblad van het Noorden, 25.1.1934.

99 Ruud Abma, Het Plan van de Arbeid en de SDAP, in: BMGN 92, 1977, pp. 37–68, there: p. 54.

100 Rulof, Hoe het Plan van de Arbeid te verkopen?, pp. 84–104; see also: Rulof, Selling Social Democracy in the Netherlands, pp. 475–497.

101 Abma, Het Plan van de Arbeid en de SDAP, p. 66.

102 De manifestatie op het Arsenaalplein, in: Het Volk, 31.7.1933, (e); Na honderd jaar, in: Het Volk, 19.7.1932, (m).

103 Ibid. The concept was also used by the Belgian social democrats Herman de Man and Emile Vandervelde: Woodbrookersdagen te Bentveld, in: Het Volk, 24.1.1933, (e); Staatskapitalisme is dictatuur, in: Het Volk, 24.4.1933, (e). See also Knegtmans, Socialisme en democratie, p. 99.

democracy presupposed the notion of solidarity and therefore could only be achieved in a socialist society.¹⁰⁴ Parliamentary democracy, however, was not uncontested in the Netherlands. Prime Minister Hendrikus Colijn had flirted with fascism in the 1920s and successfully presented himself as a powerful leader in the 1930s.¹⁰⁵ Moreover, democratic socialism was only one of several interpretations of democracy that were put forward by Dutch political movements in the 1930s.¹⁰⁶

Another prominent feature of the socialist language of politics, particularly in the 1937 elections, was its inclusive nature. Inspired by the campaign for the »Plan van de Arbeid«, socialist propaganda was tailored to the background and interests of different groups of voters.¹⁰⁷ The party issued brochures that were specifically aimed at the unemployed, young people, intellectuals, shopkeepers, entrepreneurs, small farmers, tenant farmers, market gardeners, teachers and mothers.¹⁰⁸ In order to unite these disparate groups as members of its constituency, the SDAP used concepts such as »ons volksgeheel« (the whole of the people) and »onze volksgemeenschap, in haar rijke schakering van groepen« (our people's community with its rich variety of groups).¹⁰⁹ The 1937 Election Manifesto opened with the claim that the SDAP would defend democracy against the threat of fascism and communism:

»[V]rijheid van geweten is van ouds een der belangrijkste kenmerken van de Nederlandse volksgemeenschap. Het sterk bewogen en verscheiden geestesleven van ons volk op godsdienstig en staatkundig gebied is slechts denkbaar in een atmosfeer van verdraagzaamheid en eerbied voor de medemens.«¹¹⁰

The focus on notions such as »the people« and the emphasis put on tolerance evoked an image of the SDAP as a party that no longer focused on division in terms of working class versus bourgeoisie, but instead breathed unity. Election brochures were illustrated with pictures that represented the socialist community as a coming together of workers, the middle class and women. The party even claimed to defend »het algemeen belang« (the public interest) – a term which used to be associated with liberal political discourse.¹¹¹ This trajectory of the Dutch Social Democrats to a certain extent corresponds with the history of the SPD in Germany. Albeit much earlier than their Dutch counterpart, the SPD, too, had »made important steps towards becoming a catch-all party (*Volkspartei*)«.¹¹²

104 Het roer moet om, 1937, IISG, SDAP Archive, Reg. 2221; *Vrije mensen in een vrij land*, 1937, IISG, SDAP, Reg. 2221.

105 *Herman Langeveld*, *Schipper naast God*. Hendrikus Colijn, 1933–1944, Amsterdam 2004.

106 A corporatist alternative was particularly well received among Dutch Catholics; *Stefan Couperus*, *Fixing Democracy? Political Representation and the Crisis of Democracy in Inter-war Europe and the Netherlands*, in: *Joris Gijsenbergh/Saskia Hollander/Tim Houwen* et al. (eds.), *Creative Crises of Democracy*, Bruxeles/Bern etc. 2012, pp. 269–290.

107 *Rulof*, *Hoe het Plan van de Arbeid te verkopen?*, pp. 92, 93 and 100.

108 Colijn verdedigt zich ... maar hoe?, 1937, IISG, SDAP Archive, Reg. 2221; see also: *Waarom?*, [1937], National Archive (NA), Drees Archive, Reg. 287.

109 *Het roer moet om*, 1937, IISG, SDAP Archive, Reg. 2221; see also: *Vrije mensen in een vrij land*, 1937, IISG, SDAP Archive, Reg. 2221; see also: *Verkiezingsprogramma 1937*, NA, Drees Archive, Reg. 287; *Rulof*, *Hoe het Plan van de Arbeid te verkopen?*, p. 101.

110 Translation: »[F]reedom of conscience is traditionally one of the most important characteristics of the Dutch people's community. The very dynamic and diverse cultural life of our people on the field of religion and the state is only conceivable in an atmosphere of tolerance and respect for our fellow man.« *Verkiezingsprogramma 1937*, NA, Drees Archive, Reg. 287.

111 *Het roer moet om*, 1937, IISG, SDAP Archive, Reg. 2221.

112 *Stefan Berger*, *Social Democracy and the Working Class in Nineteenth and Twentieth Century Germany*, Harlow 2000, pp. 117 and 119.

In the 1930s, the SDAP also still aimed to attract confessional voters. With a focus on moral issues and (social) justice Banning and others hoped to convince them to join the ranks of the party. This approach was, however, hardly uncontested within the party. Some feared that the use of a quasi-religious or progressive-humanistic language would estrange members of religious groups from the SDAP.¹¹³ Moreover, the use of religious discourse clashed with the party's efforts to appeal to middle class voters through its economic agenda. In the 1937 campaign, the SDAP therefore stressed its nature as a »political party« that did not want to interfere with the »religious and philosophical issues« of its supporters, hoping that this could also convince confessional voters to give their vote to the SDAP.¹¹⁴

The debate about the party's strategy to gain the support of confessional voters continued in the late 1930s. In line with the new manifesto of 1937, in which socialism was presented as a »political doctrine« and not as a *Weltanschauung*¹¹⁵, party leader Johan Willem Albarda resisted the tendency to adopt a religious-socialist discourse. Instead of resorting to language in order to present the SDAP as a party for both non-religious and religious voters, Albarda fought for the inclusion of the SDAP in a coalition government. Only then, he argued, the SDAP could truly show the voters that it was able to defend the interests of the entire people of the Netherlands. In September 1939 two socialist ministers – Albarda was one of them – were sworn into office, but the debate about the revitalisation of socialism and the party's relationship towards confessional voters was far from over yet.¹¹⁶

V. THE »PARTIJ VAN DE ARBEID« AND THE IMMEDIATE POSTWAR SOCIALIST LANGUAGE OF POLITICS

A new political party

In the early months of the German occupation of the Netherlands, Reich Commissioner Arthur Seyss-Inquart tried to Nazify the SDAP, but failed to do so, because the party leadership had instructed party members to give up their membership.¹¹⁷ Many prominent social democrats were subsequently held hostage by the Germans in internment camps in Germany and the Netherlands where they were accompanied by intellectuals and politicians from other political movements. During their imprisonment, they started to discuss the postwar political order. One of the key issues was the perceived need to overcome the prewar »hokjesgeest«: the division of society along ideological and religious lines – the term pillarisation was not yet commonly used. Eventually this resulted in the foundation of the Dutch People's Movement (»Nederlandse Volksbeweging«, NVB) immediately after the liberation of the Netherlands.¹¹⁸ The NVB aimed to cut across party lines and end the antithesis between confessional and non-confessional parties that had dominated prewar Dutch politics. The movement, in which some prominent Social Democrats were involved, promoted the formation of a broad-based progressive political party that should replace the SDAP and also include progressive Protestants and Catholics. In the end, after the NVB

113 *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, pp. 90, 182 and 192.

114 *Vrije mensen in een vrij land*, 1937, IISG, SDAP Archive, Reg. 2221.

115 *Tromp*, *Het sociaal-democratisch programma*, pp. 184, 193 and 345.

116 *Knegtmans*, *Socialisme en democratie*, pp. 232 and 255.

117 *Tromp*, *Het sociaal-democratisch programma*, p. 189.

118 *Madelon de Keizer*, *De gijzelaars van St. Michielsgestel. Een eliteberaad in oorlogstijd*, Alphen aan den Rijn 1979; *Jan Th. M. Bank*, *Opkomst en ondergang van de Nederlandse Volksbeweging (NVB)*, Deventer 1978.

had failed to get the RKSP on board because it refused to accept the new party's socialist ideology, the SDAP agreed to merge with the progressive liberal »Vrijzinnig Democratische Bond« and the Christian-Democratic Union to form the »Partij van de Arbeid«. ¹¹⁹

Despite the failure to win over the Catholics, the PvdA continued trying to realise the so-called »doorbraak« by luring progressive confessional voters away from the confessional political parties. ¹²⁰ Much like the disappointment that had followed the first elections under general suffrage, the results of the first postwar elections turned out to be a bitter pill to swallow. Again the RKSP, which had changed its name into Catholic People's Party (»Katholieke Volkspartij«, KVP), emerged as the biggest force in parliament. The PvdA, however, could find some consolation in the fact that it was now generally accepted as a trustworthy coalition partner. The KVP even allowed the PvdA to supply the Prime Minister. Social Democratic party leader Willem Drees gained great popularity as the sober leader of four coalition cabinets in the years 1948–1958. In this respect, the Second World War and the subsequent foundation of the PvdA definitely formed a turning point in the history of Dutch social democracy. In other respects the PvdA appeared to be a postwar manifestation of the SDAP. After all, the SDAP had also tried to win over confessional voters. Moreover, the main ideologists of the PvdA were the same as those who had been responsible for rebranding the SDAP in the 1930s: Willem Banning and Koos Vorrink, the first party chairman of the PvdA. This section will discuss the electoral language used by the PvdA in the 1946 and 1948 general elections and will explore the similarities and differences with the language used by the prewar SDAP.

Breaking with the past?

In the postwar propaganda of the PvdA, the Second World War was framed as a major break with the past. The defeat of National Socialism was characterised as a defeat of capitalism: the occupation had laid bare the degrading nature of the capitalist system. In addition, the work of the resistance movement had clearly shown that the antithesis between confessional and secular political parties had run out of date; people of different denominations had worked together to fight the enemy: ¹²¹ »in dat gemeenschappelijk strijden en lijden en sterven hebben zij geleerd buiten de confessioneel-politieke scheidslijnen te treden«. ¹²² »Radicale hervorming in socialistische geest« (radical reform in a socialist spirit) was framed as the opposite of the prewar »bitter en diep teleurstellende« years of »kapitalistische chaos«. ¹²³ »Democratisch socialisme« (democratic socialism)

119 *Hendrik Marinus Ruitenbeek*, *Het ontstaan van de Partij van de Arbeid*, Amsterdam 1955.

120 Mellink shows that the »doorbraakgedachte« – the effort to separate religion and politics – despite the disappointing election results, formed the rudiment of social democratic political strategy up until the 1970s. *Bram Mellink*, *Tweedracht maakt macht. De PvdA, de doorbraak en de ontluikende polarisatiestrategie (1946–1966)*, in: *BMGN* 126, 2011, pp. 30–53, there: p. 33.

121 *Johan H. Scheps*, *Doorbraak*. Verkiezingsuitgave no. 1, [1948], NA, Drees Archive, Reg. 352; *Gijs*, *Een Christen-Arbeider spreekt tot christelijke arbeiders*, in: *idem*. See also: Radio broadcast, Corry Tendeloo, *Voor de vrouw. Vrouwen spreken mee*, 15.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766; *Marinus A. Reinalda*, *Waarheid en waardigheid, ook in de verkiezingsactie*, 11.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766.

122 Translation: »Their common fighting, suffering and dying has taught them to look beyond confessional-political demarcations.« *Aan het Nederlandse volk!*, 1946, Catholic Documentation Centre (KDC), KVP Archive (266), Reg. 1493.

123 Translation: »dreadful and extremely disappointing (years of) capitalist chaos«. Radio broadcast A. J. Otte-Arnolli, »Voor de huisvrouw«, 15.5.1946. IISG, PvdA Archive, Reg. 1766; *Boeren en tuinders van Nederland*, 1946, KDC, Ruygers Archive, Reg. 92; see also: *Aan den Nederlandschen middenstand*, 1946, KDC, Ruygers Archive, Reg. 92.

would help to bring about a »nieuw begin« (new beginning) and was therefore often framed as the opposite of »dictatuur« (dictatorship).¹²⁴ The concept was more widely used in political propaganda than before the war. Social Democrats were convinced that, compared to the prewar socialism of the SDAP, which had had an »uitgesproken arbeiderskarakter« (explicit disposition towards the working class), democratic socialism was a broader concept with a wider appeal.¹²⁵

By identifying itself with postwar change and renewal, the PvdA framed the elections as a choice between a better future or the return to the horrors of recent history. Voters were warned that, while the PvdA looked ahead, supporting other parties would amount to the return of the prewar situation of crisis, unemployment and instability.¹²⁶ Conservative politics would take the Netherlands back to »April 1940«, to a situation of »egoïsme, klein partij-gedoe, enghartig conservatisme en benepen winstbejag«.¹²⁷ According to the first postwar Prime Minister Willem Schermerhorn – one of the founding fathers of the PvdA – time was running out: the next five years were decisive in bringing about a »betere maatschappij« (better society) – and socialism offered the only road to a new and better world.¹²⁸ The call for renewal seemed to be consistent with the nature of the PvdA as a *new* political party. Despite the obvious similarities with the prewar SDAP, like the adoption of socialist symbols, the PvdA claimed to embody the dawn of a new era, symbolised by the repeated use in political images of a sunrise at the horizon.¹²⁹

Framing the political system as in urgent need of fundamental reform is a recurring discourse in Dutch politics. The American historian James C. Kennedy has referred to it as the »metanarrative of obsolescence« and pointed at its dominance in Dutch debates about political reform since the Second World War.¹³⁰ The metanarrative of obsolescence went hand in hand with a tendency to discuss political reality in passive terms.¹³¹ In the campaigns of 1946 and 1948 the PvdA for instance argued that »het politieke leven« (political life) needed to be adjusted to the »noodzakelijke vorm van deze tijd« (necessary shape of this era).¹³² The social revolution »klopt aan de deur van onze tijd« (was knocking at the door of our time)¹³³ and the »tijd« therefore asked for a different approach

124 M. A. *Reinalda*, *Waarheid en waardigheid*, ook in de verkiezingsactie, 11.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766; *Irene Vorrink*, *Voor de Vrouw. Voor 't eerst ter stembus*, 6.11.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766; *Vrouwen!*, [1946], IISG, PvdA Archive, Reg. 2087; *Stalin betaalt naar verdienste* [1946], NA, Drees Archive, Reg. 350.

125 *Stand van zaken. Documentatiemateriaal voor sprekers*, No. 1, 3.4.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1720.

126 Radio broadcast, A. J. Otte-Arnolli, *Voor de huisvrouw*, 15.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766; Radio broadcast, *Irene Vorrink*, *Voor de Vrouw. Voor 't eerst ter stembus*, 6.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766; A. J. Otte-Arnolli, *Voor de huisvrouw. Wat verwacht de huisvrouw van de overheid?*, 26.4.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766.

127 Radio broadcast by Geert Ruygers, *Partij van de Arbeid*, 1946, KDC, Ruygers Archive, Reg. 95; Translation: »egoism, petty politics, narrow-minded conservatism and profit seeking«. Brochure, »De spanne tijds, die ons is toegemeten om de wereld te redden van chaos en ongelooft, lijkt mij vrij kort, [...] vijf jaren«. Een boodschap van Prof. W. Schermerhorn, Minister-President, [1946], KDC, Ruygers Archive, Reg. 92.

128 *Ibid.*

129 Pamphlet, *Kiest een nieuwe koers*, KDC, KVP Archive, Reg. 1494; Pamphlet, *Wij boeren kunnen erover meepraten*, IISG, PvdA Archive, Reg. 2087.

130 *James C. Kennedy*, *Nieuw Babylon in aanbouw. Nederland in de jaren zestig*, Amsterdam/Meppel 1995, pp. 27f.

131 *James C. Kennedy*, *Crisis en vernieuwing*, in: *Raad voor het openbaar bestuur* (ed.), *Verslag van de eerste Rob-lezing*, Den Haag 2003, pp. 11–27, there: p. 17.

132 *Scheps*, *Doorbraak*.

133 *Zaandam, Noordwijk, Voorburg, Hilversum*, 11.5.1946, KDC, Ruygers Archive, Reg. 93.

to politics.¹³⁴ Kennedy argues that such »rhetoric of political reform« was very powerful, because it was hard to resist and refute.¹³⁵ It was, after all, not very attractive to characterise oneself as an old-fashioned, stubborn voter who did not want to acknowledge that times were changing. By connecting the necessity of political renewal to the »vision of a new Holland« for which the resistance movement had fought, the PvdA even claimed the moral high ground: »Het visioen van het nieuwe Nederland [...] zij voor ieder een dure verplichting.«¹³⁶

A people's party?

Framing the war as a major break, with democratic socialism offering the only way towards a better future, remained very powerful up until the 1950s.¹³⁷ It was used to convince voters who had been known as staunch enemies of socialism that the PvdA nonetheless served their interests best. Farmers and shopkeepers, traditionally not very fond of the Social Democrats' etatism, were told that a planned economy would help to create a society characterised by social justice, freedom, peace and prosperity. The prewar negligent state and its politics of »total freedom« had left them to fend for themselves. After the war, however, the famous Social Democratic Minister for Agriculture Sicco Mansholt, for instance, soon had managed to revitalise farming through a policy of »efficiency.«¹³⁸

The effort to include farmers and shopkeepers was part of the continuing mission of the Social Democrats to stretch the boundaries of their constituency beyond that of the working class. The PvdA continued along the lines of the SDAP with its self-description as a »people's party« as opposed to other parties that represented »sectional interests.«¹³⁹ Through this discourse of unity the PvdA tapped into nationalist sentiments which were of course widespread in the immediate postwar years. Adverts claimed that the PvdA acted »in dienst van het gehele volk« (at the service of the whole of the people).¹⁴⁰ In the 1946 campaign, the PvdA also used the inclusive concept of »de kleine man« (the common man) to define its own constituency.¹⁴¹ The concept was again used to broaden the party's appeal outside the (industrial) working class and to struck a sympathetic cord among workers, farmers and small shop owners, in short the »arbeidende massa's« (working masses).¹⁴²

134 *Scheps*, Doorbraak.

135 *Kennedy*, Crisis en vernieuwing, p. 18.

136 Translation: »let the vision of new Holland be a bounden duty for us all«. De Partij van de Arbeid richt zich tot het gehele Nederlandse volk met de volgende oproep, [1946], NA, Drees Archive, Reg. 350. Ellipsis mine.

137 Vrouwen weet gij nog wat de crisis van 1930 tot 1940 betekende?, 1948, NA, VVD Archive (2.19.022), Reg. 7; Nationale figuur vraagt uw vertrouwen, 1952, KDC, Cals Archive, Reg. 78.

138 Pamphlet, Wij boeren kunnen erover meepraten, [1948], IISG, PvdA Archive, Reg. 2087; Pamphlet, Middenstanders, [1948], *ibid.*

139 Brochure, Ontnuchterende en nuchtere feiten! Een verzameling feitenmateriaal uit het Nederlandse politieke leven; van groot belang voor allen, die op 7 Juli 1948 moeten kiezen in welke geest ons land de volgende vier jaren zal worden geregeerd!, Partij van de Arbeid, [1948], KDC, KVP Archive, Reg. 1494.

140 List of adverts, [1946], IISG, PvdA Archive, Reg. 2087.

141 »Het grote goed [...] onze grond«, in: De Katholiek in de Partij van de Arbeid, KDC, Ruygers Archive, Reg. 92.

142 Radio broadcast by Geert Ruygers, Partij van de Arbeid, 1946, KDC, Ruygers Archive, Reg. 95.

Illustrations I–IV



Appealing to different categories of voters: in the 1946 the PvdA issued posters aimed at different groups of voters, among others, shopkeepers, intellectuals, farmers and women. The caption at the top of the poster reads: »Labour, the source of all affluence«, followed by »Partij van de Arbeid, at the service of the whole of the people« at the bottom. Poster, 79.5 x 53.5 cm. Design: Studio Uschi Torens. Source: International Institute of Social History (IISH), Amsterdam.

Much like the 1937 campaign, different groups of voters were targeted with tailor-made brochures. The brochure directed at farmers for instance lacked any reference to socialism, because of their assumed natural aversion for it.¹⁴³ In general, occupational status was still the dominant way through which social democrats thought they could appeal to voters who would not identify themselves as working class. In socialist propaganda even the notion of »stand« (estate) popped up in an effort to tap into the pride of Dutch farmers,

143 Boeren en tuinders van Nederland, [1946], KDC, Ruygers Archive, Reg. 92.

farm workers and market gardeners who were referred to as an »onmisbaar deel van het geheel, als een onvervangbaar bestanddeel van de Nederlandse volksgemeenschap«. ¹⁴⁴ References to occupational status were part of the PvdA's effort to make clear that the nature of their jobs turned these voters into the natural allies of the Social Democrats. After all, the PvdA was fighting on behalf of labour in its fight against capitalism. Farmers and market gardeners were referred to as »U, die dagelijks met de arbeid van Uw hoofd en handen de kost moet verdienen« while the »hard ploeterende en zwoegende Middenstander« was told that »Gij behoort bij ons!«. ¹⁴⁵

The appeal to confessional voters was also in line with the approach already advocated by Albarda in the late 1930s. Compared to the propaganda of the early interwar years, the postwar brochures contained far less religious rhetoric. Instead, politics was framed as a »practical« domain, where »social« issues were discussed. Discussions about religious principles were relegated to the domain of the church. ¹⁴⁶ According to Geert Ruygers, a Catholic who had joined the ranks of the PvdA and was elected vice chairman in 1946, socialism »no longer aimed to replace the Church« and instead focused on the solution of social problems. ¹⁴⁷ Where Marxism had been irreconcilable with Christianity, the PvdA's postwar socialism therefore was not. ¹⁴⁸ In order to win over the Catholics, the propaganda of the PvdA for instance focused on the »socialist« ideas of prominent Catholics. Ruygers implicitly compared himself and other Catholics within the PvdA with the late nineteenth century prominent Catholic politician Herman Schaepman whose progressive political views had contrasted sharply with the conservative Catholic elite. ¹⁴⁹ Moreover, the PvdA shied away from an outright confrontation with its main competitor, the KVP. ¹⁵⁰

Finally, also women were approached as a distinct group of voters. Much like prewar political discourse they were treated as politically ignorant creatures who often failed to acknowledge the importance of politics. Election brochures aimed at women were full of rather demeaning set-phrases about the nature of elections – »are you aware of the fact that through your vote you help to decide what our government will be like the next few years?«. ¹⁵¹ In radio broadcasts, the PvdA argued that women often only cared about »their own difficulties« and, as a result, had a wrong perception of the political issues at hand and the difficulties involved in governing the country. ¹⁵² If only women would pay as much attention to politics as to their wardrobe, a female socialist propagandist sighed. ¹⁵³

144 Translation: »indispensable part of the whole, an irreplaceable part of the Dutch people's community«. *Boeren en tuinders van Nederland*, [1946], KDC, Ruygers Archive, Reg. 92. See also: *Aan de landarbeiders van Nederland*, KDC, Ruygers Archive, Reg. 92.

145 Translation: »you, who earns a living by working with your brain and hands«. *Boeren en tuinders van Nederland*, [1946], KDC, Ruygers Archive, Reg. 92. Translation: »hard working shopkeeper«, »you belong to us!«. *Aan den Nederlandschen middenstand*. KDC, Ruygers Archive, Reg. 92.

146 *Stand van zaken*. Documentatiemateriaal voor sprekers, No. 1, 3.4.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1720; see also: Corry Tendeloo, *Voor de vrouw*. *Vrouwen spreken mee*, 15.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766; Radio broadcast, *Vara*, 15.5.1946, KDC, Ruygers Archive, Reg. 95.

147 Radio broadcast, *Vara*, 15.5.1946, KDC, Ruygers Archive, Reg. 95.

148 *Zaandam, Noordwijk, Voorburg, Hilversum*, 11.5.1946, KDC, Ruygers Archive, Reg. 93.

149 Radio broadcast, *Waarom ik als katholiek socialist ben*, [1946], KDC, Ruygers Archive, Reg. 95.

150 After the elections of 1948, the PvdA started to become more hostile towards its main competitor. *Mellink*, *Tweedracht maakt macht*, pp. 30–53 and 40–41.

151 *Vrouwen!*, [1946], IISG, PvdA Archive, Reg. 2087.

152 Radio broadcast, A. J. Otte-Arnolli, *Voor de huisvrouw*, 15.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766; see also: Irene Vorrink, *Voor de Vrouw*. *Voor 't eerst ter stembus*, 6.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766.

153 *Ibid.*

Simultaneously, however, socialist propaganda also framed the years of German occupation in educatory terms as a time when women »had learned to act more independently« which had made them »politiek bewuster« (more politically conscious).¹⁵⁴

When female involvement in politics was discussed, it was still often cloaked in ›motherhood‹ terms. Much like the propaganda that had been aimed at women in the aftermath of the First World War, election brochures reminded them of the horrors of war when they had had to comfort their kids while fighter planes were flying over their homes and their husbands and sons were enslaved by the enemy:

»nog eens zult U misschien aan hun bedjes de wacht moeten houden, terwijl de vliegtuigen ronken boven het dak' [...] 'nog eens uw mannen en zonen als slaven zien wegvoeren«.¹⁵⁵

Another brochure contained a picture of a housewife, with an apron and a broom. In the accompanying text the elections were framed as a »big cleaning day« when everything »petty, old and finished« would be swept away to make room for a »new and reborn Holland«.¹⁵⁶

Illustration V



»Big cleaning day«. This illustration was used in propaganda brochures of the PvdA for the 1946 general elections. The woman with the broom sweeps a couple of upper class figures from the floor. Drawing, 27.5 x 23 cm. By Studio Uschi Torens. Source: IISH, Amsterdam.

154 D. I-R, Bepaalde de Doorbraak zich uitsluitend tot de mannen?, in: Doorbraak. Verkiezingsuitgave no. 1., [1948], NA, Drees Archive, Reg. 352.

155 Translation: »Once again you might have to keep watch at their bedsides while fighter planes are flying over your home. [...] Once again you see your husbands and sons being enslaved.« De Christen-vrouw en de P.v.d.A. Protestants-Christelijke Werkgemeenschap in de Partij van de Arbeid. Vlugschrift nr. 3., KDC, KVP Archive, Reg. 1494. Ellipsis mine.

156 Brochure, Grote schoonmaak. De Katholiek in de Partij van de Arbeid, [1946], KDC, Ruymers Archive, Reg. 92.

In a radio broadcast, Irene Vorrink, daughter of party chairman Koos Vorrink, pointed out that women had to get involved in politics in order to be able to teach their children how to act as »goede leden van onze maatschappij« (good members of our society).¹⁵⁷ Casting their ballot, women could help to ensure their children a »better and happier world« and a »better future«.¹⁵⁸ The Social Democrats, nevertheless, also made it abundantly clear that women were – still – not to play a role on the centre stage of politics. The PvdA was presented as the joint effort of »zonen van één volk« who were to build a »rechtvaardige, nieuwe, socialistische maatschappij op democratische grondslag«.¹⁵⁹ In another pamphlet voters were asked to support »de mannen die ons vaderland leiden naar herstel en vernieuwing«.¹⁶⁰ In fact, in the 1946 election, only one of the 29 social democratic MPs was a woman: the former progressive-liberal politician Corry Tendeloo. In one of the party's radio broadcasts just days before the election, Tendeloo had argued that women had not to be represented by women. She, however, also encouraged women to join the party's women's club where they could get in touch with »their female representatives«.¹⁶¹ The political renewal promised by the PvdA therefore did not entail a new role for women; they were still largely excluded from the (re-)construction of the postwar political order.

VI. CONCLUSION

The metanarrative of pillarisation has hampered our view on elections in the first half of the twentieth century because it has ignored the momentum that the elections brought to efforts to broaden the party's appeal. This paper has not challenged existing views on the stability of Dutch pillarised society, but has argued that from early on, the SDAP transcended its own pillar by using an inclusive electoral rhetoric. Although more research, which should also include the language of politics of other major parties, needs to be done, an analysis of the electoral language of the Dutch social democrats shows that they did not adopt a »defensive« strategy that was merely aimed at the mobilisation of »their« grassroots supporters. In their electoral propaganda, Social Democrats used a range of discourses, aimed at various groups of voters. From the beginning, the SDAP challenged itself to balance its efforts to win over confessional voters and expand its electoral base towards farmers and the middle classes, with its ideology, traditional profile and culture as a socialist, working class party. The party's electoral language reveals that the ideology was interpreted in a flexible way, however, the tension between both languages resulted in a sometimes heated internal debate and hampered the party's efforts to construct a more inclusive political constituency.

Although re-branding the SDAP as a broad-based »people's party is commonly associated with post Second World War politics, the electoral rhetoric that was at the centre of this investigation reveals that already long before the notion of »volkspartij« had become the hallmark of electoral politics, Dutch Social Democrats tried to broaden their appeal.

157 Radio broadcast, Irene Vorrink, Voor de Vrouw. Voor 't eerst ter stembus, 6.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766.

158 Brochure, Grote schoonmaak. De Katholiek in de Partij van de Arbeid, [1946], KDC, Ruygers Archive, Reg. 92.

159 Translation: »the sons of one people« building »a just, new, socialist society on a democratic basis«. *C. Kleywegt*, *Waarom een Partij van de Arbeid*, 22.4.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766.

160 Translation: »the men who will lead our country to recovery and renewal«. *Een laatste woord aan de kiezers*, 16.5.1946, KDC, KVP Archive, Reg. 1493.

161 Radio broadcast, Corry Tendeloo, Voor de vrouw. Vrouwen spreken mee, 15.5.1946, IISG, PvdA Archive, Reg. 1766.

Much like Stefan Berger has shown for the German case – where Social Democrats tried to »reach out to the non-proletarian strata of society« in the 1920s – Dutch Social Democrats appealed to a middle class electorate.¹⁶² And much like Childers has shown for Weimar Germany as well, occupational categories played a key role in the electoral rhetoric.¹⁶³ Efforts to broaden the appeal of the SDAP beyond the working class amounted to the production of brochures aimed at particular occupational groups, such as farmers, shopkeepers and market gardeners. These brochures therefore indicate which groups were considered to be ›outside‹ the ›natural‹ constituency of the SDAP; after all, the party did not produce brochures aimed at specific groups of industrial workers. Occupation was a self-evident category to be used in electoral propaganda because it offered the Social Democrats the opportunity to argue that the SDAP was a party of labour in a more general sense, that it defended the interests of all those who were subject to the degrading forces of capitalism. Social Democrats even did not shy away from using a language of »stand« (estate) to tap into the pride of groups of voters like farmers and shopkeepers who would have found it hard to identify themselves as working class.

Another striking feature of the socialist language of politics is the prominence of religious discourse. In its early years, the party tended to present socialism as a political religion, using religious discourse to sing the praise of their ideology. Although the language of Domela Nieuwenhuis and the election campaigns of the SDAP exemplify that socialism offered enough leads for an appeal to confessional voters, the party's atheist Marxist ideology limited its attractiveness. After the First World War, the introduction of proportional representation and general (male and female) suffrage seemed to offer a new opportunity to expand the party's electoral base. Immaterial issues such as disarmament were moved to the forefront of politics in order to appeal to female voters. Their inclusion in the suffrage contributed to the adoption of more inclusive concepts such as ›people's community‹, which were also used to stretch the party's appeal beyond the working class. That said, women were mainly included in this community as ›mothers‹ and remained to be so for the time being. Social Democrats saw no role for them on the centre stage of politics.

In the 1930s, the moral and (quasi-)religious discourse, which was geared towards confessional voters, started to clash with attempts by the party to appeal to middle class voters through the promotion of a practical, socioeconomic agenda that promised to solve the crisis of the 1930s. Those within the party who favoured the latter approach feared that an overt use of religious discourse would scare such voters away. The adoption of a new manifesto in 1937 was a decisive moment. With the inclusion of concepts as democratic socialism and ›people's community‹, which had emerged in socialist political discourse after the First World War, the party aimed to broaden its appeal. In addition, the decision forced by Albarda in the late 1930s to treat socialism as a practical political ideology, rather than a political religion, would set the tone for the party's postwar electoral discourse. Tensions between the ideological and electoral language of the Social Democrats lessened. After the war, the party tried to create a breakthrough in the Dutch political landscape by using a practical, predominantly non-religious and non-Marxist, but nonetheless anti-capitalist language of politics that centred on the party's social-economic agenda and framed the elections as a choice between renewal and a return to chaos.

The lack of electoral volatility, however, shows that these efforts to broaden the party's electoral base were not very successful. The PvdA was not alone in this; the other two ›people's parties‹, the KVP and the liberal People's Party for Freedom and Democracy (»Volkspartij voor Vrijheid en Democratie«), also failed to fundamentally expand their

162 *Berger*, *Social Democracy and the Working Class*, p. 117.

163 *Childers*, *The Social Language*, passim.

electoral base in the first postwar elections. This brings us back to the masternarrative of pillarisation, which argues that political allegiance often went hand in hand with the participation of voters in social and cultural organisations, which, together with the political party, formed a closely-knit network that spanned pretty much all aspects of life. Voting, in this case, was an expression of a political identity that also manifested itself outside the sphere of party politics. In their quest for the confessional vote, Social Democrats tried from the late 1930s onwards to overcome this by relegating religion to the private and personal sphere. A voter could remain active within the Catholic Church and yet vote for the PvdA because the party promised not to touch upon religious issues. Their attempt to shatter, among others, the automatism of Catholic voters voting for the KVP, nonetheless, failed. This failure cannot be solely attributed to the firm hold of the clergy over the electorate, but also resulted from the fact that, like Catholicism (and the Orthodox Protestantism of the ARP), socialism itself had developed into a way of life that transcended the sphere of party politics and impacted on the private, social and cultural sphere in many respects. Although research that starts from the voter perspective is needed, one could argue that this turned ›switching sides‹ into a complicated issue. Despite the lack of electoral success – after the introduction of general suffrage their share in Parliament continued to fluctuate around one quarter of the seats – Social Democrats, however, showed few signs of resignation.¹⁶⁴ Judging from their electoral language, their eagerness to expand their electoral base remained unabated.

164 The ›doorbraak‹ or ›breakthrough‹ strategy was used by the PvdA up until the 1960s. *Mellink, Tweedracht maakt macht*, pp. 30–53.

Thomas Oellermann

Die deutsche Sozialdemokratie in der Ersten Tschechoslowakischen Republik

Die Arbeiterbewegung einer Minderheit

Sie war zeitweilig eine der erfolgreichsten sozialdemokratischen Parteien Europas. Zugleich ist sie aber auch eine Partei, deren Geschichte nahezu in Vergessenheit geraten ist. Die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei (DSAP) errang 1920 bei den ersten Parlamentswahlen der jungen Tschechoslowakischen Republik 44 % der deutschen Sitze. Ihr Ende kam 1938 nach dem Münchner Abkommen mit der Besetzung der deutschsprachigen Gebiete des Staats durch die Wehrmacht. Eine Erneuerung nach 1945 verhinderte die Vertreibung der drei Millionen Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei. Die in ihrer Mehrheit nach Westdeutschland kommenden sudetendeutschen Sozialdemokraten schlossen sich der SPD an. Die parallel hierzu 1951 gegründete Seliger-Gemeinde engagierte sich als Gesinnungsgemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten in Vertriebenenfragen. Sie war es auch, die sich der historischen Dokumentation der eigenen Geschichte widmete. So entstanden zahlreiche Erinnerungsbände und historische Abhandlungen.¹ Diese Literatur muss heute allerdings vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs gesehen werden. Die tagespolitischen Auseinandersetzungen der Zeit führten dazu, dass die Seliger-Gemeinde und ihre führenden Vertreter bemüht waren, das eigene Handeln der Zeit zwischen 1918 und 1945 zu rechtfertigen. Erste Arbeiten mit wissenschaftlichem Anspruch stammen aus den 1970er Jahren.²

Die Literatur beschäftigt sich überwiegend mit dem Verhältnis der deutschen Sozialdemokratie zum tschechoslowakischen Staat. Diese Beziehung wurde als nationale Frage umrissen, also als Betrachtung der deutschen Sozialdemokratie als der Partei einer Minderheit gegenüber der Mehrheit von Tschechen und Slowaken. Von besonderem Interesse war hierbei der sogenannte Aktivismus der Sozialdemokraten, das heißt ihre grundsätzliche Bereitschaft, am Staat mitzuwirken, um so letztlich Verbesserungen für die eigene Volksgruppe zu erreichen. Eine weitere politische Grundüberzeugung, die das Besondere der Sozialdemokraten ausmachte, war ihr Antifaschismus. Unter den 3,5 Millionen Deutschen der Tschechoslowakischen Republik waren es gerade die Sozialdemokraten, die sich aus Überzeugung gegen die Bestrebungen der Sudetendeutschen Partei des Konrad Henlein stellten. Dieser betrieb seit 1933 mit seiner Sudetendeutschen Heimatfront die Sammlung aller Sudetendeutschen und unterstützte so die Ziele Hitlers. Dem Verdienst der sudetendeutschen Antifaschisten – zu nennen sind neben Sozialdemokraten und Kommunisten auch einzelne Liberale und Katholiken – wurde ab 2005 in der Tschechischen Republik ein großes öffentlichkeitswirksames Projekt gewidmet. Anhand von Publikationen, Ausstellungen und Archivstudien wurden Schicksale und Lebenswege sudetendeut-

1 Seliger-Gemeinde (Hrsg.), *Weg, Leistung, Schicksal. Geschichte der sudetendeutschen Arbeiterbewegung in Wort und Bild*, Stuttgart 1975; *Adolf Hasenöhrle, Kampf, Widerstand, Verfolgung der sudetendeutschen Sozialdemokraten. Dokumentation der deutschen Sozialdemokraten aus der Tschechoslowakei im Kampf gegen Henlein und Hitler*, Stuttgart 1983; *Friedrich G. Kürbisch, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie 1863–1938*, Stuttgart 1982.

2 *Martin K. Bachstein, Wenzel Jaksch und die sudetendeutsche Sozialdemokratie*, München 1974; *Klaus Zessner, Josef Seliger und die nationale Frage in Böhmen. Eine Untersuchung über die nationale Politik der deutschböhmischen Sozialdemokratie 1899–1920*, Stuttgart 1976.

scher Antifaschisten erarbeitet.³ Wie auch in der wissenschaftlichen Literatur überwog in diesen Arbeiten der Fokus auf die loyale Haltung der deutschen Sozialdemokraten zum tschechoslowakischen Staat. Diese Treue zur Republik wurde zurückgeführt auf eine antifaschistische Grundhaltung, die vor allem bestimmt war durch die gewaltsame Zerschlagung der reichsdeutschen Sozialdemokratie, von der zahlreiche Emigranten ab 1933 in der Tschechoslowakei Zeugnis ablegten. Als Beleg für diesen Antifaschismus dienten den verschiedenen wissenschaftlichen Publikationen vor allem programmatische Aussagen der DSAP beziehungsweise ihrer führenden Vertreter.

Diese Perspektive vernachlässigt aber, dass es weitere Gründe dafür gegeben hat, dass sich die deutschen Sozialdemokraten der Tschechoslowakischen Republik in ihrer Mehrheit gegenüber den Bestrebungen Konrad Henleins und der Nationalsozialisten als immun erwiesen. Es ist davon auszugehen, dass Organisationstraditionen sowie eigene proletarische Formen zu dieser Immunisierung beitrugen. Es ist von daher geboten, die deutsche Sozialdemokratie der Tschechoslowakei nicht allein als politische Kraft zu verstehen, sondern vor allem auch als Arbeiterbewegung, die dem Anspruch folgte, ihren Anhängern ein eigenes Milieu »von der Wiege bis zur Bahre« zu bieten. Im vorliegenden Beitrag sollen einige Aspekte dieser Arbeiterbewegung näher beleuchtet werden. Nur wenige Arbeiten haben sich bislang mit den verschiedenen Gewerkschaften, Genossenschaften sowie Kultur- und Freizeitverbänden beschäftigt.⁴ Hinsichtlich ihrer Tätigkeit, ihrer Funktionen und ihrer Mitgliedschaft bestehen große faktologische Lücken. Der vorliegende Beitrag kann diese nur für einige Bereiche schließen. Nach einem chronologischen Überblick zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern, der sich an den Jahren 1863, 1918 und 1938 orientiert, geht es im zweiten Abschnitt darum, welche integrative Kraft die Arbeiterbewegung aufzubieten hatte, um bestimmte Gruppen in ihre Tätigkeit und in ihre Verbände einzubinden. Eine der wichtigsten Gruppen, um deren Integration sich die Arbeiterbewegung bemühte, waren die Frauen. Unter verschiedenen Gesichtspunkten wurde in der Arbeiterbewegung darüber diskutiert, wie Frauen für die Verbandstätigkeit zu gewinnen seien. Als zweite Gruppe werden hier die im »Arbeiter-Turn- und Sportverband« (ATUS) organisierten Fußballer angeführt, da sich mit ihrer Integration auch eine Auseinandersetzung zwischen dem traditionellen Turnen jähnscher Prägung und dem aufkommenden wettbewerbsorientierten Sport verband. Dies war innerhalb der Arbeiterbewegung eine außerordentlich wichtige Debatte, denn es ging darum, ob die neue Form des Sports den Vorstellungen einer eigenen proletarischen Kultur entsprach. Im dritten Abschnitt wird die vergleichbare Diskussion um die Alkoholabstinenz beschrieben. Ein Unterschied ist allerdings, dass es im Gegensatz zu den eher lose organisierten Fußballern hier mit dem »Arbeiter-Abstinenten-Bund« eine formierte Gruppe gab, die zwar aufgrund ihrer geringen Mitgliedschaftszahlen immer am Rande der Arbeiterbewegung stand, die aber zugleich aktiv die Verbreitung des Abstinentismus betrieb. Die seit den 1970er Jahren umfangreiche Forschung zur reichsdeutschen und österreichischen Arbeiterbewegung hat verdeutlicht, dass es bei allen Betrachtungen zu Formen, Diskursen und Lebenswelten wichtig ist, solche Fragestellungen in den historischen Kontext einzupassen, Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung somit nicht als festen, beständigen Block in Zeitlosigkeit zu verstehen.⁵

3 Alena Wagnerová, *Helden der Hoffnung. Die anderen Deutschen aus den Sudeten 1935–1989*, Berlin 2008; Tomáš Okurka, *Zapomenutí hrdinové. Němečtí odpůrci nacismu v českých zemích [Vergessene Helden. Deutsche Gegner des Nationalsozialismus in den böhmischen Ländern]*, Ústí nad Labem 2008.

4 Andreas Reich, *Von der Arbeiterselbsthilfe zur Verbraucherorganisation. Die deutschen Konsumgenossenschaften in der Tschechoslowakei 1918–1938*, München 2004.

5 Dieter Rink, *Politisches Lager und ständische Vergesellschaftung. Überlegungen zum Milieukonzept von M. Reiner Lepsius und dessen Rezeption in der deutschen Geschichtsschreibung*, in: Thomas Adam (Hrsg.), *Milieukonzept und empirische Forschung*, Leipzig 1999, S. 16–29;

Dieses Prinzip gilt gerade auch für die zwischen den Jahren 1918 und 1938 in der Tschechoslowakei de facto nur für kurze Zeit bestehende deutsche Sozialdemokratie. Dementsprechend müssen bei einer Analyse historische Entwicklungen ihre Berücksichtigung finden. So war es neben allen außen- und innenpolitischen Ereignissen gerade die ab 1929 einsetzende Weltwirtschaftskrise, die besonders die deutschsprachigen Grenzgebiete mit großer Wucht traf und die aktivistische Haltung der Sozialdemokratie infrage stellte. Letztlich begünstigten wirtschaftliche Not und Massenarbeitslosigkeit den Aufstieg der sudetendeutschen Partei Konrad Henleins. Als originär tschechoslowakische Spielart muss in diesem Zusammenhang das sogenannte Genter System Berücksichtigung finden. Durch dieses System wurde die staatliche Arbeitslosenunterstützung an eine Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft gekoppelt, was für die Sozialdemokratie und ihre Gewerkschaften große administrative und finanzielle Schwierigkeiten mit sich brachte. Nicht zuletzt veränderte sich durch diese Koppelung auch das Selbstverständnis der verschiedenen Verbände.

I. 1863 – 1918 – 1938: HISTORISCHE ZÄSUREN DER DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATIE IN DEN BÖHMISCHEN LÄNDERN

Die wissenschaftliche Literatur westdeutscher und österreichischer Prägung hat seit den 1960er Jahren die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern nachgezeichnet.⁶ Nach 1989 wurde das so entstandene Bild durch verschiedene tschechische Arbeiten ergänzt.⁷ Demzufolge gründeten sich besonders in Nordböhmen und Nordmähren in den 1870er und 1880er Jahren erste Arbeitervereine, die nur indirekt einen politischen Charakter hatten, sondern vielmehr Gesangsvereine, Turnvereine, Konsumvereine und Unterstützungsvereine waren. Bereits 1854 hatte sich in Mährisch-Schönberg/Šumperk ein »Unterstützungsverein für hilfsbedürftige Weber« gegründet.⁸ Für die 1870er Jahre sind der 1872 in Aussig/Ústí nad Labem ins Leben gerufene Arbeiterfortbildungsverein und der Brünnener Arbeiterbildungsverein von 1875 zu nennen.⁹ 1882 bildete sich der Verein »Arbeiterbund« in Reichenberg/Liberec.¹⁰ Erst in einem weiteren Schritt entstanden originär politische Organisationen. Ein erstes politisches Ausrufezeichen setzten Arbeiter aus Asch/Aš, die 1863 ihren Anschluss an den durch Ferdinand Lassalle be-

Klaus Tenfelde, Historische Milieus – Erblichkeit und Konkurrenz, in: *Manfred Hettling/Paul Nolte* (Hrsg.), Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays, München 1996, S. 247–268.

6 *Hans Mommsen*, Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im habsburgischen Vielvölkerstaat, Wien 1963; *Olaf Meiler*, Die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei in der Tschechoslowakei (DSAP) im Spannungsfeld zwischen tschechischen Sozialdemokraten und Kommunisten (1918–1929), Regensburg 1989; *Christof Schaffranek*, Die politische Arbeiterbewegung in den böhmischen Ländern 1933–1938. Politisch-programmatische Wechselbeziehungen zwischen sozialdemokratischen und kommunistischen Strategien zur Abwehr der inneren und äußeren Bedrohung durch Hitler und die Henleinbewegung, Berlin 2003.

7 *Hana Mejdrová*, Trpký úděl. Výbor dokumentů k dějinám německé sociální demokracie v ČSR v letech 1937–1948 [Bitteres Schicksal. Eine Auswahl von Dokumenten zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in der ČSR in den Jahren 1937–1948], Prag 1997; *Josef Tomeš*, Průkopníci a pokračovatelé. Osobnosti v dějinách české sociální demokracie 1878–2005 [Vorkämpfer und Fortführer. Persönlichkeiten in der Geschichte der tschechischen Sozialdemokratie 1878–2005], Prag 2005.

8 *Grete Swoboda*, Streiflichter aus der Geschichte der mährisch-schlesischen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1981, S. 9.

9 *Kristina Kaiserová*, Dějiny města Ústí nad Labem [Geschichte der Stadt Ústí nad Labem], Ústí nad Labem 1995, S. 101. *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 14.

10 Ebd., S. 18.

gründeten »Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein« erklärten, was unterstreicht, dass die deutsche Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern nicht allein im österreichischen Kontext betrachtet werden sollte. Sicherlich war Wien ein wichtiger Bezugspunkt für die sich bildenden Arbeitervereine. Keinesfalls zu vernachlässigen ist aber der Bezug zu ähnlichen Entwicklungen in Deutschland. Dies gilt natürlich gerade für die grenznahen Gebiete in Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Partei bildete sich in der Folge als politische Führungsorganisation heraus.¹¹ In einer nächsten Phase entstanden aus den lokalen Vereinen regionale und überregionale Zusammenschlüsse.¹²

Ein bedeutendes Ereignis, das langwierige Folgen haben sollte, war die Trennung in eine deutsche und in eine tschechische Sozialdemokratie in den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts. Trotz der politischen Annäherung zwischen deutscher und tschechischer Sozialdemokratie ab 1926 sollten sie letztlich auf organisatorischer Ebene nicht mehr zu einanderfinden. Die einzige de facto übernationale politische Kraft in der Tschechoslowakei waren somit die Kommunisten. Im Ersten Weltkrieg konnte das engmaschige Netz von sozialdemokratischen Partei- und Verbandsstrukturen aufrechterhalten werden, so dass es einen wirklichen Neuanfang im neuen tschechoslowakischen Staat nicht gegeben hat. Die bestimmende Frage der unmittelbaren Nachkriegszeit war die Zugehörigkeit der deutschsprachigen Gebiete zur Tschechoslowakei. Unter Josef Seliger, dem führenden böhmischen Sozialdemokraten und späteren ersten Vorsitzenden der DSAP, reklamierte die Sozialdemokratie in einem Schulterchluss mit anderen deutschen Parteien unterschiedlicher Couleur das Selbstbestimmungsrecht der Völker für die Deutschen, de facto also den Anschluss an Deutsch-Österreich und somit an Deutschland. Unter dem Eindruck dieser nationalen Frage hat die historische Forschung bislang kaum den revolutionären Charakter der Zeit berücksichtigt. Sie hat bislang nicht berücksichtigt, dass deutsche Sozialdemokraten dadurch, dass sie in diesen unruhigen Nachkriegsjahren lokal wichtige Ämter übernahmen – um Ordnung und Versorgung sicherzustellen –, die revolutionäre Dynamik ausbremsen und somit also eigentlich schon viel früher in diesem ungewollten tschechoslowakischen Staat »staatstragend« agierten, indem sie auf kommunaler Ebene stabilisierend wirkten. Diese Überlegung ist deshalb wichtig, da es während der Ersten Tschechoslowakischen Republik immer den schwierigen Konflikt zwischen dem »Wollen der Masse« und der von der Sozialdemokratie betriebenen konstruktiven und stabilisierenden Politik gab. Die unruhigen Anfangsjahre waren der Auftakt für diesen Konflikt.

Ein wichtiger Maßstab für das Handeln der deutschen Sozialdemokratie in der Tschechoslowakischen Republik ist von daher auch die Frage des tatsächlichen politischen Handelns auf der einen Seite und der Erwartungshaltung der Arbeiterschaft als der eigentlichen Wählerschaft. Dies gilt es vor allem vor dem Hintergrund der Regierungsbeteiligung der DSAP von 1929 bis 1938 zu beachten. Nach dem Friedensvertrag von St. Germain vom Sommer 1919, der die Tschechoslowakei in ihren Grenzen bestätigte und den Forderungen der Deutschen in den böhmischen Ländern eine Absage erteilte, wandelte sich die ursprüngliche Ablehnung des neuen Staats seitens der deutschen Sozialdemokratie zu einer grundsätzlichen Bereitschaft am Staat mitzuwirken. Sozialdemokraten wurden somit zur bestimmenden Kraft des sogenannten Aktivismus, dem auch der Bund der Landwirte, die Christlichsoziale Volkspartei sowie die kleine Deutsche Demokratische Freiheitspartei zuzurechnen sind. Als negativistische Parteien, die sich auch weiterhin

11 An der Jahreswende 1888/1889 wurde auf einer Tagung in Hainfeld eine »Prinzipienerklärung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Österreich« verabschiedet. Erste Versuche zur Gründung einer Partei hatte es bereits 1874 in Neudörfel gegeben. Vgl. *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 20.

12 1890 entstand zum Beispiel ein erster Zentralverband der Bergarbeiter Österreichs. Vgl. *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 21.

dem neuen tschechoslowakischen Staat versagten, haben die Deutsche Nationalpartei und die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei zu gelten.¹³

In die Regierungsbeteiligung von 1929 wurde die DSAP von ihrem Vorsitzenden Ludwig Czech geführt, der 1920 die Nachfolge des verstorbenen Josef Seligers angetreten hatte. Die Arbeit von Czech, der bis 1938 verschiedene Ministerien führte, wurde erschwert durch die um 1930 in der Tschechoslowakei einsetzende Weltwirtschaftskrise. Die zumeist mittleren Unternehmen in den deutschsprachigen Gebieten, aber auch die Heimarbeiter hatten den Folgen der Krise nur wenig entgegenzusetzen. Die sich verstärkende soziale Not, auf die Czech als Minister für Soziale Fürsorge mit der Einführung von Nothilfen reagierte, verstärkte den Druck auf die Sozialdemokraten und stellte ihre Regierungsbeteiligung infrage. Die hohe Arbeitslosigkeit beförderte den Aufstieg der 1933 von Konrad Henlein gegründeten Sudetendeutschen Heimatfront, die sich 1935 in Sudetendeutsche Partei (SdP) umbenannte und bei den Wahlen des gleichen Jahres erdrutschartig zur stärksten deutschen Partei des Landes wurde. Dieser Erfolg der SdP kann nicht allein im Kontext des Aufkommens des reichsdeutschen Nationalsozialismus und in der sozialen Not gesehen werden, sondern muss auch vor dem Hintergrund enttäuschter Hoffnungen auf den Aktivismus betrachtet werden. Diesem war es nicht gelungen, die gesellschaftliche Stellung und die Lebensperspektiven der Deutschen in der Tschechoslowakei zu bessern. Innerhalb der DSAP beförderten diese Zusammenhänge eine Debatte um die Ausrichtung der Partei, in deren Verlauf Wenzel Jaksch in den Vordergrund trat. Jaksch lehnte die allein am Marxismus orientierte politische Strategie Czechs ab. Er plädierte zum einen für eine Öffnung der Partei für breitere gesellschaftliche Schichten und zum anderen für eine stärkere Betonung der nationalen Frage. Tatsächlich bemühte er sich mit anderen jüngeren deutschen Demokraten um eine Wiederbelebung des Aktivismus mit konkreten Zusagen seitens des Staats. Diese Erfolge waren aber marginal hinsichtlich der Dynamik, die die Sudetendeutsche Partei in der Gesellschaft gewann. In den späten 1930er Jahren kam es in den deutschsprachigen Gebieten zusehends zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Sozialdemokraten waren in der Gesellschaft und insbesondere am Arbeitsplatz einem starken Druck seitens der Anhänger der SdP ausgesetzt. Bei den Kommunalwahlen des Jahres 1938 führte dieser Druck dazu, dass in vielen kleinen Gemeinden keine sozialdemokratischen Wahllisten mehr aufgestellt werden konnten. In größeren Städten hingegen konnte sich die Sozialdemokratie behaupten. Sie konnte vor allem ihre unterschiedlichen Verbände und Einrichtungen aufrechterhalten, die milieustiftend wirkten und somit einen wichtigen Beitrag dafür leisteten, dass sich die deutschen Sozialdemokraten in ihrer Mehrheit gegenüber der Sogwirkung der Sudetendeutschen Partei als immun erwiesen und sich weiterhin zur Tschechoslowakischen Republik und zur Demokratie bekannten – hierfür allerdings 1938 nach der Besetzung der sogenannten ›Sudetengebiete‹ mit Inhaftierung oder im günstigeren Fall mit Emigration bestraft wurden.

II. FORMEN UND GRENZEN DER INTEGRATION IN DAS SOZIALDEMOKRATISCHE ARBEITERMILIEU

Integration der Frauen

Seit dem Beginn der Arbeiterbewegung gab es Diskurse und entsprechend auch Bemühungen zur Integration bestimmter sozialer und gesellschaftlicher Gruppen. Eine Gruppe, für die dies ganz besonders gilt, waren die Frauen. Auf verschiedenen Ebenen und in ver-

13 Jaroslav Šebek, Politické strany německé menšiny [Politische Parteien der deutschen Minderheit], in: Jiří Malíř (Hrsg.), Politické strany I. 1861–1938 [Politische Parteien I. 1861–1938], Brunn 2005, S. 863–869.

schiedenen Bereichen der Arbeiterbewegung wurde eine umfassende Debatte über die Einbindung von Frauen in die Tätigkeit der unterschiedlichen Verbände und Organisationen geführt. Als eine der klassischen Arbeiterbewegungen im deutschsprachigen Raum forderte die Sozialdemokratie Österreichs schon vor dem Ersten Weltkrieg die rechtliche Gleichstellung der Frau. Mit den 1890er Jahren kam es zu Zusammenschlüssen von Frauen, wobei diese ersten Gründungen nur bedingt einen eindeutig politischen Charakter hatten und zunächst vor allem der Selbsthilfe dienten. Es ist aber zumindest anzunehmen, dass einige dieser Gründungen eine Reaktion auf die oft versagte Teilhabe an anderen Verbänden gewesen sein dürften. Am Anfang solcher Bemühungen in diese Richtung stand 1866 die damals fünfzehnjährige Anna Altmann, die im Polzentale einen Streik organisierte. Sie war es auch, die 1892 eine Frauenorganisation in Bensen/Benešov nad Ploučnicí gründete.¹⁴ In einer gänzlich anderen Umgebung, im mährischen Brünn, gab sich der seit 1887/1888 bestehende Frauenfortbildungsverein ab 1893 unter der Bezeichnung »Arbeiterinnenbildungs- und Unterstützungsverein« eine feste Form.¹⁵ Marie Sponer und Hermine Roscher gründeten 1895 in Reichenberg einen »Arbeiterinnenbildungsverein«.¹⁶ 1898 tagte in Wien die erste Frauenreichskonferenz, die ein Frauenreichskomitee wählte.¹⁷ Trotz dieser Entwicklung konnte von einer reichsweiten Erfassung der Frauen noch keine Rede sein. Bedeutender waren hier, wie auch in anderen Verbänden, vor allem Organisationen auf regionaler Ebene. Als Beispiel seien die organisierten Frauen in Westböhmen genannt, die sich 1899 auf Basis der dortigen sozialdemokratischen Frauenvereine gründeten.¹⁸ Ein wichtiger Schritt, besonders für die Frauenorganisation in der späteren Tschechoslowakei, war die erste böhmische Landeskonferenz 1908 in Bodenbach/Podmokly, auf der ein Landesfrauenkomitee gewählt wurde.¹⁹ Wie unterschiedlich die Entwicklung in der Frauenbewegung war, zeigt das Beispiel Schlesiens, wo es lange Zeit an einer führenden Persönlichkeit mangelte.²⁰ Erst 1908 begannen der Sozialdemokrat Hans Jokl und seine Frau Marie, in Troppau/Opava die sozialdemokratischen Frauen zusammenzufassen.²¹ Zu diesem Zeitpunkt gab es in Böhmen bereits relativ stabile Strukturen. Oftmals war es so, dass die Geschicke der Frauenbewegung auch von der Initiative einiger Männer abhingen. Einige örtliche Frauenorganisationen wurden sogar von Männern geleitet.²² Wiederum an anderen Orten, an denen solche Zusammenschlüsse nicht gebildet worden waren, war die Erfassung der Frauen davon abhängig, ob sie Zugang zu den von Männern dominierten Vereinen erhielten. So machte sich etwa im Karlsbader Gebiet Franz Steidl darum verdient, dass er ab 1908/1909 Mädchen in die bestehenden Arbeitervereine aufnahm.²³

Das Jahr 1909 war für die sozialdemokratische Frauenbewegung ein bedeutender Wendepunkt in der weiteren Entwicklung. Der dritte Verbandstag des Verbandes jugendlicher Arbeiter Österreichs lehnte die Mitgliedschaft von Frauen zwar noch ab, da diese Anspruch auf eigene Organisationen hätten. Es entstand aber im Juli des Jahres ein zentrales Frauen-

14 *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 25.

15 Ebd., S. 27.

16 Ebd.

17 Ebd., S. 31.

18 *Jutta Beck*, Deutsche sozialdemokratische Frauenbewegung in der ČSR 1919–1938, Stuttgart 1985, S. 11; Seliger-Gemeinde, Weg, Leistung, Schicksal, S. 365. Eine erste Frauenkonferenz fand in Falkenau/Sokolov statt. An 25 Orten gab es Frauenorganisationen mit insgesamt 1.200 Mitgliedern.

19 *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 39.

20 *Beck*, Deutsche sozialdemokratische Frauenbewegung, S. 9.

21 *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 39.

22 *Beck*, Deutsche sozialdemokratische Frauenbewegung, S. 14.

23 *Karl Heinz*, Kampf und Aufstieg. Die Geschichte der sozialistischen Arbeiterjugendbewegung Österreichs, Wien 1932, S. 73.

sekretariat unter der Führung von Gabriele Proft.²⁴ 1911 wurde erstmals in Böhmen, Mähren und Schlesien der Internationale Frauentag gefeiert. Dieser wurde zu einer ausdrücklich den Frauen bestimmten Veranstaltung und diente der Außendarstellung in dieser Frage.²⁵ Der Erste Weltkrieg führte dazu, dass das Weiterbestehen vieler Organisationen von den weiblichen Mitgliedern abhing. Vielerorts übernahmen sie die verwaisten Plätze und hielten die Organisationen aufrecht. Die Stellung der Frauen innerhalb der Arbeiterbewegung sollte sich dadurch allerdings nicht verbessern. Nach 1918/1919 wurde diese Tatsache zu einer der zentralen Debatten in der Arbeiterbewegung.

Bis 1938 ähnelte die Diskussion einer Personaldebatte. Die Arbeiterbewegung, die sich nun in der demokratischen Tschechoslowakei weiter in die Breite entwickelte, indem sie neue Verbände und weitere Gliederungen bildete, hatte einen hohen Personalbedarf. Es ging darum, den auf den verschiedenen Ebenen tätigen Funktionären eine Entlastung zu bieten. Neben der Jugend, die sich nicht in der erforderlichen Größenordnung in ihre Nachwuchsrolle finden konnte, rückten die Frauen in den Mittelpunkt des Interesses. Das Bestreben, Frauen zu integrieren, lässt sich somit nicht allein auf die propagierte Emanzipation zurückführen, sondern auch auf diese praktischen Probleme. Dies galt in der Arbeiterbewegung ganz besonders für die »Union der Textilarbeiter«. In dieser waren Frauen deutlich in der Mehrheit, sodass sich automatisch die Frage nach ihrer Rolle im Verband stellte. Anton Roscher, Obmann der Union, betonte bereits auf dem Verbandstag von 1919, dass es gegenüber früheren Zeiten nun so sei, dass die Frauen die »Majorität« stellten.²⁶ Marie Neumann aus Reichenberg erklärte hier: »Ich möchte betonen, dass es mich eigentümlich berührt hat, dass unser Verbandstag ausschließlich von Genossen besucht ist, da doch die Textilarbeiterschaft größtenteils aus Frauen besteht.«²⁷ Die Wichtigkeit der Integration von Frauen betonte 1930 der »Eisenbahner«, Organ des Eisenbahnerverbandes. Es sei nicht zu vergessen, dass Frauen die Mütter der nächsten Generation der Arbeiterklasse seien, der nächsten Generation, die das Erbe der in mühevoller Arbeit aufgebauten Organisationen zukünftig zu verwalten habe.²⁸

Zwischen 1918 und 1930 änderte sich diese Debatte nicht wesentlich. Dies gilt sowohl für die Gründe der eingeschränkten Teilhabe von Frauen als auch für die Inhalte der geführten Diskussionen. Unter dem Titel »Sind für den Verband noch Mitglieder zu gewinnen?« verwies der »Land- und Forstarbeiter« darauf, dass es zwar aktive Frauen im Verband gebe, diese aber die Organisation dem Mann überlassen würden, da sie ihrer Meinung nach für diesen gedacht sei. So folge man aber laut Verfasser den Worten der »Ausbeuter«.²⁹ In den Kultur- und Freizeitverbänden, insbesondere bei den Arbeiterturnern, gab es für dieses Thema einen viel größeren Spielraum, da sie nicht so stark an alltägliche Verpflichtungen gebunden waren wie die Gewerkschaften. Der Geschäftsführer des »Arbeiter-Turn- und Sportverbandes« Heinrich Müller schrieb 1930 einen längeren Beitrag, in dem er den Männern vorhielt, aus »Bequemlichkeits- oder Rechthabergründen« die Emanzipation in der Familie genauso »auszuschalten« wie den Sozialismus.³⁰ Mit der folgenden Formulierung forderte er die Arbeiterturner auf, die bestehende Situation zu ändern: »Der Satz: ›Mali, bring die Potschen her!‹ darf innerhalb sozialistisch denkender

24 Ebd., S. 68; *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 39f.

25 Ebd.

26 Union der Textilarbeiter (Hrsg.), Protokoll vom 1. Verbandstag der Union der Textilarbeiter für das tschechoslowakische Staatsgebiet. Abgehalten am 5. und 6. Oktober 1919 im Hotel »Zum goldenen Löwen« in Reichenberg, Reichenberg 1920, S. 16.

27 Ebd., S. 52.

28 Zu unserer Form, in: *Eisenbahner*, 3.1.1930.

29 Sind für den Verband noch Mitglieder zu gewinnen?, in: *Land- und Forstarbeiter*, 20.7.1930.

30 *Heinrich Müller*, Mann und Weib, wir blicken freier!, in: *Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung*, Dezember 1930.

Menschen nicht das Signum des Verhältnisses zwischen Mann und Frau sein.«³¹ 1932 war in der »Sozialistischen Jugend« auch eine der wenigen weiblichen Stimmen zum Thema zu vernehmen. Fanny Blatny, Abgeordnete sowie Mitglied im Frauenreichskomitee und im Parteivorstand, führte das Wegbleiben der Frauen in den Organisationen auf die hemmende Wirkung von Geschlechtsreife und Mutterschaftsrolle zurück und verwies darauf, dass es am Sozialismus sei, die Frauen trotz der »anstürmenden Sexualerfahrung« an sich zu »fesseln«.³² Die der Frau im Allgemeinen zugeschriebene Rolle als Mutter im Haushalt bedeutete, dass sich die Debatte oftmals mit den sozialistischen Vorstellungen von Familie kreuzte. Die wichtige Position der Frau in der Familie und bei der Heranziehung des Nachwuchses im Klassenbewusstsein galt als unstrittig. Das Organ der Transport- und Lebensmittelarbeiter schrieb: »Sie [die Frau] kann den Mann in seinem gewerkschaftlichen Streben ermutigen und stärken, das junge Geschlecht mit Liebe und Opferwilligkeit erfüllen – sofern sie selbst mit Verständnis für das Streben des Mannes erfüllt worden ist.«³³ Neben solchen Ideen einer Frau als Mutter, die die sozialistische Familie führt, tauchte die Frage der Integration gerade in den Gewerkschaften hinsichtlich der vielen Verwaltungsaufgaben von Gewerkschaftsfunktionären auf. Eine Rolle spielten die sich in den 1930er Jahren noch weiter verzweigenden Organisationsapparate. Der »Allgemeine Angestelltenverband« machte 1933 deutlich, dass es eine »unabweisliche Pflicht« sei, die weiblichen Mitglieder auch als Mitarbeiterinnen, Funktionärinnen und Vertrauensleute zu gewinnen.³⁴ Im »Bekleidungsarbeiter« hieß es in einem Artikel, dass die Arbeit durch die »Überbürdung« der Männer genauso gut von Frauen gemacht werden könne.³⁵

Als Mittel, um eine größere Teilhabe von Frauen zu erreichen, wurde zumeist die Bildung eigener Frauenorganisationen betrachtet. Eine Beteiligung an politischen Vorgängen sollte vor allem durch eigene Verbände umgesetzt werden. Als Vorbild für diese Überlegung dienten die schon bestehenden Frauenorganisationen in einigen Gemeinden, die zumeist auf Initiative der Vorkämpferinnen entstanden waren. Die Gründung von solchen Gliederungen allein schien aber nicht auszureichen, um die weiblichen Mitglieder besser einzubinden. Dies gilt insbesondere für die Gewerkschaften, in denen Frauen oftmals ganz andere Bedürfnisse hatten. Der Obmann der »Union der Textilarbeiter« Anton Roscher rief seine (männlichen) Mitglieder 1926 dazu auf, schwangere Frauen in den Fabriken zu unterstützen, diese keinesfalls auszugrenzen oder zu verhöhnen.³⁶ In zahlreichen Gewerkschaften kam es nicht zur Gründung eigener Frauengruppen. Verschiedene gewerkschaftliche Berufssektionen dürften aber von Frauen dominiert gewesen sein. Die gewerkschaftliche Frauenarbeit beschränkte sich in der Regel auf die Abhaltung von Versammlungen zum Thema. In einigen Gewerkschaften verbesserte sich der Status der Mitgliedschaft von Frauen durch die Einführung bestimmter spezieller Regelungen bei Beiträgen und Versicherungen. Im Glasarbeiterverband gab es seit den 1920er Jahren eine gesonderte Beitragsklasse für Frauen und Jugendliche.³⁷ Im ATUS hingegen waren die Anstrengungen um eine Integration der Frau deutlich vielseitiger. Schon früh war man hier bemüht, der Frauenarbeit eine inhaltli-

31 Ebd.

32 Fanny Blatny, Die Frauenbewegung und die Mädchen, in: Sozialistische Jugend, April 1932.

33 Frauen und die Gewerkschaft, in: Einigkeit, 1.6.1934.

34 Allgemeiner Angestellten-Verband Reichenberg (Hrsg.), Tätigkeits-Bericht für die Jahre 1930, 1931 und 1932 an den 16. ordentlichen Verbandstag vom 14. bis 16. April 1933 in Karlsbad, Reichenberg 1933, S. 40.

35 Die Frau in der Gewerkschaftsarbeit, in: Bekleidungsarbeiter, 1.7.1935.

36 Union der Textilarbeiter (Hrsg.), Bericht über die Tätigkeit des Verbandes in der II. Verwaltungsperiode vom 1. Januar 1922 bis 31. Dezember 1924 und Protokoll des III. ordentlichen Verbandstages. Abgehalten am Montag den 30. November, Dienstag den 1. und Mittwoch den 2. Dezember 1925 im »Volksgarten« in Reichenberg, Reichenberg 1925, S. 267f.

37 Die Beitragsleistung, in: Glasarbeiter-Zeitung, 15.1.1925.

che Ausrichtung zu geben. Der ATUS-Funktionär und Erziehungstheoretiker Rudolf Rückl plädierte 1925 für gezielte Vortragsabende, um unter den Frauen zu werben. Als ein Thema führte er die Gesundheitspflege an und verband dies mit der Frage: »Welche Frau leidet nicht an irgend einer Krankheit?«³⁸ Turnen und Sport des ATUS sollten den Frauen etwas bieten, aus dem diese einen Nutzen ziehen könnten, da der Sport, so ein Beitrag von 1930, das »Selbst- und Kraftbewusstsein« hebe, die »Minderwertigkeitsgefühle« teilweise beseitige und die Frau dadurch körperlich und geistig besser disponiere.³⁹ Hierauf zielte auch ein Beitrag von 1932 ab, der darauf verwies, dass ein gesunder und trainierter Körper immer der schönste sei.⁴⁰ In diesem Zusammenhang stellte sich auch die Frage, wie die Ausübung von Turnen und Sport durch Frauen aussehen sollte. Einem gemeinsamen Sportbetrieb und gemeinsamen Wettbewerben wurde, da sie »unnatürlich« seien, eine Absage erteilt.⁴¹ Als dezidierte Sportart für Frauen wurde Volleyball eingeführt.⁴²

Der sudetendeutschen Sozialdemokratie mangelte es in der Frage einer Einbindung von Frauen an einem Konzept. Dies zeigen die Gründungen von reinen Frauenorganisationen, die nur auf dem Boden einiger weniger Gewerkschafts- sowie Kultur- und Freizeitverbände entstanden. Dies zeigen aber auch weitere Vorschläge, die zu diesem Thema unterbreitet wurden. Es handelte sich um eine Reihe unterschwelliger Angebote, die an die Frauen gerichtet wurden. Solche Angebote fanden sich zwischen 1918 und 1938 in nahezu allen Bereichen der Arbeiterbewegung. Die Naturfreunde forderten die Frauen auf, sich an Wanderungen zu beteiligen und nicht die Freizeit in verrauchten »Vergnügungststätten« zu verschwenden.⁴³ Der »Verband der Kleinbauern und Häusler« bot 1929 den Frauen des Verbandes einen speziellen Kochkurs an.⁴⁴ Bei solchen unterschweligen Angeboten wurde zumeist bewusst auf einen politischen Charakter verzichtet. Die Debatte um eine Gewinnung der Frau spielte sich zumeist auf Grundlage der Ortsgruppen von Gewerkschaften sowie Kultur- und Freizeitverbänden ab. Auf dieser Ebene war man davon überzeugt, dass die Grundbedingung der Integration der Versammlungsbesuch sei. Karl Drbohlav machte aber schon 1924 darauf aufmerksam, dass die Teilnahme von Frauen gerade davon abhängig sei, ob der Versammlungsraum geheizt werde und ob die teilnehmenden Männer rauchten oder tranken.⁴⁵ Der »Verband der Eisenbahner« betrachtete in diesem Zusammenhang die Rauchfreiheit als eine Selbstverständlichkeit, da man nur so die Frauen dazu bringen könne, sich für die Organisation zu interessieren.⁴⁶ Rudolf Rückl, Erzieher des ATUS, betonte die Wichtigkeit der Versammlungen bei der Integration der Frauen. An die Männer richtete er die Forderung, die Frauen nicht nur als »Aufputz« oder »Bedienerinnen« für Feste zu sehen, sondern sie in die Versammlungen zu bringen, um aus ihnen gleichwertige Genossinnen zu machen.⁴⁷

38 Rudolf Rückl, *Organisierung des Erzieherwesens*. Rede des Bundeserziehers Genossen Rückl, gehalten auf dem Kreisverbandstag der Arbeiterturn- und Sportvereine Westböhmens am 25. Oktober 1925 in Falkenau, 1925, S. 5.

39 Die sporttreibende Frau und der Sozialismus, in: *Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung*, April 1930.

40 Frauenwerbung, in: *Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung*, Februar 1932.

41 Für unsere Turnerinnen, in: *Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung*, Juli 1934.

42 Zur Durchführung!, in: *Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung*, Juli 1933; Franz Grasse, *Beschlüsse des technischen Hauptausschusses*, in: *Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung*, Dezember 1934.

43 *Erziehung*, in: *Berg frei*, Juli 1928.

44 *Kleinbauern- und Häuslerbewegung*, in: *Der kleine Landwirt*, 1.3.1929.

45 Zentral-Gewerkschaftskommission des Deutschen Gewerkschaftsbundes in der Tschechoslowakei (Hrsg.), *Bericht an den zweiten ordentlichen Gewerkschaftskongress in Karlsbad 1924 und Protokoll des zweiten ordentlichen Gewerkschaftskongresses in Karlsbad*. Abgehalten vom 6. Dezember bis zum 10. Dezember 1924 in dem »Hotel Schützenhaus«, Bodenbach 1924, S. 357.

46 Die Wichtigkeit der Hauptversammlungen, in: *Eisenbahner*, 16.1.1925.

47 Rückl, *Organisierung des Erzieherwesens*, S. 5.

Trotz all dieser Bemühungen und Überlegungen unterschiedlicher Art war es keinesfalls so, dass die Integration der Frauen und ihre bessere Beteiligung von der Breite der Arbeiterbewegung getragen wurden. Die Position der Frauen respektive die Position, die sie einnehmen sollten, war längst nicht so unumstritten, wie anhand der zahlreichen Einlassungen in dieser Frage angenommen werden könnte. Auf einer Zusammenkunft der Glasarbeiter von Hostomitz/Hostomice nad Břlinou kam es am 31. März 1926 zu einer »regen Debatte«, in deren Verlauf gerade die Frauenarbeit bemängelt wurde.⁴⁸ Eine ganze Reihe solcher Berichte zeichnen ein Bild der Arbeitswelt, in der die Frau als Konkurrentin wahrgenommen wurde, was ihrer Einbindung in die Arbeiterbewegung im Wege gestanden haben dürfte. Der Historiker Andreas Weiser betont, dass die Mechanisierung der böhmischen Textil-, Tabak-, Porzellan- und Majolikaindustrie dazu geführt habe, dass die Konkurrenz von Frauen den Lohn ihrer männlichen und mehrheitlich besser qualifizierten Kollegen absenkte.⁴⁹ In der Majolikaindustrie von Teplitz/Teplice und Dux/Duchcov stieg zwischen 1880 und 1900 der Anteil der Arbeiterinnen von 20 auf 60%.⁵⁰ Der Deutsche Gewerkschaftsbund erklärte zu dieser Frage 1932, dass es darum gehen müsse, die vorhandene Arbeit gerecht zu verteilen und »Auswüchse bei der Frauenbeschäftigung auszumerzen«.⁵¹

In der Weltwirtschaftskrise mit ihrer großen sozialen Not schien die Arbeit von Frauen noch deutlicher als Konkurrenz wahrgenommen worden zu sein. Im »Bekleidungsarbeiter« von 1935 hieß es in einem Bericht zur Hutindustrie, dass die »männliche Arbeitskraft immer mehr und mehr ausgeschaltet werde«.⁵² Und auch in den Gewerkschaften der Angestellten kam es zu solchen Debatten, auch wenn diese Berufe weniger durch die Weltwirtschaftskrise betroffen waren. Die »Graphische Union« hielt 1930 in Reichenberg ihren fünften Verbandstag ab. Auf diesem kritisierte der Delegierte Cihak die sozialdemokratische Druckerei Gärtner & Co. in Bodenbach, da diese zwar nur einen einzigen Buchbinder beschäftige, zugleich aber 15 Hilfsarbeiterinnen. Stellvertretend für die Druckerei erklärte Alfred Loquenz, dass es nicht genug Geld gebe, um einen zweiten Buchbinder anzustellen.⁵³ Verschiedene Angestelltenverbände gingen noch weiter und forderten die Entlassung aller Ehefrauen aus staatlichen Diensten. Allein die Gewerkschaft der Postler sprach sich gegen diesen Antrag aus.⁵⁴ Es war allerdings nicht nur die Konkurrenz und deren Auswirkung auf das Lohnniveau, was der Integration von Frauen im Wege stand. Weiblichen Mitgliedern wurde oftmals ebenso vorgeworfen, dass sie keinen Sinn für die Arbeit in der Organisation besäßen. In einem Bericht der »Union der Textilarbeiter« wurde so zum Beispiel kritisiert, dass viele Frauen der Gewerkschaft beigetreten seien, um diese dann aber zügig wieder zu verlassen, was etwa im Gau Teplitz zu größeren Mitgliederumwälzungen geführt habe.⁵⁵ Schon 1924 warf der Gewerkschaftsbund den Frauen

48 Aus den einzelnen Aktionsgebieten und Organisationen, in: *Glasarbeiter-Zeitung*, 15.4.1926.

49 *Andreas Weiser*, Arbeiterführer in der Tschechoslowakei. Eine Kollektivbiographie sozialdemokratischer und kommunistischer Parteifunktionäre 1918–1938, München 1998, S. 126.

50 *Marlis Sewering-Wollanek*, Brot oder Nationalität? Nordwestböhmische Arbeiterbewegung im Brennpunkt der Nationalitätenkonflikte (1889–1911), Marburg 1994, S. 56.

51 Zentralgewerkschaftskommission des Deutschen Gewerkschaftsbundes in der Tschechoslowakei (Hrsg.), 4. ordentlicher Gewerkschaftskongress des Deutschen Gewerkschaftsbundes in der Tschechoslowakei, Aussig 1932. Bericht der Zentralgewerkschaftskommission des Deutschen Gewerkschaftsbundes in der Tschechoslowakei, Aussig 1932, S. 200.

52 Aus der Hutindustrie, in: *Bekleidungsarbeiter*, 1.2.1935.

53 Graphische Union für die Deutschen Gebiete der Tschechoslowakischen Republik (Hrsg.), Protokoll der Verhandlungen des V. ordentlichen Verbandstages der »Graphischen Union«, abgehalten am 20. und 21. April 1930 in Reichenberg, Reichenberg 1930, S. 39.

54 *Doppelverdiener*, in: *Gewerkschaft der Postler*, Oktober 1933.

55 *Union der Textilarbeiter* (Hrsg.), Bericht über die Tätigkeit in der III. Verwaltungsperiode vom 1. Jänner 1925 bis 31. Dezember 1929, Reichenberg, S. 269.

vor, trotz ihrer Mitgliedschaft in den sozialdemokratischen Verbänden bei Betriebsausschusswahlen christlich-soziale Gewerkschaften gewählt zu haben, was sie letztlich zu »Hindernissen unseres Fortschritts« gemacht habe.⁵⁶

Für einige Verbände der Arbeiterbewegung lässt sich die Stellung der Frau auch durch ermittelbare Zahlen bemessen. Sie bieten zumindest ein Bild über die Aufteilung von männlicher und weiblicher Mitgliedschaft. In der DSAP war 1921 jedes vierte Mitglied weiblich. Die Anzahl der männlichen Mitglieder sank zwischen 1921 und 1937 von 74.591 auf 57.936. Die Zahlen der Frauen blieben hingegen mit 27.541 beziehungsweise 24.489 relativ konstant.⁵⁷ In der Sozialistischen Jugend gab es anfänglich 12.000 Frauen und 28.478 Männer.⁵⁸ Der bis 1938 auf 6.500 Mitglieder geschrumpfte Verband hatte immer noch ein Drittel weibliche Mitgliedschaft.⁵⁹ In den Gewerkschaften war oftmals das jeweilige Berufsbild dafür verantwortlich, dass es in einzelnen Organisationen nur sehr wenige Frauen gab. So zählte der »Verband der Bauarbeiter« 1933 unter 49.334 Mitgliedern nur 931 Frauen.⁶⁰

Diese Zahlen verraten allerdings nur wenig über die tatsächliche Teilhabe von Frauen in den Verbänden. Es ist von daher geboten, auf zumindest einige Frauen hinsichtlich ihrer Positionen einzugehen. Zu nennen sind hier Fanny Blatny aus Karlsbad und Irene Kirpal aus Aussig, die als Abgeordnete des tschechoslowakischen Parlaments und Mitglied des Parteivorstands größere politische Gestaltungsmöglichkeiten hatten.⁶¹ Des Weiteren gibt es eine ganze Reihe von Frauen, die von Bedeutung waren, obwohl sie keine vergleichbaren Positionen einnahmen, aber doch aufgrund ihrer Tätigkeit wahrgenommen wurden. Für diese Gruppe ist Marie Günzl aus Karlsbad/Karlovy Vary anzuführen, die dem erweiterten Parteivorstand angehörte, sich vor allem aber als Verfasserin von Gedichten und Kurzgeschichten einen Namen machte.⁶² Schriftstellerisch tätig war auch Erna Haberzettl aus Trautenau/Trutnov.⁶³ Anna Perthen, führende Frau der Sozialdemokratie in Bodenbach, war zu Beginn der 1920er Jahre Mitglied des Senats und später Herausgeberin der »Gleichheit« sowie Mitglied der Parteikontrolle der DSAP.⁶⁴ Maria Deutsch aus Prag war die erste deutsche Sozialdemokratin, die in das tschechoslowakische Parlament gewählt

56 Zentral-Gewerkschaftskommission des Deutschen Gewerkschaftsbundes in der Tschechoslowakei, Bericht an den zweiten ordentlichen Gewerkschaftskongress in Karlsbad 1924, S. 345.

57 DSAP-Mitgliederstand, Archiv der sozialen Demokratie, Seliger-Archiv, VII 1891.

58 Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei (Hrsg.), Protokoll der Verhandlungen des zweiten Parteitages, abgehalten in Karlsbad vom 3. Oktober bis 7. Oktober 1920, Teplitz-Schönau 1920, S. 80.

59 Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik (Hrsg.), Bericht an den in der Zeit vom 18. bis 21. März 1938 stattfindenden Parteitag in Reichenberg, Prag 1938, S. 175.

60 Verband der Arbeiter in der Bau-, Stein- und Keramikindustrie in der Tschechoslowakischen Republik (Hrsg.), Bericht über die Tätigkeit in der Verwaltungsperiode der Jahre 1931, 1932, 1933, Prag 1934, S. 18.

61 Zu Blatny vgl. *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 53, 57 und 61ff.; *Werner Röder*, Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, München 1999, S. 68; *Dana Musilová*, *Z ženského pohledu. Poslankyně a senátorky Národního shromáždění Československé republiky 1918–1939* [Aus weiblicher Sicht. Abgeordnete und Senatorinnen der Nationalversammlung der Tschechoslowakischen Republik 1918–1939], České Budějovice 2007, S. 97; zu Kirpal vgl. *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 70ff. und 80ff.; *Röder*, Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration, S. 364; *Musilová*, *Z ženského pohledu*, S. 103.

62 *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 67ff.; Seliger-Gemeinde, *Weg, Leistung, Schicksal*, S. 372; *Beck*, *Deutsche sozialdemokratische Frauenbewegung*, S. 30.

63 *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 67ff.

64 Ebd., S. 50ff., 61ff. und 113; *Beck*, *Deutsche sozialdemokratische Frauenbewegung*, S. 30; *Musilová*, *Z ženského pohledu*, S. 109.

wurde und neben anderen Funktionen vor allem auch stellvertretende Vorsitzende des »Arbeiter-Abstinente-Bundes« war.⁶⁵ Die hier genannten Beispiele zeigen, dass es einigen Frauen durchaus gelang, innerhalb der Sozialdemokratie einflussreiche Positionen einzunehmen. Aufgrund der Anzahl weiblicher Mitglieder in Partei, Gewerkschaften und Verbänden hätten sie aber einen größeren Einfluss haben müssen. Die deutsche Sozialdemokratie in der Tschechoslowakei sollte bis 1938 eine Männergesellschaft bleiben.

Integration der Fußballer

Für den Fußballsport, der um die Jahrhundertwende aufkam, wussten sich in der Folge auch Arbeiter zu begeistern. Besonders in den Reihen der Arbeiterjugend wurde darauf gedrängt, diesen Sport in den Verbänden der Arbeiterbewegung ausüben zu können. Im reichsdeutschen Arbeiterturnbund (ATB), der zu Beginn auch Dachverband der deutschen Arbeiterturner in den böhmischen Ländern war, fand der Fußball allerdings durch seine Wettkampfform, die auf die strikte Ablehnung der Arbeiterturner stieß, keine Anerkennung. Erst der neunte Bundesturntag des ATB in Köln im Jahr 1909 gestattete allen Vereinen unabhängig von ihrer sportlichen Betätigung, Mitglied zu werden. Somit konnten auch Fußballmannschaften Teil des ATB werden, was als Geburtsstunde des organisierten Arbeiterfußballs gilt.⁶⁶ In Böhmen erfuhr der von Arbeitern betriebene Fußball nach 1918 einen großen Aufstieg. Die Spielertätigkeit konzentrierte sich auf West- und Nordböhmen und hier besonders auf Krochwitz/Chrochvice sowie Karlsbad, Aussig, Weißkirchlitz/Novosedlice und Falkenau/Sokolov.⁶⁷ Im V. Kreis wurden erste Bezirks- und Kreismeisterschaften ausgetragen. Die für 1927 angegebene Zahl von 2.000 Fußballern im ATUS erhöhte sich bis 1933 auf 6.025.⁶⁸ Ein wichtiger Grund hierfür dürfte die Weltwirtschaftskrise mit ihrer Beschäftigungslosigkeit gewesen sein.

Da der tschechische Arbeitersportverband den Fußball strikt ablehnte, mussten die Mannschaften des ATUS ihre Gegner zumeist im Ausland suchen. Solche Reisen wurden aufgrund der Kosten zunehmend von mehreren Vereinen zusammen unternommen, woraus letztlich eine Auswahlmannschaft des ATUS entstand, die oft als »Tschechoslowakei« firmierte. Der internationale Spielverkehr und Turniere auf den Arbeiterolympiaden führten 1932 zur Durchführung einer eigenen Fußball-Europameisterschaft. Das Spiel gegen Deutschland in Aussig sowie die Spiele gegen Österreich in Karlsbad und Bodenbach wurden mit 6.000, 5.000 und 4.500 Zuschauern zu einem großen Erfolg für den ATUS.⁶⁹ Trotz der so eingebrachten finanziellen Gewinne durch Eintrittskartenverkauf und der breiten Werbung für den Arbeitersport war der Fußball keinesfalls unumstritten.

Der Fußball ging weder aus dem Arbeiterturnen noch aus dem bürgerlichen Turnen jahnischer Prägung hervor, sondern aus dem englischen professionellen Sport. In seiner Wettbewerbsausrichtung, mit seiner rauen Spielweise und dem oftmals unkontrollierten Verhalten der Zuschauer entsprach er nicht den Vorstellungen des Arbeitersports. Schon 1922 gab es in der »Arbeiterturnzeitung« deutliche Forderungen: »Im Fußballwesen müssen noch schärfere Strafmittel gegen die berühmten Unverbesserlichen gefunden werden.«⁷⁰ Auf lokaler Ebene, in den Vereinen, standen sich die zumeist jüngeren Fußballer

65 *Kürbisch*, Chronik der sudetendeutschen Sozialdemokratie, S. 52ff., 61f. und 67ff.; *Röder*, Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration, S. 129; *Musilová*, Z ženského pohledu, S. 98.

66 *Martin Zöller*, Geschichte des Fußballsports in Deutschland bis 1945, Berlin (Ost) 1978, S. 33f.

67 Seliger-Gemeinde, Weg, Leistung, Schicksal, S. 262.

68 Erweiterte Bundesvorstandssitzung, in: Arbeiterturnzeitung, 1927, Nr. 11; Sitzung des Zentralrates, in: Arbeiterturnzeitung, 1933, Nr. 2.

69 Fußball – Zehntausend Menschen sind begeistert, in: Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung, 1933, Nr. 6.

70 Zum Bundesturntag, in: Arbeiterturnzeitung, 1922, Nr. 10.

und die eher älteren Turner gegenüber. So kann nicht verwundern, dass ein Bericht von 1923 ein eher pessimistisches Bild des Verbands zeichnet: »Es entstanden klaffende Gegensätze, die nicht immer politischer, sondern meistens persönlicher Natur waren. Wir sehen ja heute noch die Befehdung zwischen Turnern und Fußballern oder anderen Sportlern, Streitfälle unter den Genossen und noch mehr unter den Genossinnen.«⁷¹

In der Folge beschäftigte man sich vor allem auch mit technischen Fragen, um den Fußball und die Fußballer besser unter Kontrolle zu haben. Franz Mykura aus dem VI. Kreis des ATUS forderte so die Einführung eines eigenen Beitrags für Sportler und Fußballer, um die jedem Mitglied gebotene Unfallversicherung decken zu können. In einem Antrag an den Bundesturntag von 1925 wurde die Befürchtung zum Ausdruck gebracht, dass durch die unterschiedlichen Sportsparten des Verbandes letztlich eigene Vereine entstehen könnten. Was die Verwaltung betraf, stellte der Fußball für den ATUS eine große Herausforderung dar. Von den 80 Fußballmannschaften war 1925 nur die Hälfte beim Verband registriert.⁷² Mit einer gewissen Schärfe fochten Gegner und Befürworter des Fußballs ihren Konflikt aus. Unter dem Titel »Fußballkrise« analysierte Franz Lösel in der »Arbeiterturnzeitung« 1930 den Fußballsport: »Versagen die Hemmungen, die der Verstand den Trieben anlegt, dann kommt es zu elementaren Triebhandlungen, derer sich der Erwachsene bisweilen schämt. Um eine triebhafte Elementarbewegung handelt es sich aber beim Fußballspiele.« Zu einem vergleichbaren Ergebnis kam er bei den Zuschauern: »Die durstigen Kehlen der Sportplatzhelden seien nicht minder fest in den Klauen des Alkoholkapitals wie die Bierbräuche der Stammtischspieler.«⁷³ Der Fußballausschuss, höchstes Organ der Fußballsparte im ATUS, war bemüht, den Turnern entgegenzukommen, und konzipierte einen Dreikampf für Fußballer, bestehend aus 100-Meter-Lauf in Fußballschuhen, Fußballweitstoßen und Ballführung mit Torschuss.⁷⁴

Die Kritik am Fußball ebte aber nicht ab. Zu Beginn der 1930er Jahre wurde den Fußballern vorgeworfen, trotz der hohen Werbewirksamkeit des Sports bei der Bildung von Jugend- und Kindermannschaften untätig zu sein.⁷⁵ Aus diesem Grund fasste der ATUS folgenden Beschluss: »Alle Kinder sollen in einem einheitlichen Vereinskörper auf einheitlicher Basis körperlich und geistig erzogen werden. Jeder speziellen Spartenätigkeit muss eine geregelte turnerisch-gymnastische Vorbereitung vorausgehen.«⁷⁶ Somit konnten alle Kinder im Verband erst mit einem Nachweis über besuchte Turnstunden an den Aktivitäten der Sportsparten teilnehmen. Rudolf Storch, Funktionär des Erzieherwesens im ATUS, und der Bundesspielleiter für Fußball Gustav Erlacher legten 1933 einen Maßnahmenkatalog vor. Dem zufolge sollten die Funktionäre der Fußballsparte zu »Führern und Erziehern der Mannschaften« ausgebildet werden. Zudem sollten auf Versammlungen der Fußballer Vorträge zu Fragen der Arbeiterturnbewegung gehalten werden. Weitere Maßnahmen sahen die Einführung von Wettbewerben in 100-Meter-Lauf, Fußball-Weitstoß, Fußball-Weitwurf, Weitsprung und eine Zehnmal-100-Meter-Stafette vor. Mit den Worten »Das Publikum muß entfanatisiert werden« sollten die Zuschauer zu besserem Verhalten erzogen werden. Dies sollte durch eine regelmäßige Zuschauerkritik in den Zeitungen geschehen.⁷⁷

Im August 1933 erschien in der Zeitung des ATUS eine Bewertung des Fußballs, in der Fußballern und Fußballfunktionären vorgeworfen wurde, eine »Republik für sich« zu gründen, was die ganze Sparte in eine düstere Zukunft führen würde: »Momentan geht die

71 Bundesturnfest, in: Arbeiterturnzeitung, 1923, Nr. 11.

72 Unsere Spartensitzungen, in: Arbeiterturnzeitung, 1925, Nr. 11.

73 Franz Lösel, Fußballkrise, in: Arbeiterturnzeitung, 1930, Nr. 6.

74 Arbeit für die II. Arbeiter-Sport-Olympiade, in: Arbeiterturnzeitung, 1930, Nr. 9.

75 Rudolf Storch, Um den Nachwuchs, in: Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung, 1932, Nr. 3.

76 Technischer Hauptausschuss, in: Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung, 1932, Nr. 11.

77 Mitteilung der Erzieher, in: Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung, 1933, Nr. 2.

Fußballbewegung den falschen Weg. Er führt nicht zum Ziele, sondern zum Verfall.«⁷⁸ Zwei Jahre später musste auch Gustav Erlacher einräumen, dass aufgrund weiterer Zwischenfälle auf den Plätzen und aufgrund der Passivität der Funktionäre das Ende des Fußballs im ATUS nah sei.⁷⁹ Auch die Einführung neuer Sportarten, die eine Alternative zum Fußball bieten sollten, führte nicht zu einer besseren Integration der Fußballer. Maßnahmen wie der sogenannte Turnzwang für Kinder schienen vielmehr das Gegenteil zu bewirken, da Kinder nun lieber für »wilde Mannschaften« spielten. Letztlich wurde der Turnzwang für Fußball spielende Kinder 1935 wieder aufgehoben.⁸⁰ Bis 1938 war der ATUS bemüht, die Fußballer durch gut gemeinte Appelle zur Mitarbeit im Verband zu bewegen: »Nach diesen Grundsätzen ist also ein Arbeiterfußballer ein Mitglied unserer Organisation, das die Freiübungen überall mitturnt, an allen vorgeschriebenen Aufmärschen teilnimmt und daneben noch Fußball spielt.«⁸¹

Die konfliktreiche Integration der Fußballer zeigt, wie schwierig sich die deutsche Sozialdemokratie in Böhmen damit tat, neue kulturelle Formen der Vergemeinschaftung, hier den Wettbewerbssport Fußball, zu übernehmen. Am Fußball im »Arbeiter-Turn- und Sportverband« zeichnete sich zudem eine Auseinandersetzung zwischen Tradition und Moderne ab. Der Fußball als Zuschauer- und Massensport und somit als Element der Moderne stieß wie gezeigt aus verschiedenen Gründen auf die Ablehnung der Arbeiterturner, die sich dem traditionellen Turnen jahnischer Prägung verpflichtet sahen.

III. DEBATTEN UM ALKOHOLABSTINENZ

Zu den in Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung deutlich wahrnehmbaren Debatten zählte neben anderen auch die Frage des Alkoholkonsums. Der »Arbeiter-Abstinenten-Bund«, eine verhältnismäßig kleine, aber sehr aktive Organisation, hatte zum Ziel, die Angehörigen der Arbeiterschaft vom Alkohol sowie vom Tabak abzubringen. Eine zentrale Forderung des Bundes waren alkohol- und rauchfreie Versammlungen in Arbeiterhäusern und Gasthäusern. In den meisten Lokalen gab es bei Zusammenkünften eine Trinkpflicht. Die meisten Vereine und Verbände mussten in Ermangelung eines anderen Versammlungsortes diesen Umstand in Kauf nehmen. Dies hatte allerdings auch Folgen. In der Weltwirtschaftskrise verwies die Sozialistische Jugend darauf, dass der Besuch der Veranstaltungen vielerorts zurückgegangen sei, und begründete dies damit, dass viele Jüngere nicht mehr das Geld für das Gasthaus hätten.⁸² Die Jugendsektion Teplitz des »Internationalen Metallarbeiterverbandes« lud 1935 zu zwei Lichtbildervorträgen in ein Gasthaus in Weißkirchlitz ein und verwies besonders auf den freien Eintritt und die aufgehobene Trinkpflicht.⁸³ Oft bestanden selbst Arbeiterheime auf dem Alkoholverzehr, was ein Kommentar von Leopold Pölzl, Bürgermeister von Aussig, von 1931 unterstreicht, in dem er die »Kinderfreunde« anführte, die als Nichttrinker in nahezu allen Arbeiterheimen unbeliebt seien.⁸⁴ Der Alkoholkonsum in Volks- und Arbeiterhäusern muss vor dem Hintergrund finanzieller Interessen gesehen werden, was sich auch in der Werbung für Biere und Gaststätten in sozialdemokratischen Zeitungen zeigte.

Zwischen 1918 und 1938 war die Haltung der Arbeiterbewegung zum Alkohol ein fortwährend diskutiertes Thema, das seine Anfänge bereits im 19. Jahrhundert hatte. Vorstel-

78 Fußball, in: Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung, 1933, Nr. 8.

79 Fußball, in: Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung, 1935, Nr. 2.

80 Fußballersparte im Jahre 1935, in: Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung, 1935, Nr. 4.

81 Mitteilungen der Erzieher, in: Arbeiter-Turn- und Sport-Zeitung, 1935, Nr. 4.

82 Rückschau auf unsere Arbeit, in: Sozialistische Jugend, Mai 1934.

83 Aus den Verwaltungsstellen, in: Internationaler Metallarbeiter, 10.8.1935.

84 *Leopold Pölzl*, Arbeiterheime sollen Erziehungsstätten sein!, in: Der Weckruf, Juli/August 1931.

lungen der Lebensreform, die ihren Weg aus der reichsdeutschen und österreichischen Sozialdemokratie in die böhmischen Länder gefunden hatten, erfuhren gerade nach dem Ersten Weltkrieg einen Aufschwung.⁸⁵ In seiner Arbeit zum Aupatal hat Franz Krejci die Bemühungen seitens der Arbeiterbewegung gegen den Alkohol der Textilarbeiter dargestellt. Die Arbeiterbewegung habe es als große Aufgabe verstanden, sich gegen die bestehenden Trinksitten zu wenden und vor allem die »Schnapspest aus den Fabriken zu bannen.«⁸⁶ Der 1921 gegründete »Arbeiter-Abstinenz-Bund« übernahm solche Vorstellungen, betrieb Agitation für die Abstinenz und verband dies mit politischen Forderungen. So plädierte er schon 1923 für eine »zeitgemäße Schankgewerbereform«. Mit dieser sollte in den Städten und Dörfern der massenhafte Alkoholismus eingeschränkt werden.⁸⁷ Der Bund bemühte sich um eine Aufklärung der Arbeiterschaft und eröffnete deswegen zeitweilig auch eine Antialkoholausstellung in Komotau/Chomutov, die er wie folgt kommentierte: »Verbrechen und Wahnsinn sind die letzte Etappe in der Laufbahn des notorischen Säufers, der auch fast immer sein Leben im Zuchthaus oder in der Irrenanstalt beschließt.«⁸⁸ Ernst Lieben, Geschäftsführer des Bundes führte 1927 in ähnlicher Rhetorik an, dass Trinker »Idioten, Epileptiker, nervöse, zur Tuberkulose neigende, mit Veitstanz, mit Wasserköpfen behaftete Kinder« zeugen würden.⁸⁹ Die erklärten Gegner der Arbeiterabstinenzler waren Gasthäuser, Brauereien und Alkoholproduzenten.⁹⁰ In ihren Bemühungen wurden sie von den beiden Arbeitersportverbänden unterstützt. Auf dem Bundestag des »Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer-Bundes« von 1933 erklärte der Funktionär Wenzel Karl Haufe: »Es darf kein Sportfest geben, auf dem das Bierkrügel Trumpf ist.«⁹¹ Allerdings fanden sich auch im Organ des Verbandes »Arbeiter-Radfahrer« Anzeigen wie etwa »Trinkt Brüxer Flaschenbiere!«⁹²

In der reichsdeutschen Arbeiterbewegung stieß die geforderte Abstinenz laut Peter Lösche und Franz Walter als Teil des »sozialdemokratisch-lebensreformerischen Kulturethos« auf »materielle Sonderinteressen« etwa der Betreiber von Volkshäusern.⁹³ Dieser Zusammenhang lässt sich so auch für die Arbeiterbewegung in den böhmischen Ländern beschreiben. 1927 etwa beschwerte sich der Obmann einer Ortsgruppe des »Arbeiter-Abstinenz-Bundes« darüber, dass man die Plakate seiner Gruppe nicht in einem bürgerlichen Gasthaus entfernt habe, sondern im Arbeiterheim.⁹⁴ Für viele Arbeiterabstinenzler befanden sich auch die Naturfreunde in der »Schuldnechtschaft des Alkoholkapitals«, da auf ihren Hütten Alkohol ausgeschenkt werde.⁹⁵ Ebenso wurde kritisiert, dass viele Volkshäuser nur mit der finanziellen Unterstützung von Brauereien entstanden seien, was als »unwürdige Art der Errichtung« »eine schwere Bürde« für die Organisation sei, da vielerorts nun jeden Sonntag eine »Festseuche« herrsche, um so das Haus zu finanzieren.⁹⁶ Eine konkrete Tätigkeit ent-

85 Florentine Fritzen, *Gesünder leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2006, S. 10.

86 Franz Krejci, *Das Aupatal im Riesengebirge und seine Textilarbeiter um die Jahrhundertwende*, Aarau 1961, S. 61.

87 Gemeinde und Alkoholfrage, in: *Sozialdemokrat. Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik* (im Folgenden: *Sozialdemokrat*), 28.8.1923.

88 Antialkoholausstellung in Komotau, in: *Sozialdemokrat*, 17.2.1926.

89 Ernst Lieben, *Schützt die Kinder vor dem Alkohol*, in: *Der Weckruf*, April 1927.

90 Die Not der Arbeitslosen und die Not der Brauereiaktionäre, in: *Der Weckruf*, Januar 1931.

91 Referat von Haufe auf dem Bundestag, in: *Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer*, 1.5.1933.

92 In: *Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer*, 1.8.1934.

93 Peter Lösche/Franz Walter, *Zur Organisationskultur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Niedergang der Klassenkultur oder solidargemeinschaftlicher Höhepunkt*, in: *GG* 4, 1989, S. 511–536, hier: S. 530f.

94 Aus der Bewegung, in: *Der Weckruf*, Dezember 1927.

95 Ernst Lieben, *Naturfreunde und Alkoholfrage*, in: *Der Weckruf*, Februar 1930.

96 Arbeiterheime und Braukapital, in: *Der Weckruf*, Juli/August 1931.

faltete der Abstinentenbund in der Propagierung der gärungslosen Fruchteverwertung und brachte bereits 1931 einen entsprechenden Werbefilm in Umlauf.⁹⁷ Das Ziel vieler Ortsgruppen war die Anschaffung eines Sterilisationsapparates zur Fruchteverwertung, um so, wie es die Gruppe aus Choteschau/Chotěšov anführte, zu beweisen, »dass es hochwertige Süßmolken gibt, die erquicken und nicht berauschen«.⁹⁸ Eine eigene Trinkerfürsorge betrieb der »Arbeiter-Abstinerten-Bund« aber nicht. Hierzu fehlten ihm Mittel und Personal.⁹⁹

Die Alkoholabstinenz konnte sich trotz aller Anstrengungen der Arbeiterabstinerten nicht als Form in der Arbeiterbewegung durchsetzen. Dies, obwohl sie laut Walter in der ehemaligen Sozialdemokratie in Österreich bessere Voraussetzungen gehabt hatte als in Deutschland, wo August Bebel die Ziele der Abstinerten als »Kleinkram« abgetan hatte.¹⁰⁰ In der Sozialdemokratie Österreichs habe es hingegen mit Victor Adler einen überzeugten Aktivisten der Abstinertenbewegung gegeben.¹⁰¹ Tatsächlich gab es in einigen Teilen der deutschen Arbeiterbewegung in der Tschechoslowakei eine klare Ablehnung des Alkohols. Auf dem ersten Bundes-Wintersporttag des ATUS sei es selbstverständlich gewesen, Alkohol und Tabak zu meiden.¹⁰² Wohlwollend wurde ebenso kommentiert, dass das 1934 in Betrieb genommene Jugendheim der Metallarbeiter auf Initiative von Franz Kaufmann, dem Obmann des Metallarbeiterverbandes, ohne Alkohol bewirtschaftet wurde.¹⁰³ Insgesamt war die Zustimmung zur Abstinenz aber weniger eindeutig. Auf dem Bundestag des »Bundes proletarischer Freidenker« sei nicht geraucht und nicht getrunken worden.¹⁰⁴ Der folgende Verbandstag der Freidenker 1926 kam dann allerdings in der Altdeutschen Bierstube in Reichenberg zusammen.¹⁰⁵ Die Gewerkschaft der Postler führte 1935 eine Autobusfahrt nach Südmähren durch, wo den Teilnehmern in einem Gasthaus zum Vorzugspreis Wein serviert wurde.¹⁰⁶

Das Anliegen der Abstinerten stieß in der Arbeiterbewegung auf ein sehr unterschiedliches Interesse. Der »Arbeiter-Abstinerten-Bund« verblieb deswegen auch immer eher am Rand von Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung, wenngleich er immer ohne Abstriche als zugehörig betrachtet wurde. Mit seinen Forderungen und Bemühungen ist er ein gutes Beispiel dafür, wie schwierig es war, neue Formen in der Arbeiterbewegung einzuführen. Zumindest für die Kultur- und Freizeitverbände kann aber auch von einem gewissen Erfolg dieser Bemühungen gesprochen werden. So haben die Arbeiterabstinerten trotz ihrer nur geringen Wirkung einen Beitrag zur Herausbildung eines eigenen Arbeitermilieus geleistet.

IV. GENTER SYSTEM

1925 trat in der Tschechoslowakei das sogenannte Genter System per Gesetz in Kraft. Dieses Gesetz zur Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung sollte gerade mit der 1930 einsetzenden Weltwirtschaftskrise zu einer großen Belastung für die Gewerkschaften werden.

97 Bericht aus Teplitz-Turn, in: Der Weckruf, März 1931.

98 Franz Volk, Bericht aus Choteschau, in: Der Weckruf, Februar 1931.

99 Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik, Bericht an den in der Zeit vom 18. bis 21. März 1938 stattfindenden Parteitag in Reichenberg, S. 201.

100 Franz Walter, Der Deutsche Arbeiter-Abstinerten-Bund (DAAB), in: Peter Lösche (Hrsg.), Solidargemeinschaft und Milieu. Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik, Bonn 1991, S. 97–239, hier: S. 98.

101 Ebd., S. 183.

102 Kleine Mitteilungen, in: Der Weckruf, Februar 1926.

103 Bericht aus Komotau, in: Der Weckruf, Juli 1935.

104 Der Bundestag proletarischer Freidenker, in: Sozialdemokrat, 24.4.1924.

105 In: Freier Gedanke, 1926, Nr. 3.

106 Aus den Gauen und Ortsgruppen, in: Gewerkschaft der Postler, Juli 1935.

Seinen Ursprung hatte es in einer Regelung aus dem belgischen Gent. Dort wurde ab 1901 jeder Franc, der von Gewerkschaften an arbeitslose Mitglieder ausgezahlt wurde, durch einen weiteren Franc aus Mitteln der Stadt aufgewertet.¹⁰⁷ In der Tschechoslowakei hatte die Nationalversammlung bereits 1921 die Einführung des Systems beschlossen. Es erhielt aber erst vier Jahre später per Regierungsverordnung Gültigkeit.¹⁰⁸ Es umfasste sehr umfangreiche Bestimmungen. Die Gewerkschaftsunterstützung konnte nur in einer Gewerkschaft geltend gemacht werden. Unterstützungsbezieher mussten dreimal pro Woche bei der staatlichen Arbeitsvermittlung vorstellig werden. Für Arbeiter im Ausstand bestand kein Anspruch auf Unterstützung. Diese wurde generell erst am achten Tag der Erwerbslosigkeit ausgezahlt, dann aber rückwirkend.¹⁰⁹ Die Kassierer der örtlichen Gewerkschaftsgruppen brachten die entsprechenden Beträge zunächst zur Auszahlung an die Berechtigten. In einem weiteren Schritt konnte die Gewerkschaft den ausgezahlten Staatsbeitrag nach einem komplizierten Verfahren zurückerhalten. Der Verwaltungsaufwand wurde nicht vergütet. Der Staatsbeitrag wurde 1933 als Folge der Krise deutlich gesenkt.¹¹⁰ Das Genter System war für die Gewerkschaften eine große finanzielle Belastung. Der Keramarbeiter-Verband musste so bereits 1925 eine Beitragserhöhung beschließen, um die Auslagen zu decken. Zahlreiche Ortsgruppen zogen Kürzungen bei Krankheits- und Entbindungsbeihilfen Beitragserhöhungen vor.¹¹¹ Anfänglich gab es auch positive Wortmeldungen zum Genter System. Es wurde die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, dass nunmehr die gleichgültigen Arbeiter den Weg in die Gewerkschaft finden würden. Das Gewerkschaftsblatt »Keram-Arbeiter« schrieb hierzu 1920, dass den Unorganisierten zum Bewusstsein gebracht werde, »dass der Weg, mitzuernten, wo andere gesät haben, nicht mehr überall frei ist«. Es ergebe sich die Möglichkeit, den »Schmarotzern« den »Weg zur Ausplünderung der errungenen Vorteile organisatorischer Arbeit« zu versperren.¹¹²

Die Aussiger Gruppe des »Internationalen Metallarbeiterverbandes« diskutierte das Genter System kontrovers. Anton Müller, Mitglied im Vorstand der Metallarbeitergewerkschaft, betonte auf einer dortigen Versammlung, dass das System zwar nicht im Interesse des Klassenkampfes sei, aber zumindest als Agitationsmittel dienen könne.¹¹³ Auf einer Versammlung des Verbandes der Bekleidungsarbeiter in Neutitschein/Nový Jičín wurde erklärt, dass das Genter System zur Festigung der Gewerkschaften führe.¹¹⁴ In einem Bericht der Textilarbeiter im Gebiet Reichenberg von 1929 wurde eingeräumt, dass man sich anfänglich versprochen hatte, dass das Genter System einen Aufschwung in der Gewerkschaft bewirken würde.¹¹⁵ Die Glasarbeiter in Oberleutensdorf/Litvínov betonten, dass »trotz der großen Bedeutung des Unterstützungswesens der Kampfcharakter der Organisation« bestehen bleiben müsse.¹¹⁶ Vergleichbar lautete eine Meldung der Textilar-

107 Zentral-Gewerkschaftskommission des Deutschen Gewerkschaftsbundes in der Tschechoslowakei, Bericht an den zweiten ordentlichen Gewerkschaftskongress in Karlsbad 1924, S. 273.

108 In: Allgemeine Angestelltenzeitung, 5, 1935; *Miroslav Buchvaldek*, *Československé dějiny v datech* [Tschechoslowakische Geschichte in Daten], Prag 1986, S. 395.

109 *Franz Rehwald*, Zwei wichtige Gesetze, in: Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei (Hrsg.), Arbeiter-Taschenbuch. Kalender für das Jahr 1926, S. 35.

110 Verhandlungsschrift. Beschluss des Zentralvorstands bzgl. der Änderung des Staatszuschusses, in: Allgemeine Angestelltenzeitung, 1.10.1933.

111 Verband der Keramarbeiter Fischern (Hrsg.), Bericht über die Tätigkeit des Verbandes der Keramarbeiter in der Verwaltungsperiode vom 1. Jänner 1922 bis 31. Dezember 1924, S. 30.

112 Der Staatsbeitrag zur gewerkschaftlichen Arbeitslosenunterstützung, in: Keram-Arbeiter, 15.1.1920.

113 Aus den Verwaltungsstellen, in: Internationaler Metallarbeiter, 24.1.1925.

114 Ebd.

115 Union der Textilarbeiter, Bericht über die Tätigkeit in der III. Verwaltungsperiode, S. 236.

116 Aus den Verwaltungsstellen, in: Internationaler Metallarbeiter, 7.2.1925.

beiter in Jägerndorf/Krnov: Ein großer Teil der Mitglieder schauete durch das System nur auf die Unterstützungen des Verbandes, woraus die schwere Aufgabe erwachse, eine »Degradierung von der Kampforganisation zum Unterstützungsverein« entgegenzuwirken.¹¹⁷ In der »Union der Bergarbeiter« wurde befürchtet, dass der Zusammenhang zwischen Staats- und Gewerkschaftsbeitrag dazu führen könne, dass Mitglieder eine höhere Unterstützung des Verbandes einfordern würden, um so gleichzeitig den per Gesetz gekoppelten staatlichen Betrag anzuheben. Dies würden die Kassen der Verbände nur eine gewisse Zeit durchhalten.¹¹⁸ Tatsächlich sollten sich einige dieser Befürchtungen auch bewahrheiten. Eine wirkliche Hilfe in der Arbeitslosigkeit konnte das System in der Breite nicht bieten. Nur 204.000 der insgesamt 792.000 Arbeitslosen vom 1. September 1936 wurden durch das Genter System unterstützt.¹¹⁹ Für die Gewerkschaften bedeutete es vor allem einen hohen Verwaltungsaufwand. »Glück auf«, die Zeitschrift der »Union der Bergarbeiter«, beschrieb dies so: »Das Genter System ist fast eine Wissenschaft für sich geworden und es ist selbst für einen Sekretär nicht immer leicht, sich in dem Gestrüpp dieses Gesetzes und der zu dessen Interpretation erlassenen Verordnungen zurechtzufinden.«¹²⁰

Die Gewerkschaften gerieten durch das Genter System zudem unter eine größere staatliche Aufsicht. Im Verband der Glas- und Keramarbeiter etwa führte das Ministerium für Soziale Fürsorge 1935 eine einwöchige Revision der Arbeitslosenkasse durch.¹²¹ Der Staat überwachte die ordnungsgemäße Durchführung des Systems. Auf der anderen Seite entlud sich auf Kassierer und Sekretäre der Gewerkschaften der Unmut der Mitgliedschaft. Dies trug dazu bei, dass sich die Atmosphäre in den Gewerkschaften verschlechterte. Auch dies war ein Grund, warum der Gewerkschaftsbund das System 1936 deutlich kritisierte: »Seit dieser Zeit ist das Gesetz über den Staatszuschuss zu einer Quelle für bürokratische Schikanen geworden, die die Gewerkschaften zu erdrücken drohen, ihre Autonomie in allen Fragen der Arbeitslosenunterstützung aufheben und sie zu Durchführungsorganen der Regierung machen.«¹²² Eine große Belastung entstand gerade für die Ortsgruppenkassierer. Sie waren für alle Vorgänge und Auszahlungen verantwortlich. Laut Johann Schiller machte sie das zu unbesoldeten Staatsbeamten.¹²³ Oftmals konnten die Kassierer bei den Wahlen in den Ortsgruppen nur sehr mühsam dazu bewegt werden, die Position erneut zu übernehmen. Auf dem Verbandstag des Verbandes der Holz- und Landarbeiter von 1936 gab es neun Anträge, die sich mit einer finanziellen Entschädigung für die Kassierer befassten.¹²⁴ Solche Aufwandsentschädigungen kamen aber aufgrund der angespannten Finanzen nicht infrage. Das Genter System hatte noch weitere schwerwiegende Folgen. Eini-

117 Union der Textilarbeiter, Bericht über die Tätigkeit in der III. Verwaltungsperiode, S. 328.

118 Union der Bergarbeiter, Protokoll des VIII. Unionstages der Union der Bergarbeiter in der Zeit vom 4. bis 7. Juni 1927 im Bergarbeiterheim in Falkenau an der Eger, S. 53.

119 Der Fürsorgeminister über Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung, in: Einigkeit, 15.2.1936.

120 Unsere gewerkschaftliche Arbeit. Der Verlauf unserer Bezirkskonferenzen, in: Glück auf, 20.6.1935.

121 Verband der Glas- und Keramarbeiter und Arbeiterinnen i. d. ČSR (Hrsg.), Bericht über die Tätigkeit an den Verbandstag in Turn-Teplitz, 7. und 8. November 1936, S. 146.

122 Zentralgewerkschaftskommission des Deutschen Gewerkschaftsbundes in der ČSR (Hrsg.), Bericht der Zentralgewerkschaftskommission des Deutschen Gewerkschaftsbundes in der Tschechoslowakischen Republik an den 5. ordentlichen Gewerkschaftskongress in Reichenberg vom 23. bis 26. Mai 1936, Reichenberg 1936, S. 101.

123 Bekleidungsarbeiter-Verband i. d. Č.S.R (Hrsg.), Protokoll des dritten ordentlichen Verbandstages des Verbandes der Arbeiter und Arbeiterinnen in der Bekleidungsindustrie, Sitz Reichenberg. Abgehalten in der Zeit vom 10. bis 12. September 1927 in Karlsbad, Reichenberg 1927, S. 26.

124 Verband der Holz- und Landarbeiter in der Tschechoslowakischen Republik in Reichenberg (Hrsg.), Sechster ordentlicher Verbandstag. Einberufen für die Tage von Samstag den 17. bis Montag den 19. Oktober 1936 im Hotel »Goldener Löwe« in Reichenberg, 1936, S. 38.

ge Prinzipien der Gewerkschaftsarbeit wurden in ihr Gegenteil verkehrt. Gustav Neumann, Obmann des Verbandes der Glas- und Keramarbeiter, musste einräumen, dass der Verband nicht erfreut gewesen sei, neue Mitglieder zu gewinnen, da es diesen allein darum gegangen sei, was die Organisation zu geben habe.¹²⁵

Finanzielle Probleme, aber gerade auch der erhöhte Aufwand an Verwaltung und Personal führten zu einer erheblichen Belastung der Gewerkschaften. Dies machte sich unter anderem in der Bildungsarbeit bemerkbar, die mit der beginnenden Weltwirtschaftskrise einen starken Rückgang zu verzeichnen hatte. In einem Bericht musste der Bekleidungsarbeiterverband darauf verweisen, dass die Arbeitslosenunterstützung einen Großteil der Tätigkeit ausmache.¹²⁶ Durch das Genter System wurden Abläufe und Tätigkeitsfelder der Gewerkschaften einschneidend verändert. Es bedrohte die Verbände in ihrem Bestand und ließ sie aufgrund der großen administrativen Aufgaben nicht mehr ihren eigentlichen Zielen und Tätigkeiten als Kampforganisation der Arbeiterbewegung nachkommen. Dies brachte eine dauerhafte Identitätskrise mit sich. In der Wahrnehmung von außen, aber auch in der eigenen, musste man sich wie ein verlängerter Arm des Staats vorkommen. Das Urteil Martin Bachsteins, die DSAP habe sich in der Regierung ab 1929 »im Dienste am tschechoslowakischen Staate« aufopfern müssen, kann in aller Deutlichkeit auch auf die Gewerkschaften Anwendung finden.¹²⁷ 1924 hatte der Gewerkschaftsbund noch mit Zufriedenheit davon gesprochen, dass die Gewerkschaften Bestandteil des öffentlichen Lebens seien, dass sie »in hervorragendem Maße zur Mitwirkung an staatlichen Organen und wichtigen Einrichtungen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens berufen« worden seien. Zehn Jahre später kamen die Gewerkschaftler zu vollkommen anderen Einschätzungen.¹²⁸ In einem Bericht des Holzarbeiterverbandes in Wiese hieß es 1935: »Der mit der Durchführung betraute Gewerkschaftsangestellte soll dem Staate gegenüber für alles haftbar sein, möchte aber gleichzeitig alles Unmögliche für die Mitglieder herausholen.«¹²⁹

V. SCHLUSS

Die deutsche Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern war mehr als nur eine Partei. Sie war in ihrem Aufbau, in ihren Traditionen und in ihren Zielen eine der klassischen Arbeiterbewegungen der deutschsprachigen Länder. Ihre politische Führungsorganisation, die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei, betrieb als politische Kraft einer Minderheit in der Tschechoslowakei eine Politik des Aktivismus, einer grundsätzlichen Bereitschaft zur Mitwirkung an den Geschicken des Staates. Unter dem Eindruck des reichsdeutschen Nationalsozialismus und vergleichbarer Tendenzen im Inland entwickelte sich aus dem Aktivismus das deutliche Bekenntnis zu Demokratie und Tschechoslowakischer Republik. Die deutschen Sozialdemokraten hielten dieses Bekenntnis bis 1938 aufrecht. Diese geschichtliche Rolle hat der später als »sudetendeutsch« bezeichneten Sozialdemokratie nach 1945 vonseiten der Historiografie ein großes Interesse eingebracht. In der wissenschaftlichen Li-

125 Verband der Glas- und Keramarbeiter und -arbeiterinnen i. d. ČSR (Hrsg.), Bericht und Protokoll des I. ordentlichen Verbandstages in den Stadtsälen in Turn-Teplitz am 28. und 29. Oktober 1933, S. 41 (Protokoll).

126 Bekleidungsarbeiter-Verband i. d. Č.S.R. (Hrsg.), Tätigkeitsbericht des Vorstandes für das Jahr 1935, Reichenberg 1936, S. 3.

127 Martin K. Bachstein, Die deutsche Sozialdemokratische Arbeiter-Partei (DSAP) in der Tschechoslowakischen Republik. Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, in: Arbeiterbewegung und Arbeiterdichtung. Beiträge zur Geschichte der Sozialdemokratischen Arbeiterbewegung im Sudeten-, Karpaten- und Donauraum, München 1980, S. 45–61, hier: S. 54.

128 Schwache Gewerkschaften – ein Unglück für das Volk!, in: Einigkeit, 1.3.1934.

129 Aus den Generalversammlungen, in: Holzarbeiter, 1.4.1935.

teratur überwog bislang die Frage, wie sich die deutsche Sozialdemokratie zum Staat der tschechoslowakischen Mehrheitsnation stellte. Als klassische Arbeiterbewegung wurde sie bislang nur am Rande wahrgenommen. Erst in den letzten Jahren sind in Deutschland und Tschechien einige Arbeiten erschienen, die sich diesem Aspekt widmeten.¹³⁰ Die hier in aller Kürze umrissenen Themenfelder der Integration, der Diskurse um proletarische Formen der Soziabilität sowie der Gewerkschaftsgeschichte zeigen, dass auch die sudetendeutsche Sozialdemokratie ein breites Spektrum an wichtigen Fragestellungen eröffnet. Die Debatten um die Inklusion und Repräsentation von Frauen und Fußballern zeigen, dass die Sozialdemokratie als soziokulturelle Bewegung der Arbeiter aus verschiedenen Gründen an die Grenzen ihrer Integrationsfähigkeit stieß. Ihrem Anspruch, die gesamte Arbeiterschaft unter ihrer Fahne einen zu wollen, wurde sie damit nicht gerecht. Des Weiteren lässt sich aus dieser Schwäche ein Grund dafür ableiten, warum die Sozialdemokratie zusehends an politischem und gesellschaftlichem Einfluss verlor und der Sudetendeutschen Partei immer weniger entgegenzusetzen hatte. Die hier gewählten Aspekte deuten an, dass einem solchen dynamischen Aufstieg auf der anderen Seite eine innerlich nicht immer gefestigte Sozialdemokratie gegenüberstand. Dies gilt für den zunehmend umstrittenen Aktivismus der Sozialdemokraten, aber gerade auch für die gescheiterte Integration bestimmter Gruppen und die Auseinandersetzungen um kulturelle Formen im sozialdemokratischen Arbeitermilieu. Das Genter System mit all seinen Folgen verstärkte die zunehmende Hemmung der Sozialdemokratie. Es stellte nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen eine große Belastung für diese dar, sondern auch aus politischen. Die Gewerkschaften wurden damit insbesondere in der Wahrnehmung ihrer eigenen Mitglieder zu einem verlängerten Arm staatlicher Behörden. Sie banden sich so als ursprüngliche Kampforganisation der Arbeiterklasse an einen Staat, der in der Weltwirtschaftskrise der deutschen Bevölkerung in nationalpolitischer und der Arbeiterschaft in sozialpolitischer Hinsicht nur wenig zu bieten hatte. Der Regierungseintritt der DSAP im Jahr 1929 und die Machtlosigkeit des sozialdemokratischen Kabinettsmitgliedes Czech hatten unter den Partei- und Gewerkschaftsmitgliedern zu einer großen Frustration geführt. Das Genter System war ein bestimmendes Moment dieser Frustration.

Die hier dargestellte Entfremdung zwischen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung und Teilen ihrer Anhängerschaft darf aber nicht dazu verleiten, die Ambivalenz der soziokulturellen Integration der Arbeiterschaft zu übersehen. Sowohl das Genter System als auch die bestenfalls partielle Integration weiblicher Mitglieder und der Arbeiterfußballer zeigen, dass sich an den Rändern des Milieus der Arbeiterbewegung deutliche Erosionstendenzen entwickelten. Zugleich lässt sich jedoch nicht in Abrede stellen, dass sich das Band derer, die treu zur Sozialdemokratie standen, im Milieukern der Arbeiterbewegung enger schloss. Ungeachtet der Erosionstendenzen an den Milieurändern sowie der außen- und innenpolitischen Bedrohung bildete sich innerhalb der Arbeiterbewegung ein harter Kern, der der Sozialdemokratie, ihren Zielen und ihrer Politik bis 1938 treu blieb.

150 Jahre nach dem Beitritt Ascher Arbeiter zum ADAV von Ferdinand Lassalle gibt es zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern und in der Tschechoslowakei immer noch zahlreiche Forschungslücken. Jenseits der politischen Ereignisgeschichte und der Forschung zur Arbeiterbewegung wäre die DSAP so auch einmal als Partei der Kommunalpolitik zu untersuchen. Ebenso wäre es wichtig, die relevante Schnittmenge zwischen deutscher Arbeiterbewegung und jüdischer Geschichte in den böhmischen Ländern herzustellen. Darüber hinaus – dies sei als letztes Thema genannt – ist es geboten, die Sozialdemokratie aus der sehr verengenden Perspektive auf die tschechoslowakische Innenpolitik zu lösen und ihre Sicht auf die Geschehnisse der Welt zu beleuchten. Nur so kann sie einem europäischen historischen Kontext zugeordnet werden.

130 Vgl. vor allem *Reich*, Von der Arbeiterselbsthilfe.

Joachim C. Häberlen

Kameradschaft mit dem Messer?

Zum Zerfall des linksproletarischen Milieus in Leipzig am Ende der Weimarer Republik

Die deutsche sozialdemokratische Arbeiterbewegung war, vom Kaiserreich bis in die Weimarer Republik, mehr als Partei und Gewerkschaften.¹ Neben diesen Organisationen existierte eine Vielzahl von Freizeitorganisationen, mittels derer der Alltag von Arbeitern (und, weitaus weniger, Arbeiterinnen) durchdrungen werden sollte. So konnten Arbeiter in proletarischen Vereinen Sport treiben, singen, oder sich um ein proletarisches Begräbnis kümmern; ihre Kinder konnten sie von klein an in die Kinder- und Jugendorganisationen von Partei und Verbänden schicken: Sozialdemokrat von der Wiege bis zur Bahre, wie es sprichwörtlich hieß. In diesen Organisationen sollten Arbeiter im Alltag praktische Solidarität erlernen und verinnerlichen. Damit erlangte das Milieu, wie das umfassende Netz aus verschiedenen Organisationen in der Forschung beschrieben wurde, politische Relevanz, gründete sich die Kraft der Arbeiterbewegung in sozialen oder politischen Kämpfen doch auf diese Solidarität. Um die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, das Verhältnis von Demokratie und Sozialismus wie auch ihre politische Aktionsfähigkeit in krisenhaften Momenten zu verstehen, ist daher ein Blick über politische Strategien im engeren Sinne hinaus unerlässlich. Nur so lässt sich der letztlich erfolglose Kampf der Arbeiterbewegung gegen den Aufstieg des Nationalsozialismus am Ende der Weimarer Republik erklären, um den es in diesem Aufsatz gehen wird.²

Damit im Zusammenhang steht die Frage, wie sich Stärke und Zusammenhalt des Milieus erfassen lassen. Ein Mittel hierzu wäre, nach Mitgliedszahlen des »Vereinsmilieus« (Siegfried Weichlein) zu fragen, und zu analysieren, ob und wie es sich mit einem »poli-

1 Zur Geschichte der Sozialdemokratie vgl. beispielsweise *Vernon L. Lidtke*, *The Alternative Culture. Socialist Labor in Imperial Germany*, Oxford/New York etc. 1985; *ders.*, *The Outlawed Party. Social Democracy in Germany, 1878–1890*, Princeton, NJ 1966; *Dieter Groh*, *Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkriegs*, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1973; *Hans Mommsen* (Hrsg.), *Sozialdemokraten zwischen Klassenbewegung und Volkspartei. Verhandlungen der Sektion »Geschichte der Arbeiterbewegung« des Deutschen Historikertages in Regensburg (Oktober 1972)*, Frankfurt am Main 1974; *Guenther Roth*, *The Social Democrats in Imperial Germany. A Study in Working-Class Isolation and National Integration*, Totowa 1963; *Richard Breitman*, *German Socialism and Weimar Democracy*, Chapel Hill, NC 1981; *Hannes Heer*, *Burgfrieden oder Klassenkampf. Zur Politik der sozialdemokratischen Gewerkschaften 1930–1933*, Neuwied 1971; *Franz Ritter*, *Theorie und Praxis des demokratischen Sozialismus in der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 1981; *Gerhard A. Ritter*, *Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands und die Freien Gewerkschaften*, Berlin 1963; *Thomas Welkopp*, *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz*, Bonn 2000.

2 Vgl. zum Kampf der Sozialdemokratie gegen die Nationalsozialisten etwa *Wolfram Pyta*, *Gegen Hitler und für die Republik. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit der NSDAP in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1989; *Donna Harsch*, *German Social Democracy and the Rise of Nazism*, Chapel Hill, NC 1993. Ich habe diese Literatur ausführlich diskutiert in *Joachim C. Häberlen*, *Rooms of Maneuver and Political Options. The German Working-Class Movement and the Rise of Nazism*, in: *Politics, Religion & Ideology* 14, 2013, S. 377–394.

tischen Sozialmilieu« ergänzte.³ Peter Lösche und Franz Walter argumentieren beispielsweise anhand von quantitativem Material, dass die »sozialdemokratische Arbeiterkultur«, womit sie vor allem das Netz an Arbeitervereinen meinen, in der Weimarer Republik ihre Blütezeit erlebte und auch ihren Klassencharakter bewahrte. Das Problem eines solchen vor allem auf Zahlen schauenden Ansatzes ist jedoch, dass die dynamischen und konfliktreichen Verhältnisse *innerhalb* der Vereine meist unberücksichtigt bleiben. Zwar betonen auch Lösche und Walter Spannungen und Brüche innerhalb der »sozialdemokratischen Solidargemeinschaft«, ein Begriff, den sie gegenüber dem des Milieus bevorzugen, aber dennoch bleibt ihr Bild letztlich zu statisch, da die Dynamiken und Konflikte des Milieus an der Basis kaum in den Blick geraten.⁴

Einen anderen Ansatz verfolgt Klaus-Michael Mallmann in seiner Studie zu Kommunisten in der Weimarer Republik. Mallmann nimmt Nahbeziehungen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten an der Basis in den Blick, um so zu zeigen, dass dort, im lokalen Rahmen, ein »linksproletarisches Milieu« existierte, das sowohl Kommunisten wie Sozialdemokraten umfasste, den offiziellen Differenzen der Parteien zum Trotz. Dieses Milieu blieb intakt und konnte gegen die nationalsozialistische Bedrohung mobilisiert werden, so Mallmann.⁵ Ob seine Ergebnisse, die er auch anhand von Leipzig gewinnt,

3 Zum Milieu in Weimar vgl. beispielsweise *Siegfried Weichlein*, Sozialmilieus und politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur, Politik in Hessen, Göttingen 1996; *Wolfram Pyta*, Dorfgemeinschaft und Parteipolitik 1918–1933. Die Verschränkung von Milieu und Parteien in den protestantischen Landgebieten Deutschlands in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1996; *M. Rainer Lepsius*, Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der Gesellschaft, in: *Wilhelm Abel* (Hrsg.), Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge, Stuttgart 1966, S. 371–393; *Thomas Adam*, Wie bürgerlich war das sozialdemokratische Milieu?, in: *Comparativ. Leipziger Beiträge zu Universalgeschichte und vergleichender Geschichtsforschung* 9, 1999, S. 30–42; *ders.*, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig 1871–1933, Köln 1999.

4 *Peter Lösche/Franz Walter*, Zur Organisationskultur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Niedergang der Klassenstruktur oder solidargemeinschaftlicher Höhepunkt?, in: *GG* 15, 1989, S. 511–536.

5 *Klaus-Michael Mallmann*, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996; *ders.*, Milieu, Radikalismus und lokale Gesellschaft. Zur Sozialgeschichte des Kommunismus in der Weimarer Republik, in: *GG* 21, 1995, S. 5–31. Zur Kritik an Mallmann: *Andreas Wirsching*, »Stalinisierung« oder entideologisierte »Nischengesellschaft«? Alte Einsichten und neue Thesen zum Charakter der KPD in der Weimarer Republik, in: *VfZ* 45, 1997, S. 449–466. Mallmann ging meines Erachtens überzeugend auf diese Einwände ein, vgl. *Klaus-Michael Mallmann*, Gehorsame Parteisoldaten oder eigensinnige Akteure? Die Weimarer Kommunisten in der Kontroverse – Eine Erwiderung, in: *VfZ* 47, 1999, S. 401–415. Vgl. in diesem Kontext zur KPD auch *Ulrich Eumann*, Eigenwillige Kohorten der Revolution. Zur regionalen Sozialgeschichte des Kommunismus in der Weimarer Republik, Frankfurt am Main 2007; *Catherine Epstein*, *The Last Revolutionaries. German Communists and Their Century*, Cambridge, MA 2003; *Eric D. Weitz*, *Creating German Communism, 1890–1990. From Popular Protests to Socialist State*, Princeton, NJ 1997. Zum Verhältnis von Kommunisten und Sozialdemokraten vgl. *Aviva Aviv*, *The SPD and the KPD at the End of the Weimar Republic. Similarity within Contrast*, in: *Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* 14, 1978, S. 171–186; *Andreas Dorpalen*, SPD und KPD in der Endphase der Weimarer Republik, in: *VfZ* 31, 1983, S. 77–107. Zum Verhältnis von KPD und Nationalsozialisten vgl. insbesondere die Arbeiten von *Conan Fischer*, *Class Enemies or Class Brothers? Communist-Nazi Relations in Germany, 1929–1933*, in: *European History Quarterly* 15, 1985, S. 259–279; *ders.*, *The KPD and Nazism. A Reply to Dick Geary*, in: *European History Quarterly* 15, 1985, S. 465–471; *ders.*, *The German Communists and the Rise of Nazism*, New York 1991, sowie *Dick Geary*, *Nazis and Workers. A Response to Conan Fischer's »Class Enemies or Class Brothers«*, in: *European History Quarterly* 15, 1985, S. 453–464.

tragen, ist aber zu hinterfragen. Entscheidend ist für den Moment sein methodischer Ansatz, weniger auf Mitgliedszahlen als auf soziale Praktiken an der Basis zu achten. Dieser Ansatz scheint mir gegenüber einer vor allem quantitativen Sichtweise insofern überlegen zu sein, als es ihm gelingt, Dynamiken innerhalb der Vereine und Milieustrukturen in den Blick zu nehmen.

Pamela Swett schließlich verfolgt in ihrer Lokalstudie zu Berlin einen ähnlichen Ansatz, indem auch sie vornehmlich nach sozialen Beziehungen an der Basis fragt. Allerdings spielen in ihrer Analyse weder die Organisationen der Arbeiterbewegung, Parteien oder Vereine, noch der Milieubegriff eine große Rolle. Vielmehr konzentriert sie sich auf die *Community* der Arbeiter in ihren Berliner Wohnquartieren. Arbeitern sei es, so Swett, vor allem darum gegangen, ihre lokale Autonomie gegenüber Autoritäten von außen, seien es Staat oder Parteien, zu verteidigen. Der Staat und andere nationale Institutionen verlor in diesem lokalen Rahmen ihre Autorität, weshalb Swett den Kollaps der Weimarer Republik in den Hinterhöfen und Straßen Berlins verortet. Zwar gelingt es Swett, die räumliche Komponente des Milieus zu fassen, allerdings verkennt sie, wie dieser Aufsatz anhand des Leipziger Beispiels zeigen wird, auch die Bedeutung von Parteipolitik und eben dem Vereinsleben für viele Arbeiter an der Basis.⁶

Dieser Aufsatz wird einige der vorgestellten Ansätze aufnehmen, um am Beispiel Leipzigs das linksproletarische Milieu am Ende der Weimarer Republik zu untersuchen. Ich übernehme dabei den Begriff des »linksproletarischen Milieus« von Mallmann, um so gemeinsame Bezugspunkte von Sozialdemokraten und Kommunisten, namentlich die Arbeiterklasse und ihre Traditionen sowie den Glauben an die Wichtigkeit einer geschlossenen Arbeiterbewegung, zu betonen, allerdings ohne von harmonischen Beziehungen zwischen Angehörigen beider Parteien an der Basis auszugehen. Den Ansätzen Swetts und Mallmanns folgend, werden dabei vor allem soziale und politische Praktiken an der Basis der Arbeiterbewegung untersucht. So lässt sich zeigen, dass und wie das Milieu am Ende der Weimarer Republik zunehmend erodierte, was zu einer Klärung der Frage beitragen soll, weshalb es seitens der Arbeiterbewegung nicht zu einem entschlosseneren Widerstand gegen die Nationalsozialisten kam.⁷ Dabei müssen selbstredend interpretatorische Schwerpunkte gesetzt werden. So wird sich der Aufsatz weder mit der zahlenmäßigen Entwicklung der Arbeitervereine beschäftigen noch mit den Auswirkungen der entstehenden Massenkultur auf die Arbeiterbewegung. Stattdessen wird der Aufsatz anhand dreier Themenbereiche Thesen entwickeln, wie sich die Erosion des Milieus beschreiben und erklären lässt. Erstens soll die *politische Gewalt* in den Arbeitervierteln untersucht werden; zweitens sollen die beiden Parteien der Arbeiterbewegung, SPD und KPD, und insbesondere die Rolle, die *Vertrauen und Misstrauen* sowohl innerhalb der Parteien selbst als auch in den Beziehungen zwischen ihnen spielte, analysiert werden; und drittens sollen die Auswirkungen der *Parteipolitisierung des Arbeitermilieus* in den Blick

6 Pamela E. Swett, *Neighbors and Enemies. The Culture of Radicalism in Berlin, 1929–1933*, Cambridge/New York etc. 2004.

7 Vgl. in diesem Kontext beispielsweise Alf Lüdtke, *Wo blieb die »rote Glut«? Arbeitererfahrungen und deutscher Faschismus*, in: ders. (Hrsg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main 1989; Eve Rosenhaft, *Beating the Fascists? The German Communists and Political Violence, 1929–1933*, Cambridge/New York etc. 1983; Hans-Joachim Althaus u. a., *Da ist nirgends nichts gewesen außer hier. Das »rote Mössingen« im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes*, Berlin 1982; Manfred Scharrer (Hrsg.), *Kampflose Kapitulation. Arbeiterbewegung 1933*, Reinbek 1984; Detlef Schmiechen-Ackermann (Hrsg.), *Anpassung, Verweigerung, Widerstand. Soziale Milieus, politische Kultur und Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich*, Berlin 1997; Frank Deppe, *Hätten die Gewerkschaften die Weimarer Republik retten können?*, in: *Das Argument* 22, 1980, S. 546–560.

genommen werden.⁸ Leipzig bietet sich dabei als Untersuchungsgegenstand an, da dort die Sozialdemokratie relativ links stand und es, wie in Sachsen generell, zu Beginn der Weimarer Republik zu einer Zusammenarbeit zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten gekommen war. Es gab mithin lokale Traditionen der Kooperation.⁹ Die Erodierung des Milieus nicht zuletzt entlang parteipolitischer Gräben am Ende der Weimarer Republik ist daher umso erklärungsbedürftiger. Inwieweit sich die vorgestellten Befunde in Hinsicht auf die Politisierung des Alltags und die Rolle von Vertrauen und Misstrauen auf die Situation in anderen Städten übertragen ließen, müsste geklärt werden.

I. POLITISCHE GEWALT IN LEIPZIGS ARBEITERVIERTELN

Politische Gewalt in der Weimarer Republik und vor allem an deren Ende ist in der Forschung ausführlich untersucht worden.¹⁰ So wurde etwa gefragt, ob die zahlreichen Saal- und Straßenschlachten vor allem zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten einen Bürgerkrieg darstellten, der das politische Fundament der Republik untergrub. In der Forschung wird diese Frage mittlerweile zumeist verneint. Der Staat und seine Polizeikräfte seien, so argumentiert etwa Dirk Schumann, letztlich stets Herr der Lage geblieben. Gefährlich für die Republik war nicht unbedingt die Gewalt selbst, sondern vielmehr die Angst vor einem Bürgerkrieg, die den Nationalsozialisten Zulauf brachte. Für die nationalsozialistische Bewegung selbst hingegen hatte Gewalt, vor allem in dem »faschistischen Kampfbund« (Sven Reichardt) SA, eine vergemeinschaftende Funktion.¹¹ Ob dies in kommunistischen Wehrorganisationen ähnlich war, bliebe zu untersuchen.¹² Im sozialdemokratischen Reichsbanner hatte Gewalt jedenfalls keine solche Funktion.¹³ Schließlich analysierten Historikerinnen und Historiker wie Eve Rosenhaft, Pamela Swett oder Timothy

8 Dieser Aufsatz stellt die Ergebnisse meines Buches *Joachim C. Häberlen, Politik und Vertrauen im Alltag. Die Arbeiterbewegung in Leipzig und Lyon im Moment der Krise, 1929–1933/38*, Göttingen 2013, vor.

9 Zur Arbeiterbewegung in Leipzig vgl. *Adam, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig; ders./Michael Rudolf, Leipzig: Wiege der deutschen Sozialdemokratie*, Berlin 1996; *Sean Dobson, Authority and Upheaval in Leipzig, 1910–1920. The Story of a Relationship*, New York 2001; *Jesko Vogel, Der sozialdemokratische Parteibeizirk Leipzig in der Weimarer Republik. Sachsens demokratische Tradition*, Hamburg 2006.

10 Zur politischen Gewalt in der Weimarer Republik vgl. etwa *Eve Rosenhaft, Links gleich rechts? Militante Straßengewalt um 1930*, in: *Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke* (Hrsg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt am Main 1995, S. 238–275; *dies.*, *Gewalt in der Politik. Zum Problem des »sozialen Militarismus«*, in: *Jürgen Müller/Eckardt Opitz* (Hrsg.), *Militär und Militarismus in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1978, S. 237–259; *Dirk Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg*, Essen 2001; *Dirk Blasius, Weimars Ende. Bürgerkrieg und Politik 1930–1933*, Göttingen 2005; *Bernd Weisbrod, Gewalt in der Politik. Zur politischen Kultur in Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen*, in: *GWU* 43, 1992, S. 391–404; *Richard Bessel, Politische Gewalt und die Krise der Weimarer Republik*, in: *Lutz Niethammer u. a.* (Hrsg.), *Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Einblicke, Fragen, Perspektiven*, Frankfurt am Main 1990, S. 383–395.

11 *Sven Reichardt, Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA*, Köln 2002.

12 Vgl. hierzu *Carsten Voigt, Kampfbünde der Arbeiterbewegung. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und der Rote Frontkämpferbund in Sachsen 1924–1933*, Köln 2009. Allerdings handelt es sich bei Voigts Studie um eine relativ traditionelle organisationshistorische Arbeit.

13 *Benjamin Ziemann, Contested Commemorations. Republican War Veterans and Weimar Political Culture*, Cambridge/New York etc. 2013, Kap. 2 und 3.

Brown Gewalt als eine Art Arena, in der politische Akteure einerseits ihre Männlichkeit, andererseits ihre politische Radikalität unter Beweis stellen konnten.¹⁴

Im Folgenden soll politische Gewalt in Leipzigs Arbeitervierteln vor allem in Hinblick darauf untersucht werden, welche Auswirkungen sie im und auf das lokale Milieu hatte, insbesondere auf die Beziehungen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten.¹⁵ Schloss sich, wie Klaus-Michael Mallmann argumentiert, das »linksproletarische Milieu« im Moment der nationalsozialistischen Bedrohung zusammen, stärkte also eine gleichsam von außen eindringende Gewalt letztlich das Milieu an der lokalen Basis?¹⁶ Dieser Aufsatz wird zwar den Blickwinkel Mallmanns aufgreifen, aber in die gegenteilige Richtung argumentieren. Zwar ließ sich die lokale linke Arbeiterschaft in Momenten der Auseinandersetzung mobilisieren, wichtiger aber waren entzweiende und fragmentierende Auswirkungen der Gewalt. Die zahlreichen gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten führten zu einer Territorialisierung radikaler Politik, von der letztlich, und das ist entscheidend, auch Beziehungen zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten betroffen waren. Um ›ihr‹ Territorium zu verteidigen, griffen Kommunisten zwar meist, aber nicht nur gegen Nationalsozialisten, sondern auch gegen Sozialdemokraten zu Gewalt. Vom Bild eines relativ harmonischen linksproletarischen Milieus bleibt angesichts dieser Gewalt wenig übrig.

Politische Gewalt war auch in den Straßen Leipzigs endemisch, und in den Sommermonaten 1932 kam es zu einem Höhepunkt. Allein zwischen dem 17. Juni und dem 30. Juli 1932 gab es 364 Anzeigen wegen politischer Zwischenfälle, wobei die Statistik sowohl größere Schlägereien als auch kleinere Anrenpeleien beinhaltete.¹⁷ Eine Analyse der Aktenbestände des Polizeipräsidiums in Leipzig zwischen 1929 und 1933 förderte etwa 300 gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen Anhängern verschiedener politischer Gruppierungen sowie der Polizei zutage.¹⁸ Die Polizeiakten erlaubten zudem, sowohl die Auseinandersetzungen als auch die Wohnadressen der Beteiligten geografisch zu verorten. Kaum überraschend kam es zu den meisten Zwischenfällen in den als Arbeiterviertel bekannten Stadtteilen, auf die Kommunisten Anspruch erhoben, sowie im bürgerlichen Stadtzentrum. Bemerkenswerter ist hingegen, dass Nationalsozialisten ebenfalls in diesen Vierteln, in direkter Nachbarschaft zu Sozialdemokraten und Kommunisten, wohnten. Sie waren, anders als es die kommunistische Propaganda glauben machen wollte, keine Eindringlinge von außen, sondern Teil der lokalen Szenerie. Wo Nationalsozialisten und Kommunisten Tür an Tür wohnten, kam es regelmäßig zu mehr oder weniger blutigen Auseinandersetzungen. Nachbarn wurden, mit Pamela Swett gesprochen, Feinde. Zumindest in Leipzig zeigt die sozialräumliche Analyse aber, anders als Swett anhand des Berliner Beispiels argumentiert, dass parteipolitisch codierte Konflikte in Form von ›kleiner‹ Gewalt, Anrenpeleien auf der Straße oder Beleidigungen im Treppenhaus, Teil des (für den Moment örtlich begriffenen) Milieus waren. Dies zeigt auch die Grenzen eines solchen sozialräumlichen Ansatzes, wenn Konflikte innerhalb des Milieus, wie sie im Vordergrund dieses Aufsatzes stehen, ausgeblendet werden.

Bei solchen gewaltsamen Zwischenfällen konnte es, wie das folgende Beispiel zeigt, durchaus zu einer breiten Mobilisierung der Anwohnerschaft kommen. Der Nationalsozia-

14 Vgl. *Rosenhaft*, Links gleich rechts?; *Timothy S. Brown*, Weimar Radicals. Nazis and Communists between Authenticity and Performance, New York 2009; *Swett*, Neighbors and Enemies.

15 *Vogel*, Der sozialdemokratische Parteibezirk Leipzig; *Dobson*, Authority and Upheaval; *Adam*, Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig.

16 *Mallmann*, Kommunisten in der Weimarer Republik, S. 365–380.

17 Sächsisches Staatsarchiv Leipzig (SStAL), Polizeipräsidium (PP) V 4927 Reichstagswahlen.

18 Diese Zahl basiert auf der Durchsicht mehrerer Hundert Akten aus dem Polizeipräsidium Leipzig, SStAL, Serien PP S und PP St.

list Leuchtmann besaß ein Geschäft in der Lorckstraße, dessen Scheiben regelmäßig eingeworfen wurden. Als dies im Juli 1932 erneut geschah, hängte er ein Plakat neben die eingeworfene Fensterscheibe, auf dem es hieß: »Das sind die geistigen Waffen der SPD.« Rasch versammelte sich daraufhin eine Menge von etwa 150 Personen, unter ihnen viele Sozialdemokraten, wie die Drei-Pfeile-Abzeichen der 1931 aus SPD und Reichsbanner, den Freien Gewerkschaften und dem Arbeiter-Turn- und Sportbund (ATSB) gebildeten Eisernen Front verrietten, aber auch einige »linksextreme Elemente«, so Leuchtmann. Die Menge forderte Leuchtmann auf, das Plakat abzunehmen und drohte, seinen Laden zu stürmen, weshalb er seinen 10-jährigen Sohn zur Polizei schickte, um Hilfe zu holen. Um die Menge von der Erstürmung seines Hauses abzuhalten, zog er unterdessen einen Revolver. Der Polizei gelang es schließlich nach dem Eintreffen des zu Hilfe gerufenen Überfallkommandos, die Menge zu zerstreuen.¹⁹

Ein anderes Beispiel verdeutlicht hingegen, welches Konfliktpotenzial für nachbarschaftliche Verhältnisse das Nebeneinander von Nationalsozialisten und Kommunisten barg. Im Dezember 1931 kam es zu einem Disput zwischen Michael Kahn, einem Anhänger der NSDAP, und Walter Wantig, da Kahn Wantig den Umgang mit seiner Tochter verbieten wollte. Zwar ging Wantig ohne Weiteres davon, allerdings hatte Marinus Kesserich, ein KPD-Angehöriger, den Vorfall beobachtet, kam nun aus seiner Wohnung herunter und warf Kahn vor, die »Ehefrau Tham« wegen politischer Sachen denunziert zu haben, wobei allerdings unklar blieb, weshalb genau. Gemeinsam gingen Kesserich und Kahn zur Wohnung Thams, wo, so die Aussage Kahns, Kesserich ihm nichts nachweisen konnte. Dennoch wurde er im Treppenhaus von weiteren hinzugekommenen Kommunisten verprügelt. Kahn lief daraufhin zur Polizei, um Hilfe zu holen. Als diese eintraf, war es vor dem Haus zu einem Menschenauflauf gekommen, bei dem es zu weiteren Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Kommunistinnen sowie einer im Haus wohnenden nationalsozialistischen Familie kam.²⁰ Gewalt richtete sich in dieser Situation mitnichten gegen eine im Sinne Swetts von außen eindringende Autorität, sondern vornehmlich gegen politisch verfeindete Nachbarn. Politische Gewalt konnte, wie das Beispiel zeigt, relativ spontan in alltäglichen Situationen ausbrechen.

Beide Fälle schildern Gewalt zwischen Nationalsozialisten und Anhängern der Linksparteien SPD und KPD. Um auch Gewalt zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten zu verstehen, die zwar rein quantitativ weniger häufig war als jene zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten, aber für die Spaltung und den Zerfall des linksproletarischen Milieus an der Basis zentral war, müssen zwei weitere Aspekte der Gewalt ins Auge genommen werden. Erstens bargen jegliche politische Aktivitäten das Risiko, in gewaltsamen Auseinandersetzungen zu münden. Politische Veranstaltungen des Gegners wurden gesprengt, Demonstrationen gewaltsam angegriffen, Flugblattverteiler überfallen, und selbst das Tragen politischer Abzeichen konnte zu Schlägereien führen. Damit soll nicht behauptet werden, dass es bei allen politischen Aktivitäten, vor allem bei Wahlpropaganda, immer zu Gewalt kam, wohl aber, dass damit gerechnet werden musste. Parteien schützten daher beispielsweise ihre Flugblattverteiler mit Abteilungen ihrer jeweiligen Wehrformationen, was allerdings die Gefahr von gewaltsamen Auseinandersetzungen nur erhöhte. In diesem Sinne lässt sich meines Erachtens von einer Normalisierung potenzieller Gewalt, wenn auch nicht faktischer, sprechen. Das bedeutete auch, dass Gewalt gerade von Anhängern der radikalen Parteien als normaler Bestandteil politischer Auseinandersetzungen angesehen wurde.²¹

19 SStAL, PP S 3129, und SStAL, Landgericht Leipzig 5465. Namen sind hier und im Folgenden, mit Ausnahme prominenter Personen sowie Mordopfern, anonymisiert.

20 SStAL, PP S 1451.

21 Vgl., für weitere Beispiele, *Häberlen*, Politik und Vertrauen, Kap. 1.

Eine ebenso wichtige Bedeutung kommt der Territorialisierung von Politik durch Gewalt zu. Vor allem Kommunisten begriffen die zahlreichen Auseinandersetzungen mit Nationalsozialisten als Verteidigungsschlachten ›ihrer‹ Arbeiterviertel, in die Nationalsozialisten mittels Demonstrationen oder der berüchtigten Sturmtavernen einzudringen versuchten.²² Nachdem Kommunisten im Oktober 1930 eine nationalsozialistische Demonstration in Leutzsch angegriffen hatten, hieß es beispielsweise in der kommunistischen Sächsischen Arbeiterzeitung (SAZ): »Harte Proletarierfäuste verjagten die faschistischen Knüppelgarden aus den Straßen des Roten Westens.«²³ Gleichzeitig markierten Kommunisten ›ihre‹ Territorien mit Fahnen und Wandbemalungen, was sich nicht allein gegen Nationalsozialisten, sondern ebenso gegen die SPD richtete.²⁴ Ende Mai 1931 etwa behauptete die SAZ, die SPD hätte die Demonstration anlässlich ihres Parteitages vom Volkmarisdorfer Markt, einem traditionellen Versammlungsort der Arbeiterbewegung, wegverlegt, da sie dort am 1. Mai mit einem »Meer« aus roten Fahnen und Sowjetsternen begrüßt worden war.²⁵ Von besonderer Bedeutung für die Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten waren die Lokale der letzteren, die diese mitten in Arbeitervierteln eröffneten.²⁶ Das in Leipzig wichtigste dieser Lokale war der »Rosenkranz« in der Lützner Straße im Arbeiterviertel Lindenau. Immer wieder war das Lokal oder die Straße davor Ausgangspunkt für Schlägereien. Nur zwei Blocks davon entfernt, an der Kreuzung Merseburger- und Lützner Straße, befand sich die sogenannte »Epa-Ecke«, benannt nach einem dortigen Lebensmittelgeschäft, die ein Treffpunkt von Kommunisten war. Auch in dieser Gegend kam es immer wieder zu blutigen Auseinandersetzungen mit Nationalsozialisten.²⁷

Die Epa-Ecke war aber auch Schauplatz einer tödlichen Auseinandersetzung zwischen jungen Kommunisten und Sozialdemokraten im August 1931. Mitglieder der Sozialistischen Arbeiter-Jugend (SAJ) hatten dort mit der nötigen polizeilichen Erlaubnis Flugblätter verteilt, in denen die Politik der KPD kritisiert wurde. Schon nach kurzer Zeit wurden sie von jungen Kommunisten bedrängt, die den Ort für sich beanspruchten. »Die rote Epa-Ecke ist unser; wir werden euch wegbringen, und wenn einer liegenbleibt«, rief ein Kommunist. Ein anderer erklärte: »Hier werden keine sozialdemokratischen Flugblätter verteilt«, und riss den beiden SAJ-Angehörigen die Flugblätter aus der Hand. Die Situation eskalierte schnell, und noch bevor die sozialistischen Jugendlichen das sich in der Nähe befindende Reichsbanner mittels einer Pfeife zu Hilfe rufen konnten, hatte ein junger Kommunist den Ortsvereinsvorsitzenden der SAJ, Max Warkus, mit einem Messer erstochen.²⁸ Der Fall und vor allem die Sprache der Kommunisten, die ›ihre‹ Epa-Ecke vertei-

22 Vgl. in diesem Kontext *Detlef Schmiechen-Ackermann*, Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktion in den sozialistischen Vereinen, Bonn 1998.

23 Sächsische Arbeiterzeitung (SAZ), 27.10.1930.

24 Vgl. etwa SAZ, 30.8.1930, SStAL, PP S 6726, PP S 8413. Zum Symbolkampf vgl. *Gottfried Korff*, Rote Fahnen und Geballte Fäuste. Zur Symbolik der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, in: *Peter Assion* (Hrsg.), Transformationen der Arbeiterkultur, Marburg 1986, S. 86–107; *Gerhard Paul*, Krieg der Symbole. Formen und Inhalte des symbolpublizistischen Bürgerkriegs 1932, in: *Diethart Kerbs/Henrick Stahr* (Hrsg.), Berlin 1932. Das letzte Jahr der ersten deutschen Republik. Politik, Symbole, Medien, Berlin 1992, S. 27–55. Zu Leipzig vgl. *Vogel*, Der sozialdemokratische Parteibeizirk Leipzig, S. 731.

25 SAZ, 27.5.1931.

26 Hierzu *Reichardt*, Faschistische Kampfbünde, S. 339–475.

27 Vgl. etwa SAZ, 6.8.1930, 18.8.1930 und 20.8.1930; SStAL, PP S 91 und PP S 6300.

28 Vgl. SStAL, PP St 92, Straßendemonstrationen und Zusammenstöße, Bl. 57, sowie Leipziger Volkszeitung (LVZ), 17.8.1931 sowie die folgenden Tage. Der Fall ist ausführlicher dargestellt in *Häberlen*, Politik und Vertrauen, Kap. 1.

digen wollten, belegt, dass die gewaltsame Territorialisierung von Politik, die sich sonst vornehmlich in Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten zeigte, auch das Verhältnis zwischen KPD und SPD an der Basis betraf. Wenn es um die Verteidigung ›kommunistischen‹ Territoriums ging, machte es für Kommunisten keinen Unterschied, gegen wen es verteidigt wurde.

Zwar blieb der Mord an Max Warkus der einzige tödliche Zusammenstoß zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, aber er hatte dennoch gravierende Auswirkungen für das lokale linksproletarische Milieu. Im Oktober des Jahres 1931 beispielsweise luden Jungkommunisten die SAJ zu einer »sachlichen und kameradschaftlichen Aussprache« ein, was die Jungsozialisten mit Verweis auf den Mord an Warkus – »Kameradschaft – mit dem Messer?« – ablehnten.²⁹ Dieser Feindschaft zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, die sich auch in weniger dramatischen Beispielen findet, standen nur wenige Fälle von gemeinsamem Vorgehen gegen Nationalsozialisten gegenüber.

Solche direkten Akte der Gewalt waren aber nicht die einzige Art und Weise, wie Gewalt Gräben zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten treiben konnte. Beide Parteien interpretierten und bewerteten Gewalt auch unterschiedlich. Aus Sicht der sozialdemokratischen Leipziger Volkszeitung (LVZ) handelte es sich bei der Straßengewalt lediglich um eine »Rowdy-Politik«, mit der »keine Welt zu ›erneuern‹« sei.³⁰ In dieser Hinsicht glichen sich auch angeblich Kommunisten und Nationalsozialisten. So schrieb die LVZ über ein vor Gericht stehendes Mitglied der kommunistischen Antifa: »Wenn der rote Schlips und das rote Ärmelabzeichen nicht wäre, könnte man annehmen, einen Jünger Mussolinis vor sich zu haben. Vielleicht ist diese Antifa-Uniform das beste Symbol heutiger KPD-Politik. Faschismus mit roter Drapierung.«³¹

Die kommunistische SAZ hingegen lobte die Militanz der Arbeiter im Kampf gegen die Nationalsozialisten. Nach heftigen Straßenschlachten am Volkmarksdorfer Markt im Juni 1932 schrieb das Blatt beispielsweise: »SPD-, Reichsbanner und KPD-Arbeiter standen an den Eingängen der Straßen des Viertels bereit, mit ihrem Leben Frauen und Kinder gegen einen Mordüberfall der braunen Mordpest zu schützen.«³² Ob allerdings wirklich auch Sozialdemokraten an diesen Auseinandersetzungen beteiligt waren, oder ob die SAZ nur einen solchen Eindruck vermitteln wollte, muss offenbleiben. Andererseits kritisierte das Blatt die SPD, die fernab von den Geschehnissen Versammlungen abhielt, während sich Kommunisten dem Straßenkampf mit den Nationalsozialisten stellten.³³ Hier zeigt sich eine auch durchaus an der Basis vorhandene unterschiedliche Vorstellung darüber, wie Politik in der Praxis vorstattengehen sollte, die im dritten Abschnitt weiter auszuführen sein wird. Es war nicht nur Gewalt selbst, sondern auch der Umgang mit ihr, der Kommunisten und Sozialdemokraten trennte.

II. MISSTRAUEN IN UND ZWISCHEN DEN PARTEIEN DER ARBEITERBEWEGUNG

Die Beziehungen zwischen den Parteien der Arbeiterbewegung, KPD und SPD, waren nicht nur durch Gewalt, sondern mehr noch durch ein tiefes Misstrauen geprägt.³⁴ Der Begriff des Misstrauens, und damit auch derjenige des Vertrauens, bedarf einer kurzen

29 LVZ, 1.10.1931.

30 LVZ, 3.7.1931.

31 LVZ, 7.3.1930.

32 SAZ, 27.7.1932.

33 Vgl. beispielsweise SAZ, 29.4.1929.

34 Vgl. hierzu auch mit mehr Details *Joachim C. Häberlen*, »Meint Ihr's auch ehrlich?« Vertrauen und Misstrauen in der linken Arbeiterbewegung in Leipzig und Lyon zu Beginn der 1930er Jahre, in: GG 36, 2010, S. 377–407.

Erläuterung. Vertrauen soll hier im Anschluss an soziologische Theoretiker wie Niklas Luhmann und Anthony Giddens als ein Mittel verstanden werden, das einen Umgang mit einem Mangel an verlässlicher Information ermöglicht.³⁵ Zu vertrauen bedeutet, so ließe sich formulieren, jemandem zu glauben, dass er oder sie die Wahrheit in Bezug auf Identität, Motive oder Vergangenheit sagt; zu misstrauen bedeutet, hieran zumindest Zweifel zu haben. Vertrauen wird somit in Situationen relevant, in denen man unsicher ist, ob das Gegenüber die Wahrheit sagt oder lügt. Wusste man nicht, ob ein vorgegeblicher Genosse wirklich ein Genosse, oder nicht doch ein Spitzel war, wusste man nicht, ob die Angebote zur Zusammenarbeit seitens der KPD ehrlich gemeint waren, so musste man vertrauen oder eben nicht.

Sowohl Vertrauen als auch Misstrauen muss erlernt werden. Es bedarf gleichsam einer Art sekundärer Information, ob man vertrauen kann oder nicht. In der Formulierung von Niklas Luhmann:

»Vertrauen wird, weil die Wirklichkeit für eine reale Kontrolle zu komplex ist, mit Hilfe symbolischer Implikationen kontrolliert, und dazu dient ein grob vereinfachtes Gerüst von Indizien, die nach Art einer Rückkopplungsschleife laufend Informationen darüber zurückmelden, ob die Fortsetzung des Vertrauens gerechtfertigt ist oder nicht.«³⁶

In Leipzig aber lernten Kommunisten und vor allem Sozialdemokraten, dass sie sich weder gegenseitig noch ihren eigenen Parteigenossen vertrauen konnten. Die Praktiken, mittels derer sie dies lernten, sollen im Mittelpunkt dieses Abschnitts stehen.

Den politischen Akteuren in Leipzig, insbesondere Kommunisten, war bewusst, wie wichtig Vertrauen war, beziehungsweise welch großes Problem ein Mangel an Vertrauen darstellen konnte. Immer wieder klagten etwa Berichte von Fabrikzellen, die Arbeiter hätten kein Vertrauen in die Kommunistische Partei³⁷, während Kommunisten versuchten, das Vertrauen »ehrlicher« sozialdemokratischer Arbeiter zu erlangen, die anders als ihre Führung nicht als Verräter angesehen wurden.³⁸ Die Mittel, die Kommunisten dabei anwandten, waren allerdings eher dazu geeignet, Misstrauen denn Vertrauen zu schaffen. Insbesondere die verbreitete Praxis von Kommunisten sich als Sozialdemokraten auszugeben, trug zu einem solchen Misstrauen bei.

Das eindrucklichste Beispiel für eine solche Praxis liefert wohl der Bericht einer KPD-Instrukteurin aus Berlin, die im Juni 1932 Leipziger Kommunistinnen anleiten sollte, auf einer sozialdemokratischen Frauendemonstration gegen den Krieg unter den Anhängerinnen der SPD zu agitieren.³⁹ Die Instrukteurin selbst gab sich am Tag der Demonstration, so wenigstens schrieb sie es in ihrem Bericht, als Sozialdemokratin aus Berlin aus, die allerdings in Opposition zur Parteiführung stand. Im Gespräch versuchte sie einerseits das persönliche Vertrauen der (echten) Sozialdemokratinnen zu gewinnen, andererseits aber

35 Zu »Vertrauen« vgl. *Niklas Luhmann*, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, Stuttgart 2000 (Erstveröffentlichung 1968); *Ute Frevert* (Hrsg.), *Vertrauen. Historische Annäherungen*, Göttingen 2003; *Jan Philipp Reemtsma*, *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*, Hamburg 2008; *Martin Hartmann/Claus Offe* (Hrsg.), *Vertrauen. Die Grundlagen des sozialen Zusammenhalts*, Frankfurt am Main 2001; *Anthony Giddens*, *The Consequences of Modernity*, Cambridge 1990.

36 *Luhmann*, *Vertrauen*, S. 35f.

37 So etwa in einer kommunistischen Broschüre zum Textilarbeiterkampf 1932, vgl. Broschüre zum Textilarbeiterkampf 1932, Bundesarchiv (BArch), RY 1 I/3/8-10/146, Parteiarbeiterkonferenz.

38 Vgl. *Ernst Thälmann*, *Wie schaffen wir die Rote Einheitsfront? Thälmanns Antwort auf 21 Fragen von SPD-Arbeitern* (Juli 1932), in: *ders.*, *Reden und Aufsätze. 1930–1933*, Bd. II, Köln 1975, S. 164–188.

39 Instruktorsbericht über die Arbeit zur SPD-Frauendemonstration, 5.6.1932, BArch, RY 1 I/3/8-10/155, Rundschreiben, Berichte, Schriftwechsel der Abteilungen des UB Leipzig, Bl. 53–69.

auch diese davon zu überzeugen, dass sie Kommunistinnen und Kommunisten vertrauen könnten. In Berlin, so erzählte sie, würden Sozialdemokratinnen und Kommunistinnen gegen die Nazis im Häuserblock zusammenarbeiten. Dort hätten die Kommunistinnen das »größte Vertrauen« in SPD-Mitglieder. Die Sozialdemokratinnen in Leipzig aber hatten andere Erfahrungen mit KPD-Angehörigen gemacht. Kommunistinnen wären nichts als »Radauweiber«, mit denen man nicht zusammenarbeiten könne. Sie schickten »junge Bengels« vor, die den Sozialdemokratinnen ins Gesicht spuckten, und als die SAJ in Chemnitz der kommunistischen Jugend vorschlug, gemeinsam eine Kundgebung gegen den Krieg zu organisieren, wollten die Kommunisten dies nur unter ihrer Führung tun, so berichteten Sozialdemokratinnen. »Da siehste doch wie unehrlich die Kommunisten ihre Rote Einheitsfront auffassen«, kommentierte eine Sozialdemokratin die Geschehnisse in Chemnitz. In den Diskussionen mit den SPD-Anhängerinnen ging es der kommunistischen Instrukturin nicht darum, die Politik der KPD-Führung zu verteidigen. Vielmehr versuchte sie die Sozialdemokratinnen davon zu überzeugen, dass Kommunistinnen keine »Radauweiber« seien und dass diese nur wollten, »dass die Arbeiter wirklich zusammenkommen«. Das Vertrauen, um das die Instrukturin rang, basierte aber letztlich einzig auf einem Betrug.

Interne Dokumente der KPD belegen, dass Kommunisten immer wieder als Sozialdemokraten auftraten. So konnten lokale Parteigliederungen beispielsweise mittels vorgefertigter Karten Redner bei der Parteizentrale bestellen, darunter auch »SPD-Arbeiter«. Kritische »sozialdemokratische« Stimmen scheinen, zumindest theoretisch, auf Abruf bereitstanden zu haben.⁴⁰ Sozialdemokraten wiederum gelang es mehr als einmal, solche kommunistischen Spitzel zu enttarnen. Im Anschluss an den kommunistischen Reichsjugendtag 1930 etwa zitierte die LVZ aus einem angeblichen Rundschreiben der KPD-Zentrale, in dem es geheißen hatte, es wäre »ratsam, dass vorhandene SPD- und SAJ-Abzeichen von wenig bekannten Genossen getragen werden, um den Eindruck zu erwecken, dass diese oppositionelle Sozialdemokraten sind«. Berichte in der kommunistischen Presse über eine angebliche Beteiligung von Abteilungen der SAJ an der Demonstration seien daher, so die LVZ, nichts als Lügen.⁴¹

Der Einsatz solcher falscher Sozialdemokraten schuf zweifelsohne ein gehöriges Misstrauen aufseiten der SPD gegenüber Kommunisten. Wie sollte man Kommunisten für ehrlich halten, wenn sie nicht einmal davor zurückschreckten, sich als Sozialdemokraten auszugeben? Auch Historikerinnen und Historiker sollten angesichts dieser Taktiken gegenüber Berichten über eine Zusammenarbeit von Kommunisten und Sozialdemokraten Skepsis walten lassen.⁴² Gleiches gilt für angebliche Parteiübertritte von der SPD zur KPD. Solche Überläufer waren in Wahrheit, so behauptete wenigstens die LVZ, oft schon lange Mitglieder der KPD gewesen, die nur angebliche Übertritte inszenierte.⁴³ Kommunisten andererseits verdächtigten ehemalige Nationalsozialisten, weiterhin für den Gegner tätig zu sein, hatten aber auch selbst Spione innerhalb der NSDAP.⁴⁴ Damit soll zwar nicht behauptet werden, dass es keine wirklichen Parteiwechsel gab, wohl aber wäre die Frage

40 [Referentenbestellung], BArch, RY 1 I/3/8-10/154, Rundschreiben, Berichte, Schriftwechsel des UB Leipzig, Bl. 109f.

41 LVZ, 26.4.1930.

42 Sowohl Donna Harsch als auch Klaus-Michael Mallmann treten entsprechenden Quellen meines Erachtens mit nicht genug Skepsis gegenüber, vgl. *Harsch*, German Social Democracy, S. 377f.; *Mallmann*, Kommunisten in der Weimarer Republik, S. 197.

43 Vgl. etwa LVZ, 15.2.1930, 12.9.1930 und 14.11.1932.

44 Vgl. SStAL, PP S 136. Für ein Beispiel eines kommunistischen Spions in der NSDAP vgl. Bericht über H. P., BArch, RY 1 I/2/3/123, Bl. 240ff. Vgl. in diesem Kontext auch *Brown*, Weimar Radicals.

zu stellen, ob solche Übertritte nicht weiter zu einer allgemeinen Verunsicherung darüber, wem vertraut werden konnte und wem nicht, beitrugen. Wer konnte schließlich wissen, ob der neue Genosse wirklich ein Genosse war?

Kommunistische Unterwanderungsversuche der SPD schürten aber nicht nur Misstrauen gegenüber Kommunisten, sondern auch innerhalb der SPD. Im November 1931 war es einem kommunistischen Spitzel gelungen, an für die SPD äußerst ungünstiges Material zu gelangen, das anschließend reichsweit in der kommunistischen Presse veröffentlicht wurde. Sozialdemokratische Funktionäre waren verständlicherweise verärgert. So behauptete ein Funktionär namens Sandmann auf einer Versammlung in Leipzig, die Partei sei von kommunistischen Spitzeln durchsetzt – keine unplausible Behauptung, wenn man bedenkt, dass wir von dem Vorfall nur wissen, weil ein kommunistischer Spion auf der Versammlung anwesend war. »Wenn man sie [die Spitzeln] entdeckt, darf mit ihnen nur proletarisch abgerechnet werden«, rief Sandmann. »Jeder sehe seinen Nachbarn an und prüfe, damit wir in dieser Situation politisch rein sind, vor allem in unseren höchsten Funktionsstellen.«⁴⁵

Angesichts dieser Ereignisse hatte die Partei beschlossen, »von jedem Funktionär eine Unterschriftserklärung zu verlangen, ob er der Partei treu bleiben will, das heißt, ob er die Partei nach außen hin vertritt und jede Spaltung entschieden bekämpft«, wie der Bericht des KPD-Spitzels festhielt. Zwar unterschrieben die meisten Funktionäre die Erklärung, aber einige ältere Genossen wiesen das Ansinnen zurück. »Sandmann sagt, diese Listen würden gut aufbewahrt, für wichtige Momente. Genossen, hat man so eine Angst vor der Mitgliederflucht?« Daher weigerte sich der namenlos bleibende Funktionär, die Liste zu unterschreiben, um später nicht unter Druck gesetzt werden zu können. Ein anderer angesehener Funktionär namens Döhler erklärte: »Eine Partei, die das Vertrauen auf ihre Funktionäre hat, braucht für deren Treue keine Unterschriften. Sind wir denn politische Wickelkinder, dass man uns nicht traut. Wir arbeiten, aber spielen lassen wir nicht mit uns.« Offenbar war zumindest dieser Funktionär zutiefst enttäuscht über den Mangel an Vertrauen, den ihm seine Parteiobere entgegenbrachten.

Kommunisten, so lässt sich abschließend festhalten, versuchten Sozialdemokraten immer wieder davon zu überzeugen, dass sie »ehrlich« mit ihnen gegen die Nationalsozialisten kämpfen wollten, sowohl mit ihrer Propaganda als auch indem sie sich als »oppositionelle Sozialdemokraten« ausgaben, die vorgaben, dass ein Vertrauen zwischen beiden Lagern existierte. Da solche kommunistischen Spione aber immer wieder enttarnt wurden, erreichten sie in der Praxis das Gegenteil. Sozialdemokraten lernten auf vielfältige Weise, dass sie Kommunisten gerade nicht vertrauen konnten, aber eben auch nicht unbedingt ihren eigenen Parteigenossen, da sie nie sicher sein konnten, dass diese nicht in Wahrheit und insgeheim Mitglieder der KPD waren.

Eine weitere Praxis, die in diesem Kontext Beachtung verdient, sind Denunziationen.⁴⁶ Auf den ersten Blick sind Denunziationen Misstrauensbeweise par excellence. Wer einen anderen an die Polizei denunziert, dem wird wohl kaum vertraut werden können. Bemerkenswert ist nun der öffentliche Aspekt zahlreicher Denunziationen in Leipzig, sei es,

45 Bericht von der Bezirksfunktionärsversammlung in Leipzig Ost, 20.11.1931, BArch, RY 1 I/2/705/23, Militärpolitische Arbeit, Bl. 252ff., dort auch die folgenden Zitate. Der genaue Inhalt des Materials und inwiefern dieses ungünstig für die SPD war, ließ sich leider nicht ermitteln.

46 Zu Denunziationen vgl. vor allem *Klaus-Michael Mallmann, Zwischen Denunziation und Roter Hilfe. Geschlechterbeziehungen und kommunistischer Widerstand 1933–1945*, in: *Christl Wickert* (Hrsg.), *Frauen gegen die Diktatur. Widerstand und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland*, Berlin 1995, S. 82–97; *Sheila Fitzpatrick/Robert Gellately* (Hrsg.), *Accusatory Practices. Denunciation in Modern European History, 1789–1989*, Chicago 1997.

dass Sozialdemokraten offen dazu aufriefen, kommunistische »Mordhetzer« bei der Polizei anzuzeigen, sei es, dass Kommunisten Streikbrecher oder sozialdemokratische »Verräter« gegenüber der lokalen Arbeiterklasse denunzierten.⁴⁷ Mittels solcher in die Öffentlichkeit getragener oder an die Öffentlichkeit adressierter Denunziationen wurden einerseits die Regeln der Gemeinschaft, andererseits ihre Grenzen definiert. So wurden mittels Denunziationen, das ist hier der entscheidende Punkt, zwei unterschiedliche lokale Arbeiterklassen in der Praxis konstituiert, eine sozialdemokratische, in der »Mordhetze« keinen Platz hatte und in der die Polizei als legitime Ordnungsmacht akzeptiert wurde, und eine kommunistische, in der Regelverletzungen wie Streikbrucharbeit nicht von der Polizei, sondern von Nachbarinnen und Nachbarn geahndet werden musste. Dabei waren Denunziationen selbst in beiden Milieus, sowohl innerhalb des kommunistischen wie auch des sozialdemokratischen, verpönt, und so wurden Denunzianten von der Gegenseite oft selbst öffentlich bloßgestellt, um zu zeigen, dass dem Gegner nicht vertraut werden konnte. Zwei miteinander verwobene Beispiele veröffentlichter Denunziationen sollen hier als Illustration genügen.

Unter der Schlagzeile »Eine Schande für die Arbeiterschaft. Reichsbannermann wird zum Verräter und liefert klassenbewussten Arbeiter der faschistischen Justiz aus« berichtete die SAZ am 12. Mai 1932 über den Reichsbannerangehörigen Kurz, dessen Adresse die SAZ ebenso veröffentlichte. Kurz hatte, so die SAZ, im August 1931 ein kommunistisches Flugblatt in seinem Briefkasten gefunden und daraufhin die Polizei über einen Kommunisten informiert, der angeblich verdächtige Pakete erhielt. Bei einer Durchsuchung fanden die Beamten tatsächlich illegale Flugblätter sowie eine Liste mit Adressen von Polizeibeamten. Gegen den Kommunisten wurde daraufhin ein Verfahren wegen Hochverrats eingeleitet, das im Mai 1932 mit einer Haftstrafe endete.⁴⁸

Wenige Tage später, am 20. Mai 1932, berichtete die LVZ dann über kommunistische Flugblätter, die Kurz als Polizeispitzel und Arbeiterverräter denunzierten und selbst seine Mutter, Fürsorgepflegerin und Schöffin am Jugendgericht, angriffen. Nun sei zu befürchten, dass Kommunisten Kurz überfallen würden. Die Zeitung forderte daher ihre Leserschaft auf, »nichts unversucht [zu] lassen, den elenden Mordhetzer und alle, die sich zur Verbreitung dieses feigen Mordhetzblattes hergegeben haben, ausfindig zu machen und dafür zu sorgen, dass diese blutige Verbrecherpolitik ihre Ahndung findet«. Dies müsse geschehen, bevor die »blutlehzenden Bestien der KPD ihr bei Max Warkus so erfolgreich gesetztes Ziel erreichen«.⁴⁹ Aus Sicht der KPD rief die LVZ damit wohl zu einer weiteren Denunziation auf, aus sozialdemokratischer Sicht hingegen ging es darum, Kriminelle der Polizei zu übergeben. Solche Denunziationen, Anschuldigungen, wobei sowohl die Denunziation selbst, im Fall der KPD, als auch die Anschuldigung der Denunziation, im Fall der SPD, Gegenstand einer Anschuldigung sein konnten, sowie weitere Aufrufe zu Denunziationen stellten mannigfache Misstrauensbeweise dar. Weder den Denunzianten noch denjenigen, die zur »Mordhetze« aufriefen, konnte vertraut werden.

Stellten Denunziationen gleichsam einen Ausschluss aus der Gemeinschaft dar, so lässt sich die explizite Weigerung von Kommunisten, sozialdemokratische Arbeiter der »Klassenjustiz« auszuliefern, als Angebot lesen, Vertrauen herzustellen und sie nach wie vor als Teil der Gemeinschaft zu betrachten. In diesem Sinne lässt sich ein Bericht der SAZ vom Dezember 1931 über eine Verhandlung gegen zwei Reichsbannerangehörige interpretie-

47 Das Streikbrecherbeispiel ist, in anderem Kontext, in meinem Aufsatz *Joachim C. Häberlen*, »Weiter haben sich besonders zwei Frauenpersonen hervorgetan.« Zur Rolle von Frauen in der Straßenpolitik am Ende der Weimarer Republik, in: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 23, 2012, S. 91–105, dargestellt.

48 SAZ, 12.5.1932.

49 LVZ, 20.5.1932.

ren. Diese hätten, so der Bericht, gemeinsam mit etwa 40 bis 50 anderen Reichsbannermännern eine Gruppe von »Arbeitern« am Karl-Heine-Platz angepöbelt. Als sich zwei »parteilose« Arbeiter dies verbat, wurden sie so schwer zusammengeschlagen, dass sich einer von ihnen mehrere Wochen in ärztliche Behandlung begeben musste. Als die beiden Reichsbannermitglieder vor Gericht standen, versuchten die beiden Zeugen der Anklage, die sich offen zur KPD bekannten, nichts Belastendes zu sagen, da sie die beiden Reichsbannerangehörigen nicht bestraft sehen wollten, auch wenn der Anwalt der beiden Reichsbannerleute die KPD heftig beleidigte. Dass das Strafmaß dennoch und trotz der unverschämten hohen Forderungen der Staatsanwaltschaft gering ausfiel, war jedenfalls, so die SAZ, Ergebnis der Klassensolidarität der beiden Kommunisten. »Reichsbannerproleten, wie lange wollt ihr euch noch gegen eure Klassengenossen missbrauchen lassen«, schloss der Artikel.⁵⁰ In einem ähnlichen Fall weigerte sich, so die SAZ im Juli 1932, ein kommunistischer Arbeiter, Strafantrag gegen einen »verhetzten« SPD-Arbeiter zu stellen, der ihn zusammengeschlagen hatte, um ihn nicht den »Krallen der faschistischen Justiz« auszuliefern. Schließlich hätten Kommunisten und Sozialdemokraten einen »gemeinsamen Feind«.⁵¹

Wenn es zutrifft, wie Ute Frevert argumentiert hat, dass Vertrauen zwischen Tätern und Opfern von Gewalt kaum existieren kann, dann stellte die Weigerung der beiden (angeblichen) kommunistischen Opfer eine Einladung dar, der Gewalt zum Trotz zu vertrauen.⁵² Zumindest implizit war damit aber auch die Forderung an Sozialdemokraten verbunden, es Kommunisten gleichzutun. Trotz der Gewalt, die Sozialdemokraten an Kommunisten verübt hatten, glaubten jene an Klassensolidarität; genauso sollten Sozialdemokraten an diese glauben, trotz der (weitaus schlimmeren) Gewalt, die Kommunisten verübt hatten. Ob diese Strategie aber Erfolg hatte, lässt sich, nicht zuletzt in Anbetracht des Mordes an Max Warkus, bezweifeln.

Schließlich waren auch Beziehungen innerhalb der KPD von einem tief sitzenden Misstrauen geprägt, wie Ermittlungen der Polizei im Sommer und Herbst 1931 zeigen.⁵³ Nach einer anonymen Anzeige – es mag durchaus der oben erwähnte Kurz gewesen sein, zumindest zeitlich würde es passen – gelang es der Polizei, illegale kommunistische Flugchriften zu beschlagnahmen, wobei sie auch einen Konflikt innerhalb der KPD entdeckte, im Zuge dessen auch eine Wohnungsdurchsuchung eines kommunistischen Funktionärs seitens der KPD durchgeführt worden war. Im Zentrum des Konflikts stand ein kommunistisches Ehepaar, das lange in der Partei aktiv gewesen war, die Frau sogar in »verantwortlichen und vertraulichen Positionen«.⁵⁴ Nun aber sahen sich beide Verleumdungen, Gerüchten und Verdächtigungen ausgesetzt, wobei unklar bleibt, worin diese genau bestanden. Der Ehemann forderte daher von der Unterbezirksleitung, die Vorwürfe überprüfen zu lassen, was auch geschah. In der Tat entlastete die Prüfung das Ehepaar, sodass es Hoffnung gab, das »weiter sich auswirkende Misstrauen unter den Funktionären« könnte beseitigt werden. Allein, die Hoffnung trog, die Verdächtigungen hielten an, sodass das Paar entnervt und krank nach Berlin zog. Das Beispiel zeigt, dass die KPD nicht nur, wie Klaus-Michael Mallmann überzeugend zeigen konnte, durch Spannungen zwischen einer »revolutionären Avantgarde« und einer »abwartenden Basis« geprägt war, sondern dass Konflikte und Spannungen auch die Arbeit an der Parteibasis prägten.

50 SAZ, 5.12.1931.

51 SAZ, 2.7.1932.

52 Ute Frevert, Rezension zu: Reemtsma, Jan Philipp: Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne. Hamburg 2008, in: H-Soz-u-Kult, 29.1.2009, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2009-1-077>> [9.7.2013].

53 Vgl. SStAL, PP S 1161, dort auch die folgenden Zitate.

54 Ebd. Das Zitat stammt aus einem Brief eines kommunistischen Funktionärs an die Parteiführung, den die Polizei bei einer Hausdurchsuchung fand.

Belege für die von Mallmann konstatierten Auseinandersetzungen zwischen Führung und Basis finden sich auch in Leipzig. Dabei spielte Misstrauen oftmals eine zentrale Rolle, wie ein Bericht einer Stadtteilsitzung, vermutlich einer ungenannt bleibenden Wehrorganisation, vom April 1931 verdeutlicht (die organisatorischen Details sind in diesem Zusammenhang weniger wichtig).⁵⁵ Im Zentrum der Diskussion standen verschiedene Ausschlussanträge. Einerseits hatte das Sekretariat (vermutlich des Unterbezirks Leipzig) den Ausschluss verdienter Mitglieder der Zelle beantragt, andererseits stellte die Zelle den Antrag auf Ausschluss zweier Funktionäre namens Röntig und Weiß. Die Vorwürfe, die gegen Röntig und Weiß vorgebracht wurden, verdienen, zitiert zu werden. So erklärte ein Genosse Maier, er habe »Vertrauen« in die eigene Führung, also in jene Genossen, die das Sekretariat ausschließen wollte, wo seiner Meinung nach »Spitzel« säßen. Andere Genossen bezeichneten Röntig und Weiß als Bonzen, sie seien mit Pappkartons in die Sowjetunion gefahren und mit teuren Lederkoffern wiedergekommen oder würden Genossen mit halben Litern Bier kaufen. Als der Delegierte des Sekretariats die aufmüpfigen Kommunisten aufforderte, belastende Dokumente dem Sekretariat vorzulegen, erklärte der Angesprochene: »[D]as könnte Euch so passen, damit Ihr das Material verschwinden lasst.« Bemerkenswert ist schließlich die etwas unklare Aussage eines Genossen namens Thau: »Unsere Kameraden sind alle reell, auch die Ausgeschlossenen.« Es lässt sich nur spekulieren, was Thau damit meinte: vermutlich, dass die ausgeschlossenen Genossen wirkliche Kommunisten waren und ehrlich für die Sache des Kommunismus stritten, während er die Führung verdächtigte, nur Bonzen oder Spitzel zu sein. Es zeigte sich, wie ein Genosse Kranz zusammenfassend festhielt, dass an der Basis »kein Vertrauen zum Sekretariat« bestand.

Richtet man den Blick auf die Parteien der Arbeiterbewegung, SPD und KPD, so zeigt sich nicht nur ein überaus zerstrittenes politisches Milieu, sondern ebenso eines, das von einem tiefen Misstrauen geprägt war. In dieser Situation fiel es schwer einzuschätzen, was wahr und was gelogen war – meinten es Kommunisten »ehrlich«? War der »oppositionelle« Sozialdemokrat wirklich SPD-Mitglied? Entsprachen Berichte über eine Zusammenarbeit von Kommunisten und Sozialdemokraten der Wahrheit? Antworten auf diese Fragen dürften eher skeptisch ausgefallen sein. Eine Mobilisierung der Arbeiterbewegung, insbesondere über Parteigrenzen hinweg, war in dieser Situation nur schwer vorstellbar. Angesichts dieses Misstrauens hätten wohl selbst *wahre* Berichte von einer Zusammenarbeit gegen die Nationalsozialisten kaum mobilisierend wirken können.

III. POLITISIERUNG DES ALLTAGS

Blickt man in die Literatur zum sozialdemokratischen Milieu, so erscheint die Verschränkung von Politik und geselligem Vereinsleben als eine Stärke der deutschen Arbeiterbewegung, da es ihr, so die These, gelang, den Alltag der Arbeiter zu durchdringen. Diese Perspektive soll im Folgenden hinterfragt werden, indem die Rolle von (vor allem kommunistischer) Parteipolitik im Alltag analysiert wird. Unter Politisierung des Alltags soll dabei zweierlei verstanden werden: erstens, dass (partei-)politische Konflikte in Alltagsräumen, etwa im Schwimmbad, am Arbeitsplatz, auf der Stempelstelle oder auf der Straße, ausgetragen wurden, sowie zweitens, dass alltägliche Konflikte, etwa zwischen Vater und Sohn oder zwischen Kollegen am Arbeitsplatz, eine politische Bedeutung erhielten, die

⁵⁵ Bericht über die Sitzung der erweiterten Stadtteilleitungssitzung Stadtteil A, 9.4.1931, BArch, RY 1 I/3/8-10/154, Rundschreiben, Berichte, Schriftwechsel des UB Leipzig, Bl. 149ff. Dort auch die folgenden Zitate. Bei dem Text handelt es sich um einen Bericht eines Delegierten der Unterbezirksleitung Leipzig, der die Stadtteilzelle kontrollieren sollte.

über den Konflikt zwischen den im engeren Sinne Beteiligten hinaus auf die gesamte Ordnung des Gemeinwesens verwies. Politik, in anderen Worten, fand überall im Alltag statt. Dabei spielten Milieustrukturen eine zentrale Rolle, schufen sie doch, so das Argument, gleichsam Möglichkeiten, wie parteipolitische Konflikte zwischen SPD und KPD in den (geselligen) Alltag organisierter Arbeiter eindringen konnten. Vereine stellten, hier folge ich Klaus-Michael Mallmann, eine Art Kommunikationsraum dar, in dem Kommunisten und Sozialdemokraten interagieren konnten und mussten. Allerdings wurden hier, ebenso wie etwa in Familien oder am Arbeitsplatz, wo Anhänger beider Parteien zusammenkamen, keine Gräben zwischen KPD und SPD abgebaut, sondern vielmehr vertieft. Die Spaltung der Arbeiterbewegung vollzog sich so auch an der Basis. Auf der anderen Seite aber konnten diese politischen Konflikte, wie auch politische Agitation ganz allgemein, zu einer politischen »Belästigung« werden, wenn sich Arbeiter, und zwar selbst solche, die in der KPD organisiert waren, nach der apolitischen Ruhe und Geselligkeit etwa im Verein oder Schwimmbad sehnten. Die Politisierung des Milieus führte gleichsam zu einer Gegenbewegung, die letztlich das *politische* Milieu schwächte. Schließlich offenbarten sich hinter den Konflikten zwischen SPD und KPD, wie bereits angedeutet wurde, Konflikte über die Formen politischer Praxis – wie sollte Politik aussehen, und wo sollte sie stattfinden? Pointiert formuliert führte die Überpolitisierung des Milieus mit zu dessen Auflösung. Allerdings lässt sich diese Politisierung des Milieus nicht nur in Vereinen, sondern ebenso im familiären und nachbarschaftlichen Kontext, am Arbeitsplatz sowie im Kontext der kommunalen Wohlfahrt beobachten, weshalb im Folgenden Beispiele aus all diesen Bereichen vorgestellt werden sollen.⁵⁶

In einem in der frühen DDR verfassten Erinnerungsbericht bemerkte Gert Zschocher, es sei »in der Zeit der Weimarer Republik etwas Alltägliches [gewesen], dass die ideologischen Auseinandersetzungen quer durch die Familien gingen. Wenn die jeweiligen Familien nur groß genug dazu waren, so konnte man in ihnen antreffen: Gläubige, Atheisten, Rechtsradikale, Sozialdemokraten, Kommunisten«.⁵⁷ Zschochers eigene Biografie bietet ein Beispiel hierfür, entstammte er selbst doch einer sozialdemokratischen Familie, trat aber als Jugendlicher von der SAJ zum Kommunistischen Jugendverband Deutschlands über. Es ist schwierig, anhand zeitgenössischer Quellen zu überprüfen, ob Zschocher die Lage richtig einschätzte, auch wenn fiktionale Quellen sowie sporadisch andere Quellen daraufhin deuten.⁵⁸ In diesen Darstellungen war typischerweise der Vater Mitglied der SPD, während sich der Sohn der KPD anschloss. Frauen hingegen agierten oft, gerade in fiktionalen Quellen, als Vermittlerinnen, hielten sich selbst aber von Parteipolitik fern. Entscheidend ist die Frage, welche Konsequenzen solche ideologischen oder politischen Auseinandersetzungen innerhalb von Familien hatten. Stellten Familien gleichsam einen Schutzraum vor politischen Spannungen dar, oder konnte Politik Familien auch entzweien?

Eine statistisch eindeutige Antwort kann es kaum geben, da harmonische Beziehungen seltener als Konflikte Eingang in die Quellen gefunden haben dürften. Aus diesem Grund ist der Konflikt zwischen dem Kommunisten Johannes Franke und seinem Vater, einem

56 Vgl. zu diesen Überlegungen mit weiteren Beispielen *Joachim C. Häberlen*, *Contesting the Political. Conceptions of the Political in the Working-Class Movements of Leipzig and Lyon during the Interwar Period*, in: *Contemporary European History* 22, 2013, S. 33–63; *ders.*, *Klassenkampf an allen Fronten oder politische Belästigung? Umstrittene Räume des Politischen innerhalb der Leipziger Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik*, in: *Werkstatt Geschichte* 59, 2011, S. 79–91. Vgl. auch *Sabine Marquardt*, *Polis contra Polemos. Politik als Kampfbegriff in der Weimarer Republik*, Köln 1997.

57 SStAL, *Erinnerungen*, V/5 401/1, S. 3. Ähnlich: *Erinnerungen*, V/5 243.

58 Vgl. etwa die Romane von *Hans Fallada*, *Kleiner Mann – was nun?* Berlin 1932; *Walter Schönstedt*, *Kämpfende Jugend. Roman der arbeitenden Jugend*, Berlin 1932. Vgl. auch SAZ, 12.3.1932. Ähnlich: SStAL, *Erinnerungen*, V 5/413.

alten Sozialdemokraten, von besonderem Interesse, da er nur durch Zufall aktenkundig wurde. Franke war bei der kommunistischen Landagitation im nahe gelegenen Eythra von Nazis ermordet worden. Sein Vater erfuhr davon aus der Zeitung und begab sich daraufhin zur Polizei, um seinen Sohn zu identifizieren. Auf der Wache schilderte er den Beamten seinen Konflikt mit Johannes. Bis zum 18. Lebensjahr hätte er »alle Freude« mit Johannes gehabt, dann aber trat eine »Wendung« ein. Als er bemerkte, dass sich Johannes einer syndikalistischen Gruppe angeschlossen hatte, nahmen die Spannungen weiter zu, bis Johannes das Haus verließ und nach Holland ging. Zwar fand er nach seiner Rückkehr kurzzeitig wieder Aufnahme bei seinem Vater, aber da sich Johannes nicht geändert hatte, kehrte er seinem Vater erneut den Rücken.⁵⁹ Wann genau sich Johannes der KPD angeschlossen hatte, bleibt unklar, aber es ist davon auszugehen, dass die politischen Differenzen das Verhältnis zwischen Vater und Sohn weiter belasteten. Gleichzeitig zeigt der Fall aber auch, wie schwierig eine Interpretation solcher Vorkommnisse ist, bleibt doch unklar, ob ein politischer Konflikt zwischen Vater und Sohn am Anfang stand, oder ob Johannes' Hinwendung zunächst zum Syndikalismus, später zum Kommunismus, nur Ausdruck eines ohnehin schwierigen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn war.

Der Konflikt zwischen Vater und Sohn endete allerdings nicht mit Johannes' Tod. Als Sozialdemokrat bat sein Vater den ebenfalls sozialdemokratischen Freidenker Meyer die Trauerrede zu halten und insistierte darauf, dass Kommunisten dem Begräbnis fernbleiben sollten. Meyer nutzte die Rede, um die gewaltsame Politik sowohl von Nationalsozialisten wie auch Kommunisten anzugreifen. Politische Differenzen sollten ohne Dolch und Revolver gelöst werden: »Es geht doch auch mit Vernunft!« Die kommunistischen Genossen Frankes, die den Wünschen der Familie zum Trotz gekommen waren, um ihrem Genossen das letzte Geleit zu geben, reagierten verständlicherweise empört auf diese Angriffe.⁶⁰ Der Mord an Franke und sein Begräbnis hätten eine Gelegenheit zur zumindest temporären Versöhnung beider Lager bieten können, etwa in Form einer gemeinsamen Totenwache, die laut Mallmann regelmäßig stattfanden. Schließlich hatte Franke doch einerseits über seine Familie Verbindung zum sozialdemokratischen Lager, gehörte aber andererseits ebenso zum kommunistischen Lager.⁶¹ Dazu aber kam es nicht, da die Beziehung zwischen Vater und Sohn vermutlich durch politische Differenzen zu sehr zerstört war. Der Fall zeigt somit exemplarisch einerseits, wie Politik familiäre Beziehungen zerstören konnte und dass familiäre Bindungen politische Differenzen eben nicht unbedingt überbrücken konnten. Andererseits wird deutlich, welche unterschiedlichen Vorstellungen von Politik und der Rolle von Gewalt Sozialdemokraten und Kommunisten hatten.

Politik konnte Familien entzweien, sie konnte aber auch, gerade im nachbarschaftlichen Kontext, schlicht zu einer Belästigung werden. So beklagte sich ein gewisser Herr Jessler im Anschluss an den oben geschilderten Konflikt zwischen Kahn und Kesserich gegenüber der Polizei über die Familie Benz (Elisabeth Benz sowie ihre 17-jährige Tochter Ilse und den 15-jährigen Sohn Herbert; der Vater war auf Distanz zu seinen Kindern gegangen), die im gleichen Haus wie Jessler wohnte: »Es vergeht fast keine Woche ohne Streitigkeiten zwischen den Benz und Andersdenkenden. Jede Kleinigkeit wird von ihnen ins Politische gezogen, wodurch die Polizei zum Einschreiten veranlasst wird.« In der Tat kam es vor dem Haus immer wieder zu Ansammlungen von Kommunisten und Sozialdemokraten, die regelmäßig in Ausschreitungen mündeten.⁶² Was genau Jessler damit meinte, dass »jede Kleinigkeit [...] ins Politische gezogen« wurde, bleibt allerdings unklar. Vermutlich erhielten kleine Alltagskonflikte eine politische Dimension und eskalierten so.

59 SStAL, PP S 295/15.

60 Vgl. SAZ und LVZ, 20.6.1930.

61 Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik, S. 376.

62 SStAL, PP S 1451.

Jessler wenigstens scheint die Politisierung seines Alltags, in diesem Falle durch eine nationalsozialistische Familie, als Belästigung empfunden zu haben.

Auch in anderen Bereichen konnte Parteipolitik spaltend, aber eben auch belästigend sein. Gegenstand von Konflikten war dabei keineswegs nur Politik selbst, sondern ebenso die Frage, wo Politik überhaupt stattfinden sollte. Zumindest laut den Vorgaben der Parteiführung sollte Politik für Kommunisten stets oberste Priorität haben. So hieß es in der SAZ im Dezember 1930 über Konflikte zwischen sozialdemokratischer Führung und kommunistischer Opposition im Konsumverein (KV):

»Ein Kommunist verkauft nicht wegen seiner Existenz im KV seine Überzeugungen, auch dann nicht, wenn ihm mit Entlassung gedroht wird. Ja, auch in dieser Frage unterscheiden wir uns von der SPD. Wir kämpfen an allen Fronten des Klassenkampfes, gleichviel ob im KV oder im Privatbetrieb oder auf der Stempelstelle.«⁶³

Allerdings teilten keineswegs alle Kommunisten diese Auffassung, wie zu sehen sein wird. Gerade in den Vereinen, aber auch im betrieblichen Kontext, lehnten sie, sehr zum Leidwesen ihrer Parteioberen, »politische Leitungen« immer wieder ab.⁶⁴ Das sozialdemokratische Politikverständnis hingegen kam, vielleicht etwas überpointiert, in einem Leserbrief an die LVZ zum Ausdruck, der sich im September 1931 über das »unsinnige Diskutieren« vor dem Volkshaus beschwerte, das dieses kaum einladend wirken ließ. Nötige Diskussionen könnten, so der Leserbriefschreiber, in den Räumen der Organisationen stattfinden, aber nicht auf dem Bürgersteig.⁶⁵ Ebenso wenig gehörte Politik aus sozialdemokratischer Sicht in öffentliche Freibäder, wo man sich entspannen und den politischen Konflikten entfliehen wollte, aber von kommunistischen Agitatoren gestört wurde⁶⁶, in Arbeitersportvereine oder an den Arbeitsplatz.

Arbeitervereine bieten einen ersten Bereich, diesen Konflikten nachzuspüren.⁶⁷ Nach dem Schisma der Arbeiterbewegung im Gefolge der Russischen Revolution hatten Kommunisten und Sozialdemokraten in den Vereinen zunächst noch zusammengearbeitet. Gegen Ende der 1920er Jahre kam es jedoch vermehrt zu Konflikten zwischen Anhängern beider Parteien. Einerseits spielte dabei die ultralinke Wende der Kommunistischen Internationale, und damit auch der KPD, eine Rolle, die nun im Zuge der »Sozialfaschismusthese« in der Sozialdemokratie den Hauptfeind erblickte.⁶⁸ Daher, so die Vorgabe der Parteiführung, sollten Kommunisten sich innerhalb der Vereine zu Fraktionen zusammenschließen oder gar eigene Vereine gründen, wobei die »Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit« nur die wichtigste war. Auf der anderen Seite aber betrieb auch die SPD, vor allem innerhalb des ATSB unter Leitung des rechten Sozialdemokraten Cornelius Gellert, zunehmend eine Ausschlusspolitik gegenüber Kommunisten.

63 SAZ, 10.12.1930.

64 Vgl. etwa Protokoll der Fraktionssitzung der Sportler, 26.9.1930, BArch, RY 1 I/3/8-10/156, Rundschreiben, Berichte, Schriftwechsel der Abteilung Sport des UB Leipzig, Bl. 24. Vgl. auch zahlreiche Berichte der Abteilung Gewerkschaft, BArch, RY 1 I/3/8-10/155, Rundschreiben, Berichte, Schriftwechsel der Abteilungen des UB Leipzig, Bl. 247–302.

65 LVZ, 17.9.1931.

66 Zu kommunistischer Badeagitation und den sozialdemokratischen Reaktionen vgl. SAZ, 25.8.1932; Rundschreiben 30.7.1930, Abteilung Agit-Prop, BArch, RY 1 I/3/8-10/155, Rundschreiben, Berichte, Schriftwechsel der Abteilungen des UB Leipzig, Bl. 136; Winke für die Agitation, BArch, RY 1 I/3-8/166, Agit-Prop Rundschreiben, Bl. 31ff.; LVZ, 19.8.1932 und 2.9.1932.

67 Vgl. in diesem Kontext *Frank Heidenreich*, Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie in Sachsen vor 1933, Köln 1995.

68 Vgl. hierzu *Hermann Weber*, Zur Politik der KPD 1929–1933, in: *Scharrer*, Kampflose Kapitulation, S. 121–159; *ders.*, Hauptfeind Sozialdemokratie. Strategie und Taktik der KPD 1929–1933, Düsseldorf 1982; *Siegfried Bahne*, »Sozialfaschismus« in Deutschland. Zur Geschichte eines politischen Begriffs, in: *International Review of Social History* 10, 1965, 211–244.

Die Konflikte, die sich innerhalb der Sportvereine ergaben, lassen sich am besten anhand des Fußballbundes Leipzig darstellen, da Willy Meißner, Präsident des Ersten Bezirks der Sächsischen Spielvereinigung, sie in einer publizierten Rede über die »sportpolitische Lage« öffentlich machte.⁶⁹ Meißner, der KPD-Mitglied war, sollte für seine Partei Fraktionsarbeit leisten und unzufriedene Fußballer für die KPD rekrutieren, was er aber verweigerte. Die KPD, so führte er aus, erwartete von ihren Mitgliedern, dass sie »in allererster Linie Kommunisten und dann Arbeitersportler« seien. Wer die Befehle der Parteizentrale nicht befolgte, dem wurde mit Ausschluss gedroht. Meißner aber war die Loyalität zu seinem Verein wichtiger als der »Kadavergehorsam«, der in der KPD herrschte. Dabei ging es, wie Meißner betonte, nicht um »weltpolitische Probleme« oder die »Beschlüsse des 6. Weltkongresses der Komintern«, die er nicht diskutieren wollte. Vielmehr standen die politischen Praktiken der KPD im Zentrum seiner Kritik. So hätte er beispielsweise Vereinsinterna an die Partei weitergeben sollen, damit diese unzufriedene Sportler direkt hätte ansprechen können. »Spitzeldienste« zu leisten aber weigerte sich Meißner. In der Diskussion, die den Ausführungen Meißners folgte, verwiesen zwar einige Kommunisten darauf, dass es stets politische Führungen gegeben hätte und auch die sozialdemokratische Bundesführung »Dreck am Stecken« hätte. Andererseits aber distanzieren sich auch andere KPD-Angehörige von den Methoden ihrer Partei.

Der hier knapp vorgestellte Fall zeigt exemplarisch die verschiedenen Dimensionen der Konflikte in Vereinen.⁷⁰ Einerseits ging es darum, welche Partei, SPD oder KPD, in den Vereinen die Vormacht hatte. Diesen Kampf entschied die sozialdemokratische Mehrheit zumeist für sich. Andererseits ging es aber auch um die Rolle, die Politik innerhalb der Vereine spielen sollte. Während die kommunistische Parteiführung Vereine als »Sammelbecken für die proletarischen Kämpfe« nutzen wollte, versuchte die SPD, Politik zumeist aus den Vereinen fernzuhalten. Laut SAZ war es Jugendsektionen sogar verboten, über Politik zu diskutieren.⁷¹ Allerdings empfanden selbst manche Kommunisten die dauernden Versuche der KPD, über Politik zu reden, als störend, wie der leicht genervte Verweis Meißners auf die Diskussionen über den 6. Weltkongress der Komintern andeutet. Das Problem waren nicht politische Meinungen, die immer geachtet worden seien, wie Meißner betonte, sondern die permanente Diskussion von Politik.

Ähnliche Konfliktlinien ergaben sich bei kommunistischer Agitation in den Betrieben, wie ein Beispiel aus den Leipziger Verkehrsbetrieben, wo die Kommunisten eine relativ starke Position hatten und es immer wieder zu Konflikten mit Sozialdemokraten kam, illustrieren soll.⁷² Unter dem Titel »Auch Kommunisten müssen schaffen« berichtete die LVZ im Sommer 1929 über kommunistische Agitation in der Straßenbahnwerkstätte Heiterblick:

»Unaufhörlich glauben diese Überradikalen verpflichtet zu sein, die von Moskau, Berlin oder aus Czermarks Garten [wo die Leipziger KPD ihren Sitz hatte] empfangenen Parolen zu verkünden. Die Schwätzer und Nachbeter der Stalinschen Kirche fragen dabei nicht danach, ob jemand über-

69 *Cornelius Gellert*, Kampf um die Bundeseinheit. Zusammengefasst unter Verwendung der Niederschrift über die Verhandlungen der Vorstände-Konferenz der Sächsischen Spielvereinigung vom 28. September 1929, Leipzig 1929. Ich habe den Fall ausführlich diskutiert in *Joachim C. Häberlen*, *Indépendance du sport ou lieu de politisation. La relation problématique entre le mouvement sportif ouvrier et les partis ouvriers à la fin de la République de Weimar*, in: *Jay Rowell/Ane-Marie Saint-Gille* (Hrsg.), *La société civile organisée aux XIXe et XXe siècles. Perspectives allemandes et françaises*, Lyon 2010, S. 275–285.

70 Vgl. auch zu Kommunisten im Arbeiter-Samariter-Bund etwa Fraktionsbericht der Arbeiter-Sanitäter Leipzig, 15.8.1930, BArch, RY 1 I/3/8-10/156, Rundschreiben, Berichte, Schriftwechsel der Abteilung Sport des UB Leipzig, Bl. 57.

71 SAZ, 7.8.1930.

72 Vgl. hierzu *Wolfgang Zollitsch*, Die Vertrauensratswahlen von 1934 und 1935. Zum Stellenwert von Abstimmungen im »Dritten Reich« am Beispiel Krupp, in: GG 15, 1989, S. 361–381.

haupt gewillt ist, ihr bolschewistisches Ragout zu genießen: sie setzen es allen vor, die erreichbar sind.«⁷³

Vor lauter Agitieren habe nun ein kommunistischer Dreher »vergessen«, dass auch in den der öffentlichen Hand gehörenden Betrieben gearbeitet werden müsse, was sein langsames Arbeitstempo belegen sollte.⁷⁴ Auch in dieser Polemik stand mithin nicht der Inhalt kommunistischer Politik, sondern deren Praxis, ohne Unterlass zu agitieren, im Vordergrund der Kritik. Die kommunistische SAZ reagierte auf diese Vorwürfe, indem sie der LVZ vorwarf, die Straßenbahndirektion offen aufzufordern, Arbeiter, die angeblich nicht genug leisteten, aus dem Betrieb zu entfernen. Nicht der Dreher, so hieß es ein paar Tage später, sondern das schlechte Material und eine alte Maschine hätten Schuld an seinem Arbeitstempo.⁷⁵ Akten der Straßenbahndirektion bestätigen diese Sichtweise und fügten hinzu, dass der Dreher Kriegsversehrter war, was ein weiterer Grund für sein langsames Arbeiten war. Dies aber hinderte die Direktion nicht daran, den Dreher zu ermahnen.⁷⁶

Zu parteipolitischen Konflikten kam es schließlich auch im Kontext der Sozialfürsorge, die im Zuge der rasant ansteigenden Arbeitslosigkeit während der Weltwirtschaftskrise immer wichtiger wurde.⁷⁷ Immer wieder versuchten beispielsweise Kommunisten auf Arbeitsnachweisen, Erwerbslose mittels Handzetteln zu agitieren, auch wenn die Behörden versuchten, dagegen vorzugehen.⁷⁸ Sozialdemokraten hingegen verteilten an diesen Orten Flugblätter, die Erwerbslose über ihre Rechte aufklären sollten, wobei sie in Konflikt mit Kommunisten gerieten, die ihnen Flugblätter entreißen wollten.⁷⁹ Bemerkenswert ist mit Blick auf unterschiedliche Politikvorstellungen, dass Sozialdemokraten einzig aufklären wollten. Erwerbslose selbst zu politischen Akteuren über eine Beteiligung an Wahlen hinaus zu machen, war allerdings nicht Teil der sozialdemokratischen Strategie. Entsprechende Versuche der KPD wurden daher von Sozialdemokraten auch scharf kritisiert.⁸⁰

Dabei tendierte die kommunale Wohlfahrtsfürsorge in Leipzig strukturell zu einer gewissen Politisierung, übernahmen doch ehrenamtliche »Fürsorgepfleger« die Betreuung der Fürsorgeempfänger. Diese Fürsorgepfleger durften von den in der Stadtverordnetenversammlung vertretenen Parteien nach Proporz bestimmt werden, was theoretisch bedeutet hätte, dass auch die KPD Fürsorgepfleger hätte stellen können. In der Praxis aber wollten nur wenige Kommunisten diese Tätigkeit übernehmen, sehr zum Ärger der Parteiführung.⁸¹ Ein Ergebnis dieser Politisierung der kommunalen Wohlfahrt war, dass es immer wieder zu Konflikten zwischen kommunistischen Fürsorgeempfängern und sozialdemokratischen Pflegern kam, die vor allem von der kommunistischen Presse ausführlich dargestellt und inszeniert wurden.

Ein Beispiel mag zur Illustration genügen. Im Sommer 1930 berichtete die SAZ, ein sozialdemokratischer Fürsorgepfleger namens Heidenreich habe eine Fürsorgeempfängerin

73 LVZ, 1.8.1932.

74 Ebd.

75 SAZ, 3.8.1932 und 6.8.1932.

76 Stadtarchiv Leipzig (StAL), Kapitelakten 70, Nr. 214, Bd. 6.

77 Zur kommunalen Wohlfahrt in Leipzig vgl. *Paul Brandmann*, Leipzig zwischen Klassenkampf und Sozialreform. Kommunale Wohlfahrtspolitik zwischen 1890 und 1929, Köln 1998; *Julia Paulus*, Kommunale Wohlfahrtspolitik in Leipzig 1930 bis 1945. Autoritäres Krisenmanagement zwischen Selbstbehauptung und Vereinnahmung, Köln 1998.

78 Vgl. etwa Bericht der Beamten-gewerkschaft Leipzig an den Rat der Stadt Leipzig, 7.3.1931, StAL, Armen-, Fürsorge- und Sozialamt, Nr. 2379.

79 LVZ, 21.2.1930. Ähnlich: LVZ, 24.4.1930 und 15.7.1931.

80 Vgl. etwa LVZ, 16.1.1930.

81 Fürsorge-rundschreiben, 12.3.1929, BArch, RY 1 I/3/10/132, Kompol Rundschreiben, Bl. 21.

namens Reichert – ob diese der KPD angehörte oder nur mit ihr sympathisierte, bleibt unklar – geschlagen, als Reichert um Essensmarken für ihr krankes Kind bat. Dabei erlitt Reichert, so die SAZ, gar einen Nervenschock und musste ins Krankenhaus eingeliefert werden.⁸² Die LVZ stellte den Sachverhalt deutlich anders dar. Ihr zufolge habe Reichert schon länger Schwierigkeiten gemacht. Als nun ihre Unterstützung um 60 Pfennig gekürzt werden sollte, beschimpfte sie Heidenreich wüst. Dieser versuchte vergeblich, Reichert zu beruhigen. »Als Genosse Heidenreich sich auch weiter nicht provozieren ließ, ging Frau Reichert auf ihn wie eine Furie los, kratzte ihn im Gesicht, riss ihm sein Hemd in Stücke und attackierte auch Frau Heidenreich, die die rasende Frau aus der Wohnung drängen wollte.«⁸³ Aus Sicht der KPD hatte der Konflikt zwischen Reichert und Heidenreich eine politische Dimension. Er zeigte, dass sich Sozialdemokraten auch im Alltag von der Arbeiterklasse und ihren Leiden entfernt hatten. Die sozialdemokratische LVZ hingegen nutzte den Konflikt einerseits, um die sozialdemokratischen Tugenden Heidenreichs herauszustreichen, der, ähnlich der sozialdemokratischen Führung, Ruhe und Besonnenheit bewahrte. Andererseits versuchte sie, den Konflikt zu psychologisieren und damit zu entpolitisieren, indem sie Reichert als irrationale »Furie« darstellte.

Die in aller Kürze vorgestellten Beispiele deuten erstens an, dass es in vielerlei Alltagssituationen zu (partei-)politischen Konflikten kommen konnte: in der Familie, im Treppenhaus, im Schwimmbad, im Verein, am Arbeitsplatz oder beim Besuch des Fürsorgepflegers. Diese Konflikte trugen dazu bei, dass die Differenzen zwischen KPD und SPD nicht auf die Parteiführungen beschränkt blieben, sondern sich an der Basis reproduzierten. Gleichzeitig aber gab es, sowohl bei Sozialdemokraten als auch bei Kommunisten, den Wunsch nach Bereichen, die frei von Politik bleiben sollten, oder in denen Politik wenigstens keine Priorität haben sollte. Schließlich offenbarten diese Konflikte auch unterschiedliche Politikverständnisse aufseiten von SPD und KPD. Während die KPD tendenziell überall agitieren wollte, versuchte die SPD, den Raum des Politischen zu beschränken. Selbst wenn sich beide Parteien darauf geeinigt hätten, den gemeinsamen Feind NSDAP zu bekämpfen, so hätten sie sich, pointiert formuliert, doch kaum auf das Terrain einigen können, auf dem er zu bekämpfen wäre. All diese Entwicklungen trugen zu einem Zerfall und zu einer Fragmentierung des Milieus bei, die einer Mobilisierung gegen Rechts entgegenstanden.

IV. SCHLUSS: ZUM VERHÄLTNIS VON SOZIALISMUS UND DEMOKRATIE

An der Basis, so lässt sich zusammenfassend festhalten, erodierte das linksproletarische Milieu aus einer Vielzahl von Gründen, ohne dass hier ein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden soll. Die Zunahme politischer Gewalt sowie die Territorialisierung von Politik im lokalen Rahmen, bedingt nicht zuletzt durch den Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung, auf den Kommunisten mit Gewalt reagierten, führte dazu, dass auch Konflikte zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten immer wieder mit Gewalt ausgetragen wurden, wobei es vor allem Kommunisten waren, die ›ihre‹ Territorien gegen Sozialdemokraten verteidigen wollten. Sozialdemokraten hingegen sprachen der Gewalt ihren politischen Charakter ab. Politik sollte »mit Vernunft« und nicht mittels Gewalt geschehen. Zweitens waren die Beziehungen sowohl zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten wie auch innerhalb der jeweiligen Parteien durch ein tiefes Misstrauen geprägt, nicht zuletzt durch die Gewalt zwischen Anhängern beider Parteien. Dieses Misstrauen machte es unmöglich zu wissen, wer die Wahrheit sagte und wer log. Schließlich

82 SAZ, 26.7.1930.

83 LVZ, 2.8.1930.

fürten parteipolitische Konflikte im Alltag sowie unterschiedliche Vorstellungen von Formen politischer Praxis und damit politischer Partizipation aufseiten von SPD und KPD zu einer Erodierung des Milieus an der Basis.

Diese unterschiedlichen Vorstellungen von Formen politischer Praxis sind für das Verhältnis von Sozialismus und Demokratie im linksproletarischen Milieu in der Weimarer Republik entscheidend. Einerseits verbanden Kommunisten und Sozialdemokraten gemeinsame, wenn auch überaus vage Vorstellungen vom Sozialismus, beispielsweise die Idee der Emanzipation der Arbeiterklasse, gemeinsame Traditionen der Arbeiterbewegung oder der Glaube an die Wichtigkeit einer geeinten Arbeiterbewegung. Dieser gemeinsame Rahmen bot allerdings auch Anlass zur gegenseitigen Kritik, wenn sich Sozialdemokraten und Kommunisten etwa vorwarfen, mit ihren Aktionen und Entscheidungen der Arbeiterklasse letztlich nur zu schaden. Wie also Sozialismus konkret aussehen sollte und welcher Weg dorthin führen sollte, war umstritten.

Dieser Konflikt betraf auch das Verständnis von Formen politischer Partizipation und damit letztlich von Demokratie. Dem sozialdemokratischen Politikverständnis zufolge sollte Politik ›vernünftig‹ in den Gremien der Parteien oder in Parlamenten stattfinden. Die politische Partizipation einfacher Parteimitglieder beschränkte sich auf Wahlagitatorik oder die Teilnahme an großen Demonstrationen der Stärke der Sozialdemokratie sowie auf den Wahlakt selbst. Kommunisten versuchten demgegenüber, politisch zu agieren und zu agitieren, wo auch immer sie konnten – in der Nachbarschaft, in Freizeitorganisationen, auf der Straße, der Stempelstelle oder im Betrieb, alles Orte, an denen aus sozialdemokratischer Sicht keine Politik stattfinden sollte. Kommunisten und Sozialdemokraten trennten also nicht nur unterschiedliche politische Zielvorstellungen, sondern unterschiedliche Vorstellungen von Formen und Orten politischer Praxis. Diese Trennung zu überwinden, um einen gemeinsamen Feind, die Nationalsozialisten, zu bekämpfen, erwies sich nicht zuletzt deshalb als unmöglich, weil Sozialdemokraten letztlich Kommunisten und Nationalsozialisten aus den gleichen Gründen kritisierten: Was diese betrieben, war keine wirkliche, ernsthafte Politik, sondern gewaltsamer Radau und Klamauk im Parlament, was die SPD strikt ablehnte. Der Vergleich mit der französischen Volksfront ist hier instruktiv. Auch in Frankreich bestanden tiefe politische Differenzen zwischen Kommunisten und Sozialisten. Allerdings betrachteten beide die Straße und die dort stattfindenden Demonstrationen als legitime Orte und Formen von politischer Praxis, was ihnen eine temporäre Überwindung der existierenden Differenzen erleichterte.⁸⁴

84 Zur Volksfront vgl. etwa *Julian Jackson*, *The Popular Front in France. Defending Democracy, 1934–38*, Cambridge/New York etc. 1988; *Antoine Prost*, *Autour du Front populaire. Aspects du mouvement social au XXe siècle*, Paris 2006; *Xavier Vigna/Jean Vigneux/Serge Wolikow* (Hrsg.), *Le Pain, la Paix, la Liberté. Expérience et Territoires du Front Populaire*, Paris 2006; *Gilles Morin/Gilles Richard* (Hrsg.), *Les deux France du Front populaire. Chocs et contrechocs*, Paris 2008; *Serge Wolikow*, *Le Front populaire en France*, Paris 1996. Der vergleichende Aspekt ist in meinem Buch *Häberlen, Politik und Vertrauen*, ausführlicher behandelt. Vgl. zur Volksfront in Lyon auch meinen Aufsatz *Joachim C. Häberlen, Mobilisierung, Politisierung und Zerfall. Aufstieg und Fall des Front populaire in Lyon, 1934–1938*, in: *Francia* 38, 2011, S. 150–168.

Philipp Kufferath

Netzwerke als strategische Allianzen und latente Ressource

Etablierungsversuche der linken Opposition im SPD-Milieu nach 1945

Die Geschichte der SPD ist (auch) eine Geschichte von Flügelkämpfen. Insbesondere in den sozialliberalen Jahren nach 1968 traten die unterschiedlichen parteiinternen Positionen als klar akzentuierte politische Gruppen hervor. Bei den rasant gewachsenen Jungsozialisten setzten sich »Anti-Revisionisten« mit »Stamokaps« auseinander, an den Hochschulen konkurrierten gleich mehrere Gruppierungen, die sich, natürlich »kritisch«, auf die Sozialdemokratie bezogen.¹ Und in der Gesamtpartei hatten sich zwei Hauptströmungen institutionalisiert – der bereits Mitte der 1960er von der Parteilinken ins Leben gerufene Frankfurter Kreis sowie die Seeheimer, die Antwort des sozialliberalen »rechten« Flügels. Auf Parteitag, in den Gremien und in der parteinahen Presse orchestrierten diese »Faktionen« hinter den Kulissen die Auseinandersetzungen um den Kurs der Sozialdemokratie.²

Nicht immer und von jedem wurde diese Form oft polemisch ausgetragener Konflikte innerhalb des SPD-Milieus³ als zielführend wahrgenommen. In der Tat machten es die häufig schmerzhaften und zeitraubenden Debatten der Regierungspartei mitunter schwer, nach außen geschlossen, kompetent und verlässlich zu erscheinen. Gleichzeitig erzeugten die leidenschaftlichen Kontroversen aber Identifikation, setzten Energien frei und schufen Zusammenhalt, insbesondere dann, wenn nach langem Ringen ein tragfähiger Kompromiss gefunden wurde, der von allen beteiligten Flügeln getragen wurde. Der Richtungskampf innerhalb eines institutionalisierten Rahmens verkörperte einen elementaren Bestandteil der politischen Kultur dieses Milieus.

Eine solche innerparteiliche Streitkultur, wie sie im sozialliberalen Jahrzehnt etabliert wurde, war jedoch lange Zeit keineswegs selbstverständlich. Auch hatte die nun so mächtige linke Opposition in der Partei vorher oft ein Nischendasein gefristet. Sie nahm im

- 1 Vgl. *Dietmar Süß*, Die Enkel auf den Barrikaden. Jungsozialisten in der SPD in den Siebzigerjahren, in: *AfS* 44, 2004, S. 67–104; *Bernd Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reform euphorie zur neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982, Bonn 2011, S. 271 ff.
- 2 Vgl. *Annekatriin Gebauer*, Der Richtungsstreit in der SPD. Seeheimer Kreis und Neue Linke im innerparteilichen Machtkampf, Wiesbaden 2005; *Max Reinhardt*, Aufstieg und Krise der SPD. Flügel und Repräsentanten einer pluralisierten Volkspartei, Baden-Baden 2011.
- 3 Der Aufsatz geht für die Zeit nach 1945 von einem erweiterten soziokulturellen und lebensweltlichen Milieubegriff aus, wie er zum Beispiel in den Studien der hannoverschen Forschungsgruppe um Michael Vester, den SINUS-Untersuchungen oder bei Jürgen Zinnecker zum Ausdruck kommt. Vgl. *Michael Vester/Peter von Oertzen/Heiko Geiling* u.a., Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Frankfurt am Main 2001; *Jürgen Zinnecker*, Milieuauflösung und Generationswandel. Zwei Deutungsmuster der Wende in den sechziger Jahren und deren Verknüpfung, in: *Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Teppie* (Hrsg.), Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn 2003, S. 759–775. Er geht damit über das klassische, vor allem durch M. Rainer Lepsius geprägte Konzept (sozialmoralischer) Groß-Milieus hinaus. Sozialdemokratisches Milieu in diesem Sinne ist also enger begrenzt und meint in erster Linie die Parteimitglieder, Angehörige ihrer nahestehenden Organisationen (Parteijugend, Arbeiterwohlfahrt, Teile der Gewerkschaften, sozialdemokratisch beeinflusste Zeitungen und Verlage), darüber hinaus sich eng und dauerhaft mit der Partei identifizierende Personenkreise, nicht aber sämtliche Wählerschichten.

Neuaufbau nach 1945 organisatorisch zunächst eine Gestalt an, die sich am ehesten mit dem Begriff eines polyzentrischen Netzwerkes erfassen lässt. Biografische Prägungen, erlernte oder aufgezwungene Organisationskulturen und spezifische politische Konstellationen beförderten einen bündischen Politikstil, dessen wichtigste Grundlage die persönlichen Kontaktnetzwerke von Einzelpersonen bildeten. Ein nicht geringer Teil des Wettstreits um die als richtig erachtete politische Strategie und Taktik der Sozialdemokratie fand in dieser Periode also nicht in der institutionell geregelten und demokratisch legitimierten Arena von Fraktionen oder Flügeln statt. Zwar artikulierten sich abweichende Stimmungen der linken Strömungen auch in den Jahren 1945 bis 1960 in Anträgen auf Parteitag oder durch Wortmeldungen in der sozialdemokratischen Presse, insgesamt herrschten aber – zumindest in der Wahrnehmung dieser Strömungen – in der SPD eine Kultur und ein Klima, die ihnen ein Eingreifen in den Kurs der Partei erschwerten.

Manche Vernetzungen der älteren Generation resultierten, wie Studien von Helga Grebing und Julia Angster gezeigt haben, aus gewachsenen persönlichen Kontakten durch gemeinsame Jahre im Exil oder in kleinen Widerstandsgruppen während der nationalsozialistischen Terrorherrschaft.⁴ Es waren oft Intellektuelle, die in diesen Netzwerken als Multiplikatoren wirkten. Die Jüngeren erlebten das Ende des Kriegs als Bruch mit ihrer bisherigen Vorstellungswelt. Sie fanden oft erst in widersprüchlichen Orientierungsprozessen zur Sozialdemokratie und verankerten sich dort in der Regel zunächst einmal lokal. Überregionale informelle Zusammenhänge entwickelten sie erst nach und nach, zum Beispiel über ältere Mentoren oder aufgrund eigener Konflikterfahrungen mit dem zentralistisch aufgebauten Parteiapparat. Kleinere Zeitschriftenprojekte dienten diesen Strömungen dabei häufig als erster Sammlungs- und Diskussionsort sowie als zentrale Organisationsstruktur für oppositionelle Aktivitäten. Die Redaktionskreise um diese kleinen Publikationen bildeten für die Protagonisten wichtige strategische Allianzen, die quer zu den offiziellen, formal gewählten Parteistrukturen lagen.

Zwischen den vielgestaltigen Kreisen und Bündeln, die oft über ausdifferenzierte und theoretisch unterschiedlich fundierte sozialistische Zielsetzungen verfügten, spannte sich ein loses Verbindungsnetzwerk in Form von Briefwechseln und gelegentlichen Begegnungen. Einzelne Personen erfüllten dabei die Funktion von »schwachen Verbindungen«, von Brückenbauern zwischen ansonsten ideologisch abgegrenzten rivalisierenden Strömungen.⁵ Diese latente Ressource konnte nur selten und unter ganz bestimmten Voraussetzungen aktiviert werden, half dann aber, Isolation zu überwinden und überhaupt Wirkmacht zu entfalten.

Anhand einiger Beispiele sollen im Folgenden diese linkssozialistischen Netzwerkstrukturen innerhalb des SPD-Milieus nach 1945 in Deutschland dargestellt werden.⁶ Auch wenn sie wohl nur eine Minderheit von wenigen Hundert Hauptakteuren und einigen Tausend Sympathisanten umfassten, so stellten diese Netzwerke doch das organisatorische und intellektuelle Gerüst, in dem sich sowohl die Neue Linke der 1960er als auch die anfangs erwähnten Strömungen in der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften der

4 Helga Grebing (Hrsg.), *Lehrstücke in Solidarität. Briefe und Biographien deutscher Sozialisten 1945–1949*, Stuttgart 1983; Julia Angster, *Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie. Die Westernisierung von SPD und DGB*, München 2003.

5 Vgl. zu diesem in der Netzwerkforschung häufig verwendeten Konzept: Mark S. Granovetter, *The Strength of Weak Ties*, in: *AJS* 78, 1973, S. 1360–1380.

6 Zwei methodische Probleme bestehen bei der Rekonstruktion von informellen Netzwerkstrukturen. Zum einen fehlen oft, insbesondere bei politisch brisanten oder illegitimen Konstellationen, die Quellen oder die Bereitschaft, diese Machtressource offenzulegen. Zum anderen besteht die Gefahr, intentionales Handeln zu überschätzen oder im Rückblick zu verklären, da die jeweiligen Akteure ihren eigenen Einfluss gerne gewürdigt sähen und ihre Rolle entsprechend (über-)betonen.

1970er Jahre entwickelten. In diesem Aufsatz wird der Frage nachgegangen, wann und unter welchen Bedingungen Vernetzungen auch zwischen divergierenden Ansätzen möglich waren und welche Synergien und Spannungen sich zwischen den politischen Traditionen, generationellen Stilen und lokalen Kulturen der beteiligten Akteure ergaben.

I. DER ZENTRALISTISCHE PARTEIAPPARAT UND DIE INNERPARTEILICHE KRÄFTKONSTELLATION

Der angestrebte »Neubau« der sozialdemokratischen Partei und der ihr nahestehenden Strukturen wie Arbeiterjugend (Jungsozialisten, Sozialistischer Deutscher Studentenbund, Falken, Naturfreunde), Gewerkschaften, Genossenschaften und Kultureinrichtungen war nach dem Ende der nationalsozialistischen Terrorherrschaft unter äußerst schwierigen Bedingungen erfolgt, sodass an einen idealen demokratischen Aufbau der Strukturen »von unten« kaum zu denken war.⁷ Zwar unterstützten die westlichen Alliierten, insbesondere in der britischen Zone, in den ersten Nachkriegsmonaten lokale politische Initiativen und förderten damit in gewisser Weise einen basisorientierten Ansatz zur Gründung beziehungsweise Wiedezulassung von Parteiorganisationen. Doch spätestens als die sowjetische Militäradministration im April 1946 in ihrer Zone parteipolitische Tatsachen schuf und mit Zwang die Gründung einer »Sozialistischen Einheitspartei« (SED) durchsetzte, fanden auch in den westlichen Besatzungszonen alle innerparteilichen Formierungskämpfe im Schatten der beginnenden Blockkonfrontation statt.

Dies beschleunigte eine sich bereits herauskristallisierende Machtkonzentration beim SPD-Parteivorstand in Hannover, der mit Kurt Schumacher überdies über einen zunächst unumstößlichen Vorsitzenden verfügte. Schumacher wusste mit leidenschaftlicher und apodiktischer Schärfe seine Ziele zu verfolgen und konnte als Volkstribun und »Märtyrer des Sozialismus« auf seine charismatische Wirkung zählen.⁸ Die Kehrseite dieser durch die außenpolitische Konstellation der Nachkriegszeit verstärkten Fokussierung auf ein starkes Parteizentrum war die relative Vernachlässigung und Einschränkung der innerparteilichen Demokratie, vor allem bei Politikfeldern, die heikle außenpolitische beziehungsweise gesamtdeutsche Dimensionen mit sich brachten. Es herrschte faktisch ein Fraktionsverbot, etwas größere Freiheiten bestanden für das individuelle Parteimitglied, sofern es bestimmte Spielregeln beachtete.

Am ehesten ein Gegengewicht zum Parteizentrum um Schumacher und Erich Ollenhauer bildeten mit der Zeit lokale und regionale Autoritäten, einflussreiche Bürgermeister wie Ernst Reuter oder Wilhelm Kaisen, Vertreter von Landesregierungen wie Wilhelm Hoegner oder Hinrich Wilhelm Kopf oder medienaffine und rhetorisch versierte Parlamentarier wie Carlo Schmid oder Fritz Erler. Sie waren größtenteils pragmatisch orientiert, suchten ein gutes Verhältnis zu westlichen Alliierten und gesellschaftlichen Funktionselementen und knüpften an die staatstragende Regierungspolitik der Weimarer Jahre an. Doch auch diesem heterogenen pragmatischen Flügel gelang es erst mit der Parteireform von 1958, sich auch innerhalb der Parteistrukturen ein entsprechendes Gewicht zu verschaffen.⁹

7 Vgl. Richard Petry, (d. i. Peter von Oertzen), Die SPD und der Sozialismus, in: Frankfurter Hefte 9, 1954, S. 663–676.

8 Julius Braunthal, Märtyrer des Sozialismus. In Memoriam Kurt Schumacher, in: GMH 3, 1952, S. 513. Vgl. außerdem: Lewis Joachim Edinger, Kurt Schumacher. Persönlichkeit und politisches Verhalten, Köln/Opladen 1967.

9 Vgl. unter anderem Kurt Klotzbach, Der Weg zur Staatspartei. Programmatik, praktische Politik und Organisation der Deutschen Sozialdemokratie 1945–1965, Berlin 1982; Franz Walter, Die SPD. Biographie einer Partei, Reinbek 2009.

Daneben gab es in den Adenauer-Jahren ein breites und disperses linkssozialistisches Spektrum, darunter auch viele jüngere Mitglieder der Sozialdemokratie, das sich weder mit dem mitunter autoritären Führungsstil des hauptamtlichen Parteivorstands noch mit einer Anpassung an bundesrepublikanische Wirklichkeiten identifizieren konnte. Diese Kreise empfanden und inszenierten sich als Statthalter der marxistischen Tradition und der »Klassenorientierung« der SPD, als Wahrer der innerparteilichen Demokratie und Vorkämpfer für eine sozialistische Transformation der Gesellschaft. Angetrieben wurden sie von der Annahme, dass die Mehrheit der einfachen Parteimitglieder – vielleicht sogar der Arbeiter – »eigentlich« auf ihrer Seite stände. Es galt deshalb, deren unterdrückten Positionen und »wirklichen Interessen« eine Stimme zu verleihen. In den Augen der Linkssozialisten drohte durch den hierarchischen Parteaufbau sowie eine allzu starke Fixierung auf parlamentarische Gestaltung eine schleichende Anpassung an die »restaurativen« bundesrepublikanischen Machtverhältnisse und damit eine Preisgabe der traditionellen programmatischen Ziele der Sozialdemokratie. Während der großen innerparteilichen Reformdebatten nach den deutlichen und schmerzhaften Wahlniederlagen von 1953 und 1957 vertraten die linken Sozialisten die Ansicht, dass die SPD ihre Orientierung auf Arbeitnehmer und Angestellte konsequenter verfolgen müsse, anstatt sich programmatisch und organisatorisch als Volkspartei neu zu justieren. Sie suchten gleichzeitig nach einem adäquaten Weg, ihren Positionen in der Sozialdemokratie, in den Gewerkschaften und in der Gesellschaft Einfluss zu verschaffen.¹⁰

Reibungen und Druck mussten diese Strömungen gleich von mehreren Seiten empfinden, innerparteilich wie gesamtgesellschaftlich: In der CDU-geführten Bundesrepublik sah man die Gefahr einer Restauration militaristischer Strukturen und kapitalistischer Machtverhältnisse, befördert von einem Staat, in dem der Nationalsozialismus noch nicht nachhaltig zurückgedrängt war. Zu den Kommunisten bestand bei den Älteren eine gewachsene Gegnerschaft, aber auch die jüngere Generation konnte angesichts des Besatzungsregimes in der Ostzone dessen Verheißungen kaum etwas Positives abgewinnen. Und in der SPD erlebte man den zentralistischen Parteiapparat oft als bremsend und anmaßend, gleichzeitig misstrauten diese linken Sozialdemokraten zutiefst den Reformvorschlägen der sich bald immer lauter zu Wort meldenden sozialliberalen Erneuerer. Neben diesen – hier idealtypisch vorgestellten – Gemeinsamkeiten prägten zahllose Differenzen den Alltag dieser Strömungen. Zudem waren tragende organisatorische Strukturen, finanzielle Ressourcen und eine gemeinsame politische Strategie zunächst kaum vorhanden. Angesichts des sowohl von westlicher als auch von sowjetischer Seite mit großen finan-

¹⁰ Forschungen der letzten Jahre haben die Positionen dieser Strömungen detailliert rekonstruiert. Die Studien zur Organisations- und Ideengeschichte des Linkssozialismus haben vor allem die theoretischen Differenzen und die Distanzierungen dieser Akteure von der offiziellen Parteipolitik und ihre Konflikte mit den innerparteilichen Rivalen herausgearbeitet. Grundlegend dazu: *Gregor Kritisidis*, Linkssozialistische Opposition in der Ära Adenauer. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Hannover 2008; *Christoph Jünke* (Hrsg.), Linkssozialismus in Deutschland. Jenseits von Sozialdemokratie und Kommunismus?, Hamburg 2010. Durch biografische Zugänge konnten zudem Motivationen und Politikstile einzelner Protagonisten dieser linkssozialistischen Kreise verständlich gemacht werden. Vgl. unter anderem *Werner Abelshäuser*, Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker und Unternehmer Hans Matthöfer, Bonn 2007; *Michael Benz*, Der unbequeme Streiter Fritz Lamm. Jude, Linkssozialist, Emigrant 1911–1977. Eine politische Biographie, Essen 2007; *Richard Heigl*, Oppositionspolitik. Wolfgang Abendroth und die Entstehung der Neuen Linken, Hamburg 2008; *Christoph Jünke*, Sozialistisches Strandgut. Leo Kofler – Leben und Werk (1907–1995), Hamburg 2007; *Mario Keßler*, Ossip K. Flechtheim. Politischer Wissenschaftler und Zukunftsdenkler (1909–1998), Köln 2007.

ziellen Mitteln beförderten ideologischen und kulturellen Kalten Kriegs musste man sich mit ungleich potenteren Rivalen messen.¹¹

Unter diesen wenig aussichtsreich erscheinenden Voraussetzungen artikulierten sich derartige oppositionelle Positionen in der SPD nach 1945 folgerichtig vor allem innerhalb von kleinen Gesprächskreisen und gegenüber persönlichen Kontakten. Nach und nach etablierten sich in der frühen Bundesrepublik innerhalb des sozialdemokratischen Milieus, jedoch quer zu den parteioffiziellen Strukturen, verschiedene informelle Netzwerke und Zeitschriftenprojekte, die als strategische Allianzen oppositioneller Strömungen bis in die 1960er Jahre hinein eine zentrale Funktion erfüllten. Ansatzpunkte sahen diese am ehesten in einer Orientierung auf außerparlamentarischen Protest wie in der »Ohne-mich-Bewegung« oder der Kampagne »Kampf dem Atomtod«, bei denen sie sich ein stärkeres Engagement der Sozialdemokratie erhofften.¹² Auch gewerkschaftliche Tarifikämpfe, wie sie zum Beispiel die IG Metall unter Otto Brenner federführend ansah, konnten in ihren Augen eine flankierende Maßnahme oder ein Gegengewicht zur Gremienarbeit in den Parlamenten darstellen. Außerdem suchte man über Theoriearbeit – Bildungsarbeit, wissenschaftliche Expertise, Publikationen – den eigenen Standpunkt zu festigen. Wie dies aber konkret zu bewerkstelligen war und wo die Gründe für die bisherige Schwäche lagen, darüber gingen die Vorstellungen oft weit auseinander. Hin und wieder gewann die mitunter bittere Erkenntnis Raum, dass möglicherweise grundsätzliche Annahmen einer theoretisch-empirischen Überprüfung bedurften.

II. ERLERNTES NETZWERKDENKEN – DIE INTEGRATION DER WEIMARER ZWISCHENGRUPPEN

Ein besonderes Verdienst der Parteiführung um Kurt Schumacher war es gewesen, die kleineren Parteiabspaltungen aus der turbulenten Endphase der Weimarer Republik und einige Widerstandsnetzwerke in den Neuaufbau der Sozialdemokratie zu integrieren. Angesichts der verschärften Frontstellung zwischen Sozialdemokratie und Kommunisten entschieden sich viele aus dem Exil zurückkehrende Vertreter von Sozialistischer Arbeiterpartei (SAP), Internationalem Sozialistischen Kampfbund (ISK), Kommunistischer Partei- Opposition, KPD-»Versöhnlern«, der Organisation »Neu Beginnen« oder den »Roten Kämpfern« bewusst für die SPD, weil sie hier eher (demokratische) Partizipationsmöglichkeiten erwarten konnten.¹³ Nicht wenige Mitglieder dieser sogenannten Zwischen-

11 Vgl. unter anderem *Bernd Stöver*, Die Befreiung vom Kommunismus. Amerikanische *Liberation Policy* im Kalten Krieg 1947–1991, Köln 2002; *Volker R. Berghahn*, Transatlantische Kulturkriege. Shepard Stone, die Ford-Stiftung und der europäische Antiamerikanismus, Stuttgart 2004; *Tim B. Müller*, Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg, Hamburg 2010; *Michael Lemke*, Einheit oder Sozialismus? Die Deutschlandpolitik der SED 1949–1961, Köln/Weimar etc. 2001; *Heike Amos*, Die Westpolitik der SED 1948/49–1961. »Arbeit nach Westdeutschland« durch die Nationale Front, das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten und das Ministerium für Staatssicherheit, Berlin 1999; *Hubertus Knabe*, Die unterwanderte Republik. Stasi im Westen, Berlin 1999.

12 Vgl. *Udo F. Löwke*, »Für den Fall, daß ...«. Die Haltung der SPD zur Wehrfrage 1949–1955, Hannover 1969; *Michael Werner*, Die »Ohne mich«-Bewegung. Die bundesdeutsche Friedensbewegung im deutsch-deutschen Kalten Krieg (1949–1955), Münster 2006; *Hans Karl Rupp*, Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer. Der Kampf gegen die Atombewaffnung in den fünfziger Jahren. Eine Studie zur innenpolitischen Entwicklung der BRD, Köln 1984.

13 Vgl. *Helga Grebing* (Hrsg.), Entscheidung für die SPD. Briefe und Aufzeichnungen linker Sozialisten 1944–1948, München 1984. Zu allen Strömungen liegen Monografien vor, zudem bio-

gruppen schlossen sich der SPD aber zunächst zögerlich an und vertraten weiterhin partiell eigenständige Positionen. Vor allem waren sie mehr als andere durch Widerstand und Exil geübt darin, Netzwerke zwischen einzelnen Personen, die auf persönlichen Freundschaften, einem hohen Maß an Vertrauen und gegenseitiger Unterstützung aufbauten, als Ressource einzusetzen. Durch den hohen Anteil an Intellektuellen und erfahrenen Politikern unter ihnen gelang vielen der rasche Aufstieg in der Partei oder als Gewerkschaftsfunktionär.

Zum Teil hatten sie persönlich in den Jahren zuvor so negative und bittere Erfahrungen mit der Praxis des Stalinismus gesammelt, dass sie jede Einheitsfront mit Kommunisten ablehnten und das sowjetische Modell ganz verwarfen. Manche, wie zum Beispiel Siegmund (Siggi) Neumann, waren als oppositionelle Kommunisten aus der KPD ausgeschlossen und verfolgt worden¹⁴ oder gerieten gar, wie Peter Blachstein, als Kämpfer des linkssozialistischen »Partido Obrero de Unificación Marxista« im Spanischen Bürgerkrieg in stalinistische Gefängnisse.¹⁵ Andere, wie der spätere IG Metall-Vorsitzende Otto Brenner und sein Schwager Eduard (Edu) Wald, waren dagegen als Konsequenz aus der folgenreichen Zersplitterung der Arbeiterbewegung bei der nationalsozialistischen Machteroberung zunächst vergeblich für einen freien Zusammenschluss von Sozialdemokraten und Kommunisten eingetreten und hatten sich nach dem Scheitern und der Diskreditierung dieser Versuche der SPD angenähert.¹⁶

Eine wichtige Ressource für die Tätigkeit ehemaliger SAP-Mitglieder in der Sozialdemokratie nach 1945 waren zweifellos die gewachsenen persönlichen Kontakt-Netzwerke, die beispielsweise zwischen Josef (Jola) und Erna Lang, August und Irmgard Enderle, Otto Brenner, Fritz Opel, Ludwig Jacobsen und vielen weiteren Linkssozialisten in der Nachkriegszeit und der frühen Bundesrepublik weiterbestanden.¹⁷ Ihre (Hilfs-)netzwerke, ähnlich dem alliierten CARE-Programm, sicherten in den ersten von wirtschaftlicher Not gezeichneten Nachkriegsjahren auch die materielle Existenz. Hier verwoben sich in kaum entwirrbarer Weise humanitäre Absichten, persönliche Bedürfnisse, eigene politische Ziele und alliierte Kalkulationen. Unterstützt durch Netzwerke von Emigranten und solidarische und finanzstarke Kreise aus den Exilländern, gingen, organisiert von Josef und Erna Lang in New York, Tausende von »Liebesgabenpaketen« des »International Relief and Rescue Committee« und anderer Organisationen mit Lebensmitteln, Kleidung, Medikamenten und Gegenständen des täglichen Bedarfs an ausgewählte (nicht kommunistische) Sozialisten und Gewerkschafter und ermöglichten ihnen in den entbehrensreichen und kräftezehrenden Aufbaujahren die volle Konzentration auf ihre politische Tätigkeit.¹⁸

grafische Untersuchungen zu vielen Protagonisten. Außerdem existieren umfangreiche Studien zum Exil. Vgl. unter anderem: *Jan Foitzik*, Zwischen den Fronten. Zur Politik, Organisation und Funktion linker politischer Kleinorganisationen im Widerstand 1933–1939/40 unter besonderer Berücksichtigung des Exils, Bonn 1986; *Thomas Koebner/Gert Sautermeister/Sigrid Schneider-Grube* (Hrsg.), Deutschland nach Hitler. Zukunftspläne im Exil und aus der Besatzungszeit 1939–1949, Opladen 1987; *Jörg Bremer*, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Untergrund und Exil 1933–1945, Frankfurt am Main/New York 1978; *Theodor Bergmann*, »Gegen den Strom«. Die Geschichte der KPD(Opposition), Hamburg 2001.

14 Vgl. auch: *Siegmund Neumann*, Ist die Sowjet-Union sozialistisch?, Hamburg 1946.

15 Vgl. zur Verfolgung der POUM auch: *Julián Gorkin*, Stalins langer Arm. Die Vernichtung der freiheitlichen Linken im spanischen Bürgerkrieg, Köln 1980; *Willy Brandt*, Links und frei. Mein Weg 1930–1950, Hamburg 1982, S. 236ff.; *Reiner Tosstorff*, Die POUM im spanischen Bürgerkrieg, Frankfurt am Main 1987.

16 Vgl. *Jens Becker/Harald Jentsch*, Otto Brenner. Eine Biografie, Göttingen 2007, S. 83ff.

17 Vgl. hierzu ausführlich die abgedruckten Briefwechsel und Biografien in: *Grebing*, Lehrstücke in Solidarität.

18 Vgl. *Helga Grebing*, Einleitung, in: *dies.*, Lehrstücke in Solidarität, S. 11–46, hier: S. 16ff.

Ein Zugeständnis von Kurt Schumacher war es zudem gewesen, den ehemaligen Mitgliedern der SAP, der größten Weimarer Zwischengruppe, begrenzte Freiräume in der innerparteilichen Bildungsarbeit zuzubilligen. Sie etablierten lokale »Marxistische Arbeitskreise« (MAK), formell als Bildungsgemeinschaften in der SPD, die sich der Theoriearbeit widmeten. In einigen Städten wie Hannover, Köln und Berlin bestanden die MAK bis Mitte der 1950er Jahre.¹⁹ Die Arbeitskreise erfüllten für einzelne Vertreter der Exil- und Widerstandsgeneration vor allem die Funktion der theoretischen Verständigung über die marxistische Tradition. Angesichts divergierender biografischer Entwicklungen nach 1945 waren diese Arbeitskreise als Netzwerkressource nur für eine kleine Minderheit attraktiv. Nichtsdestotrotz dienten sie zur lokalen Verständigung, zur Verbreitung von Zeitschriften und in Einzelfällen auch zur Heranziehung einer jüngeren Generation. Einzelne jüngere Sozialisten wie Manfred Heckenauer kamen zum Beispiel in Niedersachsen mit diesem Kreis um Otto Brenner, Edu Wald und Erich Gerlach in Berührung.²⁰

Die Biografie Willy Brandts verlief sicherlich nicht nur im Hinblick auf seine Netzwerke außergewöhnlich, aber auch er hielt neben seinen einflussreichen neuen Bezugskreisen auch Verbindungen aus seinen Jahren in der SAP, zum Beispiel zu Peter Blachstein. Dieser Hamburger Bundestagsabgeordnete wiederum bildete einen wichtigen Knotenpunkt linkssozialistischer Netzwerke. Blachstein hielt, obwohl er informellen Gruppenbildungen eher ablehnend gegenüberstand²¹, nicht nur enge Kontakte zum Parteivorstand, zu den damaligen Parteireformern um Herbert Wehner und zum Zehnerkreis in den Gewerkschaften, er wurde auch zum Ansprechpartner für jüngere Sozialisten wie Peter von Oertzen und Reinhard Hoffmann.²²

Auch andere Kreise profitierten von den im Exil und Widerstand geschmiedeten Kontakten. Insbesondere die gut geschulten Kader aus dem Internationalen Sozialistischen Kampfbund um Willi Eichler hielten auch noch nach 1945 jährliche Treffen ab. Ihren Schwerpunkt hatten sie in Niedersachsen, wo sie vor allem im Bezirk Hannover zentrale Positionen in Partei und Gewerkschaften besetzen konnten.²³ Die ehemaligen ISK-Mitglieder waren sehr bemüht und geschickt darin, sich als Individuen in den offiziellen Parteistrukturen zu etablieren und dort ins Zentrum zu rücken, sodass sie sich nach 1945 – bis auf wenige Einzelpersonen – nicht mehr als Teil einer Parteioption empfanden. Aufgrund ihrer besonderen ideologischen und asketischen Persönlichkeitsschulung, die auf den recht voraussetzungsreichen Konzeptionen des Bildungstheoretikers Leonard Nelson fußte, nutzten sie die Netzwerkstrukturen eher als latente Ressource.²⁴ Ähnliches gilt für die ebenfalls elitär organisierte und lange verdeckt arbeitende Gruppe »Neu Beginnen«, die sich aber bereits in den Exiljahren wieder der Sozialdemokratie angenähert

19 Vgl. *Hans Willi Weitzen*, Integration nach Sezession. Der Marxistische Arbeitskreis in der Berliner SPD, in: *IWK* 16, 1981, S. 347–376; *Becker/Jentsch*, Otto Brenner, S. 83ff.

20 Interview des Verfassers mit Manfred Heckenauer am 27.2.2012.

21 Vgl. Peter Blachstein an Peter von Oertzen vom 10.8.1958, Universitätsarchiv Hannover, NL Peter von Oertzen, Box 56/2.

22 Vgl. den umfangreichen Briefwechsel zwischen Peter von Oertzen und Peter Blachstein im NL Oertzen; außerdem: Interview des Verfassers mit Reinhard Hoffmann am 13.11.2012.

23 Aus dem ISK kamen zum Beispiel der spätere Ministerpräsident Alfred Kubel, die Gewerkschaftsfunktionäre Hermann Beermann und Alfred Dannenberg sowie die Göttinger Kommunalpolitiker Artur Levi, Heinrich Düker und der Gewerkschafter Fritz Schmalz. Vgl. *Peter von Oertzen*, Otto Brenner, in: *GMH* 23, 1972, S. 337–341; *Frauke Schulz*, Zwei politische Lebenswege. Die niedersächsischen Ministerpräsidenten Georg Diederichs und Alfred Kubel, Stuttgart 2013; *Klaus Wettig*, 60 Jahre demokratischer Neubeginn in Göttingen. Vortrag vom 21.6.2007, online unter URL: <http://wcms.spd-goettingen.de/g_60_jahre_neubeginn.html> [31.1.2013].

24 Vgl. *Sabine Lemke-Müller*, Ethischer Sozialismus und soziale Demokratie. Der politische Weg Willi Eichlers vom ISK zur SPD, Bonn 1988, S. 206ff.

hatte und aufgrund unterschiedlicher politischer Perspektiven nicht mehr als ein gemeinsames Netzwerk wirkte. Ein Teil ihrer remigrierten Kader, zum Beispiel Richard Löwenthal, Fritz Erler, Waldemar von Knoeringen und Erwin Schoettle, bildete aber neue Netzwerke und erreichte einflussreiche Positionen in der SPD.²⁵

III. HERAUSFORDERUNGEN DURCH DEN KOMMUNISMUS

Einen besonderen Stellenwert in den parteiinternen Auseinandersetzungen gewann notgedrungen schon früh (wieder) das Verhältnis zum Kommunismus in seiner Doppexistenz als utopisch-chilastische Idee und real existierendes Staatssystem.²⁶ Zwischen einzelnen linkssozialistischen Netzwerken und dem Parteizentrum kam es in dieser Frage immer wieder zu heftigen Zerwürfnissen. Jede innerparteiliche Opposition, die sich nicht gleichzeitig eindeutig von den Kommunisten distanzierte und fernhielt, stand schnell unter dem Verdacht, eben mit diesen verbandelt zu sein. Der Parteivorstand behandelte beispielsweise einzelne ihm unbequeme Netzwerke wie den Kreis um Viktor Agartz (nach dessen Ausscheiden aus dem Wirtschaftswissenschaftlichen Institut des DGB 1955) oder die »Andere Zeitung« (vom ehemaligen Vorwärts-Chefredakteur Gerhard Gleißberg) oft vorschnell und apodiktisch als Fellowtraveller des Kommunismus.²⁷ Eigenmächtige Initiativen und zaghafte und harmlose überregionale Vernetzungsversuche konterte er oft mit Ausschlussdrohungen. Diesen Rigorismus erlebte beispielsweise Peter von Oertzen (Jahrgang 1924), der im Laufe der 1950er Jahre zu einem wichtigen Protagonisten der sozialdemokratischen Linken avancierte, schon recht früh in seiner politischen Laufbahn.²⁸ Er stammte aus elitären, teils bildungsbürgerlichen, teils aristokratischen Kreisen und hatte als Offiziersanwärter noch bis zum Kriegsende an den vorgegebenen nationalsozialistischen Überzeugungen festgehalten. Nach einem widersprüchlichen Such- und Lernprozess fand er jedoch 1946 mit Beginn seines Studiums in Göttingen zur Sozialdemokratie und beteiligte sich mit großem Eifer und manchen Hoffnungen an den lebendigen politischen Diskussionsprozessen dieser Jahre. Doch schon bald erhielt er, als Vorsitzen-

25 Vgl. Kurt Kliem, *Der sozialistische Widerstand gegen das Dritte Reich. Dargestellt an der Gruppe »Neu Beginnen«*, Diss., Marburg 1957; Harold Hurwitz/Klaus Sühl, *Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945*, Bd. 2: *Autoritäre Tradierung und Demokratiepotehtial in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung*, Köln 1984, S. 169ff.; außerdem die Biografien: Hartmut Soell, *Fritz Erler. Eine politische Biographie*, 2 Bde., Berlin/Bonn 1976; Oliver Schmidt, *»Meine Heimat ist – die deutsche Arbeiterbewegung«*. Biographische Studien zu Richard Löwenthal im Übergang vom Exil zur frühen Bundesrepublik, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2007; Hartmut Mehringer, *Waldemar von Knoeringen. Eine politische Biographie. Der Weg vom revolutionären Sozialismus zur sozialen Demokratie*, München/London etc. 1989.

26 Vgl. hierzu aus der Vielzahl der Literatur: Gerd Koenen, *Was war der Kommunismus?*, Göttingen 2010; Thomas Kroll, *Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich*, Köln 2007; Mario Keßler, *Kommunismuskritik im westlichen Nachkriegsdeutschland*. Franz Borkenau, Richard Löwenthal, Ossip Flechtheim, Berlin 2011; William David Jones, *The Lost Debate. German Socialist Intellectuals and Totalitarianism*, Urbana, IL 1999.

27 Vgl. Kritidis, *Linkssozialistische Opposition*, S. 342ff. (Viktor Agartz) beziehungsweise S. 284ff. (Andere Zeitung).

28 Vgl. zu Peter von Oertzen allgemein: Wolfgang Jüttner/Gabriele Andretta/Stefan Schostok (Hrsg.), *Politik für die Sozialdemokratie. Erinnerung an Peter von Oertzen*, Berlin 2009; Jürgen Seifert/Heinz Thörmer/Klaus Wettig (Hrsg.), *Soziale oder sozialistische Demokratie? Beiträge zur Geschichte der Linken in der Bundesrepublik*. Freundesgabe für Peter von Oertzen zum 65. Geburtstag, Marburg 1989; Reinhardt, *Aufstieg und Krise der SPD*, S. 233ff.; Philipp Kufferath, Peter von Oertzen. Studien und politische Lehrjahre in Göttingen, in: Stine Marg/Franz Walter (Hrsg.), *Göttinger Köpfe. Und ihr Wirken in die Welt*, Göttingen 2012, S. 238–245.

der der lokalen »Sozialistischen Studentengruppe«, einen längeren, von Kurt Schumacher unterzeichneten Brief in scharfem Ton. Von Oertzen hatte sich zuvor für eine Beteiligung von Sozialdemokraten an interzonalen Gesprächen über die zukünftige Einheit Deutschlands eingesetzt. Die SPD-Spitze betrachtete aber alle Bestrebungen dieser Art als Manöver der SED im Rahmen ihrer »Volkskongress-Bewegung« und untersagte ihren Mitgliedern in dieser Frage abweichende Meinungen.²⁹ 1948 musste von Oertzen schließlich von seinem Amt als niedersächsischer Landesvorsitzender des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) zurücktreten, weil er »in kindlicher Naivität«³⁰ seine Unterschrift unter ein unverfänglich klingendes Volksbegehren für die deutsche Einheit gesetzt hatte, das aber ebenfalls von der SED lanciert worden war. Auch wenn der in diesem Zusammenhang ebenfalls angedrohte Parteiausschluss doch nicht wahr gemacht wurde, so zeigte die heftige Reaktion, wie wenig Spielraum einem jungen »naiven« SPD-Mitglied für abweichendes Verhalten blieb, selbst wenn er keinerlei Illusionen über den Kommunismus hatte.³¹ Der Parteivorstand legte außerdem ab Mitte der 1950er Jahre eine Akte über von Oertzen an, in der dessen oppositionelle Kontakte verzeichnet wurden.³² Die Polarisierung des Kalten Kriegs spiegelte sich also auch in der politischen Kultur der SPD wider und belastete die innerparteiliche Demokratie.³³

Das Problem der linken Sozialdemokraten bestand jedoch darin, dass viele Verdächtigungen einen realen Hintergrund hatten. Tatsächlich versuchte die SED beziehungsweise das Ministerium für Staatssicherheit, anfangs über die KPD und später über ihre zahlreichen Tarnorganisationen, ihren Einfluss im sozialdemokratischen Milieu auszubauen. Über die Teilnahme an politischen Bündnissen und Bewegungen, die finanzielle Unterstützung kleinerer Publikationen und oppositioneller Strömungen sowie Agenten und informelle Mitarbeiter startete sie ständig neue Manöver dieser Art.³⁴ Die offene und strittige Frage – auch unter den damaligen linken Sozialdemokraten – war hier, ob jeder Versuch einer Beeinflussung und jede inhaltliche Nähe zu SED-Verlautbarungen entsprechende politische Projekte und Positionen bereits diskreditierte. Nicht jedes von der SED gestartete Manöver musste in der Umsetzung tatsächlich in Gänze deren Intention entsprechen, oft konnten die beteiligten Akteure – oder glaubten es zumindest – ihre inhaltliche Unabhängigkeit weitgehend behaupten.

29 Kurt Schumacher an die Sozialistische Studentengruppe Göttingen vom 20.11.1947, AdsD, Niedersachsen-Projekt, Teilprojekt Göttingen, Nachlass Felix Kraft, PG XVIII, B2. Auch herausragende sozialdemokratische Persönlichkeiten wie der ehemalige Reichstagspräsident Paul Löbe traten in dieser Zeit für eine Teilnahme an solchen Gesprächen ein, da sie so die Teilung Deutschlands noch aufzuhalten hofften.

30 Karl Wittrock an Waltraud Mösche vom 11.6.1948, AdsD, Bestand SDS, Mappe 14: Allgemeine Korrespondenz.

31 Ebd.

32 Vgl. den Bestand zu Peter von Oertzen in der Sammlung Personalien im AdsD. Während dort üblicherweise Presseartikel und Publikationen abgeheftet werden, finden sich bis 1965 zu Peter von Oertzen als »vertraulich« gekennzeichnete Einträge, die dessen Kontakte und Berührungspunkte zu Personen und Aktionen, welche als Kommunisten verdächtigt wurden, aufzählen.

33 Die unterschiedlichen Sichtweisen spiegeln sich auch in der Forschung. Vgl. dazu *Klotzbach*, *Der Weg zur Staatspartei*, sowie die trotz einiger Polemik immer noch erhellende zeitgenössische Studie: *Theo Pirker*, *Die SPD nach Hitler. Die Geschichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1945–1964*, München 1965.

34 Vgl. für einen Überblick über einen Teil dieser Versuche: *Lemke*, *Einheit oder Sozialismus*. Die von Hubertus Knabe vertretene These, dass die Unterwanderung politischer Strukturen sehr weitgehend und erfolgreich war, ist allerdings kaum aufrechtzuerhalten, da Knabe viele Beispiele ohne sorgfältige Abwägung als intentionales und erfolgreiches Handeln im Sinne der Stasi wertet, ohne andere Beweggründe der beteiligten Akteure zur Kenntnis zu nehmen. Vgl. *Knabe*, *Die unterwanderte Republik*.

Einige ehemalige Mitglieder der Zwischengruppen agierten in der SPD aus den bereits genannten persönlichen Erfahrungen heraus und aus Selbstschutz als die schärfsten Vorkämpfer gegen eine als bedrohlich empfundene kommunistische Unterwanderung von Gewerkschaften, Bündnissen und Zeitschriften. Der ehemalige Kommunist Edu Wald war in dieser Hinsicht besonders strikt. Sobald er, auch durch Quellen des Verfassungsschutzes, in Erfahrung bringen konnte, dass eine Zeitschrift oder eine Gruppe finanzielle Unterstützung, und sei es auch nur in Form von Abonnements, aus dem Osten erhielt, trat er vehement für eine Bekämpfung ihrer Strukturen ein.³⁵ Diese Expertise ehemaliger Kommunisten war für den SPD-Parteivorstand unverzichtbar. Ohne ihre detaillierten Kenntnisse der kommunistischen Kaderstruktur, ihrer Taktiken und Manöver wären viele Versuche der Einflussnahme länger im Verborgenen geblieben. Im Vorgehen wählten sie selbst durchaus auch autoritäre Methoden: Siggie Neumann, der bis 1954 das Referat für die Betriebsgruppen beim Parteivorstand vertrat, setzte in dieser Funktion Anfang der 1950er Jahre beispielsweise sein Kontakt-Netzwerk in den Gewerkschaften erfolgreich ein, aus dem der sogenannte Zehnerkreis hervorging. Er stellte die hauptamtlichen kommunistischen Gewerkschaftsfunktionäre vor die Entscheidung, sich entweder von der damals noch nicht verbotenen KPD zu distanzieren oder die fristlose Entlassung in Kauf zu nehmen. Einige Hundert Kommunisten verloren so ihre Arbeit. Die SPD stärkte zwar dadurch ihren Einfluss in den Betrieben, konterkarierte gleichzeitig aber selbst das Ziel einer Einheitsgewerkschaft, was bald darauf auch zum Konflikt mit der christlichen Gewerkschaftsströmung führen sollte.³⁶

In der Bewertung des Kommunismus spiegelten sich in einigen Punkten außerdem die unterschiedlichen biografischen Erfahrungen von Widerstands- und Exilgeneration einerseits und Nachkriegssozialisten andererseits wider. Letztere hatten keine existenzbedrohende Konfrontation mit dem stalinistischen Terrorapparat am eigenen Leib erleben müssen. Sie sahen vielmehr den Tod Stalins, die Arbeiteraufstände in der DDR, Polen und Ungarn 1953 und 1956 und Nikita Chruschtschows bald sehr bekannte Geheimrede auf dem 20. Parteitag der KPdSU als Anzeichen für demokratische Erneuerungspotenziale und traten deshalb für einen kritischen Dialog auch mit Vertretern kommunistisch beeinflusster Gruppen ein.³⁷ Ein Großteil der SDS-Mitglieder verstand sich vor diesem Hinter-

35 Edu Wald gab für den DGB-Landesbezirk Niedersachsen ab 1950 den Informationsdienst »Feinde der Demokratie« heraus, die sich sowohl mit rechtsextremen als auch mit kommunistischen Organisationsversuchen beschäftigte und ausgewählten sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Funktionären als Informationsquelle diente. Vgl. den entsprechenden Bestand im AdsD, DGB-Archiv, NL Edu Wald. Auch der 1947 ins Leben gerufene amerikanische Geheimdienst CIA mischte tatkräftig in der Bekämpfung des Kommunismus innerhalb der Arbeiterbewegung in Deutschland mit. Über dessen umtriebigen Agenten Jay Lovestone, selbst ein ehemaliger oppositioneller Kommunist, der die Strukturen des Free Trade Union Committee (FTUC) für eine verdeckte Auslandsarbeit in diesem Sinne nutzte, wurden unter anderem Kontakte zum Zehnerkreis gesucht. Vgl. *Angster*, Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie, passim; *Ted Morgan*, A Covert Life. Jay Lovestone. Communist, Anti-Communist and Spymaster, New York 1999.

36 Vgl. *Klaus Schönhoven*, Kalter Krieg in den Gewerkschaften. Zur Gewerkschaftspolitik von KPD und SPD nach 1945, in: *ders./Dietrich Staritz* (Hrsg.), Sozialismus und Kommunismus im Wandel. Hermann Weber zum 65. Geburtstag, Köln 1993, S. 261–280; *Christoph Klessmann*, Betriebsparteigruppen und Einheitsgewerkschaft. Zur betrieblichen Arbeit der politischen Parteien in der Frühphase der westdeutschen Arbeiterbewegung 1945–1952, in: VfZ 31, 1983, S. 272–307; *Wolfgang Schröder*, Christliche Sozialpolitik oder Sozialismus. Oswald von Nell-Breuning, Viktor Agartz und der Frankfurter DGB-Kongress 1954, in: VfZ 39, 1991, S. 179–220.

37 Vgl. *Kritidis*, Linksozialistische Opposition, S. 477ff.; *Tilman Fichter*, SDS und SPD. Parteilichkeit jenseits der Partei, Opladen 1988, S. 282ff.

grund zwar als antistalinistisch, grenzte sich aber gleichzeitig von zeitgenössischen anti-kommunistischen Zuspitzungen ab, die sie vielmehr, auch im Hinblick auf die Verschwörungsfantasien von Senator Joseph McCarthy in den USA, als Zugeständnis an »bürgerliche Propaganda« werteten.³⁸

Die Jüngeren unterschätzten in ihrer eigenen Politik aber mitunter die Hartnäckigkeit und das Geschick kommunistischer Bündnispolitik und sahen sich deshalb selbst mit Ausschlussdrohungen und Spaltungsversuchen konfrontiert. Innerhalb des SDS koordinierte sich beispielsweise ab 1957 von Süddeutschland aus eine linke Fraktion um Wolfgang Hindrichs und Oswald Hüller hinter den Kulissen, um einen Machtwechsel im Verband einzuleiten. Sie organisierten Vernetzungen zwischen als links geltenden lokalen SDS-Gruppen, suchten Delegiertenwahlen zu beeinflussen und konnten so im Oktober 1958 erstmals den Vorsitz im Bundesverband erobern.³⁹ Doch der neu gewählte Vorsitzende Hüller selbst war ohne Wissen seiner Verbündeten eng an die kleine kommunistische Fraktion im SDS um die Zeitschrift »konkret« angebunden. Als diese im Dezember 1958 und im Juni 1959 bei zwei öffentlichen politischen Kongressen – ebenfalls durch geschickte Konspiration – brisante deutschlandpolitische Resolutionen durchsetzte, musste sich der SDS sowohl durch viele Medien als auch durch den SPD-Parteivorstand heftige Kritik gefallen lassen.⁴⁰ Angesichts dieses Drucks von beiden Seiten bildete sich unter Hinzuziehung von ehemaligen SDS-Mitgliedern eine sogenannte Mittelgruppe – ein Netzwerk von Linksozialisten im SDS um Jürgen Seifert, Monika Mitscherlich(-Seifert) und Wolfgang Hindrichs, das auf der einberufenen außerordentlichen Delegiertenkonferenz im Juli 1959 in Göttingen zunächst gegen die kommunistische Fraktion in den Reihen des SDS vorging, sich aber anschließend auch gegen Versuche der Spaltung des Verbandes, die der Parteivorstand unterstützte, zur Wehr setzte.⁴¹

IV. INSTITUTIONALISIERUNG – ZEITSCHRIFTEN ZUR SAMMLUNG UND VERBREITUNG

Bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit ergaben sich in einzelnen linksozialistischen Zirkeln Überlegungen zur überregionalen Vernetzung über die Herausgabe von Zeitschriften. Es fehlten aber technische und finanzielle Möglichkeiten und journalistische Qualitäten, um ansprechende Publikationen mit einer größeren Reichweite zu entwickeln. Viele der Zeitschriftenprojekte wurden daher auch als Provisorium gegründet, als »Behelfsbrücke«,

38 Die Fronten verliefen aber nicht eindeutig zwischen den Generationen. Es gab auch ältere Sozialdemokraten wie die bereits erwähnten Viktor Agartz oder Gerhard Gleißberg, die angesichts aus ihrer Sicht problematischer und kritikwürdiger Entwicklungen in der Bundesrepublik (Westintegration, Wiederbewaffnung) Argumentationen entwickelten, die auf der Linie der Westarbeit der SED lagen und deshalb von deren Tarnorganisationen im Westen tatkräftig forciert wurden.

39 Vgl. *Jürgen Briem*, *Der SDS. Die Geschichte des bedeutendsten Studentenverbandes der BRD seit 1945*, Frankfurt am Main 1976, S. 321 ff.

40 Mittlerweile ist unstrittig, dass die Zeitschrift »konkret« von Anfang an von der DDR mit hohen Zahlungen subventioniert wurde. Daraus ergab sich nicht immer eine direkte politische Beeinflussung, wohl aber eine ständige Kooperation, bei der grundsätzliche Sympathien und politische Übereinstimmungen vorhanden waren, durchaus aber ein eigensinniges Verhalten in teilweise erheblichem Maße möglich war. Vgl. unter anderem: *Bettina Röhl*, *So macht Kommunismus Spaß! Ulrike Meinhof, Klaus Rainer Röhl und die Akte Konkret*, Hamburg 2006, S. 34 ff.

41 Vgl. *Willy Albrecht*, *Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS). Vom parteikonformen Studentenverband zum Repräsentanten der Neuen Linken*, Bonn 1994, S. 318 ff.

wie von Oertzen es einmal ausdrückte⁴², als erster Anlauf für eine größere Zeitschrift mit einer gewissen Professionalität und Außenwirkung. So gab es denn auch regelmäßige Versuche, Zeitschriften zu fusionieren und Allianzen zu bilden. Finanzierungsfragen, organisatorische Schwierigkeiten und Konflikte über die politische Ausrichtung oder die Zusammensetzung der Redaktion verhinderten immer wieder ein Zusammengehen. Es herrschte insgesamt ein widersprüchliches Klima zwischen einerseits Misstrauen, Zweifeln und ausgeprägten Neurosen, aber gleichzeitig auch einem immer wieder artikulierten Bedürfnis nach Klärung, nach Einheit und vor allem nach Einfluss.

Die Herausgabe dieser einfach gestalteten Organe, die meist nur wenige Hundert Leser fanden, blieb stets prekär. Trotzdem erfüllten sie für die politischen Redaktionskreise und die sie umgebenden Milieus eine eminent wichtige Funktion. Otto Brenner skizzierte 1948 den Zweck dieser ersten Diskussionsorgane folgendermaßen: »Es kommt auch im Augenblick weniger darauf an, eine Zeitung zu haben, die eine sehr hohe Auflage hat, als vielmehr darauf, eine Diskussionsgrundlage zu schaffen, die den vielen oppositionellen Gruppen innerhalb der SP[D] ein politisches Gewicht gibt.«⁴³ Angesichts einer sich rasant ändernden politischen Kultur dienten sie dem Meinungs austausch, der Vergewisserung von Deutungen sowie der behutsamen und mühseligen Aktualisierung von theoretischen Prämissen.⁴⁴

Der »Funken«, eines der ersten realisierten Zeitschriftenprojekte, der ab 1950 von Fritz Lamm aus Stuttgart gemeinsam mit Fritz Opel und Erna Blomeyer herausgegeben wurde, trug folgerichtig den Untertitel »Aussprachehefte für internationale sozialistische Politik« und gab sich ernsthafte Mühe, sicher geglaubte Überzeugungen zu hinterfragen.⁴⁵ Andere Zeitschriften wie die »Arbeiterpolitik« oder »Pro und Contra« blieben mit kleineren eigenständigen Organisationskernen aus Exil- und Widerstandsgruppen verbunden. Aus ihren ideologischen Verteidigungsstellungen heraus grenzten diese ihre Positionen mit Bezug auf marxistische Autoritäten gegenüber anderen Strömungen ab. Sie existierten Anfang der 1950er Jahre in kleinen unabhängigen sozialistischen Netzwerken außerhalb von SPD und KPD. Obwohl auch sie eine kleine Leserschaft unter jüngeren theoretisch interessierten Sozialdemokraten fanden, trugen sie wenig zur Vernetzung mit anderen oppositionellen Strömungen im sozialdemokratischen Milieu bei.⁴⁶

Doch nicht nur die Netzwerke der Widerstands- und Exilgeneration setzten auf die Herausgabe eigener Zeitschriften zur Profilbildung und theoretischen Klärung. Die sozialistischen Studenten unterschieden sich in ihrer Fixierung auf eigenständige Publikationsorgane davon kaum. Aus dem SDS heraus entstanden in den 1950er Jahren zwei verschiedene Zeitschriftenprojekte, die über die eigenen Strukturen hinaus Beachtung fanden. Die Berliner Gruppe gab ab 1950 mit »Unser Standpunkt« das offizielle Organ

42 Peter von Oertzen, Behelfsbrücken. Linksozialistische Zeitschriften in der Ära der »Restauration« 1950–1962, in: Michael Buckmiller/Joachim Perels (Hrsg.), Opposition als Triebkraft der Demokratie. Bilanz und Perspektiven der zweiten Republik. Jürgen Seifert zum 70. Geburtstag, Hannover 1998, S. 87–100.

43 Otto Brenner, Bericht über die Pfingstzusammenkunft 1948, in: Grebing, Entscheidung für die SPD, S. 103–106, hier: S. 105.

44 Vgl. hierzu auch: Michel Grunewald/Hans Manfred Bock, Zeitschriften als Spiegel intellektueller Milieus. Vorbemerkungen zur Analyse eines ungeklärten Verhältnisses, in: dies. (Hrsg.), Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890–1960), Bern 2002, S. 21–32.

45 Vgl. zum »Funken«: Karljosef Kreter, Sozialisten in der Adenauer-Zeit. Die Zeitschrift »Funken«. Von der heimatlosen Linken zur innerparteilichen Opposition in der SPD, Hamburg 1986; Kritidis, Linksozialistische Opposition, S. 56ff.

46 Die »Arbeiterpolitik« wurde von ehemaligen Mitgliedern der KPO herausgegeben, »Pro und Contra« war ein kurzlebiges Gemeinschaftsprojekt von Trotzisten und Rätesozialisten. Vgl. die entsprechenden Kapitel bei Kritidis, Linksozialistische Opposition, S. 172ff. beziehungsweise 202ff.

des Verbandes heraus. Mit einigen kritischen Kommentaren zum ethischen Sozialismus und zur sozialdemokratischen Programmdebatte gewann die Zeitschrift Ende der 1950er Jahre ein oppositionelles Profil, das den Parteivorstand sogar veranlasste, die finanzielle Unterstützung zurückzuziehen.⁴⁷ Bis 1956 erschien außerdem die Zeitschrift »links«, die im Raum Frankfurt von Hans Matthöfer, Joachim Peter und Richard Freyh herausgegeben wurde und sich insbesondere durch ihre professionell wirkende Gestaltung sowie zahlreiche Gastbeiträge auszeichnete.⁴⁸

Bedeutsam für die linke Opposition in der SPD wurden jedoch zwei ganz unterschiedliche Projekte aus der zweiten Hälfte der 1950er Jahre. Zum einen entstand 1954 mit der »Sozialistischen Politik« (SoPo) erstmals ein strömungs- und generationsübergreifendes Organ, zum anderen polarisierte die ab 1955 wöchentlich in (verhältnismäßig) großer Auflage von mehreren Zehntausend Exemplaren erscheinende »Andere Zeitung« (AZ) nicht nur innerhalb der Partei, sondern auch in den oppositionellen Netzwerken.

Die einfach aufgemachte SoPo wurde von dem kleinen trotzkistischen Netzwerk initiiert, das 1953 in die Partei eingetreten war und im sozialdemokratischen Milieu Kölns seinen Schwerpunkt hatte. Sie erreichte aber rasch eine breitere redaktionelle Verankerung in oppositionellen Kreisen. Jüngere Sozialwissenschaftler wie Theo Pirker, Siegfried Braun und Peter von Oertzen arbeiteten zusammen mit Vertretern der älteren Generation wie Georg Jungclas, Willy Boepple und Erich Gerlach. Auch Wolfgang Abendroth sowie einige SDS-Mitglieder konnten ab 1957 als Beiträger gewonnen werden und wurden in die Diskussionskreise einbezogen. Obwohl es in der Redaktion der SoPo immer wieder zu Frontstellungen und politischen Kontroversen kam, hielt diese solidarische strömungsübergreifende Kooperation zumindest bis 1960.⁴⁹

Peter von Oertzen versuchte sich hier als Brückenbauer zwischen den Strömungen. Eine von ihm angestrebte Ausweitung der SoPo auf die Netzwerke um Siggi Neumann, Edu Wald oder Peter Blachstein gelang zwar nicht. Trotzdem verfolgten diese Kreise die Entwicklung der Zeitung aufmerksam und zunächst wohlwollend.⁵⁰ Zu größeren Konflikten kam es zwischen ihnen über die Einschätzung der bereits erwähnten »Anderen Zeitung«. Diese war im Mai 1955 von Gerhard Gleißberg gegründet worden, nachdem dieser als Chefredakteur aus dem »Vorwärts« ausscheiden musste. Die Wochenzeitung unterschied sich von anderen linkssozialistischen Blättern durch ihre professionelle Aufmachung, ihren journalistischen Anspruch sowie einen lebendigen Kulturteil und erfreute sich recht bald großen Zuspruchs im sozialdemokratischen Lager.⁵¹

47 Vgl. *Fichter*, SDS und SPD, S. 120ff.

48 Vgl. *Abelshauer*, Nach dem Wirtschaftswunder, S. 82ff.; *Joachim Peter*, Die Frankfurter Zeitschrift »links«. Ein Forum für Praxis und Theorie des demokratischen Sozialismus, in: *Helmut Schmidt/Walter Hesselbach* (Hrsg.), Kämpfer ohne Pathos. Festschrift für Hans Matthöfer zum 60. Geburtstag am 25. September 1985, Bonn 1985, S. 19–24.

49 Vgl. *Hans Manfred Bock*, Der schwierige Dritte Weg im Sozialismus. Die Sozialistische Politik und ihre gesellschaftlichen Trägergruppen 1954 bis 1966 im Spektrum linkssozialistischer Zeitschriften, in: *Grunewald/Bock*, Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, S. 659–688; *Gregor Kritisidis*, Die Neuorientierung der sozialistischen Linken in der Bundesrepublik während des Kalten Krieges – am Beispiel der Zeitschrift »Sozialistische Politik«, Magisterarbeit, Hannover 2000; *Jürgen Seifert*, Sozialistische Demokratie als »schmalere Weg«. Kooperation in der Redaktion der Zeitschrift »Sozialistische Politik« (1955–1961), in: *Seifert/Thörmer/Wettig*, Soziale oder sozialistische Demokratie, S. 21–31.

50 Vgl. den Briefwechsel Peter von Oertzens mit Edu Wald, Peter Blachstein und Siggi Neumann, Universitätsarchiv Hannover, NL Peter von Oertzen, Box 56/2 und Box 58/1.

51 Vgl. *Kritisidis*, Linkssozialistische Opposition, S. 284ff.; *Christoph Jünke*, Die linke Neuformierung 1954/55 und ihr Scheitern 1957/58, veröffentlicht am 24.10.2012, online unter URL: <<http://www.globkult.de/geschichte/entwicklungen/816-die-linke-neuformierung-195455-und-ihr-scheitern-195758>> [31.1.2013].

Allerdings wurde der AZ aufgrund dubioser Finanzquellen recht bald eine allzu große Nähe zum Osten unterstellt.⁵² Während Blachstein und Neumann die Zeitung deshalb als »ein Kampfmittel der Zersetzung der SPD«⁵³ beziehungsweise als »im übelsten Sinne zersetzend und arbeiterschädlich«⁵⁴ bezeichneten und ihre Isolierung betrieben, hatten Pirker, Abendroth und von Oertzen dort Artikel veröffentlicht. Letzterer unterstellte Blachstein in diesem Zusammenhang provokativ »eine Mischung aus Ängstlichkeit und Verantwortungsscheu« und warf der älteren Generation insgesamt eine allzu zögerliche Haltung vor:

»Wenn heute die AZ, so schlecht wie sie ist, diese Resonanz hat, dann ist das die Schuld derjenigen, die nicht 1953 oder [19]52 dasselbe Blatt besser herausgebracht haben. Nicht einmal zu einem kleinen innerparteilichen Diskussionsorgan hat Euer Mumm gelangt, zu keiner offenen Opposition in der Partei hat er gelangt, nur zum Abwiegen überall dort, wo – meinerwegen nach Form und Inhalt fragwürdig – irgendjemand mal was versuchte: Zu früh! Nicht solid genug! Erst grundsätzliche Klärung abwarten!«⁵⁵

Blachstein erklärte dem Jüngeren seine abwartende und parteiloyale Auffassung:

»Diese Partei ist das einzige Mittel im Kampf gegen eine übermächtige Reaktion. Ich fühle mich mit ihren alten, zum Teil verbrauchten und müde gewordenen Genossen viel mehr verbunden, als mit den glanzvollen linken Feuilletonisten. Die Partei muss gestärkt werden, durch innere Lebendigkeit, durch eine verständnisvolle Kritik von innen, dadurch, dass man ihren Funktionären hilft und nicht, indem man sie beschimpft und verhöhnt.«⁵⁶

Obwohl von Oertzen sich in seiner kritischen Einschätzung der älteren Generation bestätigt sah, hielt er an dem Austausch mit Blachstein in den nächsten Jahren trotz der Differenzen fest.

V. KONSPIRATIVE KREISE ALS PREKÄRE STRATEGISCHE ALLIANZEN

Als informelles und konspiratives Netzwerk von ehemaligen Angehörigen verschiedener Zwischengruppen diente der Zehnerkreis den »gewerkschaftlichen Aktivisten«⁵⁷ ab 1952 als strategische Allianz, um im Richtungsstreit der Gewerkschaften eine bestimmte sozial-

52 In der AZ erschienen regelmäßig Kleinanzeigen von unbekanntem Firmen, meist mit Bremer Adresse und mit Bezug zum Ost-West-Handel, die mit großer Wahrscheinlichkeit eine indirekte Finanzierung im Rahmen der Auslandsarbeit der SED bedeuteten. Auch unter den Linksozialisten überlagerte spätestens ab 1956 die Überzeugung, dass die AZ finanziell abhängig sei. Vgl. zum Beispiel Georg Jungclas an Peter von Oertzen vom 1.3.1956, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam (IISG), NL Abendroth, SoPo-Korrespondenz.

53 Peter Blachstein an Peter von Oertzen vom 30.3.1956, Universitätsarchiv Hannover, NL Oertzen, Box 56/2.

54 Siegmund (Siggi) Neumann an Peter von Oertzen vom 15.8.1956, Universitätsarchiv Hannover, NL Oertzen, Box 58/1.

55 Peter von Oertzen an Peter Blachstein vom 20.3.1956, Universitätsarchiv Hannover, NL Oertzen, Box 56/2.

56 Peter Blachstein an Peter von Oertzen vom 30.3.1956, ebd.

57 Angelehnt an Theo Pirker und Wolfgang Schröder lassen sich für die westdeutsche Gewerkschaftsbewegung der 1950er Jahre im Wesentlichen drei sozialdemokratische Strömungen unterscheiden: 1) der gewerkschaftliche Radikalismus, dessen bekannteste Vertreter Viktor Agartz, Max Wöner und Theo Pirker waren, 2) der gewerkschaftliche Aktivismus, zu dessen Protagonisten man vor allem Otto Brenner, Siggi Neumann und Edu Wald zählen kann, sowie 3) eine westlich orientierte sozialpartnerschaftliche Strömung um Georg Leber, Kuno Brandel und Ludwig Rosenberg. Vgl. *Theo Pirker, Die Blinde Macht. Die Gewerkschaftsbewegung in Westdeutschland*, 2 Bde., München 1960; *Schröder, Christliche Sozialpolitik oder Sozialismus*, S. 183ff.

demokratische Tradition gegenüber Kommunisten und christlichen Gewerkschaftern zu stärken.⁵⁸ Für einige Jahre war er mit seiner Tätigkeit äußerst erfolgreich. Nachdem man die Kommunisten in den Gewerkschaften zurückgedrängt hatte, entwickelten die Angehörigen des Zehnerkreises – alle Mitglieder der SPD – federführend ein »Aktionsprogramm« für den DGB, das 1955 erfolgreich im Gewerkschaftsverband etabliert und an alle Haushalte verteilt wurde. Es strebte über gewerkschaftliche Kämpfe unter anderem soziale Verbesserungen wie die 40-Stunden-Woche an.⁵⁹ Der über 100 Tage währende Streik der IG Metall in Schleswig-Holstein 1956/57, der die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall erkämpfte, ging auch auf Überlegungen der gewerkschaftlichen Aktivisten zurück.⁶⁰

Außerdem erfüllte der Zehnerkreis die Funktion einer generationellen Seilschaft, um eigene (jüngere, reformorientierte) Vertreter bei Vorstandswahlen gegen die ältere Weimarer Funktionsgarde durchzusetzen. Man versorgte sich mit vertraulichen Informationen, stimmte Redebeiträge und taktische Vorstöße ab und stärkte sich gegenseitig bei Konfrontationen mit politischen Rivalen. Regelmäßige gemeinsame Aussprachen sollten ein Auseinanderdriften von Ansichten und Plänen verhindern. Allerdings löste sich die enge Allianz nach etwa zwei Jahren aufgrund politischer und persönlicher Differenzen. Ludwig Linsert, der als Kreisvorsitzender des DGB in München von dem bundesweiten Informationsaustausch enorm profitiert hatte, bemerkte bedauernd:

»Unser kleiner Kreis war mir eine so wertvolle Stütze in meiner Arbeit, gewissermaßen der Lichtblick, nachdem ich mich am äußersten Südeinde unseres Vaterlandes so allein fühle. Die einzelnen Personen waren mir so vertraut geworden, dass ich geradezu bestürzt bin, in welcher rascher Zeit er aufgehört hat, funktionsfähig zu sein. Das schlimmste ist, dass ich nicht politische, sondern rein persönliche Gegensätze hinter der Inaktivität dieses Kreises suche.«⁶¹

Am Zehnerkreis zeigte sich deutlich die prekäre und zeitlich befristete Stellung von Netzwerken zwischen unterschiedlichen politischen Strömungen. Die einzelnen Personen verbanden oft Unterschiedliches mit dem gemeinsamen Projekt. Je nach Stellung und persönlicher Situation veränderte sich die Haltung zum anvisierten Ziel, neue persönliche Motivationen und Loyalitäten traten hinzu. Politische Fragen, die bei der Initiation des Netzwerks noch nicht absehbar oder strittig waren, gewannen an Gewicht. Nach einer Anfangseuphorie wurde es immer schwerer, die Priorität aller Beteiligten für gemeinsame Termine aufrechtzuerhalten. Die eigentlichen Macher hinter dem Kreis, Neumann und Wald, hatten gehofft, die anderen politisch unter Kontrolle halten zu können, mussten jedoch feststellen, dass selbst ihr engster Bundesgenosse, Otto Brenner, nicht ausschließlich auf ihren Rat vertraute.⁶² Der Zehnerkreis entfremdete sich nach und nach aufgrund

58 Zum Zehnerkreis gehörten: Siggie Neumann, Otto Brenner, Kuno Brandel, Edu Wald, Hermann Beermann, Alfred Dannenberg, Werner Hansen, Ludwig Linsert, Peter Michels, Alfred Henze und zeitweilig Fritz Rück und Karl Hauenschild. Vgl. von Oertzen, Otto Brenner, S. 339; Becker/Jentsch, Otto Brenner, S. 129ff.; Julia Angster, Der Zehnerkreis. Remigranten in der westdeutschen Arbeiterbewegung der 1950er Jahre, in: Exil. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse 18, 1998, H. 1, S. 26–47, S. 27f.

59 Zur Entstehung und den Zielen des Aktionsprogramms von 1955 vgl. Pirker, Die Blinde Macht, Bd. 2, S. 155ff.; Angster, Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie, S. 408ff.

60 Heinz Ruhnau, der zuständige IG Metall-Sekretär des Bezirks, war ein politischer Schüler von Siggie Neumann und Edu Wald. Vgl. Edu Wald an Siggie Neumann vom 4.6.1956; Siggie Neumann an Edu Wald vom 27.3.1957, beide in: AdsD, NL Siggie Neumann. Vgl. zum Streik auch: Becker/Jentsch, Otto Brenner, S. 182ff.

61 Ludwig Linsert an Edu Wald vom 5.2.1955, zit. nach: Angster, Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie, S. 412.

62 Otto Brenner pflegte neben den Kontakten im Zehnerkreis auch einen intensiven Austausch mit dem SPD-Parteivorstand, insbesondere mit Alfred Nau. Vgl. Siggie Neumann an Edu Wald vom 4.4.1955, AdsD, NL Siggie Neumann.

eines seit 1955 schwelenden Streits zwischen Brenner und Kuno Brandel über die Wiederbewaffnung.⁶³ Doch auch Werner Hansen und Hermann Beermann verfolgten als DGB-Bezirksvorsitzende bereits eigene Pläne, die sich nun nicht mehr vollständig mit denen der anderen in Übereinstimmung bringen ließen. Wald konstatierte schließlich gegenüber Neumann:

»[D]ie Praxis hat auch sicher Dich gelehrt, dass sich solche Leute von dem Augenblick an eben nicht mehr ›lenken und leiten‹ lassen, wenn sie erst einmal auf dem Thron sitzen. Dann sind zunächst die lästig, die unter völlig anderen Gesichtspunkten sich bemühten, sie dorthin zu bringen. Und insofern habe ich mir in Bezug auf Beermann und Hansen auch nie die geringsten Illusionen gemacht.«⁶⁴

Ein weiterer klandestiner Zusammenschluss, inspiriert durch die Arbeit des Zehnerkreises, bildete sich 1959 um Peter von Oertzen. Im sogenannten Elzer Kreis, benannt nach ihrem ersten Tagungsort bei Hannover, organisierten sich 20 bis 30 vornehmlich jüngere Intellektuelle aus dem SDS und Gewerkschafter aus verschiedenen Städten.⁶⁵ Bewusst verzichteten sie auf eine Einbeziehung der älteren Linksozialisten. Der Zielsetzung nach strebte der Elzer Kreis eine Verschränkung von wissenschaftlicher Forschung und politischer Praxis sowie eine Koordination der individuellen Aktivitäten an. Er orientierte sich in erster Linie an gewerkschaftlichen Fragen und vermied Positionierungen zu außenpolitischen Themen. Gegenüber Ossip K. Flechtheim, der als ehemaliges Mitglied von »Neu Beginnen« geübt im Netzwerkdenken war, schilderte von Oertzen die anvisierten Ziele seiner »linken Fabier-Gesellschaft«:⁶⁶

»Ich ventiliere nun den Gedanken, eine ganz offizielle zwar sozialistische, aber parteiunabhängige und durch und durch ›seriöse‹ wissenschaftliche Studiengemeinschaft ins Leben zu rufen, die sich zur Aufgabe stellen sollte, durch Tagungen, Publikationen, (wenn Geld aufzutreiben [ist]) eine Zeitschrift, Stipendien, Forschungsaufträge, die sozialistische Theorie zu vertiefen und zu verbreitern.«⁶⁷

63 Siggie Neumann an Edu Wald vom 9.3.1955; Edu Wald an Otto Brenner vom 13.4.1955; Edu Wald an Kuno Brandel vom 13.4.1955, alle in: AdsD, NL Siggie Neumann. Zwischen »Pragmatikern« wie Kuno Brandel, der eng mit westlichen Geheimdiensten zusammenarbeitete, und den Vertretern einer kämpferischen Gewerkschaftspolitik um Otto Brenner kam es Anfang der 1960er Jahre sogar zum öffentlich ausgetragenen Zerwürfnis. Vgl. hierzu ausführlich: *Angster, Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie*, vor allem S. 398ff. und 430ff. sowie *dies.*, »Partei-politische Diskussionen gehören nicht in die Gewerkschaft«. Kuno Brandel und die Gewerkschaftszeitung *Metall* 1949–61, in: *Claus-Dieter Krohn/Axel Schildt* (Hrsg.), *Zwischen den Stühlen? Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit*, Hamburg 2002, S. 267–293.

64 Edu Wald an Siegmund (Siggie) Neumann vom 10.4.1957, AdsD, NL Siggie Neumann.

65 Vgl. *Manfred Heckenauer/Wolfgang Hindrichs*, *Sozialist-Sein in schwieriger Zeit. Jahre der Sammlung und Neuorientierung (1958–1962)*, in: *Seifert/Thörmer/Wettig*, *Soziale oder sozialistische Demokratie*, S. 53–61; *Kritidis*, *Linksozialistische Opposition*, S. 495; *Fichter*, *SDS und SPD*, S. 283.

66 Der 1884 gegründeten Fabian Society wurde und wird ein legendärer Einfluss im Hintergrund auf die Geschicke der britischen Labour Party nachgesagt. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg berieten sich in diesem intellektuellen Zirkel führende Labour-Politiker. Sie besteht bis heute, ihre Funktion und Bedeutung hat sich jedoch stark gewandelt. Linksozialisten wie Peter von Oertzen faszinierten nicht die sozialreformerischen bis eugenistischen Ideen der Fabier, sondern deren lebendige Diskussionskultur, ihr Organisationsgeschick und ihre Einflussnahme als politische Intellektuelle. Vgl. hierzu: *Peter Wittig*, *Der englische Weg zum Sozialismus. Die Fabier und ihre Bedeutung für die Labour Party und die englische Politik*, Berlin 1982, insb. S. 332ff.

67 Peter von Oertzen an Ossip K. Flechtheim vom 6.1.1960, NL Oertzen, Box 56/2.

Die Auswahl der vertretenden Personen erfolgte nach strengen Kriterien, die Korrespondenz sollte nach dem Lesen vernichtet werden.⁶⁸ Es erwies sich allerdings in den nächsten Monaten, dass eine strikte Geheimhaltung kaum zu praktizieren war, weil einzelne Mitglieder in ihren privaten lokalen Netzwerken ihnen nahestehende Personen ohne das Wissen der anderen ins Vertrauen zogen, was wiederum Misstrauen erzeugte. Die Vertraulichkeit des neuen Kreises schuf Informationshierarchien zwischen Eingeweihten und Außenstehenden.⁶⁹

Am Elzer Kreis lassen sich sehr gut die Vorteile und vor allem die Grenzen einer intentionalen strategischen Netzwerkpolitik zeigen. Zwischen 1959 und 1961 gingen zahlreiche Initiativen in dieser Richtung aus dem Kreis hervor. Viele der von von Oertzen skizzierten Programmpunkte konnten allerdings nur in Ansätzen verwirklicht werden. Am erfolgreichsten waren die Bemühungen im studentischen Dachverband. Mit der »Neuen Kritik« konnte Jürgen Seifert eine Theoriezeitschrift des SDS etablieren, die sich in den Jahren bis 1968 zum zentralen Verständigungsorgan der Neuen Linken entwickelte.⁷⁰ Auch der 1960 gewählte Bundesvorsitzende des SDS, Michael Schumann, zählte zum Elzer Kreis. Größere Diskrepanzen zwischen anvisierten Zielen und Realisierungen ergaben sich dagegen in der Gewerkschaftspolitik. Anstatt der ursprünglich geplanten größeren Betriebszeitung konnte im Mai 1962 nach längeren Bemühungen aber nur eine kleinere hektografierte Zeitschrift, die »Arbeitshefte«, umgesetzt werden, die vor allem für die Bildungsarbeit und zur strategischen Selbstverständigung genutzt wurden. Statt einer Verlagsgenossenschaft bildete sich mit der »Sozialwissenschaftlichen Vereinigung« ein kleiner Trägerverein mit kaum 30 Mitgliedern, der neben der Herausgabe der Zeitschrift einige wenige Tagungen und Publikationen realisierte.⁷¹ Ähnlich wie beim Zehnerkreis zerbrach zwar die enge Verbindung des Elzer Kreises nach nur zwei Jahren, das hier geknüpft lose Kontakt-Netzwerk zwischen Industriesoziologen, Juristen, Ökonomen, Bildungspolitikern und Gewerkschaftern mit ähnlichen Ansichten bestand aber über Jahrzehnte hinweg mit einigem Einfluss.⁷²

68 Rundbrief von Peter von Oertzen vom 27.11.1959, Universität Hannover, Institut für Politische Wissenschaft, Projekt Arbeiterbewegung in Hannover (Prof. Michael Buckmiller), Sammlung Wolfgang Hindrichs.

69 Vgl. zum Beispiel Jürgen Seifert an Peter von Oertzen vom 5.11.1959, ebd. Hier schildert Seifert distanzierte und brüskierte Reaktionen aus seiner SDS-Gruppe in Münster, als der »O-Kreis« [Oertzen-Kreis] durch »Indiskretion« dort bekannt geworden war.

70 Der direkte Zusammenhang zwischen Neuer Kritik und dem Elzer Kreis wurde bislang von der Forschung nicht thematisiert, liegt aber nahe. Jürgen Seifert, der die Zeitschrift ins Leben rief, war laut einem überlieferten Protokoll des Leitungsgremiums des Elzer Kreises vom 16.11.1960 (Peter von Oertzen, Einige Notizen und Bemerkungen zur Besprechung vom 16.11., Universität Hannover, Sammlung Hindrichs) zuständig für die Entwicklung einer Theoriezeitschrift und den Kontakt zum SDS-Vorstand. Vgl. zur Neuen Linken auch Seiferts zeitgenössische Darstellung: *Jürgen Seifert, Die Neue Linke. Abgrenzung und Selbstanalyse*, in: Frankfurter Hefte 18, 1963, H. 1, S. 30–40.

71 Vgl. *Adolf Brock, Zu einem deutschen »Po Prostu« kam es nicht. Die »Arbeitshefte« der Sozialwissenschaftlichen Vereinigung*, in: *Seifert/Thörmer/Wettig, Soziale oder sozialistische Demokratie*, S. 62–75; *Kritidis, Linksozialistische Opposition*, S. 493ff.

72 Zum engeren Kern des Netzwerkes zählten unter anderem Siegfried Braun, Adolf Brock, Manfred Heckenauer, Wolfgang Hindrichs, Reinhard Hoffmann, Burkart Lutz, Peter von Oertzen, Oskar Negt, Willi Pöhler, Michael Schumann, Monika Seifert, Jürgen Seifert, Karl-Heinz Stanzick, Konrad Thomas, Michael Vester, Thomas von der Vring. Gute Kontakte bestanden aus dem Kreis heraus unter anderem zu Hans-Paul Bahrtdt, Heinz Dürrbeck, Ossip Flechtheim, Ludwig von Friedeburg, Konrad Frielinghaus, Erich Gerlach, Hans Matthöfer, Hinrich Oetjen, Fritz Opel, Hermann Rappe, Dieter Schneider, Manfred Teschner, Werner Thönnessen und Fritz Vilmar. Vgl. hierzu: *Adolf Brock (Hrsg.), Gewerkschaften am Kreuzweg. Ausgewählte Beiträge aus den »Arbeitsheften der Sozialwissenschaftlichen Vereinigung«*, Berlin 1973.

Den einzelnen temporär erfolgreichen informellen Kreisen standen andere gescheiterte Versuche gegenüber, bei denen Initiativen nach anfänglichem Optimismus rasch versandeten oder durch politischen Druck verhindert wurden. Es bestand außerdem die Gefahr, politische Glaubwürdigkeit nachhaltig zu zerstören. So versuchte Edu Wald beispielsweise, nach dem Auseinanderbrechen des Zehnerkreises einen »Koordinationsausschuss« von sozialdemokratischen Gewerkschaftern im norddeutschen Raum zu initiieren, um über die Betriebsgruppenarbeit die Linke in der SPD zu stärken.⁷³ Im Juni 1958 trafen unter anderem Wald und von Oertzen in kleiner Runde »privatim« zusammen, um eine gemeinsame »interne Konferenz« mit etwa 25 Teilnehmern aus dem norddeutschen Raum – »nur persönlich und politisch zuverlässige Leute« – für den Oktober zu initiieren. Auf dieser Versammlung sollten »die allgemeinen theoretischen und politischen Probleme der deutschen sozialistischen Bewegung« drei Tage lang »ganz gründlich und – vor allem – völlig rückhaltlos« diskutiert werden.⁷⁴ Doch nicht alle durch mehrfache vorsichtige Auswahlgespräche angesprochenen Personen hielten sich an Walds Bitte um Vertraulichkeit. Dem niedersächsischen DGB-Vorsitzenden Hermann Grote waren unterdessen diese Bemühungen bekannt geworden, der sie umgehend an Max Kukil gemeldet hatte, Mitglied des geschäftsführenden Parteivorstands der SPD. Wald musste sich vor Erich Ollenhauer wegen »heimtückischer Gruppenbildung« und Illoyalität verantworten.⁷⁵ Für Edu Wald bedeutete das Bekanntwerden seiner konspirativ wirkenden Pläne einen so großen persönlichen Einschnitt, dass er sich voller Verbitterung aus Niedersachsen wegbewarb, weil das Vertrauensverhältnis nachträglich zerrüttet war.⁷⁶

VI. NETZWERKE ZWISCHEN DEN GENERATIONEN – LERNPROZESSE UND STILKONFLIKTE

Wirkungsmächtig wurden ehemalige Mitglieder der Zwischengruppen aber nicht nur durch ihre alten persönlichen Verbindungen und informelle Zusammenschlüsse, sondern auch durch die höchst unterschiedlichen politischen Aktivitäten, die einzelne Personen vor Ort entfalteten. Manche von ihnen wirkten als Mentoren für eine jüngere Generation, die in den Organisationen der Arbeiterjugend erste politische Erfahrungen sammelten. Die jeweilige Bildungsarbeit bot ein wichtiges Handlungsfeld, da sich hier das Eintreten für traditionelle Forderungen der Arbeiterbewegung mit dem selbst gewählten missionarischen Auftrag verbinden ließ.

Im SDS prägten ältere Sozialisten die regionalen Gruppen als sogenannte »Ortsgeister« in spezifischer Weise. Erich Gerlach in Göttingen, Wolfgang Abendroth in Marburg und Frankfurt am Main oder Fritz Lamm in Stuttgart und Heidelberg, um nur die wichtigsten zu nennen, hielten Vorträge in den Ortsgruppen und auf Tagungen und sammelten so Kreise jüngerer Intellektueller um sich, die wiederum eigene Vernetzungen herausbildeten und später zu zentralen Protagonisten der Neuen Linken der 1960er Jahre avancierten.⁷⁷ Aber

73 Edu Wald an Walter Franke vom 16.2.1958 (Einschreiben, Kopien an Georg Buckedahl, Alfred Nau, Max Kukil und Siggie Neumann), AdsD, NL Siggie Neumann.

74 Peter von Oertzen an Peter Blachstein vom 8.7.1958, NL Oertzen, Box 56/2.

75 Edu Wald an Erich Ollenhauer vom 1.7.1958, AdsD, NL Siggie Neumann.

76 Edu Wald an Willi Richter (DGB-Vorsitzender) vom 1.7.1958, ebd.

77 Vgl. *Tilman Fichter*, Vom linken Offiziersbund zur Revolte. Vier SDS-Generationen, in: *Seifert/Thörmer/Wettig*, Soziale oder sozialistische Demokratie, S. 11–20; *Philipp Kufferath*, Vom Parteinachwuchs der SPD zum Protagonisten der Neuen Linken. Die Geschichte des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (1946–1968), in: *Klaus Kinner* (Hrsg.), Linke zwischen den Orthodoxien. Von Havemann bis Dutschke, Berlin 2011, S. 118–126, sowie die bereits genannten Biografien über Wolfgang Abendroth, Fritz Lamm und Leo Kofler.

auch bei Falken, Naturfreunden und Jungsozialisten entstanden diese Lernverhältnisse zwischen älteren Linkssozialisten und einer jüngeren Generation.⁷⁸

Bei diesen hierarchisierten Vernetzungen zwischen unterschiedlichen Alterskohorten ergaben sich trotz dieser zweifellos vorhandenen Lernprozesse auch zahlreiche Spannungen, die aus divergierenden Sozialisationserfahrungen und daraus hervorgehenden generationellen Deutungen und Stilen resultierten. Während zum Beispiel für die Vertreter der Widerstands- und Exilgeneration der Bezug zur Arbeiterbewegung durch praktische Erfahrungen in ihrer Prägephase konstitutiv war, bewegten sich die Vorstellungen der erst nach 1945 zur Sozialdemokratie gestoßenen Generation über die »Arbeiterklasse« oft zwischen verklärender theoretischer Abstraktheit und persönlicher Fremdheit. Erst über eigene soziologische Forschungen sowie Praxiserfahrungen in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit ab Ende der 1950er Jahre suchten jüngere Sozialisten wie Hans Matthöfer, Peter von Oertzen, Manfred Heckenauer, Siegfried Braun, Oskar Negt oder Michael Schumann jedoch theoretische Annahmen und empirisch erfassbare Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen. Sie beteiligten sich in Frankfurt am Main und Göttingen an industriesoziologischen Untersuchungen, die Arbeitsbedingungen und das konkrete Bewusstsein der Arbeiter in den Fokus nahmen, entwickelten in der Zusammenarbeit mit Arbeit und Leben, IG Metall und IG Chemie neue Formen der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit, um Lernprozesse anhand konkreter Beispiele zu initiieren, und betrieben über Tagungen, Zeitschriften und Lehrmaterialien eine Vernetzung von Sozialwissenschaftlern, Gewerkschaftern und Sozialisten.⁷⁹

Strategisch genutzte Netzwerkstrukturen zwischen linken Sozialdemokraten verschiedener Altersklassen entstanden nur sehr selten. Äußerst voraussetzungsreich erwies sich die unter konspirativen Vorzeichen geführte Vernetzungsarbeit in kleinen Kreisen, sodass sich hier meist enge Verzahnungen von politischen und freundschaftlichen Beziehungen ähnlichen Alters ergaben. Trotzdem knüpften einzelne Nachkriegssozialisten auch langjährige und intensiv genutzte Verbindungen zur Widerstands- und Exilgeneration. Anhand des persönlichen Netzwerks des bereits mehrfach erwähnten Peter von Oertzen (Jahrgang 1924) können diese selteneren intergenerationellen Kontakte beispielhaft gezeigt werden.

Peter von Oertzen pflegte in den 1950er Jahren eine regelmäßige briefliche Korrespondenz mit zahlreichen älteren Sozialisten. Kennzeichnend für diesen Austausch war ein scharfer sachlicher Streit über konkrete politische und theoretische Fragen, der trotz bisweilen erheblicher Meinungsverschiedenheiten von gegenseitigem Respekt zeugte. Ein Schülerverhältnis bestand am ehesten zum ehemaligen SAP-Mitglied und Spanienkämpfer Erich Gerlach (Jahrgang 1910), nun niedersächsischer Landtagsabgeordneter und räte-sozialistischer Theoretiker. Zahlreichen anderen Vertretern dieser Generation wie Wolfgang Abendroth (Jahrgang 1906), Peter Blachstein (Jahrgang 1911), Willy Boepfle (Jahrgang 1911), Ossip Flechtheim (Jahrgang 1909), Georg Jungclas (Jahrgang 1902), Siggie Neumann (Jahrgang 1907) und Edu Wald (Jahrgang 1905) begegnete er in politischen Zusammenhängen und in der regelmäßigen Korrespondenz trotz des Altersunterschieds

78 Hingewiesen sei hier nur auf die Falken in Köln, bei denen Georg Jungclas großen Einfluss hatte, die Naturfreunde in Baden-Württemberg, wo Fritz Lamm ein regelmäßiger Gast war, sowie die Jungsozialisten in Hannover und Hessen-Süd, die unter dem Einfluss von Erich Gerlach beziehungsweise Wolfgang Abendroth standen.

79 Vgl. hierzu unter anderem: *Stefan Müller*, Gewerkschafter, Sozialist und Bildungsarbeiter. Heinz Dürrbeck 1912–2001, Essen 2010, S. 249ff.; *Abelshauser*, Nach dem Wirtschaftswunder, S. 130ff.; *Klaus Peter Wittemann*, Ford-Aktion. Zum Verhältnis von Industriosozologie und IG Metall in den sechziger Jahren, Marburg 1994; *Horst Kern/Michael Schumann*, Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein. Eine empirische Untersuchung über den Einfluß der aktuellen technischen Entwicklung auf die industrielle Arbeit und das Arbeiterbewußtsein, Frankfurt am Main 1970; *Brock*, Gewerkschaften am Kreuzweg.

doch eher auf Augenhöhe. Insbesondere mit Siggi Neumann, dem »Spiritus Rector« des Zehnerkreises, verband ihn über fünf Jahre bis zu dessen Tod 1960 eine intensive persönlich-politische Freundschaft.

Diese persönlichen Kontakte erfüllten für von Oertzen mehrere Funktionen. Zum einen dienten sie schlicht und einfach dem Austausch relevanter Hintergrundinformationen über anstehende politische Ereignisse wie Parteitage oder Vorstandsentscheidungen. Von Oertzen erkundigte sich zum Beispiel bei Blachstein, ob der Parteivorstand Sanktionen gegen bestimmte Zeitschriften in Erwägung ziehe, mit Wald tauschte er sich über die SPD und Gewerkschaften im Bezirk Hannover aus und mit Neumann diskutierte er unter anderem das Auftreten der Linken auf dem Parteitag in München 1956.⁸⁰ Darüber hinaus wurden die Kontakte genutzt, um theoretische Fragen aufzuwerfen, die Haltung gegenüber bestimmten Personen und Projekten abzugleichen und taktische Einschätzungen über eigene Pläne zu erhalten. Mit Jungclas und Boepple diskutierte von Oertzen über die Zeitschrift SoPo und die trotzkistische Taktik in der SPD, mit Neumann über Betriebsgruppen, Streiktaktik und gewerkschaftliche Kongresse, über die DDR und den Kommunismus.⁸¹ Eine weitere latente Funktion gerade für die wissenschaftlich oder publizistisch aktiven linken Sozialdemokraten bestand in Hilfestellungen bei Texten, Finanzierungen oder der Literaturbeschaffung. Bei Abendroth und Neumann bat er um ausführliche Einschätzungen zu seinem Forschungsprojekt über die Rätebewegung⁸², außerdem besorgten sie ihm schwer greifbare Literatur.⁸³ Abendroth und Flechtheim unterstützten als Lehrstuhlinhaber mit entsprechenden Gutachten seine wissenschaftliche Laufbahn als Politikwissenschaftler.⁸⁴ Daneben gab es eine enge Verzahnung von politischem und privatem Leben. Als zum Beispiel ein berufsbedingter Umzug seines engen politischen Freundes Gerd Beyer anstand, der als Gewerkschaftssekretär nach Mannheim gehen sollte, informierte von Oertzen mit Boepple einen Ansprechpartner in der neuen Stadt, sodass dieser ihn in lokale Netzwerke integrieren konnte.⁸⁵ Bei politischen Terminen oder wissenschaftlichen Forschungsreisen übernachtete von Oertzen bei Familie Neumann in Frankfurt am Main⁸⁶, wenn andere zu Besuch in Göttingen waren, stellte er selbst Schlafplätze bereit.⁸⁷ Trotzdem ergaben sich aufgrund von Lebenserfahrung und beruflicher Situation oft habituelle Unterschiede. Während von Oertzen zum Beispiel insbesondere in den Jahren bis 1960 einen drängenden Voluntarismus verkörperte und regelmäßig einen höheren Grad an politischer Aktivität einforderte, herrschte bei den meisten älteren Linkssozialisten ein weitaus größeres Maß an Skeptizismus.

80 Vgl. zum Beispiel Peter von Oertzen an Peter Blachstein vom 14.1.1960; Edu Wald an Peter von Oertzen vom 21.1.1955, beide: NL Oertzen, Box 56/2; Peter von Oertzen an Siggi Neumann vom 3.10.1956, ebd., Box 58/1.

81 Vgl. zum Beispiel Peter von Oertzen an Siggi Neumann vom 19.3.1957, ebd.

82 *Peter von Oertzen*, Betriebsräte in der Novemberrevolution. Eine politikwissenschaftliche Untersuchung über Ideengehalt und Struktur der betrieblichen und wirtschaftlichen Arbeiterräte in der deutschen Revolution, 2., erw. Aufl., Berlin/Bonn 1976.

83 Vgl. zum Beispiel Peter von Oertzen an Siggi Neumann vom 31.1.1958; Siggi Neumann an Peter von Oertzen vom 18.9.1956 und vom 8.10.1958, alle in NL Oertzen, Box 58/1; Wolfgang Abendroth an Peter von Oertzen vom 15.8.1958, NL Oertzen, Box 56/2.

84 Vgl. zum Beispiel Ossip Flechtheim an Peter von Oertzen vom 1.3.1960; Wolfgang Abendroth an Peter von Oertzen vom 15.4.1959, beide im NL Oertzen, Box 56/2.

85 Peter von Oertzen an Willy Boepple vom 31.8.1959, IISG, NL Abendroth, SoPo-Korrespondenz.

86 Vgl. zum Beispiel Peter von Oertzen an Siggi Neumann vom 26.1.1956, NL Oertzen, Box 58/1.

87 Vgl. zum Beispiel Peter von Oertzen an Willy Boepple vom 24.7.1959, IISG, NL Abendroth, SoPo-Korrespondenz.

VII. LATENTE STRÖMUNG IM INNERPARTEILICHEN RICHTUNGSSTREIT

Obwohl die linkssozialistischen Netzwerke über ausgeprägte eigenständige Identitätskerne verfügten und sich ihre Abgrenzung von Mehrheitspositionen der SPD bisweilen in scharfem und emphatischen Ton artikulierte, waren sie in den lokalen Parteistrukturen keineswegs isoliert. Ein großer Teil der linkssozialistischen Netzwerke war trotz partiell eigenständiger Organisation fest in das sozialdemokratische Parteileben integriert, stritt in Wahlkämpfen, Parlamenten und Medien für die Positionen der Sozialdemokratie und übernahm politische Ämter. Sie waren auch keineswegs die einzigen informellen Zusammenhänge in der SPD, man denke nur an den frühen »Bürgermeister-Flügel« um Ernst Reuter, Max Brauer und Wilhelm Kaisen, das »Frühstückskartell« von Fritz Erler, Carlo Schmid und Herbert Wehner oder die »Kanalarbeiter« um Egon Franke.

Es waren spezifische lokale Bedingungen, die ein Ausgreifen der linkssozialistischen Opposition ermöglichten. Günstige strukturelle Ausgangsbedingungen trugen zum Beispiel dazu bei, dass der Bezirk Hessen-Süd und vor allem der Unterbezirk Frankfurt am Main zu einer Bastion der Linkssozialisten wurde. Die Zentrale der IG Metall, der Bank für Gemeinwirtschaft, weitere gewerkschaftliche und genossenschaftliche Institutionen, Arbeiterjugendorganisationen, Verlage und Buchhandlungen, das Institut für Sozialforschung sowie die Frankfurter Hefte schufen ein besonderes lokales Mikroklima, in dem sich ideologische Kerne der alten sozialistischen Arbeiterbewegung und traditionelle politische Akteure wieder neu formieren konnten. Ältere Sozialisten wie Joseph Lang, Otto Brenner, Fritz Opel, Siggie Neumann, Wolfgang Abendroth und Helga Einsele waren in Hessen heimisch geworden, jüngere wie Hans Matthöfer, Olaf Radke, Lorenz Knorr, Heinz Brakemeier und Werner Thönnessen stießen im Laufe der 1950er Jahre hinzu. In den Auseinandersetzungen um die Organisationsreform und das neue Parteiprogramm entwickelten sich aufgrund dieser Verankerung von Hessen-Süd aus viele der Initiativen und Anträge der linkssozialistischen Opposition.⁸⁸

In einzelnen Unterbezirken wie zum Beispiel in Düsseldorf, Köln, Hannover, Göttingen oder Hamburg ergaben sich weitere regionale Schwerpunkte, in denen Linkssozialisten Sitze in lokalen Vorständen einnahmen, zu Parteitags-Delegierten gewählt, als Direktkandidaten nominiert wurden oder als Gewerkschaftssekretäre arbeiteten. In Partei-Zeitschriften wie dem »(Neuen) Vorwärts« oder der 1954 ins Leben gerufenen »Neuen Gesellschaft« fanden allerdings nur wenige Beiträge von einzelnen Vertretern der linkssozialistischen Opposition wie Willi Birkelbach, Abendroth oder Blachstein Eingang. Die offiziellen Parteikommissionen sowie erst recht der Parteivorstand in Bonn blieben ihnen weitgehend verschlossen.

In der sozialdemokratischen Programmdebatte der 1950er Jahre zeigte sich allerdings auch, wie wenig sich das gesamte linkssozialistische Netzwerk als eine strategische Ressource mobilisieren ließ. Von Oertzen unternahm hier zumindest den Versuch, die politische Enge seines persönlichen Netzwerks zu überwinden, indem er die Kontakte zu den verschiedenen Netzwerken aktivierte und sie für eine Intervention bei der Programmdebatte zu bündeln versuchte. Siggie Neumann bat er um den Kontakt zu Willi Birkelbach, über Peter Blachstein und Willy Boepple versuchte er mehrfach vergeblich, ein Treffen mit Herbert Wehner zu arrangieren, und bei Georg Jungclas erkundigte er sich nach den Absichten der als links geltenden Kölner Delegierten Heinz Kühn und Hans-Jürgen Wischniewski.⁸⁹ Vor dem entscheidenden Sonderparteitag in Godesberg holte er weitere

88 Vgl. Peter von Oertzen, Der SPD-Bezirk Hessen-Süd in der Programmdiskussion der 50er Jahre, in: Schmidt/Hesselbach, Kämpfer ohne Pathos, S. 25–32.

89 Vgl. unter anderem: Peter von Oertzen an Peter Blachstein vom 14.2.1958 und vom 2.5.1958, NL Oertzen, Box 56/2.

Informationen über gewählte Delegierte und deren politische Absichten über befreundete SDS-Mitglieder vor Ort ein.

Der Marburger Politikprofessor Wolfgang Abendroth, der als prominentester Vertreter der marxistischen Strömungen vom Parteivorstand für die erste Programmkommission nominiert worden war, sah sich in dem parteioffiziellen Gremium trotz langjähriger Mitarbeit so weitgehend isoliert, dass er 1959 einen eigenen Alternativentwurf vorlegte.⁹⁰ Dieser war jedoch selbst einigen ihm nahestehenden Personen zu traditionalistisch. Blachstein kommentierte den Entwurf mit den Worten: »Ich glaube nicht, dass ein Grundsatprogramm heute noch so aussehen kann«⁹¹, und von Oertzen schrieb an Abendroth: »[I]ch finde den ›Stil‹ im weitesten Sinne nicht (mehr) akzeptabel, auch den ›Denkstil‹ nicht. [...] Die Sprache von 1928 erregt bei den jüngeren Arbeitern und Funktionären Langweile und Gelächter. [...] Es hat sich was am Habitus geändert in den letzten 30 Jahren.«⁹²

Der einflussreiche südhessische Bezirksvorsitzende Birkelbach veröffentlichte bereits 1956, unterstützt durch einen Beitrag von Siggi Neumann, seinen programmatischen »Roten Faden«.⁹³ Er konnte damit aber, wie es sich von Oertzen in einem Beitrag für die SoPo erhoffte, nicht nachhaltig zur Sammlung der Opposition beitragen.⁹⁴ Ein weiterer Versuch der personellen Bündelung, der von Fritz Lamm und der Zeitschrift »Funken« ausging, scheiterte nach einer ersten Konferenz im Februar 1958 – »getarnt« als Leserversammlung, nur Parteimitglieder hatten Zugang – bald aufgrund von politischen Differenzen.⁹⁵

Da die politische Perspektive innerhalb der Sozialdemokratie von vielen sehr pessimistisch eingeschätzt wurde, artikulierten sich in diesem Kontext bereits Stimmen aus der jüngeren Generation, die die Möglichkeit einer linkssozialistischen Abspaltung von der SPD als letztes Mittel nicht gänzlich ausschlossen. Vertreter der älteren Generation kritisierten diese Strömungspolitik, die einen Parteiausschluss bewusst riskierte, als aktionistisch und fatal. Hier trat ein weiterer Konflikt zwischen generationellen Stilen zutage. Die meisten älteren Linkssozialisten wollten aufgrund der lange erlebten Isolation trotz ihrer Kritik möglichst kein Risiko eingehen, während die sich selbst als marxistisch verstehenden Kreise im SDS den Kurs der SPD als Anpassung erlebten und deshalb ohne persönlichen geschichtlichen Ballast über Alternativen, auch im Parteiensystem, nachdachten.⁹⁶

Als sich im Laufe des Jahres 1959 die für die Linkssozialisten enttäuschenden Konturen des neuen Programms zeigten und der entscheidende außerordentliche Parteitag im November in Godesberg bei Bonn einberufen wurde, beriet sich von Oertzen, der zum Göttinger Delegierten gewählt worden war, mit Neumann über das weitere Vorgehen. Im Gegensatz zu den Jahren zuvor war er nun schon wesentlich abwägender in seinen Überlegungen:

90 Wolfgang Abendroth, Aufgaben und Ziele der deutschen Sozialdemokratie, in: *ders.*, Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie. Aufsätze zur politischen Soziologie, Neuwied/Berlin 1967, S. 407–428. Vgl. hierzu auch: Heigl, Oppositionspolitik, S. 85ff.; Helga Grebing, Ideengeschichte des Sozialismus in Deutschland. Teil II, in: *dies.* (Hrsg.), Geschichte der Sozialen Ideen in Deutschland. Sozialismus – Katholische Soziallehre – Protestantische Sozialethik. Ein Handbuch, Wiesbaden 2005, S. 353–596 und 447ff.

91 Peter Blachstein an Peter von Oertzen vom 27.4.1959, NL Oertzen, Box 56/2.

92 Peter von Oertzen an Wolfgang Abendroth vom 18.5.1959, NL Oertzen, Box 56/2.

93 Willi Birkelbach, Die große Chance. Diskussionsbeiträge zum Thema: »Demokratischer Sozialismus«, Frankfurt am Main 1956. Darin auch: Siggi Neumann, Kritische Notizen zur Lage, S. 69–78.

94 Peter von Oertzen, Beginn einer echten Diskussion? Willy Birkelbachs Vorstoß – vielleicht eine Chance, in: Sozialistische Politik 3, 1956, H. 5/6, S. 11–12.

95 Vgl. *Kritidis*, Linkssozialistische Opposition, S. 401ff.

96 Vgl. ebd., S. 411ff.

»Welche Taktik sollte jemand wie ich einschlagen: Stillschweigen und am Ende gar nicht nach G[odesberg] fahren? Still zustimmen? Still ablehnen? Oder soviel Lärm und Opposition und Ablehnung wie möglich gegen das Programm zu entfesseln versuchen? Ich neige natürlich zu letzterem, bin aber andersgerichteten Argumenten nicht ganz abgeneigt, da ich ja den professionellen blinden Optimismus oder Aktivismus der üblichen ›Linken‹ nicht ohne weiteres teile.«⁹⁷

Der routinierte und pessimistische Taktiker Neumann empfahl von Oertzen eine Konzentration auf einzelne Programmpunkte, wandte außerdem aber ein:

»Ich verspreche mir von dem ganzen allerdings nicht viel, auch wenn es hier und da verbessert wird. Schließlich ist dieses Programm wohl das einzigste [sic!] in der Geschichte der Sozialdemokratie, das keinen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis enthält, das nicht radikal in Worten ist, während die Praxis entgegengesetzt ist. Es ist ein Ausdruck der ganzen Misere und aller Widersprüche in unserer Partei.«⁹⁸

Von Oertzen übernahm Neumanns nüchterne Ansichten über die Bedeutung von Parteiprogrammen weitgehend. Er entwickelte dennoch vor dem entscheidenden Parteitag noch einen eigenen Programmentwurf, der sich zwar weitgehend an der offiziellen Version orientierte, aber vor allem im wirtschaftspolitischen Teil deutlich andere Akzente setzte. Er verbreitete diesen innerhalb seines Netzwerks, um auf dieser Grundlage doch noch eine Verständigung der oppositionellen Delegierten zu erreichen.⁹⁹ Auf dem Parteitag selbst spielte sein Entwurf jedoch keine Rolle, und lediglich 15 weitere Delegierte stimmten mit Peter von Oertzen aus symbolischen Gründen gegen das Godesberger Programm.¹⁰⁰

VIII. GRENZEN DER NETZWERKPOLITIK

Die linkssozialistischen Netzwerke blieben trotz situativer Erfolge eine Randerscheinung im SPD-Milieu nach 1945. Strukturen existierten trotz ähnlicher Zielsetzungen nebeneinander, taktische und habituelle Unterschiede erschwerten die Kommunikation untereinander, Unterwanderungsversuche (durch die Kommunisten) einerseits und Ausschlussdrohungen (durch den Parteivorstand) andererseits verstärkten ein Klima des Misstrauens. Doch schon die politischen Rahmenbedingungen der frühen Bundesrepublik ließen den linkssozialistischen Netzwerken nur wenige Hoffnungen auf eine Transformation der Sozialdemokratie oder gar der Gesellschaft in dem von ihnen anvisierten Sinne.

Der Kommunismus bedeutete eine besondere Herausforderung für die linkssozialistische Identität. Die meisten Konflikte innerhalb der Netzwerke kreisten folglich auch um die Positionierung in diesem Spannungsverhältnis. Die Haltungen reichten von einem strikten Antikommunismus, der auch mit Ausschlüssen und Sanktionen durchgesetzt werden sollte (Zehnerkreis), über eine Ablehnung der Zusammenarbeit mit Organisationen bei gleichzeitiger Auseinandersetzung mit einzelnen Personen und Positionen (von Oertzen,

97 Peter von Oertzen an Siggie Neumann vom 26.9.1959, AdsD, NL Siggie Neumann.

98 Siegmund (Siggie) Neumann an Peter von Oertzen vom 1.10.1959, AdsD, NL Siggie Neumann.

99 Vgl. *Peter von Oertzen*, Neufassung des Entwurfs für ein Grundsatzprogramm [1959], in: *Ossip K. Flechtheim* (Hrsg.), *Dokumente zur parteipolitischen Entwicklung in Deutschland seit 1945*, Bd. 7: Innerparteiliche Auseinandersetzungen. Zweiter Teil, Berlin 1969, S. 119–134.

100 Vgl. *Jürgen Seifert*, *Linke in der SPD (1945–1968)*, in: *Bernhard Blanke/Friedrich C. Delius/Tilman Fichter* u. a. (Hrsg.), *Die Linke im Rechtsstaat*, Bd. 1: *Bedingungen sozialistischer Politik 1945–1965*, Berlin 1976, S. 236–266, hier: S. 263. Die weiteren Gegenstimmen kamen unter anderem von Peter Blachstein, Heinz Ruhnau (beide Hamburg), Walter Möller, Helga Einsele, Heinz Brakemeier (alle Frankfurt), Franz Neumann (Berlin), Willi Kuhlmann (Düsseldorf), Manfred Heckenauer (Hannover), Heinrich Dorsch (Erlangen), Werner Salzmann (Mettmann), Arnold Müller (Bremen), Anton Boos (Solingen).

SDS), eine eindeutige inhaltliche Kritik, aber seltene taktische Kooperation ohne Zugeständnisse (Abendroth, Agartz), bis hin zu einer rein inhaltlich begründeten und emotionalen Haltung, die auch eine finanzielle oder sogar praktische Kooperation nicht ausschloss (Gleißberg). Allerdings zeigen die Vernetzungen von Peter von Oertzen, dass eine Kooperation untereinander auch trotz unterschiedlicher inhaltlicher Positionen situativ möglich war.

Eine zweite Konfliktlinie ergab sich im Verhältnis zur Gesamtpartei. Recht unterschiedlich gewichteten die Akteure die Spannung zwischen Parteitreu und Verantwortung einerseits und eigenen Überzeugungen und Netzwerkloyalität andererseits. Hier wirkten sich sowohl biografische Prägungen, politische Erfahrungen als auch persönlich-soziale Abwägungen aus. Das Verhältnis schwankte zwischen lokaler Verankerung und Übernahme von Parteiämtern, der Eroberung einzelner Nischen in parteinahen Zeitschriften, Organisationen und Gewerkschaften oder einem taktisch geprägten Verhältnis bei weitgehender Abstinenz von der alltäglichen Parteiarbeit.

Ein massiver Einschnitt ergab sich in dieser Frage durch die Konfrontationen zwischen Parteivorstand und SDS, die 1961 zum Ausschluss der sich selbst fortan als Neue Linke begreifenden Strömungen führten.¹⁰¹ Ein Teil der älteren Linkssozialisten trennte sich aus Solidarität mit den Studenten ebenfalls von der SPD und musste nun mühsam neue Netzwerke außerhalb der Sozialdemokratie knüpfen. Andere, wie der Kreis um Peter von Oertzen, verblieben dagegen trotz ähnlicher Ansichten in der SPD, um ihre politische und berufliche Zukunft nicht zu riskieren sowie zukünftig ihre Gewerkschaftsorientierung verstärken zu können. Auch wenn die Zusammenarbeit der linkssozialistischen Netzwerke der 1950er Jahre durch die Unvereinbarkeitsbeschlüsse von 1961 nachhaltig erschüttert wurde, so bestanden viele Kontakte als latente Ressource weiter und wurden zum Beispiel in der Bewegung gegen die Notstandsgesetze reaktiviert.

Neben einzelnen Beispielen für erfolgreiche Vernetzungen stehen aber auch viele Fälle, in denen Kontakte nicht genutzt wurden, aufgrund von Spannungen, politischen Differenzen oder persönlichen und generationellen Stilunterschieden. Auch erfolgreiche strategische Netzwerke hielten mitunter nur einige Jahre. Letztlich blieb die linke Opposition im sozialdemokratischen Milieu in dieser Zeit zerstritten, erst nach 1968 entwickelte sich unter geänderten politischen Vorzeichen ein sichtbarer linker Flügel. Viele Linkssozialisten, die in den Netzwerken der Adenauer-Ära politisch sozialisiert worden waren und sich im Laufe der 1960er Jahre beruflich etabliert hatten, wirkten nun wiederum als Mentoren (zum Beispiel Abendroth, Negt), kritische Wegbegleiter (zum Beispiel Matthöfer, von Oertzen) und bisweilen auch scharfe Widersacher (zum Beispiel Pirker, Wald) der rebellischen 68er-Generation, die sich nach dem Scheitern ihrer Revolte nun vielfältigsten politischen Betätigungsfeldern zuwandte. Auch die Sozialdemokratie profitierte von dieser Welle der Politisierung enorm. Gleichzeitig wuchs ihr, gerade an die Regierungsmacht gelangt, jedoch mit den zahlreichen K-Gruppen, dem Sozialistischen Büro und der neu gegründeten Deutschen Kommunistischen Partei, den lokalen alternativen Milieus und den Neuen sozialen Bewegungen nun eine Vielzahl neuer Konkurrenten im linken Lager, die – allen Berufsverboten zum Trotz – die politische Kultur in der Bundesrepublik nachhaltig veränderten.

101 Vgl. Fichter, SDS und SPD; Philipp Kufferath, Der Sozialistische Bund und die linkssozialistischen Ursprünge der Neuen Linken in den 1960er Jahren, in: Jünke, Linkssozialismus in Deutschland, S. 186–205.

Jens Späth

Was heißt Antifaschismus nach 1945?

Das Beispiel der italienischen Sozialisten in westeuropäischer Perspektive*

Fragt man sich, was Antifaschismus bedeutet, scheint die Antwort zunächst leicht: Bezeichnete dieser anfangs eine politische Gegenbewegung zum italienischen Faschismus, so wurde er bald auf die Bekämpfung rechtsgerichteter Diktaturen im Allgemeinen, in erster Linie den deutschen Nationalsozialismus, übertragen.¹ Die zunächst auch noch nach 1945 in allen neu- oder wiederbegründeten politischen Parteien zu findende antifaschistische Frontlinie brach jedoch mit dem Kalten Krieg und der deutschen Teilung zusehends zusammen und wurde vom Antikommunismus überlagert.² Je länger man jedoch über den Begriff nachdenkt, desto schwieriger fällt die Antwort: Die Erklärungsmuster reichen von »Paradigma« und »transnationaler Bewegung gegen den gemeinsamen Feind in den 1930er Jahren« über »Mythos«, »von linken, insbesondere kommunistischen Parteien instrumentalisierte Ideologie« und »zivile Religion« bis hin zu »Demokratisierungsbewegung«, »Habitus« und »Ausdruck von Humanismus«.

Vor 1989 konkurrierten zwei Meistererzählungen um die Deutungshoheit des Antifaschismus: Während Eric Hobsbawm ihn als vor allem in den 1930er Jahren starke Bewegung gegen den gemeinsamen Feind, den Faschismus pries³, sah François Furet darin die Verkörperung des Kommunismus à la Stalin, der dank einer breiten Massenbewegung eine Demokratie verwirklicht habe, ohne auf frühere (revolutionäre und totalitäre) Ideen zu verzichten.⁴ Neben dieser ideologisch verhafteten Geschichtsschreibung zum Antifaschismus fällt auf, dass sich lange eher Politologen beziehungsweise stark politisierte Historiker des Themas angenommen haben.⁵ Seit rund 20 Jahren beschäftigen sich ver-

* Für wertvolle Hinweise in der Entstehung des Manuskripts danke ich Lutz Klinkhammer. Alle Übersetzungen aus dem Italienischen stammen vom Verfasser.

1 Vgl. *Alberto De Bernardi*, Introduzione, in: *ders./Paolo Ferrari* (Hrsg.), *Antifascismo e identità europea*, Rom 2004, S. XIX–XXV.

2 In den differenzierten marxistischen Faschismustheorien (Georgi Dimitroff, August Thalheimer, Leo Trotzki, Antonio Gramsci, Franz Neumann etc.) galten primär ungelöste Klassenkämpfe und wirtschaftliche Krisen des kapitalistischen Systems als Wegbereiter faschistischer Regime, weshalb italienischer Faschismus und deutscher Nationalsozialismus ohne Eingriffe in die Gesellschaftsstruktur nicht möglich gewesen seien. Vgl. *Wolfgang Wippermann*, *Faschismus. Eine Weltgeschichte vom 19. Jahrhundert bis heute*, Darmstadt 2009, S. 9 und 323f.

3 Vgl. *Eric Hobsbawm*, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 2009, S. 190–216.

4 Vgl. *François Furet*, *Le passé d'une illusion. Essai sur l'idée communiste au XXe siècle*, Paris 1995, S. 249ff.

5 Vgl. für Deutschland *Antonia Grunenberg*, *Antifaschismus – Ein deutscher Mythos*, Reinbek 1993. Die italienische Diskussion um die Notwendigkeit und Art des Staatsfeiertags am 25. April anlässlich des 50. Jahrestags der »Befreiung« von Faschismus und Nationalsozialismus 1995 brachte drei unterschiedlichen politischen Richtungen zuzuordnende Publikationen hervor: *Gian Enrico Rusconi*, *Resistenza e postfascismo*, Bologna 1995, bedient die laizistische politische Mitte; *Pietro Scoppola*, *25 aprile. Liberazione*, Turin 1995, steht für die katholische Sicht der Christdemokraten; und *Giovanni De Luna/Marco Revelli*, *Fascismo, antifascismo. Le idee, le identità*, Scandicci 1995, repräsentieren das linksintellektuelle Spektrum. Der offizielle Tagungsband der Presidenza dei Consigli dei Ministri (Hrsg.), *Passato e presente della Resistenza. 50° anniversario della Resistenza e della guerra di liberazione*, Rom 1995, hingegen bietet die klassische Sicht der an der Widerstandsbewegung beteiligten Parteien.

stärkt Historiker in Deutschland⁶, Italien⁷, Frankreich⁸ und in anderen Ländern mit dieser Materie.⁹ Zudem ist nach dem Zusammenbruch des Kommunismus und des italienischen Parteiensystems um 1990 in allen drei Ländern das Interesse an der Geschichte des Sozialismus wieder erwacht.¹⁰

Um uns dem Begriff, seinen Ausdrucksformen und seinen Deutungsvariationen zu nähern, soll das Phänomen im Folgenden zunächst ausführlicher in seinem Ursprungsland Italien am Beispiel der Sozialisten untersucht und dann in einem kurzen Vergleich mit Sozialdemokraten in Deutschland und Sozialisten in Frankreich in eine westeuropäische Perspektive eingeordnet werden. Der sprachlichen Einfachheit halber wird im Folgenden die Bezeichnung »sozialistisch« auf alle drei Länder angewendet. Ferner meint »Deutschland« bis April 1946 alle vier Besatzungszonen, ab der Zwangsvereinigung der SPD mit der KPD in der sowjetischen Zone zur SED nur noch die drei Westzonen, da der kommunistische Antifaschismus nicht Gegenstand dieser Studie sein kann. Was den zeitlichen Rahmen von 1919 bis um 1960 betrifft, überschreitet die Studie die Zäsur des Jahres 1945 und bindet in einer Langzeitperspektive Vor- und Nachkriegszeit wieder stärker aneinander. Die Konzentration auf führende Sozialisten ermöglicht dabei eine genauere Betrachtung der unterschiedlichen Phasen des Antifaschismus im jeweiligen Parteimilieu. Die Rekonstruktion sozialistischer Biografien und Diskurse im Kontext der Nachkriegspolitik soll ferner die Bedeutung des historischen Antifaschismus würdigen und zugleich verständlicher machen, weshalb er sich zum dominierenden Moment der Erinnerungskultur in Italien nach 1945 bis hin zu einem politischen Mythos entwickeln konnte.¹¹ Quellengrundlage bil-

6 Vgl. *Peter Brandt/Ulrich Schulze-Marmeling* (Hrsg.), *Antifaschismus – Ein Lesebuch*. Deutsche Stimmen gegen Nationalsozialismus und Rechtsextremismus von 1922 bis zur Gegenwart, Berlin 1985; *Frank Deppel/Georg Fülberth/Rainer Rilling* (Hrsg.), *Antifaschismus*, Heilbronn 1996; *Klaus Kinner*, *Rechtsextremismus und Antifaschismus*, Berlin 2000.

7 Vgl. *Enzo Collotti*, *Fascismo/fascismi*, Florenz 1989; *ders.* (Hrsg.), *Fascismo e antifascismo*. Rimozioni, revisioni, negazioni, Rom/Bari 2000; aus revisionistischer Sicht *Mario Bozzi Sentieri*, *L'antifascismo critico*, Rom 2005; zuletzt aus der Perspektive eines kritischen Sympathisanten *Alberto De Bernardi*, *Discorso sull'antifascismo*, Mailand 2007.

8 Vgl. *Jacques Droz*, *Histoire de l'antifascisme en Europe 1923–1939*, Paris 1985; *Mauro Cerutti*, *Le Tessin, la Suisse et l'Italie de Mussolini*. Fascisme et antifascisme 1921–1935, Lausanne 1988; *Serge Wolikow* (Hrsg.), *Antifascisme et nation*, Dijon 1998; *Carola Hähnel-Mesnard* (Hrsg.), *L'antifascisme revisité*. Histoire, idéologie, mémoire, Paris 2009.

9 Vgl. unter anderem für Großbritannien *Nigel Copsey/Andrzej Olechnowicz* (Hrsg.), *Varieties of Anti-Fascism*. Britain in the Inter-War Period, Basingstoke/New York 2010; für Spanien *Hugo García Fernández*, *El antifascismo en España (1933–1939)*. Una historia pendiente, URL: <http://academia.edu/1906340/El_antifascismo_en_Espana_1933-1939_una_historia_pendiente> [7.7.2013].

10 Vgl. die inspirierende vergleichende Arbeit von *Thomas Kroll*, *Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa*. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich (1945–1956), Köln/Weimar etc. 2007; ferner *Francesco Di Palma*, *Liberaler Sozialismus in Deutschland und Italien im Vergleich*. Das Beispiel Sopade und Giustizia e Libertà, Berlin 2010; *Kristina Meyer*, *Die SPD und die NS-Vergangenheit (1945–1974)*, Diss. masch., Universität Jena 2012; *Giovanni Scirocco*, *Politique d'abord*. Il PSI, la guerra fredda e la politica internazionale (1948–1957), Mailand 2010; *Paolo Mittera*, *Storia del PSI 1892–1994*, Rom 2010; *Fabrice d'Almeida*, *Histoire et politique*, Rom 1998; *Gilles Vergnon*, *Les gauches européennes après la victoire nazie*. Entre planisme et unité d'action (1933–1934), Paris 1997; *ders.*, *L'Antifascisme en France*. De Mussolini à Le Pen, Rennes 2009.

11 Diese Entwicklung lief in verschiedenen Phasen ab. Die hegemoniale, teils mythisch überhöhte Phase trat erst nach einer in den 1950er Jahren konträr verlaufenden Entwicklung mit dem Mitte-links-Bündnis seit 1963 ein. Für eine Analyse des Umgangs mit dem (Anti-)Faschismus in Italien seit 1945 bis heute vgl. vor allem die Arbeiten von *Filippo Focardi*, *La guerra della memoria*. La Resistenza nel dibattito politico italiano dal 1945 a oggi, Rom/Bari 2005; *ders.*, *Il*

den Nachlässe und gedruckte Quellen samt der sozialistischen Presse zu einem Dutzend italienischer Sozialisten – schwerpunktmäßig die umfangreichen Archive von Lelio Basso und Pietro Nenni –, die sich alle mit Wort und Tat als Antifaschisten vor 1945 eingebracht hatten, in der Nachkriegszeit meist (weiter) als Politiker agierten, dabei herausgehobene Spitzenpositionen einnahmen und die Erinnerung an den Antifaschismus maßgeblich prägten. Der Konzentration auf wenige Personen liegt die Erkenntnis Karl Mannheims zugrunde, wonach grundlegende Überzeugungen einer politischen Generation stets zuerst in relativ kleinen Gruppen entstehen, die charakteristisch und repräsentativ für ihre Generation sind.¹²

In einem ersten Schritt skizziert die Studie, auf welchen konkreten Erfahrungen der Antifaschismus der Sozialisten von 1919 bis 1943/45 beruhte. In einem zweiten Schritt werden dann ausgewählte Aspekte des antifaschistischen Diskurses in der italienischen Nachkriegsdemokratie bis zur Bildung der Mitte-links-Regierung 1963 analysiert. Diese Zeitspanne gliedert sich in drei Phasen: a) die Mitwirkung der Sozialisten an den demokratischen Allparteienregierungen der Jahre 1943–1947, in die die politischen Säuberungen, das Referendum über die Staatsform und die Arbeit der Verfassungsgebenden Versammlung fallen; b) die Volksfront beziehungsweise das lose Aktionsbündnis mit den Kommunisten in den Jahren der Opposition 1948–1956; und c) die Annäherung der Sozialisten und der Christdemokraten ab 1955, die mit der Regierungskoalition von 1963 offiziell wurde und Italien für Jahrzehnte prägte. Gewiss bildete bereits das Jahr 1956 mit dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar und der gewaltsam beendeten Revolution in Ungarn im Herbst einen Einschnitt in der Programmatik sozialistischer Parteien, der sich auch in Italien in Form des beendeten Bündnisses der Sozialisten mit den Kommunisten widerspiegelte. Doch für den in dieser Studie gewählten Endpunkt der Betrachtung markiert das offizielle Regierungsbündnis zwischen Christdemokraten, Sozialisten und einigen weiteren kleineren Parteien 1963 einen tieferen Einschnitt, da nun der Antifaschismus eher konsensual statt konfliktiv und zudem deutlich stärker öffentlich erinnert wurde. Im dritten und letzten Schritt werden schließlich die italienischen Befunde in eine westeuropäische Perspektive eingebettet.

Der Beitrag verfolgt das Ziel, drei Hypothesen zu verifizieren: Erstens manifestierte sich der Antifaschismus in seinem Nachkriegsverständnis in einer sozialen und solidarischen Gemeinschaft von ungefähr Gleichaltrigen. Diese konkrete generationelle Gruppe der um 1900 Geborenen, die die Politik der Jahre 1945 bis 1960 dominierte, fand ihren Weg zum Sozialismus häufig erst über den Antifaschismus.¹³ Zweitens tolerierten sozialistische Politiker als demokratische Antifaschisten keine totalitären Strukturen mehr nach dem Krieg. Sie mobilisierten stattdessen die Massen, erweiterten den Zugang zur Demokratie und

cattivo tedesco e il bravo italiano. La rimozione delle colpe della seconda guerra mondiale, Bari 2013; Lutz Klinkhammer, Der Widerstand-Mythos und Italiens faschistische Vergangenheit, in: Holger Afflerbach/Christoph Cornelißen (Hrsg.), Sieger und Besiegte. Materielle und ideelle Neuorientierungen nach 1945, Tübingen/Basel 1997, S. 119–139; ders., Der neue ›Antifaschismus‹ des Gianfranco Fini. Überlegungen zur italienischen Vergangenheitspolitik der letzten beiden Jahrzehnte, in: Petra Terhoeven (Hrsg.), Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 2010, S. 257–280; Aram Mattioli, Viva Mussolini. Die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconis, Paderborn 2010.

12 Vgl. Karl Mannheim, Das Problem der Generationen, in: ders., Wissenssoziologie, Neuwied am Rhein 1970, S. 509–565, hier: S. 546.

13 Vgl. zum Konzept der politischen Generationen neben der bereits genannten Studie von Karl Mannheim auch die Aufsätze von Nancy Whittier, Political Generations, Micro-Cohorts, and the Transformation of Social Movements, in: American Sociological Review 62, 1997, S. 760–778, und von Jean-François Sirinelli, Génération et histoire politique, in: Vingtième Siècle 22, 1989, S. 67–80.

kämpften für mehr soziale Gerechtigkeit. Drittens sahen Sozialisten aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen vor 1945 die Notwendigkeit, an die Verbrechen und Opfer von Faschismus und Nationalsozialismus zu erinnern und eine neue demokratische Identität in Europa zu begründen. Dergestalt wirkten sie in erster Reihe dabei mit, den Antifaschismus und die Resistenza zum Gründungsmythos der italienischen Republik zu erheben.

I. ANTIFASCHISMUS ALS HANDLUNGSKONZEPT: DIE PRAXIS 1919–1945

Der »Partito Socialista Italiano« (PSI), die älteste italienische Partei (gegründet 1892) und vor der Abspaltung und Gründung des »Partito Comunista Italiano« (PCI) 1921 die stärkste Partei im italienischen Parlament (1913 32,4 % der Stimmen und 156 Sitze) sowie die nach der SPD und der Labour Party drittgrößte europäische Arbeiterpartei (1906 250.000 Mitglieder) sah sich nach Benito Mussolinis Marsch auf Rom im Oktober 1922 vor neue Herausforderungen gestellt.¹⁴ Nach der Ermordung des Sozialisten Giacomo Matteotti durch faschistische Milizen im Juni 1924 und Mussolinis Verbot oppositioneller Parteien am 9. November 1926 waren weite Teile des PSI dazu gezwungen, ihre politischen Aktivitäten im Exil fortzusetzen.¹⁵ Andere blieben in Italien und begaben sich in den Untergrund. In Paris engagierten sich emigrierte Sozialisten gemeinsam mit anderen demokratischen Kräften im April 1927 für die Gründung der »Concentrazione d'azione antifascista« (PSULI, PSI, PRI, LIDU, CGdL¹⁶), zu der sich 1931 die sozialliberale Bewegung »Giustizia e Libertà« (GL) hinzugesellte.¹⁷ Nach der Auflösung der Concentrazione unter ihrem sozialistischen Generalsekretär Pietro Nenni 1934 schlossen sich PSI und PCI ebenfalls in Paris in einem Aktionsbündnis zusammen. Die 1941 in Toulouse bekräftigte Einheit der politischen Linken wollte deren Kräfte erneut bündeln, da seit einem Jahr die deutsche Besetzung Frankreichs den antifaschistischen Kampf nochmals deutlich erschwert hatte. Nach dem Sturz Mussolinis als Premierminister im Juli 1943, dem Waffenstillstand mit den Alliierten und dem Ausscheiden aus der Kriegskoalition mit Adolf Hitler im September organisierten sich in Norditalien Widerstandszellen in den Industriezentren

14 Vgl. zur Geschichte des PSI die Arbeit von *Mattera*, *Storia del PSI 1892–1994*.

15 Matteotti, seit 1922 Generalsekretär des vom PSI abgespaltenen reformistischen »Partito Socialista Unitario« (PSU), hatte am 30. Mai in einer leidenschaftlichen Rede die vom Faschismus ausgehende Gefahr für die italienische Demokratie im Zusammenhang mit zahlreichen gewalttätigen Aktionen und Gesetzesübertretungen der Faschisten nach den Parlamentswahlen von Anfang April 1924 klar benannt. Um die offensichtlich kampfbereiter als erwartet auftretende Opposition zu schwächen, entführten und ermordeten ihn zwölf Tage später sechs Squadristi, von denen drei zwar bereits im März 1926 zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, jedoch schon zwei Jahre später von König Viktor Emanuel III. begnadigt wurden. 1947 wurde das Verfahren wieder aufgenommen und die drei noch lebenden Angeklagten zu 30 Jahren Haft verurteilt. Vgl. *Mauro Canali*, *Il delitto Matteotti*, Bologna 1997; *Giovanni Borgognone*, *Come nasce una dittatura. L'Italia del delitto Matteotti*, Bari/Rom 2012.

16 Der »Partito Socialista Unitario dei Lavoratori Italiani« (PSULI) hatte sich 1922 als PSU vom PSI abgespalten und unter der Führung von Filippo Turati und Giacomo Matteotti gegründet. Zu seinen Mitgliedern zählten auch Claudio Treves, Giuseppe Saragat, Sandro Pertini und Carlo Rosselli. 1930 erfolgte im Pariser Exil die Wiedervereinigung mit dem PSI. Der sozialliberale 1895 gegründete »Partito Repubblicano Italiano« (PRI) beteiligte sich unter Randolfo Pacciardi ebenso am antifaschistischen Kampf im französischen Exil wie die italienische Liga für Menschenrechte (»Lega Italiana dei Diritti dell'Uomo« = LIDU) und die älteste und größte Gewerkschaft »Confederazione Generale del Lavoro« (CGdL) unter Bruno Buozzi.

17 Die 1929 in Paris gegründete sozialliberale Bewegung unter Führung Carlo Rossellis nahm trotz verhältnismäßig weniger Mitglieder aufgrund der intellektuellen Kraft ihrer Repräsentanten eine hervorgehobene Stellung im Antifaschismus ein. Vgl. *Di Palma*, *Liberaler Sozialismus*.

Mailand und Turin gegen die deutsche Besatzung und brachten sich in die als »Resistenza« bekannte Widerstandsbewegung ein. Im Herbst desselben Jahres bildeten der wiederbegründete PSI mit Nenni¹⁸, Alessandro (Sandro) Pertini¹⁹ und Giuseppe Saragat²⁰ sowie der von Lelio Basso²¹ ins Leben gerufene »Movimento di Unità Proletaria« den »Partito Socialista di Unità Proletaria« (PSIUP), der ein Jahr darauf der Allparteienregierung des Reformsozialisten Ivano Bonomi angehörte.²²

- 18 *1891 in Faenza, †1980 in Rom; Teilnehmer am Ersten Weltkrieg; 1919 Gründer des »Fascio di Combattimento« in Bologna; 1921 Bruch mit Mussolini und PSI-Beitritt; 1923 Chefredakteur des »Avanti!«; 1926 Exil in Paris; 1931–1939 Mitglied des Vollzugsrats der Sozialistischen Internationalen; 1936–1939 Teilnehmer am Spanischen Bürgerkrieg auf republikanischer Seite; im Februar 1943 in Südfrankreich von der Gestapo verhaftet, nach Italien ausgeliefert; in Rom Mitglied der Resistenza; Mitbegründer und erster Generalsekretär des PSIUP; 1945–1947 stellvertretender Ministerpräsident; 1946/47 Außenminister und Mitglied der Verfassungsgebenden Nationalversammlung; 1949–1963 PSI-Generalsekretär; 1963–1969 mehrfach Minister und stellvertretender Ministerpräsident; 1970 Senator auf Lebenszeit; 1964 und 1971 Kandidat für das Amt des Staatspräsidenten. Vgl. *Giuseppe Tamburrano*, Pietro Nenni, Rom 1986.
- 19 *1896 in Stella, †1990 in Rom; Teilnehmer am Ersten Weltkrieg; 1918 PSI-Beitritt; Jura- und Politikstudium; nach der Ermordung Matteottis Mitglied der Oppositionsbewegung »Italia libera«; 1926 zu fünf Jahren Deportation verurteilt; Flucht nach Paris und Nizza 1926–1929; Engagement in der »Concentrazione d'azione antifascista«; Rückkehr nach Italien; mit Unterbrechungen in Sanatorien bis zum Sturz Mussolinis 1943 in Gefängnissen, Zuchthäusern und in der Verbannung; in Rom Mitglied der Resistenza; dabei von der SS verhaftet, gefoltert und zum Tode verurteilt; teilte die Zelle im Gefängnis Regina Coeli mit Giuseppe Saragat; aktiv am norditalienischen Befreiungskomitee beteiligt; Mitbegründer und 1945 Generalsekretär des PSIUP; Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung, des Senats 1948–1953 und der Abgeordnetenkammer 1953–1976; 1946/47 und 1949–1951 Chefredakteur des »Avanti!«; 1963 stv., 1968 Kammerpräsident; 1978–1985 italienischer Staatspräsident. Vgl. *Andrea Gandolfo*, Sandro Pertini. Dalla nascita alla resistenza, 1896–1945, Rom 2011, und *Raffaello Uboldi*, Il cittadino Sandro Pertini, Mailand 1981.
- 20 *1898 in Turin, †1988 in Rom; Teilnehmer am Ersten Weltkrieg; Wirtschaftsstudium; 1922 PSU-Mitglied; 1926–1943 Exil in der Schweiz, Österreich und Frankreich, enger Kontakt mit Nenni, Austromarxisten und mitteleuropäischen Sozialdemokraten; Antikommunist durch Spanischen Bürgerkrieg; 1943 Resistenza, Verhaftung durch SS, teilte Zelle im Gefängnis Regina Coeli mit Pertini; Mitbegründer des PSIUP; 1944 Minister; 1946 Mitglied und 1947 Präsident der Verfassungsgebenden Versammlung; 1947 PSLI-Begründer und 1949–1951 Vorsitzender; 1947–1949 und 1954–1957 stv. Ministerpräsident; 1963/64 Außenminister; 1964–1971 erster sozialistischer Staatspräsident (Leitmotiv der Resistenza), danach Senator auf Lebenszeit. Vgl. *Giuseppe Fornaro*, Giuseppe Saragat, Venedig 2003.
- 21 *1903 in Varazze, †1978 in Rom; Jurastudium; 1921 PSI-Beitritt; Mitarbeit an zahlreichen antifaschistischen Zeitungen und Zeitschriften; 1927 Mitbegründer der geheimen Gesellschaft »Giovane Italia«; 1928 verhaftet und bis 1931 verbannt; Philosophiestudium; Anwaltstätigkeit und antifaschistischer Widerstand im »Centro interno socialista«; 1939/40 erneute Verhaftung und Internierung im Konzentrationslager Colfiorito bei Perugia; 1943 Begründer des MUP und Mitbegründer des PSIUP; Resistenza; zusammen mit Pertini und Rodolfo Morandi Leitung des PSIUP in Norditalien; 1945 stv. Generalsekretär; Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung und bis 1968 Abgeordneter; 1947/48 PSI-Generalsekretär; 1963 wegen Opposition zu Mitte-links-Regierung aus PSI ausgeschlossen; begründete PSIUP neu; 1972–1976 Senator und Präsident internationaler Strafgerichtshöfe. Eine umfassende Biografie Bassos ist bis heute ein Desiderat der Forschung. Vgl. die beiden Teilbiografien, die nahezu den gesamten Untersuchungszeitraum des vorliegenden Aufsatzes abdecken, von *Emanuele Rossi*, Democrazia come partecipazione. Lelio Basso e il PSI alle origini della Repubblica 1943–1947, Rom 2011, und *Roberto Colozza*, Lelio Basso. Una biografia politica (1948–1958), Rom 2010.
- 22 *1873 in Mantua, †1951 in Rom; 1893 PSLI-Beitritt; Naturwissenschafts- und Rechtsstudium; Lehrer und Journalist; 1912 Ausschluss aus dem PSI und Beitritt zum reformsozialistischen

Wirft man einen kurzen Blick auf den biografischen Hintergrund und die weltanschauliche Überzeugung führender italienischer Sozialisten wie Nenni, Basso, Pertini, Saragat, Giuseppe Faravelli²³, Foscolo Lombardi²⁴, Riccardo Lombardi²⁵, Giuseppe Emanuele Modigliani²⁶, Ugo Guido Mondolfo²⁷, Rodolfo Morandi²⁸, Angelo Tasca²⁹ und Paolo Treves³⁰, dann fällt

- PSRI; Freiwilliger im Ersten Weltkrieg; 1916–1921 mehrfach Minister; 1921/22 Ministerpräsident; 1925 Rückzug ins Privatleben, historische Studien; 1942/43 Bindeglied zwischen Armee und Königshaus; Präsident des Nationalen Befreiungskomitees (CLN); 1944/45 Ministerpräsident; 1947–1951 Präsident des PSDI; 1948–1951 Senatspräsident. Vgl. *Luigi Cavazzoli* (Hrsg.), *Ivanoe Bonomi riformatore*, Manduria 2005.
- 23 *1896 in Broni, †1974 in Mailand; Teilnehmer am Ersten Weltkrieg; Student in Pavia mit Basso; 1922 PSU-Mitglied; 1926–1934 antifaschistische Tätigkeiten als Beamter, dann im Untergrund; Mitglied von »Giustizia e Libertà«; 1931–1933 und 1937–1942 Exil in Frankreich, dazwischen in der Schweiz; Aufbau eines Netzwerks antifaschistischer Demokraten mit GL und dem »Centro interno socialista« in Mailand, breites journalistisches Wirken; 1942 zweimal verhaftet und schließlich in Italien zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt; 1944/45 Flucht über Mailand ins Tessin; Mai 1945 Vorstandsmitglied des PSIUP; gegen Einheitsfront; 1947 PSLI/PSDI; 1951–1956 Stadtrat in Mailand; ab 1959 wieder PSI-Mitglied. Vgl. *Paola Caridi*, Giuseppe Faravelli, in: *Dizionario Biografico degli Italiani* (DBI), Bd. 44, Rom 1994, S. 767–771.
- 24 *1895 in Florenz, †1973 ebd.; 1923 wegen seiner Opposition zum Faschismus bei der Eisenbahn entlassen; Journalist; aktiv in Resistenza als Sekretär des toskanischen Befreiungskomitees; 1946 PSIUP-Vizesekretär; 1953 Mitbegründer des Resistenza-Instituts für die Toskana in Florenz; 1956 Gemeinderat von Florenz. Vgl. die Einleitung von *Rosalina Manno Tolu*, in: *dies.* (Hrsg.), *L'archivio di Foscolo Lombardi conservato nell'Istituto storico della Resistenza in Toscana*, Rom 1980, S. 1–12.
- 25 *1901 in Regalbuto, †1984 in Rom; Ingenieur; näherte sich über den Linkskatholizismus 1923 marxistischem Gedankengut aus Sympathie für den Antifaschismus; 1930 verhaftet und gefoltert; Arbeit für deutsch-niederländischen Chemiekonzern in Mailand dank Deutschkenntnissen; Beitritt zu »Giustizia e Libertà«, dann Mitbegründer des »Partito d'Azione«; Resistenza; Mitglied des CLN und Präfekt von Mailand; Industrieminister, Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung und 1947 PSI-Beitritt; Abgeordneter 1948–1983; Chefredakteur des »Avanti!« 1949/50 und 1963/64; strikt autonomistische Linie, für den Bruch 1956 mit den Kommunisten und für die Öffnung hin zu den Christdemokraten. Vgl. die beiden sich ergänzenden Teilbiografien: *Luca Bufarale*, *La giovinezza politica di Riccardo Lombardi (1919–1949)*, Diss. masch., Universität Padua 2012, URL: <http://paduaresearch.cab.unipd.it/5165/1/tesi_bufarale.pdf> [18.7.2013]; *Tommaso Nencioni*, *Riccardo Lombardi nel socialismo italiano (1947–1964)*, Diss. masch., Universität Bologna 2012, URL: <http://amsdottorato.cib.unibo.it/4428/1/nencioni_tommaso_tesi.pdf> [18.7.2013].
- 26 *1872 in Livorno, †1947 in Rom; Jurastudium; 1894 PSI-Beitritt; Gemeinderat, Journalist; Militärdienst, dann PSI-Sekretär der Toskana; seit 1913 Abgeordneter, Reformist; Anwaltstätigkeit nach der Ermordung Matteottis; Exil und Fortsetzung der antifaschistischen Arbeit als italienischer Vertreter der Sozialistischen Internationalen; nach 1945 Mitglied des Nationalrats und der Verfassungsgebenden Versammlung; 1947 an Abspaltung vom PSIUP beteiligt und neuer PSLI-Vorsitzender. Vgl. *Donatella Cherubini*, Giuseppe Emanuele Modigliani. Un riformista nell'Italia liberale, Mailand 1990.
- 27 *1875 in Senigallia, †1958 in Mailand; Geschichts- und Jurastudium; 1895 PSI-Beitritt; Geschichtslehrer, Gemeinderat in Mailand, Journalist; 1922 PSU; Zusammenarbeit mit Basso, Nenni und Rosselli in der antifaschistischen Zeitschrift »Quarto Stato«; 1940 Berufsverbot, Haft, 1943 Exil in der Schweiz; 1946–1956 wieder Gemeinderat in Mailand; PSIUP, 1947 PSLI, 1948–1951 Abgeordneter. Vgl. *Giuseppe Sircana*, Ugo Guido Mondolfo, in: DBI, Bd. 75, Rom 2011, S. 615–617.
- 28 *1903 in Mailand, †1955 ebd.; Wirtschaftsstudium, Linkssozialist; 1937 verhaftet und verurteilt; Resistenza, CLN-Mitglied; Journalist, PSIUP, Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung, 1946/47 Industrieminister; Befürworter der Volksfront, Leninist, stv. PSIUP-Sekretär, 1953 Senator; 1955 für Öffnung der Sozialisten zu Katholiken. Vgl. *Aldo Agosti*, Rodolfo Morandi, *il pensiero e l'azione politica*, Bari 1971.

auf, dass die große Mehrheit dem Typus des intellektuellen, akademisch gebildeten Sozialisten aus bürgerlichen Familien zuzuordnen ist. Nicht alle im Nachkriegs-PSI beziehungsweise im seit 1947 existierenden »Partito Socialista dei Lavoratori Italiani« (PSLI) tätigen Spitzenpolitiker gehörten der sozialistischen Partei bereits zuvor an: Das Spektrum reicht von früheren Kommunisten über Vertreter der sozialliberalen »Giustizia e Libertà« beziehungsweise der Nachfolgepartei »Partito d'Azione« (PdA) bis zu früheren Mitgliedschaften in faschistischen Keimzellen. Was sie jedoch alle miteinander verband, waren großes persönliches Engagement und Opferbereitschaft in Italien oder im Exil in den Jahrzehnten des Kampfes gegen den Faschismus.

Im Widerstand gegen das zunächst autoritäre faschistische Regime formierte sich ab 1922 eine neue Generation junger Politiker innerhalb des PSI um Basso, Saragat, Faravelli und Carlo Rosselli³⁰, die sich von der älteren Generation um den Pazifisten und »Avanti!«-Chefredakteur Nenni dadurch unterschied, dass sie sich für die Wirtschaftskultur des britischen Sozialismus und eine Kooperation mit Labour interessierte sowie den liberal-sozialistischen Ideen Piero Gobettis und seiner Zeitschrift »La Rivoluzione Liberale« nahestand. Dennoch arbeitete der frühere Republikaner Nenni, der erst 1919 in den PSI eintrat, dort aber schnell Karriere machte und die antifaschistische Orientierung der zentralen Parteizeitung zu deren Markenkern ausbaute, auch mit dieser jüngeren Generation zusammen, indem er etwa mit Rosselli in Form der Zeitschrift »Quarto Stato« eine weitere antifaschistische Publikation auf den Markt brachte.³¹ Intellektuell ragte aus der jüngeren Generation neben Rosselli vor allem Lelio Basso heraus, der eingehend den Marxismus studierte und sich in seiner Abschlussarbeit mit dem Begriff der Freiheit bei Karl Marx auseinandersetzte. Die Themenwahl geht auf sein akademisches Vorbild Piero Gobetti zurück, mit dem er von 1922 bis 1925 in der Zeitschrift »La Rivoluzione Liberale« zusammenarbeitete.³² Basso förderte Gobettis Ideen auch nach dessen Tod, indem er 1927 die geheime

29 *1892 in Moretta, †1960 in Paris; Gymnasium in Turin, PSI-Jugend und PSI; 1921 Mitbegründer des PCI, Mitglied des Zentralkomitees, 1926 der Parteiführung; 1923 und 1926 verhaftet, ohne Familie Flucht nach Frankreich, Journalist; 1936 französischer Staatsbürger; 1929 wegen Antistalinismus aus PCI ausgeschlossen; 1935 PSI-Beitritt als Antikommunist; Kooperation mit SFIO Léon Blums; 1939 in PSI-Führung; 1940–1944 Kollaboration mit Vichy und zugleich Mitarbeit in einer Gruppe belgischer Antifaschisten, deshalb nach der Befreiung 1944 vom Vorwurf der Kollaboration freigesprochen; Gründung einer neuen Familie in Paris, Journalist und Publizist. Vgl. *Catherine Rancon*, Angelo Tasca (1892–1960). Biographie intellectuelle. Diss. masch., Universität Paris 1/Universität Viterbo 2011.

30 *1899 in Rom, †1937 in Bagnoles-de-l'Orne; Teilnehmer am Ersten Weltkrieg; Politikstudent in Florenz mit Salvemini; PSU-Mitglied; Rechtsstudium in Turin und Mailand, Siena und London mit Einaudi und Gobetti, politischer Publizist und Aktivist gegen Faschismus; »Giustizia e Libertà«; im Spanischen Bürgerkrieg; 1937 von französischen Faschisten im Auftrag Mussolinis ermordet. Die Literatur zu Rosselli ist kaum noch überschaubar. Als Einstieg sei hier der schmale Band von *Paolo Bagnoli* (Hrsg.), *Una famiglia nella lotta*. Carlo, Nello, Amelia e Marion Rosselli, Florenz 2007, empfohlen.

31 Vgl. auch *L'assassinio di Matteotti ed il processo al Regime*, Mailand 1924; *Il delitto di Roma*, Buenos Aires 1924; *Storia di quattro anni. La crisi socialista dal 1919 al 1922*, Mailand 1927; *La faillite du syndicalisme fasciste*, Paris 1929; *Ricordi di un socialista. Sei anni di guerra civile in Italia*, Paris 1929; *Le esecuzioni di Trieste*, Paris 1930; *La lutte de classes en Italie*, Paris 1930; *La lutte socialiste contre le fascisme et pour le pouvoir*, Sfie 1933; *Marx e il marxismo. In occasione del cinquantenario della morte di Marx*, 1933; *Il delitto africano del fascismo*, Sfie 1935; *Per la Spagna. Con la Spagna*, 1937; *Solidarité envers le peuple italien. Entente internationale pour la défense du droit, de la liberté et de la paix en Italie*, 1938.

32 Wirft man einen Blick auf seine zahlreichen Artikel in Zeitungen und Zeitschriften (insgesamt 49 zwischen 1923 und 1942) wie »Critica sociale«, »Il Caffè«, »Avanti!«, »Coscientia«, »Quarto Stato« und »Pietre« (die er zunächst 1928 in Genua und anschließend in Mailand herausgab),

Gesellschaft »Giovane Italia« gründete. Mit diesem historischen Vorläufer der ungleich bekannteren Bewegung »Giustizia e Libertà« unternahm er den ersten Versuch in Italien, auf nationaler Ebene eine Vereinigung zu schaffen, die alle antifaschistischen Demokraten von Sozialisten über Liberale bis hin zu Republikanern umfassen sollte.³³

Dieser Vorstoß, die antifaschistischen Kräfte stärker zu bündeln, fiel mit der zweiten Hälfte der 1920er Jahre in eine Zeit, in der bereits Exil und Verbannung das Schicksal der meisten sozialistischen Politiker prägten. Während ersteres vorwiegend in Paris weiterhin eine politische Tätigkeit im PSI bis hin zur Sozialistischen Internationalen ermöglichte³⁴, blieb einem in der Verbannung nur intensives Literaturstudium als alternative Beschäftigung. Dies gilt etwa für Basso, der die Jahre auf Ponza von 1928–1931 nutzte, um Philosophie zu studieren und unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Mailand einen zweiten Universitätsabschluss zu erwerben. Obwohl sozialistische Aktivitäten von nun an nur noch im Untergrund oder im Ausland beispielsweise in den die Republik unterstützenden Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg realisierbar waren³⁵, wählten einige diesen steinigsten Weg, indem sie sich in Italien – wie Rodolfo Morandi, Lucio Luzzatto, Eugenio Colomi und Lelio Basso ab 1934 im »Centro socialista interno« – zu klandestinen Gruppen zusammenschlossen. Sie riskierten dabei, erneut verhaftet und in Konzentrationslager gebracht zu werden, wie es beispielsweise Basso widerfuhr, der 1939/40 in einem solchen Lager in Colfiorito bei Perugia interniert war. Neben einer aktiven Rolle in der Resistenza ab 1943 zunächst in den Bergen gegen die deutschen Besatzer in Nord- und Mittelitalien und die faschistische Republik von Salò, wie etwa von Nenni in den »Brigate Garibaldi«, beteiligten sich viele führende Sozialisten wie Pertini oder Morandi zunehmend an den städtischen Befreiungskomitees (»Comitati di Liberazione Nazionale«), zu deren Zentrum sich das Mailänder Komitee entwickelte, sowie am Wiederaufbau der sozialistischen Partei im August 1943.

II. ANTIFASCHISMUS ALS DISKURS: DIE VERGANGENHEIT ALS ARGUMENT 1945–1963

Antifaschismus und Demokratie auf der normativen Ebene

Nach Kriegsende setzten sich alle Sozialisten für eine soziale Demokratie und eine lebendige Erinnerung an den Antifaschismus in Italien ein. Dieses Wirken erstreckte sich von einer aktiven Mitarbeit in der Verfassungsgebenden Versammlung von 1946 und der Übernahme politischer Ämter über eine beeindruckende Zahl wissenschaftlicher und journalistischer Veröffentlichungen und Vortragstätigkeiten bis hin zu politischem und gesellschaftlichem Engagement auf inter- und transnationaler Ebene. Nun endlich, so schien es,

erscheinen als zentrale Themen Marxismus, Sozialismus, Liberalismus, Philosophie, Demokratie, aber auch Erziehung, Moral, Freiheit und eben Antifaschismus. Vgl. etwa *L'educazione della classe lavoratrice e la riforma Gentile*, in: *Critica sociale*, 1.–15.10.1923, Nr. 19, S. 300–302; *Al di là del fascismo*, in: *Il Caffè*, 1.10.1924, Nr. 7, S. 2; *La crisi della democrazia*, in: *La Rivoluzione liberale*, 20.9.1925, Nr. 33, S. 133f.; *Liberalismo-democrazia-socialismo. La polemica sull'origine della democrazia*, in: *Pietre*, Oktober 1926, Nr. 7, S. 193–199.

33 Vgl. *Giovanni Sedita*, *La »Giovane Italia« di Lelio Basso*. Prefazione di Mauro Canali, Rom 2006.

34 So gehörten Nenni, Pertini und Saragat dem Vorstand des Exil-PSI in Paris an. Nenni nahm darüber hinaus eine Mitgliedschaft im Exekutivkomitee der Sozialistischen Internationalen wahr. Zudem flohen zahlreiche italienische Sozialisten in die Schweiz.

35 Vgl. beispielsweise Nenni, der seine Erfahrungen im Battaglione Garibaldi in Form einer im Februar 1937 in Madrid gehaltenen und dann publizierten Rede mit dem Titel »Per la Spagna. Con la Spagna«, Paris 1937, festhielt.

konnten sie in Italien verwirklichen, was sie unter Sozialismus verstanden. Betrachten wir zunächst das Wirken auf der normativen Ebene etwas genauer. Hier setzten sich Sozialisten neben anderen Antifaschisten dafür ein, frühere Faschisten von bürgerlichen und demokratischen Rechten auszuschließen. Um eine »Demokratie nur für Demokraten« aufzubauen, mussten sämtliche Bereiche der Gesellschaft »gesäubert« werden. Diesem Prozess der *epurazione* seit Kriegsende beziehungsweise seit der Ankunft der Alliierten ging ein Befreiungskampf mit Zügen eines Bürgerkriegs voraus, in dem beide Seiten ihr Leben riskierten.³⁶ Erst ab Mitte 1944 versuchten die antifaschistischen Allparteiregierungen, die sich im »Nationalen Befreiungskomitee« organisiert hatten, unter den Ministerpräsidenten Bonomi, Ferruccio Parri und Alcide De Gasperi nach und nach, das Vorgehen mit der Einrichtung eines »Hochkommissariats für die Sanktionen gegen den Faschismus«, zahlreicher »Säuberungskommissionen« und schließlich eines direkt dem Ministerpräsidenten unterstellten »Spezialbüros für die Sanktionen gegen den Faschismus« in legale Bahnen zu lenken.³⁷ Wilde Säuberungen erreichten dabei in den Monaten Mai und Juni 1945 ihren Höhepunkt. Matteo Matteotti, Sohn des 1924 ermordeten sozialistischen Märtyrers Giacomo, schrieb über Bologna nach der »Befreiung« von den Deutschen:

»Die physische Säuberung war eine ernste Angelegenheit. Am ersten Tag nach der Befreiung wurden über 140 Faschisten ermordet, am zweiten Tag ungefähr 100. Die Morde gehen in diesen Tagen weiter, obgleich in deutlich geringerem Maßstab. Die Gesamtzahl dürfte bei über 350 liegen. Zahlreiche Wohnungen von Faschisten wurden beschlagnahmt. Über 500 Faschisten wurden festgenommen.«³⁸

Nach diesen Exzessen begann die Phase der »Abrechnung«.³⁹ In den Säuberungskommissionen arbeiteten Sozialisten in großer Zahl und mit hoher Intensität mit. Da sie sich seit 1922 als überzeugte Antifaschisten präsentiert hatten, galten sie als vertrauenswürdige Politiker für die Nachkriegsdemokratie und als gefragte Aussteller von entlastenden Dokumenten.⁴⁰ In seinem Parteistatut erklärte der PSIUP eine frühere Mitgliedschaft in der faschistischen republikanischen Partei – also der Regierungspartei der Republik von Salò 1943–1945 – und eine Verurteilung durch die Spruchkammern für unvereinbar mit einem Eintritt in die sozialistische Partei. Mitglieder der früheren nationalen faschistischen Partei – gemeint ist die Einheitspartei Mussolinis bis 1943 – konnten nur nach eingehender Prüfung aufgenommen werden.⁴¹ Viele Mitglieder, denen die Einheit der Arbeiterklasse am Herzen lag, hielten eine Säuberung der sozialistischen Partei von früheren Faschisten für dringend geboten, da bereits frühere Faschisten und Kollaborateure in die Partei ein-

36 Vgl. Lutz Klinkhammer, *Zwischen Bündnis und Besatzung. Das nationalsozialistische Deutschland und die Republik von Salò 1943–1945*, Tübingen 1993. Die Zahl der getöteten Faschisten in den 20 Monaten des Bürgerkriegs ist bis heute nicht verifiziert, auch nicht die Relation der von Italienern beziehungsweise von Deutschen getöteten Partisanen.

37 Zahlreiche Texte des Hochkommissariats finden sich in den Akten des damaligen stellvertretenden Ministerpräsidenten Pietro Nenni, Archivio Centrale dello Stato (ACS) Rom, Archivio Pietro Nenni, busta (b.) 108, fascicolo (fasc.) 2360.

38 Vgl. Matteo Matteotti an Pietro Nenni, Mailand 11.5.1945, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 32, fasc. 1582.

39 Vgl. Hans Woller, *Die gesellschaftliche Überwindung des Faschismus in Italien nach 1943*, München 1998.

40 Vgl. etwa die zahlreichen Dossiers der Spruchkammern besonders zu Fällen sozialistischer Beschuldigter mit Gutachten Pietro Nennis und Lelio Bassos, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 87, fasc. 2187. Vgl. auch den Dank an das spätere führende PSI-Mitglied Riccardo Lombardi für seine geleistete Arbeit im Nationalen Befreiungskomitee: Il Segretario Generale dell'Alto Commissariato per le sanzioni contro il fascismo a Riccardo Lombardi, Roma, 28 aprile 1945, in: *Andrea Ragusa* (Hrsg.), *Riccardo Lombardi, Lettere 1943–1947*, Manduria/Bari etc. 1998, S. 27.

41 Vgl. Atti della commissione per lo statuto del partito, ohne Datum, Istituto per la storia della Resistenza in Toscana (ISTORETO), Florenz, Fondo Foscolo Lombardi, fasc. 1, 3, carta (c.) 1.

gedrungen waren und gegen Nenni und die Kommunisten agierten.⁴² Dabei erkannten die Führungszirkel des PSIUP jedoch auch, dass die Säuberungsaktionen einen Teil der Italiener von sozialistischen Positionen entfernt und konservativen oder gar reaktionären Ansichten nähergebracht hatten.⁴³ Das Parteipräsidium sprach sich deshalb dafür aus, die Prozesse baldmöglichst abzuschließen, dabei Milde gegenüber Mitläufern und Härte gegenüber früheren führenden Faschisten walten zu lassen, da diese den Demokratisierungsprozess des Landes behinderten; zudem seien neofaschistische Organisationen entschieden zu bekämpfen.⁴⁴ Nenni markierte im Regierungsprogramm De Gasperis zum Jahreswechsel 1945/1946 eine Passage handschriftlich und kommentierte sie mit »gut«, in der vom Ende der Spruchkammern und der Rückkehr zur ordentlichen Strafgerichtsbarkeit die Rede ist.⁴⁵ Damit reihten sich die Sozialisten in die Haltung der antifaschistischen Linken ein, einfache Soldaten, nicht aber Offiziere oder Schwarzhemden auf dem Balkan in die Kategorie des »guten Italieners« einzuschließen. Zwar hatte Nenni im Juni 1944 das Recht für das italienische Volk eingefordert, »mit unbeugsamer Härte über unsere Kriegsverbrecher zu richten und sie zu bestrafen«.⁴⁶ Doch bis heute wurde kein einziger Prozess gegen mutmaßliche italienische Kriegsverbrecher angestrengt. Die Arbeit einer Untersuchungskommission ab Mai 1946, in der der Sozialist Domenico Albergo und der Kommunist Mario Palermo eine Minderheitsposition innehatten, führte nicht zu Anklagen. Obwohl der PSIUP nach dem Ausschluss der Linken aus der Regierung auf die Linie des PCI aufsprang, der schon zuvor die Auslieferung mutmaßlicher italienischer Kriegsverbrecher aus Jugoslawien gefordert hatte, hielten selbst sozialistische Abgeordnete wie Giusto Tolloy es aus »Vaterlandsliebe« nicht für opportun, die Frage auf die Parlamentsagenda zu setzen.⁴⁷

Bereits am 22. Juni 1946 erließ die Regierung auf Vorschlag des kommunistischen Justizministers Palmiro Togliatti eine Amnestie für alle bis vier Tage zuvor im Rahmen der militärischen Besatzung durch die Wehrmacht begangenen Straftaten seit dem 8. September 1943 – Mord und besonders schwere Gewaltverbrechen ausgenommen –, um die Nation zu befrieden.⁴⁸ Damit endete zwar die – ohnehin milde ausgeführte – außerordentliche juristische Aufarbeitung des Faschismus in Italien schon ein gutes Jahr nach Kriegsende.⁴⁹ Doch ging die Entscheidung über solche Straftaten in den folgenden Jahren einfach in die ordentliche Gerichtsbarkeit der obersten Gerichtshöfe über. Und die politische Diskussion über den Umgang mit den Säuberungen blieb auch in den 1950er Jahren ein Thema, wie die Debatte um die Annullierung der Säuberungen und die Rehabilitation der Betroffenen

42 Vgl. Angelo Pampuri an Foscolo Lombardi, Mailand, 10.8.1946, ISTORETO, Fondo Foscolo Lombardi, fasc. 3, Carteggio 1946, c. 193.

43 Vgl. Lelio Bassos Rede »La classe lavoratrice nello stato repubblicano« vor dem Zentralkomitee des PSIUP am 17.10.1945 in Rom, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 87, fasc. 2189.

44 Vgl. das von Foscolo Lombardi verfasste Protokoll einer PSIUP-Direktionssitzung ohne Datum, aber nach dem Rücktritt Ferruccio Parrisi als Ministerpräsident am 8.12.1945, ISTORETO, Fondo Foscolo Lombardi, b. 3, fasc. 14, c. 11f.

45 Vgl. ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 105, fasc. 2333.

46 *Pietro Nenni*, Il nefasto 9 settembre, in: *Avanti!*, 17.6.1944.

47 Vgl. *Focardi*, La guerra della memoria, S. 16–18; *ders.*, La questione della punizione dei criminali di guerra in Italia dopo la fine del secondo conflitto mondiale, in: *QFIAB* 80, 2000, S. 543–624; *ders.*, Criminali di guerra in libertà. Un accordo segreto tra Italia e Germania federale, 1949–1955, Rom 2008.

48 Vgl. *Mimmo Franzinelli*, L'Amnistia Togliatti. 22 giugno 1946. Colpo di spugna sui crimini fascisti, Mailand 2006.

49 Dem »Bericht über die Säuberungen« zufolge wurden von knapp 144.000 öffentlichen Bediensteten etwas weniger als ein Zehntel angeklagt, von denen wiederum nur etwas mehr als ein Zehntel von ihren Ämtern entfernt und meist frühpensioniert wurden.

zeigt, in der sich Sozialisten vehement gegen eine Aufhebung aussprachen, da man sonst analog eingestehen würde, dass die Bekämpfung des Faschismus falsch und ungerecht gewesen sei.⁵⁰ Basso etwa stellte fest, dass die Säuberungen am fehlenden Bruch des neuen Italien mit dem faschistischen Regime gescheitert seien und man stattdessen einen Kompromiss mit der Monarchie und den alten Führungsschichten akzeptiert habe, der durch seine juristisch-politische Kontinuität jegliche Erneuerung im Keim erstickt habe.⁵¹ In einem ähnlichen Gedankengang war schon 1945 Riccardo Lombardi, der damals noch dem PdA angehörte und erst 1947 in den PSI eintrat, zum Ergebnis gelangt, dass es für eine erfolgreiche Geburt der Demokratie in Italien mehr brauche als Säuberungen, um »den Boden von den verbliebenen tief reaktionären Parasiten des staatlichen Militär- und Diplomatieapparats zu räumen«.⁵²

Worin dieses Mehr bestand, das konkretisierte Pietro Nenni in seiner Amtszeit als stellvertretender Ministerpräsident kurz nach Kriegsende in einem Brief an den britischen Außenminister Ernest Bevin: »Wir wollen freie Wahlen, eine souveräne Konstituente, eine demokratische Republik, grundlegende Reformen in der Wirtschaftsstruktur des Landes, und all das wollen wir ohne Gewalt.« Auf seine Bitte um Bevins Unterstützung im Bemühen, Italien »nach zwanzig Jahren einer unheilvollen Diktatur« zu heilen⁵³, antwortete der Labour-Politiker nach einem Besuch der Apenninenhalbinsel im Frühjahr 1946 mit ermutigenden Worten. Er zeigte sich höchst erfreut über die gerade abgehaltenen, ordentlich durchgeführten und von der Bevölkerung begeistert angenommenen Kommunalwahlen⁵⁴ und wertete diese als gutes Vorzeichen für die bevorstehenden Wahlen auf nationaler Ebene.⁵⁵ Aus den am 2. Juni 1946 stattfindenden nationalen Wahlen zur effektiv 556 Abgeordnete umfassenden Verfassungsgebenden Versammlung, bei denen wie schon bei den vorangegangenen Kommunalwahlen erstmals in der italienischen Geschichte auch Frauen das Wahlrecht besaßen und insgesamt 21 Abgeordnete stellten, ging der PSIUP mit 20,7% und 115 Abgeordneten als zweitstärkste politische Kraft nach den Christdemokraten mit 35,2% und 207 Sitzen hervor. Zugleich landeten die Sozialisten zum einzigen Mal in der Geschichte der ersten italienischen Republik vor den Kommunisten, die auf 18,9% der Stimmen beziehungsweise 104 Abgeordnete kamen. Das erste von Nenni im Brief an Bevin von 1945 gestellte Ziel sozialistischer Politik war also erreicht, und für das zweite Ziel, die Konstituente, waren die Weichen erfolgreich gestellt.

Bevor die Verfassungsgebende Versammlung ihre Arbeit aufnahm, fiel eine weitere institutionelle Entscheidung von zentraler Bedeutung: Zeitgleich mit den Nationalwahlen am 2. Juni sollten sich die Italiener in einem Referendum zwischen der Monarchie und der Republik als künftiger Staatsform entscheiden. Welch große Rolle führende PSIUP-Vertreter dem Referendum beimaßen, lässt sich an einem zentralen Argument festmachen: Aus antifaschistischer Sicht lagen die tieferen Wurzeln für die faschistische Diktatur und

50 Vgl. den Brief eines unbekanntens Absenders an Lelio Basso vom 28.12.1953 in der Fondazione Lelio Basso (FLB), Rom, Fondo Lelio Basso, serie (ser.) 25, fasc. 9, c. 101.

51 Vgl. Lelio Basso, *Dalla Liberazione alla Costituente. All'indomani della liberazione*, ohne Datum, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 2, b. 1, fasc. 3.

52 Riccardo Lombardi an Giuseppe Speranzini, Mailand 7.11.1945, in: *Ragusa*, Riccardo Lombardi, S. 64.

53 Pietro Nenni an Ernest Bevin, Rom, 5.9.1945, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 19, fasc. 1118, S. 4f.

54 Im März und April 1946 fanden an fünf verschiedenen Tagen Wahlen in gut zwei Drittel aller italienischen Gemeinden statt. Die verbliebenen Kommunen wählten ihre Gemeinderäte an acht verschiedenen Terminen im Oktober und November. Der PSIUP wurde in zahlreichen Gemeinden, besonders in den nord- und mittelitalienischen Städten teils allein, teils in einem Wahlbündnis mit PCI und PdA stärkste Kraft.

55 Vgl. Ernest Bevin an Pietro Nenni, London, 5.4.1946, ACS, Archivio Nenni, b. 19, fasc. 1118.

die innen- wie außenpolitisch schwierige Lage Italiens im Jahr 1945 neben den sozioökonomischen Verhältnissen vor allem in der Monarchie begründet. Sie habe Mussolini sowie den Krieg unterstützt und zur Katastrophe beigetragen. Niemand brachte dies auf eine griffigere Formel als Pietro Nenni in einer von Applaus, aber auch von Pfiffen und Buhrufen begleiteten Rede am 2. September 1945 in Frascati: »Ohne den Faschismus, ohne Mussolini, ohne die faschistische Monarchie [an dieser Stelle verzeichnet das Protokoll »Pfiffe und lange Schreie«], ohne all diese Geißeln säßen wir heute nicht auf der Anklagebank mit Hitler-Deutschland.«⁵⁶ Auch um der neofaschistischen Reaktion den Boden zu entziehen, hielt etwa Rodolfo Morandi es für essenziell, die Monarchie abzuschaffen und in eine Republik umzuwandeln.⁵⁷

Die breit angelegte Kampagne des PSIUP mit öffentlichen Auftritten und an zentralen Stellen platzierten Zeitungsartikeln⁵⁸ endete mit einem beachtlichen Erfolg: Eine – wenn auch nicht überwältigende – Mehrheit der Italiener von 54,3 % votierte für die Republik und gegen die Savoyermonarchie unter Umberto II., der am 13. Juni den Weg ins portugiesische Exil antrat. Für die Sozialisten bedeutete der Sieg einen großen Schritt hin zu einer antifaschistischen demokratischen und – in Anlehnung an Immanuel Kants politische Theorie – friedlichen, da republikanischen Zukunft.⁵⁹ Zugleich erfüllte sich damit ein Traum ihres Parteigenossen Giuseppe Emanuele Modigliani, der die institutionelle Lösung der italienischen Probleme bereits nach dem Ersten Weltkrieg mit der Entstehung des Faschismus wohl als einer von sehr wenigen Sozialisten in dieser frühen Zeit im Rahmen einer demokratischen Republik gesehen hatte.⁶⁰ Denn das Land konnte sich höchstens bei der regional begrenzten Römischen Republik von 1849 auf eigene Traditionen berufen, was republikanische Staatsform und Verfassungsgebende Versammlung betrifft.⁶¹ Hingegen gelang es Italien, sich mit der Lösung der institutionellen Frage nicht auf die Abrechnung mit dem totalitären Regime zu beschränken, sondern einen Neubeginn von der antifaschistischen Resistenza bis zur republikanischen Verfassung zu begründen, in dem ein Parlamentarismusmodell mit Proporzrepräsentation wieder Aufnahme fand und Frauen erstmals die politische Bühne betraten.⁶²

Am Abend des 11. Juni 1946 stand das Ergebnis des Referendums fest.⁶³ Wem Italien einen bedeutenden Anteil am Sieg der Republik zu verdanken hatte, das erklärte nicht nur

56 Discorso di Nenni a Frascati 2.9.1945, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 87, fasc. 2191, S. 3.

57 Vgl. *Mariuccia Salvati*, Il partito nell'elaborazione dei socialisti, in: *Claudia Franceschini* (Hrsg.), *Le idee costituzionali della Resistenza*, Rom 1997, S. 262.

58 Vgl. Bassos Artikel: *Lelio Basso*, I nuovi compiti del Partito, in: *Avanti!*, 29.4.1945; Per una politica socialista, in: *Quarto Stato*, 15.2.1946, Nr. 2, S. 1–10. Vgl. ferner fünf in gedruckter Form veröffentlichte Reden Nennis: Il Partito socialista alla Costituente, discorso al teatro Brancaccio, Rom, 5.5.1946; La Costituente, discorso tenuto alla Consulta nazionale, Rom, 7.3.1946; Il Partito socialista e la Costituente, discorso di Pietro Nenni, Segretario Generale del Partito socialista, a Torino, nel cinema Lux, il 17.3.1946; I socialisti nella lotta per lo statuto repubblicano, discorso di Pietro Nenni al congresso socialista di Firenze, 11.4.1946, Mailand 1946; und zuletzt *Una battaglia vinta*, Rom 1946.

59 Vgl. Kants ersten Definitivartikel des Zweiten Abschnitts (»Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll *republikanisch* sein.«) in seiner 1795 erschienenen Schrift: *Immanuel Kant*, *Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf*, Stuttgart 2003, S. 10.

60 Vgl. die Rede Giuseppe Saragats in der Broschüre der Verfassungsgebenden Versammlung anlässlich der parlamentarischen Gedenkstätte zu Ehren des verstorbenen Modigliani am 7.10.1947, ACS, Archivio Giuseppe Emanuele Modigliani, b. 18, fasc. 75, S. 10f.

61 Vgl. *Maurizio Ridolfi*, *Storia dei partiti politici. L'Italia dal Risorgimento alla Repubblica*, Mailand 2008, S. 3.

62 Vgl. ebd., S. 126f.

63 Vgl. die berühmt gewordene Ausgabe des »Corriere della sera« vom 11.6.1946 mit der Schlagzeile »Die italienische Republik ist geboren«.

das sozialistische Parteiorgan »Avanti!«, das in seiner Ausgabe vom 3. Juni Pietro Nenni auf der Titelseite seinen Dank für seinen großen persönlichen Einsatz in der Wahlkampagne aussprach. Hunderte von nationalen und internationalen Glückwunschschriften erreichten den PSIUP-Spitzenpolitiker. Darin hieß es beispielsweise: »Der Epilog des faschistischen Dramas ist vorbei. [...] Ihnen als erstem Urheber der gewonnenen Schlacht gebührt Bewunderung und Anerkennung, verbunden mit dem Wunsch auf eine glanzvolle Zukunft für unser Italien.«⁶⁴ Auch Nennis Parteigenosse Giuseppe Saragat zeigte sich als Präsident der Verfassungsgebenden Versammlung voll des Lobes über dessen Engagement. Zudem freute er sich, dass Nenni seine großen Reden seit September 1944 publizierte, um den substanziellen Beitrag der sozialistischen Partei für die Republik zu dokumentieren.⁶⁵

Bei aller Euphorie über den großen Sieg und das Erreichen des ersten Etappenziels des antifaschistischen Programms für die italienische Nachkriegsdemokratie verkannte etwa Lelio Basso nicht, dass rund zehn Millionen Italiener für die Beibehaltung der Monarchie gestimmt hatten. In einer ersten Analyse machte er darunter vier Gruppen aus, zu denen reaktionär Gesinnte, Ex-Faschisten, Südtaliener und die katholische Kirche zählten.⁶⁶ Um künftige gute Regierungsarbeit zu gewährleisten und die Institution der Republik zu festigen, sollte diese durch eine fortschrittliche demokratische Verfassung gesichert werden. Hieran arbeitete er selbst neben zwölf weiteren Sozialisten, überwiegend Juristen, in der 75-köpfigen Verfassungskommission der Verfassungsgebenden Versammlung – oft auch als »Kommission der 75« bezeichnet – ab dem 15. Juli 1946 engagiert mit. Der Antifaschismus trat nun in seine konstruktive Phase und formulierte seine politischen Ziele als positive Werte. Von der Kommission und der Versammlung erwartete die US-Regierung, dass sie sich auf ihre einzige Aufgabe, nämlich die Ausarbeitung einer Verfassung, beschränkte. Sie solle die rechtliche Kontinuität respektieren, ein neues Parlament bilden und nicht regieren.⁶⁷

Neben Sandro Pertini, der nur wenige Wochen Mitglied der »Kommission der 75« war, setzten sich vor allem Lelio Basso und Lina Merlin⁶⁸ in der »Unterkommission für die Rechte und Pflichten der Bürger« erfolgreich für eine möglichst progressive Formulierung mehrerer Artikel ein. Ihre Vorschläge zu Artikel 3 zur individuellen Freiheit und Gleichheit aller Bürger beider Geschlechter fanden nahezu wortwörtlich den Weg in die bis heute gültige Fassung.⁶⁹ Indem sie allen Bürgern gleiche soziale Würde und gleiche Stel-

64 Mario Schioppacassi an Pietro Nenni, ohne Ort, 14.6.1946, Fondazione Pietro Nenni Rom, Archivio Pietro Nenni, b. 47, fasc. 2032.

65 Vgl. Giuseppe Saragat an Pietro Nenni, Rom, 20.7.1946, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 39, fasc. 1843.

66 Vgl. Lelio Basso, *Repubblica*, in: *Quarto Stato* 10, 15.6.1946, S. 141–143.

67 Vgl. *Governo degli Stati Uniti*, *Punto di vista concernante la Costituente*, 24.1.1946, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 105, fasc. 2336.

68 (Ange-)Lina Merlin, *1887 in Pozzonovo, †1979 in Padua; Französisch-Studium, Lehrerin; 1919 PSI-Beitritt; enge Zusammenarbeit mit Giacomo Matteotti; ab 1925 militante Antifaschistin, mehrmals verhaftet, verbannt; aktiv in Resistenza; 1948 erste Senatorin Italiens; ging in die Geschichte ein durch ein Gesetz ihres Namens, das 1958 die in Bordellen praktizierte Prostitution in Italien verbot. Insgesamt gehörten der Kommission fünf Frauen an: neben Merlin die beiden Kommunistinnen Nilde Iotti und Teresa Noce, die Christdemokratin Maria Federici und Ottavia Penna Buscemi von der kleinbürgerlichen antifaschistischen und antikommunistischen Bewegung »Uomo Qualunque«.

69 Vgl. Art. 3 der italienischen Verfassung: »Alle Bürger haben dieselbe soziale Würde und sind gleich vor dem Gesetz, ohne Unterschied des Geschlechts, der Rasse, der Sprache, der Religion, der politischen Meinung, der persönlichen und sozialen Umstände. Es ist Aufgabe der Republik, alle Hürden wirtschaftlicher und sozialer Natur zu beseitigen, die, indem sie faktisch die Freiheit und Gleichheit der Bürger einschränken, die freie Entfaltung der Persönlichkeit und die tatsächliche Teilnahme aller arbeitenden Menschen an der politischen, wirtschaftlichen

lung vor dem Gesetz garantierten sowie den Staat in die Pflicht nahmen, die freie Entfaltung jedes Menschen und die wahrhaftige Teilhabe aller arbeitenden Personen an der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Organisation des Landes zu fördern, schrieben sie das befreiende Moment des faschistischen Zusammenbruchs in die oberste Norm der neuen Republik.⁷⁰ Damit reihten sich Basso und Merlin in die Tradition des liberalen Antifaschismus sowohl katholischer als auch sozialistischer Ausprägung ein, die in den Werten der Freiheit und der individuellen Rechte den Kitt der nationalen Identität sahen.⁷¹ Während Merlin sich neben der Gleichstellung von Mann und Frau auch mit einem Kompromissvorschlag zu Artikel 40 über das Streikrecht einbrachte, indem sie eine Formulierung aus der Präambel der französischen Verfassung von 1946 aufgriff⁷², hatte Basso maßgeblichen Anteil daran, dass in Artikel 49 zur Freiheit der Bürger, sich in demokratischen Parteien zu organisieren, erstmals in einer Verfassung der westlichen Welt die zentrale Rolle von politischen Parteien angesprochen wurde.⁷³

Am 1. Januar 1948 trat die Verfassung der italienischen Republik als Kompromiss aller antifaschistischen politischen Parteien und doch als eine der progressivsten Verfassungen in Europa in Kraft. Modern und sozial zugleich (Volkssouveränität, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit, Recht auf Arbeit, Elemente direkter Demokratie wie Referenden, Petitionen und Volksbegehren), vereinte sie zwar dank des historischen Antifaschismus als Bindeglied verschiedene politische Ideologien. Doch ist die Verfassung der italienischen Republik nicht einfach deshalb ein Ausdruck des Antifaschismus, weil sie von Antifaschisten geschrieben wurde, die in der Emigration einen theoretischen Beitrag zu ihren künftigen Inhalten leisteten und die menschliche Kraft und Organisation im Widerstand gegen Faschismus und Nationalsozialismus erbrachten, sondern weil sie die Diskriminierungen und den Gewaltmissbrauch des Faschismus vollständig beseitigen wollte.⁷⁴ Hierin, in der umfassenden konstitutionellen Garantie individueller Freiheiten und sozialer Rechte, in einem pluralistischen Parteiensystem, in der Gewaltenteilung und in der Einbindung der Republik in das internationale Recht liegt das antifaschistische Erbe der italienischen Verfassung begründet.⁷⁵ Gewiss waren auch das in der zwölften Übergangsverfügung der Verfassung festgeschriebene Verbot jeglicher faschistischer Organisation in Italien, der Entzug des Wahlrechts und die Nichtwählbarkeit früherer führender Faschisten für fünf Jahre Ausdruck des Antifaschismus.⁷⁶ Aber weitaus stärker manifestiert er sich in den

und sozialen Organisation des Landes behindern.« Zum Zusammenhang vgl. *Franco Livorsi*, *Antifascismo, Resistenza e Costituzione nell'esperienza politica di Lelio Basso*, in: *Lelio Basso nella storia del socialismo*, Istituto per la storia della Resistenza in Provincia di Alessandria, Quaderno 4, 1979, S. 88–105.

70 Vgl. *Enzo Collotti*, *Introduzione*, in: *Simona Luciani* (Hrsg.), *Bibliografia degli scritti di Lelio Basso*, Florenz 2003, S. XIII.

71 Vgl. *Salvati*, *Il partito*, S. 254.

72 Gemeint ist der siebte Punkt der Präambel, wonach das Streikrecht im Rahmen der es regelnden Gesetze auszuüben sei.

73 In Artikel 49 der italienischen Verfassung heißt es: »Alle Bürger haben das Recht, sich frei in Parteien zu vereinigen, um auf demokratische Weise dabei mitzuwirken, die nationale Politik zu bestimmen.« Vgl. *Fiorella Ajmone*, *Profilo biografico di Lelio Basso*, in: *Enzo Collotti/Fiorella Ajmone* (Hrsg.), *Ripensare il socialismo. La ricerca di Lelio Basso*, Mailand 1988, S. 11–14, hier: S. 13.

74 Vgl. *Mirco Dondi*, *La Costituzione repubblicana. I principi dell'antifascismo e il valore umano del lavoro*, in: *Storia e Futuro. Rivista di storia e storiografia* 18, 2005, URL: <http://www.storiaefuturo.com/it/numero_18/articoli/1_costituzione-repubblicana-antifascismo-lavoro~1195.html> [22.7.2013].

75 Vgl. *Ridolfi*, *Storia dei partiti politici*, S. 136–138.

76 Vgl. *Disposizioni transitorie e finali della Costituzione della Repubblica Italiana*, XII. Das nach dem amtierenden christdemokratischen Innenminister Scelba benannte Gesetz Nr. 645 vom

Grundlagen und der Architektur des politischen Systems, das die Diktatur einer Mehrheit unmöglich macht und in dieser antitotalitären Stoßrichtung die eigentliche Quelle der Legitimation und Identität Italiens nach 1945 bildet.

Antifaschismus und Demokratie in der Praxis

Betrachtet man die italienische Politik in den Gründungsjahren der Republik, so fällt die Kontinuität von Massenparteien wie des PSIUP in Resistenza und Republik und ihre Vermittlerrolle zwischen Bürgern und Staat auf. Der Antifaschismus band die Siegerparteien zusammen, die sich mit dem Verfassungsprojekt identifizierten (»Democrazia Cristiana« = DC, PSIUP, PCI, PRI, PdA).⁷⁷ Nachdem mit der Verfassung eine normative Grundlage der italienischen Demokratie geschaffen war, ging es nun darum, das antifaschistische Programm in die Praxis umzusetzen. Dies gestaltete sich für die Sozialisten als zunehmend schwierig, da sie – wie die Kommunisten – ab Ende Mai 1947 von der christdemokratisch geführten Regierung De Gasperi ausgeschlossen wurden. Zudem brachen mit dem beginnenden Kalten Krieg die Konflikte zwischen den sozialistischen Parteiströmungen wieder auf, die am 11. Januar 1947 zur Abspaltung des sozialdemokratisch-reformistisch orientierten PSLI um Giuseppe Saragat, Paolo Treves, Ugo Guido Mondolfo und Giuseppe Faravelli führten.⁷⁸ Während der PSLI auch weiterhin der Regierungskoalition angehörte, fanden sich die zum traditionellen Namen PSI zurückgekehrten Sozialisten in der Opposition wieder. Dort kämpften sie gemeinsam mit den Kommunisten für die Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft, ohne jedoch das Problem von Demokratie und Sozialismus theoretisch gelöst und ihre Haltung zur parlamentarischen Demokratie geklärt zu haben.⁷⁹ Letztere betrachteten sie als notwendige Übergangsform hin zu einer kaum näher bestimmten Arbeiter- oder Volksdemokratie. Den Lehren von Marx, Wladimir I. Lenin, Leo Trotzki und Rosa Luxemburg folgend, brachen sie mit dem parteiübergreifenden historischen Antifaschismus der Resistenza und setzten an seine Stelle einen revolutionären, klassenkämpferischen Antifaschismusbegriff. Aus nachvollziehbaren historischen Gründen wollten die Sozialisten die Einheit der Arbeiterklasse nicht gefährden und ließen sich für die zweiten Parlamentswahlen im April 1948 auf Einheitslisten der Volksfront mit den Kommunisten ein. Die westliche Welt nahm dies besorgt zur Kenntnis. Dank massiver finanzieller und ideologischer Unterstützung der USA sowie eines auch in der italienischen Bevölkerung zunehmenden Antikommunismus errangen die Christdemokraten die absolute Mehrheit der Abgeordneten, während die Volksfront massiv an Stimmen gegenüber den Wahlen zwei Jahre zuvor einbüßte. Zwar zogen es die Sozialisten vor, es bei diesem einmaligen Experiment der Einheitslisten zu belassen, doch an einer losen Aktionseinheit mit den Kommunisten zur Fortsetzung des Klassenkampfes hielten sie bis 1956 fest.

Trotz der mangelnden theoretischen Kohärenz bezüglich der antifaschistischen Arbeiter- oder Volksdemokratie fehlte es innerhalb des PSI nicht an Vorschlägen und Initiativen, was man sich als Sozialisten unter einer Demokratie vorstellte und wie dieses Ziel zu erreichen sei. Schon vier Tage nach der »Befreiung« Norditaliens benannte Lelio Basso

20.6.1952 präzisierte die Verfügung dahingehend, dass die Wiederbegründung der aufgelösten faschistischen und nationalsozialistischen Partei nicht nur verboten, sondern auch unter Strafe gestellt war. Vgl. *Gazzetta Ufficiale*, 23.6.1952, Nr. 143.

77 Vgl. *Simone Neri Serneri*, *Classe, partito, nazione. Alle origini della democrazia italiana 1919–1948*, Manduria/Bari etc. 1995, S. 263f.

78 Vgl. zu dieser nach dem Tagungsort der Sozialdemokraten benannten »Spaltung des Palazzo Barberini« *Paola Carridi*, *La scissione di palazzo Barberini. La crisi del socialismo italiano, 1946–1947*, Neapel 1990.

79 Vgl. *Wolfgang Merkel*, *Die Sozialistische Partei Italiens. Zwischen Oppositionssozialismus und Staatspartei*, Bochum 1985, S. 322–324.

in den »neuen Aufgaben der Partei« den »verkleideten und unter antifaschistischen und eventuell bürokratischen Spolien getarnten Faschismus als gefährlichsten Feind«.

»Es geht darum, gegen die Wurzeln des Übels zu kämpfen und nicht nur gegen seine auffälligsten Formen; es geht darum, die eigentlichen Ursachen des Faschismus auszurotten und nicht seine letzten Erscheinungsformen. Diese Ursachen heißen Monarchie mit dem ganzen Drumherum der reaktionären Schichten; sie heißen kapitalistische Ausbeutung [...]. Es geht vor allem darum, den Faschismus nicht nur zu zerstören, sondern in Italien die Bedingungen und Grundlagen einer Volksherrschaft, einer echten Demokratie der Arbeit zu schaffen, die dem Sozialismus entspricht. Und das heißt nicht nur, das Land unerbittlich zu entfaschisieren, sondern Menschen und Institutionen tief greifend zu verändern und in Italien endlich eine wahrhaft radikale Revolution nicht nur in Bezug auf die sozioökonomischen Beziehungen, sondern auch hinsichtlich der Sitten und der Moral durchzuführen.«⁸⁰

Ein halbes Jahr später machte Basso in einer Rede vor dem Zentralkomitee die Notwendigkeit der Arbeiterklasse aus, in Italien eine Demokratie zu begründen, die nicht nur den Mittelschichten und »intellektuell überlegenen Gruppen« nützen, sondern der Arbeiterklasse im Alltag zur demokratischen Kontrolle des öffentlichen Lebens dienen sollte. Keine Demokratie gründe zudem allein auf Gesetzestexten, sondern setze ein demokratisches Bewusstsein samt der Persönlichkeitsrechte und ökonomischer Sicherheit voraus. Er schlug deshalb vor, allen Arbeitern wirtschaftliche Sicherheit zu garantieren, das kulturelle bürgerliche Monopol zu brechen, die Demokratie an den Arbeitsplatz zu bringen und »die Vormacht der plutokratischen Oligarchie« zu bekämpfen.⁸¹ Grundsätzlich einig über die Richtigkeit der marxistischen Lehre und die Errichtung einer neuen revolutionären Demokratie in Italien, obgleich weniger konkret in den Schritten dorthin, zeigten sich selbst dem reformistischen Flügel des PSIUP zuzurechnende Genossen wie Mario Zagari auf dem 24. Parteitag im April 1946 in Florenz.⁸²

Was den Zusammenhang von Antifaschismus und Demokratie betrifft, finden sich die meisten und tiefsten Texte in den Archivalien und publizierten Schriften Lelio Bassos. In einer Reihe von Aufsätzen über den »totalitären Zyklus« für die Zeitschrift »Quarto Stato« verwies er zunächst auf das Versäumnis des Antifaschismus, die tieferen sozioökonomischen Wurzeln des Faschismus analysiert zu haben. Stattdessen hätten sich viele mit dem Klischee der Bourgeoisie begnügt, wonach der Faschismus eine antiparlamentarische Diktatur gewesen sei und ergo der Antifaschismus sich für eine parlamentarische Demokratie eingesetzt habe. Durch den erfolgreichen Kampf der Westmächte gegen den »Nazifaschismus« sei die Demokratie westlichen Typs zum Vorbild aller Demokratien insgesamt geworden.⁸³ Ferner sähen zahlreiche Beobachter heute den zentralen Unterschied zwischen Kommunisten und Sozialisten in der weitgehenden Akzeptanz der parlamentarischen Demokratie.⁸⁴ An anderer Stelle verurteilte er dieses formelle legalistische Demo-

80 Basso, I nuovi compiti del Partito.

81 Ders., La classe lavoratrice nello stato repubblicano. Relazione presentata al Comitato Centrale del Partito Socialista Italiano, Rom, Oktober 1945, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 15, b. 1, fasc. 2, S. 1f.

82 Vgl. Mario Zagari, Protokolle des 24. Parteitags des PSIUP, Florenz, April 1946, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 88, fasc. 2193, S. 23. Zagari, *1913 in Mailand, †1996 in Rom; Jurist und Journalist; kämpfte als Offizier im Zweiten Weltkrieg, bevor er sich 1943 der Resistenza anschloss; Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung, der Kammer 1948–1953 und 1963–1979; 1979–1989 Europaabgeordneter, mehrfach Staatssekretär und Minister; zwischen 1947 und 1959 gehörte er verschiedenen kleineren sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien an, davor und danach dem PSI. Vgl. Averardi, I socialisti democratici.

83 Vgl. Lelio Basso, Ciclo totalitario (1), in: Quarto Stato 10/11, 30.5.–15.6.1949, S. 5.

84 Vgl. ders., Per l'unità della classe operaia. Manuskript für die Cahiers Internationaux, Nr. 1, 1949, S. 5–16, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 2, b. 4, fasc. 8, sottofasc. 5, S. 1–13.

kratieverständnis, das auch Saragat und die meisten Sozialdemokraten vertraten, angesichts der herrschenden Arbeitslosigkeit und des täglichen Elends mit Hunger und Krankheiten als »kleinbürgerlich«.⁸⁵ Um dieser Haltung entgegenzutreten, wonach der Faschismus ein Ausnahmephänomen gewesen sei, versuchte Basso eine marxistische Analyse des Faschismus. Die »kapitalistische Welt« als Wirtschaftssystem, das inkompatibel mit einem politisch freiheitlichen System sei, stellte er an den Anfang des Faschismus. Der Krieg habe dann aber auf die Mittelschichten, die zunächst den Faschismus wesentlich unterstützt hätten, stark proletarisierend gewirkt, während zeitgleich auch die breiten Arbeitermassen politisch bewusster geworden seien.

Diese progressive Entwicklung der sozialen Beziehungen, wie sie Marx vorausgesagt habe, habe der Faschismus versucht anzuhalten und letztlich als Produkt des Kriegs nur neuen Krieg hervorgebracht. Jede neue Krise des kapitalistischen Systems bedeute daher wiederum Faschismus und Krieg.⁸⁶ Dabei nützten auch alle wohlklingenden demokratischen Formeln seitens der Befürworter des Kapitalismus nichts: »Ihre Politik, noch mehr als diejenige Hitlers, ist die größte jemals gesehene Bedrohung für die demokratischen Entwicklungsmöglichkeiten des modernen Menschen.«⁸⁷ Die bestehende formelle Demokratie mit allgemeinem Wahlrecht sowie Freiheits- und Gleichheitsrechten könne erst dann eine echte Demokratie werden, »wenn jeder in der Lage sei, den gleichen realen Einfluss auf das öffentliche Leben auszuüben, das heißt, wenn das Volk neben der juristischen Freiheit auch die Freiheit des Bedarfs, der Angst und der Ignoranz verwirklicht«.⁸⁸ In Italien habe nie eine solche Demokratie existiert. Aufgabe der Volksfront sei es, ebendiese zu schaffen, indem sie die Massen zu mündigen und fähigen Subjekten erziehe, damit sie ihre Rechte ausüben, der Verfassung und den Gesetzen Substanz verleihen und tief greifende Strukturreformen durchsetzen könnten. Genau das meine Artikel 3 der Verfassung, wenn er fordere, alle sozioökonomischen Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die die Freiheit und Gleichheit der Bürger einschränkten. Neben bewährten Institutionen wie Gemeinden, Genossenschaften und Gewerkschaften sah Basso mögliche neue Organisationsformen und Instrumente zur Mobilisierung der Massen in verschiedenen Komitees (Landwirtschaft, Süditalien, gegen Arbeitslosigkeit), Frauen- und Jugendverbänden sowie freien Volksversammlungen.⁸⁹

Ein deutlich technischeres Verständnis des Faschismus brachte der studierte Ökonom Rodolfo Morandi während seiner Amtszeit als Industrieminister 1946/47 zum Ausdruck. Er wollte seitens der Regierung die öffentlichen Instrumente nutzen, um der Arbeiterklasse die Steuerung der Industrie, wie sie die Faschisten bereits angewendet hatten, zu übertragen.⁹⁰ Weniger theoretisch fundiert als Basso, aber für die Masse der potenziellen Wähler leichter verständlich drückte sich Pietro Nenni in mehreren großen öffentlichen Reden 1945/46 aus. Er betonte dabei, Demokratie bestehe nicht darin, alle fünf Jahre Wahlen abzuhalten. Vielmehr wünsche der PSIUP, dass das Volk sich frei auf Plätzen zusammenfinde, um über die Politik einer Partei zu diskutieren, sie zu kritisieren und sich dabei nur von der Wahrheit und der Freiheit leiten zu lassen.⁹¹ In einer anderen Rede definierte er

85 Vgl. *ders.*, *Democrazia e egalitarismo*, in: *Avanti!*, 23.2.1947.

86 Vgl. *ders.*, *La lotta di classe oggi nel mondo. I° L'evoluzione del capitalismo fino alla seconda guerra mondiale*, Manuskript mit handschriftlichen Anmerkungen, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 2, b. 1, fasc. 3, abgedr. in: *Quarto Stato*, 30.12.1948, Nr. 1, S. 3–9.

87 *Ders.*, *Ciclo totalitario* (3), in: *Quarto Stato* 13–15, 1.7.–15.8.1949, S. 5.

88 *Ders.*, *Intervento*, in: *La partecipazione del popolo al governo*, in: *Cronache sociali* (5), 15.3.1948, S. 1.

89 *Ebd.*, S. 1–3. Vgl. auch *ders.*, *Fronte democratico*, in: *Avanti!*, 28.12.1947.

90 Vgl. *Salvati*, *Il partito*, S. 261.

91 Vgl. Pietro Nenni, Rede in Frascati am 2.9.1945, ACS Rom, Archivio Pietro Nenni, b. 87, fasc. 2191, S. 4.

Demokratie in Anknüpfung an dieses Verständnis als »Verantwortungsbewusstsein jedes Bürgers gegenüber dem Staat [...], dem Volk und der ganzen Nation«. ⁹² Für die sozialdemokratische Partei erklärte deren Vorsitzender Giuseppe Saragat in Fortsetzung seines formellen, legalistischen Demokratieverständnisses den Kampf gegen Totalitarismen und die Bewahrung der demokratischen Republik zum obersten Ziel. Sorge bereiteten ihm monarchische Kräfte, die sich für die Rückkehr der Monarchie einsetzten. Dies gelte es jedoch unter allen Umständen zu vermeiden, da damit eine Rückkehr zum Faschismus verbunden sei, der schon einmal seinen totalitären Anspruch unter Beweis gestellt habe. ⁹³

Neben dem Kampf für die Volksdemokratie verschrieb sich das PSI-Präsidium in einem Aufruf an die anderen linken demokratischen Parteien in Europa drei weiteren Zielen: erstens dem Kampf gegen den Faschismus, den sie »als Bestätigung der Vorherrschaft im Staatsleben einer beschränkten Interessenskoalition« verstanden; zweitens dem Kampf gegen das Elend, für Wirtschaftsplanung und bessere Lebensbedingungen; und drittens dem Kampf gegen den Krieg, für nationale Unabhängigkeit, internationalen Frieden und italienische Neutralität. ⁹⁴ Hinzu kam noch eine Reform des Bildungswesens. ⁹⁵ Neben vielen anderen Sozialisten lag besonders der Lehrerin Lina Merlin an der Erziehung der Jugend zu Demokraten:

»Ich bin immer der Auffassung gewesen, dass, wie in einer guten Schule, die sozialistische Partei sie [die Jugend] nicht verderben darf, wie es der Faschismus gemacht hat, indem er die niederen Instinkte ansprach und die besten Energien unterdrückte, um sie zu kleinen Prätorianern zu degradieren, falsch und parteiisch, sondern sie zur Kunst des Lebens in der Polis und vielleicht in der Kunst, die Polis zu lenken erziehen muss [...].« ⁹⁶

Eine Grundvoraussetzung für ein neues demokratisches Bewusstsein bildete dabei die Einbeziehung der politischen Massen und ihre soziale Teilhabe an politischen Entscheidungen (wie bereits in der Resistenza geschehen) in Form von politischen Parteien. Dadurch könne man ferner dem Rechtsextremismus vorbeugen, so die Meinung der Sozialisten. Die jüngeren Vertreter des PSI um Basso forderten zudem, die Jugend und die innerparteiliche Demokratie mit besten Kräften zu fördern. Sie entfachten damit einen dem PSI unbekanntem »Geist der Beteiligung«. Basso beispielsweise zeigte sich optimistisch, dass die junge Generation dem (neo-)faschistischen »Movimento Sociale Italiano« nicht aus denselben Interessen und Hoffnungen anheimfallen werde, wie es noch nach dem Ersten Weltkrieg geschehen war. ⁹⁷ Dabei war er sich wohl bewusst, wie tief die Enttäuschung über den Zusammenbruch des Faschismus bei vielen jungen Menschen saß und dass eine Systemtransformation allein mit wirtschaftlichen Maßnahmen nicht zu erreichen war. Deshalb betonte er auch, wie wichtig die Bemühungen auf soziokultureller Ebene seien. Um das Klassenbewusstsein zu schärfen, setzte er auf eine starke sozialistische (und kommunistische) Publizistik. ⁹⁸ Parteischulen sollten zudem als Keimzellen staatsbürger-

92 *Ders.*, Rede im Cinematografo Lux, Turin, 17.3.1947, ebd.

93 Vgl. PSDI, Relazione del Segretario al Congresso di Bologna, 1952, Archivio Storico della Società Umanitaria (ASSU) Mailand, Fondo Ugo Guido Mondolfo, b. 3, fasc. 1.

94 PSI-Direzione, La dichiarazione socialista sulla politica interna ed estera, Rom, 17.10.1947, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 158, fasc. 2673.

95 Vgl. Ugo Guido Mondolfo an Giuseppe Faravelli, Acquarossa, 14.3.1945, in: *Pier Carlo Masini/ Stefano Merli*, Il socialismo al bivio. L'archivio di Giuseppe Faravelli, 1945–1950 (Annali della Fondazione Giangiacomo Feltrinelli 20, 1988/89), S. 18f.

96 Lina Merlin an Pietro Nenni, Rom, 20.11.1956, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 33, fasc. 1598.

97 Vgl. die Rede Bassos auf dem XXIX. Parteitag des PSI vom 17.–20.1.1951 in Bologna in Auszügen, in: *Avanti!*, 19.1.1951.

98 Vgl. *Lelio Basso*, Uomini nuovi nella società nuova che sorge, Rede des Generalsekretärs des PSI im Wahlkampfbandnis der Volksfront am 21.3.1948 im Teatro Nuovo in Mailand 1948, S. 3–5.

licher Erziehung dienen.⁹⁹ Die soziokulturellen Maßnahmen galt es in den Augen des PSI mit sozioökonomischen Reformen wie der Sozialisierung der Banken und Schlüsselindustrien, einer Agrarreform, Ernährungs- und Wohnungsbauprogrammen und einem kostenlosen Unterrichtswesen für alle zu flankieren.

Nach dem Sieg der Republik im Referendum teilte Basso die Politik des PSIUP seit dem Sturz Mussolinis am 25. Juli 1943 in drei Phasen ein: Zunächst sei es bis 25. April 1945 darum gegangen, den Nazifaschismus zu vertreiben; dann habe man bis 2. Juni 1946 das Hauptaugenmerk auf die Proklamation der Republik und die Wahl der Verfassunggebenden Versammlung gelegt; seither befinde man sich in der dritten Phase, in der tief greifende Strukturreformen für die Errichtung einer sozialistischen Demokratie angegangen werden müssten.¹⁰⁰ Da es der Antifaschismus nach den Säuberungen, die von der Mehrheit der italienischen Gesellschaft als negative und belastende Ausprägungen des Antifaschismus empfunden wurden, und nach der formellen Etablierung der demokratischen Institutionen versäumt habe, soziale Reformen in sein Programm aufzunehmen, hätten sich Sozialisten und Kommunisten dazu entschlossen, in der demokratischen Volksfront diese Lücke zu schließen.¹⁰¹ Dass die von Basso beschriebene letzte Phase nicht derart schnell wie die ersten beiden abzuschließen sei, machte Generalsekretär Pietro Nenni bei einer PSI-Veranstaltung in Perugia 1952 klar, also zu einer Zeit, als der Kalte Krieg in vollem Gange und die Oppositionsrolle der Partei in Italien gegenüber der christdemokratisch geführten Regierung seit einigen Jahren bestätigt war: »Es braucht 50, 60 Jahre in Italien, um die Verfassung in Gänze umzusetzen [...]«. ¹⁰² In der Tat griff der junge marxistische Theoretiker Raniero Panzieri 1958 den Gegensatz von sozialistischer Demokratie (substanziell, Verbund von Politik und Wirtschaft) und politischer Demokratie (formell, bürgerlich, Klassengesellschaft) wieder auf, als er betonte, man müsse die Formen direkter Demokratie sowie die politischen und kulturellen Produktivkräfte gegen Hindernisse wie den Personenkult oder bürokratische Hürden stärken.¹⁰³

In den Jahren der Opposition kritisierte der PSI unter Berufung auf den Antifaschismus mehrmals scharf Gesetzesvorhaben der Regierung und bestehende Zustände der italienischen Republik. So nahm Lelio Basso ein geplantes Gesetz des DC-Innenministers Amintore Fanfani zur Einschränkung des Streikrechts von 1949 zum Anlass, um in »einer Aufforderung an die Demokraten« festzustellen, dass das Vorhaben gegen die Verfassung verstoßen und das Land in ein faschistisches Klima zurückwerfen würde.¹⁰⁴ Einen unerträglichen Zustand bildeten für ihn auch die Kontinuität faschistischer Gesetze seit 1945 und der reiche Gebrauch, den die Regierung davon mache, um alle republikanischen Errungenschaften der Verfassung nach und nach zu zerstören. Als ein Beispiel nannte er die mit dem Faschismus vergleichbare Diskriminierung öffentlicher und privater Angestellter.¹⁰⁵ Dementspre-

99 Vgl. *ders.*, Scuola di partito, in: *Avanti!*, 3.8.1947.

100 Vgl. *ders.*, Una svolta, in: *Quarto Stato* 13, 31.7.1946, S. 189.

101 Vgl. *ders.*, Dall'unità antifascista all'unità democratica, in: *Socialismo* 7–12, 1947, S. 139–144.

102 Discorso del compagno Nenni tenuto al Teatro Turreno di Perugia, 20.4.1952, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 90, fasc. 2207, S. 12.

103 Vgl. Raniero Panzieri an Libero Lizzadri, Rom, 7.11.1958, in: *Stefano Merli/Lucia Dotti* (Hrsg.), *Raniero Panzieri, Lettere. 1940–1964*, Venedig 1987, S. 181. Panzieri, *1921 in Rom, †1964 in Turin, wirkte als Übersetzer, Schriftsteller und marxistischer Theoretiker. Er übernahm Führungspositionen im PSI in Sizilien und in Rom, übersetzte Marx' Kapital ins Italienische und leitete die Parteizeitschrift »Mondo operaio«. Vgl. *Paolo Ferrero* (Hrsg.), *Raniero Panzieri. Un uomo di frontiera*, Mailand/Rom 2005.

104 Vgl. *Lelio Basso*, Un invito ai democratici, in: *Avanti!*, 22.7.1949.

105 Vgl. *ders.*, Limiti e problemi della democrazia in Italia, Rom, September 1955, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 1, b. 1, doc. 44.

chend leidenschaftlich nahm er zu dem 1956 im Senat diskutierten Reformpaket Stellung, das die nach wie vor bestehenden faschistischen Gesetze auf ihre Unvereinbarkeit mit der Verfassung von 1948 überprüfen sollte. Hierbei zeigte er zahlreiche Kontinuitäten zu zwischen 1922 und 1943 entstandenen Gesetzen auf, verurteilte diese und trat vehement für die in der Verfassung verankerten individuellen und kollektiven Freiheiten ein.¹⁰⁶

Im Jahr 1959 legte Basso in einem öffentlichen Brief an Nenni eine Art politisches Glaubensbekenntnis ab und fasste sein politisches Programm für eine sozialistische demokratische italienische Republik zusammen. Ausgehend von der Annahme, dass der Faschismus ein Produkt der historischen Entwicklung und der sozialen Bedingungen des Landes gewesen sei, habe er es stets als vornehmste Aufgabe der italienischen Demokraten betrachtet, nicht bei einer demokratischen Legalität stehenzubleiben, sondern die Vertreter des Großkapitals durch tief greifende Strukturmaßnahmen in der politischen Führung zu ersetzen. Mittel zur demokratischen Erneuerung lägen in der Mobilisierung breiter Volksmassen zum politischen Kampf und nicht in irgendwelchen Kompromissen der Parteispitze mit konservativen parlamentarischen Kräften begründet. Der Kampf müsse auf nationaler Ebene geführt werden und er müsse stets demokratisch sein, weshalb dem PSI als Nation und Demokratie verbindendes Element eine zentrale Rolle zukomme, die sowohl eine neuerliche Volksfront mit den Kommunisten als auch einen sozialdemokratischen Antikommunismus ausschließe.¹⁰⁷ Indem er die »demokratische Alternative« des PSI zu totalitärem Kommunismus und rein parlamentarischer Demokratie betonte und sich auf die Suche nach einem dritten Weg zwischen beiden machte, nahm er nach den Ereignissen von 1956 mit der gewaltsamen Niederschlagung der Revolution in Ungarn einerseits Abschied von jeglichen Volksfrontgedanken, kritisierte andererseits aber auch die Annäherung Nennis an den linken Flügel der Christdemokraten um Aldo Moro. Er antizipierte damit sein politisches Handeln vier Jahre später, als er zusammen mit 23 weiteren sozialistischen Abgeordneten in der Kammer gegen die erste offizielle Mitte-links-Koalition Italiens stimmte und daraufhin aus dem PSI ausgeschlossen wurde.¹⁰⁸

Antifaschismus als Erinnerungskultur

Italiens Sozialisten nutzten – wie die Kommunisten – als geschichtsbewusste Politiker den antifaschistischen Diskurs im 20. Jahrhundert gezielt, um ihn als Instrument der Massenmobilisierung, der Identitätsstiftung und der Legitimation ihres politischen Handelns einzusetzen. Sie trugen damit zur Etablierung einer spezifischen Erinnerungskultur auf der Apenninenhalbinsel bei. Diese antifaschistische Erinnerungskultur der Sozialisten vollzog sich in mehreren Phasen und manifestierte sich auf unterschiedlichste Weise in Texten und Bildern, Festen, Ritualen, Symbolen und gedanklichen Ordnungen.¹⁰⁹ Eine erste Phase lässt sich von Juli 1943 bis Mai 1947 ausmachen, eine zweite von Juni 1947 bis November 1963 und eine dritte – die außerhalb der Betrachtung dieser Studie liegt – von Dezember 1963 bis Mai 1994.

106 Vgl. *ders.*, La legge di pubblica sicurezza. Si è iniziata al Senato le riforme delle norme fasciste inconciliabili con la Carta Costituzionale, Rom, 18.2.1956, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 1, b. 2, doc. 60.

107 Vgl. *ders.*, L'alternativa democratica e il tramviere. Lettera di Lelio Basso a Pietro Nenni, in: *Problemi del socialismo* 12, 1959, S. 7f.

108 Vgl. hierzu die Bilanz seines Wirkens im PSI, die er unter dem Titel »Vent'anni perduti?« in der von ihm herausgegebenen Monatszeitschrift *Problemi del Socialismo* 6, nov.–dic. 1963, zog. Abgedruckt ist die Bilanz bei: *Mariapia Bigaran* (Hrsg.), *L'archivio Basso e l'organizzazione del partito (1943–45)* (*Annali della Fondazione Basso* 8, 1985/86), Mailand 1988, S. 763–839.

109 Vgl. zum Begriff der Erinnerungskultur *Christoph Cornelißen*, Was heißt Erinnerungskultur? Begriff – Methoden – Perspektiven, in: *GWU* 54, 2003, S. 548–563, hier: S. 555.

Die erste Phase begann mit der Entlassung Benito Mussolinis als Premierminister am 25. Juli 1943. Bereits eine Woche später machte Lelio Basso im »Avanti!« klar, dass man den Faschismus weder als Betriebsunfall der italienischen Geschichte noch allein als moralische Degeneration betrachten dürfe, sondern darin vielmehr »den Ausdruck unserer ganzen politischen Unreife, die Ansammlung all unserer historischen Unzulänglichkeiten, das Scheitern der gesamten regierenden Klasse« sehen müsse. »Nur eine radikale und tief greifende Revolution kann das Übel an der Wurzel packen; nur ein wachsames und aktives Bewusstsein für all das, was ›faschistisch‹ ist in unserer Gesellschaft, in unserem Leben kann uns dabei helfen, die tragische Vergangenheit zu überwinden.«¹¹⁰ Daran anknüpfend erklärte das Zentralkomitee des PSIUP Ende August, der Palastrevolution und dem Ende des Faschismus müsse die Volksrevolution in Form tief greifender sozioökonomischer Reformen folgen. Die Partei verstand sich dabei als »Avantgarde des Fortschritts«, die den nationalen Einigungsprozess des Risorgimento vollendet und durch ihren Widerstand erheblich zum Sturz des Faschismus beigetragen habe. Da der Kampf für den Sozialismus lange vor dem Faschismus begonnen habe, müsse der bürgerliche Staat zerstört und eine auf Freiheit und sozialer Gleichheit basierende Demokratie gegründet werden. Friedensverhandlungen, das Ende der faschistischen Monarchie, umfassende zivile und politische Freiheiten und die Einheit der proletarischen Massen in internationaler Kooperation sollten folgen.¹¹¹

Die ersten drei Ziele waren relativ schnell erreicht: Nach dem Waffenstillstand und dem Ausscheiden Italiens aus der Kriegsbündnis mit dem nationalsozialistischen Deutschland am 8. September 1943 einigte sich die internationale Staatengemeinschaft bis zu den Pariser Friedensverträgen von Februar 1947 darauf, dass Italien all seine Kolonien auf- und Gebiete an Frankreich, Jugoslawien und Albanien sowie die Gegend um Triest als unabhängiges Territorium abgeben müsse. Die Monarchie machte nach dem Referendum vom 2. Juni 1946 der Republik als Staatsform Platz, und die geforderten umfassenden Freiheiten traten mit der Verfassung des demokratischen Nachkriegsitalien am 1. Januar 1948 in Kraft. Damit war das »antifaschistische Minimum«, wie Nigel Copsey die in der Tradition der Aufklärung wurzelnden demokratischen Werte nennt, erschöpft und die erste Phase der antifaschistischen Erinnerungskultur in Italien, die alle Parteien von den Kommunisten und Sozialisten über die Republikaner und die Liberalen bis zu den Christdemokraten umfasste und nur den »Movimento Sociale Italiano« ausschloss, zu Ende.¹¹²

Dabei hatten sich die Sozialisten unmittelbar nach Kriegsende für die Einheit Italiens starkgemacht, um die Differenzen des Landes seit der Gründung des Nationalstaats 1870 mit all seinen sozialen und kulturellen Spannungen zwischen dem Norden und dem Süden auszugleichen. Generalsekretär Pietro Nenni betonte bei einer Veranstaltung des PSIUP im Teatro San Carlo in Neapel am 3. Juni 1945: »Es gibt keinen Norden, es gibt keinen Süden: Es gibt Italien, das seine Vergangenheit begraben will.«¹¹³ Er sprach sich dafür aus, den Faschismus nicht nur in seinen führenden Köpfen, in seiner Organisation und seiner sozio-politischen Klasse zu zerstören, sondern vor allem dessen entmündigende und barbarische Erscheinungsformen. Um eine neue Diktatur zu vermeiden, sei es notwendig, wachsam, politisch interessiert und nicht gleichgültig zu sein.¹¹⁴ Nenni wählte für diesen mit viel Applaus bedachten Appell bewusst Neapel, da zum einen der antifaschistische Widerstand in Süditalien und das politische Bewusstsein der breiten Bevölkerung wegen der geringeren

110 Lelio Basso, Come prima, peggio di prima, in: Avanti!, 1.8.1943.

111 Vgl. Dichiarazione politica del Partito Socialista Italiano di Unità Proletaria. Avanti!, numero straordinario, 25.8.1943, ACS, Archivio Ivanoe Bonomi, b. 3, E-I-16.

112 Vgl. Copsey/Olechnowicz, Varieties of Anti-Fascism, S. xiv.

113 Pietro Nenni, stenografische Mitschrift seiner als Generalsekretär des PSI im Teatro San Carlo gehaltenen Rede, Neapel, 3.6.1945, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 87, fasc. 2191, S. 2.

114 Vgl. ebd., S. 17f.

Einbeziehung in den antifaschistischen und antinationalsozialistischen Befreiungskrieg und wegen seiner agrarisch dominierten Struktur schwächer ausgeprägt waren als im Norden und in der Mitte. Dementsprechend sollte sich die neue politische Regierung an norditalienischen Kriterien ausrichten, wie er zwei Tage nach dem 25. April 1945, als sich die großen norditalienischen Städte mithilfe der Alliierten von der deutschen Besatzung befreit hatten, in seinem Artikel »Der Wind des Nordens« im »Avanti!« gefordert hatte.¹¹⁵

Zum anderen hatten auch in Neapel Teile der Bevölkerung in den letzten Septembertagen des Jahres 1943, als die alliierten Truppen herannahen und die Wehrmacht zum Rückzug zwingen, die Gunst der Stunde genutzt, um mit einigen Aktionen ihren Beitrag zur Resistenza zu leisten.¹¹⁶ Insgesamt vertraten die Sozialisten die Auffassung, das antifaschistische und demokratische Italien sei nicht etwa das Werk einiger Weniger, sondern eine reale Kraft, die auf der Energie und dem Mut des ganzen Volkes basierte. Damit war der Mythos der Resistenza und die politische Selbstlegitimation des italienischen Antifaschismus geboren: Die Avantgarde des Volkes, also die Arbeiterklasse, habe es rechtzeitig geschafft, sich nach zwanzigjährigem Kampf vom Faschismus zu lösen und den Kampf im Befreiungskrieg gegen die Unterdrückung durch das nationalsozialistische Deutschland und die kollaborierenden italienischen Faschisten fortzusetzen.¹¹⁷ Das antifaschistische Italien zählte sich somit – nicht ganz zu Unrecht – zu den Siegern des Zweiten Weltkriegs. Das Ausscheren aus der Kriegsallianz mit Hitler-Deutschland 1943 ermöglichte es den Antifaschisten noch zwei Jahre später, alle Schuld auf Mussolini und die Deutschen abzuladen, die Italien in einen niemals gewollten Krieg hineingezwungen hätten. Dieses Verständnis der Resistenza, das den Widerstand mit der gesamten italienischen Gesellschaft gleichsetzte, entwickelte sich zum charakteristischen Interpretament der politischen Linken in den Nachkriegsjahren.¹¹⁸

Zwar gelang es den Sozialisten auch, das vom Parteivorstand im August 1943 formulierte letzte Ziel teilweise zu verwirklichen und zusammen mit den Kommunisten sowie einigen kleineren Partnern am 28. Dezember 1947 die ersehnte Einheit der Arbeiterklasse in der »Demokratischen Volksfront« herzustellen. Doch der mittlerweile heiß gewordene Kalte Krieg hatte in Italien schon sieben Monate zuvor den Ausschluss der beiden Arbeiterparteien aus der italienischen Regierung und zudem die Spaltung der Sozialisten in einen marxistischen Mehrheitsflügel, der als PSI der Volksfront angehörte, und eine reformorientierte sozialdemokratische Partei, dem PSLI, zur Folge. Damit war der Antifaschismus in Italien in dieser zweiten Phase nicht nur zu einem Element des Klassenkampfes geworden. Auch die Zusammenarbeit der Volksfront auf internationaler Ebene kam dadurch zum Erliegen, dass der PSI aufgrund seiner Nähe zu Moskau als einzige westliche sozialistische Partei bis in die 1950er Jahre hinein vom 1947 gegründeten »Komitee der Internationalen Sozialistischen Konferenz« (COMISCO), aus der 1951 die neue Sozialistische Internationale hervorging, ausgeschlossen blieb. Diese zweite Phase der antifaschistischen Erinnerungskultur endete offiziell erst, als der PSI 1963 ein Regierungsbündnis mit den Christdemokraten einging und ein allumfassender staatstragender Antifaschismus die öffentliche Erinnerung Italiens bis zum Zusammenbruch des Parteiensystems in den 1990er Jahren prägte.¹¹⁹

115 Vgl. *Pietro Nenni*, *Il vento del Nord*, in: *Avanti!*, 27.4.1945.

116 Vgl. zuletzt *Francesco Soveria*, *La difficile memoria. La Resistenza nel Mezzogiorno e le Quattro Giornate di Napoli*, Neapel 2012.

117 Vgl. *Pietro Nenni*, *Si passa e si passerà*, in: *Avanti!*, 5./6.6.1944.

118 Vgl. *Focardi*, *La guerra della memoria*, S. 5–10, und *Klinkhammer*, *Der Resistenza-Mythos*, S. 126–131.

119 Vgl. zur Öffnung der DC für den PSI *Guido Crainz*, *La »legittimazione« della Resistenza. Dalla crisi del centrismo alla vigilia del '68*, in: *Mino Argentieri* u. a. (Hrsg.), *Fascismo e antifascismo negli anni della Repubblica*, Mailand 1986, S. 62–97.

In die zweite, die klassenkämpferische Phase der antifaschistischen Erinnerungskultur fallen zahlreiche Attacken seitens der oppositionellen Sozialisten auf die regierenden Christdemokraten. In erster Reihe warnte dabei Lelio Basso trotz des Zusammenbruchs des faschistischen Regierungssystems auf dem PSI-Parteitag 1948 in Rom davor, dass »einige Elemente der Plutokratie« nach wie vor existierten und besonders in der DC versuchten, ihre Privilegien zu bewahren. Auch wenn sie sich nicht mehr als Faschisten bezeichneten, handele es sich letztlich doch immer noch um Faschismus.¹²⁰ Er zog eine Kontinuitätslinie vom antidemokratischen Liberalismus über den Faschismus zur Christdemokratie und zeigte sich davon überzeugt, dass »nur die Arbeiterbewegung die Rolle eines glaubhaften Verteidigers der Demokratie einnehmen« könne.¹²¹ Ein halbes Jahr später auf dem nächsten Parteitag der Sozialisten in Genua machte er den Hauptgrund für das Scheitern der Volksfront bei den Parlamentswahlen im Frühjahr darin aus, dass man schon 1945 die Einheit der Arbeiterklasse hätte organisieren müssen. Mittlerweile seien zu viele Kompromisse innerhalb der politischen Linken geschlossen worden. Zudem habe der Antifaschismus unterschiedlichste Gruppen enthalten, die in den vergangenen Jahren erfolgreich auf die Bewahrung ihrer Privilegien und auf eine Trennung von Faschismus und seinen tieferen Gründen hingearbeitet hätten.¹²² Bassos Gleichsetzung des Faschismus mit der christdemokratischen Partei gipfelte in seinem 1951 erschienenen Buch »Due totalitarismi«, in dem er die italienische Regierungspartei totalitärer Methoden beschuldigte. Sie umgebe sich zum Schein mit kleineren Parteien als Koalitionspartnern, benutze diese jedoch in Wahrheit nur, um die Flanken der eigenen Partei zu schützen und die wahre totalitäre Essenz zu verschleiern.¹²³

Im ständigen Bemühen, Italien diese tiefer reichenden Gründe des Faschismus und den Zusammenhang mit dem Kapitalismus im Sinne eines klassenkämpferischen Antifaschismus zu erklären, entwickelte der PSI als Partei insgesamt, aber auch einige seiner führenden Politiker in individueller Weise, umfassende publizistische und Vortragstätigkeiten. Damit bediente die Partei besonders in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren ein wachsendes Bedürfnis und Interesse der italienischen Bevölkerung, die eigene Geschichte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts besser zu verstehen. Bereits 1949 hatte das Mailänder Zentralinstitut für die Geschichte der italienischen Befreiungsbewegung unter Leitung des führenden Widerstandskämpfers und demokratischen Politikers Ferruccio Parri seine Arbeit aufgenommen und mit der Zeitschrift »Il movimento di liberazione in Italia« ein bis heute existierendes wichtiges Organ zur Erforschung der italienischen Zeitgeschichte gegründet.¹²⁴ An den wissenschaftlichen Veranstaltungen nahmen häufig auch sozialistische Resistenza-Persönlichkeiten, wie Pietro Nenni an der dritten großen Tagung des Instituts 1958 in Florenz über »Entscheidende Momente der Resistenza 1944«, teil.¹²⁵

120 Vgl. *Lelio Basso*, Rede des Generalsekretärs auf dem 26. Parteitag des PSI im Teatro Astoria in Rom, teilweise abgedr. in: *Avanti!*, 20.1.1948.

121 Zit. nach *Sergio Dalmasso*, *Lelio Basso nella storia del socialismo italiano. A trent'anni dalla fondazione del Psiup*, Mailand 1995, S. 9.

122 Vgl. die Rede des scheidenden Generalsekretärs Lelio Basso auf dem 27. Parteitag des PSI in Genua, in: *Avanti!*, 28.6.1948.

123 Vgl. *Lelio Basso*, *Due totalitarismi*, Mailand 1951. Er wiederholte zentrale Gedanken aus dem Buch auch in späteren Jahren an anderer Stelle: vgl. *Lelio Basso*, *Limiti e problemi della democrazia in Italia*, Rom, September 1955, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 1, b. 1, doc. 44.

124 Die Zeitschrift heißt seit 1973 »Italia contemporanea«. Vgl. den Internetauftritt unter URL: <<http://www.italia-liberazione.it>> [18.7.2013]. Das Institut ist Mitglied des »Comité international d'histoire de la Deuxième Guerre mondiale«, das 1965 mit einem provisorischen Büro von Ferruccio Parri und dem französischen Résistance-Kämpfer Henri Michel und 1970 mit Michel als Präsident offiziell gegründet wurde.

125 Vgl. Ferruccio Parri an Pietro Nenni, Mailand, 12.2.1958, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 35, fasc. 1696. Die erste Tagung hatte sich 1952 mit methodischen Fragen, die zweite Tagung 1954 mit 1943 als zentralem Jahr für die italienische Zeitgeschichte befasst.

Ausgehend von Turin organisierten antifaschistische Intellektuelle, darunter auch Sozialisten wie Enzo Collotti, um 1960 im ganzen Land umfassende Vorlesungsreihen zur italienischen Geschichte, in der Persönlichkeiten der Resistenza wie Basso, Nenni, Vittorio Foa, Sandro Pertini, Emilio Lussu, Riccardo Lombardi und andere sprachen.¹²⁶ Dabei lag den Sozialisten daran, die Relevanz des Antifaschismus in Vergangenheit und Gegenwart aufzuzeigen.¹²⁷ Hinzu kamen Bemühungen sozialistischer Politiker, die Geschichte der eigenen Partei bis in die jüngste Zeit zu schreiben. Basso etwa hielt in einem solchen Versuch von 1958 fest, dass der PSIUP nach 1943 für die jüngere Generation wegen der Dominanz älterer Traditionen im Vergleich zu den Kommunisten oder der Aktionspartei (PdA) kaum attraktiv gewesen sei. Einen wichtigen Beitrag zur Erneuerung und einer deutlichen Attraktivitätssteigerung der Partei habe deshalb der Beitritt der PdA-Politiker nach dessen Auflösung 1947 in den PSI geleistet. Denn damit habe der PSI nicht nur die heroische Tradition großer sozialliberaler Intellektueller wie Pietro Gobetti und Carlo Rosselli in sich aufgenommen, sondern auch »den lebendigsten Teil der militanten italienischen Kultur«, »eine vornehme Tradition der Kämpfe für den Triumph der Demokratie« und »eine der lebendigsten und kampferprobtesten Strömungen des Antifaschismus«. Dadurch hätten die früheren Mitglieder des PdA gezeigt, dass ein Kampf für einen demokratischen Sozialismus in Italien nur innerhalb des PSI geführt werden könne.¹²⁸

Neben der Teilnahme an Tagungen und anderen öffentlichen Veranstaltungen sammelten nahezu alle der hier untersuchten Personen sozialistische und antifaschistische Literatur aus den Jahrzehnten der Diktatur und publizierten eine Vielzahl von Artikeln und Büchern über ihre antifaschistischen Erfahrungen sowie über Fragen, die den Themenkomplex Antifaschismus und die Gegenwart beziehungsweise Zukunft berührten. Basso beispielsweise schrieb im Untersuchungszeitraum das bereits genannte Buch über Faschismus und Christdemokratie als die beiden Totalitarismen (1951) sowie gut 20 Aufsätze über Faschismus und Antifaschismus.¹²⁹ Nenni produzierte ebenfalls historische Schriften in großen Mengen als Zeitzeugenberichte, darunter sein 1945 in Mailand und Rom in

126 Vgl. Enzo Collotti an Pietro Nenni, Mailand 27.12.1960, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 22, fasc. 1241. Aus dem Schreiben, in dem Collotti Nenni bat, einen Vortrag über die Exilzeit und die internationale Zusammenarbeit im März 1961 in Mailand zu halten – was Nenni aus Termingründen ablehnen musste –, geht hervor, dass Basso für den ersten Vortrag über »Die Ursachen des Faschismus« zugesagt hatte, ferner Vittoria Foa für »Die Wirtschaftsstrukturen des Regimes«, Leo Valiani für »Die Krise der europäischen Demokratie«, Riccardo Bauer für »Der italienische Widerstand: die Ursprünge im Antifaschismus, seine sozialen Gruppen und die Bewegung bis 1943«, Franco Venturi für »Der italienische Widerstand: politische Probleme, Beziehungen zwischen den Parteien und Verhältnis zu den Alliierten« sowie schließlich Ferruccio Parri für »Von der Resistenza über die Republik bis zur Verfassung«. Die Vorträge der ersten Reihe in Turin sind publiziert unter dem Titel *Trent'anni di storia italiana, 1915–1945: Dall'antifascismo alla Resistenza. Lezioni con testimonianze presentate da Franco Antonicelli*, Turin 1961. Zu Collottis Beitrag zur antifaschistischen Erinnerungskultur vgl. *Mariuccia Salvati* (Hrsg.), *Enzo Collotti, Impegno civile e passione critica*, Rom 2010.

127 Vgl. den Beitrag Lelio Bassos, *Antifascismo ieri e oggi* für eine Tagung in Genua 1961, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 15, b. 7, fasc. 34.

128 Lelio Basso, Manuskript über die Geschichte des PSI von den Ursprüngen bis 1957, Mailand/Rom 1958, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 2, b. 9, fasc. 18, S. 15f.

129 Vgl. *Luciani*, *Bibliografia degli scritti di Lelio Basso*. Unter seinen Veröffentlichungen finden sich unter anderem: *Dal delitto Matteotti alle leggi eccezionali*, in: *Trent'anni di storia italiana, 1915–1945. Dall'antifascismo alla Resistenza*, Turin 1961, S. 69–86, 101–126; ferner Artikel im »Avanti!«, »Critica sociale«, »Quarto Stato«, »L'Unità«, »Socialismo«, »La Repubblica d'Italia«, »Il Nuovo Corriere della sera«, »Epoca«, »Milano sera«, »Il Paese«, »Solidarietà democratica«, »La Squilla«, »Il Contemporaneo«, »Mondo operaio« und »Problemi del socialismo«.

italienischer Sprache veröffentlichtes Buch »Sechs Jahre Bürgerkrieg 1919–1925«, das den von Kapital, Monarchie und Kirche getragenen Faschismus als ständige Kriegsgefahr betrachtet¹³⁰, und sein Erfahrungsbericht aus dem Spanischen Bürgerkrieg mit dem einfachen Titel »Spagna«, ein Aufruf zur Einheit der Arbeiterklasse und zur internationalen Solidarität aller Antifaschisten, Demokraten und Republikaner, in dem er an die demokratischen Traditionen des Risorgimento anknüpft und die besondere italienische Verpflichtung zum Kampf gegen den Faschismus wegen dessen »Erfindung« in Italien in den 1920er und des Exports nach Spanien in den 1930er Jahren betont.¹³¹ Im Unterschied zu Basso avancierte Nenni selbst zu einem Objekt der Geschichtsschreibung: 1950 befragte ihn Angelo Tasca als Zeitzeugen für seine Studie über alle italienischen Antifaschisten in Exil und Widerstand.¹³² Großes Interesse an Nenni als Persönlichkeit der italienischen Geschichte im 20. Jahrhundert zeigte auch Domenico Zucaro, der Nennis Schriften der Jahre 1919–1940, eine Reihe von Aufsätzen und schließlich dessen Tagebücher in den 1960er Jahren edierte, die zu einer viel benutzten Quelle des italienischen Antifaschismus und der Geschichte der Republik wurden.¹³³ Sogar Mussolinis früherer stellvertretender Vorsitzender der faschistischen Partei wandte sich an Nenni mit der Bitte, sein 1947 erschienenes Buch über den Duce im »Avanti!« zu besprechen, was Nenni allerdings ablehnte.¹³⁴ Schließlich ersuchten Historiker und Journalisten den kampferprobten Sozialisten häufig um Auskunft und Kopien zu seltenen Publikationen aus der Zeit der Resistenza¹³⁵ oder fragten in Sachen historischer Vorträge und Aufsätze meist aus der Zeit des Exils und der internationalen Zusammenarbeit des Antifaschismus an.¹³⁶ Neben Basso und Nenni hinterließen auch nahezu alle anderen hier untersuchten führenden Sozialisten eine große Fülle von Erfahrungsberichten und Studien zu den Themen Faschismus und Antifaschismus. Sie alle zu nennen und kurz vorzustellen würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Daher sei an dieser Stelle nur auf wenige zentrale Werke wie Angelo Tascas Buch über die Anfänge des Faschismus in Italien¹³⁷, Sandro Pertinis Erinnerungen

130 Das Werk erschien zunächst während Nennis Exil 1930 auf Französisch in Paris unter dem Titel »Six ans de guerre civile en Italie« und beruhte auf kürzeren, ein Jahr zuvor ebenfalls in Paris publizierten »Erinnerungen eines Sozialisten«.

131 Vgl. *Pietro Nenni*, Spagna, Mailand/Rom 1958; es folgten mehrere Auflagen, darunter 1976 eine erweiterte. 1959 wurde das Werk ins Französische, 1964 ins Spanische, 1975 ins Portugiesische und 1977 erneut ins Spanische übersetzt und dort meist ebenfalls mehrfach aufgelegt.

132 Vgl. Angelo Tasca an Giuseppe Faravelli, Paris, 25.9.1950, in: *Masini/Merli*, Il socialismo al bivio, S. 429.

133 Vgl. ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 43, fasc. 2011, carte Zucaro: 1962 Edition von Nennis Schriften 1919–1940 in drei Bänden: 1) bis 1926, 2) Emigration bis 1935, 3) Spanien und Volksfront bis 1939; ab 1967 Reihe von Aufsätzen im *Mondo operaio* als »Contributi alla storia dell'antifascismo socialista«; ab 1969 politische Tagebücher als Publikationsprojekt.

134 Vgl. Cesare Rossi, Korrespondenz mit Nenni, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 38, fasc. 1811.

135 Vgl. Giovanni Pirelli an Pietro Nenni, Rom, 24.10.1952, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 36, fasc. 1739. In Brief 5, Rom, 5.5.1956 berichtet Pirelli von der Gründung des »Istituto Rodolfo Morandi«, in dessen Komitee Nenni saß. Im beigefügten Statut heißt es, Ziel des Instituts sei unter anderem »b) Studien und Publikationen über die Geschichte des Antifaschismus, der Resistenza und der Befreiung zu fördern; c) Studientagungen über diese Themen zu organisieren; d) eine Spezialbibliothek zu diesen Gebieten aufzubauen«.

136 Vgl. zum Beispiel Gaetano Arfé an Pietro Nenni, Rom, 19.4.1959 und 12.5.1959, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 17, f. 1057. Arfé, seit Kurzem Mitherausgeber des *Mondo operaio*, bat Nenni für ein Heft über das Risorgimento um einen Beitrag aus der Exilzeit.

137 Vgl. *Angelo Tasca*, Nascita e avvento del fascismo. L'Italia dal 1918 al 1922, Florenz 1950, und die 1963 erschienene, den Zeitraum der Untersuchung bis 1955 ausdehnende Ausgabe. Die Erstausgabe hatte Tasca 1938 im französischen Exil unter dem Titel »La naissance du fascisme. L'Italie de 1918 à 1922« in Paris publiziert.

an die geglückte Flucht aus Italien mit Filippo Turati¹³⁸, Paolo Treves' Reflexionen über die zwanzig Jahre der faschistischen Diktatur¹³⁹ oder Giuseppe Saragats Eindrücke aus der Exilzeit verwiesen.¹⁴⁰

Was große öffentliche Auftritte betrifft, so erinnerten die Sozialisten jedes Jahr am 25. April zusammen mit den anderen die Verfassung stützenden Parteien an die Befreiung der Städte Mailand und Turin sowie Bologna, Genua und Venedig von der nationalsozialistischen Besetzung durch die Resistenza im Jahr 1945. Wie kein anderer nationaler Feiertag haben die seit 1946 jährlich stattfindenden Gedenkveranstaltungen den Gründungsmythos der Resistenza für die italienische Republik in der nationalen Erinnerungskultur festgeschrieben.¹⁴¹ Zwar haben auch die anderen zentralen antifaschistischen Gedenktage zum Waffenstillstand am 8. September 1943, zur Entlassung Mussolinis als Premierminister am 25. Juli 1943, zum deutschen Massaker in den Fosse Ardeatine am 24. März 1944 und zum Jahrestag der italienischen Republik am 2. Juni 1946 tiefe Spuren im kollektiven Gedächtnis hinterlassen, aber nicht im gleichen Maße wie der 25. April 1945. Dieser Befund erscheint wenig überraschend, wenn man bedenkt, dass die junge italienische Republik neue Identitätsmerkmale und unbelastete republikanische Zeremonien benötigte, um ihre politische Systemtransformation zu legitimieren. Zwar zog der 25. April eine Linie zwischen Faschismus und Republik, interpretierte aber die Resistenza als »zweites Risorgimento« und stellte somit anstelle des Bruchs die Kontinuitäten der nationalen Geschichte in den Mittelpunkt. Ab Mitte der 1950er Jahre nahm das interpretative Moment des Befreiungskriegs gegen die nationalsozialistische Besatzungsherrschaft die zentrale Rolle ein.

Obwohl die Regierung die Gedenkveranstaltungen anfangs nicht näher gesetzlich regelte, entwickelte sich im Laufe der Jahre eine gewisse Routine im Ablauf der Zeremonie n, zu denen die Erinnerung an die Toten, offizielle Ansprachen und Ehrungen, öffentliche Prozessionen und Veranstaltungen sowie kulturelle Ereignisse zählten. In den ersten beiden Jahren 1946 und 1947 nahmen noch alle antifaschistischen und demokratischen, in der Verfassungsgebenden Versammlung vertretenen Parteien samt der Regierung und den Partisanenverbänden an den offiziellen Feierlichkeiten in allen größeren italienischen Städten teil, beschworen die Einheit des Volkes und taten sowohl den Faschismus als auch den Nationalsozialismus als nicht italienische Phänomene ab.¹⁴² Mit der ersten »heißen« Phase des Kalten Kriegs 1948 wich dieser Konsens getrennten Erinnerungskulturen: Von nun an unterstützen die christdemokratisch geführten Regierungen eine stille Erinnerung in Publikationen und Veranstaltungen hinter geschlossenen Türen, wohingegen Sozialisten und Kommunisten in klassenkämpferischer Einheit lautstarke populäre Massenveranstaltungen auf öffentlichen Plätzen organisierten. An den Inhalten änderte sich freilich wenig, wie ein Aufruf des Exekutivkomitees des nationalen Partisanenverbandes

138 Vgl. *Sandro Pertini*, La fuga di Filippo Turati, in: *Trent'anni di storia italiana, 1915–1945. Dall'antifascismo alla Resistenza*, Turin 1961, S. 195–198.

139 Vgl. *Paolo Treves*, *Quello che ci ha fatto Mussolini*, Rom 1945. Die Originalausgabe erschien 1940 in London, 1942 folgte eine erste italienische Übersetzung.

140 Vgl. *Giuseppe Saragat*, *Antifascismo, democrazia, socialismo. Pagine attuali degli anni dell'esilio*, Rom 1951.

141 Vgl. *Focardi*, *La guerra della memoria*; *Ina Brandt*, *Memoria, Politica, Polemica*. Der 25. April in der italienischen Erinnerungskultur, in: *Terhoeven*, *Italien, Blicke*, S. 235–256. Von der ersten provisorischen Regierung De Gasperi am 22.4.1946 bereits zum Nationalfeiertag erklärt, wurde das Datum per Gesetz im Mai 1949 bestätigt.

142 In der offiziellen Erinnerungsrhetorik, besonders zu den Feierlichkeiten des 25. April, war deshalb stets von »Nazifaschismus« die Rede, um auf den Nationalsozialismus und den Kampf gegen die deutsche Besetzung in den Jahren 1943–1945 zu verweisen. Vgl. zum Beispiel *Lelio Basso*, *Risuscitare lo spirito della Resistenza*, in: *Avanti!*, 9.11.1947.

ANPI zum 25. April 1948 im »Avanti!« unter dem Titel »Vereint gegen den Faschismus« zeigt.¹⁴³

Aus den Reihen des PSI hielten meist frühere aktive Resistenza-Kämpfer die Hauptreden.¹⁴⁴ Einer von ihnen, das frühere PdA-Mitglied Riccardo Lombardi, publizierte zur alljährlichen Gedenkfeier 1949 einen viel beachteten Aufsatz im »Avanti!«, in dem er erklärte, den 25. April nicht als einen der Höhepunkte der antifaschistischen Volksrevolution erinnern zu wollen, weil diese noch nicht vollendet sei. Das zweifellos wichtige Ereignis bedeute nichts weiter als eine Übergangsphase. Man müsse die Resistenza im Kontext des Kampfes gegen den nationalen und internationalen Faschismus seit 1922 sehen, dabei all diejenigen einbeziehen, die aktiven Widerstand gegen Mussolini, Hitler, Francisco Franco, António de Oliveira Salazar und das Vichy-Regime geleistet hätten, und dürfe sich nicht damit begnügen, die Deutschen in die Flucht geschlagen zu haben. Der demokratischen Revolution von 1945 müsse nun die sozialistische Revolution folgen, deren Erfolg von Christdemokraten und Liberalen behindert werde. Lombardi sprach deshalb auch von einer »unterbrochenen Revolution«, deren Werte die amtierenden Politiker stets daran erinnern sollten, eine Rückkehr des präfaschistischen Staats zu verhindern. Indem er De Gasperi vorwarf, die historische Mission der Resistenza verraten zu haben, brachte er neben dem nationalen Befreiungskampf aller italienischen Antifaschisten den Klassenkampf als politisches Instrument in die sozialistische Meistererzählung ein, um die eigenen Wähler zu mobilisieren.¹⁴⁵

Diese Langzeitperspektive für eine Betrachtung des italienischen und internationalen Faschismus teilten viele Sozialisten.¹⁴⁶ »Die Resistenza lebt nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft«, schrieb Basso in seinem Beitrag »Die Republik ist aus der Resistenza geboren« für den 25. April 1954 im Zentralorgan des PSI. Lombardis Gedanken fünf Jahre zuvor aufgreifend, beklagte er sich über die offizielle Gedenkmaschinerie anlässlich des 10. Jahrestags des Massakers in den Fosse Ardeatine in Rom 1944, denn zeitgleich mit der Gedenkfeier hielt der frühere Arbeitsminister, der christdemokratische Gewerkschafter Leopoldo Rubinacci, in Castellammare di Stabia bei Neapel eine Wahlkampfveranstaltung mit früheren Faschisten ab. Für Basso existierten die in der zwölften Übergangsverfügung der Verfassung geschriebenen Sätze zum Verbot faschistischer Organisationen in Italien nur auf dem Papier. Es reiche nicht aus, einmal im Jahr mit übertriebenen Emotionen den 25. April als abstraktes Ereignis der Resistenza zu feiern. Stattdessen müsse man vielmehr den »Geist der Resistenza« im täglichen Leben erfahrbar machen.¹⁴⁷ Obwohl die antifaschistischen Partisanen in den 1950er Jahren alle wichtigen Prozesse gegen Neofaschisten gewannen¹⁴⁸, waren sich Sozialisten im In- und Ausland der ständigen Gefahr durch neofaschistische Organisationen und der aufmerksamen Beobachtung durch die ausländische Presse bewusst.¹⁴⁹

143 Vgl. ANPI, *Uniti contro il fascismo*, in: *Avanti!*, 25.4.1948. Folgende Elemente wurden darin angesprochen: Sieg der Demokraten über den Nazifaschismus, nationale Einheit, zweites Risorgimento, Totengedenken, Aufruf zur Wachsamkeit gegenüber Neofaschisten und zum Schutz der Demokratie.

144 Vgl. die Übersicht der PSI-Redner zum 9. Jahrestag der Befreiung, in: *Avanti!*, 25.4.1954, S. 5: In Asti sprach Alberto Jacometti, in Alessandria Giuseppe Romita, in Fidenza Tullio Vecchiotti, in Tivoli Vittorio Foa, in Foggia Francesco De Martino, in Palermo Emilio Lussu und in Cagliari Lelio Basso.

145 Vgl. *Riccardo Lombardi*, 25 aprile, in: *Avanti!*, 25.4.1949.

146 Vgl. *Lelio Basso*, *L'alternativa democratica*, S. 7–20.

147 Vgl. *ders.*, *La Costituzione è nata dalla Resistenza*, in: *Avanti!*, 25.4.1954.

148 Vgl. *Focardi*, *La guerra della memoria*, S. 34–36.

149 Vgl. Angelo Tasca an Giuseppe Faravelli, Paris, 22.3.1948, in: *Fondazione Giangiacomo Feltrinelli Mailand (FGF), Fondo Angelo Tasca, Corrispondenza*, fasc. 141; Montana an Giuseppe Faravelli, New York, 30.10.1946, in: *Masini/Merli, Il socialismo al bivio*, S. 163f.

Die Feiern zum 10. Jahrestag der Befreiung am 22. April 1955 liefen einerseits noch in traditionellen Bahnen ab, indem die politische Linke die DC bezichtigte, die Resistenza verraten und mit dem Ausschluss von PSI und PCI 1947 eine echte demokratische Erneuerung des Landes verhindert zu haben, während die DC den Kommunisten vorwarf, einer antidemokratischen totalitären Doktrin anzuhängen.¹⁵⁰ Andererseits hielt der dem linken Parteiflügel zugehörige christdemokratische Kammerpräsident Giovanni Gronchi eine viel beachtete, auf Versöhnung setzende Gedenkrede, in der er an die Gefallenen für ihre Pflichterfüllung, aber vor allem an die für Freiheit und Unabhängigkeit kämpfende Volksbewegung der Resistenza erinnerte und sie zum Ausgangspunkt der demokratischen Republik Italien machte. Dies kam auch bei den Sozialisten gut an.¹⁵¹ Nicht umsonst wurde Gronchis Rede mit viel Beifall bedacht und er selbst eine Woche später auch mit den Stimmen des PSI zum Nachfolger Luigi Einaudis als Staatspräsident gewählt.¹⁵² Trotz dieser vorsichtigen Zeichen der Annäherung zwischen Sozialisten und Christdemokraten gelang es ersteren bis Ende der 1950er Jahre nie, das Misstrauen der bürgerlichen Mittelschichten gegenüber dem Antifaschismus und der Resistenza aufzulösen. Erst nach Massenprotesten gegen eine von Neofaschisten tolerierte christdemokratische Minderheitsregierung 1960 erlangte der 25. April seine frühere Bedeutung wieder zurück und wurde ab 1963 in bewährter antifaschistischer Einheit von der neuen Mitte-links-Koalition aus Christdemokraten, Sozialisten und einigen kleineren Parteien zelebriert. Zudem drängte der Antifaschismus in den 1960er und 1970er Jahren mehr und mehr aus den Parlamentsgebäuden und dem Parteienstreit heraus und motivierte stattdessen zunehmend wissenschaftliche und politische Debatten in den Universitäten.¹⁵³

III. ITALIENS SOZIALISTEN IN WESTEUROPÄISCHER PERSPEKTIVE

Vergleicht man den Fall deutscher und französischer Sozialisten mit dem italienischen, so ergeben sich zahlreiche Gemeinsamkeiten, aber auch gewichtige Unterschiede. Neben Italien und Deutschland, wo der Umgang mit der Geschichte des Faschismus und des Nationalsozialismus immer wieder besonders heftige Auseinandersetzungen hervorgerufen hat, ist die Einbeziehung Frankreichs deshalb interessant, weil es in dreifacher Weise als Exilland, als von einer Volksfront regierter Staat und als von den Nationalsozialisten teils direkt besetzter, teils indirekt durch das Vichy-Regime kontrollierter und kollaborierender Raum mehrere Stadien politischer und gesellschaftlicher Umbrüche durchlief.¹⁵⁴ Wie im PSI prägte auch in der SPD und in der »Section française de l'Internationale ouvrière« (SFIO) nach 1945 die Generation der um 1900 Geborenen mit starken eigenen Erfahrungen des Antifaschismus die Politik innerhalb der Parteien und auf nationaler Ebene. Dabei finden sich in allen drei Ländern Vertreter einer älteren Generation wie Nenni, Kurt Schumacher oder Léon Blum und zugleich Repräsentanten einer jüngeren Generation wie Basso und Morandi, Erich Ollenhauer und Willy Brandt oder Daniel Mayer und Guy Mollet. Beide Generationen, in denen sich weniger Vertreter des typischen Arbeitermilieus als Repräsentanten des sozialistischen Intellektuellen finden, kämpften ab den 1920er

150 Vgl. die Berichterstattung der sozialistischen Presse im »Avanti!« vom 23. bis 26.4.1955.

151 Vgl. Avanti!, 23.4.1955.

152 Vgl. *Focardi*, La guerra della memoria, S. 37. Gronchis Rede vom 22.4.1955 im Volltext findet sich in seinen vom Senat herausgegebenen Discorsi parlamentari, Rom 1986, S. 472–480.

153 Vgl. *Mariuccia Salvati*, Lelio Basso protagonista e interprete della Costituzione, in: *Giancarlo Monina* (Hrsg.), La via alla politica. Lelio Basso, Ugo La Malfa, Meuccio Ruini protagonisti della Costituente, Mailand 1999, S. 38.

154 Zur Frage, ob es einen französischen »Faschismus« gab, vgl. *Andreas Wirsching*, Zeev Sternhell und der französische »Faschismus«, in: *Mittelweg* 36, 2000, H. 6, S. 41–52.

und 1930er Jahren gemeinsam gegen faschistische Bewegungen und Regierungen in den jeweiligen Ländern. Viele Sozialisten zahlten hierfür einen hohen Preis, angefangen von persönlichen Entbehrungen, Verfolgung und Exil bis hin zum Verlust des Lebens.

Nach 1945 wirkten italienische, deutsche und französische Sozialisten wie Basso und Lina Merlin, Carlo Schmid und Wilhelm Hoegner, Félix Gouin und Vincent Auriol an der Ausarbeitung von nationalen und Länderverfassungen entscheidend mit und drückten diesen in teils erheblicher Weise einen progressiven sozialistischen Stempel auf. Indem sie individuelle und kollektive Freiheiten, Gewaltenteilung und pluralistische Ideen betonten, entwarfen sie Normen, die denjenigen der totalitären faschistischen und nationalsozialistischen Regime vollkommen entgegenstanden. Sie setzten sich ferner für eine Entfernung und Bestrafung kompromittierter Faschisten und Nationalsozialisten aus politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Führungspositionen ein. Zugleich arbeiteten sie für den Aufbau einer sozialen Demokratie, die allen Italienern, Deutschen und Franzosen, Frauen explizit eingeschlossen, eine möglichst breite Teilhabe am gesellschaftlichen Entscheidungsprozess garantieren sollte. Neben ökonomischen Maßnahmen zählten hierzu vor allem soziokulturelle Instrumente im Bildungs- und Erziehungswesen, welche die Sozialisten traditionell als Schlüsselmomente für mehr soziale Gerechtigkeit betrachteten. Einen zentralen Bestandteil dieser soziokulturellen Instrumente sahen italienische, deutsche und französische Sozialisten in der Aufklärung über und stetigen Erinnerung an die jüngste Vergangenheit. Hierdurch wollten sie die Deutungshoheit über den politischen Nachkriegsdiskurs gewinnen, ihre politischen Handlungen und Programme in Vergangenheit und Gegenwart legitimieren, für die Richtigkeit politischer Werte wie Demokratie, Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit und europäische Zusammenarbeit werben, Tradition und Sinn stiften und soziale Räume konstruieren, in denen die Gegner solcher Werte vom gesellschaftlichen Diskurs ausgeschlossen werden sollten.

Gewiss spielte der Antifaschismus als Paradigma, Diskurs, Handlungskonzept und Ausdruck einer politischen Kultur eine zentrale Rolle für das Denken und Handeln westeuropäischer Sozialisten vor, aber auch nach 1945. Hier gilt es zunächst festzuhalten, dass der Antifaschismus in den drei untersuchten Ländern zu verschiedenen Phasen unterschiedliche Formen und Inhalte annahm. Dies gilt für Italien ab 1919 (erste *fasci di combattimento* gegen Sozialisten), für Deutschland ab etwa 1930 (deutlicher Stimmenzuwachs für die NSDAP bei den Reichstagswahlen) und für Frankreich verstärkt ab 1934 (Großdemonstration der extremen Rechten gegen die Regierung am 6. Februar in Paris gegen die Kündigung eines Polizeipräfekten; Gegendemonstration der PCF am 9., Generalstreik der PCF und der SFIO am 12. Februar). Während sich zunächst der Faschismus in Italien, dann der Nationalsozialismus in Deutschland der Regierungsgewalt bemächtigten, gelang es in Frankreich, gegen die extreme Rechte eine Volksfrontregierung aus Kommunisten und Sozialisten zu bilden und antifaschistischen Flüchtlingen aus Italien und Deutschland Unterschlupf zu gewähren. Im Zweiten Weltkrieg mit unterschiedlichen Phasen der Besatzung, Kollaboration und Widerstandsbewegungen nahm der Antifaschismus differenziertere Bedeutungen an, indem nun in Frankreich stärker vom »anti-nazisme« oder »anti-hitlérisme« und in Italien vom »nazifascismo« die Rede war. Herrschte in den Jahren unmittelbar nach 1944/45 noch ein breiter antifaschistischer Grundkonsens bezüglich zentraler Inhalte wie Demokratie, Frieden, Freiheit und überparteilicher Zusammenarbeit vor, so wurde Antifaschismus innerhalb der deutschen und französischen, aber auch von einem Teil der italienischen Sozialisten bereits wenige Jahre später ab 1947/48 mit dem beginnenden Kalten Krieg zunehmend mit Antitotalitarismus und Antikommunismus gleichgesetzt.

Den hauptsächlichen Unterschied zwischen kommunistischen und sozialistischen Antifaschisten bildete fortan die Demokratie, auf die sich die französischen und italienischen

Kommunisten in den Parlamenten der Nachkriegszeit zwar einließen, insbesondere erstere jedoch von Moskau abhängig blieben und auf einen Umsturz des parlamentarischen politischen Systems hinarbeiteten. Während die italienischen Sozialisten in diesem Spagat zwischen Demokratie, revolutionärem Wandel und der Einheit der Arbeiterklasse zerbrachen und in mehrere Parteien auseinanderfielen, von denen die Mehrheit im PSI bis 1956 am Aktionsbündnis mit den Kommunisten festhielt, verfolgten die SFIO und die SPD eine klar antikommunistische Linie. Mit der italienischen Anomalie ist es auch zu erklären, dass Antifaschismus als Quellenbegriff und zudem als Gründungsmythos der zweiten italienischen Republik noch in den 1950er Jahren omnipräsent war, während sich der Antifaschismus in Frankreich und in der Bundesrepublik Deutschland auf durchaus ähnlichen Ebenen manifestierte, ohne jedoch weiterhin den Begriff zu verwenden. Ganz anders hingegen ist der Fall in der DDR gelagert, die – wie Italien – den Antifaschismus ebenfalls zum Gründungsmythos erhob, ihn in moskautreuer Weise zugleich als Anti-imperialismus und Antikapitalismus präsentierte und sich der Welt als der bessere Teil des deutschen Volkes anbot. All dies lässt sich eindrucksvoll für den gesamten Bereich der Erinnerung mit historischen Vorträgen, Publikationen und Gedenkfeiern, aber auch in politisch-gesellschaftlichen Debatten um weitreichende Entscheidungen wie die deutsche Wiederbewaffnung¹⁵⁵ oder den Umgang mit dem franquistischen Spanien belegen.¹⁵⁶ Ferner reagierte der antifaschistische Diskurs im sozialistischen Milieu in allen drei Ländern auf erneute Konjunkturen faschistischer Bewegungen und Gruppierungen nach 1945, indem er diese unter Berufung auf die jüngste Vergangenheit scharf und entschieden verurteilte und diese Haltung in der breiten Öffentlichkeit präsentierte.

Trotz aller Unterschiede waren sich zahlreiche sozialistische Politiker in den drei Ländern der übergreifenden Zusammenhänge von Faschismus und Antifaschismus vor und nach 1945 bewusst, wie die Aussage des französischen Sozialisten André Ferrat von 1946 zeigt: »Le fascisme n'est pas encore mort en Europe. Il se survit encore en Allemagne, en Italie et même en France, dans de multiples organisations plus ou moins camouflées.«¹⁵⁷ Um zu erklären, was Antifaschismus im sozialistischen Parteimilieu vor und nach 1945 heißt, bietet es sich folglich an, stärker die transnationale Ebene zu berücksichtigen. Hierzu zählt gewiss der Gedankenaustausch über den richtigen Weg zum demokratischen Sozialismus in Schriftform zwischen Linksintellektuellen verschiedener Länder, wie ihn etwa Basso mit Pierre Mendès France, François Mitterrand, Jean-Paul Sartre und Wolfgang Abendroth pflegte.¹⁵⁸ Umfassendere Erkenntnisse lassen sich hingegen gewinnen, wenn man auf die Netzwerke der Sozialisten in Widerstand und Exil zurückgreift. Der Spanische Bürgerkrieg und Zentren der Arbeiteremigration wie Paris eignen sich besonders gut, um einen Begriff wie »antifaschistische Kultur in Europa bis 1945« mit Leben zu füllen. Aber auch für die Nachkriegszeit stehen mit der Sozialistischen Internationalen,

155 Vgl. für Italien ein Manifest in den Unterlagen zur Decennale della Resistenza Europea. Incontro-Festival di Vienna, 24–27 novembre 1954, ISTORETO, Archivio Foscolo Lombardi, b. 18, fasc. 1, c. 327: »Deutschland wiederzubewaffnen heißt die Resistenza zu verraten, heißt den Hitler-Geist zu rehabilitieren.« Für Frankreich vgl. Jules Moch, *Histoire du réarmement allemand depuis 1950*, Paris 1965.

156 Vgl. Willy Brandt, *Zehn Jahre Franco*, Hannover, 25.3.1949, Archiv der sozialen Demokratie Bonn (AdsD), Willy-Brandt-Archiv, A3, Mappe 45A; Guy Mollet, Rede in der Assemblée Nationale, Paris, 25.11.1949, L'Office Universitaire de Recherche Socialiste Paris (L'OURS), Paris, Archive Guy Mollet, 35 APO 51; Psi, Centro nazionale giovanile socialista, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 15, b. 1, fasc. 7.

157 André Ferrat, Néo-Munichois, in: *Lyon Libre*, 27.2.1946, L'OURS, Archive André Ferrat, 5 APO 2.

158 Vgl. Fiorella Ajmone/Lucia Zannino, *Le carte dell'archivio Basso*, in: *Il futuro della memoria*, Rom 1997, Bd. 2, S. 655–660, hier: S. 658f.

der Weltfriedensbewegung, internationalen Gesellschaften zur europäischen Einigung und moralischen Wiederaufrüstung sowie Hilfsorganisationen für die Opfer von Faschismus und Nationalsozialismus zahlreiche Vereinigungen bereit, anhand derer man, zusätzlich zu den Kontakten zwischen nationalen sozialistischen Parteien, das Zusammengehörigkeitsgefühl sozialistischer Antifaschisten, ein vom Begriff abstrahiertes politisches Nachkriegsprogramm, eine spezifische politische Kultur, ein Ethos in Form von Gemeinschaftskonzepten beschreiben kann. Einige Beispiele aus italienischer sozialistischer Perspektive sollen dies abschließend verdeutlichen.

Was die internationale Kooperation sozialistischer Parteien in Europa betrifft, so war Pietro Nenni aufgrund seiner breiten Erfahrungen und Kontakte seit den späten 1920er Jahren einer der Dreh- und Angelpunkte des europäischen Sozialismus. Sein Engagement für Frieden und Demokratie brachte er nach dem Zweiten Weltkrieg unter anderem in den Weltfriedensrat als deren Vizepräsident ein.¹⁵⁹ Dank seiner exzellenten Sprachkenntnisse pflegte er auch nach 1945 intensive Beziehungen zu Frankreich.¹⁶⁰ Rezipiert wurden seine Gedanken freilich ebenso in Deutschland und anderen europäischen Ländern.¹⁶¹ Umgekehrt boten italienische Sozialisten auch ihren französischen Genossen, insbesondere Generalsekretär Guy Mollet, immer wieder Gelegenheit, Aufsätze und Interviews in der italienischen Presse zu platzieren.¹⁶² Eine Einladung der französischen Schwesterpartei SFIO, an deren erstem Parteitag nach Kriegsende in Paris teilzunehmen, nahm Nenni bereitwillig an. In seiner mit großem Beifall bedachten Rede erinnerte er an den gemeinsamen antifaschistischen Kampf. Er entwarf ein friedliches und demokratisches Europa mit einer neuen Wirtschaftsordnung und hoffte auf eine synchrone Entwicklung in Frankreich und Italien hin zu sozialistischen Demokratien im Zuge der Wahlen für verfassunggebende Versammlungen in beiden Ländern 1946:

»Si cela est possible [...] nous saluerons, avec la renaissance de la République Française, la naissance de la République Italienne. (Applaudissements prolongés. Acclamations.) Alors, Camarades, les Alpes ne nous sépareront plus, mais nous uniront, et les drapeaux rouges du Socialisme français viendront à la rencontre des drapeaux rouges du Socialisme Italien [...].«¹⁶³

Zwar weilte Nenni wie auch Basso in den kommenden Jahren häufig in Frankreich¹⁶⁴; doch die Hoffnung auf eine synchrone Entwicklung beider Länder machte der Kalte Krieg zunichte, da die SFIO sich für einen antikommunistischen Weg entschied, während der PSI an der Einheit der Arbeiterklasse, der Volksfront mit dem PCI und am Bündnis der Demokraten gegen das Bündnis der Faschisten festhielt.¹⁶⁵ Dies schlug sich auch auf den

159 Vgl. Rapport général présenté à la session de Vienne du Conseil Mondial de la Paix per la Vice-Président Pietro Nenni, 6.11.1951, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 158, fasc. 2675.

160 Vgl. Gilles Martinet, Korrespondenz mit Nenni, 1953–1965, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 32, fasc. 1566. Martinet war Chefredakteur der Zeitschrift »L'Observateur politique, économique et littéraire« (später »France Observateur«).

161 Vgl. die von der Landesleitung der SPD in Schweden herausgegebene Sozialistische Tribüne, 1945, Nr. 5, S. 22, AdsD, Nachlass Peter Blachstein, Mappe 47, die einen Artikel Nennis im »Avanti!« über die kommenden Aufgaben des Sozialismus in Europa aufgreift.

162 Vgl. Guy Mollet, Chi sono i fascisti. Battaglia socialista, 24.11.1946, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 88, fasc. 2194; Nantas Salvalaggio, Interview mit Mollet über Italien. Il Giornale d'Italia, 6.2.1954, in: L'OURS, Archive Guy Mollet, 35 APO 45.

163 Rede Nennis auf dem SFIO-Parteitag in Paris, 15.8.1945, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 87, fasc. 2191, S. 1–4.

164 Vgl. *Lelio Basso*, In margine al Congresso del Partito socialista francese, in: Quarto Stato 17, 30.9.1946, S. 258–261.

165 Vgl. zur Londoner Konferenz SFIO, Procès-verbaux des réunions du Comité Directeur, Bd. 1, 1944/45, 15.3.1945. Die Protokolle der SFIO-Präsidiumssitzungen befinden sich im L'OURS in Paris.

internationalen sozialistischen Konferenzen nieder, die sich ab März 1945 darum bemühten, die Sozialistische Internationale in London neu zu gründen.¹⁶⁶ Nenni und auch Basso wirkten an diesen Treffen von Anfang an mit und besaßen als aufrechte Sozialisten und Demokraten sowie dank ihres kompetenten Auftretens großes Ansehen im Kreis der Teilnehmer.¹⁶⁷ Als Kurt Schumacher bei der Konferenz in Zürich im Juni 1947 ans Rednerpult trat, um für die Aufnahme der SPD in den Kreis der Organisation der sozialistischen Parteien zu werben, notierte Nenni zunächst dessen körperliche Gebrechen und hielt dann fest, dass es keinerlei Beifall für den deutschen Sozialdemokraten auf dem Weg nach vorn gegeben habe. Basso hatte bereits ein Jahr zuvor in einem Aufsatz ausgeführt, welche großen Unterschiede die europäischen sozialistischen Parteien aufwiesen und dass beispielsweise die Schweizer die SPD nicht als sozialistisch begriffen, da diese massiv von Nationalsozialisten in ihren Mitgliederreihen geprägt sei.¹⁶⁸ Dennoch entschieden sich die Vertreter der nationalen sozialistischen Parteien bei ihrer nächsten Tagung in Antwerpen ein halbes Jahr später, die SPD in ihren Kreis aufzunehmen.¹⁶⁹

Ab 1948 fanden sich dann Nenni, Basso und der gesamte PSI international zunehmend isoliert.¹⁷⁰ Nicht nur italienische Reformsozialisten und spätere Sozialdemokraten wie Giuseppe Faravelli warfen ihm wegen seiner exzellenten Beziehungen zur Sowjetunion, für die ihm 1951 sogar der Lenin-Friedenspreis verliehen wurde, vor, »ein Agent Moskaus«¹⁷¹ und »Kopf einer Bande von Kriminellen« zu sein¹⁷², weshalb er »als kommunistisches Instrument im Herzen unserer Partei und damit als Feind Nummer Eins« der italienischen Sozialisten betrachtet werden müsse.¹⁷³ In dieser antikommunistischen Haltung beriefen sich italienische Sozialdemokraten wie Saragat auf das große Vorbild Léon Blum, der gesagt habe, ohne Demokratie gebe es keinen Sozialismus. Den Genossen des PSI müsse man deshalb unmissverständlich klarmachen, dass der Kampf für die Demokratie und gegen den faschistischen Totalitarismus von eindeutig demokratischen Positionen aus geführt werden müsse und Bündnisse mit antidemokratischen Kommunisten inakzeptabel seien.¹⁷⁴ Die zweite Sitzung der COMISCO 1948 in Wien schloss dann den PSI wegen Nennis Weigerung, den Pakt mit dem PCI zu beenden, von den internationalen sozialistischen Konferenzen aus und nahm stattdessen die »Unità Socialista« Saragats und Ivan

166 Vgl. Rodolfo Mondolfo an Giuseppe Faravelli, Acquarossa, 3.3.1945, in: *Masini/Merli, Il socialismo al bivio*, S. 11f.; *Bollettino del Partito Socialista Italiano*, 16.3.1945. Auf Initiative der Labour Party wurde ein aus 15 Mitgliedern bestehendes Komitee gegründet, das sich aus Vertretern der zwölf beteiligten Parteien und den drei Vorsitzenden der Vorkriegszeit zusammensetzte. Zum ersten Vorsitzenden wurde Camille Huysmans gewählt.

167 Vgl. Pietro Nenni, Unterlagen von der dritten internationalen sozialistischen Konferenz in Zürich, 6.–8.6.1947, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 88, fasc. 2195, S. 3f.

168 Vgl. *Lelio Basso, Il dialogo riprende* (2), in: *Quarto Stato* 22/23, 15.–30.9.1946, S. 335–340, hier: S. 340.

169 Vgl. ebd., S. 25. Im Vorfeld hatte sich die SFIO in der Präsidiumssitzung vom 12.11.1947 denkbar knapp mit elf Jastimmen und zehn Enthaltungen für die Aufnahme der SPD ausgesprochen. Vgl. SFIO, *Procès-verbaux des réunions du Comité Directeur*, Bd. 4, 1947/48, S. 117–119.

170 Vgl. Salomon Grumbach in seinem Bericht über die Italienreise im Parteipräsidium, in: SFIO, *Procès-verbaux des réunions du Comité Directeur*, Bd. 5, 1948/49, 13.10.1948, S. 150: »Ma conclusion de cette entrevue est qu'il n'y a plus aucune chance pour que Nenni nous revienne. Il est orienté définitivement vers l'U.R.S.S.«

171 Giuseppe Faravelli an Ernesto Rossi, Lugano, 18.3.1945, in: *Masini/Merli, Il socialismo al bivio*, S. 22–24.

172 Giuseppe Faravelli an Inwinkl, Mailand, 22.11.1945, in: ebd., S. 59.

173 Giuseppe Faravelli an Luigi Antonini, Rom, 6.4.1946, in: ebd., S. 113.

174 Vgl. die Rede Saragats als PSDI-Vorsitzender auf dem Parteitag 1952 in Bologna, in: ASSU, *Fondo Ugo Guido Mondolfo*, b. 3, fasc. 1., S. 31–33.

Matteo Lombardos auf, die sich im selben Jahr vom PSI abgespalten hatte und später im sozialdemokratischen PSDI aufging.¹⁷⁵

Entsprechend der internationalen Großwetterlage variierten auch die Kontakte des PSI zu den einzelnen sozialistischen Parteien in Europa: Bis 1947 setzte man auf eine enge Zusammenarbeit mit der SFIO und der Labour Party – obgleich Diskrepanzen über den »richtigen« Weg zum demokratischen Sozialismus nicht ausblieben¹⁷⁶ und selbst in Frankreich sesshafte italienische Sozialisten wie Angelo Tasca wegen inhaltlicher Differenzen kaum intensive Kontakte zur SFIO pflegten –¹⁷⁷, während die SPD misstrauisch beäugt wurde.¹⁷⁸ Mit der Abspaltung der Sozialdemokraten und dem »Ausbruch« des Kalten Kriegs übernahm die kleine PSLI (später PSDI) Saragats die offizielle Kontaktpflege zu den sozialdemokratischen Schwesterparteien in der Bundesrepublik und in Frankreich. Von den schwierigen Beziehungen zu den italienischen Sozialisten in dieser Zeit zeugen insbesondere Quellen der SFIO.¹⁷⁹ Noch 1958 polterte Alberto Jacometti im Zentralkomitee des PSI, man habe mit den französischen Sozialdemokraten genau so wenig gemeinsam wie mit den italienischen. Die SFIO Guy Mollets werde nun ebenso mit dem autoritären Charles de Gaulle zusammenarbeiten, wie sie schon damals im Juli 1940 mit Philippe Pétain kollaboriert habe.¹⁸⁰ Sein Parteigenosse Giovanni Pieraccini ging sogar noch einen Schritt weiter und meinte, die gesamte französische Arbeiterbewegung sei nicht in der Lage gewesen, eine neue Faschisierung zu verhindern.¹⁸¹ Zum Ende der 1950er Jahre lässt sich hingegen ein neues Interesse an Austausch und Kontakten der italienischen Sozialisten mit ihren deutschen Parteigenossen trotz der italienischen Kritik am Godesberger Programm ausmachen.¹⁸² Diese Annäherung zwischen PSI und SPD verstärkte sich schließlich signifikant mit dem Beginn der Mitte-links-Koalition in Italien 1963 und der Großen Koalition mit Willy Brandt als Außenminister 1966 sowie der kurzzeitigen

175 Vgl. Istituto studi socialisti (Hrsg.), *L'Internazionale Socialista*. Presentazione di Alessandro Schiavi, Cassino/Rom 1964, S. 43.

176 Vgl. die Protokolle des 24. Parteitags des PSIUP April 1946 in Florenz, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 88, fasc. 2193, S. 15, aus denen hervorgeht, dass Alberto Jacometti, Mitglied des PSIUP-Zentralkomitees, der SFIO vorwarf, alle Arbeiterstimmen an die Kommunisten verloren zu haben, was die SFIO vehement dementierte.

177 Vgl. Tasca an Faravelli, Paris, 18.2.1947, 16.7.1947 und 23.10.1948, in: *Masini/Merli*, *Il socialismo al bivio*, S. 216f., 264–266 und 373.

178 Vgl. ebd., S. 109f., die Rede Sandro Pertinis, der an den schwarzen Fleck im Gewissen der SPD erinnerte, als diese sich im Januar 1919 mit Zentrum und politischer Rechter verbündet und damit die historische Schuld am Tod von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zu verantworten habe.

179 Vgl. die Frage, welche der beiden italienischen Parteien zu den internationalen sozialistischen Konferenzen eingeladen werden sollte: SFIO, Procès-verbaux des réunions du Comité Directeur, Bd. 4, 1947/48, 17.3.1948, S. 325–327 und 361–363. Immerhin könne man die zu drei Vierteln aus Antifaschisten bestehenden 800.000 PSI-Mitglieder nicht einfach so vergraulen, so Léon Boutbien, ebd., S. 363. Letztlich entschied man sich dafür, beide Parteien einzuladen. Ebenso diffizil gestaltete sich eine Entscheidung über das von Salomon Grumbach befürwortete Anliegen Giuseppe Saragats, die nächste Tagung der Sozialistischen Internationalen in Mailand abzuhalten oder nicht. Generalsekretär Guy Mollet äußerte Bedenken, ob Italien derzeit der richtige Ort sei. Vgl. SFIO, Procès-verbaux des réunions du Comité Directeur, Bd. 8, 1951/52, 12.12.1951, S. 130.

180 Vgl. Alberto Jacometti am 19.6. Manuskripte und Typoskripte zur Zentralkomiteesitzung 18.–20.6.1958, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 92, fasc. 2226, Nr. 3, S. 1.

181 Vgl. Giovanni Pieraccini am 19.6.1958, in: ebd., Nr. 7, S. 1f.

182 Vgl. *Tommaso Nencioni*, Tra neutralismo e atlantismo. La politica internazionale del Partito socialista italiano 1956–1966, in: *Italia contemporanea* 260, 2010, S. 438–470, hier: S. 444f.

Wiedervereinigung mit den Sozialdemokraten zwischen 1966 und 1969 und der Kanzlerschaft Willy Brandts ab 1969.

Doch auch was das internationale Gedenken an den Widerstand gegen Faschismus und Nationalsozialismus anbelangt, brachten sich italienische Sozialisten aktiv ins Geschehen ein. Bei den Zehnjahresfeiern der europäischen Widerstandsbewegungen in Wien im November 1954 erarbeitete und diskutierte das italienische Komitee um Nenni, Arialdo Banfi und Ferruccio Parri zahlreiche Vorschläge wie eine internationale Bibliografie der Resistenza-Literatur, Übersetzungen in verschiedene Sprachen, ein leicht verständliches Geschichtsbuch für Jugendliche, einen internationalen Preis für Resistenza-Kunst, jährliche Intellektuellentreffen, Schüler- und Lehreraustausch, Einführung der Zeitgeschichte im Geschichtsunterricht, Filmfestivals und Ausbau früherer Lager zu Gedenkstätten. Ferner gründete sich ein ständiges internationales Komitee des Widerstands, in dem unter anderem Sandro Pertini Italien vertrat.¹⁸³ Freilich hielten PSI-Vertreter wie Basso auch zahlreiche Vorträge vor jungem Publikum und betteten dabei die Geschichte des Antifaschismus in die umfassendere Geschichte des europäischen Sozialismus ein, indem sie zum Beispiel über die Anfänge der sozialistischen Parteien und die Sozialistische Internationale oder die deutsche Sozialdemokratie sprachen.¹⁸⁴ Ferner organisierten sie internationale Themenhefte für die sozialistische Publizistik¹⁸⁵ und setzten sich für Übersetzungen antifaschistischer Literatur wie Léon Blums »À l'échelle humaine« ins Italienische ein.¹⁸⁶ Schließlich wurden auch große Gedenkveranstaltungen unter Beteiligung international bekannter sozialistischer Persönlichkeiten wie Léon Blum in Italien geplant.¹⁸⁷ Die antifaschistischen Netzwerke aus der Zeit des Widerstands funktionierten auch nach 1945 weiter. So arbeitete man Hand in Hand, was Publikationen betrifft, wie ein Brief Daniel Mayers an Pietro Nenni von 1957 zeigt, in dem es um Hilfe bei der Vorbereitung einer Geschichte des französischen Sozialismus in der Résistance geht, denn man wollte auch den Beitrag der emigrierten italienischen Genossen würdigen.¹⁸⁸ Für die Einweihung eines Denkmals zu Ehren Carlo Rossellis in Frankreich baten italienische und französische Genossen ebenfalls Nenni um dessen Teilnahme und eine kurze Ansprache.¹⁸⁹ Die Gemeinschaft funktionierte aber auch, wenn es darauf ankam, Kameraden in schwierigen Situationen zu helfen. So äußerte sich Giuseppe Faravelli offiziell zugunsten Angelo Tascas, der in Paris der Kollaboration mit dem Vichy-Regime angeklagt war. Faravelli betonte, Tasca habe sich stets für alle italienischen Emigranten in Frankreich, Kommunisten eingeschlossen, eingesetzt, die von der Auslieferung durch die Vichy-Regierung an das faschistische Italien bedroht gewesen seien. Er verdanke seine körperliche Unversehrtheit

183 Vgl. die Unterlagen zur Decennale della Resistenza Europea. Incontro-Festival di Vienna, 24–27 novembre 1954, ISTORETO, Archivio Foscolo Lombardi, b. 18, fasc. 1, Nr. 297–347.

184 Vgl. Lelio Basso, *Politica del partito e posizioni di Basso*, Mailand 1949, FLB, Fondo Lelio Basso, ser. 15, b. 4, fasc. 15.

185 Vgl. *La Sinistra democratica in Europa nel dibattito tra Nenni, Bevan e Mendès-France*, in: *Mondo Operaio*, Januar–Februar 1959.

186 Vgl. Faravelli an Saragat, Mailand, 4.12.1945, in: *Masini/Merli, Il socialismo al bivio*, S. 63.

187 Vgl. zur Idee einer internationalen Großdemonstration in Mailand am 18. April Faravelli an Tasca, Mailand, 24.3.1948, in: ebd., S. 300f.

188 Vgl. Daniel Mayer an Pietro Nenni, Paris, 15.2.1947, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 32, fasc. 1585.

189 Nenni kam dieser Bitte gerne nach, auch wenn ihn SFIO-Generalsekretär Pierre Commin informierte, dass die SFIO-Sektion Orne wegen der absehbaren kommunistischen Instrumentalisierung dieser Veranstaltung der Feier fernbleiben werde. Vgl. Cino Del Duca an Pietro Nenni, Paris, 23.5.1957, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 23, fasc. 1287; Guy Dupont an Pietro Nenni, Alençon, 8.5.1957, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 25, fasc. 1332; Pierre Commin, Paris, 10.5.1957, ACS, Archivio Pietro Nenni, b. 21, fasc. 1247.

dem mehrmaligen persönlichen Intervenieren Tascas.¹⁹⁰ Gaetano Salvemini entlastete Tasca ebenfalls.¹⁹¹

IV. ZUSAMMENFASSUNG

Was die Verifizierung der eingangs präsentierten drei Thesen betrifft, so kann man nach dem Gesagten bestätigen, dass erstens nicht alle der untersuchten Personen in Italien, Frankreich und Deutschland bereits als Sozialisten den Kampf gegen den Faschismus aufnahmen, sondern manche von ihnen erst über den Antifaschismus den Weg in den PSI, die SPD und die SFIO fanden, dort aber in den ersten eineinhalb Nachkriegsjahrzehnten meist schnell in Führungspositionen aufstiegen. Gerade innerhalb der italienischen Gruppe befanden sich nahezu ausnahmslos Antifaschisten der ersten Stunde. Unter den jüngeren Sozialisten lassen sich zudem mehrere Personen ausmachen, die ihr politisches Engagement erstmals 1945 in demokratischen Strukturen aufnehmen konnten. Zusammen mit den zwischen 1890 und 1910 Geborenen in den politischen Führungspositionen der Nachkriegsdemokratien wuchs eine junge Generation nach 1920 geborener Sozialisten heran, die das Erbe der Generation um 1900 dann ab den 1960er Jahren übernehmen sollte.

Nach mehreren Systemtransformationen von konstitutionellen Monarchien über autoritäre und totalitäre Regime konnten Sozialisten zweitens nach 1945 endlich damit beginnen, ihre demokratischen Ideen in Frieden und Freiheit umzusetzen. Der Zeitgeist war auf ihrer Seite: Bis 1947 schien alles möglich zu sein. Mit dem friedlichen Übergang zur Republik als Staatsform in Italien und demokratischen Parlamentswahlen sowie höchst progressiven Verfassungen in allen drei Ländern löste sich der Antifaschismus von seinem Merkmal, lediglich eine Gegenbewegung gegen Faschismus und Nationalsozialismus gewesen zu sein und trat in seine konstruktive Phase. Doch damit schienen die gemeinsamen Überzeugungen, der antifaschistische Grundkonsens, das verbindende Minimum an Werten und Zielen bereits ausgeschöpft. Seit dem Beginn des Kalten Kriegs bildete der Antitotalitarismus oder, positiv formuliert, der Verzicht auf gewaltsame Revolutionen und die Anwendung strikt demokratischer Mittel das zentrale Unterscheidungsmerkmal zwischen kommunistischen und sozialistischen Antifaschisten. Zwar kämpften nicht nur der PSI, sondern auch die SPD und die SFIO für Volksdemokratien unter möglichst großer Beteiligung der breiten Arbeiterschichten, aber im Gegensatz zu ihren italienischen Genossen arrangierten sich deutsche und französische Sozialdemokraten bereits früh damit, die liberale Demokratie immer weiter in Richtung einer sozialen Demokratie auszubauen und auf revolutionäre Rhetorik zu verzichten.

Drittens stellt in der politischen Kommunikation als Normenkonflikt die Vergangenheit ein grundlegendes Argument des sozialistischen Diskurses dar, auch wenn deutliche Unterschiede in der Selbstzuschreibung als Antifaschisten nach 1945 in Italien, Deutschland und Frankreich auszumachen sind und die besonders in den 1930er Jahren vorhandene antifaschistische Koine verloren gegangen schien. Zwar erinnerten Sozialisten in allen drei Ländern auch nach dem Zweiten Weltkrieg in zahlreichen Formen und Medien an die Verbrechen von Faschismus und Nationalsozialismus sowie an ihren Widerstand dagegen – stets darum bemüht, eine antifaschistische demokratische Jugend heranzuziehen.

190 Vgl. Angelo Tasca, Briefwechsel mit Giuseppe Faravelli, FGF, Fondo Angelo Tasca, Corrispondenza, fasc. 141, hier insb. das beglaubigte und ins Französische übersetzte Schreiben Faravellis an den Präsidenten des Gerichts der Seine in Paris, Mailand, 22.12.1950.

191 Vgl. *Elisa Signori* (Hrsg.), Gaetano Salvemini/Angelo Tasca. Il dovere di testimoniare. Carteggio, Rom 1996, S. 178f.

Aber bedingt durch nationale Spezifika wie die Volksfront in Italien, die deutsche Teilung und den Antifaschismus als Gründungsmythos der DDR sowie häufige Regierungsbeteiligungen und die Kolonialfrage in Frankreich bildeten sich unterschiedliche Erinnerungskulturen heraus, die von einem republikanischen Gründungsmythos aus dem Widerstand in Italien und Frankreich und einem Ausblenden der Kollaboration mit den totalitären Regimen bis zu einem deutlich zurückhaltenderen Umgang mit der antifaschistischen Vergangenheit in der Bundesrepublik im Wissen um die Instrumentalisierung des Begriffs in der DDR reichten.

Entgegen dem gerade in Italien, aber auch in Frankreich und Deutschland zeitweise propagierten Mythos einer massenhaften Beteiligung am Widerstand muss festgehalten werden, dass die antifaschistischen Aktivisten in allen drei Ländern eine Minderheit bildeten. Auch wenn sie von den Medien und bedingt durch politische Zwänge häufig zu Helden stilisiert wurden, verstanden sich die in diesem Beitrag untersuchten Sozialisten in der Regel nicht als solche, sondern vielmehr als militante antifaschistische Aktivisten, die einfach Glück gehabt hatten. Innerhalb der sozialistischen Parteien und ihrer Wählerschaft existierten zahlreiche Grauzonen und Schattierungen, die neben aktivem Widerstand auch Exil, Rückzug ins Privatleben, innere Opposition oder Anpassung umfassten. Dennoch kann man die große Mehrheit der italienischen, deutschen und französischen Sozialisten als prinzipielle Gegner des Faschismus und des Nationalsozialismus bezeichnen, die auch nach 1945 diese Haltung im Allgemeinen bewahrten, obgleich sich dort Reibungspunkte und Abspaltungen ergaben, wo der legale, formelle Antifaschismus auf eine klassenkämpferische marxistische Interpretation traf.

Eine Antwort in einem Satz auf die Frage, was denn nun Antifaschismus nach 1945 bedeute, vermag wohl kein seriöser Historiker zu geben. Eine Annäherung an eine möglichst befriedigende Antwort setzt mindestens vier Aspekte voraus: Erstens ist von einem breiten Faschismusbegriff auszugehen, insofern als man darunter eine Vielzahl nationalistisch-autoritär-rechtsgerichteter Bewegungen in ganz Europa und darüber hinaus verstehen und dementsprechend Antifaschismus als Gegenbewegung dazu untersuchen kann. Zweitens sind der Antifaschismus und seine Konjunkturen eng mit der Geschichte der Sozialisten und Kommunisten verknüpft und demzufolge nur in deren Wechselbeziehung erklärbar. Drittens macht es Sinn, ihn in seiner ganzen Pluralität zu betrachten. Eine Langzeitperspektive auf Sozialisten in drei Ländern über die inzwischen häufiger infrage gestellte Zäsur von 1945 hinaus ermöglicht aussagekräftige Befunde über den Prozesscharakter des Antifaschismus und der Erinnerungskulturen in unterschiedlichen Phasen in verschiedenen Ländern selbst innerhalb sich ideologisch nahestehender Parteien. Viertens bieten nicht nur vergleichende, sondern besonders transnationale Ansätze eine Perspektive, um die Netzwerke und Verflechtungen der Sozialisten in den Blick zu nehmen. Bei solchen Untersuchungen zeigt sich, dass die alten Netzwerke weiterhin eine zentrale Rolle in den antifaschistischen Erinnerungskulturen einnahmen und ganz konkret immer noch als Hilfgemeinschaften funktionierten. Auch wenn sich bei der Gestaltung der Politik für morgen national wie auch international große Differenzen auftaten, so lebte doch das Bewusstsein fort, einer Gemeinschaft anzugehören, die aus ihrem militanten Antifaschismus heraus weiter für den demokratischen Sozialismus kämpfte.

Susanne Götze

Die »Parti socialiste unifié« (PSU) in den 1960er Jahren

Eine sozialistische Neukonzeption jenseits von SFIO und PCF als »Dritter Weg« im Kalten Krieg

»[...] la deuxième gauche, décentralisatrice, régionaliste, héritière de la tradition autogestionnaire, qui prend en compte les démarches participatives des citoyens, en opposition à une première gauche, jacobine, centralisatrice et étatique [...]«¹

Mit diesen Worten charakterisierte 1977 Michel Rocard, ehemaliger Parteivorsitzender der »Parti socialiste unifié« und zwischen 1988 und 1991 Premierminister unter François Mitterrand, rückblickend die ideologische Tradition der PSU. Zu diesem Zeitpunkt arbeitete Rocard, einstiges Aushängeschild und wohl bekanntester PSU-Politiker, schon seit drei Jahren in einer Partei mit seinem Widersacher François Mitterrand zusammen – in der 1969 beziehungsweise 1971² gegründeten »Parti socialiste« (PS). Um diese Spaltung der französischen Sozialisten in eine traditionelle Linke und eine »zweite Linke« sowie ihre Bedeutung für die ideengeschichtliche Entwicklung der französischen Linken nachzuvollziehen, muss mindestens bis zur Gründung der V. Republik in das für die Linke bewegende und traumatische Jahr 1958 zurückgegangen werden.

Dieser Beitrag soll Geschichte und Ursprung dieser »zweiten Linken« als Teil der französischen »Nouvelle Gauche« näher beleuchten und klären, wer ihre Akteure waren und welche historischen Umstände zur Konstituierung der PSU als Sammelbecken unterschiedlicher linker Strömungen und als »intellektuelles Laboratorium«³ führten. Was war das Besondere an dieser Partei und inwiefern sticht diese aus der linken Parteiengeschichte Frankreichs heraus? Warum waren und sind die linken Diskurse der PSU trotz der politisch eher marginalen Bedeutung der Partei so nachhaltig in der französischen Linken verankert?

Trotz einer Parteigeschichte der PSU von rund 30 Jahren (1960–1989) wird im Weiteren aus strukturellen sowie thematischen Gründen nur auf die ersten zehn Jahre eingegangen. Dabei soll die intellektuelle Avantgarde in der PSU der 1960er Jahre beleuchtet und ihre Diskurse nachgezeichnet werden, welche nachhaltig auf die Studentenbewegung

1 »[...] die zweite Linke, dezentralistisch, regionalistisch, Erbe der Selbstverwaltungstradition, die den partizipativen Vorhaben der Bürger Rechnung trägt, in Opposition zu einer ersten Linken, die sich als jakobinisch, zentralistisch und staatsgläubig versteht [...]« (Soweit nicht anders angegeben, sind alle Übersetzungen von der Verfasserin). Vgl. *Alain Bergounioux/Gérard Grunberg, L'ambition et le remords. Les socialistes français et le pouvoir (1905–2005)*, Paris 2005, S. 319f. Diese Abgrenzung nahm Michel Rocard 1977 vor allem hinsichtlich des Parteiflügels von Jean-Pierre Chevènement (Mitbegründer des »Centre d'études, de recherches et d'éducation socialiste«, CERES) vor, der in der »Parti socialiste« den traditionell-marxistischen Flügel repräsentierte.

2 Die »Section française de l'Internationale ouvrière« (SFIO) wurde 1969 auf dem Parteitag d'Issy-les-Moulineaux neu gegründet und umbenannt, 1971 wurden auf einem Parteitag noch weitere sozialistische Gruppen in die Partei aufgenommen. Aus diesem Grund werden oft beide Daten genannt.

3 »[...] la diversité d'origine de ses fondateurs est l'un des atouts qui permettent au PSU de devenir un »laboratoire d'idées« de la gauche«. »[...] die Vielfalt der Herkunft ihrer Gründer ist ein Trumpf, durch den die PSU zu einem »Ideen-Labor« der Linken wird«. Vgl. *Jean Louis Andreani, Le mystère Rocard*, Paris 1993, S. 79.

um den Mai 1968 und die Themensetzung im Parteien- und Gewerkschaftsspektrum der 1970er Jahre wirkten. Untersucht werden zudem die ideengeschichtlichen Grundlagen dieser »Neuen Linken« sowie die Bedeutung der PSU als politische Kraft innerhalb des Parteiensystems der jungen V. Republik. Zur Beantwortung der Fragestellung ist insbesondere der Zeitraum von der Konstituierung der Partei am Ende der IV. Republik bis zum Austritt maßgeblicher intellektueller und politischer Akteure Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre relevant. 1968 stellte dabei in der Parteigeschichte der PSU eine Zäsur dar, da sich die Partei durch die Studentenbewegung massiv radikalisierte und sich Inhalte wie Mitgliederzusammensetzung entsprechend änderten. Spätestens ab Anfang der 1980er Jahre verlor die PSU gänzlich an Bedeutung und löste sich 1989 selbst auf.⁴ Die Untersuchung beschränkt sich deshalb auf die politische Landschaft Frankreichs zehn Jahre vor den Mai-Ereignissen des Jahres 1968 und geht somit auf die ersten zehn Jahre der parlamentarischen und außerparlamentarischen Opposition in der V. Republik unter Staatspräsident Charles de Gaulle ein.

I. DIE ENTSTEHUNG DER PSU

Das politische Wirken der PSU war eingebettet in die Entstehung der sogenannten »Neuen Linken« in Frankreich vor 1968, deren theoretische Abgrenzung, Einordnung und Definition nicht ohne Schwierigkeiten sind.⁵ Festzuhalten ist, dass die Partei ein Ensemble von verschiedenen Intellektuellenkreisen, Zeitschriften, Schriftstellern, Aktionsgruppen und Wissenschaftlern war und ideengeschichtlich einen Versuch darstellte, die traditionellen linken Vorstellungen von Demokratie und Wirtschaftsorganisation aufzubrechen, zu erweitern sowie zu revidieren. Dazu zählten die schon in den 1950er Jahren gegründete »Mouvement de libération du peuple« (MLP) sowie das Wahlbündnis »Union des forces démocratiques« (UFD; 1958), aus dem ab 1960 die PSU hervorging, einschließlich der dissidentischen Sozialisten, die aufgrund des Machtantritts von de Gaulle aus der sozialistischen Partei »Section française de l'Internationale ouvrière« (SFIO) austraten und die PSU-Vorgängerpartei »Parti socialiste autonome« (PSA) gründeten, sowie antistalinistische Kommunisten aus der »Parti communiste français« (PCF; dt.: »Kommunistische Partei Frankreichs«, KPF). Im außerparlamentarischen Bereich spielten kritische Intellektuelle wie Jean Hyppolite, Jean-Paul Sartre, Henri Lefebvre, Daniel Guérin, Stéphane Hessel sowie Intellektuellenkreise um die Zeitschriften »Arguments« (unter anderem mit Edgar Morin), »Le Nouvel Observateur«, »Combat« (Claude Bourdet, Victor Fay), »Les Temps Modernes« (unter anderem mit Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Maurice Merleau-Ponty) eine wichtige Rolle.

Dazu zählten ebenso die Gewerkschaft »Confédération française des travailleurs chrétiens« (CFTC) – sowie ab 1964 die »Confédération française démocratique du travail« (CFDT)⁶, mit Abstrichen auch die »Mendesisten« (Anhänger von Pierre Mendès France), die ebenfalls einen Flügel innerhalb der PSU stellten. Peripher werden zu den neuen Lin-

4 Zur Übersicht über die Wahlergebnisse und die Geschichte der PSU vgl. URL: <<http://bibliotheque.sciences-po.fr/fr/produits/bibliographies/psu/chronologie>> [18.1.2013].

5 Eine einheitliche beziehungsweise eine detaillierte Definition des Begriffs »Neue französische Linke« ist nicht vorhanden, deshalb wird je nach Publikation der Begriff enger oder allgemeiner gebraucht. Vgl. dazu unter anderem Publikationen ehemaliger PSU-Mitglieder und/oder Historiker: *Pascal Ory/Jean François Sirinelli*, *Les Intellectuels en France de l'Affaire Dreyfus à nos jours, 1958–1968*, S. 189–213, hier: insb. S. 201; *Jean Poperen*, *La Gauche Française. Le nouvel âge 1958–1965*, Paris 1972, S. 64; vgl. zudem auch: *Ingrid Gilcher-Holtey*, »Die Phantasie an die Macht«. Mai 68 in Frankreich, Frankfurt am Main 1995.

6 Insbesondere die »Groupe de recherche ouvrier et paysan« (GROP).

ken aufgrund ihres antistalinistischen Anspruchs auch linksradikale Kräfte wie die Gruppe und Zeitschrift »Socialisme ou Barbarie« sowie solche mit anarchistischen Tendenzen (vor allem im Umfeld der Zeitschrift »Autogestion«) gezählt. Letztere entstanden unter anderem aus der trotzkistischen Bewegung der Vierten Internationale sowie dem linken Flügel der SFIO in den 1930er Jahren unter der Führung von Marceau Pivert, der 1938 mit der Partei brach, nachdem seine Mitgliedschaft für drei Jahre ausgesetzt worden war. Die Zeitschrift »Autogestion« war die Avantgarde des Selbstverwaltungsdiskurses, der erst in den 1970er Jahren von einer breiten linken Bewegung über Parteien und Gewerkschaften aufgegriffen wurde.⁷ Die Gründer dieser ersten Zeitschrift zum Thema Selbstverwaltung⁸ beriefen sich auf die Frühsozialisten und Anarchisten Charles Fourier, Pierre-Joseph Proudhon und Michail Alexandrowitsch Bakunin als Wegbereiter. Dieser Traditionslinie folgte bereits das erste Heft im Dezember 1966. Die Idee für das Journal entstand durch eine Tagung in Brüssel anlässlich des 100. Todestages von Proudhon.⁹ Die Zeitschrift »Socialisme ou Barbarie« hingegen war schon 1949 gegründet und 1967 eingestellt worden. Ähnlich wie die Zeitschrift »Autogestion« besetzte sie in der Neuen Linken die Leerstelle zwischen orthodoxem Marxismus und Anarchismus, indem sie sich vor allem auf den Rätekommunismus als sozialistisches Konzept berief.¹⁰ Die Netzwerke der Zeitschriften und Intellektuellenzirkel überschneiden sich teilweise mit dem Lager der PSU, in einigen Fällen durch Mitgliedschaft, jedoch meistens durch partielle Zusammenarbeit im Kontext von Demonstrationen, Diskussionsveranstaltungen und Studientagen.

Die PSU nahm in der Neuen Linken den Platz einer Partei ein, die neben den grundsätzlichen Diskussionen um einen linken Neuanfang mit dem traditionellen Partei-Verständnis und ihrer Rolle im politischen Feld rang. Ein zentraler Diskurs innerhalb der PSU war deshalb die Annäherung an die sozialen Bewegungen und eine fundierte Kritik des traditionellen Parteienbilds und des »repräsentativen«, auf Parlamentswahlen beruhenden Demokratiesystems.

Insbesondere soll es im Folgenden um die sozialistischen Dissidenten gehen, die 1958 aus der sozialistischen SFIO austraten und ihre eigene Partei, die PSA, gründeten, aus der dann zusammen mit weiteren linken Kräften 1960 die PSU hervorging. Diese Sozialisten bildeten dann neben Trotzisten, Kommunisten, linken Intellektuellen und Wissenschaftlern einen Flügel innerhalb der PSU, der in seiner Mehrheit Anfang der 1970er Jahre schrittweise in die neu gegründete »Parti socialiste« eintrat und dort unter dem Mittelmeer-Gegenspieler Michel Rocard als sogenannte »zweite Linke« fortexistierte.

Die Gründung der PSU im Jahre 1960 war für viele ihrer Mitglieder Ende und Neuanfang zugleich; das Ende einer oft langjährigen Parteikarriere oder Mitgliedschaft in einer der traditionellen linken Parteien, die häufig bis vor den Krieg zurückreichte, sowie ein politischer Neuanfang in einer Partei, die sie mit politischen Akteuren anderer Couleur zusammenbrachte.

Die meisten Organisationen und Zusammenschlüsse der Neuen Linken, die sich in der PSU vereint hatten, waren ab Mitte der 1950er Jahre im Kontext des beginnenden Algerien-

7 Frank Georgi, *Autogestion. La dernière utopie?*, Paris 2003, S. 7 und 229ff. Die bekannteste Aktion war ab 1973 die Solidarisierung der PSU mit der Fabrikbesetzung des Uhrenwerkes LIP in Besançon. Es findet sich kaum Literatur, in der die Wiederaufnahme des Autogestion-Konzepts vor 1968 behandelt wird, obwohl dies spätestens mit der Diskussion um Jugoslawien geschah. Auch deutsche Untersuchungen klammern die 1960er Jahre vor 1968 aus, vgl. Werner Neff, *Entfremdung und Selbstverwaltung. Gespräche und Fallstudien zur »autogestion«* in Frankreich, Zürich 1983, S. 90ff.

8 Georges Gurvitch, Daniel Guérin und Jean Banca.

9 *Autogestion. Études, débats, documents*, Nr. 1, Dezember 1966, S. 1.

10 Andrea Gabler, *Antizipierte Autonomie. Zur Theorie und Praxis der Gruppe »Socialisme ou Barbarie« (1949–1967)*, Hannover 2009.

kriegs 1954, der Entstalinisierung sowie des XX. Parteitags der KPdSU 1956 und der Niederschlagung der Aufstände in Polen und Ungarn entstanden. Schlüsselmoment der Konstituierung dieser Bewegungen war daher das Jahr 1956 und die »Drillingskrise«¹¹, sprich die Suezkrise¹², die Verschärfung des Algerienkriegs unter der sozialistischen Regierung und die Niederschlagung des Ungarnaufstands. Christoph Kalter nennt die zunehmende Repression in Algerien nach der Regierungsübernahme der SFIO im Jahr 1956 daher auch »kolonialen Sozialismus«.¹³ Die ersten Parteien beziehungsweise Wahlbündnisse der Neuen Linken bildeten sich im Zuge der instabilen und von häufigen Regierungswechseln geprägten IV. Republik (1946–1958), die 1958 mit dem Machtantritt de Gaulles endete. Die letzte Regierung der IV. Republik unter dem Sozialisten Guy Mollet (SFIO) war durch den eskalierenden Algerienkrieg handlungs- und entscheidungsunfähig geworden. In der Folge unterstützte Mollet aktiv die Rückkehr de Gaulles und dessen Verfassungsreformen, die dann im Oktober 1958 zur Einführung der V. Republik führten. Nachdem de Gaulle am 1. Juni 1958 von René Coty zum Ministerpräsidenten nominiert worden war, kündigte er ein Referendum über eine neue Verfassung für eine V. Republik an, die dem Parlament und den Parteien weniger Rechte einräumen sollte. Stattdessen lag nach der neuen Verfassung die erste Entscheidungsgewalt beim Präsidenten und der Regierung. Damit führte de Gaulle das Präsidialsystem ein. Am 28. September stimmten 80 % der Wähler für die neue Verfassung. Für ein »Ja« zur neuen Verfassung hatten die Gaullisten, das »Mouvement républicain populaire« (MRP) sowie die Mehrheit der »Parti radical«¹⁴ und die Sozialisten (SFIO) geworben.¹⁵ In der sozialistischen Partei warben vor allem Guy Mollet und Gaston Defferre für eine Zustimmung. Bei den anschließenden Parlamentswahlen im November 1958 lagen die Sozialisten mit 44 Sitzen und die Radikalen mit nur 23 Sitzen weit hinter der Rechten, die jeweils 198 und 133 Sitze erringen konnte.

Diese Entwicklung erklärt die Enttäuschung und Entschlossenheit, mit der die Kritiker innerhalb der SFIO ihrer Partei kurz vor dem Ende der IV. Republik den Rücken kehrten. Der Bruch mit der Partei begann im Mai 1958: In Reaktion auf die Zustimmung der sozialistischen Parlamentarier zum Antrag für eine Wiederkehr de Gaulles verließen die Gegner der Politik von Parteichef Guy Mollet die SFIO und gründeten daraufhin im September 1958¹⁶ die PSA, nachdem die Mehrheit der SFIO dem Referendum de Gaulles für eine neue Verfassung am 28. September zugestimmt hatte. Diese Loslösung war zudem mit dem Versuch verbunden, das »alte Haus« der Sozialisten, wie die Partei genannt wurde, noch zu reformieren.

In der Ausgabe der »Tribune du Socialisme«¹⁷ veröffentlichten die SFIO-Dissidenten drei Monate vor dem Referendum, am 3. Juli 1958, einen Appell, der dazu aufforderte, die Parteispitze auszuwechseln und die »Ehre des französischen Sozialismus zu retten«.

11 Ebd., S. 112.

12 Militärische Aktion gegen die Nationalisierung des Suezkanals. Zwei der wenigen SFIO-Mitglieder, die sich öffentlich im »France-Observateur« und in der »Correspondance socialiste internationale« gegen diese Politik aussprachen, waren Orest Rosenfeld und Marceau Pivert. Vgl. Jacques Kergoat, Marceau Pivert, »socialiste de gauche«, Paris 1994, S. 304ff.

13 Christoph Kalter, Die Entdeckung der Dritten Welt. Dekolonialisierung und neue radikale Linke in Frankreich, Frankfurt am Main/New York 2011, S. 102.

14 »Parti républicain, radical et radical-socialiste«.

15 Pierre Bezbakh, Histoire du socialisme français, Paris 2005, S. 202.

16 Diese oppositionelle Parteiminderheit verließ den Parteitag der SFIO, der am 11. September 1958 in einem Vorort von Paris begann.

17 Presseorgan der internen SFIO-Oppositionellen. Tribune du Socialisme, 3.6.1958. Nach 1960 wurde die »Tribune du Socialisme« zur »Tribune Socialiste« und zu einer der Wochenzeitungen der PSU. Sie fusionierte mit der »Tribune du peuple« (UGS) und der »Tribune du communisme« (oppositionelle Kommunisten).

Zudem wurde die Führung der Partei beschuldigt, diese durch ihre Unterstützung der Gaullisten¹⁸ endgültig verraten zu haben. So nahmen die meisten der dissidentischen Sozialisten an der Gründung der UFD teil, die ihr Büro am 7. Juli 1958 eröffnete.¹⁹ Die Versammelten einte die Angst vor einer »Präsidentendiktatur«²⁰ de Gaulles, ihr konsequenter Antikolonialismus und die Enttäuschung über die Politik der regierenden Sozialisten.

Bei der Gründung der UFD traten Pierre Mendès France, François Mitterrand und auch André Philip für die Gründung einer »Arbeiterpartei« (parti travailliste) ein, die alle nichtkommunistischen und antigaullistischen Elemente vereinigen sollte. Dies wurde allerdings von der »Union de la gauche socialiste« (UGS) wie auch von den Minderheitsvertretern der SFIO abgelehnt, da sie fürchteten, damit würde nur eine etwas modernere SFIO ohne Guy Mollet geschaffen werden.²¹

Jean Poperen, PSU-Mitbegründer und später PS-Mitglied, kommentierte dieses Schlüsseljahr 1958 und die schwierige Stellung der Neuen Linken folgendermaßen:

»Etrange été pour la gauche opposante, entre deux drames. La passion n'est pas pour l'opposition, ni d'ailleurs pour de Gaulle.«²²

Als Mitbegründer der sozialistischen PSU-Vorgängerpartei PSA beschrieb André Philip in seiner 1960 erschienenen Kritik an der IV. Republik eine Version der Ereignisse von 1958, die in der antigaullistischen Linken den Kern des Problems trafen: Die kritischen Sozialisten sahen sich nicht nur mit der Machtübernahme der politischen Rechten konfrontiert, sondern auch mit der Unfähigkeit ihrer eigenen Partei, der SFIO, sowie den anderen liberalen Parteien der IV. Republik. Philip ging in seiner Kritik auf die politischen Fehler der Parteien der IV. Republik ein und machte als ehemaliges SFIO-Mitglied gleichzeitig Reformvorschläge.

»La IVe République n'a pas été assassinée; elle s'est suicidée: l'issue était, depuis longtemps, prévisible; les événements du 13 mai ont seulement constitué l'accident qui a permis au général de Gaulle de s'imposer à la nation [...]«²³

Zum Widerstand gegen die Regierungsübernahme von de Gaulle riefen neun jüngere SFIO-Mitglieder und Vertreter der sozialistischen Studentenorganisation »Étudiants socialistes« – unter ihnen auch Michel Rocard und Alain Badiou – auf, die ein direktes Vorgehen gegen die Direktion forderten. Anfang Juni plädierten dann immer mehr Mitglieder für eine Abspaltung der »Minderheit«, denn sie schätzten es als immer unwahrscheinlicher ein, die Partei umgestalten zu können.²⁴ Ein Anlass, bei dem sich der Unmut

18 Das endgültige »Ja« der SFIO-Mitglieder zur von de Gaulle vorgeschlagenen neuen Verfassung für die Installierung einer V. Republik erfolgte im September 1958.

19 Darunter: Robert Verdier, Édouard Depreux und andere, vgl. *Bezbakh*, Histoire du socialisme français, S. 446. Die offizielle Eröffnung des Büros erfolgte am 18. Juli.

20 Pressekonferenz, 6.9.1958, Hotel Lutétia, in: *Pierre Mendès-France*, Œuvres complètes IV. Pour une république moderne, Paris 1987, S. 439.

21 Ebd., S. 449.

22 »Was für ein merkwürdiger Sommer für die oppositionelle Linke zwischen zwei Dramen. Sie kann sich weder für ihre eigene Opposition noch für de Gaulle begeistern.«, *Poperen*, La Gauche Française, S. 62.

23 »Die IV. Republik wurde nicht getötet; sie hat Suizid begangen: Dieses Ende war schon lange Zeit abzusehen; die Ereignisse des 13. Mai haben einfach nur noch einen Anlass geschaffen, der es erlaubt hat, de Gaulle an die Macht zu verhelfen [...]«, *André Philip*, Pour un socialisme humaniste, Paris 1960, S. 5.

24 Darunter auch Daniel Mayer und Oreste Rosenfeld. Gezögert hätten bis in den September hinein dagegen Édouard Depreux, Robert Verdier und Alain Savary. Vgl. *Gilles Morin*, De l'opposition socialiste à la guerre d'Algérie au PSA (1954–1960). Un courant politique de la SFIO au PSU, Diss., Paris 1990–1991, Archive L'OURS, S. 437.

der kritischen Sozialisten besonders bemerkbar machte, war offenbar die Beerdigung von Marceau Pivert. Dieser trat 1956 als langjähriger Anführer des linken Flügels der SFIO aus der Partei aus, nachdem er am Algerienkrieg sowie an der Politik der Regierung in der Suezkrise scharfe Kritik geäußert hatte.²⁵ Sein Tod Anfang Juni 1958 brachte die Kritiker der SFIO unmittelbar zusammen und wurde zu einem symbolischen Treffen.

Der Historiker und PSU-Forscher Gilles Morin wertet den Bruch von vielen SFIO-Mitgliedern 1958 eher als einen republikanischen, denn als einen antikolonialistischen Akt, da sich die innerparteiliche Opposition im Moment der Zustimmung zu dem Referendum für die V. Republik für einen Austritt entschieden hatte. Morin schreibt zudem, alle führenden Vertreter der Ex-SFIOler hätten im Nachhinein erklärt, dass sie allein wegen der Kolonialpolitik oder anderen programmatischen Kritikpunkten niemals aus der SFIO ausgetreten wären.²⁶ Einzelne hochrangige SFIO-Vertreter wie Alain Savary, die besonders in der Algerienfrage engagiert waren, gaben 1958 allerdings explizit aufgrund ihrer Kritik an der Politik der SFIO im Algerienkrieg ihr Parteibuch ab.²⁷ Dennoch war das Referendum von de Gaulle nur eine Art »Auslöser«, da besonders die Kolonialpolitik sowie der Regierungsstil und die Suezkrise entscheidende Gründe für die Herausbildung einer innerparteilichen Opposition waren, die sich schon ab 1956 in der Partei bildete. In diesem Jahr gründete ein Kreis um Daniel Mayer und Oreste Rosenfeld, die beide später auch die PSU mit ins Leben riefen, innerhalb der SFIO die Gruppe »Socialiste d'Études et d'Action pour la Paix en Algérie«. Die Koalitionsregierung unter Guy Mollet, die im Januar 1956 mit ihrer Arbeit begonnen hatte, wurde in den Folgemonaten zum ersten Verantwortungsträger für den Kolonialkrieg mit Algerien.

Der Antikolonialismus war somit auch die ersten Jahre lang in der PSU der gemeinsame Bezugspunkt und der »Kitt« für die Neugründung. So konzentrierte sich die inhaltliche Arbeit der Partei von der Gründung der PSU bis 1962 vor allem auf den Algerienkrieg. Nach einer von Guy Nania zitierten Umfrage waren 121 von 139 Versammlungen²⁸ im Jahr 1961 dem Kolonialkrieg gewidmet. In dieser ersten Phase der Partei ging es demnach vordergründig um zwei Gegner: die rechte Terrororganisation »Organisation armée secrète« (OAS) und die Politik de Gaulles in Algerien. Für die Arbeit und die Anliegen der Partei waren daher die zahlreichen Demonstrationen und Aktionen ausschlaggebend, die gemeinsam mit anderen Parteien, Gewerkschaften und Organisationen durchgeführt wurden, sowie auch inhaltliche Veranstaltungen, wie die angekündigte und dann verbotene Veranstaltung am 19. Mai 1961, auf der auch Jean-Paul Sartre zusammen mit Vertretern der PSU, Gewerkschaften und Journalisten sprach.²⁹ Bis zum Ende des Algerienkriegs fanden mehrere Kundgebungen und Demonstrationen statt, bei denen die PSU eine wichtige Rolle spielte. Bei diesen verschiedenen Veranstaltungen vernetzten sich die Vertreter der PSU mit den Gewerkschaften (UNEF, CFTC, FO, FEN³⁰) sowie teilweise mit der PCF und der SFIO. Beispiele für diese ersten Versuche der Herstellung einer gemeinsamen »linken Front« und einer dauerhaften Zusammenarbeit von linken Akteuren waren die spontane Antikriegsdemonstration im Oktober 1960, die Reaktionen auf den Militärputsch in Algier, die Organisation der Untergrundgruppe »Groupe d'action et de

25 *Kergoat*, Marceau Pivert, S. 308.

26 *Morin*, De l'opposition socialiste à la guerre d'Algérie au PSA, S. 493.

27 *Serge Hurtig* (Hrsg.), Alain Savary: politique et honneur, Paris 2002, S. 59.

28 In Paris vor allem im Maison de la Mutualité.

29 Veranstaltung anlässlich eines Attentats der OAS auf die Zeitschrift »France Observateur«. Unter anderem mit Daniel Mayer, Claude Bourdet, Gilles Martinet (PSU) sowie der CGT, CFTC, FEN und anderen, vgl. *Guy Nania*, Le PSU avant Rocard, Paris 1973, S. 210.

30 Union nationale des étudiants de France (UNEF), Confédération française des travailleurs chrétiens (CFTC), Force ouvrière (FO), Fédération de l'éducation nationale (FEN).

résistance« (GAR) sowie die Demonstrationen Anfang 1962.³¹ Dabei war die Partei in der Frage gespalten, ob auch illegale Aktionen wie die Unterstützung der algerischen Unabhängigkeitsbewegung »Front de libération nationale« (FLN) befürwortet werden sollten. Mit dem Ende des Algerienkriegs verlor die Partei eines ihrer wichtigsten Themen und stürzte in eine Sinnkrise, die durch die Aufspaltung der PSU in verschiedene Strömungen auf dem Kongress in Alfortville 1963 sichtbar wurde.

In den späten 1950er Jahren beziehungsweise am Ende der IV. Republik waren die PSA beziehungsweise PSU zusammen mit Splittergruppen wie der UGS und der »Nouvelle Gauche« die einzigen im Parteienspektrum, die sich kompromisslos dem Antikolonialismus verschrieben hatten.

Allein die Sammelpartei UGS vereinigte seit Dezember 1957 nicht nur sehr unterschiedliche ideologische Strömungen der französischen Sozialisten und Kommunisten, sondern auch Christen und Marxisten, die im Antikolonialismus und Anti-Gaullismus aktiv waren. Aus diesem Grund waren diese Bewegungen und dann auch die PSU ein Sammelbecken für Politiker und Intellektuelle sehr unterschiedlicher politischer Tendenzen. Das galt beispielsweise für eine Reihe von ehemaligen Mitgliedern der »Parti radical« unter der Führung des ehemaligen Premierministers Pierre Mendès France, die eher zur linksliberalen Mitte tendierten, jedoch keinesfalls als linksrevolutionär galten. Im Oktober 1959 bat Pierre Mendès France um den Anschluss an die PSA. Er hatte während seiner kurzen Amtszeit 1954 Tunesien in die Unabhängigkeit entlassen, hatte Verhandlungen mit der marokkanischen Unabhängigkeitsbewegung aufgenommen und sogar Gespräche mit Algerien anvisiert. Der Mehrheitsflügel seiner »Parti radical« schloss ihn 1959 aus, da er sich gegen de Gaulle aussprach, dem er die Errichtung einer »Präsidentendiktatur« vorwarf. Damit repräsentierte Mendès France jedoch auch in seiner eigenen Partei aufgrund seines antikolonialistischen Kurses nur eine Minderheit. In der PSU nahm er in der Folge jedoch, trotz einer Loyalitätserklärung und seines unbedingten Bekenntnisses zum Sozialismus, nicht an der aktiven Arbeit in der Partei teil, sondern unterstützte sie mithilfe seiner Bekanntheit eher passiv.³² Durch seinen Beitritt schlossen sich viele seiner Anhänger und ehemalige Vertreter des linken Flügels der »Parti radical« der PSU an, sodass sich deren Mitgliederzahl bis zum Dezember 1959 auf 10.450 fast verdoppelte.³³ Während des gesamten Jahres 1959 stieg die Mitgliederzahl an. Im Januar lag sie noch bei 1.230, Mitte des Jahres dann schon bei über 6.500 Mitgliedern. Bis 1968 schwankte die Zahl der Parteimitglieder zwischen 10.000 und 15.000.

Seit 1958 arbeitete die PSA auch immer enger mit anderen linken Gruppierungen zusammen, insbesondere der UGS³⁴ und den dissidenten Kommunisten um die Zeitschrift »Tribune du Communisme«. Ab September 1958 wurde das »Comité d'entente«, das »Verständigungskomitee« zwischen PSA und UGS eingesetzt, im Februar 1959 stieß die Gruppe der »Tribune du Communisme« hinzu und am 3. April 1960 wurde die PSU gegründet.³⁵ Betrachtet man die Entwicklung der Partei rein numerisch, kann von einer relativen Marginalität der Partei innerhalb der politischen Parteienlandschaft Frankreichs

31 An der Metrostation Charonne kamen dabei acht Menschen ums Leben. Am 13. Februar demonstrierten dann nochmals UNEF, PCF, PSU und weitere Kriegsgegner gegen die staatliche Repression. Vgl. auch: *Nania*, *Le PSU avant Rocard*, S. 227; *Hamon Hervé/Patrick Rotman*, *Génération. Les années de rêves*, Paris 1987, S. 95ff.

32 Das betont unter anderem Édouard Depreux in seinen Memoiren: *Édouard Depreux*, *Servitude et grandeur du PSU*, Paris 1974, S. 24.

33 Statistik der Mitgliederzahlen, Schatzmeister der PSA Maurice Klein, in: *Morin*, *De l'opposition socialiste à la guerre d'Algérie au PSA*, S. 497.

34 Vgl. *Marc Heurgon*, *Histoire du PSU*, Bd. 1: *La fondation et la guerre d'Algérie (1958–62)*, Paris 1994, S. 10; *Louis Mexandeau*, *Histoire du Parti Socialiste (1905–2005)*, Paris 2005, S. 325.

35 *Morin*, *De l'opposition socialiste à la guerre d'Algérie au PSA*, S. 644.

gesprochen werden. 1962 zählte die Partei rund 20.000 Mitglieder und verzeichnete ihre höchste Anhängerzahl von Anfang an in der Pariser Region (Île-de-France). Dort waren die Versammlungen mit bis zu 3.000 Leuten oftmals gut besucht.³⁶ Doch in vielen Statistiken der landesweiten Wahlen wurde die Partei nicht explizit erwähnt, sondern unter »extrem links« subsumiert. 1962 konnten zwei Abgeordnete der PSU ins Parlament einziehen, 1967 waren es vier.³⁷ Die PSU bildete somit kein substanzielles politisches Gewicht innerhalb der Parteienlandschaft Frankreichs, weder vor noch nach 1968. Der politische Wert der Partei bestand stattdessen in ihrer intellektuellen Einflussnahme und der Entwicklung neuer sozialistischer Konzepte, die in den 1970er Jahren langsam in das Parteiprogramm der »Parti socialiste« einfließen. Durch ihre politische Heterogenität spaltete sich die junge Partei schon nach drei Jahren in verschiedene Strömungen. Durch die demokratische Struktur der Partei und ihren Anspruch auf Enthierarchisierung, Dezentralisierung und die Einführung des Konsensprinzips tat sich die PSU schwer, eine klare und handlungsfähige Strategie durchzusetzen. Infolge des zweiten Kongresses 1963 in Alfortville spaltete sich die Partei zudem in anfangs sieben Tendenzen, letztlich gruppierten sich die Mitglieder um jeweils vier Anträge, die die grundlegende Zerrissenheit der Partei verdeutlichten. Dies war das unmittelbare Resultat des Geburtsfehlers der PSU: Die Mitglieder der PSU gründeten die Partei weniger auf der Basis substanzieller Gemeinsamkeiten als vielmehr in der Abgrenzung von gemeinsamen Gegnern. In dieser ersten Phase der PSU, die mit dem Austritt vieler Mitglieder Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre endete, war sie eine Sammelpartei, die unter ihrem Dach vor allem enttäuschte Politaktivisten zusammenbrachte. Der zunehmende Streit zwischen den Tendenzen innerhalb der PSU sowie eine grundsätzliche Zerrissenheit zwischen Antiparlamentarismus und Wahlbeteiligungen erschwerten eine Breitenwirkung im französischen Parteienspektrum. Aufgrund der Zusammenführung der unterschiedlichen sozialistischen und kommunistischen Dissidenten der SFIO sowie der PCF wurden zudem Konflikte der gemeinsamen Parteigeschichte vor und nach 1920³⁸ wieder neu diskutiert, darunter ebenfalls die Rolle der Partei, die Frage der Regierungsbeteiligungen und der Bedeutung von Wahlen. Der Generalsekretär Édouard Depreux rief deshalb dazu auf, Wahlen weder als einziges Ziel zu stilisieren noch in eine grundsätzliche Ablehnung des Parteiensystems und damit in die Isolation zu verfallen.³⁹

Die Partei verfügte insgesamt nur über eine schwache nationale Verankerung und stützte sich eher auf regionale Hochburgen in der Region Paris, der Bretagne, der Normandie sowie einigen Départements im Süden. Insgesamt blieben die Wahlergebnisse aber auch auf regionaler Ebene bis auf einige Ausnahmen eher bescheiden, da sich in den 1960er Jahren in den Wahlkreisen Sozialisten, Kommunisten und PSU gegenseitig die Stimmen streitig machten. Ab 1965 kam es zu einer partiellen Zusammenarbeit mit dem sozialistischen Bündnis von Mitterrand (FGDS – »Fédération de la gauche démocrate et socialiste«). Einige Befragungen Anfang der 1960er Jahre zeigten, dass die Mitglieder der Partei nur zu rund 13 % Arbeiter und über 50 % Intellektuelle, Lehrer und Professoren waren. Dieser Befund variiert jedoch auf regionaler Ebene. In jedem Fall zeigen die Statistiken

36 Die Zahlen wurden 1961 gesammelt. Mehr als 1.300 Anhänger lebten in der Region Paris. Mitgliederstarke Départements waren zudem noch Côtes-d'Armor (Bretagne), Rhône, Isère und Haute-Garonne. Vgl. *Nania*, *Le PSU avant Rocard*, S. 161 und 209.

37 Bei der Parlamentswahl 1962 erhielt die SFIO 65 Sitze und die PCF 41, die »Partis radicaux« 44 Sitze im Parlament. 1967 erhielt das sozialistische Bündnis um Mitterrand FGDS 121 Sitze, die Kommunisten 73.

38 Zu dieser Zeit erfolgte die Abspaltung der KPF von der SFIO auf dem Parteitag in Tours aufgrund der Weigerung einer Minderheit innerhalb der SFIO, sich der Komintern anzuschließen.

39 *Depreux*, *Servitude et grandeur du PSU*, S. 130.

von Nania, dass es sich um eine von »neuen Schichten« (Kader der Arbeiterschicht, spezialisierte Arbeitskräfte) und intellektuellen- sowie männerdominierte Partei handelte.⁴⁰

Der Erneuerungsanspruch der PSU kann aus ihrem Gründungsstatut von 1960⁴¹ abgeleitet werden. Dieses erwähnte Karl Marx und Friedrich Engels als Analytiker des kapitalistischen Systems, stilisierte sie aber nicht als ideologische Stichwortgeber der neuen Partei. Die mehrheitlich ideologiekritischen Positionen, vor allem in der Abwendung von einem orthodoxen Verständnis des Marxismus, kennzeichnete die PSU als Partei »zwischen den Stühlen«. Zudem wurden viele Begriffe gerade so gewählt, dass sich alle in der Partei vereinigten Strömungen darin wiedererkennen konnten, auch wenn sie jeweils andere Interpretationen mit den erwähnten Persönlichkeiten und Begriffen verbanden.⁴² »Die PSU ist eine revolutionäre Partei«⁴³ stand als erstes Prinzip im Parteistatut. Schon hier wird deutlich, dass das Wort »Revolution« angesichts der verschiedenen Strömungen der PSU unterschiedliche Bedeutungen gehabt haben muss. Des Weiteren standen im PSU-Programm gleich nach dem revolutionären Leitmotiv das Prinzip der Laizität und die Ablehnung der Kolonialkriege. Die Einigungscharta der PSU hielt zudem fest, dass Intellektuelle und Arbeiter sich zur gemeinsamen Eroberung der Macht und zur Herstellung eines Sozialismus zusammenschließen sollten.⁴⁴ Ein ausdrücklicher Verweis auf die »Diktatur des Proletariats« fehlte. Auch hier wird deutlich, wie die junge Partei versuchte, herkömmliche Ideologien zu umgehen und ihnen gleichzeitig treu zu bleiben. In dem Gründungsstatut der PSU fanden sich zwei fundamentale Kritiken, die als ihre wichtigsten programmatischen Pfeiler gelten können: Die Partei stellte sich deutlich gegen den Zentralismus (und damit implizit für mehr Demokratie und gegen das Präsidialsystem der V. Republik) und gegen den Kolonialismus. Die Demokratisierung der Gesellschaft war von Anfang an der Kernpunkt des – wenn auch stetig unscharfen – Sozialismusverständnisses und prägte die Parteiprogramme bis in die 1980er Jahre entscheidend.

II. ABGRENZUNG ZUR TRADITIONELLEN LINKEN PARTEIENLANDSCHAFT UND IDEOLOGISCHE VERORTUNG

Um den politischen Erneuerungsanspruch der PSU in ihren ersten Jahren zu verstehen, ist ihr Verhältnis zu den traditionellen linken Parteien näher zu betrachten, zu denen sie sich als in Opposition stehend verstand. Viele der PSU-Anhänger kamen nicht nur aus diesen Parteien oder standen ihnen wenigstens nahe, sondern waren von deren Politik enttäuscht worden. Das wirkte sich vor allem auf die programmatischen, aber auch auf die organisatorischen Ansprüche und Mobilisierungsziele der Partei aus. Bei der Gründung der Partei 1960 gab es trotz der sehr unterschiedlichen Strömungen eine Mehrheit der Mitglieder, die für eine sozialistische Einheitsfront eintraten. Dies resultierte aus der Vergangenheit einiger an der Gründung beteiligter Gruppierungen wie der UGS⁴⁵, die in der Tradition des Zusammenschlusses linker Kräfte standen und sich – obwohl selbst teils oppositionell tätig – gegen die Zersplitterung der linken Bewegung einsetzten.⁴⁶ Dieser

40 *Guy Nania*, *Un Parti de la gauche*. Le PSU, Paris 1966, S. 93.

41 Gründungsstatut der PSU von 1960, Centre d'Études et de Recherches sur les Mouvements Trotskyste et Révolutionnaires Internationaux (CERMTRI)/Fond PSU.

42 Das gilt beispielsweise für die Begriffe »Revolution«, »Reform« und »Laizität«, wie Gilles Morin anmerkt: *Morin*, *De l'opposition socialiste à la guerre d'Algérie au PSA*, S. 655.

43 Gründungsstatut der PSU von 1960, CERMTRI/Fond PSU.

44 Charte pour l'unification socialiste, in: *Nania*, *Un Parti de la gauche*, S. 249.

45 Die UGS versuchte schon gegen Ende der IV. Republik, oppositionelle Kräfte zu bündeln und neue Linksbündnisse in Form eines Wahlbündnisses zu etablieren.

46 *Michèle Cotta*, *Le P. S. U. Les »couches nouvelles« et le régime*, in: *Revue française de science politique* 13, 1963, S. 450–454.

Mehrheitsflügel stellte die Rolle der PSU als klassische Partei infrage und ging davon aus, dass diese weniger die Funktion habe, als sozialistische Partei Wahlen zu gewinnen, sondern stattdessen ein Sammelbecken für andere soziale Akteure wie Gewerkschaften und Studentenorganisationen sein solle. Damit wollte der demokratiekritische Mehrheitsflügel ideologisch gegen die parteientypische Fokussierung auf parlamentarische Wahlen zu Felde ziehen. Diese Strömung innerhalb der PSU verstand sich deshalb auch explizit als »dritte Kraft« zwischen Kommunisten und Sozialisten, die vor allem die außerparlamentarische Linke vereinigen sollte.⁴⁷ Dennoch entwickelte sich aus dieser Tendenz ab 1963 der Begriff der »unitaristes«, die sich im Gegensatz zu den »Modernisierern« auf die organisatorische Frage stützten und ihr politisches Interesse auf die linke Mobilmachung richteten. So ist zu erklären, dass die »Unitaristen« aus strategischen Gründen eine Partnerschaft mit den Sozialisten unter Führung von François Mitterrand hinsichtlich der Wahlen von 1965 und 1967 befürworteten. Die Frage der Partnerschaft mit der SFIO wurde deshalb innerhalb dieser Strömung zur Feuerprobe und das Vorhaben scheiterte schließlich. Obwohl das Bündnis von Mitterrand (FGDS) aktiv um die Zusammenarbeit warb, lehnte die PSU ein engeres Bündnis mehrmals ab. Die entsprechenden Anträge auf ein Zusammengehen scheiterten entsprechend knapp. Auf dem Parteitag 1967 standen endgültig drei Anträge zur Auswahl: für eine gemeinsame Politik mit der FGDS, gegen eine solche Allianz und ein Antrag, der auf eine vorsichtige, an Bedingungen geknüpfte Beziehung abzielte.⁴⁸ Aufgrund der Enttäuschung über das Ergebnis traten einige prominente Mitglieder aus der PSU aus. Dennoch war für eine Mehrheit die Zusammenarbeit mit der SFIO und im Speziellen mit Mitterrand keine Alternative. Vor allem Mitterrand selbst war innerhalb der PSU nicht gut angesehen. Er wurde als ein Politiker wahrgenommen, der linke Werte nur aus wahltaktischen Gründen verfolgte. Das bekannteste Beispiel war die explizite Ausladung Mitterrands auf dem Treffen von Grenoble 1966, bei dem die außerparlamentarische Linke, Gewerkschaften und politische Clubs über neue sozialistische Konzepte debattierten.⁴⁹ Ein Stellvertreter von Mitterrand soll auf dem Treffen ausgebuht worden sein.⁵⁰

Die Modernisierer innerhalb der PSU, die ein Zusammengehen mit den Sozialisten ausschlossen, wollten den Druck auf die großen Polit-Akteure erhöhen und befürchteten, dass die kleine Partei PSU bei einem solchen Bündnis völlig an Bedeutung verlieren könnte. Der Begriff »dritte Kraft« – als Ausdruck des Oppositionsverhältnisses zur Kommunistischen wie auch zur Sozialistischen Partei – wurde im Verlauf der 1960er Jahre regelmäßig diskutiert und mit unterschiedlichsten Titeln versehen. Einige Vertreter wehrten sich auch aus verschiedenen Gründen gegen den Begriff. So fühlten sich Teile der ehemaligen SFIO-Mitglieder nicht als »dritte Kraft«, sondern eher als Partei neben beziehungsweise nahe der SFIO – hier war teilweise ein gewisser Antikommunismus zu konsta-

47 Ebd., S. 451.

48 Am Ende schlossen sich die Stimmen des Antrags 2 (279) und des Antrags 3 (124) zu einer Mehrheit zusammen, gegen verbleibende 174 Stimmen. Vgl. *Roland Cayrol*, *Le choix du P.S.U.*, in: *Revue française de science politique* 17, 1967, S. 931–938, hier: S. 933.

49 Das war eines der wichtigsten außerparlamentarischen Kolloquien der 1960er Jahre, auf dem unter der Führung der PSU, der Gewerkschaften und der politischen Intellektuellenclubs ein von Sozialisten und Kommunisten unabhängiges Programm ausgearbeitet wurde. Vgl. *Janine Mossuz*, *La rencontre socialiste de Grenoble*, in: *Revue française de science politique* 16, 1966, S. 967–974.

50 Interview mit Marc Heurgon vom 20.3.1989 mit Jean-Paul Liègois und Jean-Pierre Bédét, zit. nach: *Jean-Paul Liègois/Jean-Pierre Bédét*, *Le feu et l'eau. Mitterrand-Rocard: Histoire d'une longue rivalité*, Paris 1990, S. 139. Nach dieser Darstellung wurde der Versuch, eine Botschaft von Mitterrand auf dem Kolloquium vorzulesen, ausgepiffen. Diese Darstellung findet sich auch in: *Mossuz*, *La rencontre socialiste de Grenoble*, S. 971.

tieren. Neben dem Begriff der »dritten Kraft« hat sich im Nachhinein der Begriff der »zweiten Linken« in den Diskurs um die PSU eingeschrieben. Der Begriff »deuxième gauche« wurde im Allgemeinen in Bezug auf die PSU und speziell auf Michel Rocard verwendet. Er wurde spätestens seit dem Eintreten Rocards in die PS und seiner Abgrenzung auf dem Parteitag 1977 gebraucht. Mit der »ersten Linken« verband Rocard die orthodoxe marxistische Parteilinie innerhalb der SFIO beziehungsweise der PS. Deshalb kann der Begriff »zweite Linke« auch nicht auf die PSU im Allgemeinen angewendet werden, da diese, wie gezeigt wurde, ebenfalls sehr divergierende politische Ausrichtungen in sich vereinte; darunter auch marxistische Strömungen, die sich jedoch ebenfalls von den »herkömmlichen« Marxisten der etablierten kommunistischen und sozialistischen Parteien abzugrenzen versuchten. Personifiziert wurde die »zweite Linke« deshalb insbesondere durch Michel Rocard, Mitbegründer der PSU, wohingegen François Mitterrand und Guy Mollet als prominenteste Vertreter der »ersten Linken« galten. Die »erste Linke« symbolisierte bereits vor Mitterrands Zeit an der Spitze der PS das orthodox marxistische Lager innerhalb der SFIO. Die »Rocardiens« rechneten sich damit automatisch zur »deuxième gauche«, wie Robert Chapuis in seinem Band über Rocard ausführt.⁵¹ Jedoch ist festzuhalten, dass der Begriff »zweite Linke« eher für die Sozialisten verwendet wird, die Ende der 1950er Jahre aus der SFIO aus- und in den 1970er Jahren wieder in die PS eintraten und somit dem politischen Weg von Rocard folgten. Im weiteren Sinne können darunter auch die Bewegungen der »Neuen Linken« verstanden werden. Die Abgrenzung ist auch in der französischen Literatur oft unscharf.

Die Motive für die starke Kritik an der SFIO sind in ihrer Politik der 1950er Jahre sowie in einigen Schlüsselentscheidungen hinsichtlich der Kolonialpolitik in der Regierungszeit ab 1956 zu suchen. Als grundsätzliches Problem wirkte dabei der Gegensatz zwischen der marxistisch-orthodoxen Rhetorik der Partei unter ihrem Führer Guy Mollet und ihrer gleichzeitig reformatorischen Politik sowie ihrer Position in den Kolonialfragen. So konnte die SFIO trotz ihrer linken programmatischen Ausrichtung, die zwar reformistisch war, aber auf eine »Transformation« des kapitalistischen Systems abzielte, in ihrer Regierungszeit ausschließlich einige Reformen im sozialen Bereich durchführen. Weder Verstaatlichungen noch ein demokratisch-planwirtschaftliches System wurden angegangen.⁵² So lag die Schlussfolgerung nahe, dass trotz der marxistisch-orthodoxen Rhetorik und des traditionellen Sozialismusverständnisses an einer reformistischen Politik festgehalten wurde, welche jedoch wenig Umsetzung erfuhr. Grund dafür waren nicht nur die Probleme des Nachkriegsfrankreichs und der »Vernunftkoalitionen«, wie bis 1951 als »dritte Kraft« mit der MRP, sondern auch die Kolonialkriege in Vietnam und Algerien. Die gesamte IV. Republik war gezeichnet von einem Reformismus der SFIO gegenüber dem parlamentarischen System und dessen politischen Einrichtungen, der jedoch die marxistische Ausrichtung der Partei nicht berührte.⁵³

Aus diesen Erfahrungen heraus misstraute die PSU der repräsentativen Demokratie westlichen Modells. Zudem zeigte sie sich angesichts der neuen Verfassung der V. Republik alarmiert. De Gaulle war für die PSU für eine Schwächung der Parteiendemokratie und einen forcierten Zentralismus und politischen Autoritarismus verantwortlich. Aus diesem Konflikt heraus entstand die Auseinandersetzung, welche Art von Partei die PSU werden sollte. So setzte sich ein Flügel langfristig für die Schaffung einer umfassenden,

51 Robert Chapuis, *Si Rocard avait su ... Témoignage sur la deuxième gauche*, Paris 2007, S. 9.

52 Ab 1956 fand sich im Programm der SFIO die Forderung nach einer demokratischen Planung. Ebd., S. 135. Die letzten Verstaatlichungen wurden unter der »gouvernement d'union nationale« 1944 durchgeführt, an der auch die Kommunisten beteiligt waren. Damals wurden die Renault-Werke verstaatlicht. Vgl. *Bezbak*, *Histoire du socialisme français*, S. 198.

53 *Bergounioux/Grünberg*, *L'ambition et le remords*, S. 141.

einheitlichen Arbeiterpartei ein.⁵⁴ Andere Strömungen wiederum zielten auf die Herstellung einer neuen Austauschplattform von außerparlamentarischen Bewegungen (beides Teile des Flügels der »Unitaristen«), wieder andere wollten die Partei in erster Linie als intellektuelles Labor für die Entwicklung neuer sozialistischer Ideen nutzen (»Modernisten«). Eines betonten viele Mitglieder der PSU jedoch immer wieder: In Abgrenzung zu den bestehenden parlamentarischen linken Parteien, die ihre Glaubwürdigkeit verspielt hätten, müsse nun vielmehr eine neue Art von Partei gegründet werden. Jean Cabanel⁵⁵ schrieb 1961 in einem Beitrag zur Diskussion um die Ausrichtung der Partei, man wolle eine Partei neuen Typs und nicht eine von alten Elementen gereinigte Partei:

»[...] nous ne militons pas pour une S.F.I.O. épurée du molletisme, ni pour un P.C.F. épuré du stalinisme et de Thorez.«⁵⁶

Wie verschieden die Ansichten zu Radikalität und Antiparlamentarismus waren, stellte der ehemalige Parteivorsitzende Édouard Depreux rückblickend fest. Er konstatierte einen »crétinisme anti-électoral« (Anti-Wahl-Idiotismus) bei einigen radikaleren Mitgliedern, die den Befürwortern von Wahlkampagnen ein schlechtes Gewissen machen würden. Mit Parolen wie »Élection, trahison« (Wahlen, Verrat) oder »Élection, pièges de cons«⁵⁷ (Wahlen, Idiotenfalle) hätte man sich gegen jede Art von Parlamentarismus ausgesprochen. Depreux nahm dabei eine Mittlerposition ein, indem er erklärte, dass man Wahlen nicht verdammen dürfe, sie jedoch ebenfalls nicht zum Mittelpunkt der politischen Arbeit machen sollte:

»L'électoratisme, certes, doit être condamné avec dernière énergie, s'il tend à rechercher le succès à tout prix, à nouer de savantes combinaisons politiciennes, à échanger le séné dans une circonscription contre la rhubarbe dans une autre, en transigeant sur les principes, à mobiliser toutes les forces vives dont on dispose dans le but unique de conquérir des sièges.«⁵⁸

An der Argumentation der Partei bezüglich ihres Demokratieverständnisses kann abgelesen werden, dass sich ihre neuen Ansichten und Konzepte aus der Kritik und der Resignation gegenüber den etablierten Parteien entwickelten. So wird die SFIO für das Desaster des Algerienkriegs verantwortlich gemacht und als Steigbügelhalter für die »Machtübernahme« de Gaulles gesehen. Es wurde ihr vorgeworfen, keine wirklichen Ambitionen zu haben, einen französischen Sozialismus einzuführen. Zwar halte die Partei immer noch an dem traditionellen marxistischen Sozialismusbegriff fest, doch würden wissenschaftliche oder soziologische Untersuchungen abgeblockt. Die sogenannten »Modernisierer« hätten in der Partei keine Chance. Kritisiert wurden zudem die orthodoxen Grundlagen

54 Zu ihnen gehörte unter anderem Alain Savary, der allerdings 1963 aus der PSU austrat. Savary lehnte die Idee einer Partei als »dritte Kraft« entschieden ab. Vgl. *Hurtig*, Alain Savary, S. 60 und 63.

55 Er war ein aktives PSU- und CGT-Mitglied.

56 »[...] wir kämpften nicht für eine SFIO, die vom »molletisme« [nach Guy Mollet, dem Parteiführer der SFIO] befreit war, und ebenso wenig für eine KPF, die nur von dem Stalinismus eines Thorez gereinigt wird«. *Jean Cabanel*, *Le Socialisme que nous voulons*, in: *Le courrier du PSU, préparation du premier congrès*, 24.–26.5.1961, S. 11.

57 *Depreux*, *Servitude et grandeur du PSU*, S. 130.

58 *Ebd.*, S. 130. »Die pure Ausrichtung auf Wahlen muss auf jeden Fall mit ganzer Kraft verteidigt werden, vor allem wenn es darum geht, den Sieg um jeden Preis zu holen, geschickte politische Verbindungen zu knüpfen, je nach Situation das eine mit dem anderen zu vertauschen, ohne die Prinzipien zu genau zu nehmen und so alle vorhandenen Kräfte nur auf das einzige Ziel zu konzentrieren, so viel wie möglich Sitze zu gewinnen.«

der Partei und der gleichzeitige Widerspruch zwischen ihrer Regierungspolitik und eben jener revolutionär-marxistischen Rhetorik.⁵⁹

Die »Modernisierer«, die sich schließlich in der PSA und der PSU wiederfanden, hatten schon in der SFIO eine moderne Tendenz vertreten, die wesentlich durch den belgischen Sozialisten Hendrik de Man (1885–1953)⁶⁰ beeinflusst worden war. Von de Man übernahmen die sozialistischen Dissidenten die Abkehr vom dogmatischen Marxismus sowie erste Gedanken eines planwirtschaftlichen Systems. So hatte der SFIO-Theoretiker André Philip schon 1928 ein Buch über de Man publiziert.⁶¹

In den Positionen von Philip für eine demokratische Planwirtschaft spiegelten sich viele zentrale Argumentationen wider, die Ausgangspunkt für die Konflikte zwischen Reformern und revolutionären Sozialisten in den 1960er Jahren waren. Philip vertrat dabei den reformistischen Flügel, der davon ausging, dass in der modernen westlichen Nachkriegsgesellschaft andere Bedingungen für die Einführung eines Sozialismus galten als in dem von Marx skizzierten Frühkapitalismus des 19. Jahrhunderts und der sich nur zum Teil beziehungsweise gar nicht auf Marx berief. Allerdings befanden sich in der PSU ebenfalls eine Reihe von Neomarxisten, die auf die herkömmlichen Termini bestanden und die »alte Lehre« bewahren wollten, jedoch aus den Fehlern des stalinistischen Zentralismus und Totalitarismus ihre Schlüsse zogen und somit Forderungen nach demokratischer Freiheit in den Vordergrund stellten.

In diese ideologische Gemengelage spielt das in der Geschichte der SFIO nie geklärte Verhältnis zwischen revolutionärem Programm und der, an die Verhältnisse angepassten, Realpolitik hinein. Darunter fällt auch der Diskurs der Soziologen Serge Mallet⁶² und Alain Touraine⁶³ um die sogenannten »neuen Schichten« und die Frage einer neuen sozialistischen Strategie. Alain Touraine, der sowohl der PSU als auch der PS nahestand, aber keiner von beiden je als Mitglied angehörte, schrieb rückblickend über das Verhältnis der PSU zu den traditionellen Parteien:

»Nous étions écrasés par la pensée du PC qui refusait toute étude de la société, qui imposait des dogmes en contradiction flagrante avec la réalité [...] et une vague atlantiste, réactionnaire, qui emportait une SFIO en profonde dégénérescence [...] Les intellectuels [...] ne pouvant accepter le langage de bois du PC ni les turpitudes des socialistes du droit [...]«⁶⁴

59 Die oppositionellen SFIO-Mitglieder publizierten ab 1956 ihre Kritik gegenüber der Partei unter anderem in der Zeitschrift »Tribune du Socialisme«, aber auch in politischen Publikationen, vgl. *André Philip*, *Le Socialisme trahi*, Paris 1957.

60 Er war Anführer der belgischen Arbeiterpartei und Theoretiker der Planwirtschaft und des Neosozialismus. Vgl. unter anderem: *Hendrik de Man*, *Zur Psychologie des Sozialismus*, Jena 1926 (franz.: *Au-delà du marxisme*, Brüssel 1927). De Man diskreditierte sich während des Zweiten Weltkriegs durch seine Zusammenarbeit mit den deutschen Besatzern.

61 *André Philip*, *Hendrik de Man et la crise doctrinale du socialisme*, Paris 1930.

62 Ein französischer Soziologe (1927–1973), der sich vor allem mit der Veränderung der Arbeiterklasse in der westlichen industrialisierten Wirtschaft beschäftigte. Er war Gründungsmitglied der PSU und schrieb unter anderem für »Arguments«, »Les Temps Modernes« und »Le Nouvel Observateur«. Vgl. auch: *Serge Mallet*, *La nouvelle classe ouvrière*, Paris 1963.

63 Er war Soziologe und in der Neuen Linken aktiv, zudem stand er der PSU nahe. Zusammen mit Serge Mallet war er einer der wichtigsten Soziologen der »zweiten Linken« und wurde auch noch 2003 von Michel Rocard in ein einschlägiges Gremium berufen.

64 *Alain Touraine*, *Un désir d'histoire*, Paris 1977, S. 68. »Wir waren erschüttert über die Ideen der KPF, die jede Studie über die aktuelle gesellschaftliche Situation ablehnte und der Realität extrem widersprechende Dogmen aufstellte [...] und dieser westlichen, reaktionären Welle, die die SFIO in ihrer totalen Degenerierung forttrug [...] Die Intellektuellen konnten weder die hölzerne Sprache der KPF noch die rechten Turbulenzen der Sozialisten ertragen [...]«

Der PSU-Diskurs um eine neue sozialistische Programmatik orientierte sich am von Touraine unter anderem durch seine Schriften »Situation du mouvement ouvrier«⁶⁵ und »Sociologie de l'action«⁶⁶ angeschobenen Diskurs um die Aktualisierung des marxistischen Klassenbegriffs. So beschrieb Touraine, wie der Arbeiter an Identität verliert und durch die neue Arbeitsorganisation zunehmend isoliert und nicht mehr im sozialen Gefüge seiner »Klasse« lebt.⁶⁷ Er kritisierte zudem, dass der marxistische »Klassenkampf« zu sehr auf den Kampf der einen Klasse gegen die andere ausgelegt war und nicht gegen die »Klassengesellschaft« an sich. Touraine legte dar, dass zukünftig nicht mehr eine »Klasse« gegen die andere kämpfen würde, sondern der Wille wachsen würde, die ganze Gesellschaft zu kontrollieren und an ihr teilzuhaben. Er sah darin jedoch auch die Gefahr der Abschwächung der revolutionären Weltanschauung, je größer die Integration des Arbeiters in die Gesellschaft werde. Durch die neue Arbeitsorganisation seien viele Effekte für den Arbeiter jedoch nur indirekt erfahrbar; dies nannte Touraine den »Effekt der Bürokratisierung«.⁶⁸

Auch das Erscheinen von Serge Mallets Buch »La nouvelle classe ouvrière«⁶⁹ im Jahr 1963 war ein Anlass dafür, dass die Debatte von verschiedenen Zeitschriften im Umkreis der PSU aufgegriffen wurde, unter anderem im November/Dezember 1963 von der Zeitschrift »Les Cahiers du Centre d'Études Socialistes« unter dem Titel »Marxisme et Sociologie«.⁷⁰ In der Ausgabe beschrieben vier zentrale Intellektuelle der Neuen Linken ihren Standpunkt zu der Ende der 1950er Jahre angeregten Debatte, inwiefern dem Marxismus noch eine »Gültigkeit« zugebilligt werden könne: Der Gründer der Zeitschrift »Argument«, Edgar Morin, sowie als Mitglied der Zeitschrift »Socialisme ou Barbarie«, Claude Lefort, und der Trotzkiist und Soziologe Pierre Naville, sowie Serge Mallet. Lefort und Morin konstatierten im Gegensatz zu Naville und Mallet mit einem gewissen Skeptizismus das Verschwinden des Marxismus und plädierten für seine Überwindung zugunsten der »kritischen Aktion« gegen das Phänomen der Entfremdung in modernen Industriegesellschaften. Naville und Mallet hingegen stellten nicht das Vermögen der Arbeiterklasse infrage, die sozialen Verhältnisse umzuwälzen. Gemeinsam war diesen Intellektuellen jedoch der Versuch, die marxistischen Termini zu aktualisieren.

Das Unbehagen und die Zweifel der kritischen Sozialisten innerhalb und im Umkreis der PSU gegenüber herkömmlichen Traditionskonzepten und marxistischen Programmatiken der kommunistischen und sozialistischen Volksparteien traten jedoch nicht isoliert auf. Sie standen im Kontext historischer Ereignisse (Kolonialkonflikt, Kalter Krieg, Destalinisierung) und einer Art europäischen Neukonstituierung der Sozialdemokratie sowie in Frankreich einer Krise der linken Organisationen insgesamt. Ein Beispiel dafür, dass auch innerhalb der SFIO die Stagnation und die Notwendigkeit von Reformen gesehen wurde, ist ein Artikel des SFIO-Parteiorganes über die programmatische Neuausrichtung der deutschen SPD 1959 in Bad Godesberg. Anfang 1960 konstatierten die Mitglieder der SFIO in der »Revue socialiste«⁷¹, dass es eine Reihe von programmatischen Verschiebungen innerhalb der europäischen sozialistischen Parteien gegeben habe. Daraus ergaben sich Fragen, die sich – in abgewandelter Form – auch die Ex-SFIOler stellten. Dieser Artikel zeigt, dass die SFIO die Entwicklung der europäischen Sozial-

65 *Alain Touraine*, Situation du mouvement ouvrier, in: Arguments, Januar/Februar/März 1959.

66 *Alain Touraine*, Sociologie de l'action, Paris 1965.

67 *Touraine*, Situation du mouvement ouvrier, S. 8.

68 Ebd., S. 11.

69 *Mallet*, La nouvelle classe ouvrière.

70 Les Cahiers du Centre d'études socialistes 34/35, 15.11.–1.12.1963.

71 Presseorgan der SFIO, *Michel Garnier-Thenon*, Les programmes des partis socialistes occidentaux, in: La Revue socialiste 131, März 1960, S. 316.

demokratie zur Kenntnis nahm, jedoch ihre ideologische Sprache und Fundamente seit Anfang des 20. Jahrhunderts dieselben geblieben waren, und dass sie ihre marxistische Doktrin nicht neu justiert hatte.⁷²

Trotz einiger Arbeiten von Politikern wie Jules Moch⁷³, die einen produktiven Kapitalismus mit sozialistischen Methoden sowie eine »freie Planung« und die parallele Existenz von nationalisierten, kooperativen und freien Gesellschaftsbereichen forderten, interessierte eine Neuausrichtung der Doktrin nur wenige Parteimitglieder der SFIO.⁷⁴ Der ehemalige Résistance-Kämpfer Moch war mehrmals Minister in der IV. Republik. Er versuchte sich an einer Auseinandersetzung mit Marx und der Situation in den Industrieländern der Nachkriegszeit. Moch grenzte sich entschieden vom »kommunistischen Marxismus« à la UdSSR ab und wird deshalb auch in einem Zug mit Hendrik de Man genannt, da er ebenso wie dieser die orthodoxe – in diesem Sinne leninistisch-stalinistische – Interpretation von Marx als unzeitgemäß ablehnte. In seinem Buch »Confrontations«⁷⁵ sowie in Artikeln in »La Revue Socialiste« veröffentlichte Moch seine Neubewertung der Marx'schen Thesen und griff auf den Ökonomen Jean Fourastié zurück, der über die sozialen Veränderungen und die industrielle Expansion schrieb⁷⁶, und konstatierte das Entstehen einer neuen Klasse zwischen »Proletariat und Kapitalisten«.⁷⁷ Trotz dieser neuen Sichtweise, die später von der Neuen Linken aufgegriffen und intensiv diskutiert wurde, kam es zu keiner Neuausrichtung der SFIO bis 1958. Nichtsdestotrotz verfolgte die SFIO während der IV. Republik eine klar reformistische Politik. Ihre Realpolitik hatte deshalb eher die »Erhaltung des Wesentlichen« zum Ziel, aber gleichzeitig musste dafür gesorgt werden, dass sich daraus keine revolutionären Perspektiven ergaben.⁷⁸

Fundamentale Fragen, die sich andere sozialistische Parteien in Europa stellten, darunter die deutsche SPD sowie die englische Labour Party⁷⁹, wurden in der SFIO in den 1950er Jahren nicht angegangen. Eine Modernisierung beziehungsweise Sozialdemokratisierung und grundlegende Neudefinition der sozialistischen Partei im »bürgerlichen Staat« beziehungsweise innerhalb des kapitalistischen Systems wurden versäumt und konnten erst durch den Neufindungsprozess in den 1960er Jahren sowie mit der Neugründung der »Nouveau Parti Socialiste« 1969⁸⁰ nachgeholt werden. In der Literatur wird immer wieder die These vertreten, dass die SFIO im Gegensatz zu anderen europäischen Parteien keinen sozialdemokratischen Weg einschlug und somit in ihrem Reformprozess bis zur Neugründung der PS 1969 quasi gelähmt blieb. Grund dafür war, wie bereits an-

72 1905 gegründet, hatte die SFIO kein »französisches Bad Godesberg«, sondern war ihrer Doktrin nach immer noch eine Partei, die sich in erster Linie als marxistisch verstand.

73 Zum Beispiel: Jules Moch, *Confrontations*, Paris 1952. Vgl. unter anderem auch: François G. Dreyfus, *Réformisme et révisionnisme dans les socialismes allemand, autrichien et français*, Paris 1977, S. 174.

74 »La majorité du parti n'en contesta pas véritablement la pertinence, mais elle ne voulait pas repenser la doctrine.«, in: Bergounioux/Grunberg, *L'ambition et le remords*, S. 137.

75 Moch, *Confrontations*.

76 Vgl. unter anderem: Jean Fourastié, *Machinisme et bien-être*, Paris 1951; oder auch *ders.*, *Le Grand Espoir du XXe siècle. Progrès technique, progrès économique, progrès social*, Paris 1949.

77 Noëlline Castagnez-Ruggiu, *Histoire des idées socialistes*, Paris 1997, S. 102ff.

78 Zur Sozial- und Außenpolitik und ihrem Verhältnis zum Reformismus vgl. auch: Daniel Blumé/Roger Bourderon/Jean Bures (Hrsg.), *Histoire du réformisme en France depuis 1920*, Bd. 2, Paris 1976, S. 87ff.

79 Ebenso die belgischen und österreichischen Sozialisten. Vgl. Bergounioux/Grunberg, *L'ambition et le remords*, S. 138.

80 So hieß die sozialistische Partei von Mai 1969 bis zu ihrer Umbenennung im Juli 1969 in »Parti socialiste« (PS).

gedeutet, die Geschichte der SFIO und ihr Verhältnis zur PCF, das es den französischen Sozialisten unmöglich machte, der PCF das Feld des Marxismus sowie die zugehörigen Wähler- und Mitgliederschichten zu überlassen.⁸¹

Die Studiengruppe der SFIO »Groupe d'études doctrinales« regte von 1958 bis 1962 einige der wenigen ideologischen Debatten innerhalb der SFIO an. Die Gruppe publizierte dann regelmäßig ihre Beiträge in »La Revue socialiste«. Die Autoren waren unter anderem Jules Moch, Roger Quilliot, Pierre Bonnel und Jacques Germain. Sie setzten auf Planwirtschaft und Verstaatlichung, im Sinne einer sozialistischen Verwaltung. Dabei ging es ihnen vor allem um die planerische Gestaltung von kollektiven Produktionsmitteln. Zwar sind diese Ideen nicht neu gewesen, jedoch waren sie das erste Mal wirkliche Bekenntnisse zu einem konkreten Reformismus. Guy Mollet jedoch sah keinen Anlass, die offizielle Parteidoktrin neu zu diskutieren; er beharrte weiterhin auf den marxistischen Begriffen des Ziels eines Sozialismus und dem vollständigen Bruch mit dem »kapitalistischen System«. Folglich füllten die neu gegründete Partei der Neuen Linken, die PSU, sowie die der SFIO nahestehenden sozialistischen Clubs diese »theoretische Lücke«.⁸²

Ebenso kritisch gingen die ehemaligen Kommunisten mit der PCF unter Maurice Thorez ins Gericht, die als eine der stalinistischsten kommunistischen Parteien in Westeuropa galt und eng mit Moskau kooperierte. Nach Stalins Tod und dem XX. Parteitag sowie der Niederschlagung der emanzipatorischen Bewegungen und Regierungen in Ungarn und Polen 1956 wurde die Partei ebenso wie die sowjetische Politik in ganz Europa von Kritikern für eine »Pervertierung«, Bürokratisierung und Enthumanisierung der sozialistischen Idee verantwortlich gemacht. Hinzu kamen Vorwürfe, die PCF hätte sich nicht aktiv gegen den Krieg in Algerien engagiert und verfolge keine konsequente antikolonialistische Politik. Christoph Kalter geht davon aus, dass die PCF nach dem Krieg Regierungsfähigkeit beweisen wollte und die Kolonialfrage strategischen Machtinteressen unterordnete.⁸³ Zudem hätte auch die Führung der Komintern in Moskau schon seit den 1930er Jahren eine sehr zurückhaltende Anti-Kolonialpolitik geführt. So sei, nach Kalter, die Unterstützung von antikolonialistischen Bewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich strategischen Interessen untergeordnet worden. Vor dem Krieg hingegen sei die Kolonialpolitik insgesamt durch die »Säuberungen« und Schauprozesse ins Hintertreffen geraten. Zudem verweist Kalter mit Recht darauf, dass die PCF aus der Tradition der SFIO hervorging, deshalb hinsichtlich der Politik in Nordafrika »unentschlossen« gewesen sei und teilweise wegen politischer Positionen sogar von der Komintern gerügt wurde.⁸⁴

Die dritte Partei, die noch dem Mitte-Links-Spektrum der französischen Parteienlandschaft nach der Gründung der V. Republik zugerechnet werden konnte, war die »Parti radical«, auch wenn diese streng genommen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zu den linken Parteien gezählt wird. Sie vertrat aus der Revolution von 1789 abgeleitete bürgerlich-republikanische Werte, jedoch wurde kein Übergang zum Sozialismus proklamiert. Aus dieser Partei traten wie bereits erwähnt Pierre Mendès France und seine Anhänger, die »Mendesisten«, der PSU bei, vorrangig aufgrund der verfolgten Kolonialpolitik der Partei, da diese ebenfalls, wie die SFIO, den Algerienkrieg unterstützte.

81 Vgl. unter anderem: *Bergounioux/Grunberg*, *L'ambition et le remords*, S. 191.

82 *Castagnez-Ruggiu*, *Histoire des idées socialistes*, S. 104; *Bergounioux/Grunberg*, *L'ambition et le remords*, S. 191.

83 *Kalter*, *Die Entdeckung der Dritten Welt*, S. 105. Als Beispiele nennt Kalter das Massaker in Algerien 1945, die Kriegskredite gegen den Vietminh 1947 und die Niederschlagung des madagassischen Aufstands 1947.

84 Ebd., S. 106.

III. NEUKONZEPTION VON SOZIALISTISCHER POLITIK: REFORM ODER REVOLUTION – ODER BEIDES?

Bis 1963 konzentrierte sich die inhaltliche Arbeit der PSU, wie bereits dargelegt, auf den Algerienkrieg und die Organisation von Protestveranstaltungen. Trotz der Bemühungen, durch die Anti-Kriegs-Aktionen zu einer Art Plattform und Vermittler zu werden, scheiterte die Partei als Bindeglied der zersplitterten Linken. Auch wenn die PSU bei der Organisation der Veranstaltungen eine erhebliche Rolle spielte und die Partei sogar als Initiator für viele Aktionen galt, waren ihr dennoch die großen Parteien und Gewerkschaften in der Mobilisierung der Massen haushoch überlegen. Aufgrund ihrer Marginalität angesichts der geringen Wähler- und Mitgliederzahlen war die Absicht, zwischen den großen Organisationen zu vermitteln und die Linke wieder »zusammenzubringen«, ein ambitioniertes Vorhaben, dessen Strategie am Ende nicht aufging. Das traditionelle linke Parteienspektrum begann sich ab 1965 selbst zu konsolidieren und machte die Versuche der PSU zur Neustrukturierung schrittweise überflüssig: Das Bündnis von Mitterrand konnte sowohl bei den Präsidentschafts- als auch bei den Parlamentswahlen 1965 und 1967 erstaunliche Erfolge einholen. Spätestens mit der Erstellung des gemeinsamen Programms zwischen PS und PCF 1972 war die PSU politisch endgültig isoliert.

Der Historiker und ehemalige PSU-Funktionär Jean-François Kesler stellt sogar die theoretischen Debatten als die vordergründigen Errungenschaften der Partei dar, da sie als Bindeglied der sozialistischen Kräfte schlicht gescheitert sei. Auch wenn die PSU es nicht geschafft habe, eine neue sozialistische Bewegung aufzubauen, konnte sie doch wenigstens die linke Theorie erneuern, so Kesler.⁸⁵

Die sozialistischen und kommunistischen Dissidenten, die 1960 die PSU gründeten, zogen die Konsequenzen aus ihrem fundamentalen Unbehagen über die Politik der großen linken und linksliberalen Parteien der IV. Republik. Dies bedeutete aber nicht, dass sie sich vom Sozialismus und seinen »Gründervätern« abwandten: Im Gegenteil verstanden sich viele Ex-SFIOLER und ehemalige PCF-Anhänger als die »wahren« Verteidiger des Erbes von Jean Jaurès. Im Manifest der Partei PSA von 1959 hieß es im ersten Abschnitt:

»Fidèle à la doctrine et à la pensée de Jean Jaurès, de Jules Guesde et de Léon Blum, le Parti Socialiste Autonome entend adapter son action aux réalités du monde moderne.«⁸⁶

Andererseits stellte sich grundsätzlich die Frage, inwiefern die Beteiligung einer sozialistischen Partei an der Macht einer westlichen Demokratie mit kapitalistischer Produktionsweise überhaupt Ziel einer sozialistischen Partei sein könne und solle. Indem sich die dissidenten Ex-SFIOLER auf das Erbe ihrer Partei beriefen, traten gleichzeitig Widersprüche auf, die seit der Gründung der SFIO 1905 nie wirklich gelöst wurden. Das Verhältnis von parlamentarischem Engagement – also Reformismus beziehungsweise Revisionismus – und revolutionärem Anspruch einer Arbeiterpartei wurde in der Theorie betreffs der Doktrin der SFIO nie zufriedenstellend geklärt. Sicher war nur, dass die Oktoberrevolution und die Herrschaft der Bolschewiki als legitime sozialistische Revolution von den Sozialisten abgelehnt wurden. Eine Aufgabe revolutionärer Werte war daraus jedoch auch nach der Spaltung der Partei 1920 in Tours nicht gefolgt. Die Kluft zwischen marxistisch-revolutionärem Vokabular und sozialistischem Humanismus mit reformistischen

85 Jean-François Kesler, *De la gauche dissidente au nouveau Parti socialiste. Les minorités qui ont rénové le P.S.*, Toulouse 1990, S. 379.

86 Documents et textes du Parti Socialiste Autonome, *texte du manifeste adopté par le premier congrès du PSA à Montrouge, 1.–3. Mai 1959. Supplément à Tribune du Socialisme 25, 1959.* »Getreu dem Denken von Jean Jaurès, Jules Guesde und Léon Blum strebt die Parti Socialiste Autonome danach, ihr Handeln an die Realitäten der modernen Welt anzupassen.«

Ansätzen führte die SFIO zu einer Art »doppelter Identität«. Jacques Moreau, Vertrauter Rocards und Publizist, schreibt, dass die Partei die Erwartung großer Ereignisse schürte und diese technisch und politisch vorbereiten sollte – allerdings mit dem Kampf um Reformen. Diese Geschichtsinterpretation hätte es erlaubt, die revolutionäre Option mit der reformistischen Aktion im Rahmen der republikanischen Institutionen zu vereinbaren.⁸⁷

Nach dem Zweiten Weltkrieg standen sich diese Positionen eines »revisionistischen« humanistischen Sozialismus und die marxistisch-orthodoxe Linie abermals konträr gegenüber.⁸⁸ Paradoxerweise setzte sich die marxistisch-orthodoxe Linie innerhalb der SFIO unter Guy Mollet durch, doch wurde diese in der konkreten Politik nicht umgesetzt. Die Erneuerer hingegen unter Daniel Mayer (einige blieben auch in der SFIO) versuchten in der PSU einen Neuanfang, indem sie sich für die Umsetzung einer Demokratisierung der Gesellschaft – der Wirtschaft und des Parteiensystems – einsetzten. Die ehemaligen SFIO-Anhänger standen in der PSU stets für eine klare antikolonialistische Politik, für eine Selbstverwaltung in den Betrieben (*autogestion*) und in der Politik. Ein zentraler Punkt war zudem die Dezentralisierung der französischen Gesellschaft und die Betonung der Stellung der Regionen. Zudem wurden klassische Begriffe der traditionellen Linken infrage gestellt wie der Begriff »Klasse«, auch wenn dieser weiterhin Verwendung fand.

Der Reflex der Partei gegen den traditionell französischen Zentralismus drückte sich in ihrer praktischen Arbeit im Engagement auf regionaler Ebene aus. So verwundert es angesichts des Schwerpunkts der Parteilarbeit auf regionale Unabhängigkeit kaum, dass dabei der Kampf um landesweite politische Erfolge bei Präsidentschafts- oder Parlamentswahlen eher zu kurz kam.⁸⁹

Die Verbindung von Dezentralisierung und Demokratisierung arbeitete Michel Rocard in seiner bekannt gewordenen Rede »Décoloniser la province« heraus, die er im Dezember 1966 auf dem sozialistischen Kolloquium in Saint-Brieuc hielt.⁹⁰ Mit der Forderung nach der Stärkung der Regionen und Vorschlägen für eine dezentralere Verteilung der Wirtschaftsleistung sowie der Förderung von wissenschaftlichem Potenzial ging Rocard auch auf die Notwendigkeit ein, die Beteiligung an Entscheidungen in die Provinz zu verlagern, um Verwaltungsräten vor Ort eine Möglichkeit der Partizipation und der Gegengewalt zur zentralen Verwaltungssteuerung in Paris einzuräumen.⁹¹ Die Analyse von Rocard sowie seine Vorschläge waren sehr detailliert und bewegten sich im Rahmen der Möglichkeiten des bestehenden politischen Systems, ohne die grundlegenden Strukturen der sonst von der PSU kritisierten kapitalistischen beziehungsweise gaullistischen Gesellschaft grundsätzlich anzugreifen. Somit kann Rocard als Vertreter der »Modernisten« der PSU gesehen werden, deren reformistische Politik bei vielen ehemaligen Kommunisten, Trotzkisten oder traditionelleren Sozialisten innerhalb der PSU auf Kritik stieß. Trotz der größtenteils rein reformistischen Ausrichtung der Rede verwendete auch Rocard noch den Begriff »Klassenkampf«. Für ihn war die Dezentralisierung ein Beitrag zur Reduzierung der Klassengegensätze:

»D'une manière plus précise, le combat pour le développement et l'aménagement des régions est un élément aujourd'hui essentiel des luttes de classes.«⁹²

87 Jacques Moreau, *L'espérance réformiste. Histoire des courants et des idées réformistes dans le socialisme français*, Paris 2007, S. 45.

88 Verwiesen sei dabei nur knapp auf die Auseinandersetzung zwischen Jules Guesde und Jean Jaurès vor dem Ersten Weltkrieg.

89 Vgl. Tudi Kernalegenn/François Prigent/Gilles Richard u. a. (Hrsg.), *Le PSU vu d'en bas. Réseaux sociaux, mouvement politique, laboratoire d'idées (années 1950 – années 1980)*, Paris 2010.

90 Michel Rocard, *Décoloniser la province*, 1966, in: *Revue Socialiste*, Nr. 37, Februar 2010, S. 75.

91 Ebd., S. 79.

92 Ebd., S. 79.

Rocard begründete die Notwendigkeit der Dezentralisierung mit den Vorteilen der »Bourgeoisie« beziehungsweise Vermögenden im »zentralistischen System« gegenüber den »Verlierern« in den verarmenden Regionen Frankreichs. Ausgehend von den ökonomischen Rahmenbedingungen wies Rocard so auf die sozialen Folgen der zentralistischen Politik hin und warb für eine bessere Machtverteilung, mehr Autonomie sowie Partizipationsmöglichkeiten der einzelnen Sektoren (Betriebsebene, kommunale Ebene und andere) – ein ideologischer Einstieg in die Programmatik der Selbstverwaltungstheorie, die für die PSU und Rocard vor allem nach 1968 zentral wurde.

Rocard galt als Vorzeige-Beispiel des modernistischen Diskurses eines ehemaligen SFIO-Anhängers und war einer der führenden Organisatoren des Kolloquiums von Grenoble (1966) sowie einer der wichtigsten Vertreter der »Strömung B«⁹³, der »Modernisten«, die sich für eine programmatische und strategische Neuorientierung der Linken einsetzten, einen Zusammenschluss mit den traditionellen Parteien jedoch vorerst ablehnten. In Rocards Antrag zu »La gauche et la monnaie« auf dem Kolloquium in Grenoble wurden die Vorstellungen der »Modernisierer« zur wirtschaftlichen Organisation aufgeführt. So forderten Rocards Mitstreiter die Reform und Ausweitung des öffentlichen Sektors (ohne von Enteignung zu sprechen), einen demokratisch beschlossenen Plan, Investitionen als »Mittel zum Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft« – ohne diese näher zu präzisieren – sowie mehr demokratische Mitbestimmung in den Betrieben. Es sollten den privaten Betrieben Vorschriften zur Beteiligung ihrer Angestellten gemacht und übermäßige Profite abgeschöpft werden. Zudem wurde über eine »selektive Kreditpolitik« sowie eine andere Subventionspolitik nachgedacht. Um den Sozialismus voranzutreiben, wollte man »den Einfluss des Kapitalismus« zurückdrängen.⁹⁴

Damit wird das Anliegen der reformorientierten »Modernisierer« der Neuen Linken noch deutlicher und somit auch die Differenz zu marxistisch orientierten PSU-Vertretern wie Gilles Martinet und Jean Poperen: Rocard forderte in seinem Bericht eine »gemischte Ökonomie« und eine »nachhaltige Koexistenz« zwischen dem »sozialistischen und dem kapitalistischen Sektor«. Verstaatlichungen seien hingegen kein Allheilmittel, sondern nur begrenzt anwendbar.

Rocard sprach sich in Grenoble für Kontrolle statt Enteignung aus. Das betraf auch die Frage der Abschöpfung der Gewinne und die Einkommensverteilung. Hierbei wird deutlich, dass sich innerhalb der PSU und nach der Neugründung der PS in den 1970er Jahren grundsätzlich marxistisch geprägte und modernistisch-keynesianistische Kräfte gegenüberstanden. Paradox ist jedoch, dass ab 1967 die Strömung der Modernisten – also jene »rechts von Martinet« stehenden »gemäßigten Reformsozialisten« zusammen mit dem revolutionären Flügel, den »Gauchisten«, die Mehrheit in der Partei stellten – und das unter der Führung von Michel Rocard, der auf dem fünften Kongress der PSU im Juni 1967 den Vorsitz der Partei übernahm und Édouard Depreux ablöste. Rocard hingegen ging mit seinen reformorientierten Ansichten auf die politischen Clubs und die Gewerkschaften zu und entfernte sich gleichzeitig programmatisch von Intellektuellenkreisen wie »Socialisme ou Barbarie«⁹⁵ oder marxistischen Zusammenschlüssen wie »Tribune de

93 Die unterschiedlichen Strömungen (A bis D) formierten sich auf dem PSU-Parteitag in Alfortville 1963. Sie gruppierten jeweils die Anhänger um die Anträge zur politischen Ausrichtung der Partei. Dabei reichte die Spannbreite der Anträge von einer gemäßigten sozialdemokratischen Politik und der Annäherung zur SFIO bis hin zur Formierung einer aktionsorientierten revolutionären Partei.

94 La gauche et la monnaie, rencontre socialiste de Grenoble, Bericht von Georges Servet, Fond Gilles Martinet, MR6, Dossier 3, S. 6, Centre d'histoire Science Po, Archiv Chevs. Georges Servet war zu PSU-Zeiten das Pseudonym von Michel Rocard.

95 Diese lösten sich 1967 selbst auf, ihre Zeitschriften und Ansichten galten trotzdem, vor allem bei vielen Studenten um 1968, als Referenz.

Socialisme« oder der eher anarchistischen Zeitschrift »Autogestion«. Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass sich die Spaltung der PSU in reformorientierte, marxistische und marxistisch-revolutionäre Erneuerer Mitte bis Ende der 1960er Jahre zuspitzte und die Partei lähmte. Aufgrund der endlosen Diskussionen zwischen den verschiedenen strategischen wie inhaltlichen Ansätzen der unterschiedlichen Tendenzen konnte die PSU nicht mehr konstruktiv agieren. In der Folge verließ deshalb eine Reihe von Mitgliedern die Partei.

Dennoch gab es immer wieder Versuche, die intellektuellen Theoriediskussionen in die politische Praxis zu übertragen. Die PSU nahm beispielsweise die Ideen zur demokratischen Planwirtschaft in ihr Programm auf. Die Partei verfolgte mit ihrem 1963 auf ihrem dritten Parteitag verabschiedeten »Contre-Plan« (Gegenplan) konkret die Idee einer sozialistisch-demokratischen Planwirtschaft, die sich sowohl von der realsozialistischen Planwirtschaft des Sowjetblocks als auch von der marktwirtschaftlichen Planwirtschaft unterscheiden sollte. Viele der vorgeschlagenen Maßnahmen, die im Wahlprogramm 1967 übernommen wurden, fanden sich auch nach der Gründung der neuen »Parti socialiste« im Programm von 1972 wieder. Jean-François Kesler schreibt dazu, dass besonders der »Contre-Plan« und die Versuche, eine demokratische Planung zu etablieren, die Charakteristika der »ersten PSU« vor ihrem ideologischen Wandel von 1968 zu einer eher revolutionär orientierten Partei waren.⁹⁶ Für diese »zweite PSU« der 1970er Jahre sei dann die Selbstverwaltung charakteristisch gewesen. Dennoch ist anzumerken, dass auch die revolutionären, rätekommunistischen und radikaldemokratischen Strömungen schon in den 1960er Jahren in der Partei vertreten waren und auch – wenn auch weniger als in den 1970er Jahren – die ersten Ansätze zur Selbstverwaltung eine große Rolle spielten. Inwiefern schon Selbstverwaltungsansätze in den Diskussionen und Publikationen der 1960er Jahre und der nach Kesler »ersten PSU« eine Rolle spielten, kann anhand von verschiedenen Akteuren aus der Gewerkschaftsszene (CFDT) nachvollzogen werden, in der 1966 immerhin an die 20 % der PSU-Mitglieder organisiert waren, sowie anhand einzelner Persönlichkeiten wie André Philip, Pierre Naville und anhand des Interesses von PSU-Mitgliedern an der politischen Entwicklung in Jugoslawien. Die PSU der 1960er Jahre nur auf einen engagierten Reformismus zu reduzieren, wäre also viel zu kurz gegriffen.

So waren die Schritte zur Beteiligung von zivilgesellschaftlichen Akteuren an der staatlichen Planung und die Forderung nach einer Demokratisierung der Gesellschaft und der Wirtschaft eine klare Vorstufe zu einem ausgeprägten Selbstverwaltungsdiskurs nach 1968 und ebneten diesem den Weg. Gerade die Konzepte der direkten Beteiligung und der *autogestion* wiederum beeinflussten die junge Generation, die dann die Achtundsechzigerbewegung stellte. So kamen Daniel Cohn-Bendit, Alain Geismar und Jacques Sauvageot als »Köpfe« der Bewegung von 1968 aus eben dem Umkreis der Neuen Linken, teilweise als Mitglieder der PSU, vor allem aber aus dem Kontext der Studentengewerkschaften, die bei Aktionen und Veranstaltungen interagierten.

Somit handelte es sich nicht zwingend um einen Gegensatz zwischen der gemäßigten und der revolutionären PSU, sondern um verschiedene Etappen einer Diskussion und die Weiterentwicklung von Ideenansätzen. Unbestritten ist jedoch eine Radikalisierung der PSU nach 1968. Dies hing aber auch damit zusammen, dass viele ältere Genossen des reformorientierten, des neomarxistischen sowie auch »unitaristischen« Flügels aus Resignation die Partei verließen und einen Neuanfang in der frisch gegründeten »Parti socialiste« von Mitterrand suchten – damit waren die radikaleren Mitglieder bald in der Überzahl. Zwischen 1969 und 1974 traten hunderte PSU-Mitglieder in die PS über – auch jene wie Michel Rocard, die sich noch in den 1960er Jahren gegen eine enge Zusammenarbeit mit François Mitterrand und dem »alten Haus« der Sozialisten ausgesprochen hatten. So er-

⁹⁶ Kesler, *De la Gauche dissidente au nouveau parti socialiste*, S. 383.

klärte Rocard in einem biografischen Interview 2005, dass er seit 1968 versucht habe, aus der PSU eine schlagkräftige politische Kraft zu machen, dieses Vorhaben jedoch an der »Gauchisierung« der Partei durch den Mai 1968 gescheitert sei:

»Je n'ai pas eu le temps d'en avoir marre. C'était une affaire de survie. 1968–1974: six années infernales – pis encore, c'était une guerre infernale. J'étais toujours en défense. Le parti votait n'importe quoi. Ainsi, un beau jour, dans un conseil national, il a confirmé que nous étions un »parti révolutionnaire«. Qu'est-ce que j'avais à faire de ça!«⁹⁷

Angesichts der heterogenen Zusammensetzung und unterschiedlichen Tendenzen, die sich mehr oder weniger in der Partei durchsetzten konnten, veränderte sich der politische Charakter der PSU. Die erste Periode der PSU von 1960 bis 1968 ist dabei nur ein Teil der 30-jährigen Parteigeschichte. Diese erste hier nachgezeichnete Periode war gekennzeichnet durch die theoretische Auseinandersetzung um Transformationsmodelle zu einer sozialistischen Gesellschaft, einer demokratischen Planwirtschaft, der Frage der Dezentralisierung und Enthierarchisierung der französischen Gesellschaft sowie eines radikalen Antikolonialismus und Antigaullismus. Ein Teil dieser Fragen rückte durch die Ereignisse um den Mai 1968 in den Hintergrund. Während der Studentenproteste war die PSU als einzige Partei kontinuierlich bei Streiks und Besetzungen präsent, wodurch sie sich nachhaltig radikalisierte. Da die Parteienstrukturen von der Studentenbewegung als veraltet abgelehnt wurden, nutzte die PSU ihre Rolle als »bewegungsnahe« Partei aus und arbeitete intensiv mit der außerparlamentarischen Bewegung zusammen. Der grundsätzliche Skeptizismus gegenüber dem repräsentativen Demokratiesystem verhalf ihr zu einer Ausnahmerolle während der 1968er Revolte.⁹⁸ Dominant waren deshalb Anfang der 1970er Jahre vor allem die trotzkistischen und maoistischen Tendenzen, die durch die Ereignisse um 1968 nachhaltig gestärkt wurden.⁹⁹ Während der 1970er Jahre rückte – durch die Besetzungen und die ideologischen Debatten der Maibewegung inspiriert – das Thema der »Selbstverwaltung« (*autogestion*) in den thematischen Mittelpunkt. Gleichzeitig traten verschiedene Kreise aus der Partei aus (Rocard-Anhänger, Maoisten-Strömung) und die Partei gab sich statt eines transformatorischen einen revolutionären Anspruch, isolierte sich aber zunehmend angesichts des gemeinsamen Programms von KPF und PS 1972. Ein Teil der Ideen der PSU wurde durch den Übertritt von mehreren führenden PSU-Vertretern wie Alain Savary, Gilles Martinet, Jean Poperen und Michel Rocard in die PS getragen, auch wenn sich die ehemaligen PSU-Mitglieder nicht immer im selben Lager der PS wiederfanden, sondern teilweise sogar innerhalb der PS politische Konkurrenten wurden. Neben der erwähnten Übernahme vieler Forderungen aus dem PSU-Programm von 1967 hatte auch das Programm der PSU nach 1968 mit der Etablierung des Selbstverwaltungsthemas und der Frage der Dezentralisierung einen enormen Einfluss auf das Programm der neuen Sozialistischen Partei, insbesondere durch den Übertritt von Michel Rocard. Ab den 1980er Jahren, nach dem Regierungsantritt der Sozialisten 1981, konzentrierte sich die PSU auf Themen der aus 1968 hervorgegangenen sozialen Bewegungen, wie Feminismus, Selbstverwaltung, Regionalisierung und Ökologie, sowie auf

97 Michel Rocard, *Si la gauche savait. Entretiens avec Georges-Marc Benamou*, Paris 2005, S. 193. »Ich hatte keine Zeit, davon genug zu haben. Das war eine Frage des Überlebens. 1968–1974: sechs Höllen-Jahre – und ein Mordskrieg. Ich war immer in der Verteidigungsstellung. Die Partei verabschiedete alles Mögliche absurde. Eines schönen Tages dann wurde im Nationalrat beschlossen, dass wir jetzt eine revolutionäre Partei sind. Was um Himmels Willen hatte ich denn damit zu tun?«

98 Bergounioux/Grunberg, *L'ambition et le remords*, S. 188.

99 Vgl. Kernalegenn/Prigent/Richard, *Le PSU vu d'en bas*, S. 18.

die Forderung nach einem Atomausstieg.¹⁰⁰ Diese Themen wurden in den 1980er Jahren durch die Gründung der Grünen Partei und Bewegung (»Les Verts«) aufgegriffen.

IV. FAZIT

Die PSU war der Versuch, den Geist der neuen oppositionellen Linken in die Form einer Partei »neuen Typs« zu bringen; daher war sie bemüht, sich von den traditionellen Parteien zu emanzipieren und die fundamentale Krise der Neuen Linken in den 1960er Jahren für eine Neukonzeption sozialistischen Denkens, aber auch für die Verortung sozialistischer Politik im politischen System Frankreichs neu zu nutzen. Von einem »Dritten Weg« kann insofern gesprochen werden, als dass ihre Vertreter sowohl den Sozialismus der Sowjetunion als auch das westliche kapitalistische Modell ablehnten. Sie traten alle – wenn auch mit enormen Unterschieden in der konkreten Konzeption – für eine erweiterte Demokratie mit den vollen bürgerlichen Freiheitsrechten und eine sozialistische Verwaltung ein, die jedoch unbürokratisch und dezentralisiert gestaltet werden sollte. Sie lehnten jedes autoritäre Herrschaftsverständnis ab – sei es in Form der zentralen Leitung eines Betriebs oder des Präsidialsystems der V. Republik, das de Gaulle 1958 einführt. Besonders hervorzuheben ist jedoch, dass die PSU keine politisch einheitliche Partei war. In den Diskussionen der verschiedenen Flügel der Partei spiegeln sich historisch gesehen wichtige ideengeschichtliche Grundkonflikte linker Parteien wider, die sozialdemokratische und sozialistische Parteien bis ins 21. Jahrhundert hinein begleiten. Dabei geht es nicht allein um den Gegensatz zwischen der PSU als Vertreter der sogenannten Neuen Linken und den traditionellen Parteien der beginnenden V. Republik, sondern auch um die grundsätzliche Frage, inwieweit linke (marxistische) Kernbegriffe und ökonomische Anschauungen angesichts der Entwicklungen der Nachkriegszeit aufgeweicht oder modifiziert wurden. Diese Konflikte zwischen der neuen reformorientierten Linken und den Vertretern der PSU, die trotz ihrer Kritik an den traditionellen großen Parteien an marxistischen Konzepten festhielten (unter anderem an Verstaatlichung und Klassenbegriff), setzten sich auch nach dem Übertritt der PSU-Mitglieder in die neu gegründete »Parti socialiste« fort und wurden vor allem unter den Namen »erste« und »zweite Linke« bekannt. Diese Flügelkämpfe wurden dann unter geänderten Vorzeichen weitergeführt, wobei sich ehemalige Mitglieder der PSU plötzlich ebenso kritisch gegenüberstanden und gleichzeitig politische Bündnisse mit der »traditionellen« Linken eingingen (François Mitterrand, Guy Mollet), die sie als PSU-Mitglieder immer abgelehnt hatten.¹⁰¹ Die Charakterisierung der »zweiten Linken«, die Rocard 1977 auf dem Kongress in Nantes vornahm, ist insofern sicherlich ein Erbe der PSU und beschreibt wichtige Prinzipien dieser außergewöhnlichen Partei sehr genau.¹⁰² Dennoch war Rocards Ansatz auch in der PSU selbst nicht unumstritten: Denn einerseits war sich die PSU der 1960er Jahre einig, den Sozialismusbegriff neu belegen und das linke Feld neu organisieren zu wollen, andererseits gingen die Anschauungen darüber, wie viel Reformismus und sozialdemokratisches Denken erlaubt sei und inwiefern die ökonomischen Gesetze des Kapitalismus ausgehebelt werden und die Privatwirtschaft eingeschränkt werden sollte, weit auseinander. Auch das mag letztlich ihren Misserfolg erklären.

¹⁰⁰ Ebd., S. 19.

¹⁰¹ Zu den unterschiedlichen Strömungen innerhalb der PS nach ihrer Gründung 1969 vgl. *Bergounioux/Grunberg, L'ambition et le remords*, S. 305.

¹⁰² Vgl. das Anfangszitat dieses Beitrags.

Florence Sutcliffe-Braithwaite

›Class‹ in the Development of British Labour Party Ideology, 1983–1997*

This article examines the nature of the ›modernisation‹ of the Labour Party between 1983 and 1997. After losing to Margaret Thatcher in 1979, Labour spent eighteen »wilderness years« in opposition; after 1983 Neil Kinnock and Tony Blair (and to a lesser extent John Smith) undertook a process of ›modernisation‹, and Blair won a landslide victory in 1997.¹ But modernisation was controversial at the time, and has remained so since, particularly because opponents within the Labour Party claimed that modernisation represented a capitulation to ›Thatcherism‹ and thus the abandonment of Labour's traditions.² Drawing on my larger project on the place of ›class‹, ›community‹ and ›individualism‹ in British political ideologies of left and right between 1969 and 1997, this paper assesses the nature of Labour Party modernisation by examining rhetoric and ideas about the subject of ›class‹, the ›working class‹, ›socialism‹ and ›social democracy‹. It challenges the claims of anti-modernisers that New Labour abandoned the working class and class-based appeals, thus hollowing out collectivism or ›class politics‹. In fact, there was an active attempt to understand and connect with the lives of a majority centre-ground of what the modernisers called ›ordinary people‹, many of whom might traditionally have been thought of as ›working class‹, and many of whom certainly came from working-class backgrounds. The appeal to these voters was no longer couched in terms of ›class‹; this did not, however, entail an abandonment of policies designed to benefit the majority, and to improve the living standards of working people. Collectivism remained at the heart of New Labour politics, though importantly, the concept of socialism was reoriented to mean collectivism, in opposition not to capitalism *tout court*, but to the selfish individualism which the modernisers associated with the Thatcher years.

I start by examining the place ›class‹ occupied in Labour Party traditions before 1983, and the meanings given to the terms ›class‹ and the ›working class‹. This introduces a discussion of the methodology I use to interrogate rhetoric, language and ideology, drawing on techniques from a range of historiographical traditions, from the history of political thought, political science and the ›New Political History‹. The substantive body of the essay begins by mapping the wide range of narratives of the ›decline of class‹ circulating in left-wing circles in Britain in the late 1970s and 1980s, suggesting that Labour modernisers were selective users of narratives of the ›decline of class‹. I then examine what use they put these narratives to, analysing rhetoric about class, the ›working class‹ and ›middle

* Thanks to Jon Lawrence and Tom Cordiner for reading several versions of this article, to the editors for their comments, and all those who offered questions and comments at the Modern British History Seminar in Cambridge, where an earlier version of this paper was presented; and to Neil Stewart for being very generous with his time and advice.

1 »The wilderness years« was the name of a BBC documentary about the Labour Party between 1979 and 1995 which aired in 1995.

2 Contemporaries from the revisionist wing of Labour, as well as from a New Left milieu, charged that Blair was a ›Thatcherite‹; eg. *Stuart Hall*, Son of Margaret, in: *New Statesman*, 6 October 1994; *id.*, The Great Moving Nowhere Show, in: *Marxism Today*, November/December 1998, pp. 9–14; *Roy Hattersley*, Why I'm No Longer Loyal to Labour, in: *The Guardian*, 26 July 1997. See also, for example, *Simon Jenkins*, *Thatcher and Sons. A Revolution in Three Acts*, London/New York 2006.

class< under Kinnock and then Blair, and examining the language of ordinariness and work that was used in place of a language of ›class< to denote a majoritarian constituency in the ›middle<. The final section of the article draws on work from think-tanks, political scientists and historians to examine the policies New Labour put in place to improve the economic position of this constituency.

I. THE SEMANTICS OF ›CLASS< IN THE HISTORY OF THE LABOUR PARTY: CONCEPTS AND CONTEXTS

›Class< and ›socialism< had always occupied contested positions in Labour Party traditions before 1983. As Ross McKibbin pointed out in a seminal article in 1984, the lack of a mass Marxist or rejectionist socialist party in early twentieth century Britain was an apparent conundrum. The British Labour Party differed dramatically from almost all the other major European working-class parties in the Second International. This might appear particularly surprising given that Britain was at the forefront of industrialisation, and was where Marx wrote ›Capital‹ and Engels observed the slum life of the new urban industrial labouring poor. But the Labour Party was never Marxist (the Marxists in the Social Democratic Federation left the newborn Labour Party in 1901), and had ›serious debates‹ from its beginnings in the Labour Representation Committee of 1900 over whether or not it should even call itself a ›socialist< party.³ Similarly, there were from the early years debates over who the Labour Party aimed to represent; these were uneasily resolved in Clause IV of the 1918 constitution, written by middle-class Fabian Sidney Webb, which famously committed the party to secure for ›workers by hand or by brain‹ the fruits of their industry, on the basis of ›the common ownership of the means of production, distribution and exchange‹⁴; this was typically taken to mean nationalisation. This clause represented a fragile compromise: it bound ›socialism< to nationalisation in Labour Party doctrine, and it suggested that the party's constituency would include the progressive intellectual sections of the middle classes. As Laura Beers has shown, Labour's image in the first half of the century was strongly rooted (as its name suggests) in the working class of heavy industry and the trade unions (quite naturally, given that the party grew out of the trade unions' desire to protect their interests); but elements within the party also consistently advocated a ›national‹, cross-class appeal.⁵ The class basis of the Labour Party, and its very nature – as a socialist, social democratic, or ›labourist< party – have, ever since, been the subject of heated debate within the party itself and among historians and commentators.⁶

3 Ross McKibbin, *Why Was there No Marxism in Great Britain?*, in: *The English Historical Review* 99, 1984, pp. 297–331, here: p. 297; see also Duncan Tanner's work on the importance of revisionist socialism and ethical radicalism as formative influences on early leaders like Ramsay MacDonald: *Duncan Tanner, Ideological Debate in Edwardian Labour Politics: Radicalism, Revisionism and Socialism*, in: *Eugenio F. Biagini/Alastair J. Reid* (eds.), *Currents of Radicalism. Popular Radicalism, Organised Labour and Party Politics in Britain, 1850–1914*, Cambridge/New York etc. 1991, pp. 271–293.

4 The Labour Party, *Constitution: Adopted at the London Conference, February 26, 1918, and Amended at Subsequent Conferences to October, 1924*, qu. in: *Richard Jobson*, ›Waving the Banners of a Bygone Age‹: Nostalgia and Labour's Clause IV Controversy, 1959–60, in: *Contemporary British History* 27, 2013, pp. 123–144, here: p. 123.

5 On Labour's political communications in its first half-century, see *Laura Beers*, *Your Britain. Media and the Making of the Labour Party*, Cambridge, MA 2010.

6 On ›labourism< see *Eric Shaw*, *Labourism*, in: *Raymond Plant/Matt Beech/Kevin Hickson* (eds.), *The Struggle for Labour's Soul. Understanding Labour's Political Thought since 1945*, London/

In 1989, Kenneth Morgan, later made a Labour peer, traced the fortunes of ›socialism‹ and ›social democracy‹ in the Labour Party, arguing that Labour had been consistently dominated by Social Democracy, though there had always been proponents of »more aggressive, class-conscious forms of socialist doctrine« within the party, muddying the picture.⁷ In the two decades after the Second World War the moderate social democratic vision of thinkers like Evan Durbin and Tony Crosland increasingly prevailed within the Labour Party, reaching its apotheosis with the leadership of Hugh Gaitskell, who attempted to revise Clause IV in 1959–1960 – a symbolic but failed gesture, opposed by the ›Bevanites‹ within the party, who appropriated the label of the ›left‹ for themselves.⁸ Harold Wilson (leader from 1963–1976) claimed to be a socialist, but, Morgan argued, had jettisoned »much of the socialist baggage«, and had »little place« for »Clause Four, controls, [or] class-war dialectic«. ⁹ With Wilson’s and James Callaghan’s governments running into major difficulties in the 1960s and 1970s, however, the 1979 defeat saw the culmination of an unusual rise in influence of ›socialism‹ within the Labour Party; Michael Foot won the leadership and the left won several major battles.¹⁰ Within just two years, the assertiveness of the left wing provoked four major Labour figures to leave the party to form the Social Democratic Party (SDP).¹¹ The moment of socialist dominance was very short-lived, however, and the left was routed with the major electoral defeat of 1983; the election was fought under a manifesto which was denounced by those on the Labour right, such as MP Gerald Kaufman, who called it »the longest suicide note in history«. ¹² In the wake of the 1983 defeat, Neil Kinnock was elected leader, and, though from the soft left of the party, proceeded to lead it over the next nine years down the route of ›modernisation‹; the pace of modernisation intensified after the loss of the 1987 election, where Labour was generally thought to have had the slicker presentational machine. Unpopular policies, particularly nationalisation and unilateral nuclear disarmament, were

New York 2004, pp. 187–205; as formulated by the Marxist John Saville in 1973, ›labourism‹ was little more than a pejorative term for a social democratic programme which aimed to improve the position of the working class through the existing system; the term also implied that Labour was imbued with the (limited) ethos of the trade unions.

7 Kenneth O. Morgan, *Socialism and Social Democracy in the British Labour Party 1945–1989*, in: *AfS* 29, 1989, pp. 297–325, here: p. 324.

8 See *Jobson*, ›Waving the Banners of a Bygone Age‹; various historians have posited Gaitskell’s and Crosland’s revisionism as precursors of 1980s modernisation, for example: *Martin Francis*, *Mr Gaitskell’s Ganymede? Re-assessing Crosland’s The Future of Socialism*, in: *Contemporary British History* 11, 1997, pp. 50–64; *Tudor Jones*, *Remaking the Labour Party. From Gaitskell to Blair*, London 1996.

9 *Morgan*, *Socialism and Social Democracy*, p. 314.

10 On the rise of the left, see: *Paul Whiteley*, *The Labour Party in Crisis*, London 1983; *Patrick Seyd*, *The Rise and Fall of the Labour Left*, Basingstoke 1987; *Eric Shaw*, *The Labour Party Since 1979. Crisis and Transformation*, London/New York 1994; *Lewis Minkin*, *The Contentious Alliance. Trade Unions and the Labour Party*, Edinburgh 1992; *Steven Fielding/Duncan Tanner*, *The ›Rise of the Left‹ Revisited. Labour Party Culture in Post-war Manchester and Salford*, in: *Labour History Review* 71, 2006, pp. 211–233; *Lawrence Black*, *The Political Culture of the Left in Affluent Britain, 1951–64. Old Labour, New Britain?*, Basingstoke/New York 2003.

11 Roy Jenkins, David Owen, Bill Rodgers and Shirley Williams; on the SDP, see *Ivor Crewe/Anthony King*, *SDP. The Birth, Life and Death of the Social Democratic Party*, Oxford/New York etc. 1995.

12 Kaufman’s denunciation was widely reported, see, for example, *Martin Pugh*, *Speak for Britain! A New History of the Labour Party*, London 2011, p. 372. The manifesto called for withdrawal from the EEC, re-nationalisation of recently privatised industries, and unilateral nuclear disarmament; see *Labour Party Manifesto, 1983*, URL: <<http://www.labour-party.org.uk/manifestos/1983/1983-labour-manifesto.shtml>> [30.6.2013].

ditched. Over time, the influence of trade unions was curtailed somewhat, though the unions remained Labour's key source of funding.¹³ In 1989, Morgan concluded that Kinnock's brand of modernisation could be seen simply as a movement back towards the »kind of social democratic consensus« that had characterised the party since 1900.¹⁴

In the 1992 General Election, Labour failed to win despite the Tories' unpopularity, and Major's perceived weakness as leader. Kinnock resigned and was replaced by John Smith, who passed an important reform in the form of »One Member One Vote«, but who did not share most of the modernising sympathies of Kinnock and Blair. Smith rejected the idea of further reform and called for simply »one more heave«. ¹⁵ On Smith's sudden death in 1994, Labour got its arch-modernising leader in the form of Tony Blair, who declared the inauguration of »New Labour« in his conference speech of the same year, and who went even further than Kinnock in cutting ties with unions, seeking different sources of party funding, and embracing the free market.¹⁶ In 1995 he amended Clause IV, marking a decisive break with the totemic policy of nationalisation.¹⁷ In 1997, »New« Labour won a landslide victory, but the nature of the »project« was always controversial. Some historians, as Morgan had done, continued to focus on continuity between New Labour modernisers and earlier revisionist strands within the party.¹⁸ But others asserted that the break was more dramatic and fundamental.¹⁹

Kenneth Morgan's treatment of »socialism« and »social democracy«, wide-ranging and insightful though it is, demonstrates some of the limitations of earlier approaches to the history of political ideologies. Morgan tends to view »socialism« and »social democracy« as ideologies which can be given timeless definitions (socialism aims to transform the

13 The place of the unions in modernisation is contentious: Diane Haytor has argued that moderate unions were key to reasserting the control of the leadership over the party in the mid-1980s; she suggests they were unfairly sidelined and demonised after the 1992 election by modernisers who had always been hostile to unionism; see: *Dianne Hayter, Fightback! Labour's Traditional Right in the 1970s and 1980s*, Manchester 2005.

14 *Morgan, Socialism and Social Democracy*, p. 323.

15 See, for example, *Peter Mandelson, The Third Man. Life at the Heart of New Labour*, London 2010, pp. 149ff. The focus of this essay is principally on Kinnock and Blair; I do not discuss John Smith at any length because of his short period as leader, the fact that he never led Labour into a General Election, and above all because he was not wholly committed to »modernisation« in the way that Kinnock and Blair were.

16 On the development of New Labour policy and performance in power, see: *Anthony Seldon, Blair*, London 2004; *Stephen Driver/Luke Martell, New Labour*, Cambridge 2006; *Anthony Seldon, Blair's Britain, 1997–2007*, Cambridge/New York etc. 2007; *Polly Toynbee/David Walker, The Verdict. Did Labour Change Britain?*, London 2010; *Patrick Diamond/Michael Kenny (eds.), Reassessing New Labour. Market, State and Society under Blair and Brown*, Chichester 2011.

17 See *Peter Riddell, The End of Clause IV, 1994–95*, in: *Contemporary British History* 11, 1997, pp. 24–49.

18 For example: *David Coates, Labour Governments. Old Constraints and New Parameters*, in: *New Left Review* 219, 1996, pp. 62–78; *Tim Bale, The Logic of No Alternative? Political Scientists, Historians and the Politics of Labour's Past*, in: *The British Journal of Politics & International Relations* 1, 1999, pp. 192–204; *Steven Fielding, The Labour Party. Continuity and Change in the Making of »New« Labour*, Basingstoke/New York 2003; *James E. Cronin, New Labour's Pasts. The Labour Party and its Discontents*, Harlow 2004; *Stephen Meredith, Mr Crosland's Nightmare? New Labour and Equality in Historical Perspective*, in: *The British Journal of Politics & International Relations* 8, 2006, pp. 238–255.

19 For example: *Leo Panitch/Colin Leys, The End of Parliamentary Socialism. From New Left to New Labour*, London 1997; *Colin Hay, The Political Economy of New Labour. Labouring under False Pretences?*, Manchester 1999; *Richard Toye, »The Smallest Party in History?« New Labour in Historical Perspective*, in: *Labour History Review* 69, 2004, pp. 83–103.

capitalist system; social democracy is more reformist).²⁰ But this often looks unsatisfying: for example, while some revisionists preferred the term ›social democratic‹, others felt it perfectly proper to label their ideas ›socialist‹ – such as Durbin and Crosland.²¹ Morgan’s definitions clearly do not always fit with those that contemporaries gave to these contentious terms, and misses the fact that key battles were *fought over* and *through* the meanings of ›socialism‹ and ›social democracy‹. Much recent historiography has demonstrated the need for historians to put these linguistic nuances and shifts at the centre of our study.

In many ways, historians of political thought have led the way; Quentin Skinner’s work on early modern political thought, for example, has long focused on the ways in which concepts get their meanings from context, and has shown that politicians’ arguments in one debate can subsequently constrain their room for manoeuvre in words and in actions.²² Historians working in other traditions have also come to argue for the importance of political rhetoric and language. In his work on Stanley Baldwin’s interwar Conservatism, Philip Williamson argued that political ideologies are both developed and revealed over time in speeches and public statements, as politicians have to present their ideas to the electorate. Public rhetoric thus reveals and structures politicians’ beliefs and framework for thinking.²³ Political scientist Michael Freeden has argued that political ideologies should be seen as »distinctive configurations of political concepts« creating »specific conceptual patterns from a pool of indeterminate and unlimited combinations«; thus historians need to study the way concepts are defined in relation to each other, and the way priorities shift over time to bring about change.²⁴ The ›linguistic turn‹, and postmodernist or poststructuralist ideas associated with it, have also pushed historians to pay attention to discursive battles over the meaning of words, and the power language has to construct the world, as Willibald Steinmetz has sketched out.²⁵ Drawing on these influences, I examine in this article debates over changes in the ›class‹ structure in Britain, the Labour Party’s class constituency, and the nature of modernisation as socialist, social democratic or Thatcherite. My purpose is, first, to place the rhetoric used by modernisers about ›class‹ in the context of ongoing debates in the 1980s and 1990s with both other factions on the left and with the Tories; and second, to take ›New Labour‹ seriously as an ideology.²⁶ New Labour has often been dismissed as

20 Though it is sometimes slightly unclear whether Social Democrats do also count as ›socialists‹ in some sense, as when Morgan suggests that »Socialism has been a force of great intellectual distinction and political dynamism in twentieth-century Britain. The Webbs, Tawney, Cole, Laski, Strachey, Durbin, Jay, Crossman and Crosland have contributed to a central pivot of modern British history«; *Morgan, Socialism and Social Democracy*, p. 324.

21 *E. F. M. Durbin, The Politics of Democratic Socialism. An Essay on Social Policy*, London 1940; *Anthony Crosland, The Future of Socialism*, London 1956.

22 See, for example, *Quentin Skinner, Meaning and Understanding in the History of Ideas*, in: *History and Theory* 8, 1969, pp. 3–53.

23 *Philip Williamson, Stanley Baldwin. Conservative Leadership and National Values*, Cambridge/New York etc. 1999, pp. 15ff.; see also *Philip Williamson, The Doctrinal Politics of Stanley Baldwin*, in: *Michael Bentley* (ed.), *Public and Private Doctrine. Essays in British History Presented to Maurice Cowling*, Cambridge/New York etc. 1993.

24 *Michael Freeden, Ideologies and Political Theory. A Conceptual Approach*, Oxford/New York etc. 1996, p. 4.

25 *Willibald Steinmetz, New Perspectives on the Study of Language and Power in the Short Twentieth Century*, in: *id.* (ed.), *Political Languages in the Age of Extremes*, Oxford/New York etc. 2011, pp. 3–52, here: pp. 4ff.; for an example of recent work which interrogates the highly contested term ›affluence‹ in postwar British politics, see *Stuart Middleton, »Affluence« and the Left in Britain, c. 1958–1974*, in: *English Historical Review* (forthcoming 2014).

26 Though I use the term ›ideology‹ not, of course, in the sense Blair used the term – to signal a rejection of what he saw as the extremism of the Labour left in the 1980s, as when he declared in 1995 that the age of »grand ideologies« was over; see *Tony Blair* qu. in: *Andrew Grice, What’s*

superficial or derivative by detractors, but this article demonstrates that it was not merely an incoherent jumble of policies triangulating between different groups.

Understanding the nature of ›modernisation‹ is difficult because over the course of the 1980s and 1990s the terms used to describe Labour Party doctrine changed. As I have noted, many moderate, revisionist thinkers in the 1940s and 1950s called their thinking ›socialist‹. By the late 1970s, prominent figures within Labour were foregrounding the language of ›democratic socialism‹, in order to stress their commitment to the parliamentary process, in contrast to entryist groups infiltrating the party, like Militant (originally the Revolutionary Socialist League), whose ultimate aim was revolution and whose extremism was felt to be scaring off potential Labour supporters.²⁷ Under Kinnock, the label ›social democratic‹ was eschewed – particularly because many within the Labour Party felt that the breakaway Social Democratic Party had betrayed the Labour movement. In a Fabian tract in 1986, Kinnock championed the ›third way‹ of democratic socialism, which he saw as different from both the ultra-left and from pale Social Democracy, which, he suggested, lacked a critique of capitalism, which was vital to democratic socialism.²⁸ ›Socialism‹ was still Kinnock's favoured term. Under Blair, however, ›social democracy‹ began to supplant the language of socialism, though ›democratic socialism‹ did still appear, for example, in the reworded Clause IV.²⁹ In 1996, Peter Mandelson and (ex-Liberal) Roger Liddle argued that New Labour was ›firmly in the social-democratic tradition‹.³⁰ They argued that »the general public is not at all interested in the bandying around of labels. If it is socialist to be committed to community and a strong society, to justice and fairness, to maximising the life changes of all our people and preventing the exclusion from society of any, then New Labour is socialist«; thus New Labour *could* be called ›socialist‹, but it was not entirely clear that Mandelson would choose to do so.³¹ In 1996 Blair declared that Labour was the party of »modern social democracy«, and argued that »social democrat« and »democratic socialist« were »interchangeable terms«.³² In 2002, Mandelson and Liddle stressed even more strongly that New Labour should be seen »in the proud philosophical tradition of modernising social democracy«, and called on New Labour to »trace its roots more openly and directly« to this tradition.³³ The first question this article addresses is the significance of this shift in language from ›democratic socialist‹ to ›social democratic‹. This is a contentious question because, as I have already indicated, a key debate about New Labour has been whether it represented a capitulation to ›Thatcherism‹ and thus the abandonment of Labour's ›socialist‹ heritage.³⁴

Left?, in: *The Sunday Times*, 23 July 1995; see also the speech Blair made after his constituency result was declared on 1 May 1997, qu. in: *Andrew Rawnsley*, *Servants of the People*. The Inside Story of New Labour, London 2001, p. 9.

27 See *Michael Crick*, *The March of Militant*, London 1986.

28 *Neil Kinnock*, *The Future of Socialism*, Fabian Society Pamphlet no. 509, London 1986; and see List of terms used by NK, April–July 1985, *The Papers of Neil Kinnock*, Churchill Archives Centre, Cambridge, KNNK 2/1/93, which comprised the following at the top of the list of ›positive‹ terms: »Democratic Socialist policies«; don't keep »quiet about socialism«; we »Socialists«; »Social justice«; »we are Democratic Socialists«.

29 *Riddell*, *The End of Clause IV*.

30 *Peter Mandelson/Roger Liddle*, *The Blair Revolution. Can New Labour Deliver?*, London 1996, p. 4.

31 *Ibid.*, pp. 29ff.

32 *Andrew Grice*, *The End of Socialism*, in: *The Sunday Times*, 1 September 1996.

33 *Peter Mandelson*, *The Blair Revolution Revisited*, London 2002, pp. x and xxviii–xxix.

34 The contemporary debate over whether modernisation was a capitulation to Thatcherism has been repeated in the political science and historical literature: see, among others, *Michael Freedon*, *True Blood or False Genealogy. New Labour and British Social Democratic Thought*, in: *The*

The place of ›class‹ and the ›working class‹ within New Labour ideology is even more contentious, and again can be traced back to the apparently mixed messages prominent figures within the self-defined ›modernising‹ camp appeared to give on the subject. In 1996, for example, Tony Blair suggested that the »whole purpose« of his changes to Labour was »to escape from being simply a narrow, class-based party«.³⁵ Charles Clarke, Neil Kinnock's Chief of Staff and later Home Secretary under Blair, told journalist Andrew Rawnsley that Blair was »pretty contemptuous of class politics«.³⁶ Peter Mandelson, who had been involved in the modernisation project since 1985, when he became Labour's Director of Communications, suggested in his autobiography that he, Gordon Brown and Blair saw their task after 1994 as ditching Labour's »class-defined prospectus«.³⁷ Given all this rhetoric about the ›end of class‹, it might be surprising to find both Blair and Brown in the mid-1990s talking about Britain as a class-bound society. But both did: Brown wrote in 1995 of the »crippling effects of the British class structure«³⁸, while Blair said in the following year that »[w]e have a class-ridden and unequal society«.³⁹ There is an apparent conundrum, then, as it seems that leading modernisers believed that in some senses Britain was still a class society, whilst also arguing that New Labour must move away from being a political project based on class or a movement based on the ›working class‹. The second question this article examines is, therefore, how modernisation changed the Labour Party's approach to ›class‹ and why.

This is a question which has often been answered in a hostile manner by those who argue that modernisation involved the abandonment of class analysis in general, and the working class in particular.⁴⁰ Such accusations continued even after Blair stepped down as leader in 2007; for example, in his campaign for the deputy leadership in that year, Jon Cruddas criticised Blair for effecting a supposed »retreat from class for perceived electoral advantage«, and charged that Blair turned Labour into a »middle class party«, fostering the view that the working class was »literally withering away«, and that »[c]lass, inequality and issues of power can be overcome by individual self-actualisation«.⁴¹ Journalist Owen

Political Quarterly 70, 1999, Special Issue, pp. 151–165; *id.*, The Ideology of New Labour, in: *ibid.*, pp. 42–51; Richard Heffernan, *New Labour and Thatcherism. Political Change in Britain*, Basingstoke/New York 2000; Leo Panitch/Colin Leys, *The End of Parliamentary Socialism. From New Left to New Labour*, London 2001; *Fielding*, Continuity and Change in the Making of ›New‹ Labour; Matt Beech, *New Labour*, in: *Plant/Beech/Hickson*, *The Struggle for Labour's Soul*, pp. 86–102; *Cronin*, *New Labour's Past*; *Driver/Martell*, *New Labour*; *Jenkins*, *Thatcher and Sons*; *Pugh*, *Speak for Britain*.

35 *Grice*, *The End of Socialism*; Anthony Giddens echoed this in a retrospective look at the New Labour project in 2010, stating that New Labour could »no longer represent sectional class interests alone«; *Anthony Giddens*, *The Rise and Fall of New Labour*, in: *New Statesman*, 17 May 2010, pp. 25–27.

36 *Andrew Rawnsley*, *The End of the Party*, London 2010, p. 230.

37 *Mandelson*, *The Third Man*, p. 114.

38 *Gordon Brown/Anthony Wright*, Introduction, in: *eid.* (eds.), *Values, Visions and Voices. An Anthology of Socialism*, Edinburgh 1995, pp. 13–30, here: pp. 24ff.

39 *Tony Blair*, *My Vision for Britain*, in: *Giles Radice* (ed.), *What Needs to Change. New Visions for Britain*, London 1996, pp. 3–20, here: p. 7.

40 See, for example, *Tony Benn/Ruth Winstone*, *The End of an Era. Diaries 1980–1990*, London 1994, pp. 521–523, entry for 2 October 1987; Linda Bellos, qu. in: *Ronald Butt*, *New Bottle, Same Old Whine*, in: *The Times*, 2 October 1986; *Chris Mullin/Ruth Winstone*, *A Walk-on Part. Diaries 1994–1999*, London 2012, p. 164, entry for 18 May 1996; *Ruth Lister*, *From Fractured Britain to One Nation? The Policy Options for Welfare Reform*, in: *Renewal* 5, 1997, no. 3/4, pp. 11–23, here: p. 21.

41 *Jon Cruddas*, *After New Labour*, in: *Tom Hampson* (ed.), *Labour's Choice. The Deputy Leadership*, London 2007, pp. 25–36, here: pp. 25 and 27.

Jones made a strikingly similar argument in his popular polemic »Chavs«, arguing that New Labour attempted to »scrub class from the country's vocabulary« in order to »[skirt] the issue of inequality«.42 Both argued that the working class, if properly defined, still formed the majority in Britain, and both arguments were clearly designed to advocate a return to what the authors saw as a »proper« class politics.⁴³

Given the highly political nature of these claims, it is surprising to find just how frequently they have been repeated in academic studies of New Labour and in the nascent historiography. For example, political communications scholar Dominic Wring has charged that the »new right« (as he thought New Labour should most accurately be termed) had abandoned »class and poverty«⁴⁴; while political scientist Alan Finlayson has suggested that the modernisers relegated »class« to a »subjective perspective and cultural identity«, meaning that they had no language with which to talk about structured economic inequality, and, therefore, neglected it entirely.⁴⁵ Historian Eric Shaw has argued that »the whole notion of class structure and inequality has vanished from New Labour's discourse, dismissed as obsolescent«⁴⁶, while Norman Fairclough, in his study of New Labour's language, went even further, charging that »New Labour has abandoned even a residual orientation to collectivism and to social class«, talking an inherently individualistic language of »deals« which was opposed to »the traditional collectivism of the centre-left and the left«.47 And Robert Taylor has argued that Blair severed links with trade unions, which he saw as »relics of a bygone age of cloth caps, mills and pits«⁴⁸, turning Labour into a party of business and the middle class. Thus, the claim that New Labour abandoned »class« involves the arguments that New Labour severed ties with the working class, and stopped defending its interests; that abandoning the »working class« meant abandoning a majoritarian constituency in favour of the middle class and big business; and that because New Labour stopped using the language of class, they had no way to talk about, or tackle, poverty or inequality. These are highly political claims, mostly designed to refute the arguments of New Labour politicians, and are therefore deserving of some interrogation.

»Spin« has long been a source of controversy when it comes to judgements on New Labour. The introduction of new marketing professionals into the party machinery in the mid-1980s was contentious, partly because some of those who saw themselves as defenders of Labour's traditions felt threatened by the influx of influential, middle-class advisers like

42 Owen Jones, *Chavs. The Demonization of the Working Class*, London 2011, p. 98; unsurprisingly, Cruddas had much praise for Jones's book (though also some cautions), calling it »a bold attempt to rewind political orthodoxies; to reintroduce class as a political variable«; Jon Cruddas, *Book of the Week: Chavs. The Demonization of the Working Class* by Owen Jones, in: *The Independent*, 2 June 2011.

43 Cruddas, *After New Labour*, pp. 28ff.; Jones, *Chavs*; this has been a common move on the left as a way of shutting down arguments that »class« has changed and that Labour needs, therefore, to move away from class; for example, Eric Shaw also suggested in 1994, drawing on the work of J. H. Westergaard, that the »working class« should be seen as all those, white- and blue-collar, in routine jobs; Shaw, *The Labour Party Since 1979*; John H. Westergaard, *Class of '84*, in: *New Socialist* 15, January/February 1984, pp. 31–32.

44 Dominic Wring, *The Politics of Marketing the Labour Party*, Basingstoke/New York 2005, p. 123.

45 Alan Finlayson, *Back to Class: Lessons for the Labour Party*, in: *Diamond/Kenny, Reassessing New Labour*, pp. 165–177, here: p. 165.

46 Shaw, *Labourism*, p. 197.

47 Norman Fairclough, *New Labour, New Language?*, London 2000, p. 40; see also John Welshman, *Underclass. A History of the Excluded 1880–2000*, London 2006.

48 Robert Taylor, *New Labour, New Capitalism*, in: *Seldon, Blair's Britain*, pp. 214–240, here: pp. 226ff.

Peter Mandelson and pollster Philip Gould, brought in to head up the new »Shadow Communications Agency«.⁴⁹ The media (in somewhat reflexive fashion) whipped up a storm around the idea that New Labour was a project driven by ›spin‹ in the 1990s.⁵⁰ Gould's use of focus groups was particularly contentious: some argued that focus groups were driving policy, and, what's more, that unrepresentative groups of swing voters in marginal (often middle-class) constituencies were the main subjects of focus groups.⁵¹ Ever since, there has been a debate over whether New Labour had no ideals, but was shaped merely by the desire to win.⁵² Norman Fairclough's analysis of New Labour's language was designed to show that it was a hollow project driven by the compulsion to come up with ever more effective ›weasel words‹ to attract voters.⁵³ However, there has recently been a less pejorative and more nuanced historical approach to the use of polling, focused not on criticising but on understanding how new polling techniques ›actively constructed core elements of the political process and changed the ways in which politics were understood‹, transforming political parties, but also the ›body politic‹ itself.⁵⁴ This article draws on such work to examine how the work of pollsters like Gould changed politicians' understandings of British society.⁵⁵

This leads me to a discussion of one final problem found in some of the historiography on New Labour: that is, a tendency to see changed understandings of British society as the result simply of objective social change, rather than taking into account the important influence of technologies and ideas. Many of the modernisers argued that modernisation was necessary because social changes had brought about the ›decline of class‹. This claim has sometimes been repeated without interrogation; for example, Robert Taylor has written that »the continuing decline of a skilled manual working class«, because of »[r]apid

49 See *Colin Hughes/Patrick Wintour*, *Labour Rebuilt. The New Model Party*, London 1990.

50 See, for example, *Bruce Anderson*, *Mandelson's Burden – Blair's Spin-doctor Divides Labour Party Against Itself*, in: *The Times*, 14 August 1995; *Seamus Milne*, *The Leader's Little Helper*, in: *The Guardian*, 11 February 1995. The BBC's »Panorama« ran a programme about New Labour's ›spin‹ in 1996; see: *Francis Wheen*, *Beeb Puts Blairites in a Spin*, in: *The Guardian*, 25 September 1996; and see work by BBC journalist Nicholas Jones, including: *Nicholas Jones*, *Sultans of Spin. The Media and the New Labour Government*, London 1999; *id.*, *The Control Freaks. How New Labour Gets Its Own Way*, London 2001.

51 See, for example, episode 4 of Adam Curtis's documentary series »The Century of the Self«, »Eight People Sipping Wine in Kettering«, first broadcast 7 April 2002. Philip Gould's »The Unfinished Revolution« was largely designed to argue that the methods of marketing helped the democratic process, aiding Labour in listening to, communicating with, connecting with, and leading its constituents: *Philip Gould*, *The Unfinished Revolution. How the Modernisers Saved the Labour Party*, London 1998.

52 The media obsession with New Labour's ›spin‹ sparked a wave of interest in Labour's political communications, present and past, for example, *Bob Franklin*, *Packaging Politics. Political Communications in Britain's Media Democracy*, London 2004; *Martin Moore*, *The Origins of Modern Spin. Democratic Government and the Media in Britain, 1945–51*, Basingstoke/New York 2006; *Laura Beers*, *Whose opinion? Changing Attitudes Towards Opinion Polling in British Politics, 1937–1964*, in: *Twentieth Century British History* 17, 2006, pp. 177–205; *ead.*, *Your Britain*.

53 *Fairclough*, *New Labour, New Language*.

54 *Anja Kruke/Benjamin Ziemann*, *Observing the Sovereign. Opinion Polls and the Restructuring of the Body Politic in West Germany, 1945–1990*, in: *Kerstin Brückweh/Dirk Schumann/Richard F. Wetzell* et al. (eds.), *Engineering Society. The Role of the Human and Social Sciences in Modern Societies, 1880–1980*, Basingstoke/New York 2012, pp. 234–251, here: p. 239.

55 Gould was widely seen as a figure of major importance in the modernisation of Labour, and his death in 2011 led to the collection of a book of essays reflecting on his impact: *Dennis Kavanagh* (ed.), *Philip Gould. An Unfinished Life*, Basingstoke/New York 2012.

occupational changes in society« led to New Labour⁵⁶; electoral geographer Charles Pattie similarly suggested that New Labour's electoral strategy was a response to the decline of the manual working class and »dealignment«. ⁵⁷ Geoffrey Foote did the same in his study of the Labour Party's political thought, while Steven Fielding rehearsed the sociological arguments of key political and social scientists in his »Continuity and change in the making of New Labour«, appearing to set them up as a straightforward ›reason‹ for New Labour.⁵⁸ And James Cronin has argued that modernisation in the 1980s was largely a re-run of revisionism in the 1950s and 1960s, the difference being that »while affluence was largely a prospect when it was first discussed [...] by the late 1970s it was *increasingly real*«. ⁵⁹ But social change is only ever described and understood through language. Paying attention to that language, and to the concepts and techniques used to measure and interpret social change, is thus vital. This article, therefore, begins by examining the roots of the modernisers' narratives of the ›decline of class‹ in 1980s Britain, in order to demonstrate that such accounts of social change were constructions with a political purpose, and not simply neutral descriptions of the world.

II. NARRATIVES OF THE ›DECLINE OF CLASS‹ IN 1980S BRITAIN

Shortly before the 1983 election, »Guardian« journalist Peter Jenkins wrote that if Thatcher won, 1979 would assume a retrospective significance as the »watershed election« in which long-term social changes, particularly the decline of the working class, finally meant that the Labour Party could no longer win.⁶⁰ In fact, by-elections in the late 1970s had already provided clues about Labour's growing problems; they were followed closely by most politicians, and would continue to be so throughout the 1980s and into the 1990s, providing the most immediate barometer of social change and political fortunes.⁶¹ However, the 1983 election disaster (Labour polled just 27.6% of votes and was nearly overtaken by the self-consciously centre-ground, ›classless‹ SDP) was stimulus for a major stock-taking, and Jenkins' prediction came true.⁶² A consensus of sorts emerged from the debate, around the idea that Labour could not blame poor presentation or hostile media, but must undertake a serious re-evaluation, including examination of how society was changing. Two prominent voices in this debate were political scientist Ivor Crewe and Marxist historian Eric Hobsbawm.

⁵⁶ *Taylor*, *New Labour, New Capitalism*, p. 238.

⁵⁷ *Charles Pattie*, *Re-electing New Labour*, in: *Steve Ludlam/Martin J. Smith* (eds.), *Governing as New Labour. Policy and Politics under Blair*, Basingstoke/New York 2004, pp. 16–33, here: p. 18.

⁵⁸ *Geoffrey Foote*, *The Labour Party's Political Thought. A History*, Basingstoke/New York 1997, p. 326; *Fielding*, *Continuity and Change in the Making of ›New‹ Labour*, pp. 79 and 86ff.; see also *Peter Kellner*, *The Death of Class-based Politics*, in: *Diamond/Kenny*, *Reassessing New Labour*, pp. 152–165.

⁵⁹ *Cronin*, *New Labour's Pasts*, p. 206 (emphasis added).

⁶⁰ *Peter Jenkins*, *The New Map of Mrs Thatcher's Britain*, in: *The Guardian*, 13 May 1983.

⁶¹ In the 1974 (October)–1979 Parliament, there were 30 by-elections; in 7 cases the seat changed hands. In five of these cases, Labour lost to the Tories, in one Labour lost to the Liberals, and in one the English Defence League lost to the Conservatives. *Fred W. S. Craig* (ed.), *Chronology of British Parliamentary By-elections, 1833–1987*, Aldershot 1987, pp. 242ff.; significant losses included Roy Jenkins' seat, Birmingham Stechford, which had been solidly Labour since the 1950s, and Ashfield, in the coalfields of Nottinghamshire, which had also been considered a Labour safe seat.

⁶² *David Butler/Gareth Butler*, *Twentieth Century British Political Facts 1900–2000*, Basingstoke/New York 2000, pp. 236ff.

Hobsbawm's arguments about social change, from »The Forward March of Labour Halted?«, his famous Marx Memorial lecture of 1978 onwards⁶³, have often been discussed in the historiography as a source of inspiration for the modernising project.⁶⁴ His work was published in »Marxism Today« and often reprinted in the »Guardian«.⁶⁵ The complexity of Hobsbawm's thinking meant it could justify various different policy responses. He argued that while the vast majority of the population were still proletarians in the Marxist definition of the term, the class consciousness of the British labour movement had been built largely on the class identity of unionised manual workers in heavy industries. Since, Hobsbawm pointed out, the proportion of the workforce involved in such work had declined hugely in the postwar period⁶⁶, Labour's solid base was crumbling. Meanwhile, the growth of monopoly capitalism, nationalisation, and women's work had led to an increased sectionalism within the working class, an »economistic« consciousness that was damaging for the Labour Party's prospects.⁶⁷ The party must win back the working class by demonstrating that it stood for »their interests and aspirations«, but because this group was declining, Labour also needed to appeal »across class lines«, to »all who want democracy, a better and fairer society [...] ›all workers by hand and brain‹«. ⁶⁸ Hobsbawm cautioned against pessimism, suggesting that »marxists are not economic and social determinists«, and arguing that if many of Labour's unpopular policies, like unilateralism, were explained properly the working classes would realise they were in their true interests.⁶⁹ Kinnock himself emphasised Hobsbawm's importance: he was quoted by Communist Party publication the »Morning Star« in 1983 claiming that Hobsbawm was »greater« than a »prophet«⁷⁰, and chaired a Fabian Society lecture by Hobsbawm at the 1983 Party Conference.⁷¹ Martin Jacques, editor of »Marxism Today«, stressed in 2013 how vital it was to have a major intellectual figure on the left making what was, in 1979, an ›iconoclastic‹ argument about social change.⁷²

63 *Eric J. Hobsbawm*, *The Forward March of Labour Halted?*, in: *Marxism Today*, 1978, pp. 279–286, repr. in: *Martin Jacques/Francis Mulhern/Eric J. Hobsbawm* (eds.), *The Forward March of Labour Halted?*, London 1981.

64 See, for example, the discussion of Hobsbawm in *Cronin*, *New Labour's Pasts*, pp. 206ff. and 304ff.; and see *Foote*, *The Labour Party's Political Thought*, p. 26; *Jones*, *Remaking the Labour Party*, p. 115; *Driver/Martell*, *New Labour*, pp. 19ff.; left-wing journalist Martin Kettle has pointed out the way in which Hobsbawm's 1978 lecture was mythologised as a turning point for the Labour movement: *Martin Kettle*, *Ed Miliband and Tony Blair Have More in Common than Those Stuck in the Past Can Allow*, in: *The Guardian*, 3 October 2012.

65 See, for example, *Eric J. Hobsbawm*, *Labour's Lost Millions*, in: *Marxism Today*, 1983, pp. 7–13; *id.*, *Labour: Rump or Rebirth?*, in: *Marxism Today*, 1984, pp. 8–12; *id.*, *Change the Party, not the Workers*, in: *The Guardian*, 3 October 1983; *Labour's Way Forward is with the Masses*, in: *The Guardian*, 20 February 1984; indeed, Martin Jacques said at the memorial for Hobsbawm held at Birkbeck College, University of London, 24 April 2013, that the »Guardian« never turned down an article of his.

66 In 1951 over two thirds of working British people were involved in manual work; by 1981, less than half the working population were manual workers; see *Duncan Gallie*, *The Labour Force*, in: *Albert Henry Halsey/Josephine Webb* (eds.), *Twentieth Century British Social Trends*, Basingstoke/New York 2000, pp. 281–323, here: p. 292.

67 *Hobsbawm*, *The Forward March of Labour Halted*, p. 285.

68 *Hobsbawm*, *Labour's Lost Millions*, p. 9.

69 *Hobsbawm*, *The Forward March of Labour Halted*, p. 285.

70 Qu. in: *R. W. Johnson*, *Labour's Most Effective Election Poster Would be the Iron Lady in Full Hectoring Cry*, in: *The Times*, 29 September 1986.

71 *Eric J. Hobsbawm*, *The Forward March of Labour Reversed? Labour Party Conference fringe meeting*, 1 October 1983, see *Fabian News*, September 1983.

72 *Martin Jacques*, speaking at the memorial for Hobsbawm held at Birkbeck College, University of London, 24 April 2013.

Hobsbawm gave Kinnock legitimacy. But Hobsbawm's was not the only contribution to Labour's thinking about sociological change in the 1970s and 1980s; other political scientists and sociologists also warrant consideration.

Ivor Crewe was one such political scientist who loomed large in the public debate. His arguments about social change were developed in a series of publications after 1974, and presented in numerous »Guardian« articles after 1983.⁷³ Crewe argued, first, that the size of the manual working class was decreasing, and what he called the »new« (prosperous, home-owning, often non-unionised) working class was expanding.⁷⁴ And second, he suggested that »class dealignment« was taking place: »expressive« voting, where a vote was cast for a party felt traditionally to represent the voter's social class, was declining, so that among »traditional« workers (unionised workers in heavy industries), as well as among Crewe's »new working class«, Labour needed to appeal not to class solidarity but to voters' individual needs and desires.⁷⁵ As we will see, these two arguments were strongly reflected in the modernisers' rhetoric about social change. This is, perhaps, not particularly surprising, for Crewe had numerous links with the Labour Party: he had worked on Labour's 1979 campaign⁷⁶, and in 1984 co-organised a conference involving academics, pollsters and campaign managers from all three main political parties to discuss the election of the previous year.⁷⁷ Those on the right of the Labour Party like Austin Mitchell had long been aware of his arguments: Mitchell highlighted the importance of the »class dealignment« thesis in a 1979 Fabian pamphlet⁷⁸, and Giles Radice, later author of the »Southern Discomfort« pamphlets which set out in the early 1990s to illuminate the attitudes of the »new working class«, also drew on Crewe's work in his own writing in the »Guardian«.⁷⁹ There was thus a powerful set of academic voices setting out arguments about social change and the decline of the working class in the early 1980s.

There were also important changes in marketing techniques in the late 1970s and early 1980s, which introduced new ways of segmenting and imagining the population. One of these was the »Values, Attitudes and Lifestyles« methodology (VALS), developed by American social scientist Arnold Mitchell, and set out in a 1978 paper from the Stanford Research Institute; Mitchell described the fragmentation of US society and demonstrated how and why the population now needed to be segmented into a far larger number of groups based on (as the title suggested) values, attitudes and lifestyles, rather than the cruder demographic, economic and occupational factors traditionally used.⁸⁰ Neil Stewart, Kinnock's

73 See particularly, *Ivor Crewe*, Do Butler and Stokes Really Explain Electoral Change in Britain?, in: *European Journal of Political Research* 2, 1974, pp. 47–92; *id./Bo Särilvik/James Alt*, Partisan Dealignment in Britain 1964–1974, in: *British Journal of Political Science* 7, 1977, pp. 129–190; *Bo Särilvik/Ivor Crewe*, Decade of Dealignment. The Conservative Victory of 1979 and Electoral Trends in the 1970s, Cambridge/New York etc. 1983.

74 *Ivor Crewe*, The Disturbing Truth behind Labour's Rout, in: *The Guardian*, 13 June 1983; see also *id.*, The Electoral North Marches South, in: *The Guardian*, 30 April 1984.

75 *Särilvik/Crewe*, Decade of Dealignment.

76 *Gould*, The Unfinished Revolution, p. 45.

77 *Martin Linton*, The Insiders' Guide to a Labour Nightmare, in: *The Guardian*, 24 February 1984; the papers were published as *Ivor Crewe/Martin Harrop*, Political Communications. The General Election Campaign of 1983, Cambridge/New York etc. 1986.

78 *Austin Mitchell*, Can Labour Win Again?, London 1979, p. 6.

79 See, for example, *Giles Radice*, In Search of a Manifesto that Will Capture the White Collar, Home-owning Labour Voters, in: *The Guardian*, 8 July 1983.

80 Mitchell went on to set out his nine-fold segmentation in *Arnold Mitchell*, The Nine American Lifestyles. Who We Are and Where We're Going, New York 1983. And see *Colin McDonald/Stephen King*, Sampling the Universe. The Growth, Development and Influence of Market Research in Britain Since 1945 (edited and introduced by John Goodyear), Henley-on-Thames 1996, p. 161; *Joe Moran*, Mass-Observation, Market Research, and the Birth of the Focus

Political Secretary between 1989 and 1992, highlighted the importance of this work⁸¹, which gave politicians a new way to imagine the electorate not based on occupation. Increasingly over the course of the 1980s, the Labour leadership became dissatisfied with the traditional polling, as undertaken by Bob Worcester, the party's regular pollster at »Market & Opinion Research International« (MORI – which he had founded in 1969).⁸² Worcester continued to use the industry-standard National Readership Survey (NRS) approach to segmentation, breaking the population into six groups, A, B, C1, C2, D, and E, based on occupation.⁸³ But a paper for Kinnock on approaches to polling in 1984 noted that the recent »endless books and articles on the changing nature of British Society and the nature of class« meant that a new approach to breaking down the electorate seemed desirable.⁸⁴ In 1986, another paper considered the potential use of »area demographics« techniques, developed by various British market research companies in the 1980s to segment local populations using both demographic and attitudinal/cultural factors.⁸⁵ By 1988, Gould and Mandelson were bringing in different pollsters with new approaches, leading to a near-complete breakdown of relations with Worcester.⁸⁶ This was the background to the coining of terms like ›Mondeo man‹, to describe narrow segments of the electorate based not only on income and occupation, but also on consumption habits and values (in the case of ›Mondeo man‹, the sort of person who drove a particular sort of mid-range family saloon).⁸⁷ Developments in marketing thus provided another spur for rethinking the segmentation of the electorate. Susan Igo has pointed out that »national polls and surveys« in the US »were as much responsible for creating a mass public as they were reacting to its arrival«; later techniques from the 1960s onwards which aimed to study »a newly diverse America« were always going to find the diversity they sought.⁸⁸ Segmentation tech-

Group, 1937–1997, in: *Journal of British Studies* 47, 2008, pp. 827–851, here: p. 846. The influence of such American techniques does not mean to say that the story of political marketing in Britain is one of simple ›Americanization‹ – see critiques of such a narrative in, for example, *Margaret Scammell*, *Designer Politics. How Elections are Won*, Basingstoke/New York 1995; *Stefan Schwarzkopf*, *Who Said ›Americanization‹? The Case of Twentieth-Century Advertising and Mass Marketing from a British Perspective*, in: *Jessica C. E. Gienow-Hecht* (ed.), *Decentering America*, Oxford 2007, pp. 23–72.

81 Author's interview with Neil Stewart, 28 May 2013.

82 See *Robert M. Worcester*, *British Public Opinion. A Guide to the History and Techniques of Public Opinion Polling*, Oxford 1991.

83 A comprises people in higher managerial, administrative or professional occupations, B intermediate middle class occupations, C1 supervisory or junior managerial, administrative or professional jobs, C2 skilled manual workers, D semi- and unskilled manual workers, and E casual workers and those dependent on state benefits.

84 *Dick Sorabji*, A different approach to polling data, 19 June 1984, KNNK 2/1/104.

85 The contribution of area demographics to political targeting, 21 July 1986, KNNK 2/1/92; the paper discussed three census-based neighbourhood classifications: ACORN from CACI Market Analysis, PIN from Pinpoint Analysis, and Superprofiles from Demographic Profiles Ltd. For a discussion of these techniques, see *Moran*, *Mass Observation, Market Research, and the Birth of the Focus Group*, p. 848.

86 See, for example, the letter from Worcester to Kinnock, 25 October 1988, KNNK 2/1/106.

87 Blair discussed an archetypal man ›polishing his Ford Sierra‹ during the 1992 election campaign in his 1996 conference speech: Blackpool, 1996, URL: <<http://www.britishpoliticalspeech.org/speech-archive.htm?speech=202>> [22.4.2013]. In 1993 the Sierra, a family saloon, was replaced by the Mondeo in Ford's range. By the mid-1990s, use of such terms was proliferating on left and right: see, for example, *Catherine Bennett*, *Classless Society That Never Was*, in: *The Guardian*, 16 October 1996.

88 *Sarah Elizabeth Igo*, *The Averaged American. Surveys, Citizens, and the Making of a Mass Public*, Cambridge, MA/London 2007, pp. 5 and 288.

niques like VALS could, in the same way in Britain, be responsible for creating a ›fragmented‹ public as much as they reacted to its development.⁸⁹

Though many of these academic voices and marketing techniques were available from the late 1970s, at least, Kinnock was cautious during his leadership campaign in 1983, wanting to win with a broad base of support⁹⁰; yet even at this point he was publicly arguing that British society had changed, requiring a response from Labour. His public statements picked up on themes developed by Hobsbawm and by Crewe. In a Fabian pamphlet where all the leadership candidates set out their pitch for the position, Kinnock wrote of Labour's ›failure to respond to a reshuffled class system‹; by contrast, his future deputy, right-wing Roy Hattersley, focused on values rather than on an analysis of social change in his manifesto.⁹¹ In a speech in July 1983, Kinnock argued that ›[t]he harsh electoral reality is that Labour cannot rely merely on a combination of the dispossessed, the ›traditional‹ working class and minority groups for the winning of power‹⁹², implying with the quotation marks around ›traditional‹ that the lines of class were being drawn too narrowly if the Labour Party saw its constituency as centred on manual workers in heavy industries; and in September, Kinnock suggested that Britain had seen ›old habitual voting patterns break down and electoral responses become more volatile‹, meaning better use must be made of marketing professionals.⁹³ This was not particularly radical, but it was enough to provoke headlines in some newspapers to the effect that Kinnock was ›preparing to woo middle class voters‹.⁹⁴

Kinnock was, no doubt, paying attention to the public debate about the reasons for Labour's defeat. He was also receiving advice from internal sources which stressed similar arguments about social change. The ›Labour Co-ordinating Committee‹ (LCC), a left-wing organisation set up in 1978 (and in its first three or four years closely linked to Tony Benn)⁹⁵ had been thinking about social change even before 1983. A 1982 pamphlet on ›mass politics‹ suggested baldly that there had been a decline in ›expressive‹, class-based voting, and ›more and more [voting] based instead on the political approaches and images of each party‹.⁹⁶ The 1983 election led to a widespread stock-taking, including among many on the left of the party⁹⁷, and after the defeat, the LCC Executive published an iconoclastic special issue of ›Labour Activist‹ entitled ›After the Landslide‹, which argued that ›working class collectivism has broken down to be replaced with a privatised life-style and new aspirations‹, and that to win, Labour would in future have to appeal to the ›aspirations of the upwardly mobile working class‹.⁹⁸ There were obvious ghosts of

89 A study of the development of market research in Britain, published in association with the Market Research Society, often used words like ›individualism‹ and ›fragmentation‹ in relation to the 1970s and 1980s, positing these as developments market researchers responded to; *McDonal d/ King/Goodyear*, *Sampling the Universe*, for example pp. 51 and 57.

90 See *Martin Westlake*, *Kinnock. The Biography*, London 2001, p. 221.

91 *Neil Kinnock*, in: *Labour's Choice*, ed. by Fabian Society, London 1983.

92 *Neil Kinnock*, in: *The Times*, 18 July 1983, qu. in: *Westlake*, *Kinnock*, p. 232.

93 *Neil Kinnock*, speech at Stoke-on-Trent, 12 September 1983, qu. in: *Westlake*, *Kinnock*, p. 222.

94 Mr Neil Kinnock, the Leading Contender for the Labour Party Leadership, *Is Preparing to Woo Middle Class Voters*, in: *The Sunday Times*, 11 September 1983.

95 *Paul Richard Thompson/Ben Lucas*, *The Forward March of Modernisation. A History of the LCC, 1978–1998*, Labour Co-ordinating Committee 1998, p. 2; *Peter Hain*, *Outside in*, London 2012, p. 132.

96 *Charles Clarke/David Griffiths*, *Labour and Mass Politics. Rethinking Our Strategy*, London 1982, p. 6; other contributors included Peter Hain, Eric Shaw, Nigel Stanley and Audrey Wise.

97 See note on Kinnock's campaign for the leadership, no author, June 1983, KNNK 2/1/20.

98 ›After the Landslide‹ issue, *Labour Activist*, LCC newsletter, 1983, KNNK 2/1/20; the LCC also put on a conference called ›Has socialism a future?‹, which stressed how ›out of touch‹ Labour was; see *Thompson/Lucas*, *The Forward March of Modernisation*, p. 4.

Crosland and the 1950s revisionists’ arguments about social change; but the LCC, as a left-wing Labour group, did not highlight these links.

Two LCC members who had been involved with the 1982 pamphlet, Nigel Stanley and Peter Hain, who had moved towards the Labour left, having been a Young Liberal, wrote to Kinnock in June 1983 suggesting that the party needed to »show some public awareness of the erosion of our working class base, particularly the ›upwardly mobile‹ section of it«, and build a »new popular coalition« for socialism out of the traditional base *and* what they, following Crewe, called the »new working class«; »[t]his could be part of our ›modernising socialism‹ appeal«, the authors suggested.⁹⁹ Hain reiterated this argument in a piece for »Tribune« written with Harriet Harman; they argued that »Labour has been steadily shedding support from the ›upwardly mobile‹ section of the working class«, to whom Thatcherism appealed with policies like council house sales; »[m]eanwhile, Labour’s principal appeal has been to the old, automatic class vote, where supporting the party has been habitual, and which in any case has been declining with the contraction of traditional manufacturing industry«.¹⁰⁰

Another internal note for Kinnock’s campaign also argued that Labour needed *both* the »more traditional working classes« *and* »those working class people who have achieved material, educational or social progress«.¹⁰¹ Thus private advice from left-wing Labour MPs and pressure groups, as well as from academics participating in the public debate, backed up Kinnock’s identification of a two-pronged social change, with an expanding aspirational »new working class«, and a general decline in »expressive«, class-based voting. The historiography has not largely recognised the sheer plurality of voices making these arguments about social change in the 1980s. It is perhaps unsurprising, therefore, to find that in 1986 Kinnock stressed the need to win over the »new working class« or »modern working classes«.¹⁰²

After the 1987 defeat, a core team of modernisers including Patricia Hewitt, Peter Mandelson, and pollsters Philip Gould and Deborah Mattinson advocated a sociological review, to be conducted by experts, of the changing social landscape.¹⁰³ »Labour and Britain in the 1990s« was presented to the Shadow Cabinet and National Executive Committee in 1988, and subsequently published as a pamphlet for the party at large. It stressed the same key points about the »decline of class«: first, that the »class composition of British society has been changing significantly since the early 1960s«, reducing »Labour’s share of the vote [...] by around 6 per cent«; and second, that »›traditional‹ class voting »may

99 Nigel Stanley and Peter Hain to Neil Kinnock, Robin Cook and Charles Clarke, ›Labour leadership election‹, 24 June 1983, KNNK 2/1/20. They subsequently allowed extracts from this note to be published in »Tribune«, blurring the lines between public and private debate over the meaning of social change for Labour: The Modernising of the Labour Party, in: Tribune 47, 7 October 1983, p. 9.

100 Peter Hain/Harriet Harman, Labour Cannot Afford to Be Only the Party of the Radicals and the Poor, in: Tribune 47, 29 July 1983, p. 2.

101 Note on Kinnock’s campaign for the leadership, no author, June 1983, KNNK 2/1/20.

102 Neil Kinnock, The Future of Socialism, in: M. M. Sankhdher/Subrata Mukherjee (eds.), Essays on Fabian Socialism, New Delhi 1991 (first pub. 1986), pp. 171–187, here: p. 173.

103 Gould, The Unfinished Revolution, pp. 84ff.; Hughes/Wintour, Labour Rebuilt, pp. 60ff. Andrew McIntosh, a Labour peer from IFF Research Ltd contributed data; Andrew Shaw and John Curtice from Liverpool University analysed polling from the last twenty-five years; Rex Osborn, Walworth Road political intelligence officer, analysed quantitative polling, and economist Paul Ormerod of the Henley Centre for Forecasting (more usually found producing forecasts for businesses or business federations on the future of their markets) predicted trends in the next decade (Ormerod had been on Stockwell council with Mandelson in early 1980s; Mandelson referred to him as a »fellow [...] moderate«; Mandelson, The Third Man, p. 64).

be of less force in the future [because] ›I've always voted Labour‹ is, by definition, true of a declining number of voters. And fewer voters see themselves as ›working class‹.¹⁰⁴ This last point had ›struck very forcibly‹ one of those carrying out focus groups for Labour in the mid-1980s, who reported back the worrying fact that almost all those who said they would vote Labour ›gave as their reason the fact that they had ›always voted Labour‹.¹⁰⁵ In the 1990s, sociologist Anthony Giddens offered a further analysis of the decline of tradition and what he celebrated in ›The Third Way‹ in 1998 as a ›new individualism‹; Giddens, it has often been noted, was claimed as an important influence by Blair and other modernisers in the 1990s.¹⁰⁶ But even before then, new forms of individualism had loomed large in the minds of modernisers in the Labour Party. As Frank Mort has pointed out, academic debates over the restructuring of capitalism in the 1980s usually saw ›fundamental changes in consumer demand‹ arising from a growth of individualism as of central importance. In this, the academic debates mirrored the narratives emanating from the world of market research, which stressed that new forms of consumption were ›driven by the appearance of intensified forms of individualism‹.¹⁰⁷ ›The Henley Centre for Forecasting‹, which was involved in ›Labour and Britain in the 1990s‹, was a particularly important market research organisation in this regard: in 1986 it produced an influential report, ›Planning for Social Change‹, which suggested that ›the authority of class [...] has declined‹, followed up with further reports on the same theme over the following years.¹⁰⁸ The huge increase in narratives about consumerism in 1980s Britain, and the explosion of the market research sector, traced by Mort, thus formed an important backdrop to the developing thinking of modernisers about a rise in individualism and concurrent decline in ›class‹.

Tony Blair's understanding of social change was stimulated by his experience as candidate in a 1982 by-election in Beaconsfield (which he lost, but which was important in his subsequent selection for the safe seat of Sedgefield in 1983), and bolstered by the work of Ivor Crewe. In a lecture he gave later that year, Blair commented that his experience canvassing on cheaper private housing estates and council estates suggested that the hard left was wrong – Labour did not lose because it was not socialist enough for the working class, as left-wing Labour activists such as Geoffrey Hodgson argued¹⁰⁹; rather Labour lost because ›there are growing numbers of young often socially upward-moving people who are simply not prepared to accept our basic ideology just because their forefathers did [...] we rely to a dangerous degree on the loyalty vote amongst older citizens‹.¹¹⁰

Blair referred approvingly to a 1982 essay in which Crewe argued that Labour lost in 1979 because of improvements in working class life over the past two decades which meant that working-class interests ›are not obviously served by the Labour Party's traditional faith in the steady growth of public expenditure, welfare benefits, trade union power and public ownership‹.¹¹¹ Three of Crewe's works found their way into the bibliography

104 Labour and Britain in the 1990s, Labour Party 1988, KNNK 2/1/96.

105 Brian Gosschalk, MORI, to Robin Cook, Patricia Hewitt, Labour Party, Personal reaction to group discussion findings, 11 October 1985, KNNK 2/1/104.

106 Anthony Giddens, *The Third Way. The Renewal of Social Democracy*, Cambridge 1998, pp. 35ff.

107 Frank Mort, *Cultures of Consumption. Masculinities and Social Space in Late Twentieth-Century Britain*, London 1996, p. 4.

108 Ibid., pp. 104ff.

109 Geoffrey Hodgson, *Labour at the Crossroads. The Political and Economic Challenge to the Labour Party in the 1980s*, Oxford 1981.

110 Tony Blair, *The British Labour Party Today*, lecture, Murdoch University, Western Australia, August 1982, qu. in: Paul Richards (ed.), *Tony Blair. In His Own Words*, London 2004, p. 8.

111 Ivor Crewe, *The Labour Party and the Electorate*, in: Dennis Kavanagh (ed.), *The Politics of the Labour Party*, London 2010 (first pub. 1982), pp. 9–49, here: p. 45.

of Philip Gould's »The Unfinished Revolution«, the most for any political or social scientist except David Butler and Dennis Kavanagh's »British General Election« series, demonstrating the continued engagement of the modernisers with Crewe's arguments.¹¹² Evidence from by-elections and the experience of defeat were important in stimulating Blair's thinking about social change. It is also clear that Blair, like Kinnock, was engaged with the public debates, both among left-wing intellectuals like Hobsbawm and academics like Crewe, to shape and bolster his thinking.

Kinnock and Blair both also identified the revisionists of the 1950s and 1960s as important influences on their own thinking about social change. In his 1987 Conference speech, Kinnock argued that those who had been damning about »affluence« in the 1950s and 1960s had been wrong¹¹³; and in 1986 he wrote a pamphlet with the same name as Crosland's »The Future of Socialism«. In 1982, Blair suggested that »Crosland was right in 1956 when he identified [...] major alterations in British society; in particular, the rise in living standards of sections of the working class and the emergence of a new white-collar class«. (Though Blair thought Crosland had been wrong about other things, particularly in his faith in the state and in economic growth).¹¹⁵ Revisionism was present, thus, in the thinking of Kinnock as well as of Blair in the early 1980s; Kinnock, however, did not want to be seen to depart too quickly from his left-wing, Bevanite roots, and so did not stress the link back to revisionism as forcefully as he might have. Blair was wary in the 1990s of appearing too similar to any part of »old« Labour, and hence did not often foreground the influence of revisionist thinking on his approach.¹¹⁶

Kinnock and Blair both argued in the 1980s that society had changed, with the decline of the traditional working class and »class dealignment«, and both argued that Labour would, therefore, have to change to survive. This analysis obviously had intellectual credentials, particularly in the work of Crewe and Hobsbawm. It is worth noting, however, that there were serious academic alternatives which laid more stress on the autonomy of politics and on the continuing salience of the working class as traditionally conceived, to which Kinnock certainly had access and which he glossed over. One such alternative came from Anthony Heath and colleagues, who argued that the majority of the working class still saw themselves as such, and would vote for a party that really seemed to represent their interests.¹¹⁷ Just as the authors of the »Affluent Worker« study, published in 1969, had argued that the working class was still a distinctive group despite many workers

112 *Gould*, *The Unfinished Revolution*, p. 421.

113 *Kinnock*, Conference speech, Brighton, 1987, URL: <<http://www.britishpoliticalspeech.org/speech-archive.htm?speech=193>> [22.4.2013].

114 *Kinnock*, *The Future of Socialism*.

115 *Blair*, *The British Labour Party Today*, pp. 17ff.

116 Many historians have pointed out how the »New« formulation of »New Labour« flattened out a much more complex and many-layered Labour tradition into the homogeneous category »old«. The lack of focus on New Labour's revisionist roots led to Mandelson's call that they be recovered in the introduction to the updated edition of »The Blair Revolution« in 2002: *Mandelson*, *The Blair Revolution Revisited*. The desire to distance »New« Labour from »old« was seen across all areas of New Labour policy; as the »Guardian« journalist Jonathan Freedland put it: »the connective tissue running through the whole New Labour project was that it was »Un-Labour«. The architects of New Labour believed that whatever had been done by Labour in the past was almost always wrong. Therefore, unthinkingly and instinctively, when confronted by a fork in the road, they would take the other direction«: Tom Cordiner interview with Jonathan Freedland, 11 July 2012, in: *Tom Cordiner*, *Zionism and Aspects of British Political Culture*, Unpublished PhD thesis, University of Cambridge 2013, p. 192.

117 *Anthony F. Heath/Sarah-K. McDonald*, *Social Change and the Future of the Left*, in: *Political Quarterly* 58, 1987, pp. 364–377, here: p. 374.

having more ›middle-class‹ incomes, Heath and his co-authors argued for the continued salience of class.¹¹⁸ They also stressed that what politicians said and did was important in stimulating class sentiment – or allowing it to fade.¹¹⁹ What made the impact, however, despite the authors' best efforts, was the simple headline that Labour's ›natural‹ support base had declined in real terms. This was the only message of their 1985 book reported in a ›Times‹ article which touched on it¹²⁰, and when Giles Radice discussed their work in 1987, he, too, simply pointed out that Heath had worked out that the ››natural‹ level of support in 1987 [...] was about 39 per cent for the Tories and only 35 per cent for Labour.¹²¹ Heath was later told that this finding was discussed by the Shadow Cabinet at an important meeting in the late 1980s, and perhaps influenced Labour's shift away from working-class imagery.¹²² Though Heath and his co-authors made a nuanced and far from reductive argument, most of this subtlety was lost in the public debate.

Yet another alternative view of the continuing importance of ›class‹ in British politics came from Gordon Marshall, in a book first published in 1988 which aimed to demonstrate through statistical analysis that social class still explained voting behaviour.¹²³ Kinnock had access to this work well before it was published, in 1985 or 1986: a paper collected in his archive asserted the continued importance of ›the language of class‹ and suggested that ›Labour gains to the extent that it succeeds in constituting and mobilising class interests by presenting issues in class terms, and reinforcing the formation of collectivities with shared class identities‹.¹²⁴ But Kinnock largely shied away from this analysis.

This serves to highlight the fact that the modernisers' view of the ›decline of class‹ was not particularly ›postmodern‹: it did not posit that all identities were ›fluid‹ or ›liquid‹ now, floating free from the material base.¹²⁵ Instead it was based on a relatively reductionist account of the way politics had to respond to changes in the economic and social base of society. This is, perhaps, unsurprising: the reductionist account was particularly useful because it supplied an *imperative* for changing the party.¹²⁶ Through the Kinnock and Blair years modernisers used sociological accounts of the ›decline of class‹ selectively. It is, therefore, unsurprising to find that one of Tony Blair's favourite soundbites was his argument that Labour had lost four General Elections between 1979 and 1992 because ›society had changed and we did not change sufficiently with it‹.¹²⁷ This provided a powerful justification for the changes Blair wanted to make. The second part of this article

118 John H. Goldthorpe/David Lockwood/Frank Bechhofer et al., *The Affluent Worker in the Class Structure*, Cambridge/New York etc. 1969.

119 Anthony F. Heath/Roger Jowell/John Curtice, *How Britain Votes*, Oxford 1985; Anthony F. Heath, *Understanding Political Change. The British Voter, 1964–1987*, Oxford 1991.

120 Labour Conference at Bournemouth. Scargill wins Strike Cash Battle, in: *The Sunday Times*, 3 October 1985.

121 Giles Radice, *Labour's Path to Power. The New Revisionism*, Basingstoke/New York 1989.

122 Anthony F. Heath/John Curtice/Gabriella Elgenius, Individualization and the Decline of Class Identity, in: Margaret Wetherell (ed.), *Identity in the 21st Century. New Trends in Changing Times*, Basingstoke/New York 2009, pp. 21–40, here: p. 38, n. 3; MORI pollster Bob Worcester also recommended to the Polling Committee in early 1986 that they study ›How Britain Votes‹, see Bob Worcester (MORI) to Polling Committee, Labour Party, C2s: the skilled working class, 21 January 1986, KNNK 2/1/92.

123 Gordon Marshall, *Social Class in Modern Britain*, London 1989.

124 Gordon Marshall/Carolyn Vogler/David Rose et al., *The Decline of Class Politics?*, KNNK 2/1/67.

125 Zygmunt Bauman, *Liquid Modernity*, Cambridge 2000.

126 See Hughes/Wintour, *Labour Rebuilt*, pp. 60–63.

127 Tony Blair in: *Renewal*, 4 October 1992; Tony Blair in: *New Statesman*, 15 July 1994; he also repeated these words in the opening sequence of ›The Wilderness Years‹, BBC, 1995.

examines responses under Kinnock and Blair to their analysis of the ›decline of class‹ in postwar Britain.

III. RESPONDING TO THE DECLINE OF THE ›TRADITIONAL‹ WORKING CLASS

In the mid-1980s, newspaper reports suggested that Labour might hope to win a General Election by consolidating its hold on the Celtic fringe and northern strongholds, and relying on the SDP-Liberal Alliance to split the Tory vote in the south. But Kinnock and key allies were determined that Labour should remain a national force.¹²⁸ Robin Cook, Kinnock's Shadow Cabinet election strategist, had argued as early as July 1983, in a paper to the left-wing Tribune Group, that Labour must ›find room for the electorate‹; in other words, move away from a strategy that only worked in Labour heartlands, ›identify[ing] and focus[ing] on the 125 target constituencies we need to win‹, places like Norwich rather than industrial heartlands like Glasgow.¹²⁹ To remain a national party, Kinnock needed southern seats above all. Bob Worcester had long stressed the need to win C2s, the skilled, prosperous working class, who he saw as ›the battleground of the electorate‹.¹³⁰ After 1983, C1s, that is, routine *white-collar* workers like office workers, policemen and shop assistants, were also increasingly the focus of Labour Party strategists; as a paper for Kinnock in June 1985 put it, he must be seen to ›identify with and to be seen to be taking an interest in the lives of those who live in the suburbs‹.¹³¹ Philip Gould emphasised in 1985 that Labour needed to appear to ›represent the majority‹ and ditch its ›cloth cap image‹.¹³² Thus many elements within Labour stressed the need to appeal to the south east, the suburban towns of ›middle England‹, and the quintessential residents of these places, C1s, or white collar workers. This was a constituency widely regarded as vital to Thatcher's victories, and she was thought to have a particular affinity for them, which made the challenge all the greater.¹³³

Kinnock needed the ›new working class‹ to win; however, he also needed and wanted to retain Labour's links to the ›traditional working class‹, because of the party's historic identity, his roots in the Welsh mining community of Tredegar, and because after the formation of the Social Democratic Party in 1981, Labour's links to the traditional working class set the party apart from the breakaway right wing. This strategy was not, however, easy. The miners' strike in 1984/85 epitomised Kinnock's difficulties in pursuing this balancing act: as he put it in his 1984 Conference speech, he *had to* ›take sides‹, because he ›couldn't do otherwise with my background‹.¹³⁴ However, he also wanted to distance

128 *George Brock*, Labour – How Real the Revival?, in: *The Times*, 9 April 1986.

129 *Robin Cook*, paper to Tribune Group, *The Tribune Group: Finding Room for the Electorate*, July 1983, KNNK 2/1/67.

130 Bob Worcester (MORI) to Polling Committee, Labour Party, C2s: the skilled working class, 21 January 1986, KNNK 2/1/92; see also Research Proposals for the 1987/8 General Election, prepared on behalf of the Labour Party by MORI, March 1985, KNNK 2/1/105.

131 *Chris Child*, The Presentation of Labour's Approach to Suburban England, 29 June 1985, KNNK 2/1/67.

132 [Philip Gould], Communications review commissioned by the Campaigns and Communications Director of the Labour Party, 22 December 1985; Labour Party Archive, People's Museum, Manchester, Philip Gould papers.

133 The creation of the stereotype of ›Essex man‹ demonstrates how far this group was seen to be Thatcher's natural constituency; see *Bruce Anderson*, The One Thing Wrong with Essex Man, in: *The Spectator*, 29 March 1997.

134 *Neil Kinnock*, Conference speech, Blackpool, 1984, URL: <<http://www.britishpoliticalspeech.org/speech-archive.htm?speech=190>> [22.4.2013].

himself from many aspects of the strike, particularly the violence on the picket lines and the miners' leader, Arthur Scargill; hence Kinnock was not seen on a picket line until ten months into the strike, when he went to one in his own constituency.¹³⁵ In the event, he got the worst of both worlds, criticised for not supporting the strikers strongly enough, but still associated in the media with the strike (something the right was clearly keen to encourage). Thus early on in Kinnock's leadership, the miners' strike derailed attempts to break with the ›cloth cap‹ image. But the strategy was already firmly on the agenda from the start of Kinnock's time as leader.

Kinnock wanted to bring together a new coalition of ›traditional‹ and ›new‹ working class, and so attempted to re-imagine the term ›working class‹ to include both groups. As he put it in his 1985 Conference speech, *all* those who »only have their labour to sell« must be counted among the working classes, »no doubt about their credentials«.¹³⁶ In 1986, Kinnock stressed that the »new working class« enjoyed their prosperity and »increased expectations« largely thanks to Labour's efforts in the past (a point he had also made during his campaign for the leadership).¹³⁷ Blair later stressed the same point, for it allowed the modernisers to insist that prosperity must be celebrated by Labour *not least* because it was the result of Labour's past triumphs.¹³⁸ In his 1987 Conference speech, Kinnock called for Labour to celebrate »ordinary people getting on« and enjoying prosperity, like the docker who »owns his house, a new car, a microwave and a video, as well as a small place near Marbella«. Kinnock argued that this was certainly not pandering to the »middle class« or to »yuppies«.¹³⁹ One commentator nevertheless suggested that Kinnock was »using all his authority to tell his party that it ought no longer to be a class party«, a telling slippage in the way Kinnock's reimagining of the ›working class‹ was interpreted in the press.¹⁴⁰

In order to project Labour's appeal beyond its ›cloth cap‹ heartlands, Mandelson undertook a much-studied re-vamp of the party's image, with glossy brochures, slick policy launches, and, of course, the red rose as Labour's new symbol.¹⁴¹ This was widely interpreted in the press as an attempt to make Labour more »middle-class«: »Vivaldi, Brahms, and *Chariots of Fire*. That's the middle-class, middle-brow image of Neil Kinnock's new model Labour party«, as a »Times« column put it in 1986.¹⁴² (Vivaldi and Brahms were played at the launch of »Investing in People«, a glossy brochure if ever there was one; »Chariots of Fire« director Hugh Hudson worked on party broadcasts for Kinnock.) By-elections in the late 1980s were followed closely in Westminster, with candidates with good, middle-class credentials chosen for key seats, such as Kate Hoey in Vauxhall. Barbara Follett (Labour MP for Stevenage 1997–2010) was brought in to undertake a process

135 See *Westlake*, Kinnock.

136 *Kinnock*, Conference speech, Bournemouth, 1985, URL: <<http://www.britishpoliticalspeech.org/speech-archive.htm?speech=191>> [22.4.2013].

137 *Kinnock*, *The Future of Socialism*, p. 173; see also *Neil Kinnock* in: *Labour's Choice*, ed. by Fabian Society, London 1983.

138 *Tony Blair*, *Diary*, in: *London Review of Books* 9, 29 October 1987, p. 21; *id.*, *The Courage of Our Convictions. Why Reform of the Public Services is the Route to Social Justice*, London 2002, p. 4; *id.*, *A Journey*, London 2010, p. 41; and see *Mo Mowlam*, *What's Wrong with Being Middle Class?*, in: *Fabian Review* 104, January/February 1993, pp. 4–6.

139 *Kinnock*, Conference speech, Brighton, 1987, URL: <<http://www.britishpoliticalspeech.org/speech-archive.htm?speech=193>> [22.4.2013].

140 *Geoffrey Smith*, *The Labour Party Conference*, in: *The Times*, 30 September 1987.

141 On the re-branding of Labour under Kinnock see *Hughes/Wintour*, *Labour Rebuilt*; *Wring*, *The Politics of Marketing the Labour Party*; *Peter Mandelson*, *Marketing Labour*, in: *Contemporary Record* 1, 1987, pp. 11–13.

142 *Atticus*, in: *The Sunday Times*, 19 October 1986.

of ›Folletting‹, that is, giving old-style Labour MPs a wardrobe makeover. It was widely reported in the press; the »Guardian«, for example, called it »transforming left-wing politicians into designer packages«, and even got mentioned in Parliament.¹⁴³ Neil Stewart, who as Kinnock's Political Secretary had responsibility for by-elections in these years, argued that the point was not to alienate the working classes, however: quite the opposite, this modernisation of image was designed to appeal to the working classes, who appreciated and respected aspiration and achievement, rather than wanting MPs and parliamentary candidates to remain stuck in the past.¹⁴⁴ The rebranding in many ways focused more on the ›new‹ and ›modern‹, aiming to sidestep the working-class/middle-class dichotomy, to appeal to the »new« as well as the »traditional« working class. The aim was to put together a new majoritarian constituency, rather than to ditch the traditional working class.

Hence, in addition to trying to make him appear more sober and statesmanlike, Kinnock's team tried to present him as a man who could speak »across« class boundaries. A transcript for a possible broadcast in the run-up to the 1987 General Election showed Kinnock saying that »people of all ages and every social class feel they can approach me [...] that makes it very easy for me to be in touch«.¹⁴⁵ After the election, the statement of »Democratic Socialist Aims and Values« drawn up by Roy Hattersley in advance of Labour's policy review opened with the statement that Labour's »fundamental objective« was the »extension of individual liberty irrespective of class, sex, age, race, colour or creed«¹⁴⁶, presenting »class« as a fracture-line of inequality to be overcome, and counterposing it to »individual liberty«.

›The individual‹ was a theme which could be used to signal a shift away from ›class‹. In doing so, modernisers picked up on a long-standing theme in Labour discourse, but they also entered into direct competition with Thatcher, fighting on terrain she was widely perceived to have made distinctively her own. Labour had long been trying to counter clever Tory use of the rallying cries of ›the individual‹ and ›individual rights‹. Hence in 1964, Labour's manifesto aimed to counter the »Tory gibe that planning could involve a loss of individual liberty«, stressing Labour's commitment to the rights and participation of the individual in the democratic process¹⁴⁷; Labour manifestos continued to emphasise this aspect of Labour's policies, as well as focusing on Labour's anti-discrimination policies.¹⁴⁸ In the 1970s, Thatcher had put a good deal of effort into ditching her middle-class-bound image, to appeal to an ordinary middle mass of people.¹⁴⁹ Tory commentators

143 Gavin Evans, You've been Folletted, in: *The Guardian*, 25 February 1996; Phillip Oppenheim, Hansard, HC Debs., 13 June 1991, vol. 192, col. 1045.

144 Author's interview with Neil Stewart, 28 May 2013.

145 Philip Gould to Peter Mandelson, Neil Kinnock transcript, 20 May 1987, Gould papers.

146 Final version of »Democratic Socialist Aims and Values«, KNNK 2/2/5; the reference to class was, in fact, the suggestion of Larry Whitty, General Secretary of Labour Party: see Whitty to Kinnock, 17 March 1988, KNNK 2/2/5.

147 *The New Britain*, ed. by Labour Party, London 1964.

148 See, for example, *Let Us Work Together – Labour's Way Out of the Crisis*, ed. by Labour Party, London (February) 1974, which argued that »It is the duty of Socialists to protect the individual from discrimination on whatever grounds«; also *Britain Will Win With Labour*, ed. by Labour Party, London (October) 1974, which had a whole section on »Individual rights and the community«; and *The Labour Way is the Better Way*, ed. by Labour Party, London 1979, which declared Labour's intention to »tilt the balance of power back to the individual and the neighbourhood, and away from the bureaucrats of town hall, company board room, the health service and Whitehall«.

149 See Jon Lawrence/Florence Sutcliffe-Braithwaite, Margaret Thatcher and the Decline of Class Politics, in: Ben Jackson/Robert Saunders (eds.), *Making Thatcher's Britain*, Cambridge/New York etc. 2012, pp. 132–148.

argued in the 1980s that she had been highly successful in this: one suggested in 1985 that many had thought Thatcher would be a »disaster [...] in the company of flat vowels and simple folk«; but instead »[s]he chatted up marketplace shoppers without embarrassment on either side and she bemused workers on the production line who expected a grand lady and met instead a switched-on dynamo«, with important implications for the 1979 election.¹⁵⁰ The implication was that, as Nigel Stanley and Peter Hain's 1983 memo urged Kinnock, socialism needed »pitching more at the level of individuals«.¹⁵¹

This was what Kinnock attempted. A memo from Kinnock's office in 1985 set out the priorities for the »caring community and individual freedom campaign« planned for that year: the »most important« aim was to »stress the need for collective provision, democratically organised and controlled, to enhance individual liberty«.¹⁵² The 1987–1989 policy review had a group dedicated to »democracy, the individual and the community«¹⁵³, and, in a draft speech to promote the group's report, David Clelland reworked the famous language of the October 1974 manifesto (»a fundamental and irreversible shift in the balance of wealth and power in favour of working people and their families«), arguing that Labour's proposals »are intended to bring about a fundamental and irreversible shift in the balance of power in favour of ordinary people in their localities«, shifting from a language resonant of a »working class« appeal to a language of the individual, neighbourhood and community.¹⁵⁴

In many respects, the approach of Blair and other modernisers to the »working class« in the 1990s was the same as Kinnock's, but Blair differed from his mentor in certain important ways. Blair thought that »working class« was a term which, as he wrote in his autobiography, »obscured as much as it illuminated«.¹⁵⁵ In 1996, Mandelson and Liddle wrote that where »the old left saw its job as to represent trade unions, pressure groups and the »working class« [...] New Labour stands for the ordinary families who work hard and play by the rules«.¹⁵⁶ »Working class« was placed in quotation marks, suggesting a scepticism about the usefulness of the term: it was associated with the declining »cloth cap« Labour heartlands, and hence excluded many people to whom New Labour wanted to appeal. Throughout postwar Britain, the terms »cloth cap« and »working class« called up a white, male image; and women and ethnic minorities were two groups Labour could not afford to exclude from its core constituency. Kinnock wanted to re-imagine the »working class« to include the »new working class«, making it a more capacious category. Blair and other modernisers in the 1990s, by contrast, were far more sceptical about the power of the term »working class« to denote a clear constituency.

As Mandelson's words above suggest, modernisers shifted their focus from the term »class«, with its gendered implications, to a focus on ordinariness, work, and »families«, a term which brought women as well as men firmly into the picture. Hence Blair argued for Labour's tax proposals in 1995 as fairer and better for »ordinary working families«, who he stressed had been hit by an average extra £800 a year tax bill since 1992.¹⁵⁷ (There were

150 *Michael Jones*, Inside Politics. On Moaning Minnies, in: *The Times*, 15 September 1985.

151 Nigel Stanley/Peter Hain to Neil Kinnock, Robin Cook & Charles Clarke, Labour leadership election, 24 June 1983, KNNK 2/1/20.

152 A caring community and personal freedom campaign, Memo from leader's office on the Campaign on Social policy, KNNK 2/1/67.

153 See Report of the Policy Review Group on Democracy for the Individual and Community, KNNK 2/2/5.

154 David Clelland, Draft Speech on the Democracy, the Individual and the Community report, KNNK 2/2/44; see *Britain Will Win With Labour*, ed. by Labour Party.

155 *Blair*, *A Journey*, pp. 47f.

156 *Mandelson/Liddle*, *The Blair Revolution*, p. 18.

157 *Jill Sherman*, Blair Hails Labour as Party of Fair Tax, in: *The Times*, 22 November 1995.

precedents for this language, of course; Labour’s October 1974 manifesto had called for a shift of wealth to »working people and their families«; and sociologist Michael Mann advocated a Labour constituency he identified as »ordinary British families« in a Fabian pamphlet of 1985.)¹⁵⁸ Sociologist Fiona Devine’s work, published in the modernisers’ journal »Renewal«, suggested that this language would connect with the majority¹⁵⁹; she had returned to Luton in 1986/87 to update the »Affluent Worker« study, interviewing thirty-two working-class couples. She found that »[a]ll but two of the interviewees identified themselves as belonging to a mass of what they called ›ordinary working families‹, by which they meant a mass of people in the middle, who wanted to better themselves.¹⁶⁰ This language of ›ordinariness‹ thus chimed with another key New Labour value, aspiration.

In addition, the modernisers in the 1990s sometimes called their new imagined constituency the »new middle class«, rather than the »new working class«. In 1992 Thatcher dismissed moves to call newly affluent, home-owning individualists »new members of the middle class«, because »[c]lass is a Communist concept«, and »[t]he more you talk about class – or even about ›classlessness‹ – the more you fix the idea in people’s minds.¹⁶¹ Blair and Gould, however, both argued that working-class people had been becoming members of the »middle class«, or »new middle class«, as Gould put it.¹⁶² In both cases, the argument was made more in private and in retrospect, suggesting that in the mid-1990s, Blair and Gould both preferred to steer clear publicly of ›class‹ language. In addition, in both cases, though rather differently in each, this belief in the growth of the middle class was drawn from personal experience, suggesting that historians would be foolish to focus on academic sources and written archival material to the exclusion of personal experience as formative on modernisers’ political thought.

Gould, the son of a staunchly Labour teacher, failed to pass the exam for grammar school aged eleven and went to a secondary modern, where he developed a sympathy with the realism of the friends he made there, most of whom went on to manual jobs. He described in the opening of »The Unfinished Revolution« witnessing, growing up in Woking, Surrey, how over the course of the postwar years »the old working class was becoming a new middle class: aspiring, consuming, choosing what was best for themselves and their families. They had outgrown crude collectivism and left it behind in the supermarket car-park. I knew this, because they were my life.«¹⁶³ Later in the book he suggested that they

158 *Michael Mann*, *Socialism Can Survive. Social Change and the Labour Party*, London 1984.

159 On the origins of »Renewal«, see *Ben Jackson*, *Twenty Years of Renewal*, in: *Renewal* 20, 2012, pp. 6–10; Jackson points out that »Renewal« has often been seen as key to the development of the ›New Labour‹ project in its early years; it has been called »the modernisers’ house journal« (*T. Happold*, *Critical Voices*, in: *The Guardian*, 14 March 2003), and some of its key figures have been described as »the shock troops of Blairism in 1994–5« (*Patrick Wintour*, *Devolving Public Services ›must be Labour aim‹*, in: *The Guardian*, 14 January 2003). Gould, Blair, Patricia Hewitt and others wrote for the journal in its early years: see the articles collected in: *Ben Jackson* (ed.), *Twenty Years of Renewal. Labour, New Labour, Social Democracy*, London 2013.

160 *Fiona Devine*, *Class Politics and the Labour Party*, in: *Renewal* 2, 1994, pp. 21–31, here: p. 25; see *ead.*, *Social Identities, Class Identity and Political Perspectives*, in: *The Sociological Review* 40, 1992, pp. 229–252; *ead.*, *Affluent Workers Revisited. Privatism and the Working Class*, Edinburgh 1992.

161 *Thatcher*, Article for »Newsweek«, 27 April 1992, MTF 111359, URL: <<http://www.margaret-thatcher.org/document/111359>> [22.4.2013].

162 *Gould*, *The Unfinished Revolution*, pp. 3ff.; *Blair*, *A Journey*, p. 8.

163 *Gould*, *The Unfinished Revolution*, pp. 3ff. In 2012, Andrew Cooper, Director of Strategy for David Cameron, who previously co-founded Populus and worked for the Conservative Party and the Social Market Foundation, called this »the foundational insight of New Labour«; *Andrew Cooper*, *How Philip Gould helped to save the Conservative Party*, in: *Kavanagh*, *Philip Gould*, pp. 132–151, here: p. 137.

formed a »new majority in Britain. Not disadvantaged, not privileged, not quite working-class, *not really middle-class* – they don't even have a name. I will call them the new middle class«. ¹⁶⁴ Gould developed his insights into this »new middle class« in the focus groups which were his forte. ¹⁶⁵ And he drew on ideas developed by American pollsters who he worked with on the 1992 Clinton campaign: in an article in that year, for example, he echoed Stanley Greenberg's language, talking of the need to win the British equivalent of »the working middle class«. ¹⁶⁶ By stressing the newness of this group, the fact that they were both the mainstream middle, comfortable but also working, and the fact that in some sense they were »not really middle-class«, Gould implied that class itself was changing; culturally this »new majority« was not the same as the older »middle class« of the professions, the intelligentsia, and the owners of businesses. ¹⁶⁷

Blair, by contrast, came from a Tory family: his father was going to stand as a Conservative candidate before he suffered a debilitating stroke. But his personal background was also key to Blair's celebration of the middle class: his father came to symbolise for him the way in which ordinary people's aspirations worked: »[h]e had been poor. He was working class. He aspired to be middle class. He worked hard, made it on his merits, and wanted his children to do even better than him« ¹⁶⁸; hence his decision to send his son to Fettes, the most prestigious public school in Scotland. Blair thought that most ordinary people had needed a helping hand (he might have used Kinnock's words, and said »a platform to stand on«), but once given that start they were »essentially meritocratic, not egalitarian«. ¹⁶⁹ Blair saw his mission as making Labour a party that a man like his father would vote for; to make it relevant to the quintessential aspirational, home-owning, self-employed electrician polishing his Ford Sierra, discussed in Blair's 1996 Conference speech. ¹⁷⁰ Thus Blair was prepared in his autobiography in 2010 to celebrate people's aspirations to join the »middle class«.

Aspiration could also, however, be a classless value, and could speak to those who no longer saw themselves in class terms. The modernisers' belief in the transformative power of aspiration was backed up by Giles Radice's »Southern Discomfort« Fabian pamphlet series, based on focus groups in the early 1990s in five swing towns with »southern« characteristics. Radice stressed that

»many no longer consider themselves to be »working class«. »In a way, we are not working class any more«. The main reason for this change is that they believe that »class« no longer has much relevance to their own lives. They believe that they have »got on« by their own efforts and not with the

¹⁶⁴ Gould, *The Unfinished Revolution*, p. 17 (emphasis added).

¹⁶⁵ See, for example, James Purnell's reflections on Gould's obsession with getting to know »ordinary people«; James Purnell, *The Land and the Sea*, in: *Kavanagh*, Philip Gould, pp. 92–107. And see Moran, *Mass Observation, Market Research, and the Birth of the Focus Group*.

¹⁶⁶ Philip Gould, *The Politics of Victory*, in: *The Guardian*, 6 November 1992, qu. in: Moran, *Mass Observation, Market Research, and the Birth of the Focus Group*, pp. 847ff. New Labour drew on the rhetoric and the market research techniques used by Clinton in 1992: this was another area where, as pointed out above, New Labour was happy to be different from »old« in every way possible; as Lawrence Black's work has shown, a key reason that many in the Labour movement were hostile to marketing techniques in the 1950s and early 1960s was because they were seen as »American« (*Black*, *The Political Culture of the Left in Affluent Britain*), but the modernisers actively celebrated such techniques (for example, see Gould, *The Unfinished Revolution*, p. xix).

¹⁶⁷ Gould, *The Unfinished Revolution*, p. 17.

¹⁶⁸ Blair, *A Journey*, p. 8.

¹⁶⁹ *Ibid.*, p. 43.

¹⁷⁰ Blair, Conference speech, Blackpool, 1996, URL: <<http://www.britishpoliticalspeech.org/speech-archive.htm?speech=202>> [22.4.2013].

aid of a group or class. Indeed, for many ›the working class‹ represents a past from which they have escaped.«¹⁷¹

They were suspicious of ›class‹ as it appeared to ›put you in a group‹.¹⁷² Hence Blair talked frequently of the individual, of aspiration and of opportunity; these words were intended to connect with this constituency of C1s and C2s; and with those hoping to join their ranks. To Blair and other modernisers in the 1990s, the desire to redefine the ›working class‹ to involve ›new‹ and ›traditional‹ workers, C1s as well as C2s, seemed fruitless; class as a concept seemed, as the work of Radice and Devine showed, to have backward-looking connotations. ›Aspiration‹ was more majoritarian: as Blair said in 1993, ›the aspirations that I know from my own constituency unite the majority of people [...] are infinitely more important than trying to divide people up into groups and saying Labour’s task is to take those who are on social security benefit and represent those people‹.¹⁷³

Speaking as Prime Minister in 1999, Blair asserted that the middle class was now over half the population. This was ›[a] middle class that will include millions of people *who see themselves as working class* but whose ambitions are far broader than those of their parents and their grandparents‹.¹⁷⁴ Defined in this way, by individual aspiration above all, the ›new middle class‹ could be almost endlessly capacious; people could have a cultural affinity with the working class while being middle-class in their standard of living and aspirations. Blair claimed that this did not mean abandoning Labour’s ›core vote‹; rather, tackling poverty meant giving the ›socially excluded‹ what he called ›ladders of opportunity‹ to move up into the expanded, heterogeneous middle class.¹⁷⁵ The ›new middle class‹ was thus supposed to be an inclusive category, though it should be noted that there were critics who felt that the relentless focus on the ›middle‹ meant that the poorest and most deprived did not receive the attention they needed¹⁷⁶, and the place of the unemployed and the most needy in Labour’s imagined ›middle‹, majoritarian constituency remains contentious.

Blair argued that in being positive about aspiration, tough on crime (though also on its causes) and strict on public spending, New Labour’s was a truly majoritarian project, representative of, as he put it in 1995, ›working-class Labour families up and down the country‹.¹⁷⁷ George Ferguson, Blair’s agent in Sedgefield, and his wife Hannah, came to represent for Blair ›the non-political world of most ordinary people‹: they ›got‹ aspiration; they were ›eye-wateringly‹ tough on law and order; they ›believed social conditions had to be changed, but they never accepted them as an excuse for criminal behaviour‹ thus combining some Tory instincts with Labour compassion and collectivism.¹⁷⁸ Blair put crime centre-stage in his appeal as Shadow Home Secretary, with the famous soundbite (suggested to him by Brown), ›tough on crime, tough on the causes of crime‹ forming the

171 *Giles Radice*, *Southern Discomfort*, London 1992, p. 7; see also *Giles Radice/Stephen Pollard*, *More Southern Discomfort: A Year On – Taxing and Spending*, London 1993; *Giles Radice/Stephen Pollard*, *Any Southern Comfort?*, London 1994.

172 *Radice*, *Southern Discomfort*, p. 9.

173 Untransmitted BBC TV discussion with Roy Hattersley, 26 May 1993, qu. in: *John Rentoul*, *Tony Blair. Prime Minister*, London 2001, p. 197.

174 *Jill Sherman*, *Blair Pins Labour’s Future on the New Working [sic!] Class*, in: *The Times*, 15 January 1999 (emphasis added).

175 *Ibid.*

176 For example, Ken Coates, a Labour Member of the European Parliament, described the new Labour leadership as ›bastards and shits who would walk past the unemployed‹; *Anne McElvoy*, *The Killing of Clause 4*, in: *The Times*, 22 April 1995.

177 *Tony Blair*, *Power for a Purpose*, in: *Renewal* 3, 1995, pp. 11–16, here: p. 12.

178 *Blair*, *A Journey*, pp. 47ff.

heart of his approach from early 1993 onwards.¹⁷⁹ David Blunkett had argued for toughness on crime and anti-social behaviour on the grounds that this was what working-class people wanted in 1992¹⁸⁰, and on his return from the Clinton Campaign of that year, Philip Gould wrote a glowing piece on Clinton's fusion of »economic interventionism [...] and social conservatism«. ¹⁸¹ As Martin Pugh has stressed, despite his upper-middle-class background and the fact that he was leader of the Labour Party, Blair had much in common with working-class Tory traditions – as, indeed, did Blunkett, and, Pugh argues, other figures throughout Labour's history, as far back at least as Jimmy Thomas, the cigar-smoking railwayman's union leader, making this strand of thinking a consistent, if usually marginal, one in the exceptionally varied tapestry of Labour's past ideology.¹⁸² Thus Blair put crime high on New Labour's list of priorities because it allowed him to connect with what he saw as traditional working-class interests.

But it is important that Blair promised to be tough on the »causes of crime« as well as on crime itself. There was still a progressive, collectivist side to his thinking. Blair saw crime as a perfect issue to demonstrate the argument for »socialism«, as crime could only be fought with collective, community action, not by individuals acting alone¹⁸³; or, as Brown put it in his anti-Thatcherite tract of 1989, »[p]eople know that individuals on their own cannot make the streets safe at night«. ¹⁸⁴ In this way Blair and other modernisers re-oriented the concept of »collectivism«, making it work for the New Labour project. »Socialism« was defined as the recognition of the interdependence of all members of the community, and the need for collective action to achieve what individuals could not acting on their own. Thus »socialism« was re-defined *not* in opposition to »capitalism« but to »individualism«, in particular to a variety of individualism associated with Thatcherism. Alongside the emphasis under Kinnock and Blair on the importance of the individual went a reevaluation of Thatcherite »individualism«, which was painted as an aberration. In September 1985, Labour's Campaigns Strategy Committee decided to launch a Social Policy Campaign, because of evidence that damage to the social services was damaging the social fabric of Britain, and polling showing that the public was aware of this. A memo on the proposed campaign stressed that »[t]he Tories have distorted and deformed values such as individualism and independence« making them »mere euphemisms for selfishness and greed«. ¹⁸⁵ And an early draft of the »Statement of Democratic Socialist Aims and Values« stated that:

»Socialism is the gospel of individual rights. But it is not the doctrine of callous individualism. A society based on ruthless social and economic competition entrenches the privileges of a minority whilst restricting the rights of the rest of society. Real freedom can only be extended by cooperative action, and by collective provision to gain and sustain individual liberty.«¹⁸⁶

The Labour modernisers under Kinnock and Blair argued that in fact socialism was about using the power of the community and collective action to bring about a fuller, richer and

179 See *Anthony Bevins*, Labour hits back on Crime, in: *The Independent*, 6 February 1993.

180 *David Blunkett*, Review of the General Election 1992, 16 June 1992, KNNK/180, qu. in: *Cronin*, *New Labour's Pasts*, pp. 338–339.

181 *Philip Gould/Patricia Hewitt*, Lessons from America – Learning from Success: Labour and Clinton's New Democrats, in: *Renewal* 1, 1993, pp. 45–51.

182 *Pugh*, *Speak for Britain*, p. 7 and passim.

183 *Tony Blair*, Why Crime is a Socialist Issue, in: *New Statesman*, 29 January 1993.

184 *Gordon Brown*, Where there Is Greed. Margaret Thatcher and the Betrayal of Britain's Future, Edinburgh 1989, p. 8.

185 Labour Party Campaign Strategy Committee, The proposed campaign on social policy, 22 November 1985, KNNK 2/1/67.

186 Draft Statement of Democratic Socialist Aims and Values, KNNK 2/2/5.

more real individual liberty. The selfish, short-sighted and greedy version of ›individualism‹ which the modernisers characterised as »Thatcherite« was condemned. And it was counterposed to socialism – or to collectivism, the two being essentially synonymous in much of the modernisers’ rhetoric.

In re-defining ›socialism‹ thus, Blair was following philosopher and historian of ideas David Selbourne, who hyphenated ›social-ism‹ in his 1994 book »The Principle of Duty«, as Blair did in the same year in his pamphlet »Socialism«. ¹⁸⁷ Selbourne suggested that »›social-ism‹ [...] was perceived by early nineteenth-century ›social-ists‹ to be the ethical antithesis to ›individual-ism‹«, thus finding alternative roots for socialism, not in Marxism or in the trade union movement but in (Christian) morals and ethics. ¹⁸⁸ This was a tactic Labour’s modernisers also followed, seeking to sideline the place of Marxism in Labour’s past in favour of morality and Christianity: Methodism not Marx, to paraphrase the famous dictum on the roots of the Labour movement. ¹⁸⁹ In »Socialism«, Blair argued that Marxist socialism was based on a »false view of class that became too rigid to explain or illuminate the nature of class division today«, in contrast with ethical socialism. ¹⁹⁰ Gordon Brown offered a similar critique in 1995 of »a crude form of Marxism«, which he suggested had gained some ground recently in the Labour Party and which suggested that socialism »belonged only to one class«. ¹⁹¹ And Mandelson also critiqued what he presented as the Marxist version of socialism, suggesting that »[i]ts narrow view of class offers no insights into today’s pluralist society«, and arguing that ethical socialism, based on values and on co-operation, not conflict, was Labour’s more important heritage. ¹⁹²

Blair was clear that in contemporary Britain, a party hoping to win had to »[speak] for the mainstream majority«, as he put it in a speech in New York in 1996. ¹⁹³ This was a lesson that appeared to be clearly delivered by the example of Clinton, as Mo Mowlam pointed out in 1993 in »Fabian Review«. ¹⁹⁴ It was also a lesson Blair drew from the Labour Party’s history, arguing that Labour won when it was a national party, as in 1945, when the party »put itself at the head of a movement for national renewal spanning classes, age groups and regions«, and in the 1960s when Wilson’s governments »carried forward the attack on class barriers and prejudice started in 1945«. ¹⁹⁵ Rhetoric about a »new majority« was designed not only to get away from the »cloth cap« image, but also to counter what Philip Gould identified as early as 1985 as an association of Labour with »minori-

187 *David Selbourne*, *The Principle of Duty. An Essay on the Foundations of the Civic Order*, London 1994; *Tony Blair*, *Socialism*, London 1994, p. 4.

188 *Selbourne*, *The Principle of Duty*, pp. 38ff.

189 Labour MP Robert Kilroy-Silk praised Kinnock’s return to Labour’s moral roots: *Robert Kilroy-Silk*, *Fifth Column Clique*, in: *The Times*, 29 April 1988; Catholic commentator Clifford Longley did the same: *Clifford Longley*, *The Moral in the Election Fight*, in: *The Times*, 1 June 1987.

190 *Blair*, *Socialism*, pp. 2ff.

191 *Brown/Wright*, *Values, Visions and Voices*, p. 14.

192 *Mandelson/Liddle*, *The Blair Revolution*, pp. 29ff.; for an important article arguing persuasively that New Labour had a conception of Labour history that was, though intensely political, nevertheless »based upon verifiable facts whose interpretation was, at the very least, plausible«, see *Steven Fielding*, *New Labour and the Past*, in: *Duncan Tanner/Pat Thane/Nick Tiratsoo* (eds.), *Labour’s First Century*, Cambridge/New York etc. 2000, pp. 367–392, here: p. 384.

193 *Patrick Wintour/Rebecca Smithers*, *Labour Leader stakes Claim for Centre Ground*, in: *The Guardian*, 12 April 1996.

194 *Mowlam*, *What’s wrong with Being Middle Class?*.

195 *Tony Blair*, *Let us face the Future. The 1945 Anniversary Lecture*, Fabian Society pamphlet, 1995, qu. in: *Richards*, *Tony Blair. In his Own Words*, pp. 104–108; see also *Mandelson*, *The Third Man*, pp. 64ff.

ties«, particularly ethnic minorities and the gay rights movement.¹⁹⁶ Ironically, it was mostly *middle class* activists from the 1968 student generation, the New Left and identity politics movements, entering the Labour Party from the late 1970s, who had created this image, with their desire for a ›rainbow coalition‹ constituency for Labour; though, of course, these diverse cohorts brought much more variety and energy to Labour than simply this.¹⁹⁷ Constructing a compelling vision of a new »mainstream majority« was very important to the modernisers.

Thus Blair said in his autobiography that he had always believed that »a coalition of the well off and the less well off could establish points of common interest«. ¹⁹⁸ Individual aspiration was the glue that held this constituency together. In 1993, Blair denied that individual aspiration should be seen as *new*, claiming that the idea of a shift from collective-minded people to selfish individualists was a »myth«. People had voted for collective policies in 1945 *not* »for some abstract notion of the public good«, but because Labour's collectivism was going to be good for them. »People didn't change. Society changed«, Blair claimed; the key change, he suggested, was rising prosperity, which meant that more of the electorate were paying more in taxes, just as rising expectations meant that they wanted to consume more and more things which had previously been out-of-reach luxuries; this meant increasing numbers of people felt that tax rises were hurting their capacity to consume, rather than funding increased collective provision which would benefit them.¹⁹⁹ Blair's explanation of Clement Attlee's victory was not without a basis: the long-standing image of 1945 was, of course, of a collective and egalitarian spirit, a »war-warmed impulse of people for a more generous society« forged in the fires of the blitz²⁰⁰; but recent work, like that of David Kynaston, has suggested that the majority of people were probably still concerned first and foremost with their own families' interests.²⁰¹ Blair's tracing of individual aspiration back to the war years thus seems plausible.

Blair and other modernisers did not have the same horror that Thatcher did about the term ›class‹ as »a Communist concept«. But the language of class, and imagery associated with the traditional working class, did fade in importance in the Labour Party between 1983 and 1997. Kinnock wanted to talk about a »new working class«, to indicate that class boundaries had shifted and people's lives had changed. Blair preferred the language of »ordinary working families« and »aspiration« to describe this new majority. This was a language that focus groups conducted by Philip Gould, research for the »Southern Discomfort« series, and work by Fiona Devine, all suggested connected with people across traditional class boundaries. In essence, this was the same as the constituency Kinnock imagined; the difference lay in the terms used, rather than the group of people referred to. ›Middle England‹ is a slippery term, and frequently used with pejorative overtones, to conjure an image of provincial, socially conservative »Daily Mail« readers, for example. But as it was imagined in the early 1990s, it was a group of relatively prosperous, suburban C1s and C2s, neither particularly politically reactionary nor wildly progressive; as

196 Philip Gould, Communications review commissioned by the Campaigns and Communications Director of the Labour Party, 22 December 1985, Gould papers.

197 See, for example, *Sheila Rowbotham/Lynne Segal/Hilary Wainwright*, *Beyond the Fragments. Feminism and the Making of Socialism*, London 1980.

198 *Blair*, *A Journey*, p. 26.

199 *Tony Blair*, *Why Modernisation Matters*, in: *Renewal*, October 1993, in: *Richards*, *Tony Blair. In His Own Words*, p. 68.

200 *Richard Titmuss*, *War and Social Policy*, in: *id.*, *Essays on the Welfare State*, New Haven, CT 1950, p. 82.

201 *David Kynaston*, *Austerity Britain, 1945–51*, London 2007; see also *Steven Fielding/Peter Thompson/Nick Tiratsoo*, »England arise!«. *The Labour Party and Popular Politics in 1940s Britain*, Manchester 1995.

ITN's political analyst David Cowling put it, »no party claiming to represent the nation either geographically or socially can simply ignore these voters [...]. They are ›middle Britain‹.«²⁰² Thus, far from being a project focused solely on a narrow group of ›middle class‹ voters, as critics like Cruddas have claimed, New Labour envisaged a pluralist, majoritarian base.²⁰³

It should be stressed that Blairites preferred to talk about »middle Britain«, rather than »middle England«, because it allowed the inclusion of the Welsh and Scottish, two areas which were important Labour bases, and because it fitted with New Labour's vision of an inclusive civic nationalism. Long before Ed Miliband did, in his much-commented on Conference speech in 2012²⁰⁴, Blair had seized traditionally Tory ›One Nation‹ rhetoric as a clever move to sidestep class, stress his vision of an interconnected, interdependent citizenry, and associate Labour with patriotism (an association distinctly lacking in the early 1980s as Thatcher seized the patriotic mantle and tried to brand Labour as unpatriotic). When Chris Mullin toured Millbank, the party's headquarters (»My Millbank« as Mandelson called it) in the run-up to the 1997 election, »ONE NATION« topped the list of campaign slogans written up for all to see.²⁰⁵ Both the ›middle‹ and the ›Britain‹ in ›middle Britain‹ were thus significant.

Blair followed Kinnock in implying that ›class‹ was a dividing line in society which must be overcome, and which the Labour Party would appeal »across«.²⁰⁶ He suggested in 1994 that his brand of socialism, ethical socialism, »does not deny the existence of class divisions but its definition of them is not time bound«.²⁰⁷ Class divisions might still exist, but whether or not they did would have to be empirically determined, not assumed. This was what Blair and Brown referred to when they talked about the »crippling effects of the British class structure«²⁰⁸, and Britain's »class-ridden [...] society«.²⁰⁹ And Blair demonstrated a clear commitment to fighting those divisions where they were found: when he said in 1999 that »the class war is over«, he went on immediately to say that »the struggle for true equality has only just begun«, and that New Labour would »liberate Britain from the old class divisions, old structures, old prejudices«.²¹⁰ Old-fashioned class prejudice must be overcome, but New Labour would take a flexible approach to identifying and tackling social divisions.

John Prescott, often seen as the token representative of ›old‹ Labour at the heart of New Labour²¹¹, was thus completely ›on-message‹ when he said on the »Today« programme in 1996 that he was now middle class. It suggested a basic social egalitarianism if Prescott could tell the host, John Humphrys, that they were in the same class; and it celebrated working-class ambition, Prescott being well-known for his enjoyment of driving Jaguars

202 *Radice/Pollard*, *Any Southern Comfort?*, p. 4.

203 See *Cruddas*, *After New Labour*, pp. 25 and 27.

204 See, for example, *Patrick Wintour*, Ed Miliband Moves to Claim Disraeli's ›One Nation‹ Mantle, in: *The Guardian*, 2 October 2012.

205 *Mullin/Winstone*, *Diaries 1994–1999*, p. 153, entry for 19 March 1996; see *Seumus Milne*, *My Millbank*, in: *London Review of Books* 18, 18 April 1996, pp. 3–5.

206 *Blair*, Conference speech, Blackpool, 1994, URL: <<http://www.britishpoliticalspeech.org/speech-archive.htm?speech=200>> [22.4.2013].

207 *Blair*, *Socialism*, p. 2.

208 *Brown/Wright*, *Values, Visions and Voices*, pp. 24ff.

209 *Blair*, *My Vision for Britain*, p. 7.

210 *Blair*, Conference speech, Bournemouth, 1999, URL: <<http://www.britishpoliticalspeech.org/speech-archive.htm?speech=205>> [22.4.2013].

211 See, for example, *William Rodgers*, Blair's First Errors. The Roles of Prescott, Brown and Mandelson Contain the Seeds of Instability, in: *New Statesman*, 16 May 1997; *Riddell*, *The End of Clause IV*, p. 25.

and other expensive cars.²¹² As Mo Mowlam had said three years previously, until Labour could »mentally make the leap that says aspiring to be middle class is positive, the public will always have trouble believing that we want to represent them.«²¹³ Supposed paucity of aspiration and celebration of »pints and meat pies« in the Labour movement had been mocked in the Tory press in the 1980s.²¹⁴ Blair welcomed Prescott's statement with a jokey »I gather you are now a class act not a class warrior«: the focus on aspiration was designed to counter this aspect of the »cloth cap« image.²¹⁵

To understand the connotations which a term like »class warrior« carried for Blair, it is necessary to understand the prevalent view of the Labour left presented in the press in the 1980s and 1990s. As Tim Bale has pointed out, it is important that historians do not colude with the caricatured images of a Labour Party in the 1970s and 1980s dominated by the hard left, images which were promulgated by both Thatcherites and later by New Labour.²¹⁶ However, a faction around Tony Benn, Arthur Scargill and Ted Knight (who Beatrix Campbell called »the Colonel Blimps of the class war« in 1985)²¹⁷ continued to make vocal statements about »class struggle«, for example in 1990 when Scargill argued that Thatcher was defending her class, the capitalists, and demanded that Labour do the same and grant »special favours« to its class, the »working class«.²¹⁸ Such statements always garnered much press in right-wing publications²¹⁹, to the frustration of those who wanted to project a »new« image, for it was clear that many people found them off-putting: even an article in the left-wing Labour publication »Tribune« in 1983 highlighted the views of a man from an ordinary, working-class, Labour-voting background who had failed to vote Labour in 1983 because, he said, »[m]any statements which have been attributable to the party [...] have given people the feeling that they are not going to be a stable influence [...]. Quite often the statements have come over as being unrealistic and based on the class warfare which I don't think exists any longer.«²²⁰

Even in the early 1980s, many within the Labour Party, including on the left, were angry at the irrelevant posturing of the »class war« purists. Mandelson and other moderates on Lambeth council publicly condemned Ted Knight in 1981 for the »irrelevance« of his approach to »working-class people«.²²¹ No less a figure than the left-wing Labour activist Peter Hain recalled his frustration from the late 1970s onwards with activists who »talked only to themselves and believed the »class struggle« was advanced mainly by passing resolutions demanding (often impossible) positions of the leadership« (though it should be noted that Hain moved away from the left-wing, and served in the New Labour governments

212 See *John Prescott/Hunter Davies*, Prezza. My Story: Pulling No Punches, London 2008; *John Rentoul*, Prescott Declares for Middle Classes, in: *The Independent*, 13 April 1996.

213 *Mowlam*, What's Wrong with Being Middle Class?.

214 *Bernard Levin*, Who Now Is Grinding Down the Poor?, in: *The Sunday Times*, 19 June 1986.

215 *Gary Younge*, Class Act Prescott casts aside his Flat Cap Image, in: *The Guardian*, 13 April 1996.

216 *Bale*, The Logic of No Alternative?.

217 *Beatrix Campbell*, Kinnock's Crusaders, in: *Marxism Today*, October 1985, pp. 9–14, here: p. 10; reprinted as A Leading Role for the new New Left, in: *The Times*, 27 September 1985.

218 *Barrie Clement/Martin Whitfield*, The TUC in Blackpool – Kinnock Denounces Scargill before TUC, in: *The Independent*, 5 September 1990.

219 On the Tory bias in the press between 1979 and 1992 see *James Thomas*, Labour, the Tabloids, and the 1992 General Election, in: *Contemporary British History* 12, 1998, pp. 80–104; Thomas points out that between the 1970s and 1992 the popular press was more strongly biased in favour of Conservative Party than ever before, with 70% of the press explicitly in favour of Thatcher's brand of Conservatism (p. 87).

220 Until last June I'd always voted Labour, in: *Tribune*, 30 December 1983, p. 9.

221 *Mandelson*, The Third Man, pp. 64ff.

after 1997).²²² Talk about the »class struggle« was equated with fruitless navel-gazing and theoretical debate. It is, therefore, unsurprising that many within the Labour Party felt it was vital to get away from this approach, and from the rhetoric associated with it.

This was what he was referring to when Charles Clarke said that Blair was »contemptuous of class politics«.²²³ Peter Mandelson made the same point in his autobiography, discussing Blair's anger over Gordon Brown's accusation in 2000 that a northern state school pupil rejected by Oxford was the victim of class prejudice:²²⁴ Mandelson commented that Blair felt that this intervention »had been born of class-war Labour instinct«.²²⁵ To Blair, a »class war« approach to politics meant an instinctive tribalism, and distrust of institutions like Oxbridge (he was himself, of course, an alumnus of St John's College, Oxford). Blair noted in his autobiography that, »I had no patience with tribal party politics, with its exaggerated differences, rancorous disputes and irrational prejudices [...]. I didn't want class war«.²²⁶ Hence his proclamation in 1999 that »[t]he class war is over«.²²⁷ The repudiation of the language of class, and particularly of class war or class struggle, was born not of a desire to eradicate concern with inequality from the Labour Party, as Owen Jones has charged²²⁸; rather it was a strategic decision, and born of the intense frustration many modernisers had with the style of »class politics« of the hard left in the 1970s and 1980s. The abandonment of the language of »class struggle« was born of a desire to distance the Labour Party from the conflictual statements of the »Colonel Blimps of the class war«. Modernisers from Kinnock to Blair wanted to redefine Labour's »natural constituency« as a large middle mass in the centre of British society, including many people who were upwardly-mobile and relatively well-off.

IV. NEW LABOUR, EQUALITY AND POVERTY

Even to the extent that New Labour moved away from the »language of class« (and this was not a complete abandonment), this did not mean the end of concern with poverty and inequality, as has often been charged; quite the reverse, as the work of many historians and social and political scientists has shown. Stephen Meredith's work on New Labour and equality has demonstrated that New Labour figures had a conception of »equality of opportunity« which lay in a line of continuity with the understandings of equality held by Labour revisionists of the 1950s and 1960s.²²⁹ Meredith stressed that Tony Crosland had a nuanced appreciation of equality: he never wanted equality of outcome, but worked for equality of opportunity, which demanded a measure of redistribution so that children would start out with a reasonable set of opportunities. As David Lipsey, once Crosland's advisor, pointed out, »revisionists revise«, and New Labour thought that by the 1990s the economic and electoral environment, with the growth of globalisation and a populace desirous of low taxation, made the traditional Keynesian levers worthless, and demanded restrained government spending. In such circumstances, a reevaluation of the possibilities was necessary. However, as Meredith has argued, New Labour in power »utilised its eco-

222 *Hain*, *Outside in*, p. 131, see also pp. 119ff.

223 *Rawnsley*, *The End of the Party*, p. 230.

224 See *The War of Laura's Rejection*, in: *The Observer*, 28 May 2000.

225 *Mandelson*, *The Third Man*, p. 378.

226 *Blair*, *A Journey*, p. 26.

227 *Blair*, Conference speech, Bournemouth, 1999, URL: <<http://www.britishpoliticalspeech.org/speech-archive.htm?speech=205>> [22.4.2013].

228 See *Jones*, *Chavs*, p. 98.

229 *Meredith*, *Mr Crosland's Nightmare*.

conomic prudence for an egalitarian purpose in a modern and inclusive conception and radical programme of equal opportunity, which attempts to address the root causes of inequality in unemployment and low skills«. ²³⁰ New Labour policies like the New Deals for the long-term unemployed, single parents, young people and disabled people, the minimum wage, tax credits, and the focus on education, particularly early years education, with the provision of Sure Start, all served the end of creating greater equality of opportunity and alleviating poverty. Blair's commitment to end child poverty, announced in his Beveridge lecture in 1999, but trailed by Alistair Darling in a Fabian pamphlet a year previously, was New Labour's most dramatic attempt to ensure real opportunity for all. ²³¹

And the results of this policy package were not negligible. Even during New Labour's first two years in power, when the government stuck to Tory spending plans (in a move widely seen as designed to woo the middle class) the Institute for Fiscal Studies calculated that Brown's first two budgets had effected the largest redistribution from rich to poor in decades. ²³² Even journalist Polly Toynbee, often sceptical of or hostile to New Labour, acknowledged that New Labour did not stop income inequality worsening, but it grew by less than it would have done without the changes to tax, National Insurance, benefit and tax credit policies. The bottom tenth of the income distribution were 12% better off in 2008/09 than they would have been had the Labour government done nothing after 1997. ²³³ Overall, the verdict of Kitty Stewart (of the London School of Economics' »Centre for Analysis of Social Exclusion«) on Blair's legacy on poverty and inequality is positive, suggesting that a fruitful partnership born out of Brown's commitment to tackling poverty and Blair's focus on »opportunity for all« was vital in driving these outcomes, and concluding that »Britain [was] a fairer and more equal society in 2007 than it was in 1997, and it [was] almost certainly far more equal than it would have been after another ten years of Conservative government«. ²³⁴

Many of New Labour's measures to tackle poverty can be called »individualistic«; rather than attempting to channel resources to the unemployed *as a group*, via higher benefits, the New Deals tried to give individuals skills, along with a combination of carrots and sticks to make work worth their while. Where groups were targeted, it was more often on the basis of age than class, as with increases in universal or near-universal benefits for children or the elderly (such as Child Benefit and the Winter Fuel Allowance). But it is not accurate to suggest that this meant, as has been suggested by some critics, that New Labour abandoned any orientation to collectivism. As shown, Blair *defined* socialism (or »social-ism«) as the belief that collective provision was vital to provide many important goods, from health and welfare to law and order. ²³⁵ Brown defined »modern socialism« in the same way in 1994, arguing that one of its key features was the »belief in the importance of the community«, acting collectively, to help »individuals realise [their] potential«. ²³⁶

»Community« was, an article in 1994 suggested, »the modernisers' favourite word« ²³⁷, and there is much to be said about the place of »community« in their politics. »Communi-

²³⁰ Ibid., p. 252.

²³¹ Pledge by PM to end Child Poverty, in: *The Independent*, 18 March 1999; *Alistair Darling, Rebuilding the Welfare State. The Moral Case for Reform*, in: *Gavin Kelly* (ed.), *Is New Labour Working?*, London 1998.

²³² *Rawnsley*, *Servants of the People*, p. 157.

²³³ *Toynbee/Walker*, *The Verdict*, pp. 196–200.

²³⁴ *Kitty Stewart*, *Equality and Social Justice*, in: *Seldon*, *Blair's Britain*, pp. 408–435, here: pp. 434f.

²³⁵ *Blair*, *Socialism*, p. 4.

²³⁶ *Gordon Brown*, *The Politics of Potential. A New Agenda for Labour*, in: *David Miliband* (ed.), *Reinventing the Left*, Cambridge 1994, pp. 113–122.

²³⁷ *Sarah Baxter*, *Reading between the Battle Lines*, in: *The Sunday Times*, 12 June 1994.

ty‹ was put forward frequently as a ›big idea‹ around which Labour could build a distinctive vision of the world – for example, by David Blunkett in a paper for the Home Policy Committee as early as 1984.²³⁸ The concept was given academic credentials by the work of various communitarian theorists, particularly Scottish philosopher John Macmurray, and Israeli-American sociologist Amitai Etzioni. In brief, these (rather different) intellectuals called for a renewal of social bonds not on the basis of ›contract‹ or rights-based arguments but ›community‹. Etzioni argued that the market had undermined family and community relationships, which must be re-forged, based on mutual responsibilities which would balance rights: he called for governments to ›restore civic virtues‹ and ›shore up the moral foundations of society‹.²³⁹ Macmurray argued that society is based on transactional relationships, which individuals enter into because they see a personal, material interest; he thought that this was not enough for full human life, however, and argued for the importance of what he called »community« relationships, which were non-transactional, i.e. based on friendship and love.²⁴⁰ Blair often referenced these communitarian thinkers and others; as did Brown in a 1992 lecture.²⁴¹ But Sarah Hale has studied New Labour and communitarianism in detail, and concludes that in fact, communitarianism played little or no part in shaping New Labour's thinking: in substance neither Blair's rhetoric nor New Labour policy matched up with the thinking of Macmurray, Etzioni or other communitarians. She implies, thus, that community provided little more than mood music for New Labour, and other political scientists have concurred.²⁴²

But in fact, ›community‹ was more than merely a buzzword, because modernisers were aware that inequality was developing an ever-starker geographic dimension in Britain, and that people often talked about place as a substitute for talking about class. In 1988, focus groups in Glasgow Govan highlighted perfectly how ›class‹ was associated with place and culture. As Philip Gould noted in a private report for the party, Govan residents disliked the English; but he noted that »›England‹ = South East = Affluent yuppies = Thatcher → i.e. Empathy with Geordies/working class people«. In brackets afterwards, Gould noted »Sense of community?«²⁴³ One function ›community‹, in the sense of place and culture, could serve, therefore, was as a proxy for talking about class (in at least some of the senses of that word). New Labour did sometimes use ›community‹ to justify policies which had a class aspect to them. The »New Deal for Communities« (NDC) was the most prominent way in which New Labour used ›community‹ as a way to mobilise resources for particularly deprived areas and their inhabitants. Launched in 1998, over the next twelve years thirty-nine NDC partnerships were set up, each aiming to improve outcomes in a particular area in terms of crime, education, health, worklessness, and housing. Thus,

238 The challenge of ideology, Labour Party Home Policy Committee, Paper prepared for Campaign Strategy Committee, David Blunkett, 30 April 1984, KNNK 2/1/67.

239 Amitai Etzioni, *The Spirit of Community. Rights, Responsibilities and the Communitarian Agenda*, London 1995, p. xi.

240 John Macmurray/*Philip Conford*, *The Personal World. John Macmurray on Self and Society*, Edinburgh 1996; Blair wrote a foreword to this book.

241 See, for example, *Rentoul*, Tony Blair, pp. 42–45; *Richards*, Tony Blair in His Own Words, p. 140; *Gordon Brown*, *Constitutional Change and the Future of Britain*, Charter 88 Trust, 1992.

242 Sarah Hale, *Blair's Community. Communitarian Thought and New Labour*, Manchester 2006, p. 155; see also *ead.*, *The Communitarian »Philosophy« of New Labour*, in: *ead./Will Leggett/Luke Martell* (eds.), *The Third Way and Beyond. Criticisms, Futures and Alternatives*, Manchester 2004, pp. 87–108; *Stephen Driver/Luke Martell*, *Beyond Equality and Liberty. New Labour's Liberal-Conservatism*, in: *Renewal* 4, 1996, pp. 8–16.

243 Labour and the SNP. Qualitative research into Scottish voting behaviour looking specifically at implications for the Govan by-election, Gould Mattinson Associates, 14 October 1988, Gould Papers.

talking about ›community‹ provided a way of talking about and tackling ›class‹, in the sense of multiple and overlapping forms of disadvantage, and hence inequality.²⁴⁴ The NDC has generally been fitted in solely with discussions of New Labour's conception of ›community‹, yet the programme was clearly about tackling inequality and class divisions.²⁴⁵

V. CONCLUSION

The widespread perception that New Labour abandoned class, and ditched its working class roots in favour of the middle class, is misconceived, but it is relatively easy to explain. Much of the modernisers' rhetoric, if not situated properly in its context, pointed towards this conclusion. Blair's personal image also played a role: Kinnock's working-class roots were obvious, but Blair was the paradigm of the metropolitan middle class, and parodied as such by his opponents in the Labour and Tory parties (in 1996 Michael Heseltine mocked Blair's supposed penchant for »chianti and pasta«, subtly suggesting that Blair was distant from ordinary people).²⁴⁶ Much of the maligning of modernisers like Mandelson and Hewitt from within the Labour Party used criticism of their supposed ›middle-classness‹ to criticise the direction in which they were taking the party, as in a »Tribune« article in 1992 calling for the dismissal of the »well-meaning, metropolitan, middle-class ministrations of the Shadow Communications Agency«.²⁴⁷ And, of course, many of the accusations that New Labour abandoned class continue to be politically motivated, designed to demand a return to supposedly ›traditional‹ Labour approaches to tackling class divisions and poverty. Such accusations are a good way to get leverage in intra-party debates, but should not be accorded too much weight by historians.

Particular aspects of New Labour policy assumed a huge symbolic significance to the project's detractors; for example, 1997 saw the »first [Labour manifesto] for a generation that does not promise across-the-board benefit increases the moment it comes to power«. But, as Roger Liddle argued in defence, this was necessary in order to achieve the promise set out in the 1996 tract, »New Labour, new life for Britain«, to reverse the trend established under Thatcher and Major of spending less as a percentage of the government's budget on education and more on welfare.²⁴⁸ Early battles, particularly the cut to benefits for single parents introduced in 1997, gave a misleading impression of New Labour's priorities. In fact, tackling poverty and achieving a real measure of opportunity for all remained on the agenda.

This paper has shown that it is far from accurate to charge that New Labour abandoned completely the language of class. There was a shift in the terms used to describe the constituency envisioned by the modernisers, from ›new working class‹ to ›new middle class‹

244 See *Paul Lawless*, *Locating and Explaining Area-based Urban Initiatives. New Deal for Communities in England*, in: *Environment and Planning C* 22, 2004, pp. 383–399.

245 For example: *Beech*, *New Labour*, p. 94; Ben Jones does comment on the way that class, or socio-economic inequality, was present in the New Deal for Communities, but he implies that this was in a subtle way a bad thing, that class was somehow being hidden from view; *Ben Jones*, *The Working Class in Mid Twentieth-century England. Community, Identity and Social Memory*, Manchester 2012.

246 *John Kampfner*, *The Tories have begun to assemble an Identikit Blair that they can rubbish*, in: *New Statesman*, 26 July 1996.

247 *Phil Kelly*, *Now how about some Politics?*, in: *Tribune*, 17 April 1992, pp. 6ff.; see also *Wring*, *The Politics of Marketing the Labour Party*, p. 116; *Patricia Hewitt*, *The Start of Labour's Long March: 1985–1992*, in: *Kavanagh*, Philip Gould, pp. 42–61, here: p. 59.

248 *Roger Liddle*, *Memo to: Chris Smith*, in: *New Statesman*, 12 July 1996.

or ›ordinary working families‹, but this did not mark the end of a political project built around improving the lives of the majority; quite the opposite. This shift in language nevertheless had significance: as historians working within the framework of the ›New Political History‹ have stressed, language matters in political communication.²⁴⁹ The shift from ›new working class‹ to ›new middle class‹ and ›ordinary working families‹, and the focus on individuals and communities rather than classes, is thus significant; the interplay of political and popular languages is key to the formation of political identities, so that if politicians stop talking about class, that vocabulary may tend to fall out of use over time. The detailed work of Anthony Heath and colleagues on British Social Attitudes Survey data over time suggests that »the declining force of class identity« which was visible from the late 1990s onwards did not »simply [reflect] autonomous changes in the nature of society«; rather, they argued, »political developments« were the key to this change, particularly New Labour's shift away from class language and imagery.²⁵⁰

Finally, this paper has argued that the shift from ›democratic socialism‹ to ›social democracy‹ was part of a larger process of re-aligning Labour's ideology: it was an important part of the re-branding process, but had more significance than simply a superficial piece of marketing. The elements of Marxist heritage in Labour's past, which stressed class conflict and the eventual replacement of capitalism by socialism, were sidelined and downplayed by New Labour; the very meaning of ›socialism‹ was re-oriented, with the term used in opposition not to capitalism, but to callous individualism. It was possible, thus, to remain a socialist and yet retain faith in markets and capitalism in some areas. In addition, it was easier for New Labour to claim affinities with successful left-of-centre parties which had never called themselves socialist – in the early 1990s, it was particularly desirable to claim affinities with Clinton's successful Democratic Party. But as Morgan's analysis of ›socialism‹ and ›social democracy‹ in Labour's first 89 years pointed out, a revisionist, parliamentary approach, making peace with capitalism in many areas, had dominated for the vast majority of Labour's history.²⁵¹ This article has not set out to disprove the significant elements of continuity between New Labour and varied traditions in the tapestry of Labour history, as emphasised by historians like Morgan and Pugh; quite the opposite. It has aimed to demonstrate, however, that significant battles were fought *over* and *using* terms such as ›socialism‹, ›social democracy‹, ›working class‹, and ›ordinary‹.

249 See Raphael Samuel/Gareth Stedman Jones, *The Labour Party and Social Democracy*, in: *eid.* (eds.), *Culture, Ideology and Politics. Essays for Eric Hobsbawm*, London 1982, pp. 320–329; Gareth Stedman Jones, *Languages of Class. Studies in English Working Class History, 1832–1982*, Cambridge/New York etc. 1983; Jon Lawrence/Miles Taylor, Introduction. *Electoral Sociology and the Historians*, in: *eid.* (eds.), *Party, State and Society. Electoral Behaviour in Britain Since 1820*, Aldershot 1996, pp. 1–26; Jon Lawrence, *Speaking for the People. Party, Language and Popular Politics in England, 1867–1914*, Cambridge/New York etc. 2002; Dror Wahrman, *The New Political History. A Review Essay*, in: *Social History* 21, 1996, pp. 343–354; Steven Fielding, *Looking for the ›New Political History‹*, in: *Journal of Contemporary History* 42, 2007, pp. 515–524.

250 Heath/Curtice/Elgenius, *Individualization and the Decline of Class Identity*, p. 38.

251 Morgan, *Socialism and Social Democracy*.

Kristian Steinnes

The European Turn and »Social Europe«

Northern European Social Democracy 1950–1985

This contribution explores the changing character of Social Democracy in the post-war era by focussing on northern Europe up to the mid-1980s.¹ Although Social Democracy at the end of this period to a large extent was synonymous with the welfare state, it adjusted to new economic, political and social realities during these years. This was a process marked by two distinct developments. First, traditional, universal social democratic »cradle to the grave« welfare provisions, aiming at welfare expansion, full employment, fiscal redistribution, corporatist decision-making and Keynesian demand management were gradually replaced by reformed social democratic objectives. These were characterised by equality of opportunity rather than equality of outcome, which implied greater emphasis on meritocratic policies such as education and vocational training. They also included active labour market policies ensuring the supply of a skilled and flexible labour force, fiscal policies with increased focus on promoting entrepreneurialism and work, greater conditionality in welfare provisions and monetary policies that put inflation targets above full employment.

Second, and the main focus of this study, this transition was accompanied by a process in which the European Social Democratic parties and politicians adopted a more firmly pro-Europe position.² Although these parties did not monolithically advocate deeper integration, majorities in one party after another came to perceive European integration as a means for projecting social democratic goals in a liberalising world economy, as noted by Liesbet Hooghe, Gary Marks and Carole J. Wilson.³ Social Democrats increasingly regarded the European Community (EC) as an arena to overcome socio-economic, political and ideological obstacles to carrying out traditional social democratic objectives in the form of regulative and redistributive measures at a national level. At EC/EU level, it was believed, social democratic ideas and policies could be pursued in a form that produced more egalitarian outcomes that would otherwise be the case if left to the market. Consequently, prominent Social Democrats introduced and advocated initiatives designed to facilitate a social Europe agenda, which, by the mid-1980s, crystallised in what came to be labelled a European Social Model (ESM). In the process leading up to the 1991 Maastricht Treaty the EC members negotiated an agreement on social policy, except the UK, annexed to the EC

1 Northern Europe does not only have geographical, but also ideological and political implications. Social Democratic parties have different structures, histories and connotations in different countries, and until the mid-1980s they also can be distinguished from socialist parties. Thus, taking history, ideology and structure into consideration, one possible way of defining northern European Social Democratic parties is to put the parties in Scandinavia (Sweden, Denmark and Norway), Germany, Austria, Belgium, the Netherlands and the British Labour Party in the same category. This definition excludes the socialist parties in southern Europe, i.e. in France, Spain, Portugal, Italy and Greece.

2 *David J. Bailey*, *The Political Economy of European Social Democracy. A Critical Realist Approach*, London 2009, pp. 1f.; *Kristian Steinnes*, *Northern European Social Democracy and European Integration, 1960–1972. Moving Towards a New Consensus?*, in: *Daniela Preda/Daniele Pasquinucci* (eds.), *Consensus and European Integration. A Historical Perspective*, Brussels 2012, pp. 107–122; *Liesbet Hooghe/Gary Marks/Carole J. Wilson*, *Does Left/Right Structure Party Positions on European Integration?*, in: *Comparative Political Studies* 35, 2002, pp. 965–989, here: p. 975.

3 *Ibid.*

Treaty – the Community Charter of the Fundamental Social Rights of Workers, often called the Social Charter. Although social and employment policies remain differentiated across EU today, there is also a view that there is a distinctive ESM which differs from a US market-driven model that has less generous benefits and level of rights for workers.⁴

However, the process of European integration has been ambivalent for centre-left parties, which, whether they were originally responsible for its implementation or not, closely identified themselves in terms of their programmatic identity with the welfare state and public sector services. On the one hand, the European project was perceived to threaten Social Democratic parties' policies and achievements at a national level because it undermined planning and Keynesian responses to intensified international economic competition. The reason was that the techniques of Keynesian demand management were traditionally confined to the national economy. On the other hand, Social Democrats also believed that deepened integration improved the possibilities to pursue social, employment and cohesion policies at a European level by creating and strengthening democratic and authoritative institutions in the European Community.⁵

The coming about of a social Europe agenda and an embryonic European Social Model are complex and interlinked processes which have been explained by pointing to contextual and structural changes that prompted particular responses by Social Democratic parties and politicians. Some argue that centre-left politicians and parties turned to Europe because they found it increasingly difficult to carry out traditional social democratic policies at national level due to emerging social, economic, political and ideological obstacles.⁶ Others claim that, as the significance of the EC/EU political arena increased, the question no longer was whether to develop policies at the European level but rather how social democratic actors could facilitate and implement their agendas at the European level.⁷ However, it has been questioned if and to what extent European integration did offer the means for promoting social democratic objectives in a globalised world economy. Bailey argues that the institutions of the EU are »ill-equipped to produce significant redistributive policy outcomes«, while adding, »that the process of European integration has arguably acted to encourage, or at least consolidate, the move towards the market-conforming policies, institutions and ideologies across Europe.«⁸ Some have pointed to the predominantly neoliberal or non-interventionist nature of much of the EC/EU-level economic and social policies, which made traditional social democratic goals difficult to introduce across the EC, while others have seen emerging social policies as *part* of the process of market-building rather than an outcome of politics *against* markets.⁹

4 See for example *Jean-Claude Barbier*, *The Road to Social Europe. A Contemporary Approach to Political Cultures and Diversity in Europe*, New York 2013, pp. 36–46.

5 *Fritz W. Scharpf*, *Crisis and Choice in European Social Democracy*, Ithaca, NY/London 1997; *Hooghe/Marks/Wilson*, *Does Left/Right Structure Party Positions*, pp. 974–975.

6 *William Paterson/James Sloam*, *Is the Left Alright? The SPD and the Renewal of European Social Democracy*, in: *German Politics* 15, 2006, pp. 233–248.

7 *Michael Holms/Simon Lightfoot*, *The Europeanisation of Left Political Parties. Limits to Adaptation and Consensus*, in: *Capital & Class* 93, 2007, pp. 141–156.

8 *Bailey*, *The Political Economy of European Social Democracy*, pp. 157–162.

9 *Fritz W. Scharpf*, *Governing in Europe. Effective and Democratic?*, Oxford/New York etc. 1999; *Bailey*, *The Political Economy of European Social Democracy*, and *David J. Bailey*, *Explaining the Underdevelopment of ›Social Europe‹. A Critical Realization*, in: *Journal of European Social Policy* 18, 2008, pp. 232–245; *Alan W. Calfruny*, *Social Democracy in One Continent? Alternatives to a Neoliberal Europe*, in: *id./Carl Lankowski*, *Europe's Ambiguous Unity. Conflict and Consensus in the Post-Maastricht Era*, London 1997, pp. 109–128, and *Stephan Leibfried*, *Social Policy. Left to the Judges and the Markets?*, in: *Helen Wallace/William Wallace/Mark A. Pollack*, *Policy-Making in the European Union*, Oxford/New York etc. 2005, pp. 243–275. Cf. *Gøsta Esping-Andersen*, *Politics against Markets. The Social Democratic Road to Power*, Princeton, NJ 1985.

By venturing into the nature, causes and the conditions under which European Social Democratic parties and politicians turned to Europe, this study explores how, why and to what extent the European Community was perceived as an adequate arena in which social democratic policies could be maximised. It examines the development of cross-border European social democratic cooperation, social democratic party structures and these parties' objectives in which the basis for the eventual implementation of a social Europe agenda and a European Social Model are to be found. It includes an exploration of how Social Democrats went about to turn ideas into practice and what these efforts tell us about the European turn. Hence, this contribution examines the ways in which Social Democrats regarded the European Community as a structure in which social policies could be introduced and implemented.

This research agenda is operationalised through a particular focus on the British and Scandinavian labour parties. Neither Britain nor the Scandinavian countries were founding members of the club, but when they decided to approach the Community, they were putting considerable energy into exploring the consequences of membership. It also draws on the Dutch Labour Party (PvdA) because of its role across the EC social democratic community and their concrete policy proposals. These parties were, although differently and at different times, instrumental in formulating, initiating and promoting European level policies. The UK and Scandinavia eventually joined the European project, except Norway, although it has become integrated into the EU and the single market by signing about 70 agreements with the EU. Of these, the European Economic Area and the Schengen agreements are the most important.¹⁰ The German Social Democratic Party (SPD) pertains to the group of northern European Social Democrats, but appears to be less protuberant in this context. Thus, I have chosen to put less focus on the SPD than would seem obvious at first sight.

Current studies analysing the European turn and the social Europe agenda are mainly based on secondary sources, often with theoretical and normative ambitions.¹¹ There is an absence of historical analyses based on primary sources, especially those focussing on contacts between European Social Democratic parties and politicians. The leadership of these parties met and discussed the European integration issue in transnational arenas on a regular basis. As a result, the study brings in cooperation and policy-formation in these networks, in which the northern European parties were key actors. The strength of this approach is that it offers insight into considerations and dilemmas encountered by core individuals in a context in which the European issue was prominent.

I. NATIONAL PLANNING ...

The post-war years turned out to be a golden age for traditional Social Democracy. Centre-left parties emerged from the war as core societal formative forces, with social democracies in northern Europe at the front. In Britain, the Attlee government was elected to power with an ambitious welfare programme and an absolute parliamentary majority. As in Scandinavia, it managed to capture the electorate's radicalised mood and the political shift towards the left, and gave Labour a majority government for the first time. The party's programme and policies appeared as a guiding light and a huge inspiration for other socialist parties, not least in Scandinavia. According to Gøsta Esping-Andersen, the La-

10 Utenfor og innenfor. Norges avtaler med EU (Official report on Norway's relations with the EU), Norges Offentlige Utredninger (NOU), Oslo 2012, pp. 35 and 878–881.

11 *Bailey*, *The Political Economy of European Social Democracy*; *Hooghe/Marks/Wilson*, *Does Left/Right Structure Party Positions*, pp. 965–989.

bour Party and the Beveridge Report were a signpost, but reforms went even further in Scandinavia.¹²

However, by the 1950s the British government had achieved most of its pledges and appeared to have run out of steam. It lost the 1951 general election and stayed in opposition until 1964.¹³ In Norway and Sweden, welfare-implementing Social Democrats were clearly in charge, and ruled without interruption throughout most of the time until the mid-1960s and well into the 1970s, respectively. The Norwegian Labour Party (DNA) stayed in opposition during the years 1965–1971, 1972–1973 and 1981–1986, and the Swedish Labour Party (SAP) 1976–1982. In Denmark, the Social Democrats (SD) emerged as a leading force, but depended to a greater extent on coalition governments. Like in most other countries, the PvdA shared power with non-socialist parties during the post-war years, yet it stayed in opposition during 1958–1972, except in 1965–1966.

The cornerstones of the contemporary welfare state were set during the 1940s and 1950s. To a large extent, the golden age for traditional Social Democracy coincided with stable and sustained economic growth during the *Trente Glorieuses*. The combination of stable economic growth and the ambitious welfare state programmes along the lines of the Beveridge plan made it possible for traditional Social Democracy to introduce welfare-oriented social reform on a wide scale. Essentially, the British and the Scandinavian labour parties followed the same principles, as did the PvdA. The prevailing emphasis was that benefits should be equal and coverage universal within a comprehensive system of protection which endowed all individuals with a citizen's right to basic security and welfare.¹⁴ The system should provide social services and security. Social services chiefly concerned education, housing and medical care, while social security pertained to the state provision of insurance – against illness, unemployment, accident and the perils of old age. Every European state in the post-war years provided or financed most of these resources, yet some more than others.¹⁵ However, there were inherent incompatibilities in its combined commitment to universalism, entitlements and equality, as pointed out by Esping-Andersen.¹⁶

Although rhetorically invoking internationalism, Social Democratic parties clearly had their constituent basis in the nation state. They formulated electoral strategies that were not solely directed towards the working class, but intended to include the whole people. Even the »powerful appeal of nationalism« was applied, as pointed out by historian Donald

12 Esping-Andersen, *Politics against Markets*, p. 157.

13 Due to the British electoral system it won fewer seats than the Conservatives in the 1951 general election and lost office despite getting 48.8% of the popular vote against 48% for the Conservatives.

14 Esping-Andersen, *Politics against Markets*, p. 157; Kees van Kersbergen, *The Dutch Labour Party*, in: Robert Ladrech (ed.), *Social Democratic Parties in the European Union*. History, Organization, Politics, London 1999, pp. 155–165.

15 Tony Judt, *Postwar. A History of Europe since 1945*, London 2010, p. 73.

16 First, the solidarity that was sought by the welfare states' universalisation of citizenship and promise of equality of status and income were jeopardised by the spiralling cost of battling inequalities between winners and losers produced by market forces. Second, market efficiency also conflicted with worker decommodification in the sense that the implementation of generous cash benefits freed workers to take undesirable jobs out of necessity. Such decommodifying reforms were exploited primarily by workers in the lower strata of the labour market, which diminished worker productivity and stimulated public expenditure at the same time. Finally, a comprehensive introduction of universalism and entitlements required greater need for tax revenues, which implied that the public budget started to lose its potential for substantial redistribution through progressive taxation, since every marginal increase in revenue requirements necessitated a downward extension of the tax scale. This meant that workers and white-collar employees had to bear a disproportionate share of the welfare state burden. Esping-Andersen, *Politics against Markets*, pp. 165–166.

Sassoon.¹⁷ By enlarging the concept of the working class to the working people, it was possible to embrace many employed members of the middle classes, without whose support electoral victory would be problematic. According to Anthony Crosland, a mix of Keynesian countercyclical instruments, modern indicative planning and egalitarian welfare state measures would be sufficient to be elected to power and attain the goals of a just society.¹⁸

Economic policies and the bringing about of welfare provisions were largely also confined to the national arena. The national context was the structural pattern that defined Social Democratic parties and their programmatic objectives. Because the nation state was the main framework within which indicative economic planning and redistributive policies were brought about, a centralised state was considered a useful instrument. Social Democracy could successfully use it to the national economy so as to produce more egalitarian social outcomes. Thus, having accepted the liberal state and that the economic power of the bourgeoisie needed no longer be the centrepiece of Social Democracy's struggles, Social Democrats could resort to planning and managing the national economy. Supply-side policies and Keynesian demand management were key instruments for this endeavour.¹⁹

A top priority in Britain and Scandinavia was full employment, low inflation and high economic growth in order to introduce welfare provisions. These policy objectives were to be obtained by planning and managing the economy, yet this undertaking created political dilemmas. Economic growth depended to a large extent on increased export and international trade which was greatly favoured and facilitated by the liberal post-war economic regime brought about by the Bretton Woods, the General Agreement on Tariffs and Trade and the Organisation for European Economic Cooperation agreements, all of which required dismantling of trade barriers and tariffs.²⁰ Liberalisation was perceived to put national priorities and allocations at risk because managing the economy was considered a key tool to redirect investments according to national requirements and priorities. International trade on the other hand was crucial to economic growth and fiscal strength, especially in small and open economies. Thus, dismantling trade barriers created tensions between liberalising the economy in order to promote export-led economic growth and the ability to prioritise domestic policy objectives by managing and planning the economy.²¹

II. ... AND EUROPEAN INTEGRATION

In the perspective of northern European Social Democrats, European integration only would deepen this dilemma. They considered the Coal and Steel Community (ECSC) and the European Economic Community (EEC) largely as arrangements brought about by conservative and Christian Democratic politicians and parties. Joining an ostensibly liberal free market project was perceived as a challenge to continued planning at a national level. In a 1950 statement by the British Labour Party's National Executive Committee (NEC), it was emphasised that »no socialist party with the prospect of forming a government could accept a system [the ECSC] by which important fields of national policy were surrendered

17 *Donald Sassoon, One Hundred Years of Socialism. The West European Left in the Twentieth Century*, London/New York etc. 1996, p. 132.

18 *Anthony Crosland, The Future of Socialism*, New York 1963.

19 I have used economic management to denote the use of demand and supply-side politics to influence the level of unemployment, inflation and economic growth.

20 See for example *Lars Fredrik Øksendal, Multilateralism and Domestic Policy in the Early 1950s. Explaining the Case of Norwegian Ambiguity*, in: *Review of International Political Economy* 14, 2007, pp. 602–625.

21 The Dutch party was also characterised by a statist conception of social and economic planning. *Van Kersbergen, The Dutch Labour Party*, pp. 157 and 161.

to a supranational European representative authority, since such an authority would have a permanent anti-socialist majority.²² As a consequence, the NEC believed, joining would curb Britain's autonomy and its ability to bring about its ambitious welfare programme by managing the economy. The very same concerns existed in the Scandinavian labour parties.

These considerations illustrate the low expectations these parties nurtured in the 1950s about the prospects for socialist policies to evolve inside the European Community. It also explains the lack of enthusiasm and thus an absence of a consistent policy response to European integration in Britain and Scandinavia during this decade. To reluctant British and Scandinavian Social Democrats the post-war liberal regime challenged a vital part of their parties' policies because they believed national economic planning would be inconsistent with forms of international cooperation economically liberal governments would be inclined to accept.²³ The lack of enthusiasm for European integration among these Social Democrats did not change until the British government's reappraisal of its European policies in 1960.²⁴

In contrast to the Scandinavian and British labour parties, the 1950s were essential in defining party attitudes towards the European integration process for the socialist and Social Democratic parties of the six Community member states. The French Socialist Party (SFIO) had been among the protagonists of European integration in the post-war years, and it had played a major part in creating the Community and equipping it with institutions that would bring it into being. It could also claim it was a socialist-led government that negotiated the Treaties of Rome.²⁵ The SPD had advocated a European system designed to weaken the position of the nation states. Although the party voted against concrete integration projects in the early 1950s, it was an integrative force in the sense that it favoured policies involving reduced national sovereignty. In 1957, it supported the setting up of the EEC and the commitment of West Germany as a founding member.²⁶ In much the same way, the Italian and Belgian socialist parties, although approaching the issue in different ways during the early fifties, supported the Rome Treaties and the creation of the Common Market.²⁷ In the Netherlands, the European project was in keeping with national political priorities and the PvdA's planning ambitions. At the end of the 1950s, core Europe Social Democratic and socialist parties explicitly supported European

22 Quoted from: *Kevin Featherstone*, *Socialist Parties and European Integration. A Comparative History*, Manchester 1988, p. 49.

23 See *Edmund Dell*, *The Schuman Plan and the British Abdication of Leadership in Europe*, Oxford 1995, p. 190; *Birgit Nüchel Thomsen* (ed.), *The Odd Man Out? Danmark og den europæiske integration 1948–1992*, Odense 1993; *Lynton J. Robins*, *The Reluctant Party. Labour and the EEC, 1961–1975*, Ormskirk 1979; *Sieglinde Gstöhl*, *Reluctant Europeans. Norway, Sweden, and Switzerland in the Process of Integration*, London 2002; *Stephen George*, *An Awkward Partner. Britain in the European Community*, Oxford/New York etc. 1990.

24 *Michael Newman*, *The British Labour Party*, in: *Richard T. Griffiths* (ed.), *Socialist Parties and the Question of Europe in the 1950's*, Leiden/New York etc. 1993, pp. 162f.; *Robins*, *The Reluctant Party*, p. 14; *Vibeke Sørensen*, *The Danish Social Democrats, 1947–1963*, in: *Griffiths*, *Socialist Parties*, pp. 178–200; *Helge Pharo*, *The Norwegian Labour Party*, in: *ibid.*, pp. 201–220; *Ulf Olsson*, *The Swedish Social Democrats*, in: *ibid.*, pp. 221–238.

25 *Wilfried Loth*, *The French Socialist Party, 1947–1954*, in: *Griffiths*, *Socialist Parties*, pp. 25–42, here: p. 25, and *Denis Lefebvre*, *The French Socialist Party, 1954–1957*, in: *ibid.*, pp. 43–56, here: p. 56.

26 *Rudolf Hrbek*, *The German Social Democratic Party, I*, in: *Griffiths*, *Socialist Parties*, pp. 63–77, here: pp. 63 and 74, and *Jürgen Bellers*, *The German Social Democratic Party, II*, *ibid.*, pp. 78–89.

27 *Ennio di Nolfo*, *The Italian Socialists*, in: *Griffiths*, *Socialist Parties*, pp. 90–98; *Wendy Asbeek Brusse*, *The Dutch Socialist Party*, in: *ibid.*, pp. 106–134, and *Thierry E. Mommens/Luc Minten*, *The Belgian Socialist Party*, in: *ibid.*, pp. 140–161.

integration, although it had chiefly been brought about by conservative and Christian Democratic parties.

III. ADJUSTING TO NEW REALITIES

At the eve of the 1960s, the first phase in reconstructing post-war Europe had come to an end. Trade quotas had been abolished and the European integration process had been consolidated. Agreements had been reached for a customs union among the six ECSC countries, in which external tariffs would be harmonised and internal trade barriers dismantled according to an agreed timetable. In 1960, the EEC had been in operation for two years, and was progressing faster than expected. In the wake of these developments, the European Free Trade Association (EFTA) had been established in the wake of the failed Free Trade Area negotiations. At the same time, although having been a chief proponent of creating EFTA, the British Conservative government led by Harold Macmillan was in the process of redefining its European policies. The successful creation of the EEC meant that Britain risked being marginalised in Europe.²⁸ As a consequence, the British – followed by the Danish, Irish and eventually, in 1962, the Norwegian government – submitted its first bid to join the EEC in 1961. Due to its non-aligned policies, the Swedish government applied for associated membership.

These contextual changes had repercussions for the dynamism in European integration, but also for the policy-formulating process in and among Social Democrats in northern Europe. European integration could no longer be regarded exclusively a continental affair, especially if Britain was to become a member of the EEC. If enlarged, a core question inside transnational social democratic networks was how joining the Community would influence prospects for the parties' objectives and adopted policies. To explore these issues the Socialist International (SI) initiated high-level talks between leading Social Democrats and thus led to the formation of new transnational cooperation patterns in which the role of the British and Scandinavian labour was crucial. The centre-left parties of the Community and EFTA also agreed to intensify their transnational collaboration through the SI to bridge divisions between the two organisations. The SI had actively engaged in the European integration issue since its re-establishment in 1951.²⁹

From the outset, the EEC Social Democratic parties had made substantial efforts to maximise their influence on the Community by formalising and intensifying their cooperation.³⁰ Growing out of the socialist group of the European Parliament (EP), their undertaking had been formalised by the setting up of the »Liaison Bureau of the Socialist Parties of the European Community« (Liaison Bureau) in 1957. Its declared purpose was to strengthen interparty relations and, »in particular, to define joint, freely agreed positions on problems raised by the existence of the European Community«.³¹ From the early 1960s, observer representatives from the SI and the Socialist Group in the Consultative Assembly of the Council of Europe were invited to the Liaison Bureau's Congresses.

The changing European economic and political context also redirected the focus of the Scandinavian Social Democrats towards a wider northern European framework. During the 1950s, little enthusiasm was to be found inside the regional transnational network – the

28 *Kristian Steinnes*, *The European Challenge. Britain's EEC Application in 1961*, in: *Contemporary European History* 7, 1998, pp. 61–79.

29 *Griffiths*, *Socialist Parties*. See also *International Institute of Social History, Amsterdam (IISH)*, *SI, Socialist International Information (SII)*, vol. X, 1960, p. 472.

30 *Griffiths*, *Socialist Parties*.

31 Declaration of the first Congress of the EEC socialist parties in Luxembourg, January 1957, *IISH, SI 45, SII 1977*, p. 111.

Scandinavian Cooperation Committee of the Nordic Labour movement (SAMAK).³² Yet a closer examination of SAMAK's activities and cooperation patterns during the 1950s and 1960s demonstrates significantly less interest and a lower frequency of these meetings in the latter as compared with the former decade.³³ Apparently, from 1960 onwards the Scandinavian labour parties found a wider transnational framework a more appropriate arena than a purely Scandinavian network. The same applied to leading British Labour Party politicians. It brought social democratic party elites across institutional and national borders closer together, which makes it crucial to explore processes taking place in these networks. It also substantiates the suggestion that the changes taking place from 1960 onwards had an impact beyond the evolving intra-Community democratic socialist cooperation.

The overall purpose for restructuring cross-border cooperation from the early 1960s was to maximise social democratic influence in the Community. Also, to British and Scandinavian Social Democrats a core issue was to explore in which ways and to what extent membership of the EEC/EC would influence their programmatic objectives. At its May 1960 Congress, the Liaison Bureau suggested that at the present stage of European integration it was necessary to »work out a common European programme«. It should define the principles that must serve as a guideline to the these parties and to the socialist group in the EP in the formulation of their opinions regarding the compound problems of European integration.³⁴ It should also involve northern European parties in the sense that they increasingly were woven into common transnational networks.

Although the 1962 Liaison Bureau's draft report, a »Common Programme of Action for the Socialist Parties of the European Community«, stated that it deemed it especially »urgent to introduce efficient economic planning on a European-wide scale«, French president de Gaulle effectively put social democratic policy objectives on hold throughout the 1960s.³⁵ Although he could hamper the implementation of Community-wide social democratic policies, the French president could not halt the development of the parties' ideas and objectives. Accordingly, plans to introduce more coordinated and institutionalised socialist policies at the European level evolved inside the networks throughout the decade.

Scandinavian Social Democrats feared that membership, even associate membership, of the EEC meant abandoning economic policies with a strong focus on employment and social security.³⁶ However, their colleagues inside the Community soothed them.³⁷ At a

32 Much like the SI, SAMAK had been re-established after the war as a tool for developing social democratic ideas and policies. It had been a dynamic and effective network with a broad agenda involving European integration issues during the late 1940s and 1950s. Although having been set up prior to the First World War, in 1912, the SAMAK lay prone most of the interwar years. After a couple of wartime talks, it was re-established in 1945 after which the leadership of the parties and trade unions met regularly, normally twice a year.

33 Norwegian Labour Movement's Archive and Library (AAB), DNA, Da 1945, box 5, Da 1946, box 11, Da 1947, box 17, Da 1948, box 21, Da 1949, box 28, Da 1950, box 37, Da 1951, box 47. Danish Labour Movement's Library and Archive (ABA), Socialdemokratiet, SAMAK, Ks 326, Ks 327–328 (1952–1954), Ks 329–330 (1955–1958), Ks 331 (1959–1962). ABA, Per Hækkerup's Papers (PHA), Ks 653. Swedish Labour Movement's Archive and Library (ARAB), Tage Erlander's Papers (TEA), Swedish Labour Party (SAP) and Olof Palme's Papers (OPA).

34 *Simon Hix*, *Shaping a Vision. A History of the Party of European Socialists 1957–2002*, Brussels 2002, p. 13.

35 Quoted from: *Ibid.*, p. 15.

36 Finance and Economic Policy Sub-Committee, 2 and 27 July 1961, National Museum of Labour History, Manchester (LAM), International Dept., box EEC memoranda etc.

37 Summary report of meeting of the Contact Committee of the Socialist International, which referred to fear the Scandinavian Cooperation Committee of the Nordic Labour movement (SAMAK), 2 July 1961, IISH, SI, 590.

meeting of the SI »Contact Committee on European Cooperation and Economic Integration« in mid-1961, the SPD's Willy Birkelbach emphasised that even as a full member of the EEC national economic planning would still be possible.³⁸ Because it would be impossible to plan independently at a national level, it would be necessary to »shape a form of supra-national planning, guaranteeing continuing expansion«. What was needed, he suggested, was strengthened social democratic influence in Europe, »not only influence in individual countries«. ³⁹ On the basis of ten years' experience, the EEC Social Democrats emphasised at their 1962 Congress – assuaging their peripheral northern European fellows – that the development of the Community had not obstructed »the achievement of socialist aims: quite to the contrary«. ⁴⁰

On the whole, the changes created by the setting up of the EEC and the subsequent redefinition of British European policy from early 1960 was followed by intensified transnational social democratic networking.⁴¹ Participation in these networks brought individuals directly as well as indirectly into contact with processes of deliberation in parties and labour movements of other countries. They offered an opportunity for socialist leaders and politicians with different functions to discuss the issue of European integration. Information and impressions from these encounters were both implicitly and explicitly channelled into intra-party policy-making processes. Reconfigured social democratic network structures also established a framework in which perceptions of joining the EEC/EC had a potential to evolve, and which are likely to have involved socialisation of leading politicians.⁴²

IV. NORTHERN EUROPEAN INITIATIVES

Following the January 1963 breakdown of the first British membership negotiations, discussions on how to introduce more socialist policies on a European level were less intense. Efforts to enlarge the Community re-emerged in the mid-1960s when the British Labour Party Prime Minister Harold Wilson announced in November 1966 his government's decision to probe whether conditions existed for British EEC/EC membership. Wilson's decision prompted larger parts of the transnational social democratic community to intensify discussions on how to influence EC policies.

38 2 July 1961, IISH, SI, 590; and report from SI: Finance and Economic Policy Sub-Committee, 27 July 1961, LAM, International Dept., box EEC memoranda etc.

39 Finance and Economic Policy Sub-Committee. Report from SI, Meeting of the Contact Committee on European Cooperation and Economic Integration, 2 July 1961, LAM Circular No. 49/61, 27 July 1961, p. 10.

40 Documents of the Fifth Congress of the Socialist Parties of the European Community, 5–6 November 1962, p. 713, IISH, SI, SII Vol. XII.

41 *Kristian Steinnes*, Socialist Party Network in Northern Europe. Moving Towards the EEC Application of 1967, in: *Wolfram Kaiser/Brigitte Leucht/Morten Rasmussen* (eds.), *The History of the European Union. Origins of a Trans- and Supranational Polity 1950–72*, London 2009, pp. 93–109.

42 *Alastair Iain Johnston*, Treating International Institutions as Social Environments, in: *International Studies Quarterly* 45, 2001, pp. 487–515, here: p. 495; *Frank Schimmelfennig*, Transnational Socialization. Community-Building in an Integrated Europe, in: *Wolfram Kaiser/Peter Starie* (eds.), *Transnational European Union. Towards a Common Political Space*, London 2005, pp. 61–82, here: p. 63; *Robert Axelrod*, Promoting Norms. An Evolutionary Approach to Norms, in: *idem* (ed.), *The Complexity of Cooperation. Agent-Based Models of Competition and Collaboration*, Princeton, NJ 1997, pp. 40–68, here: p. 58; *Jeffrey T. Checkel*, Why Comply? Social Learning and European Identity Change, in: *International Organization* 55, 2001, pp. 553–588, here: pp. 562f.

Initially, Scandinavian Social Democrats responded differently to Wilson's move. In keeping with repeated statements by SD Prime Minister Jens Otto Krag, the Danish government declared that it would resume negotiations with the Community »at the latest at the same time« as the British government.⁴³ The Norwegian party, which was in opposition during 1965–1971, and the Confederation of Trade Unions (LO) recommended the Norwegian centre-right coalition government to express the government's unequivocal intention to »support vigorously the British initiative«.⁴⁴ The Swedish SAP Prime Minister, Tage Erlander, maintained in late 1966 that Sweden was »heavily dependent on foreign trade« and thus interested in participation in an integrated European market »on the widest possible basis«.⁴⁵ Although the non-alignment policy still applied, what is evident from the mid-1967 deliberations in the Swedish government is that it did consider applying for full membership under article 237 of the Rome Treaty.⁴⁶ It thought it easier to change a bid for full EEC membership with an application for associated membership than the other way around.

At this time, neither the Liaison Bureau nor the socialist group of the EP or the SI were directing the process for developing European-level social democratic policies, but the Scandinavians, and the Norwegian Labour Party in particular. One reason conservative and Christian Democratic parties had managed to dominate core Europe policy formulation, DNA spokesmen suggested, was the lack of cooperation and coordination on the part of the labour movement and the Social Democratic parties. Based on this realisation, the recommendation issued by DNA and LO, urging the centre-right coalition government to support the British initiative, also initiated a process to formulate a »social democratic programme for Europe«. A report issued by the party's International Committee bluntly stated that in principle »our position is clear: We want to commit ourselves to take part in the development of an ever closer cooperation among the European countries«.⁴⁷

As a result, the chairman of the DNA, and later Prime Minister, Trygve Bratteli, decided to set up a policy-planning unit to explore these ideas. It was headed by Per Kleppe who was instrumental to the party's European policy-making during these years. He discussed the idea of developing a European social democratic programme with individuals inside the transnational socialist network across Europe.⁴⁸ In keeping with widespread opinions

43 See for example Public Record Office (PRO), Prime Minister's papers (PREM) 13/903 and Krag's speech at Heads of Fin/EFTA's meeting, 5 December 1966.

44 European Cooperation, resolution by the DNA, January 1967, AAB, Finn Moe's papers (FMA), box 0009; DNA biennial reports, 1965–1966, p. 98. See also DNA report 1967–1968, and minutes DNA biennial conferences 27–29 May 1965, 21–23 May 1967.

45 Heads of Fin/EFTA's meeting, 5 December 1966, p. 5, PRO, PREM 13/903.

46 See for example ARAB, TEA, box 038, 29 June 1967 and TEA, box 083, memos 16 and 29 June 1967. Sweden's non-alignment policies prevented its government from applying for full membership at the same time as Britain. Sweden's policy towards core Europe had been defined by Erlander in his so-called »Metal Speech« (*Metalltalet*) in 1961. It was highly significant as it defined the Social Democratic government's policy towards European integration for almost thirty years. Sweden's freedom from alliances, he had pointed out, »must be supplemented by a persistent effort to avoid any commitment, even outside the sphere of military policy, which would make it difficult or impossible for Sweden, in the event of a conflict, to choose a neutral course and which would make the world around us no longer confident that Sweden really wanted to choose such a course«.

47 International Committee, Norwegian Foreign Policy, autumn 1966, AAB, FMA, box 008 (author's translation).

48 Kleppe was appointed Under Secretary of State at the Ministry of Finance 1957–1962. He was head of the economic department of the EFTA secretariat during 1963–1967. He served as minister of trade and shipping 1971–1972, Finance Minister 1973–1979 and head of the Secretariat for long-term planning until 1981. During 1981–1988 he was general secretary of EFTA. See also *Per Kleppe, Kleppepakke. Meninger og minner fra et politisk liv*, Oslo 2003.

in the networks, Kleppe saw no contradiction between joining the EC and the parties' ability to carry out their policies.⁴⁹ Developing more social democratic policies, he claimed, summing up the unit's position in February 1969, included promoting societal change by applying adequate political tools. It required increased knowledge of power structures and policy-making processes in the Community and eventually finding »new forms of international cooperation and policies furthering our basic values«. Only by joint action, he emphasised, could western European Social Democrats become an important alternative to liberal and conservative politics.⁵⁰ During the latter part of the 1960s, the DNA put substantial efforts into developing plans on how to achieve their policy objectives in a European Community context, believing a social democratic programme was an important step to introduce more socialist policies on a European level.⁵¹

At the eve of the 1970s, the bringing about of a European programme had developed into a main plank of DNA's European policy.⁵² The party's 1970–73 manifesto explicitly stated that the objective was to »initiate cooperation between Western European Social Democratic parties to prepare a European programme« on which a »Europe characterised by democratic socialist principles« could be built. Norwegian social democratic policy was built on the wish to contribute to the development of a »new Europe that will leave behind nationalistic rivalries and build its future on fellowship and cooperation between nations«. Establishing a social democratic alternative for an enlarged Europe was not naïve »but realistic«, deputy chairman Reulf Steen argued when preparing for the June 1970 parliamentary debate on whether to enter EC membership negotiations.⁵³ The National Executive Committee of the DNA stated their wish for democratic socialist ideas to form the basis »for our future work in Europe [...] Socialist parties are already playing an important role and it is vital to ensure that these forces are strengthened«.⁵⁴

DNA committed itself to pursue EC membership and to developing a programme for Europe.⁵⁵ Besides, during the latter part of the 1960s, the party elite put substantial efforts into bringing about its programmatic objectives across the network of socialist parties and politicians, mainly inside the Socialist International. It demonstrates that a positive perception of joining the EC had evolved and became embedded in the centre-right leadership of the Norwegian Labour Party. The leadership believed that EC membership was in keeping with the party's policy objectives, and that joining the Community also had the capacity to facilitate national and European social policies.

In Sweden, SAP's aspirations and aims somewhat reflected those of the DNA. An often-recurring argument against membership of the EC, the long-serving Swedish Minister of

49 Per Kleppe, speech, 21 April 1970, AAB, Per Kleppe's papers (PKA), box 44.

50 Policies for the 1970's, 10 February 1969, AAB, PKA, box 25 (own translation, KS).

51 Statement DNA, European Cooperation, January 1967, AAB, FMA, box 0009; and International Committee, European Cooperation, 18 January 1967, FMA, box 0008.

52 See EEC questions to DNA's leadership, by Helge Hveem at the Norwegian International Peace Research Institute (PRIO), 26 November 1970, AAB, PKA, box 45.

53 Minute joint meeting International Committee, DNA members of the Foreign Committee and Parliamentary Labour Party's EEC committee, 12 June 1970, AAB, PKA, box 44.

54 IISH, SI, SII, p. 71; Meeting International Committee, 19 January 1967, AAB, FMA, box 008.

55 Hans Otto Frøland argues that changes that appeared in DNA's attitude and actions during the 1960s largely were tactical. He suggests that transnational contacts largely were channels for outlets rather than tools for importing new ideas. *Hans Otto Frøland*, DNA og Vest-Europa 1945–1995. Kontakter, samarbeid og utsyn, in: *Knut Heidar/Lars Svåsand* (eds.), *Partier uten grenser?*, Oslo 1997, pp. 169–201, here: pp. 199f.; *Hans Otto Frøland*, The Second Norwegian EEC Application, 1967. Was There a Policy at all?, in: *Wilfried Loth* (ed.), *Crises and Compromises. The European Project 1963–1969*, Baden-Baden/Brussels 2001, pp. 437–458, here: pp. 448f.

Trade Gunnar Lange told »Aktuelt« in 1968, had revolved around the fact that conservative forces dominated it. It was, he suggested, »too pessimistic and unimaginative an opinion about the ability on the Left in the EEC member states to assert itself«.⁵⁶ In general terms he pointed to prospects for increased socialist influence in an enlarged Community, and the need for a strategy to bring about such objectives.⁵⁷ However, in keeping with policy formulation since the early 1960s, the Swedish Labour Party election manifesto for 1970, the »Kramforsmanifest«, stated that Sweden's relations with the EC should not deflect the SAP from carrying out social democratic policies, including a commercial policy favouring economic growth in developing countries.⁵⁸

As demonstrated, the Swedish government and Prime Minister Olof Palme did not rule out applying for full membership, provided Sweden's non-alignment policy could be maintained.⁵⁹ Yet it was unclear whether this was compatible with becoming full members of the Community. »So far, we have been unable to get a clear answer from the EEC on this point«, SAP's former international secretary Kaj Björk emphasised in a speech to the Council of Europe in 1970.⁶⁰ According to the DNA, Sweden's position vis-à-vis core Europe and the EC countries' perception of Sweden had changed substantially compared with the early 1960s. To many people, these changes and Olof Palme's bold expressions and activities across Europe had rather come as a surprise.⁶¹

On the eve of the 1960s, leading labour party politicians in Norway, Sweden and even Britain doubted that it would be possible to carry out social democratic policies as members of the EEC. By the end of the decade, however, the well-connected centre-right leadership of these parties, which had built up extensive networks, thought membership was consistent with their programmatic objectives, as did Danish and Finnish Social Democrats.⁶² Consequently, they initiated work on a European social democratic programme. DNA's initiatives, carried out in the context of the SI, resulted from 1969 onwards in concerted efforts to pick up the 1960 Liaison Bureau's initial plans for a social democratic programme for Europe.

At the end of the decade, the objective of facilitating socialist policies on a European level was becoming widespread inside the SI network.⁶³ At its June 1969 Congress in Eastbourne, an important topic on the SI's agenda was how Social Democrats could strengthen their policies in an enlarged European Community. Thus, from the early 1970s moderate socialist objectives for the Community at the northern European periphery had largely fallen into line with those of the socialist parties of the EC.⁶⁴ Henceforth, a common purpose underpinned northern European and EC Social Democrats alike to bring

56 Aktuelt, 30 October 1968, quoted from: IISH, SI, SII, 1968, p. 268. Gunnar Lange served as minister of trade during the years 1955–1970.

57 Having scrutinised Swedish archives, the idea of a socialist programme for Europe appears to have been of a more general character in Sweden than in the case of DNA.

58 The Swedish EEC policy is stable, 1970, ARAB, TEA, box 038.

59 Report by Thorvald Stoltenberg, Norwegian LO, 8 May 1970, AAB, DNA, box 479. See also the Swedish government's foreign policy statement to Riksdagen (parliament) on 29 April 1970, and 1970/Nordic cooperation, speech by Palme in Bonn on 12 March 1970, 8 May 1970, AAB, DNA, box 479; and 1970/Nordic cooperation, talks Stoltenberg – Palme, 13 April 1970, p. 2, DNA.

60 Speech by Kaj Björk, 28 January 1970, and memorandum, Kaj Björk, 6 February 1970, ARAB, TEA, box 086.

61 Speech Per Kleppe, Oslo Arbeidersamfunn, 21 April 1970, p. 4, AAB, PKA, box 44.

62 Report, Social Democratic Nordic Congress on European Integration, Helsinki, 18–19 December 1970, p. 5, ARAB, SAMAK.

63 See for example article by Bruno Pittermann, chairman of the SI, in: IISH, SII, 1969, p. 4.

64 Steinnes, Northern European Social Democracy and European Integration.

about a social Europe agenda, although the increasingly influential left-wing leadership of the British Labour Party would reverse its commitment during the latter part of the 1970s.

V. RESTRUCTURING SOCIAL DEMOCRATIC ACTIVITIES?

In the European Community, the overall objective of the Liaison Bureau as well as for the socialist group in the European Parliament was to coordinate and facilitate the implementation of their policies. Yet although the call for more left-wing policies in the EC rose on the agenda throughout the 1960s, social democratic and socialist organisational structures remained unchanged. Parties still worked mainly on a national basis. In the early 1970s, the SI, the Liaison Bureau and the Socialist Group of the EP all argued that their policy objectives could not be achieved without creating a supranational structure for party-political cooperation.⁶⁵ This was in keeping with ideas put forward by the transnational socialist network since the mid-1960s, notably the PvdA. The Dutch party had from the outset been strongly in favour of European integration. Since the first Congress of the EEC socialist parties in 1957, PvdA representatives had consistently advocated closer cooperation between the Social Democratic parties outside the EP.⁶⁶

The pro-European policy line had largely been carried out by a group of leading party politicians who participated in transnational arenas – the ECSC Assembly, the SI and in the Council of Europe – and who also had played a prominent role in the Dutch parliament on the European issue. For a party with ambitions of introducing social, monetary and economic planning on a European level, the EEC Treaty was underdeveloped, PvdA spokesmen argued in the »Staten-Generaal«, because common European policies for economic planning, for managing the economic cycle and for a central monetary policy were absent. Wendy A. Brusse quotes Gerhard Nederhorst who claimed that to the PvdA the Rome Treaty was »not a leap in the dark but ›the departure point for a journey into the future, in which everything [was] possible«.⁶⁷ The ensuing years were to prove Nederhorst's point.

In 1966, the Bureau of the PvdA proposed to the November 1966 Congress of the EC socialist parties that more powers had to be given to the EP because an empowered EP was essential for developing European parties in a democratic framework. It also suggested that on important matters decisions should be taken jointly by the Liaison Bureau and the socialist group of the EP and subsequent resolutions »mise en œuvre par les partis nationaux«. Moreover, socialist commissioners should act in accordance with opinions adopted by the Liaison Bureau and the EP socialist group. Overall, the PvdA suggested a more coherent approach by the Social Democratic parties in order to democratise the Community and also introduce more social policies at Community level.⁶⁸

65 Council Conference of the SI, May 1971, SII 1971, pp. 109–110, IISH, SI 23; Congress of the EC socialist parties, 28–30 June 1971, SII 1971, pp. 132–33, IISH, SI 23; European Parliament (socialist group) 1971–82, A Socialist Programme for Europe, 15 November 1971, pp. 1–12, IISH, SI 593 and Walter Behrendt, meeting Bureau SI, 15 November 1971, ARAB, SAP, E5, box 055; European Parliament (socialist group), 15 November 1971, pp. 1–12, IISH, SI 593.

66 Wendy A. Brusse/Richard T. Griffiths, Testimony of an Eyewitness. Marinus van der Goes van Naters, in: *Griffiths, Socialist Parties*, pp. 135–139; Wendy A. Brusse, *The Dutch Socialist Party*, in: *ibid.*, pp. 106–134.

67 *Ibid.*, p. 132f.

68 Vers un Parti Européen Progressiste, European Union Archives, Florence (EUA), Groupe Socialiste, Parlement européen (GSEP) 51, PE/GS/21/1970.

Inspired by the PvdA proposals, a number of initiatives were taken towards the end of the decade with a view to create a European socialist party. In May 1969, a broader group of EC Social Democrats, including British Labour Party representatives, meeting under the chairmanship of PvdA's Henk Vredeling, urged the formation of a European socialist party.⁶⁹ Vredeling and his associates formed a European Political Action Group to work for the creation of a European socialist or progressive party.⁷⁰ Besides, the president of the Liaison Bureau, Lucien Radoux, and the chairman of the socialist group of the EP, Francis Vals, proposed to reform the Liaison Bureau to give it a more appropriate structure.⁷¹ At the time, also social democratic Commissioners Sicco Mansholt (PvdA) and the Italian Socialist Party's (PSI) Lionello Levi-Sandri were deeply concerned with organised socialist influence at EC level and put forward proposals for the formation of a European Socialist Party.⁷² Although pressure was building up, some members of the Liaison Bureau had reservations about creating a European party.⁷³

Vredeling argued that efforts to set up a Social Democratic party on a European level were paralysed due to at least three shortages.⁷⁴ First, the organisation of the Liaison Bureau was inadequate, and had no apparatus at its disposal. The secretary of the Bureau also formed the secretariat for the socialist group at the EP, which not only demonstrated the shortage of organisational resources but also lack of interest in European affairs in national parties. Second, the Liaison Bureau did not do much, except issuing a declaration »now and then«, which was read by a very limited group of people. Congresses were convened, but lacked power to adopt binding decisions. Even unanimous congress decisions had to be discussed and approved by the national parties. Finally, no common socialist programme existed.⁷⁵ Due to these flaws, Vredeling concluded that most that had been achieved at the EC socialist parties' congresses was, a »coup d'épée dans l'eau, rien de plus«.⁷⁶

In 1970, a Liaison Bureau report emphasised that if a politically and economically unified Community was to be created, then »one certain way of ensuring that representative democratic control is continued at the new supranational level, as at the old level, is by the creation of supranational political parties to work through a greatly strengthened and directly elected European Parliament«.⁷⁷ A later study underlined this by stating that only when a directly elected supranational body was put in place there would be »real need for the socialist parties to cooperate on an international level rather than within the limited confines of a nation state«.⁷⁸ As long as Social Democrats worked on a national basis, the current situation would not change. National political parties would only have limited influence in Community affairs, especially if the EC was enlarged. In a supranational Community there would be competition among groups to affect decision-making both

69 Socialist Co-operation, April 1970, p. 19, IISH, SI 595. See also Harold Wilson at the 1969 SI Eastbourne Congress, Harold Wilson, 17 June, 16–20 June 1969, IISH, SI, SII 1969.

70 Socialist Co-operation, April 1970, pp. 19–21, IISH, SI 595.

71 EUA, GSEP 50, PE/GS/125/69.

72 Socialist Co-operation, April 1970, p. 19, IISH, SI 595.

73 Procès-verbal de la réunion du Bureau de liaison, 14.11.1969, EUA, PS/CE/68/69.

74 *Henk Vredeling, Vers un parti progressiste Européen*, EUA, GSEP 51, PE/GS/21/1970. It was originally published in the Dutch monthly journal »Socialisme en Democratie«, 1970, No. 3.

75 Social Democrats had been working on a joint programme for agriculture, but it had never been adopted by the national parties of the EC nor figured on their agendas.

76 EUA, GSEP 51, PE/GS/21/1970.

77 Confederation of the Socialist Parties of the European Community (CSPEC), *Socialist Cooperation in the European Community – Towards the Creation of a Supranational Political Party*, April 1970, p. 1, IISH, SI 595.

78 Report issued by the Liaison Bureau, April 1971, p. 28, IISH, SI 594.

at national and Community levels. Supranational political parties were expected to draw the national parties' attention and actions more firmly to Community affairs and thus strengthen integrative processes.

Social Democrats in the EC agreed that the ideas and practical objectives shared by their parties could »best be carried into effect through the most comprehensive form of European Integration«. They decided to reform the Liaison Bureau with a view to create a more adequate structure, and in 1974 it was turned into the »Confederation of the Socialist Parties of the European Community« (CSPEC).⁷⁹ It explicitly stated that its objectives could not be achieved without a European socialist party. The CSPEC was founded on the basis of a document approved by the 1973 Congress in Bonn: »Towards a Social Europe«. It was designed to integrate the Danish and British parties into the transnational party-family structure of the EC by focussing on policies rather than the launch of an ambitious reform package and organisational structures. As a result, it focused on social policies which had the potential to unite the whole spectrum of Social Democratic parties.

The 22-page document contained a number of issues, all of which pointed towards the establishment of a social Europe. Its main objective was the development of a social dimension of the EC by ensuring that economic integration and growth would be characterised by a corresponding improvement in quality of life. It highlighted the right to work through safeguarding full employment and equality of opportunity, and a Community industrial policy. It drew the attention to the aim of achieving a more human environment, through common health and safety standards. Moreover, it focused on social security in Europe through the standardisation of social benefits. It dealt with democratisation of the European economy through the common provisions for workers participation and also with income distribution and asset utilisation through a Community revenue policy.⁸⁰

Yet turning the Liaison Bureau into the CSPEC did not make it a supranational party. Even its first president, Wilhelm Dröscher of the German SPD, conceived of it as an instrument for »supporting co-operation« between parties because the »development of a ›European Socialist Party‹ is not a realistic possibility in the near future«. ⁸¹ To be considered a European party, it required the capacity for independent political action to influence decision-making at Community level. This would on the one hand involve an ability to gain office at the supranational level by means of commonly agreed lists of candidates, coordinated election campaigns and free and fair direct elections to the EP, and, on the other hand, the adoption of a common policy platform on issues relevant for the Community. The common policy platform would have to be decided at some congress by the member parties, which in the case of the EC could be the congresses of the socialist parties of the Community. Moreover, national party delegation should not have a veto power on deciding upon a common policy platform, but a system of majority voting must have evolved.⁸²

However, the statutes of the CSPEC specified that its decisions were not binding for the parties unless approved by the parties concerned. The question of binding decisions had been discussed in the socialist network for some time. While preparing for the ninth con-

79 Approved on 5 April 1974.

80 *Hix*, *Shaping a Vision*, p. 21.

81 *Ibid.*, p. 24; *Geoffrey Pridham/Pippa Pridham*, *Transnational Parties in the European Community II. The Development of European Party Federations*, in: *Stanley Henig* (ed.), *Political Parties in the European Community*, London 1979.

82 A supranational party would also require a permanent party organisation to support its members elected to Community institutions, to carry out research of supranational challenges, to keep the national parties informed about its supranational activities, and to provide liaison between the national parties. It would also require adequate finance of its own.

gress of the EC socialist parties in April 1973, PvdA's Harry van den Bergh argued that it should take binding decisions for all participants. The PvdA believed, he emphasised, that »parties which supported resolutions that were adopted should feel bound by those resolutions«. ⁸³ Otherwise they would have no practical effect. Also examinations carried out on behalf of the SI concluded that binding decisions were desirable, but difficult to obtain. ⁸⁴

VI. A COMMON ELECTION MANIFESTO

The debates on drawing up a European programme would be put to test by the introduction of direct elections to the EP. At a rhetorical level, a social Europe idea was very much alive. »We believe that the time now has come for the European socialists to work closer together in order to create a common programme for action within an expanded Community«, Ivar Nørgaard, the Danish minister responsible for European affairs, concluded at the June 1972 SI Congress in Vienna, »so that we are prepared« to push forward a Europe »built upon democratic rights for everybody and human equality and social justice.« ⁸⁵

However, until direct elections to the European Parliament became a prominent issue in 1973, no real efforts had been undertaken to put together a social democratic programme for Europe. Yet, in 1974, when it was decided that direct elections to the EP should take place in or after 1978 (finally set for 7 to 10 June 1979), the conference of party leaders decided to prepare a common election manifesto. ⁸⁶ If successful, it would for the first time turn plans for a joint European programme into practice. Eventually, in the spring of 1977 a draft was presented. After having been examined by the SI Bureau, it was soon forwarded to the affiliated parties. ⁸⁷ The idea was to incorporate amendments and then agree on a final version which was to be adopted at the CSPEC congress.

Although the June 1978 conference of party leaders stated that the objective was to make the June 1979 EP elections »a triumph for our common ideas and ambitions«, the programme was never finalised. This was due to the reluctance of several member parties, notably the British and Danish labour parties and the French Socialist Party (PS). ⁸⁸ In that situation the Bureau decided that the draft programme should form basis for discussions and provide future guidelines for the member parties, and that a condensed version should be produced for the purpose of the election campaign. Although some parties adopted the draft manifesto in an amended form in the national party programmes for the elections, notably the PvdA and to some extent the SPD, the CSPEC member parties campaigned on the basis of separate national programmes.

Social Democrats who had engaged in European networks were disappointed and did regret the lack of a common approach. However, the manifesto readily acknowledged that the socialist parties had inherited different experiences over the years, and that they operated in countries where the »level of economic development, intensity of social struggle, cultural traditions, awareness of social problems and the interplay of internal political alliances

83 CSPEC 1972–82, meeting of the Bureau of the Socialist Parties of the EC, 2 February 1973, IISH, SI 595.

84 Socialist Co-operation, April 1970, pp. 32–33, IISH, SI 595.

85 Ivar Nørgaard, 12th Congress, Vienna, 26–29 June 1972, 28 June 1972, IISH, SI 263.

86 Confederation of Socialist Parties of the EC 1972–82, June 1978, IISH, SI 595. See also *Geoffrey Pridham/Pippa Pridham*, *Transnational Party Co-operation and European Integration. The Process Towards Direct Elections*, London 1981, p. 145.

87 EUA, GSEP 60, PE/GS/85/1976, 9 July 1976, p. 2; IISH, SI 45, SII 1977, p. 111; IISH, SI 1026, *Socialist Affairs 1977*, p. 5.

88 Confederation of Socialist Parties of the EC 1972–82, June 1978, p. 2, IISH, SI 595.

profoundly differ«.⁸⁹ Although the 30-page document focused more on economic and social questions than did the European People's Party (EPP) and the European Liberal Democrats (ELD) manifestos, it was like national manifestos full of formulae designed to paper over cracks. Nor was it helped by translations of words that had different overtones in different languages.

VII. BLUEPRINT FOR A SOCIAL EUROPE?

The manifesto emphasised that socialist parties aimed at building a »peaceful Europe with higher standards of freedom, justice and solidarity, a Europe more socially just and with a more human face, a Europe of citizens and workers«. It should free »man from dependence and want of any kind«, and it was to be brought about by a change in the economic and social structures of the member countries. The Community should be characterised by full employment and fairer distribution of income and wealth. Full employment was considered »one of the basic aims of Socialism« and »a fundamental human right«. Thus, the Community and the member states must »ensure full employment by consciously shaping the inevitable process of economic change rather than merely reacting to short-term economic trends«.⁹⁰

Working conditions should be underpinned by economic democracy. Lest workers and their representatives were »involved in economic and social planning«, the manifesto stated, »and unless a truly democratic economic system [was] achieved«, living and working conditions could not be humanised in the foreseeable future. Also, planning and democratisation should not be limited to the public sector, »democratic control over the whole economy must be improved«.⁹¹ Ultimately, socialist policies aimed at creating »comprehensive social welfare systems in all member-countries and the gradual harmonisation of systems«. Improved educational opportunities should »ensure equality of opportunity, efficiency and the best possible fulfilment of man«. Reference was also made to an environmental policy and to more just external relations.⁹² Since each of the countries was too small to succeed in all this, only the EC offered »the appropriate framework«. National action alone was not enough to solve the problems of the time.⁹³

Put into a broader perspective, there was an obvious link between the transnational work during the 1960s to draw up a social democratic programme for Europe and the June 1977 draft election manifesto. An idea that had been promoted for many years had now for the first time brought tangible results in the form of a concrete, ambitious document agreed by Social Democratic parties and politicians across the EC. Although the policy objectives established in the draft manifesto chiefly were a broad compromise, it did promise more than the lowest common denominator. This might explain why some national parties found it so hard to accept. Even so, it increased European Social Democrats' awareness of and their common understanding of social Europe.

VIII. THE VREDELING PROPOSAL

Without ultimately producing EC policies, efforts to redesign party structures and draw up a European programme envisaging a social Europe would largely be in vain. In the end

⁸⁹ Eurosociologist Strategy, Socialist Affairs, September/October 1977, pp. 111–113, IISH, SI 45.

⁹⁰ Article on the CSPEC, in letter to Bernt Carlsson, SI, 19 August 1977, pp. 5–7, IISH, SI 1026.

⁹¹ Letter to Bernt Carlsson, SI, 19 August 1977, pp. 8f., IISH, SI 1026.

⁹² Eurosociologist Strategy, Socialist Affairs, September/October 1977, pp. 112f., IISH, SI 45.

⁹³ *Ibid.*, p. 112, and letter to Bernt Carlsson, SI, 19 August 1977, pp. 5–11, IISH, SI 1026.

of the 1970s, one of the first concrete steps to bring about social regulations on a European level appeared with the so-called Vredeling proposal, named after PvdA's Henk Vredeling. As demonstrated, Vredeling had an established track record as a proponent for transnational social democratic policies. In 1977, he became Dutch Commissioner for Employment, Social Affairs and Inclusion and Vice-President of the Commission, a position he held until 1981.⁹⁴ His portfolio included matters relating to employment, discrimination and social affairs such as welfare. The proposal of 1979–80, concerning information and consultation of employees of undertakings with complex structures (firms with 100 or more employees), especially transnational ones, was the first major proposal for EC-level worker participation legislation. From a legal point of view it was based on Article 100 of the EEC Treaty (functioning of the common market) taken in conjunction with Article 117, in which the Community undertook to achieve social progress.

Proposals to strengthen the rights of employees to information and consultation had been discussed inside the social democratic network for some time. In 1976, a group of socialists had visited Hoogovens, a large steel producer outside Amsterdam with 23,000 employees, to investigate the system of worker participation that was used there. It was a relevant example because workers' councils were required for firms with more than 100 employees in the Netherlands.⁹⁵ Vredeling argued that the operation of the common market – the free movement of goods, services, capital and labour and the right of establishment – meant that there was a need for participation of employees at the European level in the form of information and consultation.⁹⁶ If adopted, it would not reform workers' rights in the Community, but it was regarded as a signpost towards the »self-evident« right workers should have to be informed and consulted in good time of proposed decisions, and that their views should be heard if proposed decisions would have implications for their position.⁹⁷ Yet it was controversial when it was proposed, and aroused heated debates, tension and continuous heavy lobbying, both in national capitals and at the European level in Brussels and Strasbourg. To be adopted, it required unanimous agreement in the Council, and in the end it was abandoned due to British opposition.⁹⁸

Further initiatives were taken during the 1980s, but suffered the same fate until the Social Charter introduced the possibility that the signatory states could adopt legislation in the information and consultation of works by a qualified majority vote. After the adoption of the Social Charter, initiatives were again taken to adopt legislation concerning information and consultation. In 1994, after 14 years of negotiations since the initial 1980 Vredeling proposal, a compromise was reached and the European Works Council Directive was adopted. It required firms with 1,000 or more employees and 150 or more employees in two or more member states to inform their workforce of the decision-making process. In 1998, the Commission proposed further legislation, now under the codecision procedure, that would create a general requirement for workers consultation within companies across the EU. Despite British and Irish opposition and protracted debates in the Council and EP, arbitration in the Conciliation Committee, and amendment put forward by the Commission and the EP, a Workers' Consultation Directive eventually was adopted in 2002.⁹⁹

94 In 1956, Hendrik (Henk) Vredeling was first elected to the Dutch House of Representatives for the PvdA. From 1958 to 1973 he was Member of the European Parliament. From 1973 to 1977 he served as Dutch Defence Minister and from 1977 to 1981 he served at the European Commission.

95 Report by Fionnuala Richardson on visit to Hoogovens, Ymuiden, Netherlands, 29 November 1976, EUA, GSEP 62, PE/GS/62/77.

96 Roger Blanpain/Françoise Blanquet/Fernand Herman et al., *The Vredeling Proposal. Information and Consultation of Employees in Multinational Enterprises*, Deventer/Boston 1983, pp. 5f.

97 *Ibid.*, p. 159.

98 See *Bailey*, *Explaining the Underdevelopment of 'Social Europe'*, pp. 240.

99 *Ibid.*, pp. 240–242.

In spite of difficult and protracted processes, the 1977 election manifesto and the EC-level worker participation legislation demonstrate that European Social Democracy was able to obtain limited results. Yet they also demonstrate the difficulties with which these parties reached agreements, and the challenges policy proposals faced in subsequent Community politics. Negotiations were drawn out processes in which pieces of legislation were heavily influenced by lobbying and compromises. The internal evolution of transnational social democratic policies and the proposal and adoption of worker participation legislation were but small steps on a road towards a social Europe. Despite the aims and declared ambitions of moderate socialist party elites regarding the potential for increased influence of Community matters through coordinated activity at the supranational level, no comprehensive measures to compensate for contextual and structural challenges that affected their ability to carrying out social service and security at the national level were proposed. Nor was the Community with its modest economic resources designed to produce significant redistributive policy outcomes.

IX. THE BRITISH CASE

A distinctive difference between the late 1960s and the 1976–77 drafting of the election manifesto and the 1980 Vredeling proposal were the attitudes of British Labour Party. The British case illustrates the challenges of European integration to political parties. Having been a vital part of the transnational social democratic network during the latter part of the 1960s, agreeing on the wish for a socialist programme for Europe, it abstained from the work on the common election manifesto, basing itself on a conference decision that rejected direct elections to the EP. As a result, the compromise achieved on the election manifesto by the EC socialist parties did not include the British Labour Party. It also opposed the Vredeling proposal although, or perhaps because, the left dominated the party leadership. It was in favour of social policies but regarded the EC a conservative, non-interventionist free market club. Even after the Blair government had come to power in 1997, and had accepted the incorporation of the Social Charter at the Amsterdam summit, the Labour Party still opposed the proposed 1998 Workers' Consultation Directive.

When Britain entered the EC in 1973, the question was raised whether the Labour Party should join the EP. Declining the invitation to join the EP, the Eurosceptic left argued, was an opportunity to demonstrate to the people in Britain that the party did not only talk against membership but also acted accordingly. The centre-right faction argued the party should participate in the EP to influence events, as there would be, as Labour MP Geoffrey Rhodes emphasised, »an invasion of democratic elements from the Northern European countries« and the parties should take advantage of those changes.¹⁰⁰ In a letter to the Chairman of the Parliamentary Labour Party (PLP), Douglas Houghton, the Chairman of the Socialist Group of the EP stressed: »I need not tell you how pleased we would be [if the PLP] finds it possible to take up the places in the European Parliament which await it.«¹⁰¹ Ultimately, however, the eurosceptic faction prevailed and the PLP decided to suspend participation until renegotiation of the terms and the 1975 vote of the British people on whether the UK should remain in the EC.

The Austrian chancellor Bruno Kreisky suggested in 1973 that »social democracy as a political force was on the upsurge in Europe«. Although Austria was not a member of the EC, he did regret the British Labour Party's decision to »boycott« the EP which meant

100 Meeting, 8 November 1972, and PLP, special meeting, 13 December 1972, LAM, PLP.

101 Letter from the Chairman of the Socialist Group of the European Parliament to the Chairman of the British Labour Party, 12 October 1972, LAM, PLP.

that the Social Democrats would not be the strongest group, but came only second. Developments were under way, he argued, that »needed to be influenced by the British labour movement«. ¹⁰² Britain's accession to the EC, therefore, took place on the broad understanding within the transnational network that concerted efforts had a potential to put a stronger socialist imprint on the Community. But it was clearly hampered until the British Labour Party joined the EP Socialist group and fully participated the proceedings of the EP and CSPEC.

The change in the British Labour Party during the 1970s illustrates the power of national parties and party-political factions. It also demonstrates the long-winded character of the European turn among and across European Social Democratic parties. In the British case, the left-wing Eurosceptic faction gained influence in the party at the expense of the well-networked, pro-Europe centre-right. In Scandinavia, the left leaning labour politicians, who like their British counterparts largely opposed EC membership on the basis of similar ideological left-leaning ideas, did not influence the parties in the same manner. One explanation might be found in the structures of the national party systems. In the Scandinavian multiparty system, the socialists on the left split from the labour parties and formed new and smaller left-wing parties. As a result, pressure from the left decreased in the broader Social Democratic parties. Second, effects of previous networking could either be consolidated or reversed due to continuity or change of individual preferences and composition of the party leadership. As the foremost example of a well-connected party leadership turning to Europe during the 1960s, the Norwegian party demonstrates how its pro-EC commitment was consolidated throughout the 1970s, whereas changes in the British Labour Party leadership demonstrate the limits of socialisation and trust brought about by transnational networks.

X. THE NATURE, CAUSES AND CONDITIONS OF THE EUROPEAN TURN

This contribution demonstrates that the European turn was rooted in a complex mix of increased market interdependence, reforming social democratic ideology and a consolidating supranational structure. Among Social Democrats it was not deemed a viable solution to create a supranational European structure and a common market while confining social issues to the national sphere only. National social policies were to be affected, because they would be increasingly framed by the EEC/EC political agenda and the evolution of common rules. Greater market interdependence also diminished the scope for national economic manoeuvring. It also promoted competition between different national regulatory rules which eventually would put pressure on domestic social systems. ¹⁰³ Apparently, northern European labour party elites acknowledged at an early stage the challenges of the process of European integration, and set out accordingly to explore how to deal with them.

European socialist parties and politicians not only adopted a more firmly pro-Europe position up until the mid-1980s, but also developed greater consensus in terms of their programmatic objectives and their perceptions of the institutional appropriateness of the EC. On the eve of 1970s, the centre-right leadership of the British and Scandinavian labour parties largely sided with EC Social Democrats. Although the EEC/EC had been consolidated and Qualified Majority Voting had been postponed by the 1966 Luxembourg compromise, changes in northern European parties cannot be explained by pointing to

¹⁰² Conference of party leaders 1973–74, Paris, 13–14 January 1973, IISH, SI 347.

¹⁰³ *Paul Teague*, Monetary Union and Social Europe, in: *Journal of European Social Policy* 8, 1998, pp. 117–137, p. 129.

developments in the European Community only. Altered perceptions of the EC are likely to have been modified in transnational arenas due to intensified cross-border networking. Although the less well-connected Eurosceptic Left of the British Labour Party gained influence of the party leadership during the 1970s, and at the end of the decade adopted a policy of leaving the EC, these policies were eventually reversed under the leadership of Neil Kinnock, John Smith and Tony Blair during the 1980s and 1990s. Thus, rather than being a new direction, the left-wing turn of the British Labour Party during the 1970s largely was a deviation from a longer-term trend.

A crucial dilemma for reluctant northern European social democratic politicians was whether international trade and membership of the Community would undermine national economic management. The early post-war introduction of a comprehensive welfare state required sustained export-led growth. In the longer run, the increased market interdependence and eventual blurring of national market boundaries in Europe made »traditional Keynesian demand policies a virtual non-starter«, as noted by Paul Teague. Any member state »embarking upon an autonomous reflationary programme would very quickly hit a balance of payments constraint as imports flooded in from other EU countries«. ¹⁰⁴ Greater market interdependence thus impinged on the scope for national adjustments.

For example, in 1964 the Labour government led by Harold Wilson came to power with an ambitious economic planning programme. It set up a new Department of Economic Affairs (DEA) that subsequently was instructed with preparing a National Plan. ¹⁰⁵ However, the government's strategy soon foundered, and the National Plan and the DEA was abandoned in 1966 and 1969 respectively. It indicated that it had become increasingly difficult to bring about national economic planning independently of what was taking place regionally and internationally. Subsequently, it redirected the British Labour Party elite's attention to prospects of an enlarged EC.

The challenge to national economic management also hit the first socialist president and government of the Fifth Republic in France. In 1981, François Mitterrand and the left-wing government introduced an economic policy intended to boost economic demand and thus economic activity according to Keynesian principles. ¹⁰⁶ Yet after two years in office, the government had to make a substantial U-turn in economic policies with the adoption of the so-called *tournant de la rigueur* – the austerity turn. As in the case of the Wilson government, the French found it virtually impossible to bring about national economic policies independently of what was taking place regionally in the EC. Both examples demonstrate that the autonomy and viability of national economic policies in Europe were effectively influenced by market integration and international structures.

A transformed Social Democracy appeared to be better adapted to introducing its policies on a European level. Equality of opportunity, greater conditionality in welfare provisions, more emphasis on education and vocational training and active labour market policies, were policy objectives that could be realistically introduced in an emerging supranational framework. The Community was ill-equipped to produce traditional universal »cradle to the grave« welfare provisions characterised by redistribution and equality of

104 Ibid., p. 129.

105 The National Plan was issued on 16 September 1965. It set the annual rate of growth at 3.8%. The decision to fight devaluation forced the government to deflate and effectively scuppered the plan, which was abandoned in the crisis of July 1966. See also the 1964 Labour Party election manifesto.

106 The policies included nationalisation, a 10% increase of the minimum wage, a 39 hour work week, five weeks holiday per year, the creation of the solidarity tax on wealth, an increase in social benefits, and the extension of workers' rights to consultation and information about their employers.

outcome, but appeared adequate to facilitate policies aiming at equality of opportunity. The latter required legal and institutional structures in which meritocratic, employment and coherence policies could be implemented, while the small size of the EC budget made the scope for fiscal redistribution slim. Adequate institutional structures and programmatic objectives thus appeared to have the potential to produce a more just society than if left to a free market. Yet European Social Democrats did not just quietly acquiesce to European integration. Rather, they put substantial efforts into deepening European integration and engaged in restructuring their transnational network in order to make the Community an adequate arena for social policies.

To sum up, the process in which the European Social Democratic parties and politicians adopted a more firmly pro-Europe position cannot be explained by pointing to contextual and structural pushes only. The process was also marked by a positive understanding of the process of European integration per se and an anticipated opportunity to pursue social policies at a European level by creating and strengthening democratic and authoritative institutions in the European Community. To pro-integrative Social Democrats, it was in this nexus a social Europe agenda and an embryonic European Social Model were to be found.

Bernd Faulenbach

Zur Bedeutung der Umwälzung 1989/90 für die deutsche Sozialdemokratie im europäischen Kontext

I. 1989 – EIN EREIGNIS DER GESCHICHTE DER SOZIALDEMOKRATIE?

Die nahezu von niemandem erwartete transnationale, in den einzelnen Ländern jedoch unterschiedlich verlaufende Umwälzung 1989/90 in Ostmittel-, Südost- und Osteuropa gehört zu den Zäsuren der Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts.¹ Verursacht wurde sie unter anderem durch eine Stagnation der kommunistischen Systeme, die sich als nicht flexibel und leistungsfähig erwiesen, eine neue Stufe der technologisch-ökonomischen Entwicklung zu nutzen. Konkret ist sie herbeigeführt worden durch das Ausbleiben von Reformen beziehungsweise durch verspätete und nicht vollständig durchdachte Reformen auf der einen Seite und durch wachsende Dissidenz, Oppositionsbewegungen und Massenproteste auf der anderen Seite, die zusammen eine finale Krise des sowjetisch geprägten Kommunismus 1989–1991 bewirkten.

Das Ende des Kommunismus hatte weitreichende, freilich bezogen auf die einzelnen Länder teilweise differierende Konsequenzen. Im Hinblick auf Europa als Ganzes führte die Umwälzung zur Überwindung der Spaltung des Kontinents, zur Vereinigung der DDR und der Bundesrepublik in Mitteleuropa und zur Entstehung neuer Staaten durch die Auflösung der Sowjetunion und durch die Teilung der Tschechoslowakei. Innenpolitisch zielten die postkommunistischen Länder westliche Verfassungs-, Gesellschafts- und Wirtschaftsstrukturen an. Aus kommunistischer Sicht handelte es sich bei der Umwälzung um Konterrevolutionen, Jürgen Habermas sprach von einer nachholenden Revolution, andere sahen eine »Revolution neuen Typs«², deren Ergebnisse in die westliche Entwicklung einmündeten.

Die große Bedeutung des Geschehens 1989–1991 scheint außer Zweifel zu stehen, doch wird über den Charakter weiter diskutiert. Auch ist die Frage nach der Einordnung in den Prozess der deutschen und der europäischen Geschichte noch nicht endgültig beantwortet. Bemerkenswerterweise hat die neuere Forschungsdiskussion zwar den »Strukturbruch« in den europäischen Gesellschaften seit Mitte der 1970er Jahre unter dem Stichwort »nach dem Boom« in den Blick genommen, doch dabei kaum über die Bedeutung des Umbruchs

1 Zur Umwälzung 1989/90 liegen vor allem Arbeiten vor, die auf der jeweiligen nationalen Ebene die Prozesse behandeln. Zur europäischen Perspektive auf das Geschehen vgl. *Tony Judt*, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, München/Wien 2006, S. 722ff.; *György Dalos*, *Der Vorhang geht auf. Das Ende der Diktaturen in Osteuropa*, München 2009; *Eric Hobsbawm*, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1995; *Timothy Garton Ash*, *Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980–1990*, München/Wien 1990; *Jürgen Kocka*, 1989 – Eine transnationale Revolution, in: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, 2009, H. 5, S. 46–49; *Bernd Faulenbach*, Die europäische Umwälzung von 1989 und ihre Bedeutung für die nationalen Erinnerungskulturen, in: »Wir sind das Volk«. Freiheitsbewegungen in der DDR 1949–1989. Wissenschaftliches Kolloquium am 26. und 27. November 2009 in der Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte, Rastatt o.J., S. 77–84.

2 *Jürgen Habermas*, Die nachholende Revolution. Kleine Politische Schriften VII, Frankfurt am Main 1999, S. 179ff. Zur Revolution neuen Typs vgl. *Charles Maier*, Essay. Die ostdeutsche Revolution, in: *Klaus-Dietmar Henke* (Hrsg.), *Revolution und Vereinigung 1989/90. Als in Deutschland die Realität die Phantasie überholte*, München 2009, S. 553–575.

1989/90 gehandelt.³ Umgekehrt hat sich die Diskussion über die Umwälzung 1989/90 nur am Rande mit ihrer Rückwirkung auf den Westen und mit der gesamteuropäischen Entwicklung auseinandergesetzt.⁴ Es gilt also verschiedene Diskurse miteinander zu verknüpfen.

Hier soll die deutsche Sozialdemokratie – bei Berücksichtigung des europäischen Kontextes – mit dem Geschehen 1989/90, mit Vorgeschichte, Verlauf und Folgen für die Sozialdemokratie – in Beziehung gesetzt werden. Zu erörtern ist, welche Rolle die Sozialdemokratie 1989/90 spielte und inwieweit die Umwälzung für die Sozialdemokratie ein Einschnitt war. Deshalb ist die Bedeutung des Geschehens für die Sozialdemokratie⁵ zu bestimmen – im Hinblick auf ihr Selbstverständnis, auf ihre Rolle im Parteiensystem und in der internationalen Politik, auch bezogen auf ihre Erfolge und Handlungsfähigkeit, was unter anderem die Frage nach dem Verhältnis von sozialdemokratischer Politik auf der einen Seite und politisch-gesellschaftlichen Herausforderungen auf der anderen Seite einschließt. Dazu bedarf es zunächst eines Blicks auf die Sozialdemokratie der vorhergehenden Zeit, insbesondere der 1980er Jahre, um in weiteren Schritten die Umwälzung 1989/90, die neue Konstellation und die Folgen für sozialdemokratische Politik erfassen zu können. Besonderes Interesse richtet sich nicht nur auf die sozialdemokratische Verarbeitung des Endes des Ost-West-Gegensatzes, sondern auch auf das generelle Verhältnis von politischen Ereignissen, strukturellen Veränderungen und politischem Handeln der Sozialdemokratie.

Es kann angesichts des Forschungsstandes in dieser Skizze nur um große Linien, um Erkundung des Terrains für die weitere Forschung und um Hypothesenbildung gehen. Im Zentrum steht die deutsche Sozialdemokratie, die in der Sozialistischen Internationale unter der Präsidentschaft Willy Brandts seit den 1970er Jahren wieder eine führende Rolle spielte⁶, zudem geradezu meinungsführend im Ost-West-Verhältnis war. Doch gilt es, ungeachtet des noch weitgehenden Fehlens einer vergleichenden Politikgeschichte Europas⁷, die Entwicklung der Sozialdemokratie in den anderen großen europäischen Ländern ein Stück weit zu berücksichtigen.

II. SOZIALDEMOKRATISCHE POLITIK IN DEN 1980ER JAHREN

Die 1980er Jahre waren zunächst durch eine ausgesprochene Verschlechterung des Ost-West-Verhältnisses gekennzeichnet, bei der der sowjetische Einmarsch in Afghanistan, die Absage der Teilnahme der westlichen Länder bei den Olympischen Spielen in Moskau 1980 sowie der auf die sowjetische SS-20-Rüstung reagierende NATO-Doppelbeschluss wichtige Faktoren waren. Eine Rückkehr zum Kalten Krieg schien sich anzudeuten, und

3 Vgl. *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2008; vgl. auch die Beiträge zum Rahmenthema »Wandel des Politischen«. Die Bundesrepublik Deutschland während der 1980er Jahre, in: AfS 52, 2012.

4 Vgl. *Ehrhardt Neubert*, Unsere Revolution. Die Geschichte der Jahre 1989/90, München/Zürich 2008; *Ilko-Sascha Kowalczyk*, Endspiel. Die Revolution von 1989 in der DDR, München 2009; stärker auf die Wiedervereinigung bezogen mit Ansätzen der Einbeziehung der Kontexte: *Andreas Rödder*, Deutschland einig Vaterland. Die Geschichte der Wiedervereinigung, München 2009.

5 Dabei werden unter Sozialdemokraten auch die »Demokratischen Sozialisten« gefasst, die zusammen im Europaparlament die Sozialistische Fraktion bildeten.

6 Vgl. *Willy Brandt*, Über Europa hinaus. Dritte Welt und Sozialistische Internationale, bearb. v. *Bernd Rother* u. *Wolfgang Schmidt*, Bonn 2006; *Bernd Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reform euphorie zur Neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982, Bonn 2011, S. 562ff.

7 Vgl. *Doering-Manteuffel/Raphael*, Nach dem Boom, S. 94f.

doch kehrten die Verhältnisse der 1950er und 1960er Jahre nicht wieder und ab Mitte des Jahrzehnts begannen die Kräfte der Entspannung wieder an Boden zu gewinnen.

Kennzeichnend für das Jahrzehnt waren in den westlichen Gesellschaften zum einen erhebliche ökonomisch-gesellschaftliche Differenzierungsprozesse, die teilweise schon von neuen Informations- und Kommunikationstechnologien, die von Rechnern über computergesteuerte Maschinen bis zu neuen Formen der Informationsübertragung reichten, beeinflusst waren, zum anderen der Aufstieg des Neoliberalismus, der sich massiv für Deregulierung und die Zurückdrängung des Einflusses des Staats einsetzte. Die Entwicklung der Sozialdemokratie ist auf dem Hintergrund beider Prozesse zu sehen. Dass dabei eine heutige Sicht dieses Jahrzehnts vom Endpunkt – der für die Zeitgenossen überraschenden Umwälzung 1989/90 – nicht absehen kann, ohne diese freilich als Telos zu begreifen, liegt auf der Hand. Doch gleichzeitig sind auch längerfristige Prozesse in den Blick zu nehmen.⁸ Zunächst aber zum Verhältnis der Sozialdemokratie zum Kommunismus und zur Ostpolitik, das ebenfalls in die Vorgeschichte von 1989 gehört.

Das Verhältnis zur kommunistischen Welt

In der Nachkriegsepoche war das Verhältnis von Sozialdemokratie und Kommunismus – auf der ideologischen, politischen und gesellschaftlichen Ebene – durch Gegensätzlichkeit charakterisiert, und zwar schon bald nach Herausbildung des Ost-West-Gegensatzes besonders in Mitteleuropa, aber auch in Westeuropa. Es waren die unterschiedlichen Einschätzungen von Sowjetunion und Marshallplan, die trennten, mehr noch der Demokratie- beziehungsweise Diktaturbegriff und die marxistisch-leninistische Ideologie und die politische Praxis der kommunistischen Länder. Dennoch war der Gegensatz in Frankreich und in Italien weniger schroff, da der Widerstand gegen die deutsche Besatzungspolitik im Zweiten Weltkrieg partiell verband. Stark ausgeprägt war der Antikommunismus in der Bundesrepublik Deutschland, umgekehrt in der DDR der scharfe Antisozialdemokratismus, der zu einer Verfolgung der Sozialdemokraten führte, die nur scheinbar ein Pendant in Westdeutschland in der Verbotspolitik gegenüber der KPD hatte.⁹ Nicht außer Acht lassen sollte man, dass der Kommunismus von der Nachkriegszeit bis weit in die 1970er Jahre hinein im Westen außen- und teilweise innenpolitisch als ernsthafte Bedrohung erschien und der Ausgang der Auseinandersetzung lange Zeit als offen galt.

Seine spezifische Ausformung hatte das Verhältnis in der Nachkriegsepoche dadurch, dass die kommunistischen Parteien in Osteuropa Staatsparteien mit für die Länder verbindlicher marxistisch-leninistischer Ideologie waren, während die sozialdemokratischen Parteien im Westen durchweg die liberale Konsensdemokratie mit Parteienpluralismus anerkannten.¹⁰ Das Verhältnis zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus begann sich zu modifizieren durch die Koexistenzpolitik und durch die Entspannungspolitik nach der Doppelkrise von 1961/62 (Berlin und Kuba). Eine besondere Rolle spielte dabei die von Willy Brandt und den deutschen Sozialdemokraten vorangetriebene Neue Ostpolitik, die

8 Zu den strukturellen Problemen des bundesdeutschen Parteienstaats während der 1980er Jahre vgl. *Michael Ruck*, Tanker in der rauen See des Struktur- und Wertewandels, in: AfS 52, 2012, S. 253–271.

9 Vgl. *Bernd Faulenbach*, Erscheinungsformen des »Antikommunismus«. Zur Problematik eines vieldeutigen Begriffs, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung*, 2011, S. 1–13; *Mike Schmeitzner* (Hrsg.), *Totalitarismuskritik von links. Deutsche Diskurse im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2007. Zur Verfolgung der Sozialdemokraten in der SBZ/DDR siehe die Literaturhinweise in Anm. 80 sowie: *Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert*, Berlin 2013.

10 Vgl. *Julia Angster*, *Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie. Die Westernisierung von SPD und KPD*, München 2003.

neben einem Modus Vivendi der Bundesrepublik mit der DDR, der über ein Nebeneinander zu einem Miteinander führen sollte, auch ein neues Verhältnis mit der Sowjetunion und Polen und den anderen »realsozialistischen« Ländern anstrebte und in den Ostverträgen und zahlreichen Abkommen ihren Niederschlag fand.¹¹ Da auch die »real-sozialistischen« Länder, nicht zuletzt aus technologisch-ökonomischen Gründen, die partielle Zusammenarbeit mit dem Westen suchten, begann sich das Ost-West-Verhältnis zu verändern, was unter anderem im KSZE-Prozess zum Ausdruck kam.

Während der 1980er Jahre hat insbesondere die deutsche Sozialdemokratie sich als Protagonist der Entspannungspolitik zwischen Ost und West verstanden. Nach dem unter dem Eindruck der Friedensbewegung vorgenommenen Umschwenken der SPD 1983 in der Frage des NATO-Doppelbeschlusses vertraten die deutschen Sozialdemokraten das von Egon Bahr entwickelte Konzept der gemeinsamen Sicherheit, das den Ost-West-Gegensatz überwölben sollte. Deutsche Sozialdemokraten sahen in seiner Realisierung ihre Aufgabe, was freilich nicht in allen sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien – etwa bei den französischen Sozialisten – Zustimmung fand.¹² Ziele der deutschen Sozialdemokratie blieben der Abbau der Spannungen, die Ermöglichung von Kommunikation und Zusammenarbeit auf möglichst vielen Gebieten (dabei stand das deutsch-deutsche Verhältnis im Vordergrund) und langfristig die Schaffung einer europäischen Friedensordnung, die den Ost-West-Gegensatz überwinden sollte.

Der ideologische Gegensatz blieb freilich auch in dieser Zeit bestehen. Während die deutsche Sozialdemokratie 1959 mit dem Godesberger Programm ihre ideologischen Bezüge zum Marxismus revidierte, hielten die moskauorientierten kommunistischen Parteien an ihrer starren marxistisch-leninistischen Ideologie fest und sahen im »Sozialdemokratismus« eine wesentliche Gefährdung kommunistischer Herrschaft, was seit den 1950er Jahren, auch noch zur Zeit der Neuen Ostpolitik, ein Thema für die kommunistischen Parteien und ihre Staatssicherheitsdienste war.¹³ Auch in der Bundesrepublik, in der die SPD in einem von Parteivorstand und Parteirat verabschiedeten Papier 1970/71 die diametrale Gegensätzlichkeit von Kommunismus und Sozialdemokratie herausgearbeitet hatte¹⁴, blieben – aus ideologischen Gründen und wegen des in der Gesellschaft vorherrschenden Antikommunismus – auch in den 1970er und 1980er Jahren Aktionsbündnisse mit kommunistischen Gruppen verboten (und hatten Parteiausschlüsse zur Folge).

Sicherlich stellten Teile der Jusos in der Bundesrepublik unter dem Einfluss der Neuen Linken den Antikommunismus mehr oder weniger radikal infrage. Auch fand seit Ende der 1960er Jahre in akademischen Milieus eine Rückwendung zu marxistischen Positionen statt, die zu verschiedenen ideologischen Richtungen innerhalb der Partei-Jugendorganisationen führten. Zwar entwickelte man beispielsweise ein besonderes Interesse für die Arbeiterselbstverwaltung in Jugoslawien, doch waren die Systeme im Osten selbst für diejenigen, die mit ihnen sympathisierten, mehr eine Projektionsfläche linker Wünsche als Vorbilder. Am linken Rand sozialdemokratischer Parteien gab es hier und da Ausfaserungen zu den Kommunisten hin – bei der Labour Party gewannen Trotzlisten zeitweilig Einfluss. Doch war die Gegensätzlichkeit von Sozialdemokraten und Kommunisten nach wie vor vorherrschend.

11 Vgl. *Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 80ff.

12 Vgl. *Hélène Miard-Delacroix*, Willy Brandt, Helmut Schmidt und François Mitterrand. Vom Komitee gegen Berufsverbote 1976 bis zum Streit über Mittelstreckenraketen 1983, in: *Horst Möller/Maurice Vaisse* (Hrsg.), Willy Brandt und Frankreich, München 2005, S. 231–245, hier: S. 204–245.

13 Vgl. *Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 132ff.

14 Vgl. ebd., S. 346ff.

In Frankreich war das Verhältnis insofern spezifischer Art, als die französischen Sozialisten 1981 im Bündnis mit den Kommunisten die Macht eroberten, die Kommunisten dann jedoch durch die geschickte Politik François Mitterrands ausgebootet wurden. Die Gegnerschaft zu den Kommunisten wurde in den 1970er Jahren in den sozialdemokratischen Parteien auch manifest, als in Portugal und Spanien die faschistischen Diktaturen überwunden wurden. Weniger die Sozialistische Internationale als die deutschen Sozialdemokraten taten in dieser Situation alles, um die demokratisch-sozialistischen Parteien auf der Iberischen Halbinsel zu fördern und ein Abgleiten der neuen Regierungen in ein kommunistisches Fahrwasser zu verhindern.¹⁵

Die ideologischen Gegensätze begannen sich allerdings seit den 1970er Jahren abzuschwächen. Insbesondere büßte der Marxismus-Leninismus an Ausstrahlung ein, die SED begann, sich nach anderen Legitimationsmöglichkeiten, etwa durch Rückgriff auf das Erbe deutscher Geschichte, umzusehen. Schon 1983 sprach der Publizist Peter Bender – Veränderungen in ganz Osteuropa vor Augen – vom »Ende des ideologischen Zeitalters«.¹⁶ Der Verlust ideologischer Gewissheiten betraf auch die Sozialdemokratie, war freilich nicht von den Kommunisten verursacht, sondern durch die »Neue Unübersichtlichkeit« im Westen, die durch das Heraufziehen des Neoliberalismus/Neokonservatismus einerseits und der Alternativbewegungen andererseits bedingt war.¹⁷

Bemerkenswerterweise verständigten sich SPD und SED während der 1980er Jahre durch Gespräche auf Parteiebene nicht nur in sicherheitspolitischen Fragen, die aus ihrer Sicht absoluten Vorrang hatten, so über eine chemie- oder atomwaffenfreie Zone in Mitteleuropa. Vielmehr ließen sie auch durch Vertreter der Grundwerte-Kommission der SPD und der Akademie für Gesellschaftswissenschaften der SED, angeführt von Erhard Eppler und Otto Reinhold, ein Papier über den »Streit der Ideologien und die gemeinsame Sicherheit« erarbeiten. In diesem betonten sie zwar einerseits ihre grundlegenden Gegensätze, erklärten andererseits aber nicht nur ihr gemeinsames Interesse an Frieden und Abrüstung, sondern attestierten sich gegenseitig auch ihre Friedens- und Reformfähigkeit, was im Hinblick auf die Reformfähigkeit der DDR sicherlich irrig war.¹⁸ Nicht zuletzt wollten sie ihre ideologischen Auseinandersetzungen in neuen Formen führen, was auch die Zulassung von Widerspruch zu den Positionen im eigenen Land einschloss (was für die SPD selbstverständlich, für die SED aber ein erhebliches Zugeständnis war). Wenn sich auch

15 Vgl. dazu *Brandt*, Über Europa hinaus, S. 21ff.; *Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 456f. und 508f.; *Antonio Muñoz Sánchez*, A European Answer to the Spanish Question. The SPD and the End of the Franco Dictatorship, in: *Journal of European Integration History* 15, 2009, H. 1, S. 77–93; *Wolfram Kaiser/Christian Salm*, Transition und Europäisierung in Spanien und Portugal. Sozial- und christdemokratische Netzwerke im Übergang von der Diktatur zur parlamentarischen Demokratie, in: *AfS* 49, 2009, S. 259–262.

16 *Peter Bender*, Das Ende des ideologischen Zeitalters. Die Europäisierung Europas, Berlin 1991.

17 Vgl. dazu *Jürgen Habermas*, Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine Schriften V, München 1985, S. 141ff.; vgl. auch *Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 416ff.

18 Publiziert in den Texten zur Deutschlandpolitik III/7, 1987, S. 171–181. Vgl. *Klaus Moseleit*, Die »Zweite« Phase der Entspannungspolitik der SPD 1983–1989. Eine Analyse ihrer Entstehungsgeschichte, Entwicklung und der konzeptionellen Ansätze, Frankfurt am Main 1991; *Rolf Reißig*, Dialog durch die Mauer. Die umstrittene Annäherung von SPD und SED, Frankfurt am Main 2002; *Karl Giebelier/Alfred Geisel* (Hrsg.), Das SPD-SED-Dialogpapier. Ist mit der Ideologie auch der Streit erledigt?, Bad Boll 2003; *Günther Heydemann*, Politik des Dialogs. Das SED-SPD-Papier von 1987, in: *Andreas H. Apelt/Robert Grünbaum/Jens Schöne*, 2 x Deutschland. Innerdeutsche Beziehungen 1972–1990, Halle 2013, S. 176–200; *Timothy Garton Ash*, Im Namen Europas. Deutschland und der geteilte Kontinent, München/Wien 1993, S. 468ff.; *Heinrich Potthoff*, Im Schatten der Mauer. Deutschlandpolitik 1961 bis 1990, Berlin 1999, insb. S. 263f.

die SED-Führung bald wieder von dem Papier distanzierte (was Erhard Eppler zu seiner Rede zum 17. Juni 1989 veranlasste, in der er scharfsinnig die Zukunftsfähigkeit des SED-Regimes bezweifelte)¹⁹, war das Papier doch ein Symptom für das Nachlassen der Schärfe der ideologischen Auseinandersetzung.

Selbst die deutsche Frage hatte aus der Sicht der Sozialdemokraten seit den 1970er Jahren viel von ihrer Brisanz verloren. Durch den weiteren Ausbau der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der DDR²⁰ hoffte man, wesentliche Probleme der Menschen in den beiden deutschen Staaten entschärfen und einen Beitrag für die Ost-West-Verständigung leisten zu können, in deren Konsequenz eine europäische Friedensordnung liegen sollte, die möglicherweise dann auch die postnationalen deutschen Staaten in ein grundsätzlich neues Verhältnis bringen könnte.²¹ Ein weiteres Abschmelzen des ideologischen Gegensatzes war dafür allerdings zwingende Voraussetzung.

Reformkommunismus oder Dissidenz als Perspektive?

Trotz der kontinuierlichen Kommunikation zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten in Deutschland während der 1980er Jahre ist festzustellen, dass sich auch die deutschen Sozialdemokraten mit den kommunistischen Systemen nicht abfanden, sondern diese zu verändern suchten, was von Anfang an ein – allerdings selten ausgesprochenes – Ziel der Politik des »Wandels durch Annäherung« war.²² Sie hofften auf eine Zivilisierung der kommunistischen Systeme, wobei sie zunehmend auf die reformkommunistischen Kräfte setzten, die sich trotz des Rückschlags durch die Intervention der Sowjetunion und anderer Länder in der ČSSR 1968 tatsächlich mit Michail Gorbatschow in der Sowjetunion und Reformern in Ungarn in den 1980er Jahren durchsetzten. Keine Frage: Diese Politik basierte auf der Kooperation mit den kommunistischen Führungsgruppen und stellte die Stabilität der Systeme – ungeachtet des Veränderungswunsches – nicht infrage.

Zu den problematischen Aspekten dieser Politik gehörte, dass das Anwachsen von Dissidenz und Opposition in Ostmitteleuropa, das zweifellos durch die Neue Ostpolitik mit herbeigeführt wurde, zwar bei der »Charta 77«, doch nicht bei allen oppositionellen Gruppen nur positiv gesehen wurde. Zum einen glaubte man, unter den Dissidenten auch Nationalisten und rückwärtsgewandte Persönlichkeiten sehen zu können²³, zum anderen betrachtete man Solidarność und die damit drohende Intervention der Warschauer-Pakt-Staaten als eine Gefährdung der Entspannungspolitik und ihrer Errungenschaften, die man unbedingt verteidigen wollte.

Allerdings traf diese Sicht der deutschen Sozialdemokraten, von Brandt, Bahr und auch Helmut Schmidt, in den frühen 1980er Jahren bei anderen sozialdemokratischen Parteien

19 Die Rede vom 17.6.1989 ist abgedr. bei: *Erhard Eppler*, Reden auf die Republik. Deutschlandpolitische Texte 1952–1990, München 1990, S. 31–47; vgl. auch *Erhard Eppler*, Komplettes Stückwerk. Erfahrungen aus fünfzig Jahren, Frankfurt am Main 1996, S. 173ff.

20 Vgl. dazu *Potthoff*, Im Schatten der Mauer; *Peter Bender*, Die »Neue Ostpolitik« und ihre Folgen. Vom Mauerbau bis zur Vereinigung, München 1996.

21 Vgl. *Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 511ff. und 708.

22 Vgl. *Gottfried Niedhart*, Revisionistische Elemente und Initiierung friedlichen Wandels in der Neuen Ostpolitik 1967–1974, in: GG 28, 2002, S. 233–266; *ders./Oliver Bange*, Die »Relikte der Nachkriegszeit« beseitigen. Ostpolitik in der zweiten außenpolitischen Formationsphase der Bundesrepublik Deutschland im Übergang von den Sechziger- zu den Siebzigerjahren, in: AfS 44, 2004, S. 415–448.

23 Vgl. *Willy Brandt*, Wider die alten Kreuzritter. Über Bedingungen und Chancen einer künftigen Entspannungspolitik zwischen Ost und West, in: Die ZEIT, 26.8.1977, S. 3, wieder abgedr. in: *Willy Brandt*, Die Entspannung unzerstörbar machen. Internationale Beziehungen und deutsche Frage 1974–1982, Bonn 2003, S. 206f. – Vgl. *Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 535ff.

auf Kritik. Insbesondere die von Brandt verfasste Stellungnahme der Sozialistischen Internationale zur Ausrufung des Kriegsrechtes in Polen 1981 traf auf Widerspruch der französischen und der italienischen Sozialisten.²⁴ Zwar betonten Brandt und Schmidt ihre Sympathie für die polnischen Arbeiter, doch blieb die starke Fixierung auf das erfolgreiche deutsche Modell der Entspannungspolitik erhalten, das auf friedlichen Ausgleich durch weitere Zusammenarbeit der Regierungen und auf einen evolutionären Wandel der kommunistischen Systeme setzte.²⁵ Durch die Neue Ostpolitik war ein Verhältnis herausgebildet worden, bei dem die Feindbilder abgebaut und eine pragmatische Zusammenarbeit auf der staatlichen Ebene als in beiderseitigem Interesse liegend betrachtet wurde²⁶, eine Einschätzung, die die CDU-FDP-Regierung unter Helmut Kohl teilte. Ungeachtet des in den 1980er Jahren fortbestehenden ideologischen Gegensatzes hoffte man vielerorts – insbesondere in der SPD – auf einen Wandel des Kommunismus, den dann nicht nur der Eurokommunismus im Westen, sondern auch Gorbatschows Politik im Osten zu verkörpern schien.

Willy Brandt, der Präsident der Sozialistischen Internationale seit 1976, war einer der ersten westlichen Politiker, der die Bedeutung Gorbatschows erkannte und mit ihm seit 1985 mehrfach zusammentraf und Zeitfragen wie das Nord-Süd-Verhältnis oder globale Umweltfragen erörterte, wobei auch der ideologische Gegensatz angesprochen wurde.²⁷ Brandt sah die Aufgabe der Sozialdemokratie nicht zuletzt darin, für »systemüberwältigende Probleme« Lösungen zu finden. Die Kommunikation mit Gorbatschow nährte bei ihm die Hoffnung nicht nur auf ein »gemeinsames europäisches Haus«, sondern auch auf einen weiteren evolutionären Prozess im kommunistischen Lager, zu dem die Frage entstand, ob er nicht am Ende geradezu zu einer »Sozialdemokratisierung« führen könne.

Auch im Westen verloren die kommunistischen Parteien immer mehr an Zustimmung. In der Bundesrepublik war die DKP parlamentarisch immer bedeutungslos, konnte freilich in bestimmten Milieus und zeitweilig auch in einigen Bewegungen wie in der Friedensbewegung, die man ansonsten als Ausdruck eines partiellen »Wandels des Politischen« sehen mag, einen gewissen Einfluss ausüben.²⁸ In Frankreich verlor die KP zunehmend an Anhängerschaft und in Italien transformierte sich die eurokommunistische Partei immer mehr in Richtung eines demokratischen Sozialismus. Die seit den ausgehenden 1960er Jahren guten Beziehungen zwischen den italienischen Kommunisten und der SPD, die

24 Vgl. dazu *Bernd Rother/Wolfgang Schmidt*, Einleitung, in: *Brandt*, Über Europa hinaus, S. 15–109, hier: S. 19ff.

25 Vgl. dazu *Friedhelm Boll/Krzysztof Ruchniewicz* (Hrsg.), Nie mehr eine Politik über Polen hinweg. Willy Brandt in Polen, Bonn 2010.

26 Vgl. zum Verhältnis von Sozialdemokratie und Kommunismus aus der Sicht von Willy Brandt Mitte der 1980er Jahre: *Willy Brandt*, Im Zweifel für die Freiheit. Reden zur sozialdemokratischen und deutschen Geschichte, hrsg. v. *Klaus Schönhoven*, Bonn 2012, S. 396–409.

27 Vgl. *Willy Brandt*, Erinnerungen, Frankfurt am Main 1989, S. 403ff.

28 Zur Diskussion über die Friedensbewegung vgl. *Jeffrey Herf*, War by Other Means. Soviet Power, West German Resistance, and the Battle of the Euromissiles, New York 1991; *Jürgen Maruhn/Manfred Wilke* (Hrsg.), Die verführte Friedensbewegung. Der Einfluss des Ostens auf die Nachrüstungsdebatte, München/Wien 2002; *Udo Baron*, Kalter Krieg und heißer Frieden. Der Einfluss der SED und ihrer westdeutschen Verbündeten auf die Partei »Die Grünen«, Münster 2003; *Michael Ploetz/Hans Peter Müller*, Ferngelenkte Friedensbewegung? DDR und UdSSR im Kampf gegen den NATO-Doppelbeschluss, Münster/Hamburg 2004; *Gerhard Wettig*, Die Sowjetunion in der Auseinandersetzung über den NATO-Doppelbeschluss 1979–1986, in: VfZ 57, 2009, S. 217–259; *Holger Nehring/Benjamin Ziemann*, Der NATO-Doppelbeschluss und die Friedensbewegung, in: VfZ 59, 2011, S. 81–100; *Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 709ff.; *Jan Hansen*, Zwischen Staat und Straße. Der Nachrüstungsstreit in der deutschen Sozialdemokratie 1979–1983, in: AfS 52, 2012, S. 517–553.

unter anderem in einem Treffen zwischen Brandt und Enrico Berlinguer 1977 manifest wurden, setzten sich in den 1980er Jahren fort.²⁹

Aufs Ganze gesehen handelten die Sozialdemokraten in den 1980er Jahren nicht mehr unter jenem existenziellen Gegensatz zu den Kommunisten, der in der Nachkriegszeit geholfen hatte, sozialpolitische Zugeständnisse bei den »bürgerlichen« Parteien und den hinter ihnen stehenden Kräften durchzusetzen. Der Kommunismus hatte inzwischen viel von seiner Bedrohlichkeit eingebüßt, wenn auch eine gewisse Unsicherheit blieb, zumal Gorbatschows Machtposition in der Sowjetunion keineswegs völlig unbestritten schien. Jedenfalls war es plausibel, Gorbatschow und die Reformkräfte zu unterstützen.

Zugleich aber ist zu konstatieren, dass es zwischen den Oppositionsgruppen im Osten und der Sozialdemokratie im Westen nur lockere Verbindungen gab. Was die deutsche Sozialdemokratie betrifft, so pflegte die Partei – neben guten Kontakten einzelner sozialdemokratischer Abgeordneter wie Gert Weisskirchen und Freimut Duve zu Oppositionellen – ihre Beziehungen in den Bereich der Evangelischen Kirche der DDR und auch die Verbindungen von Parteigliederungen zu *Solidarność*.³⁰ Insgesamt aber setzte man eher auf eine Reform der kommunistischen Systeme als auf eine Kooperation mit den Dissidenten. So ist retrospektiv festzustellen, dass die Sozialdemokratie – und die meisten westlichen Beobachter – die Situation im kommunistischen Herrschaftsbereich in den ausgehenden 1980er Jahren nur teilweise zutreffend erfasst und insbesondere die Revitalisierung des Liberalismus in Osteuropa durch Bürgerrechtsgruppen wohl unterschätzt haben, offenbar auch den medial geförderten elementaren Drang der Menschen, besser zu leben.³¹

Neue Herausforderungen und Probleme der Sozialdemokratie

Wenn die 1980er Jahre, anders als die 1970er Jahre, kein »gutes Jahrzehnt« für die Sozialdemokratie in Europa waren, so hing dies mit ökonomischen und soziokulturellen Prozessen ebenso zusammen wie mit Themenwechseln und Veränderungen des Zeitklimas. Die Sozialdemokraten büßten die Meinungsführerschaft ein, die sie in den 1970er Jahren ganz überwiegend besessen hatten. Diesen Tatbestand zuspitzend hat Andreas Wirsching die These vertreten: »Im Grunde war um 1980 das Projekt des demokratischen Sozialismus auch in seiner europäischen Dimension, wie es etwa Willy Brandt, Olof Palme und Bruno Kreisky repräsentierten, in die Krise geraten, wenn nicht faktisch beendet.«³² Auch wenn man dies als überzogen betrachten mag, so lässt sich schwerlich bestreiten, dass die Sozialdemokratie in den 1980er Jahren in eine Zeit des Umbruchs eintrat.

Der Rückgang der Zahl der Arbeiter setzte sich in den 1980er Jahren nicht nur fort, sondern die Arbeitnehmerschaft differenzierte sich mit dem Rückgang der alten Industrien und großbetrieblicher Strukturen und der Tertiärisierung der Wirtschaft weiter. Dies hatte bei manchen nationalen Unterschieden die Konsequenz der politisch-gesellschaftlichen Entthomogenisierung der Arbeitnehmerschaft und die weitere Schwächung der Arbeitnehmerschaft, was die bisherige soziale Basis der sozialdemokratischen Parteien und der Gewerkschaften in den europäischen Industriestaaten teilweise der Erosion aussetzte.

29 Vgl. *Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 510. Vgl. *Nikolaus R. Dörr*, Die Auseinandersetzungen um den Eurokommunismus in der bundesdeutschen Politik 1967–1979, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung*, 2012, S. 217–232.

30 Vgl. ebd., S. 540ff. Vgl. auch *Albrecht Riechers*, Hilfe für *Solidarność*. Zivilgesellschaftliche und staatliche Beispiele aus der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren 1980–1982, Bonn 2006, S. 63f.

31 Vgl. *Tony Judt/Timothy Snyder*, Nachdenken über das 20. Jahrhundert, München 2013, S. 206ff.

32 *Andreas Wirsching*, Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990, Stuttgart 2006, S. 135.

Angesichts der Auflösung der Großmilieus, wozu auch kulturelle Prozesse wie die wachsende Bedeutung der Massenmedien beitrugen, die ihrerseits unter anderem durch die Einführung des Privatfernsehens sich ausweiteten und entpolitisierend wirkten³³, mussten die Arbeitnehmer nun zunehmend als Einzelne beziehungsweise als Kleingruppen für sozialdemokratische Politik gewonnen werden. Allerdings hatten sich – in den verschiedenen Ländern in unterschiedlichem Maße – neue Gruppen der Sozialdemokratie genähert, insbesondere aus dem öffentlichen Dienst, Lehrer und Angestellte sozialer Dienste, aber auch Studierende und Intellektuelle. Dadurch waren die sozialdemokratischen Parteien fast überall zu »Volksparteien« geworden, deren Anhängerschaft heterogen war und verschiedene Milieus umfasste, was innerparteilich zu Gegensätzen führte, die neben sachlichen Unterschieden auch eine soziokulturelle Dimension aufwiesen.³⁴

Zum Problem für die sozialdemokratische Politik wurde seit 1973/74 die Wirtschaftsentwicklung. Die Ölverknappung durch den Jom-Kippur-Krieg 1973 und die anschließende Ölpreisentwicklung hatten einen wirtschaftlichen Einbruch zur Folge, der – wie sich erst nach einiger Zeit herausstellte – den großen Wachstumszyklus der Nachkriegszeit mit hohen Wachstumsraten dauerhaft beendete.³⁵ In der Folgezeit gab es nur noch verhältnismäßig schwache Zuwächse – die vorhergehenden Raten wurden nicht mehr erreicht, mit der Konsequenz, dass ein weiterer Ausbau des Wohlfahrtsstaats, der das Wachstum zur Voraussetzung hatte, nicht nur unmöglich wurde, sondern die Begrenzung der Staatsausgaben zu einer wesentlichen politischen Aufgabe der Politik machte. Dies hatte für regierende sozialdemokratische Parteien wie die SPD Konflikte mit den Gewerkschaften zur Folge.

Zugleich wurde bald deutlich, dass einerseits strukturelle Fragen wie die Verlagerung von ganzen Wirtschaftszweigen in Niedriglohnländer, andererseits aber die Interferenz von Stagnation und Inflation (unter anderem verursacht durch die Eurodollars) das keynesianische Kriseninstrumentarium zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit mehr oder weniger unbrauchbar machten. Immerhin kam es jedoch zu dem – wesentlich auf Initiative des deutschen sozialdemokratischen Bundeskanzlers Helmut Schmidt und des französischen Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing begonnenen – Versuch der Koordinierung des wirtschaftspolitischen Verhaltens der Industrieländer durch Weltwirtschaftsgipfel mit dem Ziel, die transnationale konjunkturelle Entwicklung zu steuern.³⁶

Da die sozialdemokratischen Parteien in manchen Ländern eng mit den alten Industrien verbunden waren, mussten sie mit diesen in eine Krise geraten. Insbesondere in England beharrte der Gewerkschaftsflügel der Labour Party auf einer Haltung, die die bisherigen Strukturen verteidigte, was zum Teil das Scheitern von Labour-Regierungen und eine anhaltende Krise der Labour Party zur Folge hatte, in der zeitweilig linke Gruppen einen großen Einfluss in der Partei erhielten. Unverkennbar erleichterte die Krise die Durchsetzung neoliberaler Politik durch Margaret Thatcher.³⁷ Die kontinentalen sozialdemokratischen Parteien zeigten sich in der Regel offener für den Wandel. Eines der Schlagworte

33 Vgl. *Holger Nehring*, Debatten in der medialisierten Gesellschaft. Bundesdeutsche Massenmedien in den globalen Transformationsprozessen der siebziger und achtziger Jahre, in: *Thomas Raithel/Andreas Rödder/Andreas Wirsching* (Hrsg.), *Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren*, München 2009, S. 45–65.

34 Zum deutschen Fall vgl. *Faulenbach*, *Das sozialdemokratische Jahrzehnt*, S. 275ff., 303f. und 463f.

35 Vgl. *Hobsbawm*, *Das Zeitalter der Extreme*, S. 360ff.; *Konrad H. Jarausch* (Hrsg.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008.

36 Vgl. dazu *Fritz W. Scharpf*, *Sozialdemokratische Krisenpolitik in Europa*, Frankfurt am Main/New York 1987; *Winfried Süß*, *Der keynesianische Traum und sein langes Ende*, in: *Jarausch*, *Das Ende der Zuversicht*, S. 116–133; *Johannes von Karczewski*, »Weltwirtschaft ist unser Schicksal«. Helmut Schmidt und die Schaffung der Weltwirtschaftsgipfel, Bonn 2008.

37 Vgl. *Judt*, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, S. 613ff.

der deutschen Sozialdemokraten wurde in den 1980er Jahren die Strukturpolitik, die sie etwa im größten Bundesland NRW unter dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Johannes Rau in einer Weise zu handhaben suchten, dass der Strukturwandel des montanindustriell geprägten Ruhrgebietes, des größten industriellen Ballungsraums Europas, gefördert, doch zugleich sozial abgefedert wurde. Dies konnte zum Beispiel eine Subventionierung der heimischen Kohle – auf einem dann immer weiter abgesenkten Sockel – einschließen.

Gleichwohl blieb die Arbeitslosigkeit ein zentrales Thema, das zu Diskussionen über Arbeitszeitverkürzungen und über die Krise der Arbeitsgesellschaft führte. Die Gewerkschaft IG Metall versuchte, einen Einstieg in die 35-Stunden-Woche durchzusetzen, wobei der springende Punkt die Frage des vollen Lohnausgleichs war, zu der Oskar Lafontaine, der als kommender Mann der SPD galt, wie auch zur Frage der Maschinenlaufzeiten und Flexibilisierung der Arbeit Positionen vertrat, die von denen der Gewerkschaften abwichen. Irritationen im sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Bereich waren die Folge.³⁸

Die Sozialdemokraten gerieten auch deshalb zunehmend in die Defensive, weil gleichzeitig der Neoliberalismus als wirtschafts- und davon abgeleitetes gesellschaftspolitisches Konzept dominant wurde und in die Politik Margaret Thatchers in Großbritannien und Ronald Reagans in den USA Eingang fand und sich dann weiter ausbreitete. Angebotsorientierte Politik und ein Marktradikalismus, der betriebswirtschaftliche Rationalität und den Shareholder-Value zum alleinigen Maßstab einer zunehmend globalisierten Wirtschaft erhob, schwächten die Zustimmung zum bisherigen sozialdemokratischen Politikmodell in der Öffentlichkeit.

Doch sah sich die deutsche Sozialdemokratie nicht nur durch einen bald militanten – medial zunehmend breit unterstützten – Neoliberalismus bedrängt, sondern geriet auf der anderen Seite – jedenfalls in Mitteleuropa – durch Alternativbewegungen unter Druck. Diese griffen – von Bürgerinitiativen mitgetragen, von der Neuen Linken teilweise unterstützt – Umweltbelastung und Ökologie, die Risiken der Atomkraftwerke und die Folgen von Infrastrukturprojekten, doch auch Anliegen der Neuen sozialen Bewegungen, insbesondere der ›neuen‹ Frauenbewegung und zeitweilig als Megathema den Rüstungswettlauf und die Friedensfrage auf, indem sie gegen den NATO-Doppelbeschluss, der die Rüstungsparität bei Mittelstreckenwaffen in Europa wiederherstellen sollte, erfolgreich mobilisierten.³⁹ Zu den Kennzeichen dieser Bewegungen, die sich in ihrer antietatistischen Tendenz und in ihrer Skepsis gegenüber dem Wohlfahrtsstaat partiell mit dem Neoliberalismus trafen, gehörte das Entstehen neuer Milieus, die für die Sozialdemokratie bald schwer erreichbar waren.⁴⁰

Die Sozialdemokratie versuchte gleichwohl in Deutschland, wo die genannten Bewegungen früher und stärker als in Westeuropa hervortraten⁴¹, einen Teil der Fragen aufzugreifen und im Rahmen der Erarbeitung eines neuen Grundsatzprogramms mit der eigenen Programmatik zu verschmelzen. Dies hatte die Konsequenz, den sozialen und ökologischen Umbau der Industriegesellschaft zum Leitbild zu erheben, den Arbeitsbegriff neu zu definieren, das Gender-Thema zu adaptieren (was innerparteilich die Einführung der Frauenquote zur Folge hatte) sowie einen Schwenk in der Sicherheitspolitik zu vollziehen

38 Vgl. *Heinz-Gerd Hofschien* (Hrsg.), Lafontaine, SPD und Gewerkschaften. Die Wirtschaftspolitik-Debatte, Köln 1989; *Wirsching*, Abschied vom Provisorium, S. 149f.

39 Vgl. *Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 593ff. Zur alternativen Milieubildung vgl. *Sven Reichardt/Detlef Siegfried* (Hrsg.), Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983, Göttingen 2010.

40 Vgl. ebd.

41 Vgl. *Ferdinand Müller-Rommel*, Grüne Parteien in Westeuropa. Entwicklungsphasen und Erfolgsbedingungen, Opladen 1993.

und zum Partner der Friedensbewegung zu werden. Dies musste Profil und Struktur der Partei verändern, die sich weiter von der traditionellen Arbeiterbewegung entfernte.

Dies alles konnte freilich nicht verhindern, dass sich die 1980 – nach einigen regionalen Vorläufern – in der Bundesrepublik gegründeten »Grünen« etablierten und die Sozialdemokratie damit der Mehrheitsfähigkeit beraubten, zumal die neue Partei, die sich als Anti-Partei stilisierte, einen fundamentalistischen Kurs einschlug, der Koalitionen von beiden Seiten her nicht zuließ. Erst mit dem Vordringen von »Realos« innerhalb der Grünen wurden Koalitionen zwischen SPD und Grünen möglich, die freilich von beiden Partnern erhebliche Kompromissbereitschaft verlangten, was das gemeinsame Regieren, wie das Beispiel Hessen zeigte, schwierig machte.

Symptomatisch für die veränderte Konstellation war, dass die Sozialdemokratie in wichtigen europäischen Ländern in den 1980er Jahren von der Regierung verdrängt wurde, so in Großbritannien und in der Bundesrepublik Deutschland, für die 1982 das »sozialdemokratische Jahrzehnt« definitiv zu Ende ging. Helmut Schmidt wurde 1982 – ermöglicht durch ein Umschwenken der zunehmend vom Neoliberalismus beherrschten FDP – durch Helmut Kohl mittels eines konstruktiven Misstrauensvotums gestürzt. Und in Großbritannien regierte seit 1979 Margaret Thatcher, die mit besonderer Militanz gegen jede Form von Sozialismus vorging und sich zielstrebig für die Privatisierung von staatlichen Wirtschaftsunternehmen, eine angebotsorientierte Wirtschaftspolitik und den Rückbau des Wohlfahrtsstaats einsetzte.⁴² Beide Wechsel führten jeweils zu einem Linksruck in den sozialdemokratischen Parteien, was teilweise zur eigenen Selbstverständigung beitrug, doch die Rückeroberung der Macht eher erschwerte.

In Frankreich schienen die Uhren etwas anders zu gehen. 1981 wurde François Mitterrand zum Staatspräsidenten gewählt und schrieb sogleich Parlamentswahlen aus, die er gewann. Er begann mit einem sozialistischen Programm, das auf die Ausdehnung öffentlicher Kontrolle auf Banken und große Unternehmen hinauslief, vollzog jedoch im Juni 1981 eine Wende, um sich in Europa nicht zu isolieren. Nun betrieb er eine ausgesprochen pragmatische Politik, die sogar Momente des Thatcherismus übernahm.⁴³ Damit aber wurde Frankreich nicht zu einem Leitbild für die europäische Sozialdemokratie. Erst recht gilt dies für die italienischen Sozialisten unter Führung Bettino Craxi, der 1983–1987 Ministerpräsident einer Mitte-Links-Koalition war, die vor allem die Funktion hatte, die Kommunisten von der Macht fernzuhalten.⁴⁴

Resümierend lässt sich – trotz vielfältiger Unterschiede in den einzelnen Ländern – sagen, dass die Sozialdemokratie in den 1980er Jahren gegenüber den 1970er Jahren an Einfluss verlor, was auch im wissenschaftlichen Raum kommentiert wurde. Jürgen Habermas meinte Mitte des Jahrzehnts die veränderte Konstellation mit dem Begriff »Neue Unübersichtlichkeit« kennzeichnen zu können, für die verschiedene quer zueinander liegende Polaritäten charakteristisch seien und dass die Linke zunehmend unter einem Utopieverlust leide.⁴⁵ Und Ralf Dahrendorf schrieb 1987, das »Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts« sei gekommen, da die Sozialdemokratie alle ihre wichtigen Ziele durchgesetzt habe.⁴⁶ Die Sozialdemokraten waren nach Dahrendorf

42 Vgl. dazu *Earl Aaron Reitan*, *The Thatcher Revolution. Margaret Thatcher, John Major, Tony Blair, and the Transformation of Modern Britain, 1979–2001*, Lanham, MD 2003; *Judt*, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, S. 618ff.

43 Ebd., S. 631ff.

44 In den 1980er Jahren stellte die Sozialdemokratie auch den Kanzler in Österreich. Es ist hier nicht möglich, die verschiedenen nationalen Fälle zu beleuchten.

45 *Habermas*, *Die Neue Unübersichtlichkeit*. Vgl. *Faulenbach*, *Das sozialdemokratische Jahrzehnt*, S. 416ff.

46 *Ralf Dahrendorf*, *Das Elend der Sozialdemokratie*, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 41, 1987, S. 1021–1038.

»ein Jahrhundert lang treibende Kraft der politischen Entwicklung [gewesen], bis sie am Ende [...] zur natürlichen Regierungspartei wurden und prompt ihre Kraft verloren. Das Jahrhundert war in seinem Antrieb und in seinen besten Möglichkeiten sozialdemokratisch. Als es dem Ziel nahe kam, war es folgerichtig mit der Kraft der Sozialdemokraten vorbei.«⁴⁷

Es bleibe ihnen nur noch, »auf verbleibende Unvollkommenheiten der von ihnen geschaffenen Welt hinzuweisen und im Übrigen das Erreichte zu verteidigen«.⁴⁸ So unterschiedlich beide Diagnosen auch waren: Sie reflektieren die schwierige Konstellation, durch die die Sozialdemokratie in Mittel- und Westeuropa in den 1980er Jahren in die Defensive geraten war und deren Bewältigung sie noch beschäftigte, als sich Europa 1989/90 innerhalb weniger Monate grundlegend veränderte.

III. DIE SOZIALDEMOKRATIE 1989/90

Von der Umwälzung 1989/90 in Ostmitteleuropa und dann auch in Südost- und Osteuropa wurden alle politischen Richtungen im übrigen Europa überrascht. Und doch hatten die Sozialdemokraten wohl in besonderer Weise Mühe, sich auf den revolutionären Umbruch einzustellen. Man mag dies darauf zurückführen, dass sie dezidiert den Status quo sowohl in der Anerkennung der staatlichen Grenzen als auch hinsichtlich der nur evolutionär zu verändernden politisch-gesellschaftlichen Ordnung als Rahmen für eine Politik europäischer Zusammenarbeit betrachteten. Bei der Beurteilung der Umwälzung mag mitgespielt haben, dass es zum Teil – abgesehen von Polen – weniger die klassischen Arbeitnehmerschichten als die Zwischenschichten, insbesondere Intelligenz und Kultur-eliten, waren, von denen Dissidenz und Opposition ihren Ausgang nahmen, obgleich das Rekurrieren auf Bürgerrechte auch Sozialdemokraten nicht fremd war. Im Übrigen aber fällt auf, dass Sozialdemokraten und Sozialisten bei dieser Umwälzung, die die bisherigen Realitäten infrage stellte, überwiegend – wie etwa der französische Staatspräsident Mitterrand – entsprechend ihren staatlichen Interessenlagen reagierten. Und doch gab es auch innerhalb der sozialdemokratischen Parteien unterschiedliche Positionen, wie der deutsche Fall zeigt.⁴⁹

Die Mehrzahl der deutschen Sozialdemokraten wollte 1989 zunächst den Pfad bislang erfolgreicher Politik nicht verlassen, der nicht nur auf mehr Sicherheit, sondern auch auf eine weitere Zivilisierung des Verhältnisses zwischen Ost und West im Allgemeinen und den beiden deutschen Staaten im Besonderen sowie auf einen kontrollierten Wandel der kommunistischen Staaten unter Führung von Reformern hinauslief. Beeinflusst von post-nationalem Denken, das in der Bundesrepublik auf dem Hintergrund der Diskreditierung

47 Ebd., S. 1023.

48 Ebd., S. 1034. Vgl. dazu *Thomas Meyer*, Transformation der Sozialdemokratie. Eine Partei auf dem Weg ins 21. Jahrhundert, Bonn 1998, S. 81ff.

49 Vgl. zum deutschen Fall, bei dem es nicht nur um das Ende der kommunistischen Herrschaft, sondern auch um die Frage der deutschen Einheit ging: *Daniel Friedrich Sturm*, Uneinig in die Einheit. Die Sozialdemokratie und die Vereinigung Deutschlands 1989/90, Bonn 2006; *Ilse Fischer* (Hrsg.), Die Einheit sozial gestalten. Dokumente aus den Akten der SPD-Führung 1989/90, Bonn 2009; *Bernd Faulenbach/Heinrich Potthoff* (Hrsg.), Die deutsche Sozialdemokratie und die Umwälzung 1989/90, Essen 2001; *Bernd Faulenbach*, Die friedliche Revolution in der DDR als Herausforderung der Deutschlandpolitik der Parteien in Bonn. Dokumentation einer Ringvorlesung des Instituts für Deutschlandforschung der Ruhr-Universität Bochum im Sommer-Semester 1999, Bochum 1999, S. 24–42; *ders.*, Die demokratische Linke und die Umwälzung 1989/90. Zur Bedeutung der Totalitarismustheorien in der deutschen Sozialdemokratie, in: *Schmeitzner*, Totalitarismuskritik von links, S. 377–392; *Georgios Chatzoudis*, Die Deutschlandpolitik der SPD in der zweiten Hälfte des Jahres 1989, Bonn 2005.

des Nationalen durch die NS-Zeit in den deutschen Bildungsschichten besondere Resonanz fand⁵⁰, reagierten Teile der Partei, insbesondere die sogenannte Enkel-Generation auf die Tendenz, die deutsche Frage aufzugreifen, ablehnend oder skeptisch. Manchen erschien die Zweistaatlichkeit ebenso als »verdientes« Ergebnis des Zweiten Weltkriegs wie als Bedingung einer europäischen Friedensordnung.⁵¹

Allerdings wich von dieser Einschätzung ein anderer Teil der Sozialdemokratie ab. Schon am 16. Juni – im Kontext des Besuches von Gorbatschow in Bonn – betonte Willy Brandt, hoch angesehener Ehrenvorsitzender der SPD, es sei an der Zeit, dass das Trennende zwischen den beiden deutschen Staaten überwunden werde.⁵² Einen Tag später gab Erhard Eppler in seiner Rede zum 17. Juni eine ausgesprochen kritische Einschätzung der Zukunftsfähigkeit des SED-Systems und beharrte ebenfalls darauf, dass die deutsche Frage keineswegs endgültig entschieden sei.⁵³ Aus der Sicht Brandts und Epplers konnte das Selbstbestimmungsrecht auch den Deutschen nicht vorenthalten werden.

Brandt war es auch, der im Herbst 1989 früher als andere die revolutionäre Situation erkannte, in der eine neue Politik erforderlich war. So konnte aus seiner Sicht die Wahrung der Stabilität der DDR, die Prämisse der Ostpolitik gewesen war und auch von Helmut Kohl als Maxime beachtet worden war, kein Gesichtspunkt mehr sein. Brandt schrieb im September an Hans-Jochen Vogel: »Landgewinn für staatsbürgerliche Freiheit ist kaum zu erzielen, ohne verkrustete Strukturen zu ›destabilisieren‹.«⁵⁴ Er begriff die Entwicklung als zunehmend revolutionär und als Herausforderung auch für die westdeutsche Politik.

Im Herbst und Winter 1989 standen sich zwei Tendenzen in der deutschen Sozialdemokratie gegenüber, die eine von Willy Brandt (und Repräsentanten der mittleren Generation wie Johannes Rau, Hans-Jochen Vogel und Klaus von Dohnanyi) vertretene, die für die deutsche Einheit plädierte und in ihrer Wiederherstellung einen Teilprozess der Überwindung der europäischen Spaltung sah. Die andere Position, deren Protagonist Oskar Lafontaine war und welche vorrangig bei Jüngeren Anklang fand, sprach sich zwar für die Angleichung der Lebensverhältnisse in der DDR an die der Bundesrepublik aus, sah jedoch eine Wiederherstellung der deutschen Einheit ausgesprochen kritisch. Der Gegensatz von Brandt und Lafontaine und der Beifall, den beide auf dem Berliner Parteitag im Dezember fanden⁵⁵, ist symptomatisch für die Schwierigkeit der deutschen Sozialdemokratie, eine gemeinsame Position 1989/90 zu finden. Allerdings verband beide Richtungen letztlich doch die positive Wertung des Endes der SED-Diktatur – die Divergenz bezog sich im Herbst/Winter 1989/90 auf die Frage der deutschen Einheit, die einem Teil eine Herzensangelegenheit, anderen vorrangig eine Kostenfrage war.

Zu den nicht nur aus sozialdemokratischer Sicht wichtigen Ereignissen und Entwicklungen 1989/90 in der DDR gehörte die Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP) am 7. Oktober 1989.⁵⁶ Sie war verknüpft mit der Entstehung von anderen

50 Vgl. *Karl-Rudolf Korte*, *Der Standort der Deutschen. Akzentverlagerungen der deutschen Frage seit den siebziger Jahren*, Köln 1990.

51 Vgl. Protokoll vom Programmparteitag Berlin 18.–20.12.1989, Bonn o.J., S. 150ff.

52 Vgl. *Bernd Faulenbach*, *Vorrang für das Nationale? Willy Brandts Rolle im Prozess der deutschen und der europäischen Einigung 1989/90*, in: *Bernd Rother* (Hrsg.), *Willy Brandt. Neue Fragen, neue Erkenntnisse*, Bonn 2011, S. 270–284, hier: S. 273ff.

53 Die Rede Epplers ist abgedr. in: *Eppler*, *Reden auf die Republik*, S. 31–47.

54 Schreiben des SPD-Ehrenvorsitzenden Willy Brandt an den SPD-Vorsitzenden Jochen Vogel am 15. September 1989, abgedr. in: *Willy Brandt*, *Gemeinsame Sicherheit. Internationale Beziehungen und deutsche Frage 1982–1992*, Bonn 2009, S. 368f.

55 Vgl. Protokoll vom Programm-Parteitag Berlin 18.–20.12.1989.

56 Vgl. dazu *Martin Gutzeit/Stephan Hilsberg*, *Die SDP/SPD im Herbst 1989*, in: *Eberhard Kuhrt* (Hrsg.), *Opposition in der DDR von den 70er Jahren bis zum Zusammenbruch der SED-Herrschaft*, Opladen 1999, S. 607–686; *Dieter Dowe* (Hrsg.), *Von der Bürgerbewegung zur Partei*.

Bürgergruppen, die Plattformen für die Diskussion mit Staat und Partei bildeten, dabei jedoch im Grunde im Vorpolitischen blieben, auch wenn sie bürgerrechtliche und teilweise auch basisdemokratische Ziele zu vertreten suchten.⁵⁷ Die Gründer der SDP wollten in den politischen Raum vorstoßen: Sie wollten eine Partei mit einer festen Organisation aufbauen und stellten damit die Machtfrage. Und indem sie eine Sozialdemokratische Partei anzielten, die angeblich in der SED aufgegangen war, stellten sie die Gründungslegende der Staatspartei der DDR infrage.⁵⁸

Die Idee, eine sozialdemokratische Partei wiederzugründen, tauchte an verschiedenen Stellen in der späten DDR auf.⁵⁹ Es ging dabei teils um eine Reform, zunehmend aber um eine Überwindung des SED-Systems. Konkrete Realisierungsversuche aber unternahm wohl nur Martin Gutzeit und Markus Meckel, zwei philosophisch gebildete Pfarrer, die seit Jahren in der Friedens- und Bürgerbewegung engagiert waren⁶⁰ und am 26. August 1989 im Kontext eines Menschenrechtsseminars in Berlin aus Anlass des 200. Jahrestages der Proklamation der Menschen- und Bürgerrechte in der Französischen Revolution ihren Aufruf zur Gründung einer sozialdemokratischen Partei vortrugen, in dem der Wahrheits- und Machtanspruch der SED infrage gestellt und eine umfassende Demokratisierung der DDR gefordert wurde. Ziele sollten eine »ökologisch orientierte soziale Demokratie« mit einer »klaren Trennung von Staat und Gesellschaft« sein; Grundrechte, Rechtsstaatlichkeit, parlamentarische Demokratie und soziale Marktwirtschaft waren wichtige Programmpunkte.⁶¹

Wenn von den vier Unterzeichnern des Gründungsaufrufs drei Pfarrer⁶² waren und auch bei der Gründung in einem Pfarrhaus nördlich von Berlin – in Schwante – eine ganze Reihe von Pfarrern und kirchlich orientierten Menschen anwesend war – was zur Ironisierung der Partei als »Pastorenpartei« führte –, so verweist dies auf die besondere Rolle der Evangelischen Kirche in der DDR als einzige demokratisch strukturierte und vom SED-System

-
- Die Gründung der Sozialdemokratie in der DDR, Bonn 1993; *Wolfgang Herzberg* (Hrsg.), Auf den Anfang kommt es an. Sozialdemokratischer Neubeginn in der DDR 1989. Interviews und Analysen, Bonn 1993; *Faulenbach/Potthoff*, Die deutsche Sozialdemokratie und die Umwälzung 1989/90. *Markus Meckel*, Die Forderung nach Grundrechten und die Umwälzung 1989, in: *Bernd Faulenbach/Heinrich Potthoff* (Hrsg.), Die Revolution 1848/49 und die Tradition der sozialen Demokratie in Deutschland, Essen 1998, S. 81–100; *Steffen Reiche*, Die Gründung der SDP in der DDR und die erste Kontaktaufnahme mit der SPD. Ein Bericht zur Deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, in: *Franz-Josef Jelich/Stefan Goch* (Hrsg.), Geschichte als Last und Chance. Festschrift für Bernd Faulenbach, Essen 2003, S. 193–203, darin insb. *Konrad Jarausch*, »Die notwendige Demokratisierung unseres Landes« – Die Rolle der SDP im Herbst 1989, S. 52–68.
- 57 Vgl. dazu neben *Kuhr*, Opposition in der DDR, die Fragestellung von *Detlef Pollack/Jan Wielgohs* (Hrsg.), Akteure oder Profiteure? Die demokratische Opposition in den ostmitteleuropäischen Regimeumbrüchen 1989, Wiesbaden 2010.
- 58 Der Zusammenschluss von KPD und SPD, der mit Zwang und Druck 1945/46 durchgeführt worden war, fungierte in der späten DDR als inhaltlich entleertes symbolisches Ereignis der antifaschistisch-demokratischen Neuordnung, auf der die DDR aufbaute.
- 59 Vgl. dazu *Rainer Eppelmann*, Gottes doppelte Spur. Vom Staatsfeind zum Parlamentarier, Holzgerlingen 2007, S. 274 und 139ff.; vgl. auch die Zeitzeugengespräche I und II in: *Faulenbach/Potthoff*, Die deutsche Sozialdemokratie und die Umwälzung 1989/90, S. 15ff. und 29ff.
- 60 Zu diesen vgl. auch *Markus Meckel/Martin Gutzeit*, Opposition in der DDR. Zehn Jahre kirchliche Friedensarbeit – kommentierte Quellentexte, Köln 1994.
- 61 Der Aufbruch ist abgedr. im Anhang von: *Gutzeit/Hilsberg*, Die SDP/SPD im Herbst 1989, S. 679.
- 62 Pfarrer waren Martin Gutzeit, Markus Meckel und Arndt Noack, der vierte im Bunde war Ibrahim Böhme, der in verschiedenen Berufen gearbeitet hatte, unter anderem als Bibliothekar und Dramaturg. Zum ersten Sprecher (Vorsitzenden) wurde der – aus einem Pfarrhaus stammende – Informatiker Stephan Hilsberg gewählt.

unabhängige Organisation, die der Opposition in der DDR so etwas wie ein Dach bot. Ein Stück weit war zudem die Oppositionsbewegung protestantisch eingefärbt. Dass es in Teilen der Kirche eine besondere Präferenz für die Sozialdemokratie gab, hängt mit der Geschichte des gesamtdeutschen Protestantismus zusammen, in dem die aus der Bekennenden Kirche erwachsene Richtung, die durch die Theologie Dietrich Bonhoeffers und Karl Barths geprägt war, sich in der Nachkriegszeit der SPD annäherte und teilweise mit der SPD verband – in der SPD wurde sie repräsentiert durch Gustav Heinemann, Johannes Rau, Diether Posser und Jürgen Schmude, die ursprünglich deutschlandpolitisch in der Gesamtdeutschen Volkspartei (GVP) engagiert waren.⁶³

Kam auch der Gründungsimpuls zur SDP aus dem protestantischen Raum, so verbreiterte sich die Partei doch schon bald. Sie übte zunehmend eine Anziehungskraft auf Leute aus, die eine neue Politik jenseits der Oppositionsgruppen mit ihrem spezifischen intellektuellen Flair aktiv gestalten wollten. Nimmt man die auf dem Leipziger Parteitag im Februar 1990 gewählte Führungsgruppe als Maßstab, so fallen vor allem Ingenieure und Techniker, Naturwissenschaftler und Ärzte verschiedener Fachrichtungen bis hin zu Tierärzten auf, die in der West-SPD kaum vertreten waren.⁶⁴ Es waren die nicht von der SED in Anspruch genommenen Teile der Intelligenz, die 1989/90 eine besondere Rolle spielten. Dass Arbeitnehmervertreter und Gewerkschafter in der neu gegründeten Partei zunächst fehlten, gehört zu den problematischen Folgen der politisch-gesellschaftlichen Gründungskonstellation, in der die Arbeiter sich kaum unabhängig von den Gewerkschaften engagierten.

Zweifellos war die SDP/SPD 1989/90 in der DDR eine Neugründung, die keinerlei personelle oder organisatorische Kontinuität zur SPD der frühen Nachkriegszeit (oder gar der Weimarer Republik) aufwies, sieht man von persönlichen Wurzeln Einzelner ab. Die sozialdemokratische Parteitradition war im SED-Staat weitgehend liquidiert, die sozialdemokratischen Hochburgen geschleift worden; »Sozialdemokratismus« war über viele Jahre von der SED bekämpft worden. Die Gründer knüpften nicht an die frühere SPD in Mitteldeutschland an, ihr Vorbild war die westdeutsche Sozialdemokratie der 1970er Jahre, die SPD Brandts und Schmidts, ihre Reform- und Friedenspolitik, deren Politikansätze sie für die DDR zu adaptieren suchten.

Da die Neugründung vor allem eine Absage an die SED war, tat sich die neue Partei auch bei der Aufnahme früherer SED-Mitglieder schwer. Die junge Partei fürchtete, von Alt-Kadern der SED majorisiert zu werden. Als der bisherige Dresdener Oberbürgermeister Wolfgang Berghofer mit einer größeren Zahl von SED-Mitgliedern 1989/90 der SDP/SPD in der DDR beitreten wollte, wurde ihm signalisiert, dass er zwar als Einzelner, doch nicht als Gruppe willkommen sei.⁶⁵ Die sich gerade bildende, noch wenig gefestigte Partei war in dieser Frage in einer dilemmatischen Situation. Sie brauchte kompetente neue Mitglieder und musste diese dann fürchten, wenn sie ihre bisherigen SED-Denk-muster und Netzwerke mitbrachten.

Die Gründung erfolgte organisatorisch zwar völlig unabhängig von der West-SPD, in der es anfangs sogar ein Zögern gegenüber der neuen Partei gab⁶⁶, und basierte auch auf

63 Zur GVP Heinemanns vgl. *Josef Müller*, Die Gesamtdeutsche Volkspartei. Entstehung und Politik unter dem Primat nationaler Wiedervereinigung 1950–1957, Düsseldorf 1990.

64 Die Geschichte der SPD in der DDR im Jahre 1990 ist bislang unzureichend erforscht. Der Verfasser schreibt hier als Zeitzeuge.

65 Vgl. dazu *Manfred Wilke*, »Wenn wir die Partei retten wollen, brauchen wir Schuldige«. Der erzwungene Wandel der SED in der Revolution 1989/90. Interview mit Wolfgang Berghofer, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung*, 2007, S. 396–421, hier: S. 420f.

66 Vgl. dazu *Sturm*, Uneinig in die Einheit, S. 147ff.; *Reiche*, Die Gründung der SDP in der DDR; West-SPD und DDR-Sozialdemokraten, Zeitzeugengespräch III, in: *Faulenbach/Potthoff*, Die deutsche Sozialdemokratie und die Umwälzung 1989/90, S. 73ff.

Erfahrungen in der DDR, doch schöpfte sie politisch in erheblichem Maße aus dem breiten sozialdemokratischen Ideenstrom, der seit Jahrzehnten nur im Westen weitergeführt worden war. Wenn das bereits am 7. Oktober 1989 diskutierte und verabschiedete Statut feststellte, dass die sozialdemokratische Partei in der DDR »Menschen verschiedener Grundüberzeugungen und Glaubenshaltungen [vereinigte], die sich den Traditionen von Demokratie, sozialer Gerechtigkeit sowie der Verantwortung für die Bewahrung der natürlichen Umwelt verpflichtet fühlen«⁶⁷, so war dies ein Bekenntnis zum weltanschaulichen Pluralismus und zum Verzicht auf Glaubensaussagen, wie es für die SPD seit Godesberg charakteristisch war. Gleichzeitig aber wurde der scharfe Gegensatz zur SED manifest. Schon in einem Entwurf Gutzeits und Meckels vom Mai 1989 standen die klaren Sätze:

»Wir leben unter Bedingungen des angemessenen, geschichtsmetaphysisch begründeten Macht- und Wahrheitsanspruchs einer Partei, die diesen Anspruch institutionell in Staat und Gesellschaft zementiert hat und sich durch ihre Ideologie legitimiert glaubte, alle ihre möglichen Mittel einzusetzen, um diese Situation zu perpetuieren, obgleich sie ideologisch, politisch, wirtschaftlich und ökologisch in weiten Bereichen abgewirtschaftet hat. Ohne ausdrückliche Bestreitung ihres Macht- und Wahrheitsanspruchs und seiner Begründungen, d.h. der geistigen Grundlagen des Stalinismus, hat eine demokratische Reform keine Aussicht auf Erfolg.«⁶⁸

Das Macht- und Wahrheitsmonopol der SED wurde erst im Herbst 1989 gebrochen.

Die neue Partei war jedoch mehr als eine Anti-SED, wie Selbstverständnis und Programmatik zeigten. Schon im Gründungsstatut definierte sie sich als »demokratische Volkspartei, die für alle Schichten der Bevölkerung offen ist«. Sie trat für die »parlamentarische Demokratie und Parteienpluralität« ein.⁶⁹ Die Durchsetzung von Menschen- und Bürgerrechten, des demokratischen Rechtsstaats und der Gewaltenteilung waren weitere wichtige Punkte. Auch die Aussagen zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik verraten die Orientierung an sozialdemokratischen Vorstellungen des Westens, auch wenn einige Begriffe aus der marxistischen politischen Ökonomie stammen: Monopolisierung und Zentralisierung ist entgegenzutreten, »unvermeidliche Monopole« aber sind der demokratischen Kontrolle zu unterwerfen sowie auf die ökonomische Effizienz und Umweltverträglichkeit zu überprüfen. Wenn die Ökologie eine wichtige Rolle spielte, so lässt auch dies die Partizipation an den Diskussionsprozessen der West-SPD erkennen, die bei der Vorbereitung des Berliner Programms geführt wurden, das im Dezember 1990 verabschiedet wurde. Ziel der Sozialdemokratie in der DDR war »eine ökologisch orientierte Marktwirtschaft mit gemischter Wirtschaftsstruktur und unterschiedlichen Eigentumsformen«.⁷⁰ Einzelforderungen waren Mitbestimmung, Miteigentum für »diejenigen, die Werte schaffen«. Ökologische Kosten aber seien in das Marktgeschehen einzubeziehen. Nicht zuletzt trat man für demokratische Gewerkschaften ein. Dass sich noch keine Hinweise auf die Konsequenzen des verschärften globalisierten Wettbewerbs finden, ist sicherlich symptomatisch für die damalige Wahrnehmung des westlichen Systems.

Zwar wuchs die Partei nach ihrer Gründung Anfang Oktober 1989 nicht so schnell, wie manche im Westen annahmen.⁷¹ Gleichwohl war die SED, die sich als kommunistische

67 Statut der Sozialdemokratischen Partei in der DDR-SDP, abgedr. im Anhang bei: *Gutzeit/Hilsberg*, Die SDP/SPD im Herbst 1989, S. 681f.

68 Zit. nach: ebd., S. 615.

69 Ebd., S. 681f.

70 Ebd. – Die Positionen wurden in dem auf dem Leipziger Parteitag beschlossenen Programm bestätigt.

71 Zur weiteren Entwicklung der SPD in der DDR 1990 vgl. jetzt *Ilse Fischer* (Hrsg.), Von der frei gewählten Volkskammer zum vereinten Deutschland. Politik- und Alltagserfahrungen sozialdemokratischer Volkskammerabgeordneter. Dokumentation einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung am 23./24. September 2010 in Berlin, Bonn 2013.

Partei verstanden hatte, beunruhigt. Zweifellos war die Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR kein unwesentlicher Faktor bei der Destruktion und schließlichen Auflösung des SED-Regimes, dessen Erbe die zur SED/PDS transformierte SED anzutreten versuchte.

Die Bedeutung der Neugründung der Sozialdemokratie 1989 in der DDR ist mithin in mehrfacher Hinsicht relevant:

1. Sie erfolgte unabhängig von der West-SPD und war doch kommunikativ mit dem Westen verbunden und wurde dann auch von der West-SPD unterstützt, was zu ihrem relativen Erfolg – auf der Folie der Entwicklungen in den ost- und südosteuropäischen Ländern – beigetragen hat.
2. Sie war – abgesehen vom Bündnis 90 – die einzige wirkliche parteipolitische Neugründung im Herbst 1989/90, die übrigen Parteien waren gewendete Blockparteien des SED-Systems.
3. Sie politisierte die Diskussion des Herbstes 1989 ganz entscheidend. Sie gab Anstöße, nicht nur über Kommunikationsmängel und Missstände zu reden, sondern das ganze politische System infrage zu stellen. Sie hat damit den Umwälzungsprozess vorangetrieben. Sie hatte wesentlichen Anteil daran, dass die Bevölkerung der zusammenbrechenden DDR über Proteste hinaus politisch artikulationsfähig wurde.

Die friedliche Revolution 1989 in der DDR wies durchaus eine sozialdemokratische Komponente auf. Es ging um Freiheitsrechte, aber eben auch um die Verbesserung der materiellen Lebensverhältnisse. Dies war in den meisten anderen Ländern des Ostens nicht viel anders, nur dass hier eine neu gegründete sozialdemokratische Partei nicht zur Verfügung stand, sondern es eher Versuche gab, reformkommunistische Positionen zu sozialdemokratischen weiterzuentwickeln.

Nach der Ablösung oder Zurückdrängung der kommunistischen Staatsparteien entstand ein gewisses Vakuum, das die bisherige Opposition in der Regel nicht dauerhaft füllen konnte, sodass die traditionellen parteipolitischen Richtungen teilweise wieder entstanden, ohne freilich sich in den Gesellschaften und Bevölkerungen auf Substrukturen abstützen zu können, was die neuen Parteien zu mehr oder weniger fluiden Größen machte.⁷²

Für die bundesdeutsche Sozialdemokratie ergab sich nach der Anerkennung der SDP/SPD der DDR als Partner bei der Volkskammerwahl das Problem, dass die neue Partei⁷³ organisationspolitisch gänzlich unerfahren war, doch zugleich auf ihre Eigenständigkeit pochte, während sich CDU und FDP auf die Apparate der alten Blockparteien abstützen konnten, was sich zusammen mit anderen Momenten im Ergebnis in der Volkskammerwahl am 18. März 1990 und dann auch in der Bundestagswahl am 2. Dezember 1990 niederschlug.

Die SPD in der Bundesrepublik traf sich mit der DDR-SPD bald darin, besonders soziale Probleme des Vereinigungsprozesses aufzugreifen.⁷⁴ Trotz der bedeutenden Rolle, die Willy Brandt im Herbst 1989 spielte, und der konstruktiven Mitarbeit der Sozialdemokraten der DDR in Volkskammer und Ministerrat sowie in der SPD-Bundestagsfraktion unter Führung Hans-Jochen Vogels fiel der eigentliche Ruhm der deutschen Vereinigung, für die bald durchweg der Begriff Wiedervereinigung gebraucht wurde, Kanzler Helmut

72 Zur unterschiedlichen Rolle der demokratischen Opposition in den ostmitteleuropäischen Umbrüchen 1989 vgl. *Pollack/Wielgohs*, Akteure oder Profiteure.

73 Vgl. dazu auch *Markus Meckel/Steffen Reiche* (Hrsg.), »Nichts muss bleiben, wie es ist«. Gedanken zur Gründung der Ost-SPD, Berlin 2010; *Bernd Faulenbach*, Die Neugründung der Sozialdemokratie in Schwante, in: *ders./Andreas Helle*, Menschen, Ideen, Wegmarken. Aus 150 Jahren deutscher Sozialdemokratie, Berlin 2013, S. 368–376.

74 Vgl. *Fischer*, Die Einheit sozial gestalten.

Kohl, ein wenig auch Wolfgang Schäuble und Hans-Dietrich Genscher zu. Die keineswegs unwichtige Rolle der SPD, die durch die Neue Ostpolitik Feindbilder abgebaut, die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten wesentlich gefördert und die deutsche Frage offengehalten hatte, wurde in den 1990er Jahren erheblich durch die Erinnerung an innerparteiliche Gegensätze 1989/90, insbesondere der Politik Lafontaines zugedeckt, was der Partei in den neuen Ländern zusammen mit der Weiterexistenz der SED/PDS auf der einen Seite und der Ablehnung jeder Form von Sozialismus auf der anderen Seite zu schaffen machte.

IV. PROBLEME DER SOZIALDEMOKRATIE IN DEN 1990ER JAHREN

Mit dem Untergang der kommunistischen Welt verschwand die Grundkonstellation der Nachkriegsepoche in Europa. Die Sozialdemokraten waren nach 1989 nicht mehr die scharfen Gegner der Kommunisten oder die vernünftige demokratische Alternative zu den Kommunisten im Hinblick auf gesellschaftliche Umgestaltung. Auch war ihre Aufgabe zu Ende, die kommunistischen Systeme durch eine Politik der Zusammenarbeit einzubinden und dabei zu zivilisieren und den Ost-West-Gegensatz zu überwinden.

Allerdings sahen sich auch die Sozialdemokraten – nicht nur Liberale oder auch Konservative – durch das Ende des Kommunismus bestätigt, hatten sie doch immer Freiheit und Sozialismus zusammengedacht. Doch glaubten sie nicht, dass das Ende des Kommunismus – wie der Hegelianer Francis Fukuyama meinte⁷⁵ – das Ende der Geschichte sei, war doch längst den meisten Sozialdemokraten angesichts der Katastrophen des 20. Jahrhunderts der traditionelle Geschichtsglaube der älteren Sozialdemokratie abhandengekommen.

Die Sozialdemokratie sah sich seit 1989/90 einer Konstellation ausgesetzt, in der sie weiter mit strukturellen Problemen zu kämpfen hatte und ihren Ort zu manchen Zeitfragen neu bestimmen musste. Ihr Politikbegriff schien immer noch in einem Transformationsprozess begriffen. Jedenfalls erfüllte sich die Erwartung des großen europäischen Sozialdemokraten Willy Brandt nicht, dass die Umwälzung zu einer neuen Blüte der Sozialdemokratie in Europa (insbesondere in Osteuropa) führen werde. In manchen Hinsichten blies der Wind des neuen Klimas – in Gestalt des nun absolut dominanten neoliberalen Zeitgeistes – den Sozialdemokraten sogar scharf ins Gesicht.

Sicherlich hatte während der 1980er Jahre der kommunistische Osten, außer im militärischen Bereich, auf keinem Feld für den Westen mehr eine wirkliche Herausforderung dargestellt. Und doch wirkte sich das Verschwinden der kommunistischen Welt 1989–1991 in Europa in der Folgezeit psychologisch als weitere Stärkung und Ausbreitung marktradikaler Ideologie und als Schwächung der politischen Kräfte aus, deren Konzept eine Zähmung des Kapitalismus durch Regeln und das Korrektiv der Sozialstaatlichkeit angestrebt hatte.

Kritik und Selbstkritik der deutschen Sozialdemokratie nach 1989

In und nach der Umwälzung wurden Stimmen in Mittel- und Osteuropa laut, die sich nicht nur gegen den Kommunismus, sondern auch gegen die Sozialdemokratie wandten, weil diese gleiche Wurzeln hätten beziehungsweise Affinitäten zueinander aufwiesen. Dabei wurden die lange Feindschaft und die Gegensätzlichkeit im Hinblick auf das Begriffspaar Diktatur und Demokratie und andere ideologische Unterschiede verkannt. Angriffe dieser

⁷⁵ Francis Fukuyama, *Das Ende der Geschichte? Wo stehen wir?*, München 1992.

Art waren Symptom eines starken Gegenschlags des Pendels weg von der Linken zur Rechten hin.

Besonders kritisiert wurde jetzt von der CDU/CSU und Teilen der Öffentlichkeit die Entspannungspolitik der deutschen Sozialdemokraten, weniger die Willy Brandts und Helmut Schmidts in den 1970er Jahren als die sogenannte »zweite Phase« der Entspannungspolitik in den 1980er Jahren, als man tatsächlich auf der Parteebene zu einer intensiveren Kommunikation und auch zu Vereinbarungen über gemeinsame Abrüstungsvorschläge und über Formen der ideologischen Auseinandersetzung kam.⁷⁶ Kritisiert wurde insbesondere, dass man aufseiten der Sozialdemokratie zunehmend den Diktatur-Charakter der kommunistischen Systeme ignoriert und die repressive Dimension kommunistischer Herrschaft ausgeblendet habe.⁷⁷ Nicht zuletzt aber habe die sozialdemokratische Politik die Bedeutung der Oppositionellen in Osteuropa, insbesondere die von Solidarność, erheblich unterschätzt und ihrer Förderung der Entspannungspolitik und der Zusammenarbeit mit den Regimen geopfert.

Tatsächlich hat sich die Sozialdemokratie in Deutschland mit dieser Kritik auseinandersetzen müssen. Egon Bahr hat eingeräumt, dass er die Bedeutung von Solidarność unterschätzt habe. Andererseits konnten er und andere darauf hinweisen, dass sie einen Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten 1980/81 in Polen befürchtet hätten, was zu schwerwiegenden Folgen für das Ost-West-Verhältnis geführt haben würde. Gegen Bahr wurde dennoch eingewandt, Osteuropa zu ausschließlich in einer etatistisch-außenpolitischen Perspektive wahrgenommen zu haben.⁷⁸ Die Wirkungsmächtigkeit der Oppositionsbewegungen und der für sie kennzeichnenden antietatistischen liberalen Momente wurde tatsächlich ebenso unterschätzt wie die soziale Dimension dieser Oppositionsbewegung, was die Frage entstehen lässt, warum der Sozialdemokratie, die von ihrer Entstehung her eine soziale Bewegung war, dafür teilweise im Hinblick auf Osteuropa scheinbar die Sensibilität abhandengekommen war.

In der Diskussion über die Ostpolitik und über die Umwälzung 1989/90 ist jedoch umgekehrt die Bedeutung der deutschen Ostpolitik, die von Willy Brandt auf den Weg gebracht, von Helmut Schmidt und dann auch von Helmut Kohl fortgesetzt worden ist, zunehmend hervorgehoben worden. Valentin Falin hat die Ansicht vertreten, dass Gorbatschow an der Spitze der Sowjetunion ohne die Ostpolitik und ohne des durch diese bewirkten Klimawandels nicht vorstellbar sei.⁷⁹ Keine Frage, dass jedenfalls der Abbau der Feindbilder die Erosion der kommunistischen Herrschaft gefördert hatte. Und die Hoffnung auf den Reformkommunismus, der 1989/90 eine entscheidende Rolle spielte, war – wie die Beispiele der Sowjetunion und Ungarns zeigen – keineswegs völlig illusionär gewesen. Die Politik Gorbatschows und die Entwicklung in Ungarn waren geradezu entscheidende Voraussetzungen für die Umwälzung 1989/90.

Allerdings wurde in der deutschen Öffentlichkeit nach 1989/90 die Geschichte der SBZ/DDR in einem deutlich kritischeren Licht gesehen, wozu auch gehörte, dass an die Verfolgung der Sozialdemokraten in der SBZ und in der DDR wieder verstärkt erinnert

76 Vgl. exemplarisch für diese Kritik *Ash*, Im Namen Europas, S. 468–483. – Zur selbstkritischen Diskussion der SPD und ihres Umfeldes vgl. *Dieter Dowe* (Hrsg.), Die Ost- und Deutschlandpolitik der SPD in der Opposition 1982–1989, Bonn 1993; *Heinrich Potthoff*, Die »Koalition der Vernunft«. Deutschlandpolitik in den 80er Jahren, München 1995, S. 47f.

77 Vgl. *Jens Hacker*, Deutsche Irrtümer. Schönfärber und Helfershelfer der SED-Diktatur im Westen, Berlin 1992.

78 Vgl. dazu die retrospektive Sicht Egon Bahrs, in der selbstkritische Momente nicht fehlen: *Egon Bahr*, Zu meiner Zeit, München 1996, S. 525ff. und 570ff.; *Dowe*, Die Ost- und Deutschlandpolitik der SPD in der Opposition, S. 14 und 79ff.

79 *Valentin Falin*, Politische Erinnerungen, München 1993.

wurde.⁸⁰ Überlebende Opfer traten in den Vordergrund; die Speziallager der Jahre 1945–1950, die Zwangsvereinigung, der sozialdemokratische Widerstand gegen die stalinistische Diktatur, der 17. Juni 1953 und der jahrelange Kampf der SED gegen den »Sozialdemokratismus« wurden nun zu Themen. Die Aufarbeitung der Geschichte des Stalinismus und der SED-Diktatur erhielt nun auch aus sozialdemokratischer Sicht ein neues Gewicht. Die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur Aufarbeitung der SED-Diktatur wurde auf Initiative des Sozialdemokraten Markus Meckel vom Deutschen Bundestag eingesetzt und die Arbeit in der Kommission wesentlich von Sozialdemokraten mitgetragen.⁸¹ Schon vorher war die Fixierung auf die Stasi-Problematik bei der Aufarbeitung der SED-Diktatur kritisiert worden.⁸²

Generell wurde in Europa während der 1990er Jahre der historische Gegensatz zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten wieder stärker betont. Während der Weg des Kommunismus in einem Debakel geendet hatte, fühlten sich die Sozialdemokraten von der Geschichte letztlich bestätigt. Dennoch konnten sie vom Ende des Kommunismus nicht profitieren.

Die Sozialdemokratie und der Transformationsprozess im Osten

Die Umwälzung 1989/90 beziehungsweise 1991 unterwarf die bisherigen Länder des sogenannten »realen Sozialismus« schwierigen Transformationsprozessen, die nicht nur auf die Etablierung demokratischer Systeme, sondern auch auf den völligen Umbau von Gesellschaft und Wirtschaft zu Pluralismus und Marktwirtschaft gerichtet waren, was mit vielfältigen sozialen Härten verbunden war. Teilweise erhielten diese Transformationsprozesse ihre besondere Prägung durch die Dominanz neoliberaler Ideen, die in den 1980er Jahren begonnen hatte und sich nach der Umwälzung 1989/90 verstärkte. Diese galt vielen als definitives Urteil über jeden Sozialismus, nur eine Minderheit beharrte darauf, dass im Herrschaftsbereich der Sowjetunion keine sozialistische Gesellschaft, die mit Demokratie verbunden werden müsse, vorgeherrscht habe.⁸³

Gravierender als diese ideologischen Reflexe auf die neue Situation war, dass eine neue Marktgläubigkeit im Westen und dann auch im Osten dazu führte, dass man mehr oder weniger bedenkenlos das neue Wirtschaftssystem ohne längere Übergangsfristen einführte, wobei man häufig – extrem etwa in Russland – an angelsächsischen Vorbildern orientiert war, was zu erheblichen Problemen führte. Insbesondere das offenkundige Fehlen sozialstaatlicher Korrekturen hatte beträchtliche soziale Verwerfungen zur Konsequenz.

80 Vgl. *Beatrix W. Bouvier/Horst-Peter Schulz* (Hrsg.), »... die SPD aber aufgehört hat zu existieren«. Sozialdemokraten unter sowjetischer Besetzung, Bonn 1991; *Beatrix Bouvier*, Ausgeschaltet! Sozialdemokraten in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR 1945–1953, Bonn 1996.

81 In der Enquete-Kommission arbeiteten die Sozialdemokraten tatkräftig mit, wie die vom Deutschen Bundestag herausgegebenen Bände zeigen: Deutscher Bundestag (Hrsg.), Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland«, 9 Bde. in 18 Teilbänden, Baden-Baden 1995; Deutscher Bundestag (Hrsg.), Materialien der Enquete-Kommission »Überwindung und Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit«, 8 Bde. in 14 Teilbänden, Baden-Baden 1999. Vgl. *Bernd Faulenbach*, Die Auseinandersetzung mit der doppelten Vergangenheit im Deutschen Bundestag, in: *Martin Sabrow* (Hrsg.), Grenzen der Vereinigung. Die geteilte Vergangenheit im geeinten Deutschland, Leipzig 1999, S. 35–54; *Andrew H. Beattie*, Playing Politics with History. The Bundestag Inquires into East Germany, New York/Oxford 2008.

82 Vgl. *Beattie*, Playing Politics with History, S. 27f.

83 Vgl. *Thomas Grimm* (Hrsg.), Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie, Berlin 1993.

Der Fall DDR unterschied sich von den anderen Fällen nicht in der konsequenten Einführung der Marktwirtschaft, sondern in gewaltigen Hilfen, mit denen der Westen die Infrastruktur im Osten modernisierte und im Übrigen die Härten der Transformation durch Übertragung des westlichen sozialstaatlichen Systems auf den Osten milderte, was dieses System freilich an seine Grenzen stoßen ließ.

Trotz der vielfältigen Probleme vermochten sich in den früheren »realsozialistischen« Ländern sozialdemokratische Parteien (im westlichen Sinne) nur bedingt herauszubilden, was im Einzelnen noch zu untersuchen ist.⁸⁴ Teile der früheren Staatsparteien versuchten sich zwar in Richtung demokratisch-sozialistischer Parteien zu entwickeln, okkupierten dabei oft auch den Namen »Sozialdemokratie«, doch haftete diesen postkommunistischen Parteien eben das Image an, Kontinuitäten zu dem alten System aufzuweisen. Tatsächlich bestanden sie nicht zuletzt aus Technokraten und mehr oder weniger gewendeten Kommunisten. Zudem wurden sie – etwa in Polen – in Korruptionsaffären verwickelt. Neu gegründete eigenständige sozialdemokratische Parteien wie die in Russland blieben klein. In Polen und Ungarn erhoben mehrere Parteien den Anspruch, sozialdemokratisch zu sein. Es mangelte meist sowohl an Unterstützung durch gesellschaftliche Kräfte, etwa durch funktionierende Gewerkschaften, als auch an einer Kultur des bürgerschaftlichen Engagements, wie überhaupt die politisch-kulturellen Bedingungen für die Entstehung sozialdemokratischer Parteien nicht günstig waren. Lebendige sozialdemokratische Traditionen hatten sich nahezu nirgendwo erhalten.

Unverkennbar entwickelte sich im postkommunistischen Ostmitteleuropa angesichts der eher schwachen Bereitschaft zum politisch-gesellschaftlichen Engagement ein Trend zu Parteien, die nur eine geringe gesellschaftliche Verankerung aufwiesen. Sie waren »elitengesteuert« und kamen weitgehend ohne eine Mitgliederorganisation aus. Mit den Wählern kommunizierten sie über die Massenmedien. Sie besaßen teilweise nur eine geringe Stabilität und entsprachen damit dem diskontinuierlichen Wahlverhalten. Dass das sozialdemokratische Parteiverständnis diesem Trend widersprach, ist offensichtlich und dürfte eine der wesentlichen Ursachen für die Schwierigkeiten sozialdemokratischer Parteien sein.⁸⁵

Der europäischen Sozialdemokratie gelang es insofern während der 1990er Jahre nur bedingt, in den Staaten des früheren sogenannten »realen Sozialismus« wirklich Fuß zu fassen. Die Ex-DDR beziehungsweise die neuen Bundesländer waren auch in dieser Hinsicht ein Sonderfall, doch auch hier gab es Probleme, volksparteiliche Strukturen aufzubauen.

Immerhin gelang es Sozialdemokraten aus den neuen Ländern, Erfahrungen und Probleme des Ostens in den innerparteilichen und in den öffentlichen Diskurs einzubringen. Einrichtungen wie das »Forum Ostdeutschland« der Partei oder auch die Querschnittsgruppe »Deutsche Einheit« in der Bundestagsfraktion förderten die Willensbildung der ostdeutschen Sozialdemokraten. Über die ostdeutschen Probleme hinaus begannen die Sozialdemokraten aus den neuen Ländern bei vielen Themen »mitzumischen«, was im Einzelnen ebenso noch untersucht werden müsste wie der Weg der Sozialdemokratie in Brandenburg, wo die Sozialdemokraten unter Manfred Stolpe von 1990 an die Landespolitik bestimmt haben. Ob die ostdeutschen Sozialdemokraten »etatistischer und kollektivistischer« agierten als die westdeutschen⁸⁶, ließe sich dann beantworten.

84 Vgl. Meyer, Die Transformation der Sozialdemokratie, S. 137ff.; Hans-Joachim Veen/Ulrich Mühlert/Franz-Josef Schlichting, Parteien in jungen Demokratien. Zwischen Fragilität und Stabilisierung in Ostmitteleuropa, Köln/Weimar/Wien 2008.

85 Frank Decker, Neue Konturen der Parteienlandschaft in Europa, in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte, 2010, H. 1/2, S. 31–34, hier: S. 34.

86 So die These von Steffen Reiche, Zur Situation der SPD in Ostdeutschland, in: Fischer, Von der frei gewählten Volkskammer zum vereinten Deutschland, S. 199–208, hier: S. 204.

Die Parteibildung im engeren Sinne blieb freilich in Ostdeutschland schwach. Ein Stück weit hatten die Ostdeutschen über Medien während der Jahrzehnte der Zweistaatlichkeit Teil am politischen Geschehen und damit auch am Parteiensystem des Westens gehabt – sodass es auch Vorstellungen darüber gab, was die Sozialdemokratie ausmacht. Dass dies bei Fehlen derartiger medialer Anschaulichkeit offenbar Folgen hatte, zeigt das Beispiel Sachsen, einer alten sozialdemokratischen Hochburg, in der es in besonderer Weise misslang, eine handlungsfähige Volkspartei zu bilden. Auf der anderen Seite behauptete sich die postkommunistische PDS, die für die SPD auf Bundesebene – anders als auf der Ebene der ostdeutschen Länder⁸⁷ – nicht bündnisfähig war, vor allem als Interessenvertretung der alten SED-Kader diente und damit die Position der Linken insgesamt in Deutschland schwächte. Die mit der Entstehung der Grünen beginnende Dominanz der Mitte-rechts-Koalition von CDU/CSU und FDP konnte sich damit bis 1998 behaupten.

Offensichtlich waren die politisch-kulturellen Voraussetzungen für die Entwicklung sozialdemokratischer Parteien – demokratisches Bewusstsein und der Willen zum Aufbau eines sozialen Rechtsstaats – in den postkommunistischen Ländern kaum gegeben. Die Hauptalternative bestand hier dementsprechend während der 1990er Jahre in der Regel zwischen gewendeten Kommunisten und bürgerlich-liberalen Parteien. Von den Schwierigkeiten im Transformationsprozess profitierten in aller Regel die Ex-Kommunisten, deren Nähe zur Sozialdemokratie untersucht werden müsste. Jedenfalls gelang es nicht, sozialdemokratische Parteien nach westlichem Muster aufzubauen.

Strukturelle Schwierigkeiten im Westen

Auch im Westen – in der Bundesrepublik und in den westeuropäischen Ländern – gab es für die Sozialdemokratie in den 1990er Jahren Probleme struktureller Art, die unabhängig von der Umwälzung 1989/90 waren und teilweise Trends vorhergehender Jahrzehnte, insbesondere der 1980er Jahre fortsetzten. Die Umstrukturierungen von Wirtschaft und Gesellschaft schienen sich sogar noch zu beschleunigen. So schrumpfte die Zahl der Arbeiter in Deutschland und anderen Industrieländern weiter, auch die der gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmer. Und auch die politischen Arbeiterparteien beziehungsweise die aus ihnen entwickelten Volksparteien hatten – bei aller Unterschiedlichkeit der Parteien und Parteiensysteme – mit dem Rückgang der festen Anhängerschaft, bei Mitgliedern wie Wählern, zu kämpfen.⁸⁸ Immigranten für die sozialdemokratischen Parteien zu gewinnen, erwies sich – auch wegen mancher Reibungen mit der traditionellen Klientel – zunächst als schwierig und war nur längerfristig eine Perspektive.

Bestimmte Trends, die alle Parteien betrafen⁸⁹, wirkten sich in besonderer Weise auf die Sozialdemokratie aus: die weitere Erosion älterer Milieus, ein neuer soziokultureller Individualisierungs- und Pluralisierungsschub des Verhaltens und der Lebensstile, teilweise auch unter den Arbeitnehmern, die tendenziell eine Abwendung von der Politik beziehungsweise ein Nachlassen der Bindefähigkeit der Parteien zur Folge hatte. Auch die wachsende Komplexität von Politik (die von vielen Arbeitnehmern als Undurchschaubarkeit wahrgenommen wurde) auf der einen Seite und die zunehmende Ohnmacht von Po-

87 1994 entstand das »Magdeburger Modell«, bei dem sich eine rot-grüne Koalition unter Ministerpräsident Reinhard Höppner von der PDS tolerieren ließ; 1998 bildete dann Harald Ringstorff in Mecklenburg-Vorpommern eine Koalition von SPD und PDS – beide Varianten führten zu Kontroversen in Partei und Öffentlichkeit.

88 Vgl. *Oddbjørn Knutsen*, *Class Voting in Western Europe. A Comparative Longitudinal Study*, Oxford 2006.

89 Vgl. *Andreas Wirsching*, *Der Preis der Freiheit. Geschichte Europas in unserer Zeit*, München 2012, S. 318ff.

litik im Hinblick auf die Lösung von Problemen wie der Arbeitslosigkeit auf der anderen Seite förderten die Entfremdung von Politik.⁹⁰ Ein Teil der sozial Schwächeren (aus dem unteren Drittel der Gesellschaft) beteiligte sich bald nicht mehr an Wahlen oder tendierte zu populistischen Parteien.

Zu schaffen machte den sozialdemokratischen Parteien auch die Finanzkrise des Staats, die den Sozialstaat unter Druck setzte, zumal sich der Wettbewerb der Standorte weiter verschärfte und die Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit auch zu einem Ziel sozialdemokratischer Politik wurde. Das neoliberale Zeitklima, die Rufe nach Deregulierung und Privatisierung, bei gleichzeitig wachsender Bedeutung des ökologischen Faktors veränderten, das heißt verengten die politischen Gestaltungsräume für die Sozialdemokraten. Neue Fragen wie die wachsende Immigration und Schwierigkeiten der Integration tauchten auf und machten nicht nur den »bürgerlichen« Parteien, sondern auch den sozialdemokratischen Parteien zu schaffen. Diverse Probleme in den verschiedenen Ländern, in der deutschen Sozialdemokratie häufige Führungswechsel, die sich als Machtkämpfe interpretieren lassen (die in dieser Form der Sozialdemokratie bis dahin fremd waren), doch partiell Ausdruck des Verlustes politischer Kultur in der Sozialdemokratie waren, verschärfen die Probleme.⁹¹

Einer näheren Untersuchung bedarf die Frage, inwieweit die Europäische Kommission unter Führung des französischen Sozialisten Jacques Delors (1985–1995 Präsident der Kommission) ein demokratisch-sozialistisches Gegengewicht zum Neoliberalismus gebildet hat. Tony Judt hat die Richtlinien, die die europäische Kommission in jenen Jahren vorlegte, ironisch als »Ersatz für das abhanden gekommene Erbe eines bürokratischen Sozialismus fabianischer Prägung« bezeichnet.⁹²

Ab Mitte des Jahrzehnts gelang es Sozialdemokraten in einigen wichtigen Ländern – auch aufgrund von Verschleißerscheinungen amtierender Regierungen –, wieder als regierungsfähige Alternative wahrgenommen zu werden. Sie drängten dabei politisch zur Mitte und akzeptierten Teile einer angebotsorientierten Wirtschaftspolitik, das heißt, sie versuchten sich in gewisser Hinsicht dem neoliberalen Zeitklima anzupassen – was etwa in der partiellen Aufgabe des Widerstandes gegen Privatisierungsbestrebungen zum Ausdruck kam – und doch sozialdemokratische Ziele anzusteuern.⁹³ Sowohl die neue Regierung Tony Blairs und ihre New-Labour-Politik in Großbritannien als auch das rot-grüne Projekt unter Gerhard Schröder in Deutschland seit 1998 sind Beispiele für eine Politik des »Dritten Weges«, die Solidarität und Sozialstaatlichkeit mit dem Gesichtspunkt der Eigenverantwortung zu verknüpfen suchte.⁹⁴ Sie nahmen damit neoliberale Ideen ein Stück weit in sozialdemokratische Konzepte hinein, was die bisherigen Links-rechts-Gegensätze relativierte und die innerparteilichen Spannungen erhöhte.⁹⁵

90 Vgl. *Russel J. Dalton/Martin P. Wattenberg* (Hrsg.), *Parties Without Partisans. Political Change in Advanced Industrial Democracies*, Oxford 2000.

91 Vgl. *Bernd Faulenbach*, *Geschichte der SPD. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2012, S. 217ff.

92 *Judt*, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, S. 923f.

93 Vgl. zum deutschen Fall *Sebastian Nawrat*, *Agenda 2010 – ein Überraschungscoup? Kontinuität und Wandel in den wirtschafts- und sozialpolitischen Programmdebatten seit 1982*, Bonn 2012.

94 Zum Konzept der dritten Wege, die von der Forschung noch zu untersuchen sind, vgl. *Antony Giddens*, *Der dritte Weg. Die Erneuerung der sozialen Demokratie*, Frankfurt am Main 1998; *Thomas Meyer*, *Die Zukunft der sozialen Demokratie*, Bonn 2005. Zur britischen Entwicklung vgl. *Reitan*, *The Thatcher Revolution*.

95 Vgl. *Doering-Manteuffel/Raphael*, *Nach dem Boom*, S. 76ff.

Außenpolitische Orientierungen nach Ende der Blockkonfrontation

Das Verschwinden der kommunistischen Staaten ließ alle außen- und sicherheitspolitischen Konzepte der 1980er Jahre 1989/90 obsolet erscheinen. Das große sozialdemokratische Projekt der Nachkriegszeit, die Überwindung des Ost-West-Gegensatzes, war an sein Ziel gekommen, ohne dass dies allen Sozialdemokraten bewusst geworden wäre. Jedenfalls galt es, nun auch außenpolitisch neue Ziele zu bestimmen. Ein Teil der Parteien fand sie im europäischen Prozess.

Die sozialdemokratischen Parteien sprachen sich in der Regel – sieht man von der Labour Party ab – für eine Vertiefung der europäischen Gemeinschaft und für ihre Erweiterung nach Osten aus (Letzteres war bei der deutschen Sozialdemokratie in der Konsequenz ihrer Ostpolitik und ihres Eintretens für eine europäische Friedensordnung entschiedener der Fall als bei den westeuropäischen Parteien), was den Maastricht-Prozess und die Schaffung einer gemeinsamen Währung überwiegend einschloss, auch die Bekämpfung des vielerorts – insbesondere im östlichen Europa – an Boden gewinnenden Nationalismus.⁹⁶

Eine Reihe von Konflikten in und außerhalb Europas ließ freilich die Frage nach der Haltung zu militärischen Interventionen »out of area« entstehen. Vor allem die deutsche Sozialdemokratie blieb Anfang der 1990er Jahre selbst gegenüber »robusten« Blauhelmeinsätzen zurückhaltend, wie der Bremer Parteitag 1991 zeigte, bei dem Willy Brandt, der von einer größeren internationalen Verantwortung des vereinigten Deutschlands ausging, sich unter Bedingungen sogar bei Militäreinsätzen für eine deutsche Beteiligung unter UN-Mandat aussprach, doch den Parteitag nicht überzeugen konnte.⁹⁷ Das BVG-Urteil von 1994 veränderte dann die rechtlichen Rahmenbedingungen, doch ein wirklicher Wandel der deutschen sozialdemokratischen Position trat erst mit dem Kosovokrieg ein, als die sozialdemokratisch geführte Bundesregierung unter dem Eindruck, dass ein Genozid drohe, sich gerade auf dem Hintergrund der deutschen Geschichte entschloss⁹⁸, deutsche Streitkräfte an Militäroperationen zu beteiligen, womit der deutsche sozialdemokratische Sonderweg in der Sicherheitspolitik ein Ende hatte. Der Wandel dieser Position ist hier allerdings nicht mehr zu untersuchen.

Aufs Ganze gesehen ist die Interferenz zahlreicher Probleme während der 1990er Jahre offensichtlich, welche die politische Wirksamkeit der Sozialdemokratie entscheidend hemmte oder begrenzte.

V. RESÜMEE

1989/90 war für die deutsche Sozialdemokratie vor allem deshalb eine Zäsur, weil sie entschiedener als die anderen sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien, erst recht als die sogenannten »bürgerlichen Parteien«, an der Überwindung des Ost-West-Gegensatzes gearbeitet hatte – eine Aufgabe, die danach entfiel. Sie musste nun eine neue europäische Gestaltungsaufgabe erst entwickeln. Ansonsten aber wirkte die Umwälzung 1989/90 vorrangig als Katalysator politisch-gesellschaftlicher Prozesse, der Neoliberalismus und

96 Vgl. *Judt*, Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, S. 766ff.; *Wirsching*, Der Preis der Freiheit, S. 78ff.; *Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelich* (Hrsg.), »Transformationen« der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989, Essen 2006.

97 Vgl. Protokoll vom Parteitag Bremen 18.–31. Mai 1991, S. 191–204, hier: S. 201ff. Vgl. dazu und zum Folgenden *Michael Herkendell*, Deutschland. Zivil- oder Friedensmacht? Außen- und sicherheitspolitische Orientierung der SPD im Wandel (1982–2007), Bonn 2012.

98 Aus der NS-Zeit wurde nun nicht mehr »Nie wieder Krieg!«, sondern »Nie wieder Genozid!« gefolgert. Vgl. *Rudolf Scharping*, Wir dürfen nicht wegsehen. Der Kosovo-Krieg und Europa, Berlin 1999.

Marktradikalismus zusätzlich förderte, sodass die sozialdemokratischen Parteien ihren Gestaltungsspielraum erst neu bestimmen mussten.

Die Umwälzung 1989/90 lag im Grunde quer zu den Gegensätzen in westlichen Parteiensystemen. Die Sozialdemokratie hat zwar mit ihrer Politik, insbesondere die deutsche Sozialdemokratie mit ihrer Neuen Ostpolitik, Prozesse in Gang gesetzt, die 1989/90 ermöglicht haben, sie war dennoch von den Ereignissen so überrascht, dass sie bei der Deutung der Vorgänge keine Meinungsführerschaft erlangte. So hat sie alles in allem – sieht man von Willy Brandt und der neu gegründeten Sozialdemokratischen Partei in der DDR ab, die beide bedeutsam waren – keine herausragende Rolle in der Umwälzung gespielt.

Obgleich durch die Umwälzung vielfältige neue soziale Probleme entstanden, welche die Sozialdemokraten durchaus aufgegriffen haben, hat die Sozialdemokratie davon bei Wahlen nur wenig profitieren können. Dies lag zum einen an der Kontinuität struktureller ökonomisch-sozialer Probleme seit den 1980er Jahren im Westen, die den sozialdemokratischen Parteien Transformationsprozesse ihres Politikverständnisses abverlangten, und zum anderen an der Schwierigkeit, in den kommunistischen Gesellschaften sozialdemokratische Parteien aufzubauen, deren Politik sich zur Polarisierung und Mobilisierung wenig eignete und für die auch wichtige politische, gesellschaftliche und kulturelle Voraussetzungen fehlten. Das scharfe Ausschlagen des richtungspolitischen Pendels nach dem Ende kommunistischer Herrschaft zu liberalen und konservativen Positionen ließ nicht nur den »realen Sozialismus« sowjetischer Prägung als völlig obsolet erscheinen, sondern hemmte psychologisch auch die Sozialdemokratie und ihre Politik, zumal – so in Deutschland – die Zersplitterung der Linken – neben den Grünen konnte sich hier die SED-Nachfolgepartei PDS etablieren – zunahm.

In dieser Konstellation versuchten die deutsche und andere sozialdemokratische Parteien in Europa, Neoliberalismus und Marktradikalismus auf der Basis der Anerkennung der Realität ökonomischer Prozesse durch Konzepte eines »Dritten Weges« zu begrenzen, die in breiteren Schichten nur wenig Resonanz fanden; von den traditionellen Wählerschichten wurde diese Politik vielfach mit Skepsis betrachtet oder abgelehnt. Insofern setzte sich für die Sozialdemokratie der Umbruch der 1980er Jahre in den 1990er Jahren fort, der aus der Sicht mancher Beobachter das sozialdemokratische Profil gefährdete.

Erst nachdem die Auswirkungen des Marktradikalismus – ökonomisch bezogen auf den Finanzsektor, sozial durch starkes Auseinanderdriften der Einkommensverhältnisse, politisch durch die Schwächung politischer Handlungsfähigkeit – in der Krise seit 2008 unübersehbar wurden, begann die Sozialdemokratie mit ihren genuinen Ideen wieder Oberwasser zu bekommen, die sie inzwischen um die Dimension der Ökologie und den Begriff der Nachhaltigkeit erweitert hatte mit der Konsequenz einer Neudefinition des Begriffs »Fortschritt«. Geradezu »klassische« Aufgaben der Sozialdemokratie sind in der Gegenwart die Zähmung des Kapitalismus durch Regulierung der Märkte und durch sozialstaatliche Grenzen, das Gegensteuern zu extremer Ungleichheit und der Kampf gegen die Exklusion ganzer Bevölkerungsgruppen, auch die Absicht, das »Wir« in der Gesellschaft gegenüber dem »Ich« wieder stärker zur Geltung zu bringen. »Europa« könnte ein neues außenpolitisches Projekt der Sozialdemokratie werden.

Allerdings musste die Sozialdemokratie zuletzt erleben, dass sie kein Monopol für das Aufgreifen sozialer Fragen hat, was in der Publizistik zum Schlagwort der »Sozialdemokratisierung« anderer Parteien – in Deutschland etwa der CDU – geführt hat. Ob die sozialdemokratischen Parteien in Europa die gegenüber den 1990er und den Nullerjahren veränderte Konstellation und das gewandelte Zeitklima nutzen können, hängt von vielen Faktoren, doch nicht zuletzt von ihnen selbst ab, das heißt von ihrer eigenen politischen Fantasie und Handlungsfähigkeit bei der Bewältigung neuer Probleme. An Problemen mangelt es jedenfalls nicht, die geradezu nach sozialdemokratischer »Bearbeitung« zu rufen scheinen.

Stefan Berger

Wege und Irrwege des demokratischen Sozialismus

Das Verhältnis von Labour Party und SPD zum Kapitalismus im 19. und 20. Jahrhundert*

Die britische Labour Party und die deutsche Sozialdemokratie gehören zu denjenigen sozialdemokratischen Parteien, die für die programmatische Orientierung der internationalen Sozialdemokratie in ihrer nun 150-jährigen Geschichte sicher Erhebliches geleistet haben. Natürlich sind gerade die programmatischen Debatten der Sozialdemokratie überhaupt nur im Spannungsfeld nationaler und transnationaler Diskussionen sinnvoll zu analysieren, weil einerseits die Nation vom 19. Jahrhundert bis heute den entscheidenden Handlungsrahmen sozialdemokratischer Parteien stellt und andererseits gerade der integrale Internationalismus der Sozialdemokratie sie immer wieder über nationale Tellerränder hinwegblicken ließ, um die Frage zu stellen, ob aus den Debatten und den politischen Umsetzungen programmatischer Ideen anderer sozialdemokratischer Parteien gelernt werden konnte. Dieser transnationale Blick lässt sich oftmals nur schwer auf eine binationale Perspektive verengen. Denn natürlich waren neben Labour Party und SPD zu verschiedenen Zeiten und Orten auch andere sozialdemokratische Parteien und sozialdemokratische Politiker und Strategen anderer Länder für die programmatische Entwicklung der Sozialdemokratie zentral – man denke etwa nur an die schwedischen Sozialdemokraten und ihre zentralen Vordenker, wie Per Albin Hansson oder Rudolf Meidner. Letzterer hatte ja interessanterweise auch wiederum deutsche Wurzeln und reiste nach dem Zweiten Weltkrieg sogar kurzzeitig nach Deutschland mit der Frage im Gepäck, ob er nicht dauerhaft nach Deutschland zurückkehren sollte.¹

In den nachfolgenden Überlegungen soll aber aus Platzgründen dennoch die vergleichende Frage im Mittelpunkt stehen, welche programmatischen Wege jeweils Labour Party und SPD zum demokratischen Sozialismus nahmen und spezifisch, wie sie sich dabei zum Kapitalismus positionierten. Dabei will ich mich auf die Spannungen konzentrieren, die aus zwei Grundelementen sozialistischer Programmatik resultierten – der ursprünglichen programmatischen Ambition der Überwindung des Kapitalismus und der gleichzeitigen Forderung nach umfassender Demokratisierung von Politik und anderen Lebensbereichen. Die antikapitalistische Vergangenheit beider Parteien liegt für die gegenwärtige Führung von Labour Party und SPD geschichtspolitisch in der Vorvergangenheit. Man kann diese historische Periode historisieren und tut sich auch nicht schwer mit Erklärungen, warum es einen starken Antikapitalismus in beiden Parteien gegeben hat. Wichtig ist allerdings immer die Betonung der Notwendigkeit der Überwindung dieses Antikapitalismus, der insgesamt als nicht mehr zeitgemäß gilt. Dabei ist es, historisch betrachtet, noch gar nicht so lange her, dass sich beide Parteien vom Antikapitalismus verabschiedet haben.

* Es handelt sich bei diesem Aufsatz um das Manuskript eines Abendvortrags des Autors im Rahmen des AfS-Autorenworkshops an der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn. Der Stil eines Vortrags wird hier beibehalten. Stefan Braun sei ganz herzlich gedankt für bibliografische Hilfestellung und für die stilistische Anpassung des Textes und der Fußnoten an den Stil des AfS.

¹ Lars Ekdahl, *Mot en tredje väg. En biografi över Rudolf Meidner*, Stockholm 2005; zur Entwicklung der schwedischen Sozialdemokratie vgl. Klaus Misgeld/Karl Molin/Klas Åmark (Hrsg.), *Creating Social Democracy. A Century of the Social Democratic Labor Party in Sweden*, University Park, PA 1992.

In ihrer gerade gefeierten 150-jährigen Geschichte sind es gerade mal gut 50 Jahre seit der Verabschiedung des Godesberger Programms von 1959, durch welches sich die SPD vom Antikapitalismus verabschiedet hat. Etwas überraschend mag für viele Leser das Argument dieses Aufsatzes sein, dass sich die Labour Party in ihrer etwas mehr als 110 Jahre währenden Geschichte erst mit der Durchsetzung von Tony Blairs New Labour, also erst in den 1990er Jahren, endgültig des Antikapitalismus entledigt hat. Der Aufsatz wird von daher auch der Frage nachgehen, wieso sich der Glaube an einen vom Staat moderierten und durch Staatsbetriebe umfassend gegen Märkte abgeschotteten Sektor gerade in der oft als erzreformistisch verschrieenen Labour Party so lange halten können. Zugleich soll auch danach gefragt werden, was es für die SPD bedeutete, sich seit den 1950er Jahren ebenso zügig wie umfassend vom Ziel der Überwindung des Kapitalismus verabschiedet zu haben. Das Verhältnis beider Parteien zum Antikapitalismus ist dabei nicht richtig zu begreifen, ohne auch ihr Verhältnis zur bürgerlichen Demokratie mit in den Blick zu nehmen. Welches Demokratieverständnis ging mit dem jeweiligen Umgang mit und der jeweiligen Stellung zum Kapitalismus einher? Welchen Einfluss hatte dieses Demokratieverständnis auf die Haltung zum Kapitalismus? Auf der Grundlage eines hier leider nur zu skizzierenden Überblicks über das Verhältnis von Labour Party und SPD zu Kapitalismus und Demokratie sollen dann abschließend auch einige Fragen hinsichtlich der Positionierung beider Parteien in der gegenwärtigen Krise des Kapitalismus gestellt werden.

Nimmt man 1863 als Gründungsdatum der deutschen Sozialdemokratie, so kann man sagen, dass die deutsche Partei rund 40 Jahre älter ist als die britische Labour Party, die als »Labour Representation Committee« im Jahre 1900 entstand und sich erst 1906 in Labour Party umbenannte. Seit Gustav Mayer haben viele Historikerinnen und Historiker immer wieder auf die besonders frühe Trennung von bürgerlicher und proletarischer Demokratie in Deutschland verwiesen und darin zum Teil auch einen Bestandteil eines deutschen Sonderweges gesehen.² Anders als in Großbritannien hätten die deutschen Mittelschichten die Arbeiter rigoros ausgegrenzt – bestes Beispiel waren immer die hohen Mitgliedsbeiträge des Nationalvereins, die darauf zielten, die unteren sozialen Schichten aus der bürgerlichen Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts auszugrenzen.³ Von daher sei den Arbeitern kein anderer Weg geblieben, als frühzeitig ihre eigenen politischen Organisationen zu gründen und sich von den Mittelschichten und ihrem Nationalliberalismus abzusetzen. In Großbritannien dagegen sei es dem politischen Arm des in den Mittelschichten des Landes verwurzelten Liberalismus gelungen, die Arbeiter stärker in das bestehende politische System zu integrieren und bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts die Entstehung einer unabhängigen Arbeiterbewegung zu verhindern.⁴ Im Grunde war es erst die Spaltung und damit Schwächung der Liberalen im Ersten Weltkrieg, die den Weg frei gemacht hatte für den Aufstieg der Labour Party, die vor dem Ersten Weltkrieg nicht viel mehr war als ein Anhängsel der Liberalen.⁵

2 *Gustav Mayer*, Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland (1863–1870), Leipzig 1911; *Susanne Müller/Heinrich Potthoff*, Kleine Geschichte der SPD, 1848–2002, Bonn 2002; *Helga Grebing*, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Von der Revolution 1848 bis ins 21. Jahrhundert, Berlin 2007; *Stefan Berger*, Social Democracy and the Working Class in Nineteenth and Twentieth Century Germany, London 2000.

3 *Andreas Biefang*, Politisches Bürgertum in Deutschland 1857–1868. Nationale Organisationen und Eliten, Düsseldorf 1994.

4 *Eugenio F. Biagini/Alastair J. Reid* (Hrsg.), Currents of Radicalism. Popular Radicalism, Organised Labour and Party Politics in Britain, 1850–1914, Cambridge/New York etc. 1991.

5 *Andrew Thorpe*, A History of the British Labour Party, Basingstoke/New York 1997; *Ross McKibbin*, The Evolution of the Labour Party, 1910–1924, Oxford/New York etc. 1974; vgl. auch *John D. Fair*, Labour's Rise and the Liberal Demise. A Quantitative Perspective on the Great Debate, 1906–1918, in: *Albion* 34, 2002, S. 58–73.

Eine solche Sicht der deutschen Historiografie zur Arbeiterbewegung kam im Prinzip der lange vorherrschenden Frontstellung in der britischen Arbeiterbewegungsgeschichtsschreibung sehr entgegen. Diese feierte oder verdamnte den ›Labourism‹ der Labour Party als spezifischen britischen Sonderweg, war sich aber grundsätzlich einig, dass der Mangel an sozialistischer Programmatik das Alleinstellungsmerkmal und damit den britischen Sonderweg innerhalb der Geschichte des europäischen Sozialismus darstellte.⁶ In der Tat ist die Stärke des sozialen Liberalismus in Großbritannien beeindruckend. Aber die Liberale Partei konnte die Gewerkschaften als stärksten Ausdruck eines selbstbewussten britischen Klassenbewusstseins nur an sich binden, indem sie ihre Interessen zum Teil nachdrücklich vertrat – nicht ohne sich dabei in innere Widersprüche zu verwickeln.⁷ Die Spannungen zwischen Gewerkschaften und Liberal Party nahmen auch deshalb schon lange vor 1914 zu, sodass sich eine Trennung von proletarischer und bürgerlicher Demokratie auch in Großbritannien bereits vor dem Ersten Weltkrieg abzeichnete, zumal auch die britische öffentliche Debatte zum Teil durch einen rabiaten Antisozialismus gekennzeichnet war, wie er auch im kaiserlichen Deutschland an der Tagesordnung war.⁸ Zugleich sollte nicht übersehen werden, dass sich in Deutschland trotz ›Sozialistengesetzen‹ und der Verunglimpfung von Sozialdemokraten als ›vaterlandslose Gesellen‹ lange vor 1914 in weiten Kreisen der Partei eine pragmatische Haltung der politischen Zusammenarbeit mit anderen politischen Gruppierungen durchsetzte. Der Wunsch nach stärkerer Integration in die deutsche Gesellschaft war allenthalben zu spüren.⁹

Beide Parteien sollten also nicht, wie das lange Zeit gemacht wurde, an unterschiedlichen Enden einer Achse sozialdemokratischer Entwicklungen verortet werden.¹⁰ Ihre Entwicklung vollzog sich durchaus in vergleichbaren europäischen Tendenzen, bei denen vor 1914 Verfassungs- und Wahlrechtsreformen vor allem auch von sozialdemokratischen Kräften nachhaltig betrieben wurden. Sozialdemokraten griffen dabei immer wieder auf die Ideen und Schriften von Demokraten im 19. Jahrhundert zurück. Diese fanden allerdings oftmals keinen Eingang in offizielle Parteiprogramme. Dabei ist es wichtig, offizielle programmatische Statements nicht in ihrer Bedeutung überzubetonen. Überhaupt neigte die sozialdemokratische Geschichtsschreibung in Deutschland, analog zur SPD, dazu, die Bedeutung von Programmen zu überschätzen.¹¹ Unterschiedliche programmatische Mischungsverhältnisse waren charakteristisch für viele sozialdemokratische Parteien der Vorkriegszeit; unterschiedliche Ideen und Konzepte wurden situativ in den Vordergrund geschoben, abhängig davon, welche konkreten Ziele jeweils verfolgt wurden. Der demokratische Sozialismus der Vorkriegszeit war gekennzeichnet durch seine weite programmatische Spannbreite. Natürlich ist es richtig, dass die kleine marxistische »Social Demo-

6 *Geoffrey Foote*, *The Labour Party's Political Thought. A History*, Basingstoke 1997; *Alastair J. Reid/Henry Pelling*, *A Short History of the Labour Party*, Basingstoke 2005.

7 *Paul Adelman*, *The Decline of the Liberal Party 1910–1931*, Harlow 1981.

8 *Paul M. Kennedy/Anthony J. Nicholls* (Hrsg.), *Nationalist and Racialist Movements in Britain and Germany Before 1914*, London 1981.

9 *Dieter Groh*, *Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1974; *David E. Barclay/Eric D. Weitz* (Hrsg.), *Between Reform and Revolution. German Socialism and Communism from 1840 to 1990*, New York 1998.

10 Vgl. *Stefan Berger*, *Ungleiche Schwestern? Die britische Labour Party und die deutsche Sozialdemokratie im Vergleich. 1900–1931*, Bonn 1997.

11 So gibt es etwa für die SPD mehrere ausführliche Kompilationen ihrer Programme und eine ausufernde interpretatorische Literatur zur programmatischen Entwicklung. Vgl. *Dieter Dowe/Kurt Klotzbach* (Hrsg.), *Programmatische Dokumente der deutschen Sozialdemokratie. Mit den aktuellen Programmentwürfen im Anhang*, Bonn 2004. Beides findet bei der Labour Party kaum ein Pendant.

cratic Federation« bereits nach kurzer Zeit wieder aus der Labour Party austrat¹² und dass sich die mächtige SPD zumindest im ersten Teil ihres Erfurter Parteiprogramms zum Marxismus bekannte. Aber der Hohepriester des Marxismus der Vorkriegsinternationale, Karl Kautsky, unterstrich noch einmal die programmatische Bandbreite der Vorkriegssozialdemokratie, als er 1908 der Aufnahme der britischen Labour Party mit dem Argument den Weg bereitete, die Labour Party sei zwar keine marxistische Partei, würde aber objektiv dennoch den Klassenkampf im marxischen Sinn betreiben.¹³

Insgesamt war in der britischen Labour Party und der deutschen SPD und vielleicht sogar in der Vorkriegssozialdemokratie insgesamt die gemeinsame Ablehnung des wirtschaftlichen und sozialen Systems, das man als Kapitalismus beschreiben kann, viel wichtiger als die Frage, ob man Marxist war oder nicht. Dieser Antikapitalismus war das eigentlich einigende Band in der Arbeiterbewegung der Vorkriegszeit; der Weg hin zur Überwindung des Kapitalismus dagegen war der eigentliche Zankapfel. Dabei kann man grundsätzlich von revolutionären und evolutionären Wegen auf dem Weg zur Überwindung des Kapitalismus sprechen. Mit anderen Worten, der politische Weg des Antikapitalismus war umstritten, und hier wird man in der Tat im deutsch-britischen Vergleich feststellen können, dass der revolutionäre Weg in Deutschland sich weitaus größerer Beliebtheit erfreute als in Großbritannien. Doch war dies ein Gestus, den Dieter Groh mit »revolutionärem Attentismus« gut beschrieben und Jean Jaurès bereits in der Vorkriegszeit als zahnloses Gerede treffend demaskiert hat.¹⁴ In Großbritannien war die Arbeiterbewegung viel stärker verwurzelt in der demokratischen Tradition des Landes und in einem Pluralismus, den man in Deutschland erst mühsam erlernen musste. Allerdings sollte man auch hier berücksichtigen, dass sich gerade im Zuge der Weltwirtschaftskrise nach 1929 und des »Verrats« von Ramsay MacDonald an der Partei 1931 eine starke demokratiskeptische Fraktion um Theoretiker wie Harold Laski formierte, die die parlamentarischen und pluralistischen Traditionen Großbritanniens kritisch analysierten.¹⁵ Dennoch wird man insgesamt sagen können, dass sich Antikapitalismus und ein Bekenntnis zu Pluralismus und parlamentarischer Demokratie im Vereinten Königreich der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sehr viel harmonischer miteinander verbanden als im Deutschen Reich, wo der Demokratie als bürgerlicher Demokratie immer ein Hauch von kapitalistischer Klassenherrschaft anhing, selbst noch in der staatstragenden SPD von Weimar.

Der Erste Weltkrieg markiert bereits für die sozialdemokratischen Parteien beider Länder einen tiefen Einschnitt. Er spaltete die Parteien in Internationalisten und Nationalisten und in Reformisten und Revolutionäre. Durch den Erfolg der bolschewistischen Revolution 1917 und die Politik Lenins verstetigten sich diese bereits in der Vorkriegssozialdemokratie angelegten Spaltungen nach dem Ersten Weltkrieg in eine kommunistische und sozialdemokratische Richtung der Arbeiterbewegung. Während sich in Deutschland die außerhalb der Sowjetunion mächtigste kommunistische Partei Europas der Zwischenkriegszeit herausbildete, blieb die »Communist Party of Great Britain« eine politisch marginale Erscheinung.¹⁶ Die Labour Party war durch ihren föderalen Aufbau der Spaltung im Krieg entgangen, während die Sozialdemokratie bis 1923 in einen linken und rechten

12 *Martin Crick*, *The History of the Social-Democratic Federation*, Staffordshire 1994.

13 *Berger*, *Ungleiche Schwestern*, S. 262f.

14 *Groh*, *Negative Integration und revolutionärer Attentismus*; *Harvey Goldberg*, *The Life of Jean Jaurès*, Madison, WI 1962; *Gilles Candar*, *Jean Jaurès (1859–1914). »L'intolérable«*, Paris 1984.

15 *Isaac Kramnick/Barry Sheerman*, *Harold Laski. A Life on the Left*, London 1993.

16 *Hermann Weber*, *Kommunismus in Deutschland 1918–1945*, Darmstadt 1983; *Eric D. Weitz*, *Creating German Communism, 1890–1990. From Popular Protests to Socialist State*, Princeton, NJ 1997; *Kevin Morgan*, *Bolshevism and the British Left*, 2 Bde., London 2006; *Matthew Worley*, *Class Against Class. The Communist Party in Britain between the Wars*, London 2002.

Flügel gespalten blieb. Die antikapitalistische Grundstimmung der Vorkriegssozialdemokratie war dadurch in der rechten MSPD nur noch sehr schwach ausgeprägt. Hier war man weitgehend bereit, in Zusammenarbeit mit bürgerlich-demokratischen Parteien den politischen Umbau Deutschlands in Richtung Parlamentarismus und Demokratie voranzutreiben und diesen politischen Zielen den Vorrang zu geben vor einem Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft. Nach der Wiedervereinigung mit der USPD 1923 wurde der antikapitalistische Grundzug der Partei wieder gestärkt – immerhin zogen die Jungsozialisten in der Weimarer Republik durch deutsche Städte mit dem Slogan: »Demokratie, das ist nicht viel; Sozialismus ist das Ziel.«¹⁷

Allerdings blieb die SPD bis 1933 die konsequenteste staatsbejahende Partei der Weimarer Republik.¹⁸ Sozialdemokratische Pluralisten wie Gustav Radbruch und Hermann Heller vertraten nicht länger die Ansicht, dass in der wahren sozialistischen Gesellschaft keine Interessensplitterung auftreten könne.¹⁹ Gerade weil die Existenz unterschiedlicher Interessen ein Charakteristikum jeder Gesellschaft ist, wurde der Erhaltung der Rechte des Einzelnen durch Rechtsstaatlichkeit größte Bedeutung beigemessen. Für die Sozialdemokratie wurde der demokratische Staat zur idealen Staatsform, da nur in ihm existierende Klassenkonflikte gelöst werden könnten, indem die Rechtsstaatlichkeit auch auf andere gesellschaftliche Bereiche – vor allem auf die Wirtschaft – ausgedehnt werde. Allerdings waren für viele Sozialdemokraten der Weimarer Republik Wirtschaftsdemokratiekonzepte nur vor dem Hintergrund einer sozialistischen Gesellschaft denkbar. Gerade die Weltwirtschaftskrise nach 1929 stärkte unter vielen Sozialdemokraten, nicht nur in Deutschland und Großbritannien, die Überzeugung von der Überlebtheit des Kapitalismus und der Notwendigkeit des Übergangs zu einer sozialistischen Wirtschaftsform. Erst in der Bundesrepublik, vor dem Hintergrund des überwältigenden Erfolgs eines sozial verantwortlichen Kapitalismus in der Zeit des Kalten Kriegs, wurden Vorstellungen von Wirtschaftsdemokratie gezielt auf das wirtschaftliche Subsystem innerhalb eines kapitalistischen Wirtschaftssystems angewandt.

Auch in Großbritannien führte der Aufstieg der Labour Party zur zweiten Partei des Landes zu erstmaligen Regierungserfahrungen 1924 und 1929–1931, beide Male als von der Liberalen Partei tolerierte Minderheitsregierungen. Der Sturz der ersten Labour-Regierung über einen gefälschten Brief Grigory Zinovievs an die Labour-Führung zeigt noch einmal eindrücklich die antisozialistischen Potenziale innerhalb der britischen Gesellschaft.²⁰ Als Minderheitsregierungen konnten die Labour-Regierungen nur sehr moderate Reformen durchsetzen; das Ineinanderfallen der zweiten Regierungsphase mit der Weltwirtschaftskrise führte zum katastrophalen Austritt des charismatischen Führers der Labour Party Ramsay MacDonald, mit einigen wenigen Getreuen, aus der eigenen Partei. Mit ihnen bildete er eine nationale Koalition mit den Konservativen, was die eigene Karriere de facto beendete und ihm einen Platz als »Erzverräter« in der Parteimythologie einbrachte, den erst die herausragende Biografie David Marquands Ende der 1970er Jahre erschüttern konnte, die natürlich ihrerseits wiederum in internen Parteidebatten lokalisiert

17 Reinhard Lüpke, *Zwischen Marx und Wandervogel. Die Jungsozialisten in der Weimarer Republik 1919–1931*, Marburg 1985.

18 Heinrich August Winkler, *Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik*, 3 Bde., Berlin/Bonn 1984ff.

19 Walter Pauly (Hrsg.), *Rechts- und Staatsphilosophie des Relativismus. Pluralismus, Demokratie und Rechtsgeltung bei Gustav Radbruch*, Baden-Baden 2011; Wolfgang Schluchter, *Entscheidung für den sozialen Rechtsstaat. Hermann Heller und die staatsrechtliche Diskussion in der Weimarer Republik*, Baden-Baden 1983.

20 Gill Bennett, »A Most Extraordinary and Mysterious Business«. *The Zinoviev Letter of 1924*, London 1999.

werden muss, welche letztendlich zur Spaltung der Partei 1981 führten.²¹ Die schlechten Erfahrungen mit Regierungspolitik in der Zwischenkriegszeit verschärften den antikapitalistischen Grundzug der Labour Party in den 1930er Jahren.²² Dabei blieb der politische Reformismus allerdings, wie in der Vorkriegszeit, vorherrschend.

Es war gerade die Stärke dieses politischen Reformismus, den viele deutsche Sozialdemokraten in ihrem britischen Exil kennen- und schätzen lernten. Schon der Vordenker des deutschen Reformismus, Eduard Bernstein, war ja maßgeblich von seinen englischen Erfahrungen beeinflusst.²³ Insgesamt hat bei vielen deutschen Sozialdemokraten ihr Kampf gegen den Faschismus aus der Exilsituation heraus Bekenntnisse zu westlichen Formen der Demokratie gestärkt.²⁴ Das gilt für das britische Exil ebenso wie für das skandinavische oder US-amerikanische Exil. Politisch setzte sich somit in der Zeit des Exils die Bewegung hin zu einem Bekenntnis zu parlamentarischer Demokratie fort, wobei aber zugleich durchaus die Ideale einer Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft beibehalten wurden. So unterschied Arthur Rosenberg in den 1930er Jahren noch die sozialistische Demokratie von Formen bürgerlicher Demokratie, indem er nur die sozialistische Demokratie mit dem Ziel der Überwindung der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung verband.²⁵ Gerade die Erfahrung von Krieg und Faschismus überzeugte auch so manchen Sozialdemokraten, dass die Tage des Kapitalismus nach dem Weltkrieg gezählt seien und dass man zu parlamentarischen Mehrheiten für eine sozialistische Demokratie in einer nichtkapitalistischen Wirtschaft vorstoßen könne.

Bei der Labour Party führte die Kriegserfahrung und das gemeinsame Wirken mit den Konservativen in einer Koalition zu einer weitergehenden Integration in die britische Gesellschaft, wobei der Krieg frühzeitig als Legitimation einer umfassenden Umgestaltung der britischen Gesellschaft begriffen wurde. Die großen Opfer der britischen Arbeiterklasse im Krieg mussten belohnt werden durch eine sozial gerechtere Gestaltung der britischen Nachkriegsgesellschaft.²⁶ Die Tage des Kapitalismus galten auch hier vielen Parteigenossen als gezählt.

Anders als die SPD fand sich die Labour Party am Ende des Zweiten Weltkriegs überraschend als Regierungspartei wieder. Hatten die deutschen Sozialdemokraten aus ihrem Antifaschismus einen moralischen Führungsanspruch im Nachkriegsdeutschland formuliert, der allerdings von den Wählern dann nicht honoriert wurde, so entschieden sich die britischen Wähler für viele politische Beobachter unerwartet gegen den Kriegshelden Winston Churchill und für die von einem sehr unsoldatisch daherkommenden Offizier geführte Labour Party. Der antikapitalistische Grundzug der Labour Party fand seinen Ausdruck in einem dann allerdings nur in Teilen umgesetzten massiven Nationalisierungsprogramm. Wirtschaftsplanung und -lenkung standen ebenso auf dem Programm wie die

21 *David Marquand*, Ramsay MacDonald, London 1977.

22 *Michael Newman*, Harold Laski. A Political Biography, Pontypool 2009; *Peter Beilharz*, Labour's Utopias. Bolshevism, Fabianism, Social Democracy, London/New York 1992.

23 *Helmut Hirsch*, Der »Fabier« Eduard Bernstein. Zur Entwicklungsgeschichte des evolutionären Sozialismus, Berlin/Bonn-Bad Godesberg 1977; *Manfred B. Steger*, The Quest for Evolutionary Socialism. Eduard Bernstein and Social Democracy, Cambridge/New York etc. 1997.

24 *Anthony Glees*, Exile Politics During the Second World War. The German Social Democrats in Britain, Oxford 1982; *Isabelle Tombs*, Socialists Debate their History from the First World War to the Third Reich. German Exile and the British Labour Party, in: *Stefan Berger/Peter Lambert/Peter Schumann* (Hrsg.), Historikerdialoge. Geschichte, Mythos und Gedächtnis im deutsch-britischen kulturellen Austausch 1750–2000, Göttingen 2003, S. 361–381; *Julia Angster*, Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie. Die Westernisierung von SPD und DGB, München 2003.

25 *Arthur Rosenberg*, Democracy and Socialism. A Contribution to the Political History of the Past 150 Years, London 1939.

26 *Angus Calder*, The People's War. Britain 1939–1945, London 1997.

nachhaltige Umgestaltung des Gesundheitswesens zu einem polytechnischen, staatlichen, über Steuern finanzierten allgemeinen Gesundheitswesen, dem heute noch existenten und in der britischen Gesellschaft weithin beliebten »National Health Service«. Die sehr schwierige wirtschaftliche Nachkriegssituation Großbritanniens komplizierte die Aufgabe einer sozialistischen Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft, doch als die Konservativen Anfang der 1950er Jahre wieder die Regierung stellen konnten, schreckten sie davor zurück, die bestehenden, von der Labour-Regierung eingeführten Maßnahmen wieder zurückzunehmen. Im »Butskellism« der Conservative Party der 1950er Jahre formierte sich ein im Prinzip sozialdemokratischer Konsens der britischen Nachkriegsgesellschaft, der erst durch die Regierungen Margaret Thatchers, dann aber umfassend, aufgekündigt wurde.²⁷ In der Erinnerung der Labour Party allerdings blieben die antikapitalistisch angehauchten ersten Labour-Regierungen der Nachkriegszeit ein geradezu mythischer Referenzpunkt bis in die 1980er Jahre hinein und wurden gerade im politischen Kampf gegen Margaret Thatcher häufig wieder aktualisiert.²⁸

In Deutschland dagegen entwickelte sich in der DDR ein von der kommunistischen Partei dirigiertes staatssozialistisches Experiment, das 1989/90 in der wohlbekannten Sackgasse endete, während in der Bundesrepublik die christliche und nicht die soziale Demokratie die Entwicklung eines spezifisch rheinischen Kapitalismus unter, im Vergleich mit Großbritannien sehr viel stärkeren, antikommunistischen Vorzeichen vorantrieb. In der Oppositionszeit der langen 1950er Jahre verabschiedete sich die SPD nicht nur vom Marxismus, sondern auch von einer antikapitalistischen Grundhaltung, die vielen in der Partei angesichts des Erfolgs des rheinischen Kapitalismus nicht mehr zeitgemäß erschien.²⁹ Politisch war die SPD in der parlamentarischen Demokratie, gesellschaftlich im Kapitalismus angekommen. Gerade weil der Durchbruch zu einem eindeutigen Bekenntnis zur parlamentarischen Demokratie in der SPD erst in die Nachkriegszeit fällt, fiel es der Partei leichter, sich vom Antikapitalismus als mit der neuen Demokratieorientierung unvereinbar zu verabschieden, gerade unter den in Westdeutschland im Vergleich zu Großbritannien verschärften Bedingungen des Antikommunismus. Das Godesberger Programm symbolisiert diese wichtige Wegmarke für die SPD auf dem Weg zu einer Zielvorstellung von einem Kapitalismus mit menschlichem Antlitz.³⁰

Für die Labour Party gibt es keine vergleichbare symbolische Wegmarke und auch keine vergleichbar scharfe Absetzbewegung vom Antikapitalismus. Gerade weil sich hier Antikapitalismus und Demokratieorientierung schon seit Längerem besser miteinander verbanden, schien es der Labour Party auch nach dem Zweiten Weltkrieg, im Kontext des Kalten Kriegs, nicht unbedingt verwerflich, an einem demokratischen Antikapitalismus festzuhalten. Die »Signposts for the 60s« ähneln noch am ehesten einem programmatischen Parteidokument mit Signalwirkung, auch wenn sie kaum von vergleichbar symbolischer Bedeutung waren wie das Godesberger Programm. Bezeichnenderweise sind sie auch in der gegenwärtigen Erinnerungskultur der Labour Party praktisch nicht präsent. Denn sie markieren einen denkbar scharfen Kontrapunkt zum Godesberger Programm der SPD. Während das Godesberger Programm weit über Deutschland hinaus zum Symbol programmatischer Neuorientierung der SPD geworden ist, hielten die »Signposts«

27 Peter Kerr, *Postwar British Politics. From Conflict to Consensus*, London 2001.

28 Kenneth O. Morgan, *Labour in Power 1945–1951*, Oxford/New York etc. 1985.

29 Kurt Klotzbach, *Der Weg zur Staatspartei. Programmatik, praktische Politik und Organisation der deutschen Sozialdemokratie 1945–1965*, Bonn 1996.

30 Susanne Miller, *Zur Wirkungsgeschichte des Godesberger Programms*, in: *dies.*, *Sozialdemokratie als Lebenssinn. Aufsätze zur Geschichte und Gegenwart der SPD; zum 80. Geburtstag*, hrsg. v. Bernd Faulenbach, Bonn 1995, S. 306–319.

unmissverständlich an einer kapitalismuskritischen Sicht fest.³¹ Die Sozialisierung weiterer Bereiche der Privatwirtschaft blieb das Hauptziel der Labour Party. Der private Besitz an Produktionsmitteln wurde scharf kritisiert und den revisionistischen Strömungen in den eigenen Reihen wurde eine klare Absage erteilt. Die Konzentration wirtschaftlicher Macht in den Händen weniger galt als Ursache für die fortgesetzte wirtschaftliche Malaise Großbritanniens. Stattdessen betonte die Labour Party die Vorzüge einer verstaatlichten Planwirtschaft als Grundvoraussetzung von mehr sozialer Gerechtigkeit und weiterem revolutionärem Wandel der britischen Gesellschaft.³² Dass man in der Labour Party in den 1950er und 1960er Jahren in sehr viel geringerem Maße Abschied von der antikapitalistischen Grundhaltung nahm, mit der alle sozialdemokratischen Parteien der Vorkriegszeit gestartet waren, hat viel mit dem zum Teil nostalgischen Rückblick auf die Jahre 1945 bis 1951 zu tun. Auch das britische Mehrheitswahlsystem, das politische Radikalität ungleich stärker konserviert als das bundesrepublikanische Verhältniswahlrecht, spielte hier eine wichtige Rolle. Aber entscheidend war, meiner Meinung nach, dass man in der Labour Party auf eine sehr lange Tradition des demokratischen Antikapitalismus zurückblicken konnte, die dem Antikapitalismus seine revolutionäre Spitze nahm und ihn auch innerhalb der Konfrontation des Kalten Kriegs im Rahmen von sozialen Egalitätsvorstellungen und gerechterer Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums akzeptabel erscheinen ließ.

In den 1960er Jahren wurden beide Parteien von linken Führungsfiguren dominiert: Willy Brandt in der Bundesrepublik und Harold Wilson in Großbritannien. Vergleicht man die beiden, so fällt auf, wie viel stärker Wilson von dem Glauben an Planwirtschaft und Sozialisierung geprägt war. Während Willy Brandt, gerade auch aufgrund der eigenen Vergangenheit und seiner konsequent betriebenen Vergangenheitspolitik, für eine Form des ethischen Sozialismus stand und die Demokratisierung der Gesellschaft auf vielen verschiedenen Ebenen programmatisch verfolgte³³, galt Wilson als Symbol eines geplanten Staatskapitalismus, auch wenn er in seiner Regierungspolitik wenig konkrete Schritte unternahm, um weitere Sozialisierungsmaßnahmen durchzusetzen.³⁴ Umgekehrt gelang es Reformern in der Partei, wie etwa Barbara Castle, gerade nicht, die in Großbritannien sehr antagonistisch gestalteten industriellen Beziehungen zu reformieren.³⁵ Man sollte allerdings die Unterschiede beider Parteien in ihrer Haltung zum demokratischen Sozialismus nicht überbetonen. Der Glaube an die Macht technologischer Lösungen, »the white heat of the technological revolution«³⁶, hatte auch viele überzeugte Anhänger in der SPD. Beide sozialdemokratischen Parteien blieben bis weit in die 1970er Jahre hinein Ideen eines Social Engineering »von oben« verpflichtet, die aus demokratietheoretischer Perspektive äußerst problematisch waren. Dennoch, so meine These hier, war der Antikapitalismus in der SPD in den 1960er Jahren grundlegender verschwunden als in der Labour Party. Was das politische Demokratieverständnis anbetrifft, hatte man dagegen in der SPD weitgehend das demokratische Verständnis britischer Sozialdemokraten eingeholt.

31 *Nicholas Ellson*, *Egalitarian Thought and Labour Politics. Retreating Visions*, London 1994; *Brian Brivati*, *Hugh Gaitskell*, London 2006.

32 *Tudor Jones*, *Remaking the Labour Party. From Gaitskell to Blair*, London 1996.

33 *Peter Merseburger*, *Willy Brandt. 1913–1992. Visionär und Realist*, München 2013.

34 *Ben Pimlott*, *Harold Wilson*, London 1992.

35 *Department of Employment and Productivity*, *In Place of Strife. A Policy for Industrial Relations*, London 1969; zum Scheitern ihrer »industrial relations policy« vgl. auch: *Peter Dorey*, *Industrial Relations Policy*, in: *ders.* (Hrsg.), *Developments in British Public Policy*, London 2005, S. 133–160.

36 So einer der wichtigsten Wahlslogans Harold Wilsons bei den Wahlen zum britischen Unterhaus 1964.

Infolge der 68er-Revolte erfolgte in beiden sozialdemokratischen Parteien ein Linksruck, der zum Teil bürgerkriegsähnliche Grabenkämpfe auslöste.³⁷ Während viele Neomarxisten den Weg von verschiedenen K-Gruppen und unabhängigen linken Gruppen in die SPD fanden, waren es in Großbritannien die an den Universitäten Ende der 1960er Jahre starken Trotzlisten, die in der Labour Party innerparteiliche Gruppenbildungen in Form der »Militant tendency« formten, die in vielen lokalen Parteigruppen eine wichtige Einflussnahme erzielten.³⁸ Wichtiger Unterschied der Entwicklung war allerdings, dass die SPD durch die gesamten 1970er Jahre hindurch Regierungspartei war und als solche eine Regierungspolitik betrieb, die immer weiter vom Willen der Parteibasis entfernt schien.³⁹ In Großbritannien dagegen wechselten sich konservative und Labour-Regierungen in den 1970er Jahren ab, bis 1979 mit Margaret Thatcher ein liberaler Radikalkonservatismus an die Regierung kam, der Großbritannien in den 1980er Jahren nachhaltig verändern sollte.⁴⁰ Vor diesem Hintergrund marschierte die Labour Party programmatisch strikt nach links; in den 1970er Jahren entwickelte die Partei mehrere Konzepte der Überwindung des liberalen Kapitalismus, während man sich inmitten des sich anbahnenden ›zweiten‹ Kalten Kriegs für eine unilaterale Abrüstung einsetzte.⁴¹ Der anders als in der SPD niemals überwundene demokratische Antikapitalismus der Labour Party schuf einen günstigen Nährboden für die programmatische Linksorientierung der Labour Party in den 1970er und frühen 1980er Jahren, die sie innerhalb der europäischen Sozialdemokratien der Zeit zu einem absoluten Außenseiter werden ließ. Mit der Wahl Michael Foots zum Parteivorsitzenden war die Linke am Ziel ihrer Bemühungen, innerparteilich dominierende Kraft zu werden.⁴²

Nach dem Abgang Helmut Schmidts als Kanzler 1982 setzten sich zwar auch in der Führung der SPD Parteilinke durch, aber sie trieben die programmatische Entwicklung nicht in ähnlicher Weise auf eine Überwindung des Kapitalismus und des Kalten Kriegs zu, wie dies bei der Labour Party der Fall war. Stattdessen orientierte man sich viel stärker an den Leitlinien eines »social Europe«, wie es vor allem von Jacques Delors auf europäischer Ebene in den 1980er Jahren vertreten wurde. Es wurde dabei weitgehend als Gegenmodell zu einer entfesselten Ideologie der freien Marktwirtschaft à la Reaganomics oder Thatcherismus gesehen.⁴³ Die grundsätzliche Umorientierung der SPD hin nach Europa in den späten 1950er und 1960er Jahren erwies sich hier ebenfalls als substanzieller als die immer etwas halbherzige Orientierung der Labour Party auf Europa, die auch etwas damit zu tun hatte, dass man aufseiten der Labour Party lange Zeit hoffte, den Sozialismus in einem Lande erreichen zu können – eine Aussicht, die im westeuropäischen Konzert der Nationalstaaten eher unwahrscheinlich schien.⁴⁴

37 Thomas A. Koelble, *The Left Unraveled. Social Democracy and the New Left Challenge in Britain and West Germany*, Durham, NC 1991.

38 Jens-Peter Steffen, *Militant Tendency. Trotzismus in der Labour Party*, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1994; Tilman Fichter/Siegward Lönnendonker, *Kleine Geschichte des SDS. Der Sozialistische deutsche Studentenbund von 1946 bis zur Selbstaflösung*, Berlin 1977; Andreas Kühn, *Stalins Enkel, Maos Söhne. Die Lebenswelt der K-Gruppen in der Bundesrepublik der 70er Jahre*, Frankfurt am Main 2005; Jeanette Seiffert, »Marsch durch die Institutionen?«. Die 68er in der SPD, Bonn 2009.

39 Bernd Faulenbach, *Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reformeuphorie zur neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982*, Bonn 2011.

40 John Campbell, *Margaret Thatcher*, 2 Bde., London 2007f.

41 Noel Thompson, *Political Economy and the Labour Party. The Economics of Democratic Socialism, 1884–2005*, London 2006.

42 Kenneth O. Morgan, *Michael Foot. A Life*, London 2008.

43 Detlev Albers/Stephen Haseler/Henning Meyer (Hrsg.), *Social Europe. A Continent's Answer to Market Fundamentalism*, London 2006.

44 Dionyssi G. Dimitrakopoulos (Hrsg.), *Social Democracy and European Integration. The Politics of Preference Formation*, London 2011.

Der Linkskurs der Labour Party führte die Partei in die Parteispaltung. 1981 gründete die Parteirechte die »Social Democratic Party«, die sich, wie die meisten westeuropäischen Sozialdemokratien, vom Antikapitalismus der Labour Party verabschieden wollte.⁴⁵ 1983 fuhr die Labour Party ihr desolates Wahlergebnis nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Danach war es dann ausgerechnet der dezidiert linke walisische »firebrand« Neil Kinnock, der die Partei wegführte von einer antikapitalistischen und unilateralen Position.⁴⁶ Da man ihm persönlich den Wandel von Saulus zu Paulus nicht abnahm, waren es erst seine Nachfolger, und da vor allem Tony Blair, die eine maßgebliche programmatische Umorientierung der Labour Party vollzogen. Unter explizitem Rückbezug auf die sozialliberalen britischen Traditionen der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vollzog Blair die Abkehr von Staat, Planung, Social Engineering und Antikapitalismus, all den Dingen, die in der langen Regierungszeit der Konservativen zwischen den späten 1970er und den späten 1990er Jahren zu *bêtes noires* der britischen gesellschaftlichen Nachkriegsentwicklung gehörten und dafür erhalten mussten, den langen Abstieg des »*sick man of Europe*« zu erklären.

In einer berühmt gewordenen Rede betonte Blair, er habe kein Problem mit den Superreichen und der größer werdenden Schere zwischen Superreichen und Armen; ihm ginge es darum, den Armen Wege aus der Armut zu ermöglichen; dazu sei Hilfe zur Selbsthilfe angesagt. Die berühmte »Clause IV« der Labour Party, die die Partei seit 1918 auf den Sozialismus verpflichtete und zu den wenigen programmatischen Grund-Statements der Partei gehörte, schaffte Blair kurzerhand ab, ebenso wie er die Macht der Gewerkschaften über innerparteiliche Entscheidung massiv beschnitt.⁴⁷ Programmatisch kamen ihm linke sozialliberale Intellektuelle wie Will Hutton, mit seinem »stakeholder socialism« oder Anthony Giddens mit seinem »Third Way« zu Hilfe.⁴⁸ Es fällt allerdings auf, dass diese theoretischen Begleittexte in die praktische Politik wenig Eingang fanden. De facto changierten die Labour-Regierungen unter Blair zwischen Akzeptanz neoliberaler Politik und Marktregulierung einerseits und klassischer Distributionspolitik andererseits.⁴⁹ Dennoch: Mit Blair verabschiedet sich die Labour Party nachhaltig und im Grunde zum ersten Mal von dem antikapitalistischen Grundkonsens, der bis dahin in der Partei stark vertreten war. Es war die Antwort einer über bald 20 Jahre frustrierten Labour Party auf die Herausforderungen des thatcherschen Neoliberalismus. Zurück blieb ein wirtschaftlich und sozial entkerntes Bekenntnis zur Demokratie und zu demokratischen Prozessen, die sich allerdings innerparteilich in einer Fokussierung auf Fokusgruppen und in der Regierungspolitik in einer Weigerung zu führen und einer Selbstbeschränkung auf das, was angeblich mehrheitsfähig und medienpolitisch durchsetzbar schien, erschöpften. Mit dem Antikapitalismus schien auch das Bekenntnis zur Demokratie in die Krise zu kommen.⁵⁰

In der SPD war die Partei ja auch in den 1970er Jahren ein gutes Stück nach links gerutscht, wobei der wirtschaftliche Rahmen des Kapitalismus, anders als in Großbritannien, nicht mehr infrage gestellt wurde. Die »Enkel« von Willy Brandt dominierten die Partei in der langen Phase der Opposition in den 1980er und 1990er Jahren und als dann endlich

45 Ivor Crewe/Anthony King, *SDP. The Birth, Life and Death of the Social Democratic Party*, Oxford/New York etc. 1995.

46 Martin Westlake, Neil Kinnock, 1983–1992, in: Kevin Jeffreys (Hrsg.), *Leading Labour. From Keir Hardie to Tony Blair*, London 1999, S. 171–192.

47 James E. Cronin, *New Labour's Pasts. The Labour Party and its Discontents*, Harlow/New York 2004.

48 Will Hutton/Anthony Giddens (Hrsg.), *On the Edge. Living with Global Capitalism*, London 2000.

49 Sarah Hale, *Blair's Community. Communitarian Thought and New Labour*, Manchester 2006.

50 Raymond Kuhn, *Media Management*, in: Anthony Seldon (Hrsg.), *Blair's Britain, 1997–2007*, Cambridge/New York etc. 2007, S. 123–142.

einer der ›Enkel‹, Gerhard Schröder, mit einer rot-grünen Koalition die Regierung in Deutschland übernahm, zeichnete sie sich, ähnlich wie die Blair-Regierungen in Großbritannien, durch eine eher neoliberale Wirtschafts- und Finanzpolitik aus, die sich vor allem in der Agenda 2010, den Hartz-IV-Reformen und der Flexibilisierung von Arbeitsmärkten mit der massiven Steigerung von Formen prekärer Arbeit widerspiegelte.⁵¹ Mit dem Abtritt Oskar Lafontaines trat zugleich die noch verbliebene Option auf eine Zählung des Kapitalismus in den Hintergrund.⁵² Nicht durch Zufall kam es ja dann auch zu dem Schröder-Blair-Papier, das in Großbritannien so gut wie keine Diskussionen auslöste, während es in Deutschland zu großen Debatten um die ›Seele der SPD‹ führte, erklärbar aus der Enttäuschung der Partei mit dem neoliberalen Kurs der rot-grünen Regierung.⁵³

Was ich versucht habe hier ganz kurz zu skizzieren, ist der lange Abschied sozialdemokratischer Parteien von ihren ursprünglich antikapitalistischen Grundpositionen. Diese hatten ihren Ursprung in den Erfahrungen und programmatischen Haltungen vor dem Ersten Weltkrieg. Auch wenn es vor dem Ersten Weltkrieg dazu bereits Ansätze gab, so ist doch bezeichnend, dass die Akzeptanz des Kapitalismus in beiden Parteien erst nach dem Zweiten Weltkrieg mehrheitsfähig wurde, wobei ich, vielleicht für manche überraschend, argumentiert habe, dass die angeblich reformistische Labour Party viel länger bei antikapitalistischen Grundpositionen verblieb als die SPD, die sich auch unter dem Einfluss neomarxistischer Positionen nicht mehr hinter ihre Akzeptanz des Kapitalismus in den 1960er Jahren zurückbewegte. Wichtig war hier vor allem die lange Zeit unterschiedliche Haltung beider Parteien zur Demokratie. Während ein demokratischer Antikapitalismus in der Labour Party auch in Zeiten des Kalten Kriegs akzeptabel blieb und als Antwort auf einen radikalen Neoliberalismus noch einmal aktualisiert wurde, verband sich in der SPD der endgültige Durchbruch zu demokratischen Tendenzen und einem gesellschaftlichen Pluralismus mit dem Abschied eines Antikapitalismus, der eine sehr viel geringere Bindung zu Demokratievorstellungen hatte als in Großbritannien. Erst in den 1990er Jahren verabschiedete sich die Labour Party, dann allerdings gleich radikal, vom Antikapitalismus und ließ sich auf Agenden des Neoliberalismus ein, die auch in der Schröder'schen SPD ihre Befürworter hatten, wobei hier der Widerstand gegen eine Akzeptanz des Neoliberalismus stärker war als in Großbritannien, wo die langen Jahre der politischen Opposition die Labour Party zu radikaleren Zugeständnissen an den Neoliberalismus veranlasste.

Wenn der Kapitalismus von den sozialdemokratischen Parteien in Deutschland und Großbritannien heute nicht mehr infrage gestellt wird, worin besteht dann der Inhalt des demokratischen Sozialismus? Immerhin ist mit dem Antikapitalismus auch der Glaube an staatliche Intervention, an Social Engineering und technologische Allmachtsfantasien, allesamt wichtige Bestandteile eines sozialdemokratischen Selbstverständnisses der Nachkriegszeit, weitgehend aus dem sozialdemokratischen Ideenarsenal verschwunden. Wohin treibt die Sozialdemokratie dann? Ist es so, wie Gerassimos Moschonas in seiner vergleichenden Untersuchung sozialdemokratischer Parteien in Europa vor Kurzem argumentierte, dass eigentlich nur eine Verabschiedung sozialdemokratischer Parteien aus ihrer Geschichte bleibt, ein ›Verrat‹ an genau den sozialen Schichten, für die die SPD lange Zeit stand?⁵⁴

51 *Sebastian Fischer*, Gerhard Schröder und die SPD. Das Management des programmatischen Wandels als Machtfaktor, München 2005.

52 *Oskar Lafontaine*, Das Herz schlägt links, München 1999; das Buch erschien unmittelbar nach seinem überraschenden Rücktritt von allen Ämtern in Regierung und Partei.

53 *Gerhard Schröder/Tony Blair*, Der Weg nach vorn für Europas Sozialdemokraten, London/Berlin 1999; vgl. auch *Ralf Tils*, Strategische Regierungssteuerung. Schröder und Blair im Vergleich, Wiesbaden 2011.

54 *Gerassimos Moschonas*, In the Name of Social Democracy. The Great Transformation: 1945 to the Present, London 2002.

Aber was macht eine politische Partei, die auf Machtgewinn angelegt ist, wenn ihre traditionellen Ziele, wie Reduzierung der Ungleichheit, Streben nach sozialer Gerechtigkeit und Absicherung der sozial Schwachen, keine Mehrheiten mehr produzieren? Betrachtet man heute SPD und Labour Party, Peer Steinbrück und Ed Miliband, so fällt vor allem eine Leerstelle dort auf, wo Ideen für die Füllung eines demokratischen Sozialismus stehen müssten – trotz Programmdebatten und Programmkommissionen zumindest auf deutscher Seite.

Demokratie und Demokratisierung sind keine Alleinstellungsmerkmale der Sozialdemokratie und waren es auch nie. Die Sozialdemokratie war eine gesellschaftliche Kraft unter anderen, die zur Demokratisierung europäischer Gesellschaften beigetragen hat.⁵⁵ Darauf darf sie stolz sein, und die weitergehende Demokratisierung von Lebenssphären, die heute noch nicht demokratisch ausgerichtet sind, verbleibt als eine wichtige Aufgabe; aber es ist keine Aufgabe, die man als spezifisch sozialdemokratisch sehen könnte. Antikapitalismus als Vorstellungshorizont einer gerechteren wirtschaftlichen und sozialen Ordnung war lange Zeit ein solches Alleinstellungsmerkmal, und selbst in der verwässerten Variante eines Kapitalismus mit menschlichem Antlitz oder der schwedischen »politics against markets«, in Gøsta Esping-Andersens eindrücklicher Formulierung, blieb dieser Horizont aktuell.⁵⁶ Doch heute, so meine abschließende These, ist dies kein Bestandteil des demokratischen Sozialismus der Labour Party und der SPD mehr, und diese Leerstelle ist gerade vor dem Hintergrund der mehr als 100 Jahre währenden Geschichte beider Parteien schmerzhaft spürbar. Sozialstaatliche Absicherung, eine gerechtere Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums, eine effektivere Kontrolle wirtschaftlicher und finanzökonomischer Macht, eine aktive Bürgergesellschaft und eine Demokratisierung aller gesellschaftlichen und privaten Lebensbereiche bleiben weiterhin sozialdemokratische Ziele, die man auch unter der Leitperspektive eines demokratischen Antikapitalismus fassen könnte. Können, wollen und sollen sich sozialdemokratische Leitparteien, wie die SPD und die Labour Party, die sie in der Geschichte der europäischen Sozialdemokratie nun mal waren – mit dieser etwas provokanten Frage will ich schließen –, in einer der nachhaltigsten historischen Krisen des Kapitalismus, wieder zu kapitalismuskritischen Perspektiven durchringen beziehungsweise eine demokratische Kapitalismuskritik aktivieren, um ihr Profil von einer sozial gerechteren Welt zu schärfen? Man kann gute Argumente dafür und dagegen haben, aber man sollte sich trauen, diese Debatte zumindest zu führen.

55 *Geoff Eley*, *Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000*, Oxford/New York etc. 2002.

56 *Gøsta Esping-Andersen*, *Politics Against Markets. The Social Democratic Road to Power*, Princeton, NJ 1985.

Dokumentation – Analyse – Kritik

Christoph Stamm

Zur politischen Lage 1932

Unbekannte Aufzeichnungen über zwei Sitzungen des Parteiausschusses der SPD*

Zur Einordnung der Dokumente

Die hier vorgestellten beiden Dokumente enthalten Berichte über Sitzungen des Parteiausschusses der SPD vom 4.5. und 20.9.1932 in Berlin, die der Forschung bisher nicht bekannt gewesen sind. Der Parteiausschuss war als Führungsgremium der Partei zusätzlich zum Parteivorstand auf dem Parteitag in Chemnitz 1912 in das Organisationsstatut aufgenommen worden. Er bildete als Vertretung der Parteibezirke auf der Ebene des Reiches die Schnittstelle zwischen der zentralen Parteiführung und der Parteiorganisation in den Regionen und sollte zudem die Integration der auseinanderstrebenden Parteiflügel fördern. Eduard David bezeichnete ihn als eine Art »Verständigungsausschuss«.¹ Laut Organisationsstatut beriet der Parteiausschuss gemeinsam mit dem Parteivorstand über wichtige, die Gesamtpartei berührende Fragen, über die Einrichtung zentraler Parteiinstitutionen, die die Partei dauernd finanziell belasteten, über die Tagesordnung der Parteitage und die Bestellung der Referenten.² Der Parteivorstand musste deshalb gegenüber dem Parteiausschuss seine Politik erklären und rechtfertigen. Für die Ausschusssitzungen der Jahre 1912 bis 1921 liegen parteioffizielle Protokolle vor.³ Da der Parteiausschuss ausdrücklich nur beratende Funktion hatte, konnten die Sitzungen weniger strukturiert verlaufen und eine Plattform für breitere Diskussionen bieten. Im Falle der Sitzung vom 4.5.1932 wurde der Teilnehmerkreis zudem erweitert durch nicht bereits dem Parteiausschuss angehörende Bezirkssekretäre und die weiblichen Vertrauenspersonen aus den Bezirken.⁴

Der »Vorwärts« und der »Sozialdemokratische Pressedienst« als zentrale Veröffentlichungs- und Verlautbarungsorgane der Partei gingen seinerzeit im Zusammenhang mit beiden Sitzungen kaum über eine Erwähnung der Tatsache, dass sie stattfanden, hinaus.⁵ Angesichts dessen bilden die Dokumente einen Ersatz für die in diesen beiden Fällen nicht überlieferten »parteiämlichen« Aufzeichnungen, die Hagen Schulze für einige spätere Parteiausschusssitzungen – nämlich für die Sitzungen vom 10.11. und 16.12.1932

* Für Ratschläge und Hinweise danke ich Ilse Fischer, Anja Kruke und Michael Schneider.

1 Vgl. *Friedhelm Boll*, Zur Funktion und Bedeutung des Parteiausschusses der SPD (1912–1921), in: Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD 1912 bis 1921. Inkl. Protokoll der Parteikonferenz in Weimar am 22. und 23. März 1919, Protokoll über die Verhandlungen der Reichskonferenz der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands abgehalten in Berlin am 5. und 6. Mai 1920, Nachdrucke, hrsg. v. *Dieter Dowe*, 2 Bde., Berlin/Bonn 1980, Bd. 1, S. XIII. Vgl. auch *Dieter Fricke*, Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1869 bis 1917 in zwei Bänden, Bd. 1, Berlin (Ost) 1987, S. 265, 361 und 364f.

2 Vgl. Organisationsstatut der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, beschlossen auf dem Parteitag in Magdeburg 1929, in: Sozialdemokratischer Parteitag Magdeburg 1929 vom 26. bis 31. Mai in der Stadthalle, Nachdruck, Berlin/Bonn-Bad Godesberg 1974, S. 294.

3 Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD 1912 bis 1921 (wie Anm. 1).

4 Vgl. Dok. 1, Begleitschreiben.

5 Vgl. Vorwärts. Berliner Volksblatt, 5.5.1932, Morgenausgabe, S. 1, und 20.9.1932, Abendausgabe, S. 1; Sozialdemokratischer Pressedienst, Hrsg. u. Chefredakteur *Erich Alfringhaus*, Berlin, 4.5.1932, S. 2, und 20.9.1932, S. 3.

sowie 31.1. und 14.3.1933 – ermittelt und schon 1975 veröffentlicht hat.⁶ Die beiden Dokumente bringen gegenüber der bisherigen Geschichtsschreibung zur Problematik der SPD im Jahre 1932 mit der Tolerierungspolitik gegenüber dem Kabinett Brüning, dem Verhalten gegenüber der Regierung Papen und der Bekämpfung des aufsteigenden Nationalsozialismus zwar keine grundsätzlich neuen Informationen. Sie enthalten aber Einzelheiten aus der Diskussion innerhalb der SPD, die das bisherige Bild in Details ergänzen, und sie machen die bedrückende politische Atmosphäre deutlich, in der die SPD-Führung sich um Klärung der eigenen Position bemühte und nach Handlungsmöglichkeiten suchte. Die Dokumente sollen nun nicht Anlass sein, an dieser Stelle die Debatte um die historische Bewertung dieser Phase der SPD-Parteigeschichte wieder aufzunehmen, die unweigerlich mit den Fragen nach dem Untergang der Weimarer Republik verknüpft ist.⁷ Schließlich handelt es sich bei den Dokumenten nicht um parteioffizielle Aufzeichnungen über Sitzungen des Parteiausschusses, sondern sie wurden von Sitzungsteilnehmern in der Absicht verfasst, andere Parteifunktionäre und -funktionärinnen in einem Regionalverband über diese Sitzungen zu informieren. Dabei ist im Falle von Dokument 1 zur Sitzung vom 4.5.1932 zu erkennen, dass die Schriftführerin des Bezirksfrauenausschusses Hamburg/Nordwest, Olga Stolten, in einem Rundschreiben eigene Beobachtungen als Teilnehmerin der Parteiausschusssitzung wiedergab und in der Anlage der Bezirkssekretär Heinrich Vogel in einer deutlich ausführlicheren Fassung seine eigene Version der Sitzung zu Papier brachte. Das Dokument 2 ist formal nur ein von Olga Stolten gezeichnetes Protokoll einer Sitzung des Bezirksfrauenausschusses Hamburg/Nordwest vom 23.9.1932. Breiten Raum nimmt darin aber der Bericht der Hamburger Reichstagsabgeordneten Johanne Reitze von der Sitzung des zentralen Parteiausschusses vom 20.9.1932 ein. Angesichts der Ausführlichkeit der Schilderung mit Anführung der Argumente der einzelnen Personen ist anzunehmen, dass sich Reitze hier auf eigene schriftliche Notizen stützen konnte, die sie dann später vielleicht der Protokollantin Stolten zur Einarbeitung in das Protokoll weitergegeben hat. So gesehen bildet der Bericht über die Parteiausschusssitzung vom 20.9.1932 ein Protokoll im Protokoll.

Die in Dokument 1 wiedergegebene Sitzung vom 4.5.1932 fand statt, nachdem Paul von Hindenburg in der Reichspräsidentenwahl im zweiten Wahlgang am 10.4.1932 mit Unterstützung der SPD über Adolf Hitler gesiegt hatte, die NSDAP andererseits am 24.4.1932 bei den Landtagswahlen in fünf Ländern erfolgreich gewesen war und die Weimarer Koa-

6 Vgl. *Hagen Schulze* (Hrsg.), *Anpassung oder Widerstand? Aus den Akten des Parteivorstands der deutschen Sozialdemokratie 1932/33*, Bonn-Bad Godesberg 1975, Dok. Nr. 2, 3, 5 und 9.

7 Aus der sehr umfangreichen Literatur vgl. unter anderem *Helga Grebing*, *Thesen zur Niederlage der organisierten Arbeiterschaft im Kampf gegen den Faschismus*, in: *Ernst Breit* (Hrsg.), *Aufstieg des Nationalsozialismus, Untergang der Republik, Zerschlagung der Gewerkschaften. Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung zwischen Demokratie und Diktatur*, Köln 1985, S. 95–106; *Heinrich August Winkler*, *Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933*, Berlin/Bonn 1987; *Wolfram Pyta*, *Gegen Hitler und für die Republik. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit der NSDAP in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1989; *Rainer Schaefer*, *SPD in der Ära Brüning: Tolerierung oder Mobilisierung? Handlungsspielräume und Strategien sozialdemokratischer Politik, 1930–1932*, Frankfurt am Main/New York 1990; *Horst Möller*, *Weimarer Republik. Eine unvollendete Demokratie*, München 2004, insb. S. 216–253; *Dirk Blasius*, *Weimars Ende. Bürgerkrieg und Politik 1930–1933*, Göttingen 2005; *Moritz Föllmer/Rüdiger Graf/Per Leo*, *Einleitung: Die Kultur der Krise in der Weimarer Republik*, in: *Moritz Föllmer/Rüdiger Graf* (Hrsg.), *Die »Krise« der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters*, Frankfurt am Main/New York 2005, S. 9–41; *William Smaldone*, *Confronting Hitler. German Social Democrats in Defense of the Weimar Republic, 1929–1933*, Lanham, MD/Boulder, CO 2009; zuletzt *Benjamin Ziemann*, *Die Zukunft der Republik? Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold 1924–1933*, Bonn 2011.

lition dabei in Preußen ihre Mehrheit verloren hatte. Die nicht nachlassende Wirtschaftskrise mit der Massenarbeitslosigkeit, die umstrittenen Maßnahmen der Reichsregierung zu ihrer Bekämpfung und die Passivität von Reichskanzler Heinrich Brüning in außenpolitischen Fragen gegenüber Frankreich ließen die SPD-Führung sich immer wieder neu die Frage stellen, ob sie an ihrer Tolerierung der Regierung Brüning festhalten sollte. Das einführende Referat von Rudolf Hilferding in der Sitzung vom 4.5.1932, das sich mit diesen Themen beschäftigte, ist bekannt, da es im Anschluss an die Sitzung als Sonderdruck veröffentlicht wurde.⁸ Dort erscheint der Beitrag Hilferdings viel ausführlicher und bringt die Themen teilweise in einer anderen Reihenfolge, aber die angesprochenen Punkte sind auch in der Aufzeichnung Heinrich Vogels wiederzuerkennen. Hier zeigen sich die Unterschiede zwischen einer Veröffentlichung nach Redemanuskript oder Stenogramm und den selektiven Notizen eines Zuhörers. Auch wenn die Broschüre nach einem Redemanuskript gedruckt wurde, ist nicht sicher, ob Hilferding sein Referat tatsächlich wörtlich so hielt. Direkte inhaltliche Widersprüche zwischen beiden Fassungen sind nicht festzustellen. So besteht der eigentliche Erkenntnisgewinn von Dokument 1 auch in erster Linie in der in Heinrich Vogels Aufzeichnung im Anschluss an das Referat Hilferdings wiedergegebenen Diskussion, die den deutlich größeren Teil der Aufzeichnung ausmacht.

Dokument 2 spiegelt die sich zuspitzende politische Situation nach der Ersetzung von Brüning durch Franz von Papen, Papens Absetzung der preußischen Regierung am 20.7.1932, dem gescheiterten Versuch vom August 1932, Hitler in die Reichsregierung einzubeziehen, der Notverordnung vom 4.9.1932 mit ihren massiven Angriffen auf das Tarifrecht und schließlich der Reichstagsauflösung vom 12.9.1932 wider. Das Datum der Parteiausschusssitzung vom 20.9. war zugleich der Tag, an dem Reichspräsident von Hindenburg endgültig den Termin für die erneuten Reichstagswahlen festlegte. Dem von Heinrich August Winkler festgestellten Mangel, dass die Argumente, die in dieser Parteiausschusssitzung ausgetauscht wurden, nicht im Einzelnen überliefert seien⁹, kann das Dokument 2 abhelfen, wie vollständig auch immer. Über die Diskussion an diesem Tag waren bisher nur die kurzen Bemerkungen eines Teilnehmers, des ADGB-Sekretärs Hermann Schlimme, in seinem Brief vom 22.9.1932 an den stellvertretenden ADGB-Vorsitzenden und Reichstagsabgeordneten Peter Graßmann bekannt.¹⁰ Die von Schlimme erwähnten Punkte sind neben vielen anderen in dem in Dokument 2 eingeschlossenen Bericht von Johanne Reitze wiederzufinden. Allerdings gilt dies nicht für einen Redebeitrag Schlimmes zur Frage der Extrabeiträge für die »Eiserne Front«.¹¹

Diejenigen Teile der Dokumente, die sich auf die Frauenarbeit der SPD im Parteibeziirk Hamburg/Nordwest beziehen, werden mit abgedruckt, um die Vollständigkeit und Authentizität der Dokumente zu erhalten und auch das Umfeld zu kennzeichnen, aus dem der jeweilige Autor beziehungsweise die Autorin der Aufzeichnungen kam. Durch ihre Herkunft aus der Frauenarbeit der SPD geben die Dokumente auch Hinweise auf diesen Be-

8 Vgl. *Rudolf Hilferding*, Nach den Wahlen. Referat des Genossen Dr. Hilferding vor dem Parteiausschuß am 4. Mai 1932, hrsg. v. Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Berlin 1932 (elektronische Volltextressource: URL: <<http://library.fes.de/pdf-files/bibliothek/bestand/a99-02643.pdf>> [31.5.2013]). Zur Bewertung und Einordnung dieses Referats vgl. *Heinrich August Winkler*, »Eine wirklich noch nicht dagewesene Situation.« Rudolf Hilferding in der Endphase der Weimarer Republik, in: *Jürgen Kocka/Hans-Jürgen Puhle/Klaus Tenfelde* (Hrsg.), *Von der Arbeiterbewegung zum modernen Sozialstaat*, Festschrift für Gerhard A. Ritter zum 65. Geburtstag, München/New Providence 1994, S. 142f.

9 Vgl. *Winkler*, *Der Weg in die Katastrophe*, S. 742.

10 Vgl. ebd.; *Hans J. L. Adolph*, *Otto Wels und die Politik der deutschen Sozialdemokratie 1894–1939. Eine politische Biographie*, Berlin 1971, S. 247f. – Fundort des Briefes: AdsD, DGB-Archiv, ADGB-Restakten, NB 460, Bl. 31.

11 Vgl. Dok. 2, Anm. 48.

reich der Parteiarbeit. Auch dieser Fragenbereich soll hier nicht im Einzelnen diskutiert werden. Karen Hagemann hat ihn, besonders mit Bezug auf Hamburg, ausführlich erforscht und beschrieben.¹² Es sei aber festgestellt, dass die Dokumente den Befund stützen, dass die Partei sich in der Frage, ob Geld und Energie für die Gewinnung von Frauenstimmen bei Wahlen aufgewendet werden sollten, eher ambivalent verhielt. Einerseits sahen auch die männlichen Parteifunktionäre das Potenzial, das in der Gewinnung weiblicher Wählerinnen steckte, andererseits überließen sie die Bearbeitung dieses Potenzials aber ganz der innerparteilichen Frauenorganisation und waren zögerlich dabei, diese mit den nötigen Mitteln auszustatten. Zu dieser Haltung trug bei, dass die Bemühungen der SPD um weibliche Stimmen in der Weimarer Zeit, an den ursprünglichen Erwartungen gemessen, enttäuschend ausfielen und die Parteifrauen nach jeder Wahl in Rechtfertigungszwang kamen.¹³ Die hier abgedruckten Dokumente legen nahe, dass die in der SPD organisierten Frauen, zumindest im Parteibezirk Hamburg/Nordwest, zu noch größerem Engagement bereit gewesen wären, ihnen aber keine Gelegenheit dazu gegeben wurde.

Herkunft der Dokumente

Die Dokumente wurden 1995 vom Bearbeiter im Archiv der sozialen Demokratie (AdsD) der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn bei der Sichtung einer Ablieferung von Archivalien der SPD-Landesorganisation Hamburg gefunden. Sie sind Bestandteil eines Konvoluts von Papieren, die der Arbeit des Frauenausschusses des früheren SPD-Bezirks Hamburg/Nordwest bis 1933 entstammen und möglicherweise auf dem Weg über die Materialsammlung für ein Projekt der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen der Landesorganisation Hamburg über Frauen im Widerstand zum Faschismus¹⁴ den Weg in die Unterlagen der heutigen SPD-Landesorganisation Hamburg gefunden haben. Dieses Konvolut war bei der Anlieferung im AdsD – wie andere Unterlagen auch – in einem Bündel in Packpapier verpackt und nicht etwa gelocht in einem beschrifteten Ordner abgeheftet. Diese Tatsache mag ein Grund dafür sein, dass das Material nicht schon früher mehr Beachtung gefunden hat. Ein anderer Grund dafür dürfte darin liegen, dass bei einem flüchtigen Anlesen nicht sofort erkennbar ist, dass die in den Dokumenten enthaltenen Informationen sich inhaltlich zum größten Teil auf die nationale Ebene beziehen und über die Belange und das Gebiet des Bezirks Hamburg/Nordwest¹⁵ weit hinausgehen. Seit ihrer ersten Erschließung sind die Dokumente im AdsD unter der Signatur 1629 der III. Lieferung von Unterlagen der heutigen SPD-Landesorganisation Hamburg abgelegt.¹⁶

12 Vgl. *Karen Hagemann*, *Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik*, Bonn 1990, insb. S. 131–154 und 509–638.

13 Vgl. auch *Renate Pore*, *A Conflict of Interest. Women in German Social Democracy, 1919–1933*, Westport, CT/London 1981, S. 57–59.

14 Vgl. *Frauen im Faschismus, Frauen im Widerstand*. Hamburger Sozialdemokratinnen berichten, hrsg. v. der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen, Hamburg o.J. [ca. 1980].

15 Der SPD-Bezirk Hamburg/Nordwest wurde irreführenderweise zeitgenössisch meistens »Hamburg-Nordwest« geschrieben. Er umfasste vor 1933 geografisch den Unterbezirk Hamburg (noch ohne Altona und Wandsbek) und das Elbe-Weser-Dreieck mit den Unterbezirken Bremen und Bremerhaven sowie den beiden Unterbezirken im Regierungsbezirk Stade der preußischen Provinz Ostthannover mit Sitzen in Stade und Hemelingen, vgl. *Handbuch des Vereins Arbeiterpresse*, hrsg. v. Vorstand des Vereins Arbeiterpresse, 4. Folge, Berlin 1927, S. 44; *Die Sozialdemokratie in den kommunalen Selbstverwaltungen im Bezirk Hamburg-Nordwest 1930*, hrsg. v. kommunalpolitischen Ausschuss des Bezirks Hamburg-Nordwest der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Hamburg [1930]; *125 Jahre Sozialdemokratie im Landkreis Stade*. Text: *Jürgen Bohmbach*, hrsg. v. Kreisverein Stade der SPD, [Stade o.J.], S. 30.

16 Vgl. *SPD-Landesorganisation Hamburg (Lieferung III)*. Kurzverzeichnis, Archiv der sozialen Demokratie, Bonn 1995, S. 1.

Zur Edition der Texte

Die Fundorte und die äußere Form der Dokumente sind jeweils im Kopf angegeben. Da die Texte in maschinenschriftlicher Form vorliegen, bedeutete die Festlegung des Wortlauts grundsätzlich kein Problem. Vermutlich wegen eines nicht ganz korrekt eingelegten Kohlepapiers in Dokument 2 fehlende Buchstaben werden in eckigen Klammern ergänzt. Wo der Text trotzdem unklar ist, wird dies annotiert. Es wird die neue Rechtschreibung angewendet, offensichtliche Schreibfehler werden stillschweigend korrigiert. Dem Sinn nach in besonderen Fällen notwendige Textergänzungen erfolgen ebenfalls in eckigen Klammern. Unterstreichungen in der Vorlage werden übernommen und die Gliederung wird beibehalten. Personennamen werden bis auf Hitler bei der ersten Nennung in den Dokumenten mit kurzen biografischen Annotationen versehen.

DOKUMENT 1

AdsD, SPD-Landesorganisation Hamburg, Nr. 1629

Rundschreiben: maschinenschriftlich, Durchschlag auf Durchschlagpapier, 1 S.

Anlage: maschinenschriftlich, hektografiert, 7 S.

An die Mitglieder des Bezirksfrauenausschusses Hamburg-Nordwest

Werte Genossinnen!

In der Anlage der Bericht von der Parteiausschusssitzung in Berlin am 4. Mai [1932]. Wir lassen diesen Bericht ausnahmsweise auch den Bezirksfrauenausschussmitgliedern zugehen, da auf der Tagesordnung auch Fragen der Frauenagitation erörtert werden sollten, u. a. auch der Termin des Intern[ationalen] Frauentages festgesetzt werden sollte. Der Kreis der Teilnehmer war erweitert worden durch die Bezirkssekretäre und die weibl[ichen] Vertrauenspersonen. Teilgenommen haben vom Bezirksverband Hamburg-Nordwest die Genossen Meitmann¹ und [Heinrich] Vogel² und die Genossinnen Andresen³ und Stolten.⁴ Vorgesehen war[en] für diese Tagung zwei Tage, der 4. und 5. Mai. Es sollten die Ergebnisse der Wahlen⁵ und die verschiedenen Werbemethoden einer Kritik unterzogen und nach neuen Wegen der Agitation gesucht werden. Unsere Erwartungen, aus dieser Tagung recht viele Anregungen für unsere Arbeit zu bekommen, wurde[n] leider nicht erfüllt, denn schon am Mittwochmittag⁶ erfuhren wir, dass die Tagung am Mittwoch bereits beendet sein würde. Dieser Beschluss legte natürlich allen Referenten sowie den Diskussionsrednern eine starke Beschränkung ihrer Redezeit auf. Auch müssen wir feststellen, dass die Frauenfragen keinen großen Raum eingenommen haben. Es wurde wohl von allen Dis-

1 Karl Meitmann (1891–1971), Kaufmannsgehilfe, vor 1914 Angestellter der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine, 1918–20 Mitarbeiter des Regierungspräsidenten von Schleswig-Holstein, dann Zivilkommissar der Schutzpolizei in Schleswig-Holstein, 1925 Gaugeschäftsführer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in Schleswig-Holstein, 1926 Sekretär des SPD-Bezirks Schleswig-Holstein, 1928–33 1. Vorsitzender des SPD-Bezirks Hamburg/Nordwest, 1931–33 und 1946–49 Mitglied der Hamburger Bürgerschaft, 1933 mehrfach KZ, später Angestellter im Kohlenbergbau, 1945–52 wieder Vorsitzender der SPD Hamburg/Nordwest, 1946–54 Mitglied des Parteivorstands, 1946–48 Mitglied des Zonenbeirats der britischen Besatzungszone, 1949–61 MdB.

2 Heinrich Vogel (1891–?), Metallarbeiter aus Hemelingen, 1919–33 Sekretär und Kassierer des SPD-Bezirks Hamburg/Nordwest, Vorsitzender des Bezirksausschusses der Arbeiterwohlfahrt, 1933 9 Monate KZ und Gefängnis, nach 1945 wieder SPD. Für Angaben zu Heinrich Vogel und Margaretha Andresen habe ich Angelika Voß-Louis von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg zu danken.

3 Margaretha Andresen geb. Fischer (1892–1982), Buchhalterin, Hausfrau, bis 1933 weibliche Vertrauensperson im SPD-Bezirksvorstand Hamburg/Nordwest, Vorsitzende des Bezirksfrauenausschusses, 1954 Mitglied des SPD-Kreisvorstands Hamburg-Altona, 1960 Mitglied des Parteirats.

4 Olga Stolten (1885–1974), Hausangestellte, Fürsorgerin, 1919–20 Betriebsrätin des Hamburger Arbeitsamts, 1920 Mitbegründerin der Arbeiterwohlfahrt in Hamburg, Bürogehilfin im SPD-Parteisekretariat in Hamburg, Schriftführerin des Bezirksfrauenausschusses des SPD-Bezirks Hamburg/Nordwest sowie Geschäftsführerin des Bezirksausschusses der Arbeiterwohlfahrt, nach 1933 Kioskbetreiberin.

5 Vgl. die Ergebnisse der beiden Wahlgänge der Reichspräsidentenwahl vom 13.3. und 10.4.1932 mit der Wiederwahl des auch von der SPD unterstützten Paul von Hindenburg sowie der Landtagswahlen vom 24.4.1932 in Preußen, Bayern, Württemberg, Hamburg und Anhalt, in: *Jürgen Falter/Thomas Lindenberger/Siegfried Schumann, Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919–1933*, München 1986, S. 46, 89, 91, 94, 101 und 113.

6 4.5.1932.

kussionsrednern stärkere Agitation unter den Frauen gewünscht, aber positive Vorschläge wurden nicht gemacht, auch vom Frauenbüro nicht. Für den Intern[ationalen] Frauentag schlug das Frauenbüro die Zeit vom 5.–19. Juni [1932] vor. Vom Parteivorstand wurde jedoch hierzu erklärt, dass, wenn der Intern[ationale] Frauentag stattfinden soll, auch die Gesamtpartei dahinterstehen muss, damit er in der Öffentlichkeit Geltung [erhält].⁷ Der Parteivorstand hält den Termin im Juni nicht für zweckmäßig, sondern schlägt eine Atempause bis zum Herbst vor. Der Kassierer des Parteivorstandes⁸ schildert[e] die schlechte Geschäftslage der Partei und warnt[e] vor größeren Ausgaben. Infolgedessen wurde der Vorschlag des Frauenbüros abgelehnt und die Festsetzung des Termins dem Parteivorstand überlassen.⁹

Leider ist es nun so, dass die Sparmaßnahmen zuerst bei den Frauen angewendet werden. Wir müssen also versuchen, durch die allgemeine Parteiarbeit, in Mitgliederversammlungen, bei Ausflügen und sonstigen Gelegenheiten die Verbindung mit den Funktionärinnen aufrechtzuerhalten. Bei diesen Gelegenheiten bitten wir, darauf hinzuweisen, dass Anfang September [1932] als Auftakt zu unserer Winterarbeit und (hoffentlich) als Höhepunkt der Intern[nationalen] Frauenwoche unsere längst fällige Bezirksfrauenkonferenz bestimmt stattfinden soll. Wir werden im Mitteilungsblatt Juni eine vorläufige Bekanntmachung und nach unserer vorbereitenden Bezirksfrauenausschusssitzung Anfang Juli die näheren Anweisungen darüber hinausgehen lassen. Wir bitten Euch jedoch, die Frauengruppen schon jetzt dafür zu interessieren, da wir mit dieser Frauenkonferenz eine größere Frauenkundgebung verbinden wollen.

Die Atempause bis zum Herbst bedeutet auf keinen Fall, dass wir Frauen jetzt keinerlei Aufgaben hätten. Im Gegenteil, wir müssen die ruhigen Sommermonate¹⁰ dazu benutzen, in allen Ortsvereinen jede Parteigenossin zur Funktionärin zu machen. Vor allen Dingen müssen wir durch unsere Arbeit beweisen, dass wir bestrebt sind, die Frauen als gleichwertig in die Gesamtpartei einzugliedern.

Mit parteigenössischem Gruß
Freundschaft!
Olga Stolten

Hamburg, den 12. Mai 1932

7 Das ursprünglich statt »erhält« hier stehende Wort ist in der Vorlage durch »xxx« unleserlich gemacht worden.

8 Siegmund Crummenerl (1892–1940), Graveur, nach dem Militärdienst (1914–18) bis Anfang 1924 Sekretär des Deutschen Metallarbeiter-Vereins in Lüdenscheid, ab Mai 1924 Parteisekretär beim SPD-Bezirk Magdeburg-Anhalt, Mai 1929 in die Kontrollkommission des Parteivorstands gewählt, seit 6.2.1932 Hauptkassierer der SPD, April 1933 Mitglied des Parteivorstands, Emigration, Mitglied des Sopade-Vorstands in Prag, 1938 nach Paris geflüchtet und dort gestorben.

9 Vgl. die Darstellung desselben Vorgangs im anhängenden Bericht von Heinrich Vogel unten.

10 Das ursprünglich folgende Wort ist in der Vorlage durch »xxx« getilgt worden.

[Anlage]
 Bericht
 von der
 Parteiausschusssitzung in Berlin am 4. Mai 1932

Genosse Hilferding¹¹ hält ein Referat über die Entwicklung und die Bestrebungen der Parteien nach der Reichspräsidenten- und Preußenwahl sowie über die politische Situation.¹²

Dem Hauptvorstand ist bekannt geworden, dass die Wahlergebnisse in den Reihen der KPD haben Stimmen laut werden lassen, Versuche zu unternehmen, mit der SPD zu einer Einheitsfront zu kommen mit dem Bestreben, der KPD die Führung zu sichern.¹³ Hier ist unsererseits streng darauf zu achten, dass jegliche Verhandlungen dieser Art nur zentral zu führen sind. Die Zentrale aber hat bei solchen Verhandlungen den Grundsatz zu wahren: »Kein Versteckenspielen, sondern immer offen!« Führung der SPD.¹⁴

Die Nazis haben nach ihren letzten Wahlerfolgen in engerem Kreise Beratungen gepflogen, welcher Weg und welche Taktik einzuschlagen ist, um sich an die freien Gewerkschaften heranzumachen. Hier heißt es für uns, in engster Zusammenarbeit mit den freien Gewerkschaften jeglichen Treibereien der Nazis aufs Schärfste zu begegnen. Der beste Ausweg, solchen Machenschaften der Nazis zu begegnen, ist und bleibt die große Arbeitsbeschaffung durch Reich und Länder.

Die politische Situation¹⁵

Reich und Preußen, diese beiden sind im engsten Zusammenhang zu beachten. Vor allem gilt es, unsererseits darauf hinzuwirken, dass in Preußen den Nazis bei einer ev[en-]t[uel]l[en] Regierungsbeteiligung keine Positionen gegeben werden, die die Möglichkeit lassen, über die Positionen zur absoluten Macht zu gelangen. Der Ministerpräsident, der in Preußen in Fällen kritischer Situationen eine absolute Macht [besitzt?]¹⁶, sowie der Minister des Inneren in Preußen dürfen in keinem Fall den Nazis überlassen werden. Sobald die Nazis diese Positionen haben, werden sie es an Mache¹⁷ nicht fehlen lassen, eine kritische Situation herbeizuführen, dem Landtag ein Ende zu bereiten, um so zur absoluten Macht zu gelangen. Man ließ erkennen, dass hier Reichsregierung – Brüning¹⁸ in Übereinstimmung [ist]

11 Rudolf Hilferding (1877–1941), geboren in Wien, Dr. med., 1901–06 Kinderarzt, 1907 Dozent für Nationalökonomie an der Parteischule der SPD, 1907–15 politischer Schriftleiter des »Vorwärts«, 1915–18 Feldarzt in der österreichisch-ungarischen Armee, ab 1917 USPD, 1918–23 Chefredakteur der »Freiheit«, Januar–September 1922 Mitglied des Zentralvorstands der USPD, dann bis 1933 Mitglied des SPD-Parteivorstands, 1924–33 MdR, 1923 und 1928–29 Reichsfinanzminister, 1933 Emigration in die Schweiz, ab 1937 Exil in Frankreich, 1941 in Südfrankreich verhaftet und an die Gestapo ausgeliefert, in Paris inhaftiert, Todesursache in der Haft ungeklärt.

12 Vgl. *Hilferding*, Nach den Wahlen, S. 2f.

13 Zu entsprechenden Signalen seitens der KPD vgl. *Winkler*, Der Weg in die Katastrophe, S. 554.

14 Zu diesem und dem folgenden Absatz vgl. *Hilferding*, Nach den Wahlen, S. 3f.

15 Vgl. ebd., S. 4f.

16 Vgl. zum Notverordnungsrecht und der »Diktaturgewalt« des preußischen Staatsministeriums nach der Verfassung vom 30.11.1920 *Ernst Rudolf Huber*, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. VI: Die Weimarer Reichsverfassung, Stuttgart/Berlin etc. 1981, S. 747f.

17 So in der Vorlage.

18 Heinrich Brüning (1895–1970), 1914–18 Kriegsteilnehmer, 1920–30 Geschäftsführer des (christlichen) Deutschen Gewerkschaftsbundes, 1924–November 1932 MdR (Zentrum), 1929–30 Vorsitzender der Reichstagsfraktion des Zentrums, 1930–30.5.1932 Reichskanzler, Mai–Juli 1932 Parteivorsitzender des Zentrums, 1934 Emigration, später akademische Lehrtätigkeit in den USA, 1951–55 Ordinarius für Politische Wissenschaft an der Universität Köln.

mit der Auffassung der Sozialdemokratie: »Auf keinen Fall [ist] den Nazis die Stelle des Ministerpräsidenten und des Innenministers in Preußen zu überlassen.« Somit rechnet man in Preußen stark auf die Hilfe des Zentrums. Brüning und Kaas¹⁹ sind sich einig: Keine Rechtsregierung in Preußen. Bei Koalition wiederum auf keinen Fall Ministerpräsident und Innenminister den Nazis. Auch ist das Zentrum bereit, alles aufzuwenden, um auf keinen Fall die Gefangenen der Nazis zu werden.²⁰

Im Reiche selbst stehen wir auch vor schweren Entscheidungen, vor allem in der Frage: »Regelung der Arbeitslosenfrage«.²¹ Die Kommunen können, so wie die Dinge heute liegen, der Schwierigkeiten nicht Herr werden und stehen bereits finanziell vor dem Zusammenbruch. Die Gemeinden haben sich hier schon um Hilfe an Reich und Länder gewandt. Die Rechtsparteien lehnen hier weitere Hilfe in der Arbeitslosenfrage ab und planen die Schaffung einer selbstständigen Arbeitslosenversicherung.²² Die Sozialdemokratie, in Übereinstimmung mit den freien Gewerkschaften, wird hier alles aufbieten, solche Vorhaben zu unterbinden. Auch ist der Reichsregierung kundgetan, dass, wenn man zur Schaffung einer selbstständigen Arbeitslosenversicherung schreite, damit jegliche Tolerierung der Reichsregierung durch die Sozialdemokratie falle.

Das Wachsen der Gegnerschaft des Reichsinnenministers Groener²³ durch sein S.A.-Verbot²⁴ sowie [wegen] der Treibereien gegen Groener vermochte die Reichsregierung nicht zu erschüttern.²⁵ Die Aussprache zwischen Reichspräsidenten²⁶, Brüning und Groener

19 Ludwig Kaas (1881–1952), 1918–24 Professor für Kirchenrecht in Trier, Päpstlicher Hausprälat, Domkapitular, Berater von Eugenio Pacelli als päpstlicher Nuntius, Kardinalstaatssekretär und Papst Pius XII., 1919–33 MdR (Zentrum), 1928 zeitweise Fraktionsvorsitzender, 1928–33 Parteivorsitzender des Zentrums, April 1933 Emigration in den Vatikan, 1934 Apostolischer Protokollnotar, ab 1936 Sekretär der Kongregation für die Verwaltung von St. Peter, Leiter der Bauhütte.

20 Zur Auseinandersetzung in der SPD über die Haltung zu Koalitionsverhandlungen zwischen Zentrum und NSDAP in Preußen vgl. *Winkler*, Der Weg in die Katastrophe, S. 548–553. Das SPD-geführte preußische Staatsministerium hatte am 26.4.1932 verkündet, nach Einberufung des neu gewählten Landtags seinen Rücktritt zu erklären.

21 Vgl. zu diesem Absatz die Wiedergabe in *Hilferding*, Nach den Wahlen, S. 5f.

22 Was hiermit gemeint ist, ist nicht klar. Möglicherweise geht es um den von Reichspreiskommissar Carl Friedrich Goerdeler vorgelegten Plan, die Arbeitslosenversicherung zu suspendieren, einen allgemeinen Bedürfnisnachweis einzuführen und Arbeitslosenversicherung, Krisenfürsorge und Wohlfahrtsunterstützung zu einer einheitlichen, von den Gemeinden getragenen Arbeitslosenfürsorge zusammenzulegen. Das Reich sollte vier Fünftel der Lasten tragen, die jeweilige Gemeinde ein Fünftel. Vgl. *Winkler*, Der Weg in die Katastrophe, S. 566.

23 Wilhelm Groener (1867–1939), Berufsoffizier, 1914 Chef des Feldeisenbahnwesens, 1915 Generalmajor, 1916 Generalleutnant und Chef des Kriegsamtes im preußischen Kriegsministerium, 1917–18 Frontkommandos, 1918–19 Erster Generalquartiermeister in der Obersten Heeresleitung, 1920–23 Reichsverkehrsminister (parteilos), 1928–30.5.1932 Reichswehrminister, 9.10.1931–30.5.1932 außerdem mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Reichsinnenministers beauftragt.

24 Zum Verbot der SA auf Initiative Groeners durch Notverordnung Hindenburgs vom 13.4.1932 vgl. die Niederschrift des Staatssekretärs Pünder vom selben Tag, in: Akten der Reichskanzlei, Weimarer Republik. Die Kabinette Brüning I und II, bearb. v. *Tilman Koops*, Bd. 3, Boppard 1990, S. 2437–2440; *Ernst Rudolf Huber*, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. VII: Ausbau, Schutz und Untergang der Weimarer Republik, Stuttgart/Berlin etc. 1984, S. 938–945.

25 Vgl. zu diesem Absatz den Abschnitt »Die Stellung des Kabinetts Brüning«, in: *Hilferding*, Nach den Wahlen, S. 7.

26 Paul von Beneckendorff und von Hindenburg (1847–1934), Berufsoffizier, 1900 Generalleutnant, 1911 Ruhestand, 1914 reaktiviert, Oberbefehlshaber der 8. Armee und Generaloberst, November 1914 Oberbefehlshaber Ost und Generalfeldmarschall, 1916–19 Chef des Generalstabs des Feldheeres (Oberste Heeresleitung), 1925–34 Reichspräsident, Wiederwahl im zweiten Wahlgang am 10.4.1932 mit Unterstützung der SPD.

hat volle Übereinstimmung ergeben.²⁷ Wir haben mit 2 neuen Notverordnungen zu rechnen:

- I. Gottlosenverbände²⁸,
- II. Verbot der Wehrverbände.²⁹

Man ließ durchblicken, dass hier das Reichsbanner unberührt bleibt.³⁰

Ausland und Einstellung.³¹ Hier macht sich der Ausfall der Wahlen geltend. Selbst größere Arbeitsaufträge des Auslandes sind nach diesen Wahlergebnissen vom Ausland zurückgezogen [worden]. Die Verhandlungen in Lausanne und Genf, insbesondere in der Abrüstungs- und Reparationsfrage³², hängen stark von der Entwicklung in Frankreich ab, ja man kann sagen, diese entscheidet. Vorerst vermögen wir keine positive Aussicht zu geben. Unsere Einstellung ist:

Auf der Stelle treten,
Augen und Ohren auf
und dem Zentrum keine
Verantwortung abnehmen!

Hans Vogel (Partei Vorstand)³³ geht unter Beachtung der Wahlergebnisse in den Bezirksverbänden näher auf die Agitations- und Werbemethoden der Parteiorganisationen ein.³⁴ Auch ist zu beachten, dass die [Deutsche] Staatspartei sich in der Auflösung befindet.³⁵

27 Eine Besprechung zwischen Hindenburg, Brüning und Groener über das Verbot der SA ist für den 13.4.1932 zu ermitteln, vgl. Niederschrift des Staatssekretärs Pünder vom 13.4.1932 (wie Anm. 24), S. 2440. Am 12.5.1932 erklärte Groener seinen Rücktritt als Reichswehrminister.

28 Vgl. Verordnung des Reichspräsidenten über die Auflösung der kommunistischen Gottlosenorganisationen vom 3. Mai 1932, RGBl. I, S. 185 (ausgegeben am 4.5.1932). Die Verordnung zielte auf »die Internationale proletarischer Freidenker [...] und die ihr nachgeordneten oder angeschlossenen kommunistischen Freidenkerorganisationen«. Vgl. ebd., § 1.

29 Vgl. Zweite Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung der Staatsautorität vom 3. Mai 1932, RGBl. I, S. 185. Die militärähnlichen Verbände, soweit sie nicht wie die SA schon verboten waren, wurden hiernach formal nicht verboten, sondern der Kontrolle der Reichsregierung unterstellt.

30 Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold wurde tatsächlich von der Verordnung nicht ausgenommen, vgl. *Winkler*, Der Weg in die Katastrophe, S. 536; *Huber*, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. VII, S. 947f.

31 Vgl. *Hilferding*, Nach den Wahlen, S. 8.

32 Zu den Verhandlungen 1932 um die endgültige Regelung der Reparationsfrage in Lausanne und die Zubilligung der Gleichberechtigung in der Rüstung an Deutschland vgl. *Peter Krüger*, Die Außenpolitik der Republik von Weimar, Darmstadt 1985, S. 545–551.

33 Hans (Johann) Vogel (1881–1945), Holzbildhauer, 1908–27 Sekretär des SPD-Bezirks Nordbayern mit Sitz in Nürnberg, 1912–18 MdL Bayern, 1914–18 Kriegsteilnehmer, 1919–33 MdR, ab 1927 Sekretär im SPD-Parteivorstand, 1931–33 Mitvorsitzender der SPD neben Otto Wels und Artur Crispian, 1933 Emigration, 1933–39 Mitvorsitzender der Exil-SPD in Prag und Paris, nach Tod von Wels 1939 Alleinvorsitzender, 1940 in Frankreich kurzzeitig interniert, Flucht nach Großbritannien.

34 Vgl. hierzu *Hermann-Josef Rupieper*, »Der Kampf gegen die nationalsozialistische Seuche«. Die Werbeabteilung der SPD und die Auseinandersetzung mit der NSDAP 1929–1932, in: *IWK* 19, 1983, S. 1–22.

35 Zum Niedergang der Deutschen Demokratischen Partei, die sich 1930 in Deutsche Staatspartei umbenannt hatte, vgl. *Erich Matthias/Rudolf Morsey*, Die Deutsche Staatspartei, in: *dies.* (Hrsg.), Das Ende der Parteien 1933, Düsseldorf 1960, S. 29–72; *Werner Fritsch*, Deutsche Demokratische Partei 1918–1933, in: *Dieter Fricke* (Hrsg.), Lexikon zur Parteigeschichte, Bd. 1, Köln 1983, S. 610–612.

Schon die Wahlen haben bewiesen, dass der größere Teil der Wähler und Wählerinnen der Staatspartei bei den Preußenwahlen ihre Stimme bereits an Zentrum und Sozialdemokratie abgegeben haben. Es gilt jetzt, unser Augenmerk darauf zu richten, die Anhänger der Staatspartei ganz für die Sozialdemokratie auch als Mitglieder zu gewinnen.

Die Agitations- und Werbemethoden sind unter den Bezirksorganisationen sehr verschieden. Es ist aber durch die Werbezentrale eine gewisse Einheit geschaffen, auch ist den Bezirkssekretariaten durch die Werbezentrale eine wesentliche Beihilfe geworden. Insbesondere ist mit der Lieferung des Referentenmaterials durch die Werbezentrale sehr wesentlich den Referenten gedient und damit eine gewisse Einheit in der Agitations- und Werbearbeit gegeben. Genosse Hans Vogel weist besonders darauf hin, in der Parteiaussschusssitzung ganz offen über die Fehler der Organisation zu sprechen, um dort, wo Fehler sich zeigen, Abhilfe zu schaffen.

Vor allem muss die Bearbeitung der Massen auf den Arbeits- und Stempelstellen in verschiedenen Bezirksverbänden besser organisiert und gepflegt werden. Die Schaffung der Erwerbslosen-Arbeitsgemeinschaften³⁶ muss in den Industriegemeinden ganz besonders gefördert werden. Schaffung und Betreuung der Erwerbslosen-Arbeitsgemeinschaften ist Aufgabe der Eisernen Front.³⁷

Es sind Staatseinrichtungen geplant zur Schulung der Erwerbslosen.³⁸ Unsere Sorge muss sein, dass bei der Schaffung solcher Schulen Sozialdemokraten und freie Gewerkschaften beteiligt und führend sind.

Die Landagitation muss ganz besonders gefördert werden durch Zusammenstehen von Stadt und Land und ständige Verbindung mit der Landbevölkerung durch Verbreitung von Schriften und Flugblättern.³⁹ Auch gilt es zu überlegen, ob nicht durch Schaffung von Wochenzeitungen eine engere Verbindung mit der Landbevölkerung und Aufklärung der Landbewohner erreicht werden kann. Auch müssen wir uns der Frage zuwenden, ob nicht durch Beeinflussung von Verwandten und Zustellung von Wochenzeitungen und Flugschriften durch Verwandte stärker zugunsten der Sozialdemokratie auf die Landbevölkerung eingewirkt werden kann.

Die Bearbeitung des Mittelstandes muss in Zukunft noch stärker von der Sozialdemokratie gefördert werden.⁴⁰ Hier wird auch die Werbezentrale den Organisationen zur Hand gehen.

Der Literaturvertrieb muss in den Ortsgruppen stärker gepflegt werden. Nur so sind wir in der Lage, die Funktionäre zu schulen und diese mit den Vorgängen in Wirtschaft und Politik vertraut zu halten.

36 Mit diesen Erwerbslosen-Arbeitsgemeinschaften sind vermutlich die laut Satzung vorgesehenen Ortsarbeitsgemeinschaften der Reichsarbeitsgemeinschaft »Sozialer Dienst, Hilfswerk der Arbeiterschaft für die erwerbslose Jugend« gemeint, die am 19.7.1932 von ADGB, AfA-Bund, Arbeiterwohlfahrt, SAJ, Reichsbanner, Reichsausschuss für sozialistische Bildungsarbeit und Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege formal gegründet wurde, vgl. Arbeiterwohlfahrt 7, 1932, S. 472 und 531–533.

37 Zur Gründung der »Eisernen Front« aus Reichsbanner, Arbeitersportlern und Freien Gewerkschaften vgl. *Winkler*, Der Weg in die Katastrophe, S. 514–516; *Schaefer*, SPD in der Ära Brüning, S. 295–321.

38 Zu von den Arbeitsämtern organisierten Schulungskursen vgl. *Henning Köhler*, Arbeitsdienstpflicht in Deutschland. Pläne und Verwirklichungsformen bis zur Einführung der Arbeitsdienstpflicht im Jahre 1935, Berlin 1967, S. 82–84.

39 Zur Landagitation der SPD 1930–32 vgl. *Schaefer*, SPD in der Ära Brüning, S. 272–276.

40 Zu den Bemühungen der SPD um die Mittelschichten vgl. ebd., S. 268–272.

Genosse Hans Vogel geht dann noch näher auf das Vorhaben der KPD und deren Gründung der SPD-Bearbeitungskommission ein. Diese Kommission betreibt getarnte Vorhaben, wonach sich Kommunisten als Mitglieder bei den Ortsgruppen der Sozialdemokratischen Partei aufnehmen lassen und dort werben und agitieren in den Mitgliederversammlungen für die politische Einstellung der Kommunisten und die Einheitsfront. Dem Hauptvorstand ist auf besondere Art Kenntnis geworden von diesem Vorhaben der Kommunisten. Hier heißt es für unsere Organisationsleitungen: »Auf der Hut sein.«

Genossin Juchacz (Hauptvorstand)⁴¹ geht noch näher auf die Werbearbeit unter den Frauen und deren Bedeutung für die Organisation und bei den Wahlen ein. Die Frauen stellen unter den Wahlberechtigten die Mehrheit und zählen 54 %, die Männer 46 %. Wir müssen bestrebt sein, die Werbearbeit unter den Frauen in allen Ortsgruppen ganz besonders zu fördern und zu organisieren.⁴² Als besonderes Arbeitsgebiet muss die Werbearbeit unter den Hausfrauen gepflegt und durchgeführt werden. Sodann macht sie den Vorschlag betreffs des Internationalen Frauentages. Im März–April [1932] war wegen der bevorstehenden Wahlen die Abhaltung des Frauentages nicht möglich. Der Parteivorstand ist der Auffassung, wenn der Internationale Frauentag stattfindet, muss die Gesamtpartei auch dahinterstehen, damit er Geltung hat. Das Frauenbüro macht den Vorschlag: 5. bis 19. Juni [1932]. Die Pause darf nicht zu lang sein.⁴³ Auch ist sie der Auffassung, dass die Frauen bei der »Eisernen Front« nicht genügend beteiligt sind, man muss die geeignete Form der Beteiligung beraten. Wir wollen ernst genommen sein.

Es ist auch der Vorschlag gemacht worden – nicht von der Genossin Juchacz, sondern von anderer Seite –, anstelle des Frauentages einen allgemeinen »Sozialdemokratischen Tag« einzuführen, an welchem Frauen als Festrednerinnen bestimmt werden.

In der darauf folgenden Aussprache wurde von allen Rednern⁴⁴ eine Atempause verlangt, sodass am Schluss die Festsetzung des »Internationalen Frauentages« dem Parteivorstand überlassen bleibt. Die politischen Situationen machen es unmöglich, jetzt einen Zeitpunkt zu bestimmen.⁴⁵

Genosse Crummenerl⁴⁶ (Kasse) gibt einen Überblick über die Kassenverhältnisse. Bei den letzten Wahlen sind vom Hauptvorstand rund 750.000 RM zur Unterstützung an die Bezirksverbände gegeben [worden]. Der Markenumsatz lässt sehr zu wünschen übrig und ist in den Bezirksverbänden pro Mitglied sehr verschieden. 10 Bezirksorganisationen stehen recht schwierig da. Auch muss Ordnung und Planmäßigkeit im Kassenwesen allgemein besser gepflegt werden. Bis jetzt liegen nur erst 2 Abrechnungen der Bezirksorganisationen über das I. Quartal 1932 dem Hauptvorstand vor. Auch müssen die Bezirksverbände betreffs der Sonderbeiträge größere Sorgfalt walten lassen. Crummenerl machte darauf aufmerksam, dass die Einnahmen aus Sonderbeiträgen in den Bezirksverbänden

41 Marie Juchacz geb. Gohlke (1879–1956), Schneiderin, 1917–33 Leiterin des Frauenbüros beim SPD-Parteivorstand und Mitglied des Parteivorstands, 1920–33 MdR, 1919–33 Vorsitzende des Hauptausschusses für Arbeiterwohlfahrt, 1933 Emigration (Saarland, Frankreich, USA), 1949 Rückkehr, Ehrenvorsitzende der Arbeiterwohlfahrt.

42 Zur Werbung der SPD um die Frauen vgl. *Schaefer*, SPD in der Ära Brüning, S. 276–279.

43 Gemeint ist offenbar die Pause seit dem letzten Internationalen Frauentag der SPD, der vom 12. bis 28.4.1931 reichsweit an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Terminen abgehalten worden war. Vgl. Jahrbuch der Deutschen Sozialdemokratie für das Jahr 1931, hrsg. v. Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Berlin [1932], S. 125; *Hagemann*, Frauenalltag und Männerpolitik, S. 303f.

44 Handschr. geändert aus: »Rednerinnen«.

45 Ein Internationaler Frauentag der SPD hat nicht mehr stattgefunden.

46 In der Vorlage jeweils »Krummenerl«.

sehr verschieden sind, und wies darauf hin, dass ein Bezirksverband von über 50.000 Mitgliedern an Einnahmen aus Sonderbeiträgen monatlich keine 100 RM habe. Im Jahre 1932 werden wir mit einer Mindereinnahme aus Beiträgen bei der noch immer steigenden Arbeitslosigkeit mit rund 25 % zu rechnen haben, während die Ausgaben für Wahlen usw. sich ganz gehörig mehren. Es müssen für die Zukunft die Bezirksorganisationen ob ihrer Ausgaben vom Hauptvorstand kontrolliert und ihnen ev[en]t[uel]l Sparmaßnahmen auferlegt werden. Wir müssen alles daransetzen, zu sparen mit Ausgaben für Tagungen und Konferenzen, um so den Abbau der Organisationseinrichtungen zu verhindern, da wir gerade in dieser Zeit alle Kräfte gebrauchen. Der Internationale Frauentag hat im Vorjahr 20.000 RM gekostet. Es ist besser, wir nehmen vom Internationalen Frauentag Abstand, um die Gelder für die bevorstehenden Wahlkämpfe zu haben.

An der Aussprache beteiligen sich:

Roßmann (Württemberg)⁴⁷ ist der Meinung, dass wir die Unterströmungen in den Wählermassen nicht zur Genüge verstanden haben. Unsere Werbemethoden sind zu hochstehend. R[oßmann] stellt als Beispiel unser SPD-Abzeichen in Gegensatz zum Hakenkreuz, das jeder Schulbub schmieren kann.⁴⁸

Thöne (Kassel)⁴⁹ ist der Auffassung, dass uns die »Eiserne Front« nichts an Nutzen und Vorteil gebracht habe. Der beste Beweis hierfür sei die Staatspartei, der ja alle Anhänger abgeschwommen sind.

Genossin Röhle (Frankfurt)⁵⁰ führt den Niedergang unseres Wahlergebnisses auf die Industriemisere zurück, da sich hier große Verluste zeigen. In Zukunft wird sich das Hinüberwechseln der Koziis⁵¹ zu den Nazis noch stärker bemerkbar machen (Zeiss-Werke).⁵² Sie bemängelt auch, dass das Werbematerial der Zentrale nur auf den Osten zugeschnitten sei. Aufgabe der Agrarpolitischen Zentrale muss es sein, sich der Kleinbauern anzunehmen und Abnahmestellen bei den Genossenschaften zu schaffen. Sie führt den Erfolg der Nazis bei den Frauen auf ihr mystisches Getue gegenüber unserer nackten Tagespolitik zurück.⁵³ Dann gibt sie noch ihrer Enttäuschung über die »Eiserne Front« Ausdruck, die

47 Erich Roßmann (1884–1953), 1904–15 Redakteur bei der »Schwäbischen Tagwacht«, ab 1920 Regierungsrat im Reichsarbeitsministerium und Direktor des Hauptversorgungsamtes Stuttgart, Vorsitzender des Reichsbundes der Kriegsoffer, 1924–33 Vorsitzender des SPD-Bezirks Württemberg, MdR, 1933 und 1944 KZ, 1945–48 Generalsekretär des Länderrats der amerikanischen Besatzungszone, 1948–49 Intendant von Radio Stuttgart, 1949–53 Generalsekretär der Europa-Union.

48 Vgl. Anm. 63.

49 Georg Thöne (1867–1945), Maurer, 1903–07 Gauvorsitzender des Maurerverbandes mit Sitz in Kassel, 1907–20 Sekretär der SPD Kassel, 1908–20 Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, 1912–18 MdR, 1919–20 Mitglied der Nationalversammlung, 1919–28 Landrat des Kreises Witzenhausen, 1920–24 MdR, 1928–33 Vorsitzender der Landesversicherungsanstalt für die Provinz Hessen-Nassau.

50 Möglicherweise Alma Röhle, Ehefrau von Paul Röhle (1885–1958, 1919–33 Bezirksparteisekretär für Hessen-Nassau mit Sitz in Frankfurt am Main, 1924–33 MdL Preußen, 1946–51 MdL Rheinland-Pfalz).

51 Gemeint sind die Kommunisten.

52 Vgl. demgegenüber *Rüdiger Stutz*, Im Schatten von Zeiss. Die NSDAP in Jena, in: *Detlev Heiden/Gunther Mai* (Hrsg.), Nationalsozialismus in Thüringen, Weimar/Köln u. a. 1995, S. 119–142, insb. S. 137.

53 Material zur Auseinandersetzung mit der Agitation der Nationalsozialisten unter Frauen hatte die Werbeabteilung des SPD-Parteivorstands im Februar 1932 in einem 227-seitigen Manuskript zusammengetragen und gedruckt: Nationalsozialismus und Frauenfragen. Material zur Information und Bekämpfung, [hrsg. v.] Werbeabteilung der SPD, Auskunftsdienst, Berlin 1932.

die Frauen nicht genügend berücksichtige. Der Aufmarsch der »Eisernen Front« bei den großen Kundgebungen in Frankfurt hatte zur Folge, dass keine Frauen auf der Kundgebung anwesend waren. R[öhle] wünscht den Internationalen Frauentag mit Ausgabe von Flugblatt und Broschüre.

Künstler (Berlin)⁵⁴: Alle Bezirke sind geschwächt. Er warnt davor, eine Frauenwerbung mit unzureichenden Mitteln in Angriff zu nehmen. Atempause bis Herbst. Die Notverordnungs politik hat nur Nazis gezüchtet. Auch unsere Beamtenpolitik war falsch, wir haben sie nicht zu Republikanern und Demokraten erzogen. Er verlangt eine schärfere Trennungslinie zwischen A[llgemeinem] D[eutschem] B[eamtenbund] und D[eutschem] B[eamtenbund].⁵⁵ Auf einem Reitturnier, an dem die Reichswehr offiziell beteiligt war, haben 15 Frauen von Reichswehroffizieren offen das Hakenkreuz getragen. Wir sind Geistesakrobaten geworden und bemüht, alles zu verstehen und zu begreifen, die Massen aber nicht. Wir müssen, um nicht den Weg der Staatspartei zu gehen, unsere Kampfforderungen mehr herausstellen: Arbeitsbeschaffung – Arbeitszeit!

Meitmann (Hamburg) macht Ausführungen über die systematische Schulungsarbeit bei Erwerbslosen. Die Betreuung der Erwerbslosen ist nicht nur eine soziale Aufgabe, sondern auch eine politische Arbeit. Hamburg hat in seinen Erwerbslosengemeinschaften die Teilnehmer so geschult, dass sie in der Lage sind, vor den Echoauslagen⁵⁶ Diskussionen zu führen. Er weist noch auf die Selbsthilfeeinrichtungen zur Schaffung von Fahnen und Transparenten hin. Zur Verfassungsfeier wird Hamburg unter dem Eindruck schwarz-rot-goldener Fahnen und Laternen stehen. Die KPD vermag heute nicht mehr wie früher auf die Erwerbslosen Einfluss auszuüben. Die SPD zeigt als Ausweg: Fernziel »Planwirtschaft«, Nahziel »40-Stundenwoche«. Hierfür müssen sich auch die Gewerkschaften stärker einsetzen. M[eitmann] kommt noch auf das Pioniersystem⁵⁷ zu sprechen und weist auf die vorliegenden Richtlinien hin. Es sind die Aktivgruppen der Partei, die unter der Parole »allzeit bereit« auftragsgemäß arbeiten.

Dietrich (Erfurt)⁵⁸: Wir müssen doch selbst zugeben, dass wir eine Niederlage erlitten haben. Die Notverordnungen hauen uns alles zusammen. Er ist für offenes Visier und gegen Tarnung. D[ietrich] polemisiert gegen die hohen Gehälter und fordert durch ein Partei gesetz eine Höchstgrenze. Er sieht in der nationalsozialistischen Bewegung den Protest gegen unsere Verstandespolitik.

54 Franz Künstler (1888–1942), Maschinenschlosser, 1906 SPD-Mitglied, 1917 USPD-Mitglied, 1918 Soldatenrat, 1919 Vorstandsmitglied der USPD, 1920–Mai 1924 und Dezember 1924–33 MdR (USPD, ab 1922 SPD), 1922–24 Beisitzer im SPD-Parteivorstand, 1924–33 Vorsitzender des SPD-Bezirks Berlin, April 1933 Mitglied des zentralen Parteivorstands, 1933 »Schutzhaft«, dann mehrfach KZ, an den Haftfolgen gestorben.

55 Der Allgemeine Deutsche Beamtenbund war die den Freien Gewerkschaften und der SPD nahestehende Beamtenorganisation, während der Deutsche Beamtenbund in den letzten Jahren der Weimarer Republik die Dachorganisation und das Sammelbecken der konservativen, christlichen und liberalen Richtungen der Beamtenverbände war.

56 Gemeint sind offenbar Auslagen der örtlichen SPD-Zeitung »Hamburger Echo«.

57 Das »Pioniersystem« sah eine konspirativ arbeitende, flexible und verlässliche Eingreiftruppe aus vom Parteivorstand ernannten verdienten Parteimitgliedern vor, vgl. *Sascha Brejora*, *Gewalt für die Demokratie? Die Kampfverbände von SPD und SDAP (1932–1934) im Vergleich*, Magisterarbeit, Norderstedt 2007, S. 40; *Winkler*, *Der Weg in die Katastrophe*, S. 590–592.

58 Georg Dietrich (1888–1971), Buchdrucker, ab 1922 Sekretär des SPD-Bezirks Groß-Thüringen, 1924–33 MdR, seit April 1932 Mitglied des Parteivorstands, 1933 Emigration in die Schweiz, 1939 Exil in den USA, 1945 US-Bürger, Arbeit als Buchdrucker.

Ferl (Magdeburg)⁵⁹ macht den Vorschlag, sich die vielen Kleingärtnervereinigungen zunutze zu machen, an deren Spitze fast immer Sozialdemokraten stehen. Es ist ein Druck auf die Gewerkschaften auszuüben, um klarere Stellungnahme zur Arbeitsdienstpflicht zu schaffen.⁶⁰

Toni Sender (Dresden)⁶¹ meint, wir sollen nicht so stark am Parteistatut hängen. Wir müssen den Parteivorstand aktionsfähig machen durch Schaffung eines Generalstabes und Ausbau der Pressestelle sowie der Zahl der Mitarbeiter in der Werbeabteilung usw. Sie fordert bessere Spielfilme, die zeigen, was die SPD geleistet hat und was diese Leistungen für die schaffende Bevölkerung bedeuten. S[ender] schlägt vor, den Internationalen Frauentag im Juli und im Freien abzuhalten.

Gen[ossin] Wurm⁶² plädiert auch für den Internationalen Frauentag.

In der weiteren Diskussion wurde gefordert, beim Parteivorstand einen Generalstab einzusetzen, der ständig die Dinge überwacht und in wichtigen dringenden Dingen Entscheidungen treffen kann. Auch wird eine Erweiterung des Parteivorstandes gefordert.

Eine Rolle spielt in der Diskussion sehr oft das Parteiabzeichen. Gefordert wurde, ein einheitliches Abzeichen für alle Arbeiterorganisationen einzuführen, ebenfalls auch einen einheitlichen Gruß, doch wurden darüber keine Beschlüsse gefasst.⁶³

Im Schlusswort wünscht der Genosse [Hans] Vogel (Berlin), dass der Parteivorstand mehr mit diktatorischer Vollmacht ausgestattet wird. Die Bezirke werden aufgefordert, ihre be-

59 Gustav Ferl (1890–1970), Tischler, ab 1919 Sekretär der SPD in Magdeburg, 1922–33 Bezirkssekretär der SPD im Bezirk Magdeburg-Anhalt, 1924–25 MdL Preußen, 1925–33 MdR, 1932–33 kommissarischer 2. Bundesführer des Reichsbanners, 1933 Emigration, 1935 Grenzsekretär der Sopade in Brüssel, 1939–41 in Frankreich interniert, dann Flucht in die USA, 1958 Rückkehr nach Westdeutschland.

60 In seiner Sitzung am 14.6.1932 sprach sich der Bundesausschuss des ADGB unter anderem gegen eine zwangsweise Heranziehung der Jugendlichen zur Beschäftigung im Rahmen der »Arbeitshilfe« aus, vgl. die entsprechende Resolution, in: Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 4: Die Gewerkschaften in der Endphase der Republik 1930–1933, bearb. v. Peter Jahn unter Mitarb. v. Detlev Brunner, Köln 1988, Dok. 97, S. 605. Vgl. auch Michael Schneider, Das Arbeitsbeschaffungsprogramm des ADGB. Zur gewerkschaftlichen Politik in der Endphase der Weimarer Republik, Bonn-Bad Godesberg 1975, S. 141–145.

61 Toni (eigentlich Sidonie Zippora) Sender (1888–1964), Handelsschule, kaufmännische Lehre, SPD, 1917 USPD, 1920–33 MdR (USPD, ab 1922 SPD), Redaktionsleiterin der Betriebsrätezeitung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, 1928–33 außerdem Redakteurin der »Frauenwelt«, 1933 Emigration, ab 1935 Exil in den USA, 1941–44 Direktorin für europäische Arbeitsforschung im Geheimdienst OSS, ab 1944 Wirtschaftsexpertin bei der »United Nations Relief and Rehabilitation Administration«, ab 1947 Vertreterin der »American Federation of Labor«, 1949–56 Vertreterin des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften beim Wirtschafts- und Sozialrat der UNO.

62 Mathilde Wurm geb. Adler (1874–1935), Sozialfürsorgerin, SPD, 1917 USPD, 1919–20 Stadtverordnete von Berlin, 1920–33 MdR (1920–22 USPD, dann SPD), 1922–23 Redakteurin der SPD-Frauenzeitschrift »Die Gleichheit«, ab 1924 Vorsitzende des Reichskomitees der Internationalen Arbeiterhilfe, ab 1928 Herausgeberin der Sozialdemokratischen Pressekorrespondenz, 1933 Emigration in die Schweiz, 1934 nach Großbritannien, dort Suizid.

63 Zu Propagandaformen der SPD und der »Eisernen Front« und den Symbolkampf »Dreipfeil gegen Hakenkreuz« zusammenfassend: Schaefer, SPD in der Ära Brüning, S. 237–263 und 345–364; Bernd Buchner, Um nationale und republikanische Identität. Die deutsche Sozialdemokratie und der Kampf um die politischen Symbole in der Weimarer Republik, Bonn 2001, S. 288–300.

sonderen Methoden dem Parteivorstand schriftlich zu unterbreiten. Das Ergebnis dieser Parteiausschusssitzung soll in Form eines Informationsmaterials den Bezirken zugehen, um in den Ortsvereinen diskutiert zu werden.⁶⁴

Der Parteivorstand verlangt, in Zukunft durch ein Mitglied zu den Sitzungen der Bezirksvorstände geladen zu werden und dabei vertreten zu sein.

Heinrich Vogel

⁶⁴ Als Material, das als Ergebnis der Parteiausschusssitzung den Bezirken zugehen sollte, ist nur die in Anm. 8 der Einleitung genannte Broschüre feststellbar. Sie trägt auf dem Titelblatt den Aufdruck: »An die Ortsvereine! Wir bitten dieses Referat des Genossen Hilferding den Parteimitgliedern ebenso zur Kenntnis zu bringen, wie wir es im Zirkular vom 9. Mai empfohlen haben. Berlin, den 12. Mai 1932[.] Der Parteivorstand«.

DOKUMENT 2

AdsD, SPD-Landesorganisation Hamburg, Nr. 1629
Maschinenschriftlich, Durchschlag auf Schreibmaschinenpapier, 5 S.

Protokoll von der Sitzung des Bezirksfrauenausschusses [der SPD] Hamburg-Nordwest
am Freitag, dem 23. September 1932, in Hamburg¹

Anwesend: Andresen, Reitze², Günther³, Stiegler⁴, Hölscher⁵, Lange⁶, Hagemann⁷, Janssen⁸, Stolten, [Fauth]⁹

Genossin Andresen eröffnet die Sitzung und begrüßt die Mitglieder des Bezirksfrauenausschusses, der nach langer Pause endlich einmal wieder zusammentritt. Sie erteilt der Genossin Hanna Reitze das Wort zum Bericht über die am 20. September [1932] in Berlin stattgefundene Parteiausschusssitzung.

Hanna Reitze: gibt einen Einblick in die Auseinandersetzungen innerhalb der Partei über die politische Lage und Taktik der Partei. Die organisatorischen Fragen, die im Parteiaus-

1 Die Sitzung war für 10.30 Uhr im Haus des SPD-Bezirksverbandes in Hamburg, Große Theaterstraße 42, angesetzt. Vgl. Einladungsschreiben Olga Stolten vom 19.9.1932, in: AdsD, SPD-LO Hamburg, 1629.

2 Johanne (Hanna) Reitze geb. Leopolt (1878–1949), Hausangestellte, Arbeiterin, 1916–33 Mitglied des SPD-Bezirksvorstands Groß-Hamburg beziehungsweise Hamburg/Nordwest, 1919–21 Mitglied der Hamburger Bürgerschaft, 1919–November 1932 Mitglied der Nationalversammlung beziehungsweise MdR (SPD), 1944 mehrere Wochen inhaftiert, nach 1945 Mitarbeit beim Wiederaufbau der Arbeiterwohlfahrt.

3 Hedwig Günther geb. Brosterhues (1896–1966), Kontoristin, Buchhalterin, 1925–28 Distriktsfrauenleiterin in Hamburg-Barmbek, 1928–33 Vorsitzende des Frauen-Aktionsausschusses im SPD-Unterbezirk Hamburg, Mitglied des Unterbezirksvorstands, 1933 zeitweise verhaftet, 1946–57 Mitglied der Hamburger Bürgerschaft (1946–49 Schriftführerin), 1947–53 Deputierte der Schulbehörde.

4 Anna Stiegler geb. Behrend gesch. Vogt (1881–1963), 1919–33 Mitglied der Bremer Bürgerschaft (USPD, ab 1922 SPD), 1922–33 Vorsitzende der Frauengruppe im SPD-Unterbezirk Bremen, 1935 zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt, 1940–45 KZ Ravensbrück, 1946–63 wieder Mitglied der Bremer Bürgerschaft (1951–56 Vizepräsidentin).

5 Christine Hölscher (1889–1963), SPD-Mitglied aus Vegesack, vermutlich Ehefrau von August Hölscher (1885–1961, 1913–33 Geschäftsführer des Holzarbeiterverbandes in Vegesack und Geschäftsführer des dortigen Gewerkschaftshauses).

6 Anni Lange, Leiterin der Frauengruppe im SPD-Unterbezirk Unterelbe, Sitz Stade, vermutlich identisch mit Anni Lange (1904–1977), Kontoristin, Hausfrau, 1954–55 und 1958–59 MdL Niedersachsen.

7 Auguste Hagemann geb. Martin (1892–1956), ab 1918 SPD-Mitglied, aktiv bei der Arbeiterwohlfahrt, vor 1933 Leiterin der Frauengruppe im SPD-Unterbezirk Hemelingen, 1935 von der Anklage der Vorbereitung zum Hochverrat freigesprochen (für diese Angaben danke ich dem Staatsarchiv Bremen).

8 Flora Janssen geb. Fricke (1887–1958), Hausfrau, SPD-Mitglied in Wesermünde, 1929–33 Bürgervorsteherin (Stadtverordnete) in Wesermünde. (Für diese Angaben danke ich dem Stadtarchiv Bremerhaven.)

9 Die Anwesenheit Gottlob Fauths ergibt sich aus der Tatsache seiner unten festgehaltenen Diskussionsbeiträge. – Gottlob Fauth (1880–1938), Schmied, 1912–19 Angestellter beim Deutschen Metallarbeiter-Verband in Bremen, 1919–33 Sekretär des SPD-Bezirks Hamburg/Nordwest mit Sitz in Bremen, ab 1924 Hamburg, unter anderem zuständig für den Bezirksbildungsausschuss, 1919–20 Mitglied der Bremer verfassunggebenden Nationalversammlung, 1920–24 Mitglied der Bremer Bürgerschaft.

schuss behandelt wurden, werden ja noch in den Unterbezirken erörtert. Wels¹⁰ betont in seinen Ausführungen, dass es guter alter Brauch wäre, die Lasten der Verantwortung auf die Bezirke mit zu verteilen. In Abständen von je vier Wochen hat der Parteiausschuss getagt¹¹ und zu allen aktuellen Fragen Stellung genommen. Der Parteivorstand hat auch verschiedentlich in besonderen Sitzungen sich mit allen politischen und inneren Angelegenheiten beschäftigt. Auch die Reichstagsfraktion hat wiederholt Stellung genommen, so dass eine Verantwortung für Alle vorliegt. Bei der Aussprache über die politische Situation wies Wels auf die Sorgen innerpolitischer Art hin, auf das Anwachsen der Nazis, ihre Drohungen und Gewaltakte. Auch außenpolitisch drohen immer neue Gefahren. Jetzt hat die Papenregierung es fertiggebracht, Deutschland gänzlich zu isolieren.¹² Wels ist der Auffassung, dass der Rückzug der Papenregierung unbedingt kommen muss. Fragen der Innenpolitik: Man hat Hindenburg viel erzählt und er hat sich auch viel erzählen lassen, – aber dass man alles mit der Verfassung machen könne, ist auch ihm nicht einzureden. Hitler steht da als der betrogene Betrüger. Papen¹³ muss gestürzt werden, aber auch Hitler muss von seinen Millionen fallen gelassen werden. Wir wünschten, dass dieser Prozess sich schneller vollzieht, aber wir sehen leider, dass es nicht der Fall ist. Wels wies dann auf die Ausführungen von Theodor Wolff¹⁴ im Berliner Tageblatt¹⁵ hin und betont, dass die Partei noch nie so einig gewesen sei wie am 20. Juli [1932].¹⁶ Freilich zerbrach manches in uns, aber unser Verhalten sicherte uns den 31. Juli, den Wahltag. Das war unsere gemeinsame Auffassung, unsere gemeinsame Parole.¹⁷ Wir sollen jetzt von vielen in Fürsorge genom-

- 10 Otto Wels (1873–1939), Tapezierer, 1906 hauptamtliche Tätigkeit für den Verband der Tapezierer, 1907 Parteisekretär der SPD in Brandenburg, ab 1913 Mitglied des Parteivorstands, 1912–18 MdR, 1919–39 Mitvorsitzender der SPD beziehungsweise Exil-SPD, 1919–33 Mitglied der Nationalversammlung beziehungsweise MdR, 1920–33 Mitglied des Geschäftsführenden Vorstands der Reichstagsfraktion, 1931–33 Vorsitzender der »Eisernen Front«, 1933 Emigration, in Frankreich gestorben.
- 11 Nach der Sitzung vom 4.5.1932 (Dok. 1) sind Sitzungen des Parteiausschusses festzustellen für den 7.6., 21.7. und 5.8.1932 (vgl. Sozialdemokratischer Pressedienst, 7.6.1932, S. 3; 21.7.1932, S. 5; 5.8.1932, S. 3).
- 12 Nachdem sie auf der Genfer Abrüstungskonferenz keine Fortschritte im Bemühen um die Anerkennung der militärischen Gleichberechtigung hatte erzielen können, hatte die Regierung Papen Mitte September 1932 beschlossen, nicht mehr an den Verhandlungen in Genf teilzunehmen, vgl. *Karl Heinz Minuth*, Einleitung, in: Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik. Das Kabinett Papen, Bd. 1, Boppard 1989, S. XXXII.
- 13 Franz von Papen (1879–1969), bis 1919 Berufsoffizier (unter anderem 1914–15 Militärattaché in Washington), Gutsverwalter, 1921–28 und 1930–32 MdL Preußen (Zentrum), Aufsichtsratsvorsitzender des Zentrumsorgans »Germania«, 1.6.–17.11.1932 Reichskanzler (aus dem Zentrum ausgeschieden), 20.7.1932–7.4.1933 Reichskommissar für Preußen, 1933–34 Stellvertreter des Reichskanzlers, 1934–38 Gesandter in Wien, 1939–44 Botschafter in Ankara.
- 14 Theodor Wolff (1868–1943), 1906–33 Chefredakteur des linksliberalen »Berliner Tageblatt«, Mitbegründer und zeitweise Vorstandsmitglied der DDP, 1926 ausgetreten, 1933 Emigration, 1943 in Nizza von den italienischen Behörden an die Gestapo ausgeliefert, Gefängnis, KZ, nach Misshandlungen im Berliner Jüdischen Krankenhaus gestorben.
- 15 Gemeint ist vermutlich der Artikel von T[heodor] W[olff] »Was tut Lehmann?«, in: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, 18.9.1932, S. 1f. Dort schrieb Wolff unter anderem: »Bleibt für diejenigen Republikaner, denen die Berührung nicht zu vulgär ist, die Sozialdemokratie. [...] Immerhin ist sie in diesem Augenblick die einzige konsequente Opposition.«
- 16 Zur Absetzung der geschäftsführenden Regierung Preußens durch Reichskanzler von Papen am 20.7.1932 umfassend: *Winkler*, Der Weg in die Katastrophe, S. 646–680; zur juristischen Seite vgl. *Huber*, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. VI, S. 743, und Bd. VII, S. 1120–1130.
- 17 Das Argument, es dürfe kein Vorwand für eine Absage der Reichstagswahl vom 31.7.1932 geliefert werden, war eines der wichtigsten gegen einen aktiven Kampf gegen die Absetzung der

men werden, siehe Artikel im Tagebuch.¹⁸ Den abstrakten Führergedanken haben wir immer abgelehnt. In den Neuen Sozialistischen Blättern¹⁹ werden wir als Dumme Jungen hingestellt.²⁰ Alle Beschlüsse sind mit allen in Betracht kommenden Organisationen gefasst [worden], auch dem Reichsbanner. Das Volksbegehren soll die Arbeiterschaft wieder zusammenführen.²¹ Wels verwies dann noch auf den Plan Hitlers, Hindenburg mit den Artikeln 43 und 51 der Reichsverfassung²² zu stürzen, wies auch noch auf andere Pläne Hitlers²³ hin, über die er in der Sportpalastversammlung weitere Ausführungen gemacht hat.²⁴

In der *Diskussion* nahm zuerst die Genossin Wurm das Wort. Sie wünscht vom Genossen Wels nähere Aufklärung über unsere Stellungnahme zur Tolerierungspolitik und unser Verhalten am 20. Juli. Die Massen sind enttäuscht gewesen. In Reichsbannerkreisen wird behauptet, dass 15.000 Reichsbannerkameraden gerüstet da gestanden hätten, aber nicht eingesetzt worden seien. Es ist höchste Zeit, dass die Severingbroschüre herauskommt, damit die Genossen sich ein Bild machen können von den Vorgängen am 20. Juli und de-

preußischen Regierung gewesen, vgl. *Winkler*, Der Weg in die Katastrophe, S. 661–669; *Wolfgang Benz/Immanuel Geiss*, Staatsstreich gegen Preußen, 20. Juli 1932, hrsg. v. Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen – Landeszentrale für politische Bildung, Düsseldorf o. J. [1982], S. 28–30. Zu den Ergebnissen der Reichstagswahl vom 31.7.1932 vgl. *Falter/Lindenberger/Schumann*, Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik, S. 44.

- 18 Gemeint ist die von Leopold Schwarzschild herausgegebene, in München erscheinende links-liberale Wochenschrift »Das Tagebuch« und hier offenbar besonders der Artikel von »Monitor« in der Ausgabe vom 10.9.1932 mit dem Titel »Schluss mit Wels & Co.« (S. 1410–1413). Zum Verfasser merkte die Redaktion an: »Eine Vereinbarung mit dem Verfasser nötigt uns, weder seinen Namen zu nennen noch Andeutungen über seinen »politischen Ort« zu machen. Wir bedauern das, da es an sich schon signifikant wäre.« In einem Artikel zur Verteidigung von Wels in: Das freie Wort. Sozialdemokratisches Diskussionsorgan 4, 1932, H. 38, 18.9.1932, S. 31f., heißt es, hinter den Angriffen steckten »staatsparteiliche Journalisten« und »staatsparteiliche Schreiber«. Der »Sozialdemokratische Pressedienst« behauptete, den Urheber der Angriffe gegen Wels zu kennen, nannte aber keinen Namen (vgl. Sozialdemokratischer Pressedienst, 16.9.1932, S. 3).
- 19 Gemeint: Neue Blätter für den Sozialismus. Zeitschrift für geistige und politische Gestaltung, hrsg. v. *Eduard Heimann/Fritz Klatt/August Rathmann* u. a., Potsdam 1930–1933.
- 20 Vgl. die Artikel von »*Florian Geyer*« (d. i. *Hans Muhle*), in: Neue Blätter für den Sozialismus, Juni 1932 (S. 281–286), Juli 1932 (S. 337–347), August 1932 (S. 393–403) und September 1932 (S. 449–458) sowie von *August Rathmann*, August 1932 (S. 403–412). Zur Haltung der »Neuen Blätter für den Sozialismus« allgemein vgl. *Stefan Vogt*, Nationaler Sozialismus und Soziale Demokratie. Die sozialdemokratische Junge Rechte 1918–1945, Bonn 2006, S. 125–151; *Siegfried Heimann/Franz Walter*, Religiöse Sozialisten und Freidenker in der Weimarer Republik, Bonn 1993, S. 221–227.
- 21 Am 12.9.1932 hatte die SPD-Fraktion im Reichstag die Einleitung eines Volksbegehrens zur Aufhebung des sozialpolitischen Teils der Notverordnung zur Belebung der Wirtschaft vom 4.9.1932 beantragt, vgl. *Franz Osterroth/Dieter Schuster*, Chronik der deutschen Sozialdemokratie. Daten – Fakten – Hintergründe, Bd. 1: Von den Anfängen bis 1945, Bonn 2005, S. 396; Sozialdemokratischer Pressedienst, 12.9.1932, S. 4, 5 und 7.
- 22 Nach Art. 43 der Reichsverfassung vom 11.8.1919 konnte der Reichspräsident auf Antrag des Reichstags, zu beschließen mit Zweidrittelmehrheit, durch Volksabstimmung abgesetzt werden. Ein solcher Beschluss des Reichstags hinderte den Reichspräsidenten an seiner weiteren Amtsausübung, wobei er nach Art. 51 bis zur Wahl eines neuen Präsidenten durch den Reichskanzler vertreten wurde.
- 23 »Hitlers« wurde in der Vorlage handschr. geändert aus: »Hindenburgs«.
- 24 Gemeint ist vermutlich die Rede Hitlers auf der NSDAP-Versammlung im Sportpalast in Berlin vom 1.9.1932, vgl. Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933, hrsg. v. Institut für Zeitgeschichte, Bd. V, T. 1: April 1932–September 1932, hrsg. u. komm. v. *Klaus A. Lankheit*, München/New Providence u. a. 1996, Dok. 178, S. 325–329.

nen vorher seit dem 24. April [1932], der Preußenwahl.²⁵ Angesichts der Außenpolitik und der wehrpolitischen Vorgänge ist es ferner unbedingt notwendig, dass die Frauen zu großen Friedenskundgebungen zusammengerufen werden. Unter allen Umständen müssen [wir] uns agitatorisch für den Frieden einsetzen, und dürfen das auf keinen Fall den bürgerlichen Frauenorganisationen allein überlassen. Litke²⁶ ist anderer Auffassung als die Genossin Wurm und meint, die Friedenskundgebungen müssen allgemein durchgeführt werden, nicht nur von den Frauen. Wichtiger ist seiner Meinung nach auch die Frage: Wie steht das Reichsbanner zur Stülpnagel-Organisation, die mit Ausnahme der Rotfrontjugend alle Jugendorganisationen zu sportlichen Übungen zusammenfassen will.²⁷ Böchel²⁸ hält es für einen Wahnsinnsplan, wenn Part[ei]mitglieder behaupten, wir hätten am 20. Juli losschlagen müssen. Inne[r]halb [von] zwei Stunden wäre ein ungeheures Blutbad angerichtet und die Arbeiterschaft wäre das Opfer gewesen. Er bittet alle Parteimitglied[er], ob sie an verantwortlicher Stelle stehen oder einfache Funktionäre sind, sich doch diese Frage einmal ganz ernsthaft vor[z]ulegen, ob wir am 20. Juli unsere Leute mit der Waffe in der Hand hätten auf die Straße schicken können. Da kann es seines Erachtens nur ein geschlossenes Nein geben.²⁹

25 Eine Broschüre von Carl Severing, dem langjährigen preußischen SPD-Innenminister, oder über ihn, die Bezug auf die Vorgänge um den 20. Juli 1932 nimmt, wurde nicht ermittelt. Allerdings erschien 1932 im Historisch-Politischen Verlag in Berlin die folgende Broschüre: *Hans Menzel*, Carl Severing, Berlin 1932. Diese stellt auf 87 Seiten die Biografie, die Persönlichkeit und die Verdienste Severings heraus, nimmt im Text jedoch keinen Bezug auf Ereignisse, die jünger sind als der 9.8.1931 (Scheitern des vom »Stahlhelm« initiierten Volksentscheids für eine Auflösung des preußischen Landtags).

26 In der Vorlage »Lidke«. – Karl (Carl) Litke (1893–1962), Steindrucker, 1922–26 Angestellter der Ortskrankenkasse Berlin der Lithographen und Steindrucker, 1927–33 hauptamtlicher Sekretär des Hauptverbandes Deutscher Krankenkassen, 1922–33 2. Vorsitzender des SPD-Bezirks Groß-Berlin, ab Juni 1931 Beisitzer im Parteivorstand, 1928–33 MdR, Juni–Dezember 1933 in Haft, 1945 Hauptabteilungsleiter der Versicherungsanstalt Berlin, Mitglied des Zentralkomitees der SPD, 1946–50 Mitglied des Zentralvorstands der SED, 1946–48 Fraktionsvorsitzender der SED in der Berliner Stadtverordnetenversammlung, 1948–50 Verwaltungsdirektor der Hauptverwaltung Arbeit und Gesundheitswesen der Deutschen Wirtschaftskommission, 1950–53 Hauptabteilungsleiter im Ministerium für Arbeits- und Gesundheitswesen der DDR, 1950–54 Kandidat des Zentralkomitees der SED.

27 Gemeint ist das von dem General a. D. Edwin von Stülpnagel als geschäftsführendem Präsidenten geleitete »Reichskuratorium für Jugendertüchtigung«. Diese Einrichtung des Reichsinnenministeriums unter Aufsicht der Reichswehr sollte der Führerausbildung der Wehrverbände dienen und deren Integration in die Reichswehrpläne zum Aufbau einer einheitlichen Miliz vorbereiten. Zur Kontroverse in der SPD um die Haltung des Reichsbanners zum Reichskuratorium vgl. das Protokoll der Sitzung des Parteiausschusses vom 10.11.1932, in: *Schulze*, Anpassung oder Widerstand, S. 72–91; *Karl Rohe*, Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Ein Beitrag zur Geschichte der Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966, S. 448–451; *Pyta*, Gegen Hitler und für die Republik, S. 228.

28 In der Vorlage »Böckel«. – Karl Böchel (1884–1946), Schlosser, 1924–33 Vorsitzender des SPD-Bezirks Chemnitz/Erzgebirge, 1926–33 MdL Sachsen, 1928–30 Fraktionsvorsitzender, März 1933 in den Parteivorstand gewählt, dann Emigration, Mitglied des Sopade-Büros in Prag, Mitbegründer des »Arbeitskreises Revolutionärer Sozialisten Deutschlands«, 1935 aus der Sopade ausgeschlossen, 1938 nach Norwegen, während der deutschen Besatzung schwer krank in einem Krankenhaus verborgen.

29 Zur Frage, ob ein bewaffneter Widerstand gegen die Absetzung der preußischen Regierung aussichtsreich und zu verantworten gewesen wäre, vgl. zusammenfassend: *Thomas Alexander*, Carl Severing. Sozialdemokrat aus Westfalen mit preußischen Tugenden, Bielefeld 1992, S. 201–205, und *Thomas Albrecht*, Für eine wehrhafte Demokratie. Albert Grzesinski und die preußische Politik in der Weimarer Republik, Bonn 1998, S. 319–323.

Junke³⁰: Wir haben eine gute Tradition, uns immer gegense[itig] zu bekämpfen. Wenn irgendjemand eine Schlappe erlitten [hat], gibt er immer jemand anderm die Schuld.

Meitmann: Der Ablauf der politischen Wandlung ist den Fernstehenden nicht so geläufig. Darum ist es erklärlich, dass die Diskussionen über den 20. Juli aus unseren Reihen nicht weggefegt werden können. Nach dem 20. Juli verbreitete sich zwangsläufig die Auffassung, unsere Politik seit 1918 wäre falsch gewesen. Gewiss, unsere Politik war nicht fehlerfrei, aber sie war richtig. Jetzt aber stehen wir außerhalb der Staatsmacht. Wir müssen in die Zukunft sehen! Es muss jetzt nicht heißen: Koalitionspolitik schlechthin, sondern³¹ Sammlung der sozialistischen Front, Führung des Proletariats durch uns, mit dem Ziel, die Staatsmacht wieder an uns zu reißen. Wir müssen deshalb draußen eine andere Taktik einschlagen, die unser Wollen und unseren Willen deutlicher erkennen lässt. Das können wir aber nicht mit dem bisherigen Sammelbegriff »Demokratie«. Es muss ein andres Gesicht herausgestellt werden. Unsere Taktik soll auf die Herstellung einer Einheitsfront zugeschnitten sein. Sozialistisches Denken im Unterbewusstsein vieler muss zum Bewusstsein gebracht werden.³² Dieses neue sozialistische Denken muss jedoch von rührigen, geistig fähigen und regsamen Menschen ausgeführt und den Massen nahegebracht werden. M[eitmann] verwies darauf, dass wir insbesondere in der Werbeleitung Köpfe haben müssten, die dieser Aufgabe gewachsen wären, und er schlägt vor, dass innerhalb des Parteivorstandes zwei Genossen, die den neuen Anforderungen gewachsen sind, an deren Stelle gesetzt werden. Er betont, dass die Hamburger Partei hinter dieser seiner Auffassung stehe.

Künstler: Nach seiner Auffassung sind die Verfasser der Tagebuchartik[el] niemand anders als Walther Oehme³³ und der Professor mit dem chinesische[n] Namen.³⁴ Letzterer hat innerhalb der Partei nach einem Posten gesucht, das ist ihm nicht geglückt, daher diese Machenschaften. Außerdem kommen solche Treibereien auch aus Reichsbannerkreisen. Es wird höchst[te] Zeit, dass Höltermann³⁵ aus seiner Umgebung herauskommt.

30 Paul Junke (1886–1945), Schlosser und Dreher, 1919–21 Sekretär des USPD-Bezirks Eisenach, 1921–22 Sekretär des Bezirks Braunschweig, 1922–33 Sekretär des SPD-Bezirks Braunschweig, 1920–24 MdL Braunschweig (USPD, dann SPD), 1924–Juli 1932 MdR, 1933 Emigration, 1940–42 in Frankreich interniert, 1942–43 in Südfrankreich versteckt, dann Exil in der Schweiz.

31 Das ursprünglich folgende Wort ist durch »xxx« unleserlich gemacht worden.

32 Zur Wandlung des politischen Konzepts der SPD nach Ende des Zwangs zur Tolerierung des Kabinetts Brüning vgl. *Pyta*, Gegen Hitler und für die Republik, S. 235–245. Vgl. auch den Artikel von *Erich Rinner*, Sozialistisches Kampfprogramm. Umbau der Wirtschaft, in: Das freie Wort, 28.8.1932, S. 1–5.

33 Walter Oehme (1892–1968), ab 1912 Arbeit für die SPD, dann die USPD und die Deutsche Liga für Menschenrechte, 1918–19 Referent in der Reichskanzlei, später bis 1933 Chefredakteur des »12 Uhr Mittagblatt«, ab 1933 Auslandskorrespondent, Juni 1945 Chef des städtischen Nachrichtenamtes Dresden, August–November 1945 kommissarischer Oberbürgermeister von Görlitz, Dezember 1945 zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt, 1956 rehabilitiert.

34 Eine sichere Identifizierung der hier gemeinten Person war nicht möglich. Eventuell liegt ein Hör- oder Übertragungsfehler vor. Als im Umfeld der SPD aktiver Hochschulwissenschaftler mit ungewöhnlichem Namen käme allerdings Sergej S. Tschachotin (Čachotin) infrage, der über die Frage der Führung des Kampfes gegen die NSDAP in Konflikt mit Wels geriet und dessen Führungsarbeit scharf kritisierte. Vgl. *Richard Albrecht*, Symbolkampf in Deutschland 1932. Sergej Tschachotin und der »Symbolkrieg« der Drei Pfeile gegen den Nationalsozialismus als Episode im Abwehrkampf der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus in Deutschland, in: *IWK* 22, 1986, S. 498–533, insb. S. 514f., 524 und 528–530.

35 Karl Höltermann (1894–1955), Schriftsetzer und Journalist, 1915–1918 Kriegsdienst, ab 1920 Redakteur, später Chefredakteur der »Magdeburger Volksstimme«, 1924 Mitbegründer und 2. Vorsitzender des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, 1930 Initiator der »Schufo«, 15.12.1931

Buchwitz³⁶: Innerhalb der Nazibewegung machen sich starke Zersetzungserscheinungen bemerkbar. Wir haben es wiederholt erlebt, dass Leute von der SA wie von der SS zu uns gekommen sind und gesagt haben: Wir machen nicht mehr mit. Diese Enttäuschten müssen wir für uns gewinnen. Partei und Reichsbanner müssen besser zusammenarbeiten.

Breitscheid³⁷: Anonyme Artikelschreiber sollten einer solchen großen Partei wie die unsrige gar nichts anhaben können. Aber weil diese Artikel Tatsachen enthalten, die nur Eingeweihten bekannt sind, können wir annehmen, dass diese Zersetzungsarbeit aus unseren eigenen Reihen kommt. Die Angriffe auf unsere Tolerierungspolitik kommen von denjenigen, die sich bis zum 20. Juli noch als Beamte in Preußen wohlgeföhlt haben und bis dahin immer zur Tolerierung angehalten haben. Gleichberechtigung der Jugend, jawohl. Aber die Jungen können die Erfahrung der Alten nicht entbehren. Breitscheid ersucht Meitmann, positivere Vorschläge zur Erneuerung des P[artei]v[orstands] zu machen. Betr[effs] des Reichsbanners müssen wir uns an die Abmachungen halten: Das Technisch-Militärische ist Aufgabe des Reichsbanners, die Politik bestimmt die Partei.

Ferl: Der 20. Juli ist bei uns noch nicht erledigt. Wir müssen Aufklärung darüber geben, dass es organisatorisch und politisch nicht möglich³⁸ war, den Kampf auszutragen. Dem Genossen Wels sagen wir noch einmal: Partei und Reichsbanner müssen besser miteinander arbeiten.

Roßmann: Reformvorschläge für die Partei sind zu begrüßen. Wohl brauchen wir Fehler nicht zu beschönigen, aber wir brauchen sie auch nicht besonders herauszustellen.

Crispien³⁹: Setzt sich mit Meitmann auseinander über unsere Stellung zur Demokratie. Die sozialistische Republik lässt sich nur durchsetzen bei entsprechender politischer Macht und Freiheit. Regierung der Mehrheit ist doch Demokratie. Der Kreis der Intellektuellen Hamburgs ist abwegige[r] Meinung, diese können wir uns nicht zu eigen machen. Es muss auch schon gesagt werden, wer aus dem Parteivorstand ausscheiden soll.

mit dem geschäftsführenden Vorsitz des Reichsbanners beauftragt, ab 3.7.1932 Bundesführer, Mitorganisator der »Eisernen Front«, Juli 1932–1933 MdR, 1933 Emigration, zuletzt in Großbritannien.

36 Otto Buchwitz (1879–1964), Eisendreher und Metalldrücker, 1907–14 Sekretär des Deutschen Textilarbeiterverbandes in Jahnsdorf (Erzgebirge), 1914–18 Kriegsdienst, 1919–32 Bezirkssekretär der SPD für Niederschlesien mit Sitz in Görlitz, 1921–24 MdL Preußen, 1924–33 MdR, 1933 Flucht nach Dänemark, 1940 in NS-Haft, 1941 zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, 1945 Landesvorsitzender der SPD, 1946–48 Landesvorsitzender der SED in Sachsen, ab 1946 Mitglied des Parteivorstands beziehungsweise des Zentralkomitees der SED, 1946–52 Landtagspräsident in Sachsen, 1949–64 Alterspräsident der Volkskammer.

37 Rudolf Breitscheid (1874–1944), Studium der Nationalökonomie, 1898 Promotion, anschließend Journalist, 1903 Mitglied der Freisinnigen Vereinigung, 1908 Mitglied der Demokratischen Vereinigung, 1912 Mitglied der SPD, 1904 Mitglied des Brandenburgischen Provinziallandtags, 1917 USPD-Mitglied, 1918–19 preußischer Innenminister, 1920–33 MdR (1920–22 USPD, dann SPD), ab 1922 außenpolitischer Sprecher der SPD-Reichstagsfraktion, ab 1928 Mitvorsitzender der SPD-Reichstagsfraktion, 1931 Mitglied des Parteivorstands, 1933 Emigration, 1941 von Vichy-Behörden ausgeliefert, im KZ Buchenwald bei Luftangriff umgekommen.

38 Das ursprünglich folgende Wort »ist« wurde in der Vorlage maschinenschr. durch »xxx« getilgt.

39 Artur (Arthur) Crispien (1875–1946), Theatermaler, Krankenkassenangestellter, Journalist, 1906–12 Sekretär des SPD-Bezirks Westpreußen, 1912–14 Redakteur der »Schwäbischen Tagwacht«, dann Herausgeber der Wochenzeitschrift »Der Sozialdemokrat«, 1917 USPD-Mitglied, 1918–19 Vizepräsident und Innenminister der Provisorischen Regierung Württembergs, 1919–22 Vorsitzender der USPD, 1922–33 Mitvorsitzender der SPD, 1919 MdL Württemberg, 1920–33 MdR (USPD, ab 1922 SPD), 1933 Emigration, in der Schweiz gestorben.

Gerlach⁴⁰: Die Verständigung in den Spitzen scheint zu fehlen. Er schlägt vor, einen Reichskommissar des Reichsbanners in den Parteivorstand zu entsende[n.]

Höltermann verwies auf die Zustände, die er vorfand, als er das Reichsbanner übernahm. Durch die Miniarbeit Hörsings⁴¹ waren ihm besondere Schwierigkeiten gemacht worden. Er verstehe nicht, dass Künstler und Wels sich noch so besonders für Hörsing noch nach seinem Ausscheiden aus dem Reichsbanner eingesetzt haben.

Meitmann wendet sich nochmals gegen Crispian, den er offenbar missverstanden hat. Er betont und unterstreicht noch einmal seine Forderung, die er im ungeteilten Einverständnis mit der Hamburger Partei gestellt habe. Er will keine Einheitsfront mit der KPD, sondern nur die an der Peripherie stehenden Nazis und Kozis für unsere Bewegung auffangen. Wegen der zwei aus dem Parteivorstand auszuscheidenden Genossen könne er nicht noch deutlicher werden.⁴²

Breitscheid: Meitmann hat Crispian missverstanden. Das Grundsätzliche, das Cr[ispian] hervorgehoben hat, galt nicht M[eitmann], sondern den Hamburger Intellektuellen um Prof[essor] Heimann.⁴³ Breitscheid und auch Hans Vogel ersuchen M[eitmann] um Namhaftmachung derjenigen, die aus dem P[artei]v[orstand] auszuscheiden haben.

[Hans] Vogel zu Höltermann: In der Frage der Wehrpolitik darf⁴⁴ es keine⁴⁵ Gegensätze zwischen Partei und Reichsbanner geben. Die Stülpnagel-Organisation bedeutet nichts anderes als eine Institution gegen die Arbeiterschaft. Höltermann muss sich eben auf unsere Haltung in der Wehrfrage beschränken.

Wels-Schlusswort: Mir lag daran, Hörsing seiner Verbitterung zu entreißen. Ferl und Höltermann waren bei mir wegen der Spannung zwischen mir und Höltermann.⁴⁶ Wir haben uns über alle Dinge ausgesprochen und sind im vollen Einverständnis auseinandergegangen. Versprochen wurde gegenseitige bessere Unterrichtung. Zuerst hat sich Höltermann an diese Abmachungen gehalten, später aber nicht mehr, vielleicht wegen Arbeitshäufung. Die Tatsache besteht aber, dass die Verbindung zwischen Parteivorstand und Höltermann von ihm nicht mehr aufrechterhalten wurde. Gegen Meitmann: Der Parteivorstand hat

40 »Gerlach« in der Vorlage am linken Rand handschr. ergänzt. – Paul Gerlach (1888–1944), Schriftsetzer, ab 1910 Redakteur an sozialdemokratischen Zeitungen in Iserlohn und Düsseldorf, 1915–18 Kriegsteilnehmer, 1922 Landesrat bei der rheinischen Provinzialverwaltung in Düsseldorf, 1926–33 Vorsitzender des SPD-Bezirks Niederrhein, 1928–33 MdR, 1933 als Beamter entlassen, »Schutzhaft«, im KZ Sachsenhausen umgekommen.

41 Otto Hörsing (1874–1937), Kesselschmied, 1919–20 Reichs- u. Staatskommissar für Schlesien und Posen, 1919–22 MdR (SPD), 1924–33 MdL Preußen, 1920–27 Oberpräsident der preußischen Provinz Sachsen, 1924–2.7.1932 (ab 15.12.1931 nur noch nominell) Bundesführer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, am 3.7.1932 wegen parteischädigenden Verhaltens aus der SPD ausgeschlossen, Mitbegründer der Sozialrepublikanischen Partei.

42 Nach Hans J. L. Adolph waren die Parteivorstandsmitglieder, die Meitmann ausgetauscht sehen wollte, Crispian und Wilhelm Dittmann, vgl. *Adolph, Otto Wels*, S. 248.

43 Eduard Heimann (1889–1967), religiöser Sozialist, ab 1925 Professor für Volkswirtschaft an der Universität Hamburg, 1928 Teilnehmer an der Heppenheimer Konferenz der Jungsozialisten, ab 1930 Mitherausgeber der »Neuen Blätter für den Sozialismus«, 1933 Emigration, Professur in den USA, 1958 Rückkehr.

44 Maschinenschr. geändert aus: »bedarf«.

45 Handschr. geändert aus: »keiner«.

46 Zu den bis in die Zeit der Emigration anhaltenden Spannungen zwischen Wels und Höltermann vgl. *Adolph, Otto Wels*, S. 177–180.

doch durch den Eintritt Löbes⁴⁷ in die Vorwärtsredaktion frische Kräfte hereinbekommen. Löbe hat vom P[artei]v[orstand] insbesondere die Aufgabe erhalten, für die Propaganda entsprechende Anregungen zu geben. Die Schreibereien im Tagebuch können die Partei nicht treffen. Bedauerlich ist nur, dass die in den Artikeln benannten Genossen sich nicht veranlasst fühlen, in der Parteipresse von diesen Machenschaften abzuweisen [sic!]. Wir sind eine Schicksalsgemeinschaft und müssen uns bemühen, allen Liebe und Verständnis entgegenzubringen.⁴⁸ –

[I.] In der anschließenden Aussprache über den Bericht aus der P[artei]A[usschuss]sit-zung begrüßt die Genossin Hölscher die Ausführungen der Genossin Wurm. In Reichsbannerkreisen muss mehr Aufklärung über die Stellung der Partei am 20. Juli gegeben werden. Fauth: Beim Reichsbanner dreht es sich meistens um die Frage: Angriff oder Verteidigung. Haben wir denn nicht friedlichere Mittel? Fauth weist auf Österreich hin, wo unsere Genossen durch ihr Verhalten die Starhemberg⁴⁹ und Kons[orten] überwunden hätten.⁵⁰ Die Kritik im Tageblatt und im Tagebuch kann auch von gegnerischer Seite kommen, die irgendwelche Indiskretionen benutzen, um uns durcheinanderzuschütteln. Unsere Stellung zur Koalition ergibt sich doch aus der veränderten Konstellation. Wir haben eben kein liberales Bürgertum mehr, mit dem wir koalieren können. Unsere Koalitionspolitik zwang uns zu Rücksichten auf den Gegner. Die Kritik der Jungen ist berechtigt. [Der] P[artei]V[orstand] muss die Empfindlichkeit ablegen. Wir müssen mehr die historische Schuld des Kapitalismus und das Endziel unseres Kampfes, seine Überwindung aufzeigen. Hedwig Günther zur Erneuerung der Parteiführung: Der Vorschlag Karl Meitmanns ist nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Wir wissen nicht, welche Aufgaben uns bevorstehen, darum sollte man rechtzeitig, wo man tüchtige Menschen sieht, diese zur Arbeit heranholen. Die Aufzeigung des Kampfzieles ist zwar nicht so nach außen hin betrieben, weil wir uns immer mit Reformvorschlägen befassen mussten, sie ist aber ganz besonders von den Frauen betrieben worden.⁵¹ Unsere Aufklärungsarbeit bei den Frauen geht darauf hinaus, unsere Ziele aufzuzeigen. Marg[aretha] Andresen: Es wird mit Recht

47 Paul Löbe (1875–1967), Schriftsetzer, ab 1899 Redaktionsmitglied der »Volkswacht« (Breslau), 1900 Vorsitzender der SPD Breslau, 1904 Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, 1915 Mitglied des Schlesischen Provinziallandtags, 1919 Mitglied der Nationalversammlung, 1920–33 MdR, dabei 1920–Juli 1932 Reichstagspräsident, 13.9.1932–1933 Redakteur des »Vorwärts«, 1933 mehrere Monate Polizei- und KZ-Haft, anschließend Arbeit als Korrektor, 1944 erneut zeitweise in Haft, 1945–46 Mitglied des Zentralausschusses der SPD, 1946–48 Mitherausgeber und Lizenzträger des »Telegraf«, Berlin, 1948–49 Mitglied des Parlamentarischen Rates, 1949–53 MdB, 1954–67 Präsident des Kuratoriums Unteilbares Deutschland.

48 In seinem Brief an Graßmann vom 22.9.1932 (vgl. Einleitung, Anm. 10) schrieb Schlimme zu einem im vorliegenden Dokument nicht festgehaltenen Diskussionspunkt: »In der Sitzung selbst habe ich in kurzen Sätzen auf die Unhaltbarkeit hingewiesen, die für uns entsteht, wenn die Parteiorganisationen wie bisher so wenig auf die Einziehung dieser Extrabeiträge [für die Eiserner Front] bei den infrage kommenden Personen Wert legen.«

49 Ernst Rüdiger (Fürst von) Starhemberg (1899–1956), Freikorpskämpfer, 1923 Teilnahme am Hitler-Ludendorff-Putsch, September–Dezember 1930 österreichischer Innenminister, 1930–36 Bundesführer der österreichischen Heimwehren, 1934–36 Bundesführer der Vaterländischen Front, 1938–55 im Exil.

50 Diese Einschätzung spielt möglicherweise an auf die im Sommer 1932 vorübergehend um sich greifenden Spaltungstendenzen in der Heimwehrbewegung infolge der von Starhemberg verfolgten Beteiligung an der Regierung in Wien, vgl. *Walter Wiltschegg, Die Heimwehr. Eine unwiderstehliche Volksbewegung?*, München 1985, S. 65–71.

51 Vgl. den Artikel von *Olga Stolten*, Frauen im Kampf für Freiheit und Recht, in: *Die Genossin. Informationsblätter der weiblichen Funktionäre der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands* 9, 1932, S. 211–213.

der Vorwurf erhoben, wir sind nicht rechtzeitig und richtig informiert. Sie verweist auf den 24. April und den 20. Juli. Die Forderung auf Erneuerung des P[artei]V[orstands] müsste dahin gehen, dass nicht alle Vorstandsmitglieder Staatspolitiker, also fraktionsgebunden sind. Es müssen mehr Menschen hinein, die sich in aller Öffentlichkeit frei und unabhängig für unsere Forderungen einsetzen können. Hanna Reitze ersucht abschließend, alle diese Informationen als vertraulich anzusehen. Sie sind gegeben, damit unsere Genossinnen über die inneren Vorgänge in der Partei unterrichtet sind. Die Partei hat schwere Kämpfe durchzufechten, ist aber in ihrem Kern unerschüttert. Wir müssen alles daransetzen, einen arbeitsfähigen Reichstag zu schaffen.

II. Die Frage der Frauenkandidatur. Dieser Tagesordnungspunkt soll den Unterbezirksvertreterinnen des Reg[ierungs]bez[irks] Stade Gelegenheit geben, zu der Frauenkandidatur auf der Reichstagswahlliste des Wahlkreis[es] Ost-Hannover Stellung zu nehmen. Andresen, Stolten und Fauth geben Aufklärung über die bisherige Regelung in der Kandidatenaufstellung. Genossin Andresen weist darauf hin, dass bei Änderungen der Kandidatenliste fast immer die Frauenkandidatur in Gefahr geriet. Die Genossinnen müssten fordern, dass die dritte sichere Stelle unbedingt für eine Frau offen bleibt. Anni Lange – Unterelbe setzt sich für Adele Schreiber⁵² ein. Wie ihr zu Ohren gekommen ist, sind Bestrebungen im Gange, die Genossin Schreiber von der Liste zu entfernen. Die Genossinnen des Unterbezirks Unterelbe würden es sehr bedauern, wenn die Genossin Schreiber nicht wieder kandidiert. Olga Stolten und Auguste Hagemann befürworten die von Hannover uns vorgeschlagene Kandidatur der Genossin Ada Lessing⁵³ – Hannover. Wenn es nicht gelingt, die Genossin Schreiber auf der Liste zu halten, können wir dem Vorschlag⁵⁴ Ada Lessing[s] zustimmen.⁵⁵

III. Unsere nächsten Aufgaben. Genossin Andresen teilt mit, dass angesichts der Wahlkämpfe und der schlechten Finanzlage der Partei es nicht möglich ist, noch in diesem Jahr eine Bezirksfrauenkonferenz abzuhalten. Genossin Stolten macht den Vorschlag, beim Bezirksvorstand eine Funktionärinnenzusammenkunft zu beantragen, die die Funktionärinnen für ihre wichtigste Aufgabe, der Agitation von Mund zu Mund, schult. Als Referentin wird die Genossin Adele Schreiber vorgeschlagen. Zeitpunkt, Ort und Anzahl der Teilnehmerinnen bleibt dem Bezirkssekretariat überlassen.

52 Adele Schreiber-Krieger geb. Schreiber (1872–1957), Schriftstellerin, Sozialpolitikerin, Frauenrechtlerin, 1908 Mitglied der Demokratischen Vereinigung, 1912 Mitglied der SPD, 1910 Gründerin der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht, 1920–24 MdR für Liegnitz, Mai 1928–November 1932 MdR für Osthannover, Vizepräsidentin des Weltbundes für Frauenstimmrecht, 1933 Emigration, 1943 aus der Sopade ausgeschlossen, 1944 Präsidiumsmitglied der Bewegung Freies Deutschland, 1947 Rückkehr in die Schweiz.

53 Adele (Ada) Lessing geb. Abbenharn gesch. Grote (1883–1953), Journalistin, zweite Ehefrau von Theodor Lessing, 1919–33 Geschäftsführerin der Volkshochschule Hannover-Linden, 1932 (zweimal) und 1933 Reichstagskandidatin der SPD, 1933 Emigration (am 30.8.1933 Ermordung Theodor Lessings durch Nationalsozialisten in der Tschechoslowakei), 1946 Rückkehr, 1947–53 Leiterin des Lehrerfortbildungsheimes Schloss Schwöbber bei Hameln.

54 Das in der Vorlage ursprünglich folgende Wort »Hannover« wurde durch »xxx« getilgt.

55 Ada Lessing kandidierte schließlich – vergeblich – auf Platz 3 der SPD-Liste im Wahlkreis Osthannover für die Reichstagswahl am 6.11.1932. Vgl. »Wissen ist Macht ... Bildung ist Schönheit!«. Ada & Theodor Lessing und die Volkshochschule Hannover. Katalog zur Ausstellung des Stadtarchivs zum 75jährigen Bestehen der VHS. Konzeption, Texte und Gestaltung der Ausstellung und des Katalogs: *Christian Heppner*, Hannover 1995, S. 22.

Für die Winterarbeit macht Genossin Stolten einige Vorschläge.⁵⁶ Sie ersucht, in den größeren Orten doch mindestens eine größere Frauenveranstaltung zu treffen⁵⁷, die propagandistisch wirkt, doch müssen die Kosten durch Kartenverkauf gedeckt werden. Sie empfiehlt auch, sich besonders um die Frauen der Erwerbslosen zu bemühen, empfiehlt Unterhaltungsnachmittage oder Abende für diese, verbunden mit Sprechstund[e], Kinderstube. Sie weist darauf hin, dass bei geeigneten Film- oder Lic[ht]bildveranstaltungen ein Zusammengehen mit der Arbeiterwohlfahrt sich empfiehlt, da der A[rbeiter]w[ohlfahrt] für ihre Werbearbeit ein Zuschuss des H[aupt]a[usschusses]⁵⁸ zur Verfügung steht. Dadurch kann für die Frauengruppe die Kostenfra[ge] etwas erleichtert werden, sie weist auf die im März dieses Jahres im Unterbezirk Achim-Verden durchgeführte Filmtournee »Die Frauen im Arbeitersport« [hin], die in Verbindung mit der Arbeiterwohlfahrt sowie auch teils im Rahmen der Eisernen Front aufgezogen war. Wir haben diese Veranstaltungen benutzt, um mit den Genossinnen nachmittags noch über ihre praktische Arbeit zu sprechen.

Marg[aretha] Andresen stellt fest, dass in den Berichten über die Wahlarbeit sehr wenig über eigene Veranstaltung[en] der Frauen berichtet wird. Sie fragt nach den Erfahrungen der Genossinnen, wo diese als zweite Referentinnen in öffentlichen Versammlungen gesprochen haben. Anni Lange hat hierin nur gute Erfahrungen, unter Versammlungsstörung haben sie und ihre beteiligten Genossinnen nicht zu leiden gehabt. Sie begrüßte, dass in ihren Versammlungen den Frauen zuerst das Wort gegeben wurde. Anna Stiegler berichtet, dass in Bremen die Redner sich über die Beschränkung der Redezeit beschwert haben, die ihnen dort auferlegt wurde, wo Frauen als zweite Rednerinnen vorgesehen waren.

[IV.] Verschiedenes. Christine Hölscher wünscht Aufklärung und Unterstützung über die Einrichtung der Sexualberatungsstellen. Ferner teilt sie mit, dass in ihrem Unterbezirk sich Unzuträglichkeiten ergeben, daraus entstanden, dass in den Unterbezirksfrauenausschuss eine andere Genossin als Vorsitzende gewählt worden ist. Es entsteht sodann eine rege Aussprache über die Frage der Geburtenregelung und die Notwendigkeit, gerade in ländlichen Orten mehr Aufklärung darüber zu geben.⁵⁹ Anni Lange berichtet über ihre Arbeiten im Unterbezirk. Sie teilt mit, dass ihr vom Unterbezirksvorstand ein Bewegungsgeld von 10,- M pro ?⁶⁰ bewilligt wurde. Auch kann sie ihre Portoausgaben in Rechnung stellen. Sie hat dadurch die Möglichkeit, mit den Genossinnen in den Ortsverein[en] des Untereelbegebietes öfter in Verbindung zu treten. Sie legt ein Anschreiben vor, welches sie an ihre Vertrauensgenossinnen in den Ort[s]vereinen gerichtet hat. Anni Lange fragt nach Material, um Sprechstunden für Siedlerfrauen einzurichten. Genosse Fauth gibt Auskunft.

Schluss der Sitzung 16 Uhr.

Olga Stolten
Schriftführerin

56 Vgl. auch den Artikel von *Rudolf Opitz*, Gruppenarbeit im Winter, in: *Die Genossin* 9, 1932, S. 213f.

57 So in der Vorlage.

58 Der »Hauptausschuss für Arbeiterwohlfahrt e. V.« war der zentrale Dachverband der Ortsausschüsse für Arbeiterwohlfahrt.

59 Zur Bedeutung der Sexualpolitik und der Geburtenregelung für die Frauenarbeit in der SPD vgl. *Hagemann*, *Frauenalltag und Männerpolitik*, S. 196–204 und 268–296.

60 So in der Vorlage.

Forschungsberichte und Sammelrezensionen

Christine Brocks

Ist Clio im Bilde?

Neuere historische Forschungen zum Visuellen

Vor fast zwanzig Jahren nahezu revolutionär, ist er heute schon selbst Geschichte. Die Rede ist vom *iconic* oder *pictorial turn*, der 1992 beziehungsweise 1994 vom amerikanischen Kunsthistoriker William J. Thomas Mitchell und seinem deutschen Kollegen Gottfried Boehm ausgerufen wurde und für einige Diskussionen in den Geistes- und Sozialwissenschaften sorgte.¹ Seitdem sind eine Reihe historischer Studien erschienen, die sich im engeren oder weiteren Sinne mit Bildern oder visuellen Quellen beschäftigen. Methoden, Fragestellungen und Zielsetzungen dieser Arbeiten sind so verschieden, wie man es von einem Feld erwarten kann, das bis vor Kurzem – zumindest von der Neuere Geschichte und der Zeitgeschichte – nur am Rande betrachtet wurde. Manche betonen ihre Nähe zur traditionellen Kunstgeschichte und ihren methodischen Instrumenten, andere berufen sich auf Semiotik, Postmoderne oder Systemtheorie, wieder andere tendieren zu neueren Disziplinen wie den angloamerikanischen Visual oder Cultural Studies – und manche kommen ganz ohne theoretischen Hintergrund aus. Der Flensburger Historiker Gerhard Paul hat vor einigen Jahren begonnen, die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit Bildern als »Visual History« in Deutschland zu etablieren.² Generell gilt, dass es innerhalb der Geschichtswissenschaften keine einheitliche Methode zur Analyse des Visuellen gibt, sondern sich ein »eklektizistischer Methoden-Mix« durchgesetzt hat.³

Entsprechend finden die theoretischen Debatten über die Ontologie von Bildern und ihre besondere ikonische Qualität im Wesentlichen ohne eine Beteiligung der Geschichtswissenschaft statt. Diese Diskussionen drehen sich letztlich um die Frage, was ein Bild überhaupt ist und was es von einem Text unterscheidet. In der Vergangenheit wurde die Debatte um die Ontologie des Bildes von zwei konträren Standpunkten dominiert: Die Semiotik auf der einen Seite sah Bilder ebenso wie Texte als Zeichen, deren Konstruktionscodes es zu ermitteln galt; die Phänomenologie auf der anderen Seite verstand Bilder als etwas von Texten völlig Verschiedenes, dem man mit textanalytischen Methoden nicht näher komme. Heute lassen sich Weiterentwicklungen und eine gewisse Annäherung der Positionen beobachten. Vertreter eines überwiegend semiotischen Ansatzes ist der Philosoph Klaus Sachs-Hombach, der die Internetplattform »Virtuelles Institut für Bildwissenschaft« und die Internet-

1 William J. Thomas Mitchell, *The Pictorial Turn*, in: *Artforum* 30, 1992, S. 89–94; Gottfried Boehm, *Die Wiederkehr der Bilder*, in: *ders.* (Hrsg.), *Was ist ein Bild?*, München 1994, S. 11–38. Vgl. *ders.*, *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*, Berlin University Press 2007, Berlin 2007, 282 S., geb., 29,80 €. Für einen guten Überblick über die verschiedenen ›Turns‹ vgl. Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, Reinbek 2006, 409 S., kart., 14,90 €. Vgl. auch Thorsten Hoffmann/Gabriele Rippl (Hrsg.), *Bilder. Ein (neues) Leitmedium?*, Wallstein Verlag, Göttingen 2006, 232 S., kart., 22,00 €, und Christa Maar/Hubert Burda (Hrsg.), *Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder*, DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln 2004, 452 S., kart., 24,90 €.

2 Gerhard Paul (Hrsg.), *Visual History. Ein Studienbuch*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006, 379 S., kart., 21,90 €.

3 Karin Hartewig, *Fotografien*, in: Michael Maurer (Hrsg.), *Aufriß der historischen Wissenschaften*, Bd. 4: *Quellen*, Stuttgart 2002, S. 427–448, Zitat: S. 439.

zeitschrift IMAGE leitet.⁴ Sein Vorschlag, Bilder als »wahrnehmungsnahe Zeichen« zu verstehen, deutet einerseits auf das semiotische Fundament hin, aber ebenso auf den Versuch, die Eigenart des Visuellen innerhalb dieses zeichentheoretischen Ansatzes begrifflich zu fixieren.⁵ Der Kunsthistoriker Hans Belting hat mit seiner »Bild-Anthropologie« einen Ansatz entwickelt, der auf das Dreiecksverhältnis zwischen Medium, Bild und Körper abhebt und damit über den Inhalt oder das Motiv von Bildern hinausgehend die physische Qualität des Bildlichen betont.⁶ Horst Bredekamp, ebenfalls Kunsthistoriker, hat in Entgegensetzung zum Sprechakt den Begriff des »Bildakts« geprägt.⁷ Dieser weist auf ein Bildverständnis hin, das Bildern einen aktiven Part in der Kommunikation einräumt.⁸ Ein funktionalistischer Bildbegriff ist in den letzten Jahren innerhalb der Soziologie in Anlehnung an Luhmanns Systemtheorie entwickelt worden. Dieser Ansatz löst die Dichotomie zwischen Bild und Text auf und geht einer ontologischen Bestimmung beider aus dem Weg, indem er sich auf den Blick des Betrachters konzentriert. Die Wirkung von Bildern ist danach keine ihnen innewohnende Eigenschaft, sondern ist vom Betrachter abhängig. Erst die Bildpraxis, also die Wahrnehmung und Verwendung, macht etwas zu einem Bild und schafft seine Bedeutung.⁹ Die im angloamerikanischen Raum verbreiteten Visual Studies haben in Deutschland nur bedingt Fuß gefasst.¹⁰ Entstanden aus den Cultural Studies beschäftigen sie sich mit der Sichtbarkeit unserer Alltagswelt an sich, die

4 URL: <<http://www.gib.uni-tuebingen.de/vib>> [22.1.2013]; URL: <<http://www.gib.uni-tuebingen.de/image>> [22.1.2013].

5 Klaus Sachs-Hombach, Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft, Köln 2003, S. 74; ders. (Hrsg.), Bild und Medium. Kunstgeschichtliche und philosophische Grundlagen der interdisziplinären Bildwissenschaft, Herbert von Halem Verlag, Köln 2006, 278 S., kart., 30,00 €.

6 Hans Belting, Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft, Paderborn 2001, S. 34. Vgl. dazu auch den Sammelband zu dem von Belting initiierten Graduiertenkolleg zum Thema »Bild-Körper-Medium«: Martin Schulz/Beat Wyss (Hrsg.), Techniken des Bildes, Wilhelm Fink Verlag, Paderborn/München 2010, 394 S., kart., 48,00 €.

7 Horst Bredekamp, Theorie des Bildakts. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2007, Frankfurt am Main 2010; ders./Gottfried Boehm (Hrsg.), Ikonologie der Gegenwart, Wilhelm Fink Verlag, Paderborn/München 2009, 179 S., geb., 24,90 €. Seit 2003 gibt Bredekamp zusammen mit Matthias Bruhn und Gabriele Werner die Zeitschrift »Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik« im Berliner Akademie Verlag heraus. Vgl. zum Beispiel den Band: Bildendes Sehen (Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik, Bd. 7,1), Akademie Verlag Berlin 2009, 117 S., kart., 29,80 €. Vgl. zum Verhältnis der Kunstwissenschaft zur Bildwissenschaft die Artikel in: Josef Früchtl/Maria Moog-Grünwald (Hrsg.), Ästhetik in metaphysikkritischen Zeiten. 100 Jahre »Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft«, Meiner Verlag, Hamburg 2007, 284 S., kart., 68,00 €.

8 An diese theoretischen Gedanken schließt vor allem Gerhard Paul an, der sich dafür ausspricht, innerhalb der Visual History die »eigenständige«, »generative Kraft« von Bildern zu untersuchen, die es ermöglicht, dass Bilder »ganz unmittelbar Geschichte mach(t)en und dabei zugleich noch die Erinnerung an diese Geschichte präg(t)en«. Gerhard Paul, BilderMACHT. Studien zur Visual History des 20. und 21. Jahrhunderts, Wallstein Verlag, Göttingen 2013, 676 S., geb., 39,90 €, Zitat: S. 9.

9 Sybille Krämer, Gibt es eine Performanz des Bildlichen? Reflexionen über »Blickakte«, in: Ludger Schwarte (Hrsg.), Bild Performanz. Die Kraft des Visuellen, München 2010, S. 63–90; Regula Valérie Burri, Doing Images. Zur Praxis medizinischer Bilder, Bielefeld 2008; Sabine Maasen/Torsten Mayerhauser/Cornelia Renggli (Hrsg.), Bilder als Diskurse – Bilddiskurse, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2006, 230 S., kart., 28,00 €.

10 Einen Überblick über Diskussionen, Theorien und Forschungsstand zu den Visual Studies aus kunstwissenschaftlicher Sicht geben Sigrid Schade/Silke Wenk (Hrsg.), Studien zur visuellen Kultur. Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld, Bielefeld 2011. Vgl. auch Andrew Hemingway/Norbert Schneider (Hrsg.), Bildwissenschaft und Visual Culture Studies in der Dis-

sie als eine visuell vermittelte verstehen. Sie stellen nicht die Interpretation von Bildern in den Mittelpunkt, sondern die Interpretation der Welt durch Bilder.¹¹

Es liegen bisher nur wenige Darstellungen vor, die diese vielfältigen theoretischen Ansätze auch für Nichteingeweihte verständlich zusammenfassen. Martin Schulz ist dies in seiner Monografie über die »Ordnungen der Bilder« vorzüglich gelungen, die somit auch für Historiker ein Gewinn ist.¹² Einführungen, die erläutern, wie die verschiedenen Bildtheorien in der Praxis für die historische Interpretation von visuellen Quellen nutzbar gemacht werden können, sind ebenfalls rar. Im Bereich der Erziehungswissenschaften und der Sozialforschung kann man auf Publikationen zurückgreifen, die sich fachspezifisch meist mit Fotografien beschäftigen.¹³ Für die Kommunikationswissenschaften liegen schon seit einigen Jahren gut lesbare Einführungen zur Interpretation von Bildern vor, die allerdings für die historische Analyse nur bedingt anwendbar sind.¹⁴ Im Bereich der Geschichtswissenschaften werden Bildinterpretationen meist im Hinblick auf ihren didaktischen Einsatz erläutert.¹⁵ Nur wenige neuere Publikationen geben dezidierte Hinweise auf

kussion (Kunst und Politik, Bd. 10), Universitätsverlag Osnabrück bei V&R Unipress, Göttingen 2009, 183 S., kart., 22,99 €.

- 11 Vgl. beispielsweise die mittlerweile zu Klassikern des Felds avancierten *Nicholas Mirzoeff* (Hrsg.), *The Visual Culture Reader*, London/New York 1998 und *Jessica Evans/Stuart Hall* (Hrsg.), *Visual Culture. The Reader*, London 1999. So auch die Anthologie mit Texten zu verschiedenen Medien- und Bildarten: *Lester C. Olson/Cara A. Finnegan/Diane S. Hope* (Hrsg.), *Visual Rhetoric. A Reader in Communication and American Culture*, SAGE, Los Angeles/London etc. 2008, 464 S., kart., 71,00 \$; *Jane Kromm/Susan Benforadio Bakewell* (Hrsg.), *A History of Visual Culture. Western Civilisation from the 18th to the 21st Century*, Berg Publishers, Oxford/New York 2009, 403 S., kart., 21,90 £. Vgl. auch zu einzelnen Themen innerhalb der Visual Cultural Studies, zum Beispiel zu Spanien: *Paul Julian Smith* (Hrsg.), *Spanish Visual Culture. Cinema, TV, Internet*, Manchester University Press, Manchester/New York 2006, 184 S., kart., 14,99 €; zu den USA: *Mark Rawlinson*, *American Visual Culture*, Berg Publishers, Oxford/New York 2009, 256 S., kart., 17,99 £; zu Deutschland im 20. Jahrhundert: *Gail Finney* (Hrsg.), *Visual Culture in Twentieth Century Germany*, University of Indiana Press, Indiana 2006, 310 S., kart., 24,95 €; zu Großbritannien im 19. Jahrhundert: *Renate Brosch/Rebecca Pohl* (Hrsg.), *Victorian Visual Culture*, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2008, 268 S., kart., 25,00 €. Vgl. zur Visualisierung des Schreckens: *Aaron Kerner* (Hrsg.), *Representing the Catastrophic. Coming to Terms with »Unimaginable« Suffering and »Incomprehensible« Horror in Visual Culture*, Edwin Mellen Press, Lewiston/Lampeter 2007, 316 S., geb., 127,14 £.
- 12 *Martin Schulz*, *Ordnungen der Bilder. Eine Einführung in die Bildwissenschaft*, Wilhelm Fink Verlag, 2., überarb. u. erw. Aufl., Paderborn/München 2009, 221 S., kart., 29,90 €.
- 13 *Ralf Bohnsack/Heinz-Hermann Krüger*, *Methoden der Bildinterpretation – Einführung in den Themenschwerpunkt*, in: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 2004, S. 3–6; *Winfried Marotzki/Horst Niesyto* (Hrsg.), *Bildinterpretation und Bildverstehen. Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive (Medienbildung und Gesellschaft, Bd. 2)*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2006, 286 S., kart., 29,90 €; *Ulrike Mietzner/Ulrike Pilarczyk*, *Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonografische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften (Klinkhardt Forschung)*, Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2005, 261 S., geb., 32,00 €. Zur Verwendung von Bildern in der Volkskunde vgl. *Helge Gerndt/Michaela Haibl* (Hrsg.), *Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft (Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 33)*, Waxmann Verlag, Münster 2005, 426 S., kart., 29,90 €.
- 14 *Thomas Knieper/Marion G. Müller* (Hrsg.), *Kommunikation visuell. Das Bild als Forschungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven*, Köln 2001; *Marion G. Müller*, *Grundlagen der visuellen Kommunikation*, Konstanz 2003.
- 15 *Hans-Jürgen Pandel*, *Bildinterpretation. Die Bildquelle im Geschichtsunterricht. Bildinterpretation I*, Schwalbach am Taunus 2008; *Michael Sauer*, *Bilder im Geschichtsunterricht. Typen, Interpretationsmethoden, Unterrichtsverfahren*, Stuttgart 2007.

theoretische und methodische Grundlagen und auf die Möglichkeiten ihrer praktischen Umsetzung.¹⁶ Seit Kurzem gibt es mit dem »Handbuch der politischen Ikonographie« ein weiteres nützliches Hilfsmittel für die historische Erschließung visueller Quellen.¹⁷

Im Folgenden soll versucht werden, einen vorläufigen Zwischenstand der neueren Forschung zu Bildquellen innerhalb der Geschichtswissenschaft zu geben. Es wäre vermessen, die gesamte Literatur zu Bildern seit den letzten 20 Jahren auswerten zu wollen. Vielmehr liegt der Fokus auf Forschungen zur Neuere und Neuesten Geschichte, für die der *iconic turn* tatsächlich etwas Neues darstellte, während sich Mediävisten und Historiker der Frühen Neuzeit traditionell schon immer mit Bildern beschäftigt haben.¹⁸ Des Weiteren sollen solche Untersuchungen im Mittelpunkt stehen, die nicht einzelne visuelle Medien und ihre Geschichte oder die Medialität von Bildern im Allgemeinen, sondern Bildmotive und deren besondere Visualität betrachten. Damit werden zugegebenermaßen viele lesenswerte Neuerscheinungen zur Geschichte von visuellen Medien, die sowohl von Historikern als auch von Medienwissenschaftlern stammen, nicht weiter berücksichtigt.¹⁹

16 Christine Brocks, *Bildquellen der Neuzeit*, Paderborn 2012; Jens Jäger/Martin Knauer (Hrsg.), *Bilder als historische Quellen? Dimension der Debatten um historische Bildforschung*, Paderborn/München 2009, 207 S., kart., 19,90 €; Paul, *Visual History*; Jens Jäger, *Photographie: Bilder der Neuzeit. Einführung in die Historische Bildforschung*, Tübingen 2000. Peter Burkes »Augenzeugenschaft« versammelt einige glänzende Essays, enthält aber weniger Hinweise für die praktische Umsetzung. Peter Burke, *Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen*, Berlin 2010; Sarah Barber/Corinna M. Peniston-Bird (Hrsg.), *History Beyond the Text. A Student's Guide to Approaching Alternative Sources*, Routledge, London/New York 2009, 208 S., kart., 19,99 £.

17 Uwe Fleckner/Martin Warnke/Hendrik Ziegler (Hrsg.), *Handbuch der politischen Ikonographie*, 2 Bde., Bd. 1: Abdankung bis Huldigung, Bd. 2: Imperator bis Zwerg, Verlag C. H. Beck, München 2011, 1137 S., geb., 98,00 €.

18 Für die Frühe Neuzeit sind hier vor allem Rainer und Trude Wohlfeil sowie Brigitte Tolkemitt zu nennen, die seit den 1980er Jahren unter dem Stichwort der »Historischen Bildkunde« eine Methode zur Analyse historischer Bildquellen vorschlugen, die auf den Theorien des Kunstwissenschaftlers Erwin Panofsky basierte und in drei Schritten von der »vor-ikonographischen Beschreibung« über die »ikonographisch-historische Analyse« bis zur Erforschung des »historischen Dokumentsinns« führte. Rainer Wohlfeil, *Das Bild als Geschichtsquelle*, in: *HZ*, Bd. 243, 1986, S. 91–100; ders./Brigitte Tolkemitt (Hrsg.), *Historische Bildkunde. Probleme – Wege – Beispiele*, Berlin 1991. Vgl. auch Heike Talkenberger, *Von der Illustration zur Interpretation: Das Bild als historische Quelle. Methodische Überlegungen zur Historischen Bildkunde*, in: *ZHF* 21, 1994, S. 289–313.

19 Frank Bösch, *Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen*, Frankfurt am Main 2011; Ute Daniel/Axel Schildt (Hrsg.), *Massenmedien im Europa des 20. Jahrhunderts (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für Moderne Sozialgeschichte, Bd. 77)*, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2010, 440 S., geb., 44,90 €; Bernd Heidenreich/Sönke Neitzel (Hrsg.), *Medien im Nationalsozialismus*, Wilhelm Fink Verlag/Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2010, 373 S., geb., 38,00 €; Knut Hickethier, *Transferbericht. Zwischen Gutenberg-Galaxis und Bilder-Universum. Medien als neues Paradigma, Welt zu erklären*, in: *GG* 25, 1999, S. 146–172; Habbo Knoch/Daniel Morat (Hrsg.), *Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880–1960*, München 2003; Sven Grampp/Kay Kirchmann/Marcus Sandl u. a. (Hrsg.), *Revolutionsmedien – Medienrevolutionen (Historische Kulturwissenschaft, Bd. 13)*, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2008, 699 S., kart., 59,00 €; Corey Ross, *Media and the Making of Modern Germany. Mass Communications, Society, and Politics from the Empire to the Third Reich*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2008, XIII + 426 S., geb., 125,00 \$; Siân Nicholas/Tom O'Malley/Kevin Williams (Hrsg.), *Reconstructing the Past. History in the Mass Media 1890–2005*, Routledge, London/New York 2009, 186 S., geb., 85,00 £. Vgl. zu Medien der frühen Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert auch Bent Jørgensen/Raphael Krug/Christine Lüdke (Hrsg.), *Friedensschlüsse.*

Noch vor etwa zehn Jahren haben Forscher nicht nur historischer Disziplinen Bildquellen vor allem unter der Perspektive der Alterität betrachtet.²⁰ Die Frage nach der visuellen Konstruktion des ›Anderen‹ und der gleichzeitigen Produktion von ›Identität‹ erschloss neues, bisher kaum betrachtetes Quellenmaterial und eröffnete buchstäblich einen neuen Blick auf zahlreiche Aspekte der Forschungen zu Gender, Rasse und Klasse.²¹ Im Zentrum stand hier, auf welche spezifische Weise Bilder im Unterschied zu Texten Stereotypisierungen, Klassifizierungen und Bewertungen vornahmen, welche besonderen visuellen Argumentationsstrategien sie dazu benutzten, an welche Bildtraditionen und Sehgewohnheiten sie anschlossen und wie sich diese über die Zeit veränderten.²² Im Rahmen dieser Forschungsdiskussion sind eine Reihe bemerkenswerter Studien entstanden, deren Wirkung weit über das Feld der Alteritätsforschung hinausreichte.

Seit Kurzem hat sich der Blick auf Bildquellen noch einmal erweitert. Dass Bilder eine so große Rolle innerhalb gesellschaftlicher Diskurse über die verschiedensten Themen spielten und dass sie die von vielen beschriebenen Bedeutungsüberschüsse produzieren konnten, hat seinen Grund darin, dass sie schon bei den Prozessen der Aneignung von Wissen und Welt größeren Anteil haben, als bislang angenommen. Schon bevor die neuen Medien Fotografie, Film, Fernsehen und schließlich computergenerierte Visualisierungen den Bildermarkt revolutionierten, ermöglichten moderne Reproduktionsmethoden spätestens seit dem 19. Jahrhundert eine Flut von Illustrationen auf den verschiedensten Trägermedien und machten die öffentliche Sphäre mit zunehmender Geschwindigkeit zu einer illustrierten, später auch bunten Welt. Damit verbildlichte sich insgesamt der Blick auf und das Wissen über die Welt. Dieser neue Blick auf die Bilder in der Geschichte und daran anschließende Tendenzen der historischen Bildforschung sollen im Folgenden im Mittelpunkt stehen. Damit sind Studien gemeint, die der Frage nachgehen, in welcher Weise öffentliche, meist massenhaft produzierte Bilder unsere Wahrnehmung, unser Denken und unser Urteil über die Welt beeinflusst haben und auf welche Weise sie dies tun konnten. Sie untersuchen die Wirkungen und Wirkmechanismen von Bildern – entweder von einzelnen, öffentlich herausragenden »Bildikonen« oder von der Fülle verschiedener, sich wiederholender, alltäglicher Bildcluster. Diese Bilder beeinflussten die Aneignung

Medien und Konfliktbewältigung vom 12. bis zum 19. Jahrhundert (Documenta Augustana, Bd. 18), Wißner-Verlag, Augsburg 2008, 252 S., kart., 16,00 €. Vgl. zu einzelnen Medienträgern: *Clemens Zimmermann/Manfred Schmeling* (Hrsg.), *Die Zeitschrift – Medium der Moderne. Deutschland und Frankreich im Vergleich = La Presse magazine – un média de l'époque moderne*, transcript Verlag, Bielefeld 2006, 288 S., kart., 25,80 €; *Steffen Damm/Klaus Siebenhaar* (Hrsg.), *Ernst Litfaß und sein Erbe. Eine Kulturgeschichte der Litfaßsäule*, Bostelmann & Siebenhaar, Berlin 2005, 167 S., kart., 15,80 €; *Volker Ilgen/Dirk Schindesbeck*, *Am Anfang war die Litfaßsäule. Illustrierte deutsche Reklamegeschichte*, Primus Verlag, Darmstadt 2006, 144 S., geb., 36,00 €.

- 20 Jens Jäger fasst in seinem Literaturbericht die wichtigsten Veröffentlichungen zur Fotografiegeschichte zusammen, wobei er einen Schwerpunkt auf die Identitäts- und Alteritätsforschungen sowie auf bildhistorische Untersuchungen zu Visualisierungen des Kriegs legt. *Jens Jäger*, *Fotografiegeschichte(n). Stand und Tendenzen der historischen Forschung*, in: *AfS* 48, 2008, S. 511–537.
- 21 Um hier nur ein Beispiel für die Kategorie »Klasse« zu nennen, sei auf die beiden Studien von Rudolf Stumberger hingewiesen: *Rudolf Stumberger*, *Klassen-Bilder. Sozialdokumentarische Fotografie 1900–1945*, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2007, 288 S., kart., 29,00 €; *ders.*, *Klassen-Bilder II. Sozialdokumentarische Fotografie 1945–2000*, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2010, 311 S., kart., 34,00 €.
- 22 Visuelle Stereotypisierungen des Körpers im Nationalsozialismus untersucht beispielsweise: *Adrian Schmidtke*, *Körperformationen. Fotoanalysen zur Formierung und Disziplinierung des Körpers in der Erziehung des Nationalsozialismus* (Internationale Hochschulschriften, Bd. 483), Waxmann Verlag, Münster etc. 2007, 288 S., kart., 29,90 €.

von Wissen und Welt, indem sie weltgeschichtliche Ereignisse, nahe und entlegene Orte der Welt und Wissen selbst visualisierten und den Zeitgenossen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts – buchstäblich – näher brachten. Diese Form der visuellen Welt- und Wissensvermittlung, so könnte man vielleicht die Grundannahme dieser im Augenblick vornehmlich diskutierten Richtung der neueren historischen Bildforschung beschreiben, ist bis heute entscheidend für unser Verständnis der Welt, da sie eine Art Filter für Informationen über entweder zeitlich oder räumlich Entferntes darstellt oder eine, wie es Gerhard Paul ausgedrückt hat, »zweite Realität«, deren Bedeutung, Struktur und Verhältnis »zur ersten physischen Realität der Ereignisse« es zu untersuchen gilt.²³

Der Literaturbericht gliedert sich in zwei Hauptteile. Im ersten werden Studien vorgestellt, die populäre Bilder der Welt- und Wissensaneignung betrachten (I). Erstens geht es dabei um Analysen von Bildern, die Ereignisse aus der Welt visualisieren (Ia). Die Palette der von der Forschung betrachteten Quellen reicht dabei von Einblattgedrucken, Bilderbögen, Karikaturen, Zeitschriftenillustrationen bis hin zu Fotografien. Studien über die Bilder von TV-Beiträgen und Filmen stellen einen eigenen Forschungsbereich dar und werden hier nicht mit aufgenommen.²⁴ Ein großer Teil der Analysen betrachtet die populären Bilder von Ereignissen im Spannungsverhältnis zwischen Information und Sensation. Zweitens werden Untersuchungen vorgestellt, die sich mit der Visualisierung von Orten beschäftigen (Ib). Auch dazu ist die Quellenbasis breit gefächert und reicht von Sammelbildern, Postkarten, Werbeblättchen und Zeichnungen bis hin zu Fotografien.²⁵ Einige Forscher gehen dem Aspekt nach, auf welche Weise die Bilder bekannte, vertraute

23 Paul, *BilderMACHT*, S. 9.

24 Hier soll nur am Rande auf einige Neuerscheinungen hingewiesen werden: *Michael Elm*, *Zeugenschaft im Film. Eine erinnerungskulturelle Analyse filmischer Erzählungen des Holocaust*, Metropolis Verlag, Berlin 2008, 344 S., kart., 21,00 €; *Thomas Fischer/Rainer Wirtz* (Hrsg.), *Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen*, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2008, 238 S., kart., 19,90 €; *Judith Keilbach*, *Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen*, LIT Verlag, Münster 2008, 304 S., kart., 19,90 €; *Andrea Kohlenberger* (Hrsg.), *Die Amerikanisierung des deutschen Fernsehens. Geschichte, Vergleiche und Auswirkungen*, VDM, Saarbrücken 2007, 177 S., kart., 59,00 €; *Sigrid Lange*, *Einführung in die Filmwissenschaft*, WBG Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2007, 158 S., kart., 14,90 €; *James Schwoch*, *Global TV. New Media and the Cold War, 1946–69*, University of Illinois Press, Urbana/Chicago 2009, 220 S., kart., 25,00 €; *Henning Wrage* (Hrsg.), *Alltag. Zur Dramaturgie des Normalen im DDR-Fernsehen*, Leipziger Universitäts-Verlag, Leipzig 2006, 276 S., kart., 27,50 €.

25 Studien zu kartografischen Darstellungen, die als Hybridform zwischen Text und Bild angesehen werden, konnten nicht berücksichtigt werden. Seit den 1980er Jahren sind, zunächst im angelsächsischen Raum, Untersuchungen von Karten mit neuen Forschungsperspektiven erschienen. Vgl. die Klassiker *John Brian Harley*, *Deconstructing the Map*, in: *Cartographica* 26, 1989, S. 1–20; *Denis Wood*, *The Power of Maps*, London 1993. Vgl. auch *Mary Sponberg Pedley*, die Karten von Boston zur Zeit der Tea Party als Propagandamedien untersucht: *Mary Sponberg Pedley*, *Maps and Cultural Exchange: France and England on the Threshold of Revolution*, in: *Philippe Kaenel/Rolf Reichardt* (Hrsg.), *Interkulturelle Kommunikation in der europäischen Druckgraphik im 18. und 19. Jahrhundert/The European Print and Cultural Transfer in the 18th and 19th Centuries/Gravure et communication interculturelle en Europe aux 18e et 19e siècles*, Georg Olms Verlag, Hildesheim 2007, 849 S., geb., 59,00 €, S. 173–198. In der deutschen Forschung nun auch *Ute Schneider*, *Die Macht der Karten. Eine Geschichte der Kartografie vom Mittelalter bis heute*, Darmstadt 2004. Für die Schweiz, aber durchaus übertragbar auf andere Zusammenhänge: *David Gugerli/Daniel Speich*, *Der Hirtenknabe, der General und die Karte. Nationale Repräsentationsräume in der Schweiz des 19. Jahrhunderts*, in: *Werkstatt-Geschichte* 23, 1999, S. 61–81. Zur Bedeutung vom Gebrauch von Karten im Fernsehen vgl. *Rolf F. Nohr*, *Karten im Fernsehen. Die Produktion von Positionierung*, Münster/Hamburg etc. 2002.

und heimatliche Orte auf der einen Seite, entlegene, fremde und exotische auf der anderen darstellen und wie diese beiden Gegensätze aufeinander bezogen werden. Eine dritte Gruppe von Untersuchungen betrachtet populäre Bilder, die Wissen, Wissenschaft und technologischen Fortschritt selbst darstellen (Ic). Hier liegen neuere Arbeiten vor, die als Quellen nicht nur die vermeintlich authentische Fotografie, sondern auch Karikaturen, Plakate und Kleinstgrafiken heranziehen und zeigen, dass diese Medien bei der Popularisierung von Wissen eine wichtige Rolle gespielt haben.²⁶ Des Weiteren diskutieren diese Untersuchungen, inwiefern populäre Bilder wissenschaftliche und technologische Erkenntnisse durch ihre Visualisierungsstrategien zwischen Tradition und Moderne ansiedeln und wie sie mit dem potenziell Unvorhersehbaren von Technologie umgehen. Der zweite Hauptteil des Berichts konzentriert sich auf Untersuchungen von Wissenschaftsbildern, die – im Unterschied zu den hier in heuristischer Manier »populär« genannten Bildern – von Wissenschaftlern im Forschungsprozess hergestellt worden sind (II). Wissenschaftsbilder hatten nicht nur innerhalb der Wissenschaften selbst eine entscheidende Funktion für die Demonstration, Beweisführung und Vermittlung von Erkenntnissen. Ihr Einfluss ging weit über den Bereich der Wissenschaften hinaus. Über den Prozess der Popularisierung von Wissen gelangten Wissenschaftsbilder in die Öffentlichkeit. Sie bestimmten mit, welche Erkenntnisse verbreitet wurden und auf welche Weise diese Verbreitung stattfand. Gleichzeitig wirkten öffentliche, außervisuelle Diskurse zurück auf die Hersteller und Popularisierer von Wissenschaftsbildern. Forschungen, die diesen Wechselwirkungen nachgehen, betrachten sowohl Wissenschaftsbilder »der Natur« (IIa) als auch solche »der Theorie« (IIb). Erstere beziehen sich auf Abbildungen von empirisch beobachtbaren Vorgängen, letztere auf Visualisierungen von empirisch gewonnenen oder errechneten Daten, sowohl vor als auch nach der »digitalen Zäsur«. Zuletzt sollen in einem Fazit die vorgestellten Tendenzen innerhalb der neueren Forschungen und ihre Ergebnisse zusammengefasst und ein Ausblick auf weitere Fragestellungen versucht werden (III).

I. POPULÄRE BILDER DER VISUELLEN WELT- UND WISSENSANEIGNUNG

Es ist vielleicht eine der wichtigsten Konsequenzen des *iconic turns*, dass bis dahin weitgehend bildresistente Disziplinen wie die Neuere Geschichtswissenschaft nicht nur die Welt mithilfe visueller Quellen zu erklären begonnen haben, sondern dass sie sich auch dezidiert Fragestellungen zuwenden, die davon ausgehen, dass nicht erst in der Gegenwart die Aneignung von Welt und Wissen zu großen Teilen über Visualisierungen stattfand. Diese sind auf den unterschiedlichsten Trägermedien zu finden, zu denen nicht nur Fotografie, Film und Fernsehen gehören, sondern auch Postkarten, Sammelbilder, Bilderbögen, Zigarettenbildchen, Streichholzschachteln, Wanddrucke, Plakate, Zeitschriftenillustrationen, Einblattdrucke und Broschüren. Gerade diese Medien stellten in ihrer Themenvielfalt Bilder bereit, welche die den Zeitgenossen meist schon bekannten Geschichten, Fakten und Ereignisse visualisierten. Diese Bilder prägten das »Weltwissen« einer Bevölkerung fast während des gesamten 19. Jahrhunderts, bis sie langsam von den neuen

²⁶ Die Suggestivität von Plakaten untersuchen zum Beispiel: *Jim Aulich/John Hewitt*, *Seduction or Instruction? First World War Posters in Britain and Europe*, Manchester University Press, Manchester/New York 2008, 218 S., geb., 25,00 £; *Katharina Klotz*, *Das politische Plakat der SBZ/DDR 1945–1963. Zur politischen Ikonographie der sozialistischen Sichtagitation (Berichte aus der Kunstgeschichte)*, Shaker Verlag, Aachen 2006, 157 S., kart., 49,80 €; *Christian Vogel*, *Werben für Weimar. Der »Werbedienst der deutschen sozialistischen Republik« in der Novemberrevolution 1918/19*, Shaker Verlag, Aachen 2008, 296 S., kart., 49,80 €.

technischen Medien abgelöst wurden.²⁷ Entscheidend für das kollektive Wissen über ein Ereignis, einen bestimmten Ort oder eine neue technologische Errungenschaft war die Art und Weise, wie es auf populären Bildern visualisiert wurde, welche Argumentationsstrategien angewandt und welche Bedeutungsüberschüsse – das heißt welche Differenzen zwischen der denotativen und der konnotativen Bedeutung – daraufhin erzeugt wurden.

Ia. Populäre Bilder von Ereignissen

Bilder halten einen Moment in der Zeit fest. Damit ergibt sich eine Schwierigkeit, wenn Bilder Ereignisse zeigen, die sich gewöhnlich in der Zeit und über einen bestimmten Zeitraum hinweg abspielen. Für die Fotografie ist die Diskrepanz zwischen der Momentaufnahme und dem gezeigten Ereignis offenkundig, genau genommen trifft sie aber auch auf andere nicht bewegte Bildgattungen zu. So können Ereignisse ihr Publikum in visualisierter Form erreichen, indem entweder eine größere Anzahl verschiedener Abbildungen auf den erwähnten unterschiedlichen Trägermedien bereitsteht oder wenn sich ein Ereignis in einem Einzelbild verdichtet, das visuell stellvertretend für dieses steht. Dementsprechend beschäftigen sich manche neuere Untersuchungen mit Bildserien eines Mediums zu einem Ereignis, bei denen die Quellenbasis durch die Auswahl des Mediums klar definiert und abgegrenzt ist, oder analysieren Abbildungen zu einem Ereignis über Mediengrenzen hinaus. Andere betrachten Einzelbilder, die durch ihre Rezeptionsgeschichte besondere Bedeutung erlangt haben.

Im Rahmen der seriellen Studien soll hier zu Beginn eine erwähnt werden, auch wenn sie nicht in den Bereich der Neueren Geschichte fällt. Sie steht für eine aktuelle Forschungsrichtung, die dezidiert nach den Strategien und Traditionen der visuellen Informationsvermittlung fragt. Philip Benedict analysiert eine Reihe von Genfer Druckblättern, frühe Beispiele für die Gattung der Einblattdrucke und Bilderbögen, die in Bildern über Ereignisse in und aus der Welt berichteten. Benedicts Quellen sind die sogenannten »Quarante Tableaux«, die die gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten in Genf zwischen 1559 und 1570 abbilden.²⁸ Er fragt, was die Zeitgenossen aus den Visualisierungen erfahren konnten, und untersucht Hersteller und Auftraggeber. Sein Ergebnis ist, dass die Grafiken nicht nur eine wichtige Informationsquelle für die Zeitgenossen darstellten, sondern auch das historische kollektive Gedächtnis prägten und Einfluss auf geschichtliche Darstellungen des Konflikts aus den nachfolgenden Jahrhunderten hatten, welche diese Bilder lange nach ihrem Erscheinen immer wieder zitierten.

Der Ansatz, den Benedict für die Frühzeit von Einblattdrucken gewählt hat, weist Ähnlichkeiten auf zu neueren Untersuchungen von Bilderbögen und illustrierten Zeitschriften, den am weitesten verbreiteten visuellen Medien des 19. Jahrhunderts. Bislang haben sich Forscher, vor allem aus dem Umfeld der Volkskunde, meist auf die Medien selbst konzentriert und diese visuellen Quellen als Alltagsgegenstände analysiert. Diese Studien fragen nach Darstellungsformen von Religion, Familie, Geschlechterzugehörigkeit und anderem.²⁹ So versteht beispielsweise die Theologin Erdmute Nieke ihre Dissertation

27 Bernhard Jussen, Liebigs Sammelbilder. Weltwissen und Geschichtsvorstellung im Reklamebild, in: Gerhard Paul (Hrsg.), *Das Jahrhundert der Bilder. 1900 bis 1949*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2009, 822 S., geb., 39,90 €, S. 132–139, Zitat: S. 135.

28 Philip Benedict, *Graphic History. The Wars, Massacres and Troubles of Tortorel and Perrissin*, Genf 2007.

29 Vgl. zum Thema Religion die viel zitierte Veröffentlichung von Annemarie und Wolfgang Brückner, *Religiöse Bilderbögen des 19. Jahrhunderts aus Neuruppin*, in: Nils-Arvid Bringéus/Sten Åke Nilsson (Hrsg.), *Popular Prints and Imagery. Proceedings of an International Conference in Lund 2000, Stockholm 2001. Zur Familie auf Bilderbögen: Christine Heinz*, Ideal

über religiöse Bilderbögen als einen Beitrag zur Geschichte der Frömmigkeit im 19. Jahrhundert und sammelt, anhand der untersuchten Bilder, Erkenntnisse über religiöse Praktiken und Vorstellungen der Gläubigen.³⁰ Daneben liegt aber auch eine Reihe von neueren Untersuchungen vor, die sich auf die Bilder selbst konzentrieren. Brian Maidment nimmt visuelle Berichte über Ereignisse in der Welt des 19. Jahrhunderts in England in den Blick.³¹ Er untersucht erklärtermaßen gerade keine Abbildungen, die besonders originell oder künstlerisch herausragend waren, sondern solche, die sich durch ihre Gewöhnlichkeit auszeichneten, denn diese können zeigen, wie die Ereignisse in der Welt mehrheitlich durch ästhetische Konventionen repräsentiert und vermittelt wurden. So zum Beispiel einige Zeichnungen und Stiche, die den spektakulären Brand der Albion Mills illustrieren, einer der ersten mit Dampfkraft betriebenen Mühlen in Großbritannien, die wegen ihrer Größe und ihres modernen Maschineneinsatzes zu einem Symbol der industriellen Revolution wurde – aber auch, weil sie zu einem Rückgang der Nachfrage nach Arbeitskräften in der Region beitrug. Diese verschiedenen Bedeutungszuschreibungen werden, wie Maidment zeigt, sinnfällig in den Abbildungen, die nach dem Brand 1791 auf verschiedenen Drucken erschienen.³²

So argumentiert auch James Michael Farrell, der zwölf Skizzen des Zeichners James Mahoney³³ auswertet, die am 13. und 20. Februar 1847 in der auflagenstarken Zeitschrift »The Illustrated London News« erschienen und die Lage der notleidenden Bevölkerung Irlands zur Zeit der Großen Hungersnot zeigen.³⁴ Schon bei ihrem ersten Erscheinen erreichten Mahoneys Zeichnungen ein großes Publikum. Heute gehören sie zu den bekanntesten Visualisierungen der Katastrophe: Eine von ihnen illustriert heute den englischen Wikipedia-Eintrag über die »Great Famine«. Farrell bezieht, wie Maidment, den Text der begleitenden Artikel in seine Interpretation ein und vergleicht, welche Information visuell und welche textlich vermittelt wird, und auf welche Weise dies geschieht. Außerdem bezieht er die gesamte Serie der Bilder in seine Interpretation ein. Er zeigt, dass die Zeichnungen für die zeitgenössischen Leser hohen Authentizitätswert besaßen. In ihrer

und Institution. Die Familie als Leser und als Motiv der deutschen Familienzeitschriften »Schorers Familienblatt«, »Über Land und Meer« und »Die Neue Welt« zwischen 1870 und 1895, Diss., Hamburg 2008; Birgit Wildmeister, Die Bilderwelt der »Gartenlaube«. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des bürgerlichen Lebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Würzburg 1998; Claudia Held, Familienglück auf Bilderbogen. Die bürgerliche Familie des 19. Jahrhunderts im Spiegel der Neuruppiner Druckgraphik, Bonn 1992. Aus der Alteritätsforschung zum Bilderbogen: Andreas Englhart, Populare Fremd-Bilder am Beginn der modernen visuellen Kultur. Korporal-motorischer Sinneswandel und Erfahrung von Alterität im »neuen Medium« Bilderbogen, in: Hans-Peter Bayerdörfer (Hrsg.), Bilder des Fremden. Mediale Inszenierung von Alterität im 19. Jahrhundert, Berlin 2007, S. 79–106. Zur modernen Form des Bilderbogens, dem Comic, vgl. Frank Leinen/Guido Rings (Hrsg.), Bilderwelten – Textwelten – Comicwelten. Romanistische Begegnung mit der Neunten Kunst, Meidenbauer, München 2007, 387 S., geb., 59,90 €.

30 Erdmute Nieke, Religiöse Bilderbogen aus Neuruppin. Eine Untersuchung zur Frömmigkeit im 19. Jahrhundert (Europäische Hochschulschriften, Reihe 23, Theologie, Bd. 865), Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2008, 331 S., kart., 56,50 €.

31 Brian Maidment, Reading Popular Prints. 1790–1890, Manchester/New York 2001. Vgl. zur populären Druckgrafik in Russland Stephen M. Norris, A War of Images. Russian Popular Prints, Wartime Culture, and National Identity, 1812–1945, Northern Illinois University Press, DeKalb 2006, XIII + 277 S., geb., 40,00 \$.

32 Ebd., S. 27–52.

33 Manchmal auch unter der Schreibweise »Mahony« zu finden. Vgl. URL: <[http://en.wikipedia.org/wiki/Great_Famine_\(Ireland\)](http://en.wikipedia.org/wiki/Great_Famine_(Ireland))> [30.4.2013].

34 James Michael Farrell, »This Horrible Spectacle«. Visual and Verbal Sketches of the Famine in Skibbereen, in: Lawrence J. Prelli (Hrsg.), Rhetorics of Display, Columbia, SC 2006, S. 66–89.

Beschreibung des Elends der Menschen blieben sie um ein Vielfaches zurückhaltender als der Artikeltext und hielten, wie Farrell herausarbeitet, emotionale Distanz. Die (englischen) Leser der »Illustrated London News« sollten sich nicht mit diesen »Elenden« identifizieren, sondern lediglich reserviertes Mitleid für sie empfinden. Die Hungersnot wurde als Naturkatastrophe gedeutet und jede politische Verantwortlichkeit Englands geleugnet. Farrell macht deutlich, wie diese Art Abbildungen das Verhältnis der englischen Presse und Bevölkerung zum irischen Nachbarn nicht nur widerspiegelten, sondern aktiv beeinflussten, indem sie die reservierte Haltung politischer Gleichgültigkeit und fehlender Verantwortung bestätigten und legitimierten.

Viele der seriell arbeitenden Untersuchungen über den Zeitraum des 20. Jahrhunderts thematisieren einen der zahlreichen kriegerischen Konflikte dieser Periode.³⁵ Schon 1989 hat Bodo von Dewitz eine Untersuchung von deutschen Amateurfotografien des Ersten Weltkriegs vorgelegt, die als Illustrationen in Zeitschriften veröffentlicht, als mehrfach vervielfältigte Kopien an Verwandte und Freunde verschickt und vor allem als Motive von an der Front und in der Heimat hergestellten Postkarten ihr Publikum erreichten.³⁶ Dewitz zeigt, dass sich viele der fotografierenden Soldaten auf den Alltag des Kriegs beschränkten. Sebastian Remus kann dem, in seiner fast zwanzig Jahre später erschienenen Monografie, abgesehen von weiteren Abbildungen, nicht mehr viel hinzufügen; zumindest wird nun auch einer englischen Leserschaft dieses Thema nahegebracht und noch dazu in einem eingängigen, unakademischen Stil.³⁷ Anton Holzer hat Fotografien von der Ostfront aus dem österreichischen Kriegspressequartier ausgewertet, die ab 1916 zunehmend Eingang in die Bildberichterstattung des Kriegs – sprich: die Kriegspropaganda – fanden.³⁸ Nachdem Gerhard Paul die Geschichte der Kriegsbilder seit dem 17. und 18. Jahrhundert bis heute für alle relevanten Bildgattungen und Medien erstmals komplett vorgestellt und dabei vor allem auf die Rolle der Berichterstattung hingewiesen hat³⁹, liegen seit Neuerem gerade zu diesem Thema einige Sammelbände vor.⁴⁰ Und schließlich sei noch kurz auf solche Studien hingewiesen, die sich mit kriegerischen Konflikten unserer Gegenwart und ihrer Visualisierung beschäftigen.⁴¹ Erwähnenswert ist hier eine

35 Vgl. allgemein zur Methode der seriellen Untersuchung *Mietzner/Pilarczyk*, Das reflektierte Bild.

36 *Bodo von Dewitz*, »So wird bei uns der Krieg geführt!«. Amateurfotografie im Ersten Weltkrieg, München 1989. Vgl. zu Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs auch *Christine Brocks*, Die bunte Welt des Krieges. Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg 1914–1918, Essen 2008.

37 *Sebastian Remus*, German Amateur Photographers in the First World War. A View from the Trenches of the Western Front, Atglen 2008.

38 *Anton Holzer*, Die andere Front. Fotografie und Propaganda im Ersten Weltkrieg, Darmstadt 2007.

39 *Gerhard Paul*, Bilder des Krieges – Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges, Paderborn/München etc. 2004.

40 *Ute Daniel* (Hrsg.), Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. zum 21. Jahrhundert, Göttingen 2006; *Thomas Knieper/Marion G. Müller* (Hrsg.), War Visions. Bildkommunikation und Krieg, Köln 2005; *Christian Büttner/Joachim von Gottberg/Verena Metze-Mangold* (Hrsg.), Der Krieg in den Medien, Frankfurt am Main 2004; *Matthias Karmasin/Werner Faulstich* (Hrsg.), Krieg – Medien – Kultur. Neue Forschungsansätze, Wilhelm Fink Verlag, Paderborn/München 2007, 186 S., kart., 22,90 €; *Barbara Korte/Sylvia Paletschek/Wolfgang Hochbruck* (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg in der populären Erinnerungskultur (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, Bd. 22), Klartext Verlag, Essen 2008, 222 S., geb., 24,95 €; *Stefan Jaeger/Christer Petersen* (Hrsg.), Zeichen des Krieges in Literatur, Film und den Medien, Bd. 2: Ideologisierung und Entideologisierung, Verlag Ludwig, Kiel 2006, 299 S., kart., 24,90 €.

41 *Lars Klein*, Die »Vietnam-Generation« der Kriegsberichterstatter. Ein amerikanischer Mythos zwischen Vietnam und Irak, Göttingen 2011; *Guido Isekenmeier*, »The Medium is the Witness«. Zur Ereignis-Darstellung in Medientexten – Entwurf einer Theorie des Medienereignisses und

Einschätzung Bernd Hüppauf, selbst ausgewiesener Experte der Bildkultur des Kriegs. Er weist darauf hin, dass eine neue kultur- und gesellschaftsgeschichtliche Beschäftigung mit dem Krieg, die vor etwa zwanzig Jahren begann, sich mit neuen Themen, Fragestellungen und einer anderen Quellenbasis von der konventionellen Militärgeschichte zu distanzieren, in gewisser Weise die »Präsenz des Kriegs« zugunsten der »Sinnproduktion« aus dem Blick verlor. Hüppauf stellt fest, dass seit dem Ende des 20. Jahrhunderts eine »Rückkehr der Präsenz von Krieg« zu verzeichnen sei, die sich, so kann man ergänzen, nicht zuletzt in den Studien der Kriegsbilder manifestiert.⁴²

Neben dem Krieg sind es auch Ereignisse aus anderen Perioden des Umbruchs, deren Visualisierungen in neueren Studien als Quellen herangezogen werden.⁴³ So haben etwa Bilder der Französischen Revolution die kollektive Erinnerung in signifikanter Weise geprägt.⁴⁴ Dies geschah nicht nur durch die »hohe Kunst«, die in Revolutionszeiten zur politischen Identitätsstiftung beitrug und sich durch einen Mix verschiedener Bildgattungen und künstlerischer Niveaus in den Dienst politischer und propagandistischer Ideen stellte, sondern auch durch populäre Bilder, die sich an ein breites Publikum wandten.⁴⁵ So stellen Rolf Reichardt und Christine Vogel heraus, dass die Illustrationen auf deutschen und französischen Volkskalendern des 19. Jahrhunderts ein wichtiges Medium für das kollektive Bildgedächtnis waren. Sie bildeten wichtige Revolutionsereignisse ab und beeinflussten durch die Art der Darstellung das Wissen weiter Bevölkerungskreise um diese Ereignisse. Reichardt und Vogel zeigen, wie sich in den Motiven der Volkskalender zwei Bildtraditionen gegenüberstanden, welche die Erinnerung an die Revolution – meist zu Jahrestagen – visuell prägten. Die gleichen Ereignisse konnten so völlig konträr dargestellt werden und entweder die Revolution und ihre Ziele unterstützen oder sie verteufeln.⁴⁶

Im Verlauf des 19. und besonders im 20. Jahrhundert ging die Vermittlung von Nachrichten mehr und mehr in die Hand der sich etablierenden Printmedien über – und damit auch die Visualisierung dessen, was von ihnen als »Ereignis« klassifiziert wurde.⁴⁷ Aus kultur- und medienhistorischer Perspektive hat Nicole Hoppe in ihrer als Examensar-

Analyse der Fernsehnachrichten vom Irak-Krieg, Trier 2009; Gerhard Paul, *Der Bilderkrieg. Inszenierungen, Bilder und Perspektiven der Operation Irakische Freiheit*, Göttingen 2005.

42 Bernd Hüppauf, Rezension zu: *Annegret Jürgens-Kirchhoff/Agnes Matthias* (Hrsg.), *Warshots. Krieg, Kunst & Medien*, Weimar 2006, in: *H-Soz-u-Kult*, 24.8.2007, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2007-3-142>> [14.12.2012].

43 Die Visualisierung einer ganz besonderen Übergangsphase, nämlich der vom Leben zum Tod, betrachtet die Kunstwissenschaftlerin Katharina Sykora in ihrer Studie: *Katharina Sykora, Die Tode der Fotografie. Totenfotografie und ihr sozialer Gebrauch* (Bd. 1), Wilhelm Fink Verlag, Paderborn/München 2009, 601 S., geb., 58,00 €.

44 Das von Rolf Reichardt betreute, internetbasierte »Lexikon der Revolutions-Ikonographie« stellt eine umfangreiche Datenbank mit Bildmaterial bereit; die einzelnen Lexikon-Artikel sind noch in der Planung; URL: <http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb04/institute/geschichte/fruehe_neuzeit/forschung1/prof-dr-rolf-reichardt/lexikon-der-revolutions-ikonographie> [14.12.2012].

45 Vgl. *Hubertus Kohle/Rolf Reichardt, Visualizing the Revolution. Politics and Pictorial Arts in Late Eighteenth-Century France*, Reaktion Books, London 2008, 240 S., geb., 25,00 £; *Wolfgang Cilleßen/Rolf Reichardt* (Hrsg.), *Revolution und Gegenrevolution in der europäischen Bildpublizistik 1789–1889*, Hildesheim 2010.

46 *Rolf Reichardt/Christine Vogel, Visuelle Revolutionserinnerung in französischen und deutschen Volkskalendern 1789–1848*, in: *Cilleßen/Reichardt, Revolution und Gegenrevolution*, S. 73–122.

47 Vgl. zur Bedeutung von Medienereignissen: *Friedrich Lenger* (Hrsg.), *Medienereignisse der Moderne*, Darmstadt 2008, hierin vor allem: *Lorenz Engell, Das Mondprogramm. Wie das Fernsehen das größte Ereignis aller Zeiten erzeugte und wieder auflöste, um seine Geschichte zu finden*, S. 150–171; und *Nick Couldry/Andreas Hepp/Friedrich Krotz* (Hrsg.), *Media Events in a Global Age*, London 2010.

beit eingereichten Studie zu Bildern in der Tagespresse einen Anfang gemacht, dieses Forschungsdesiderat auszuleuchten.⁴⁸ Auf der Grundlage einer stichprobenhaften Auswertung der Bilder zweier deutscher Tageszeitungen von 1955 bis 2005 befragt sie etwa 5.000 Abbildungen in Hinblick auf ihre zeitliche Dimension, ihr Format, die Bildgattung, auf die Häufigkeit von Ereignis- und Featurefoto, Sach- und Personenbild sowie auf das Verhältnis zur Bildunterschrift. Auf dieser Grundlage kann sie die Funktion und den Charakter von Bildern in der Tagespresse genauer beschreiben. Im Rahmen der politikwissenschaftlichen Bildforschung untersucht Claudia Maria Wolf die Politikvermittlung durch Visualisierungen in deutschen, österreichischen, britischen und amerikanischen Nachrichtenmagazinen.⁴⁹ Dazu betrachtet sie zunächst einige methodische Herangehensweisen an Bilder im Allgemeinen, um dann, dem Ansatz von Oliver Scholz folgend, das Bildmaterial anhand ähnlicher Fragen wie Hoppe auszuwerten.⁵⁰ Als ein wichtiges Resultat der Studie stellt Wolf heraus, dass die Sprache von Pressebildern in verschiedenen Mediensegmenten unterschiedlichen Ikonografien folgt und einem Bild beispielsweise im Kontext eines Politikmagazins andere Bedeutungen zugewiesen werden, als wenn das gleiche Bild in einer Frauenzeitschrift erscheinen würde.⁵¹

Neben diesen vom Medium ausgehenden Untersuchungen liegt seit Neuestem auch eine Reihe von historischen Studien zu Bildern von Ereignissen in den Printmedien vor. Karin Hartewig, die schon 2004 zusammen mit Alf Lüdtke einen Sammelband zu Fotografien der DDR herausgegeben hat, stellt in ihrer jüngst erschienenen »Geschichte der Deutschen in Fotos« nun Visualisierungen der Presse aus beiden deutschen Staaten vor.⁵² In einem herausgehobenen Kapitel behandelt sie die Fotografien der wichtigsten Ereignisse vom 17. Juni 1953, über den Ungarnaufstand 1956, den Mauerbau 1961 bis zum Prager Frühling 1968 und vergleicht die verschiedenen Bildstrategien in der DDR und der BRD. Der eher essayistisch geschriebene Band geht vor allem in die Breite und offeriert eine große Menge Anschauungsmaterial. Martin Steinseifer konzentriert sich dagegen in seiner Monografie zum »Terrorismus zwischen Ereignis und Diskurs« auf relativ kurze Zeiträume während der 1970er Jahre. Auf der Grundlage der Semiotik von Charles Sanders Peirce untersucht Steinseifer die Text-Bild-Komposition von Beiträgen verschiedener deutscher Zeitschriften und Zeitungen zur RAF. Er zeigt, inwiefern die jeweilige Zusammenstellung von Fotos und Texten unterschiedliche Bedeutungen konstruieren konnte. In der aktuellen Berichterstattung zum Terrorismus wurde der Öffentlichkeit eine ganze Palette unterschiedlicher Bilder präsentiert, von denen aber nur einige, die bestimmten Mustern folgten, nach kurzer Zeit die Medien und in der Folge auch die Erinnerung an den Terrorismus in der BRD dominierten.⁵³

48 Nicole Hoppe, Bilder in der Tagespresse. Die »Saarbrücker Zeitung« und FAZ im Vergleich (1955–2005) (Studien zur Mediengeschichte, Bd. 2), Didymos-Verlag, Korb 2007, 159 S., kart., 24,00 €.

49 Claudia Maria Wolf, Bildsprache und Medienbilder. Die visuelle Darstellungslogik von Nachrichtenmagazinen, Wiesbaden 2006.

50 Oliver R. Scholz, Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung, Frankfurt am Main 2004.

51 Vgl. die theoretische Erörterung zu Bildern in den Medien: Katharina Lobinger, Visuelle Kommunikationsforschung. Medienbilder als Herausforderung für die Kommunikations- und Medienwissenschaft, Wiesbaden 2012.

52 Karin Hartewig/Alf Lüdtke (Hrsg.), Die DDR im Bild. Zum Gebrauch der Fotografie im anderen deutschen Staat, Göttingen 2004; Karin Hartewig, Wir sind im Bilde. Eine Geschichte der Deutschen in Fotos vom Kriegsende bis zur Entspannungspolitik, Leipzig 2010. Vgl. auch Edgar Wolfrum, Die DDR. Eine Geschichte in Bildern, Primus Verlag, Darmstadt 2009, 144 S., geb., 29,90 €.

53 Martin Steinseifer, »Terrorismus« zwischen Ereignis und Diskurs. Zur Pragmatik von Text-Bild-Zusammenstellungen in Printmedien der Siebziger Jahre, Berlin 2011.

Je häufiger über ein Ereignis in der Öffentlichkeit berichtet wird und je öfter dazu die gleichen Visualisierungen benutzt werden, desto eher fungieren diese Bilder als Teil eines »kollektiven Gedächtnisses« im Sinne von Jan und Aleida Assmann.⁵⁴ Vor allem im Umfeld der von Gerhard Paul vorangetriebenen Visual History sind zahlreiche Untersuchungen erschienen, die die »Momentaufnahmen des kollektiven Bildgedächtnisses« untersuchen. Grundlegend ist das in zwei Bänden erschienene Werk »Das Jahrhundert der Bilder«, in dem von 1900 bis heute die bekanntesten, einflussreichsten und meistveröffentlichten Bilder vorgestellt werden.⁵⁵ Ob man in diesem Zusammenhang nun von »Ikonen«, »Schlagbildern« oder »Schlüsselbildern« redet, gemeinsam ist diesen visuellen Zeugnissen, dass sie durch die wiederholte Abbildung des Ereignisses eine Art Stellvertreterrolle für dieses Geschehnis einnehmen und damit einen wichtigen Beitrag zur kollektiven Erinnerung und bei der Konstruktion von Narrativen der Vergangenheit einnehmen.⁵⁶ Es kann sich dabei um Bilder handeln, die zum Zeitpunkt ihrer Erstveröffentlichung kaum wahrgenommen und erst im späteren Verlauf zu Schlüsselbildern gemacht wurden oder um solche, die schon in ihrem Entstehungszusammenhang große Aufmerksamkeit erfuhren.

Zwei Aufsätze zum Thema Kriegsfotografie zeigen exemplarisch, welchen Wert die kontextualisierende Analyse von »Schlag-« und »Schlüsselbildern« für die Zeitgeschichtsforschung haben kann. Im ersten Fall handelt es sich um die von Jost Dülffer untersuchte Fotografie der Flaggenhissung von Iwo Jima am 23. Februar 1945, das nach Dülffer wohl meistgedruckte Kriegsfoto.⁵⁷ Gerhard Paul analysiert das Bild des nackten Mädchens Kim Phúc, das am 8. Juni 1972 in der New York Times erschien und zur Ikone des Vietnamkriegs wurde.⁵⁸ Beide Artikel arbeiten durch Kontextualisierung die Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte der Fotografien heraus, identifizieren die Auftraggeber, Fotografen, bearbeitenden Redakteure und die Situation der Aufnahme selbst. Dann verfolgen sie die Kontexte der Fotos bei ihrer Wiederveröffentlichung, ihre Funktionalisierung und das Eigenleben, das sie im kollektiven Gedächtnis zu führen begannen.

Was als Schnappschuss oder Momentaufnahme einer Siegespose von 1945 erscheint, war in Wirklichkeit die Inszenierung eines Ereignisses, das schon vorher stattgefunden

54 Vgl. hier auch *Günter Oesterle* (Hrsg.), *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2005, 685 S., kart., 98,00 €.

55 *Paul*, *Das Jahrhundert der Bilder. 1900 bis 1949*; *ders.* (Hrsg.), *Das Jahrhundert der Bilder. 1949 bis heute*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, 798 S., geb., 39,90 €, Zitat: S. 9. Einer der vielen Bildbände zur Visualisierung von Politik und Politikern: *Anselm Faust*, *Politik im Bild. Fotos aus dem Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Abteilung Rheinland* (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen, Bd. 35), Aschendorff Verlag, Münster 2011, 144 S., geb., 19,80 €.

56 *Cornelia Brink*, *Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945*, Berlin 1998; *Michael Diers*, *Schlagbilder. Zur politischen Ikonographie der Gegenwart*, Frankfurt am Main 1997; *Christoph Hamann*, *Visual History und Geschichtsdidaktik. Beiträge zur Bildkompetenz in der historisch-politischen Bildung*, Herbolzheim 2007, hier: S. 41 f. Online-Zugriff: URL: <http://opus.kobv.de/tuberlin/volltexte/2007/1536/pdf/hamann_christoph.pdf> [14.12.2012].

57 *Jost Dülffer*, *Über-Helden. Das Bild von Iwo Jima in der Repräsentation des Sieges. Eine Studie zur US-amerikanischen Erinnerungskultur seit 1945*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 3, Online-Ausgabe, 2006, H. 2, URL: <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/40208650/default.aspx>> [14.12.2012].

58 *Gerhard Paul*, *Die Geschichte hinter dem Foto. Authentizität, Ikonisierung und Überschreibung eines Bildes aus dem Vietnamkrieg*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 2, Online-Ausgabe, 2005, H. 2, URL: <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/40208413/default.aspx>> [14.12.2012].

hatte: Zunächst war eine Fahne gehisst worden, um die Eroberung der lange und äußerst verlustreich umkämpften Insel Iwo Jima zu zelebrieren und dies von den Medien dokumentieren zu lassen. Die Flagge erschien in der fotografischen Aufnahme allerdings zu klein, um als »PR-Akt« die beabsichtigte Wirkung einer »Geste des Sieges« zu haben. Also wiederholte man das Ereignis, diesmal jedoch mit einer größeren Fahne, damit diese auf dem Foto besser zu sehen war. Noch während des Kriegs wurde das Motiv auf Briefmarken und Kriegsanleiheplakaten weiterverwendet. Nach dem Krieg wurde es bei Gedenktagen theatralisch inszeniert, diente als Vorlage für Kriegerdenkmäler, Hollywoodfilme und in trivialisierter und kommerzialisierter Form für Souvenirs.⁵⁹ Im September 2001 hissten Feuerwehrlente eine Flagge auf dem Ground Zero. Damit übertrug sich die Geste des Sieges auf den von der Bush-Regierung ausgerufenen Krieg gegen den Terrorismus. Dülffer macht deutlich, dass die prinzipielle Bedeutungsoffenheit von Bildern es ermöglichte, dass sich auch die Fotografie von Iwo Jima verselbstständigen und sich in ihr unterschiedliche historische Bezüge vermischen konnten. Dabei wurde die Pose der Selbstvergewisserung des Siegens beibehalten und auf verschiedene Inhalte angewendet: zunächst nur auf den Krieg im Pazifik, dann auf den Zweiten Weltkrieg und die Gesamtheit der amerikanischen Soldaten, schließlich als Reaktion auf den Terrorismus.⁶⁰

Gerhard Paul betont bei seiner Analyse des Vietnam-Fotos die »narrative und zeitlich verdichtende Struktur«, mit der das Bild das Ereignis festhält.⁶¹ Er arbeitet heraus, wie das Bild Kim Phúcs zum »Inbegriff der Schrecken des Vietnamkrieges« werden konnte und auf diesem Wege verschiedenen Prozessen der Überzeichnung und Überschreibung ausgesetzt war.⁶² Zunächst wurde diese eine Aufnahme aus einer Vielzahl anderer ausgesucht und so beschnitten, dass das weinende nackte Mädchen als typisches Opfer in der Mitte des Bildes zu sehen war und die zahlreichen fotografierenden Journalisten, die nicht in die Szene eingriffen, nicht. Während bei den ersten Veröffentlichungen richtigerweise darauf hingewiesen wurde, dass es sich bei dem Angriff auf das Dorf um Friendly Fire gehandelt habe, wurde auf diese Information später verzichtet. Nicht nur die begleitenden Bildunterschriften lauteten bei nachfolgenden Veröffentlichungen des Fotos anders, auch das Bild selbst wurde weiter beschnitten. Damit erfuhr die Opferrolle Kim Phúcs, die mehr und mehr ins Zentrum gerückt wurde, eine deutliche Verstärkung. Gleichzeitig veränderte der neue Bildausschnitt die Perspektive auf die Täter. Das Foto konnte in der einen oder anderen Form sowohl von Kriegsgegnern als auch von denjenigen funktionalisiert werden, die für den weiteren Kriegseinsatz amerikanischer Truppen waren.⁶³

Paul erweitert diese Perspektive in einem neueren Sammelband mit 17 eigenen Aufsätzen, die überwiegend weitere ikonische Bilder des 20. und 21. Jahrhunderts untersuchen.⁶⁴ In seinen Analysen zeichnet er jeweils den aktiven Part dieser Bilder nach und zeigt, wie sie das Verständnis bestimmter Ereignisse und die öffentliche Diskussion darüber beeinflussten. Auf vier Ebenen klärt er erstens die Bedingungen und den Kontext der

59 1949 kam »Sands of Iwo Jima« mit John Wayne in die Kinos. Clint Eastwood verfilmte das Remake 2006 unter dem Titel »Flags of Our Fathers«, der sich explizit auf das berühmte Foto bezog.

60 Dülffer, Über-Helden, insb.: Abschnitte 3, 4 und 14.

61 Paul, Die Geschichte hinter dem Foto, Zitat: Abschnitt 5.

62 Susan Sontag, Das Leiden anderer betrachten, München 2003, S. 68, zit. nach: Paul, Die Geschichte hinter dem Foto, Abschnitt 10.

63 Paul, Die Geschichte hinter dem Foto, Abschnitt 9. Vgl. weitere Forschungen zur Kontextualisierung einzelner Bilder zu Ereignissen in: ders., Das Jahrhundert der Bilder. 1900 bis 1949, und ders., Das Jahrhundert der Bilder. 1949 bis heute.

64 Paul, BilderMACHT. Einige der hier versammelten Aufsätze sind nicht ganz neu, sondern bereits an anderer Stelle publiziert worden; für den Neuabdruck wurden sie erweitert, aktualisiert und ergänzt.

Bildentstehung, zweitens den Bezug zum eigentlichen dargestellten Ereignis, drittens die »Wirkungspotenziale« der visuellen Sprache des Bildes und viertens schließlich die Nutzung und den Gebrauch des Bildes. In seiner Untersuchung von visuellen Fortschrittsallegorien des beginnenden 20. Jahrhunderts argumentiert er, anhand der Abbildungen des Zeppelins »Hindenburg«, der *mushroom cloud*, dem D-Day und dem »Kapuzenmann« des Irakkriegs, um nur einige zu nennen, schlüssig für die These von der Eigenständigkeit und Wirkmächtigkeit von Bildern, die sowohl für historische als auch für aktuelle Ereignisse zutreffen.

Konrad Dussel hat sich in seiner jüngsten Monografie Pressebilder aus der Weimarer Zeit am Fallbeispiel Karlsruhe angesehen. Er untersucht hier lokale Tageszeitungen, überregionale illustrierte Zeitschriften und illustrierte Beilagen zu Zeitungen. In seiner Mikrostudie kann Dussel einige bildstrategische Tendenzen der Tagespresse herausarbeiten, die über den Karlsruher Fall hinaus Gültigkeit haben. Erwähnenswert sei hier eine Vorüberlegung, die die Untersuchung von »Schlag-« oder »Schlüsselbildern« prinzipiell infrage stellt. Dussel zufolge reicht es nicht aus, »wenige Bilder mit Sonderstatus herauszugreifen«, wenn man Aussagen über Sehgewohnheiten und Bildtraditionen einer bestimmten Zeit treffen will. Zwar können sich beide Perspektiven ergänzen, doch die Basis für die Untersuchung des Visuellen besteht in der Analyse der nicht zu Ikonen gewordenen Bilder. »Der Blick auf das Herausragende bedarf zwangsläufig der Kenntnis des Alltäglichen und Gewöhnlichen, der Normalität und ihrer Strukturen.«⁶⁵ Ergebnis seiner Studie ist unter anderem, dass die Printmedien der 1920er Jahre zunehmend Bildmaterial einsetzten, und zwar zur Ergänzung von Texten mit politischen Inhalten ebenso wie zur Vermittlung von unterhaltenden und im weitesten Sinne belehrenden Inhalten. Letztere nahmen vor allem durch den gestiegenen Bildeinsatz zu, was außerdem dazu führte, dass sich die bis dahin zu beobachtende Fixierung der Printmedien auf bestimmte Milieus langsam auflöste. Insgesamt, so stellt Dussel fest, ist der Wechsel von einer vorrangig literarischen zu einer vorrangig visuellen Medienkultur, die Verschiebung »vom Diskursiven zum Visuellen« nicht allein durch das Kino, sondern ebenso durch den Siegeszug der Illustrierten zu erklären.⁶⁶

Ib. Populäre Bilder von Orten

Bilder von Orten sind Legion. Sie informieren darüber, wie es an einem Ort zu einer bestimmten Zeit ausgesehen hat, und verknüpfen eine bestimmte Szenerie mit diesem. Für historische Fragestellungen kann dies bei einem realienkundlichen Zugang von Interesse sein. Darüber hinaus sind Bilder von Orten aber vor allem wichtige Quellen, wenn diese Orte mit bestimmten Ereignissen verknüpft sind oder wenn sie durch bestimmte Bildstrategien Bedeutungsüberschüsse produzieren. Diese können entweder, wie bei touristischen Werbebildern, absichtlich von den Bildproduzenten herbeigeführt werden oder sich während des Prozesses der wiederholten Veröffentlichung und Zitierung über einen längeren Zeitraum hinweg einstellen.

Lutz Philipp Günther analysiert in seiner Untersuchung der bildlichen Repräsentation von Städten Darstellungskonventionen über 500 Jahre hinweg.⁶⁷ Ihm zufolge wuchs durch den sich ausbildenden Massentourismus im 19. Jahrhundert ebenso wie durch die

65 Konrad Dussel, *Pressebilder der Weimarer Republik. Entgrenzung der Information* (Kommunikationsgeschichte, Bd. 29), LIT Verlag, Berlin/Münster etc. 2012, 414 S., geb., 39,90 €, Zitate: S. 12.

66 Ebd., S. 320 und 357.

67 Es handelt sich um seine beim Fachbereich Architektur und Stadtplanung eingereichte Dissertation. Lutz Philipp Günther, *Die bildhafte Repräsentation deutscher Städte. Von den Chroniken der Frühen Neuzeit zu den Websites der Gegenwart*, Köln 2009.

Entwicklung einiger Städte zu miteinander wetteifernden Zentren von Wirtschaft und Kultur der Bedarf an »kommunalen Visitenkarten« in Form von Zeichnungen, Stichen und Fotografien, welche auf Postkarten, Sammelbildern, Plakaten, in Stadt- und Reiseführern und illustrierten Zeitschriften veröffentlicht wurden. Günther zeigt, dass seit dem 19. Jahrhundert die Darstellung einzelner Gebäude, Brunnen, Denkmäler und Plätze über Gesamtansichten dominierte. Sakralbauten wurden abgebildet, wie sie zeitgenössische Passanten Tag für Tag sehen konnten: umrahmt von Profanbauten und eingerahmt von engen Gassen. Profanbauten wie Rathäuser als Zeichen politischer Macht oder Wirtschaftsgebäude, die auf die ökonomische Präsenz der Städte rekurrierten, nahmen in den populären Abbildungen zu. Besonders ihre wiederholte Visualisierung machte die Gebäude nach und nach zu Wahrzeichen der Städte, die einen werbetypischen Wiedererkennungseffekt und eine zweifelsfreie Zuordnung im Sinne eines Markenartikels garantieren sollten.⁶⁸

So wie die von Günther untersuchten Städteansichten konstruierte Bilder der »Heimat« waren, wurde auf den unterschiedlichsten Medien die »Fremde« visualisiert. Jens Jäger analysiert in mehreren Beiträgen vor dem Hintergrund von Heimatdarstellungen die Visualisierung der deutschen Kolonien um 1900.⁶⁹ Das »koloniale Wissen« und die »Wissensproduktion von und über Afrika« in Bezug auf Geografie, Anthropologie und Geschichte nahmen durch Motive auf Postkarten, Werbeblättchen, Sammelbildern, in Zeitschriften und schließlich durch die Fotografie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts enorm zu, sodass die Kolonialbilder zur Normalität wurden.⁷⁰ Jäger zeigt, wie ihre Ikonografie »einer Heimatästhetik« entsprach, indem sie das Bekannte herausstrichen und das Fremde, wenn auch nicht negierten, so doch minimierten. Bilder von kolonialen Orten folgten den gleichen Regeln und Strukturen, die auch für Bilder von deutschen Orten galten. Die visuelle Einhegung des Fremden war eine Voraussetzung für die »Aneignung der Kolonien [...] als Bestandteil des Mutterlandes«.⁷¹ Das Konzept der Heimat – hier folgt Jäger den Überlegungen von Celia Applegate und Alon Confino – fungierte als Bindeglied zwischen dem Lokalen und dem Nationalen, weshalb die Kolonien als »extensions of Heimat« der Nation einverleibt werden konnten.⁷² Auf den Bildern geschah dies durch eine Art Verschmelzung von bekannten und exotischen Bildelementen zu einem neuen Ganzen mit neuem Bedeutungsgehalt.

Die rassistische Konstruktion des »schwarzen Eingeborenen« als Negativfolie zur Vorstellung des »weißen Deutschen« und die Idee des »schwarzen Kontinents« als eines lee-

68 Ebd., S. 423f., 76 und 190.

69 Jens Jäger, Plätze an der Sonne? Europäische Visualisierungen kolonialer Realitäten um 1900, in: Claudia Kraft/Alf Lüdtke/Jürgen Martschukat (Hrsg.), Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen, Frankfurt am Main/New York 2010, S. 162–184; ders., Colony as Heimat? The Formation of Colonial Identity in Germany around 1900, in: German History 27, 2009, S. 467–489.

70 Vgl. zu Kolonialpostkarten mit Bezug auf China auch Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hrsg.), Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Ch. Links Verlag, Berlin 2007, 270 S., kart., 24,90 €. Zur Bedeutung der Landschaft in der »Heimat« und in den Kolonien in Werbeschriften zur Auswanderung nach Nordamerika vgl. Heiko Diekmann, Lockruf der Neuen Welt. Deutschsprachige Werbeschriften für die Auswanderung nach Nordamerika 1680 bis 1760, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, Göttingen 2005, 284 S., kart., 23,00 €.

71 Jäger, Plätze an der Sonne?, Zitate: S. 164, 169, 179 und 167.

72 Celia Applegate, A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat, Berkeley 1990; dies., Senses of Place, in: Helmut W. Smith (Hrsg.), The Oxford Handbook of Modern German History, Oxford 2011, S. 49–70; Alon Confino, The Nation as a Local Metaphor. Württemberg, Imperial Germany, and National Memory, 1871–1918, Chapel Hill, NC/London 1997; Jäger, Colony as Heimat?, Zitat: S. 487.

ren Raumes beschreibt David Ciarlo in seinem spannenden Beitrag zur visuellen Kultur des deutschen Kolonialismus im Kaiserreich.⁷³ Er untersucht hauptsächlich den Zeitraum von 1880 bis zum Ersten Weltkrieg, der politisch durch das deutsche Kolonialprojekt einerseits und wirtschaftlich und sozial durch die Ausbildung der Konsumgesellschaft und der Werbebranche andererseits gekennzeichnet war. Erstmals bezieht Ciarlo diese beiden Entwicklungsstränge aufeinander und benutzt dazu eine breite Palette visueller Quellen aus der Reklamewelt. Er beschreibt die Propaganda der imperialen Aktionisten des Kolonialprojekts, die mit ihrem Material insgesamt »more pedantic than popular«⁷⁴ blieben, während die sich neu positionierenden Reklamefachleute mit Blick auf Großbritannien und die USA den »Schwarzen« und den »schwarzen Kontinent« als visuelles Stereotyp entwickelten, dessen »exotische Verlockungen«⁷⁵ Massenprodukte verkaufen sollten. Diese Stereotype der Werbung, so Ciarlo, waren weitaus einflussreicher und langlebiger als die Bilder der politischen Kolonialpropaganda in Deutschland. Sie etablierten eine »hegemoniale Vision« von Afrika und trugen zum Überlegenheitsgefühl des weißen Mannes bei.⁷⁶ Vor dem Hintergrund des gemeinsamen Fremden schuf dieser Rassismus der Konsumgesellschaft auch einen Sinn für das Eigene, das Heimatliche. Im Unterschied zu Studien, die vor allem Textquellen heranziehen und die wachsenden Gegensätze und Spannungen der Gesellschaft des Kaiserreichs betonen, verweist Ciarlo aufgrund seiner Quellenbasis auf die integrativen Aspekte, die der rassistische Konsumismus hatte.⁷⁷

Orte der Fremde sind auch Thema des Geschichtsdidaktikers Christoph Hamann, wenn auch in anderem Sinne. Er zeigt, dass die Perspektive eines Fotos entscheidend für seine Interpretation sein kann. In seiner Dissertation analysiert er fünf Bilder, die er als »Schlüsselbilder« bezeichnet.⁷⁸ Eines davon ist die bekannte Fotografie des Lagertors von Auschwitz-Birkenau, aufgenommen vom polnischen Fotografen Stanislaw Mucha im Februar oder März 1945. Hamann diskutiert an diesem Beispiel verschiedene Probleme der Bildinterpretation, die sich speziell bei Fotografien von Orten einstellen. Mehrfach ist auf den suggestiven Bildaufbau und die besondere Linienführung des Fotos von Mucha hingewiesen worden: In der Horizontalen trennt das sich dunkel gegen den Himmel und den schneebedeckten Erdboden absetzende Eingangsgebäude das Innere des Lagers von der Außenwelt. Diagonal verlaufen drei Bahngleise vom Bildvordergrund bis in das Torgebäude hinein und verjüngen sich dabei bis zum Fluchtpunkt. Hamann zeigt, wie sich aus dieser Bildkomposition metaphorisch das Narrativ des Holocaust herauslesen lässt: Der Blick des Betrachters wandert unwillkürlich entlang der sich gegen das Eingangsgebäude verjüngenden Schienen, die mit dem über ganz Europa ausgebreiteten Bahnnetz, welches für die Deportationen nach Auschwitz genutzt wurde, assoziiert werden können. Mittelpunkt des Fotos und gleichzeitig Fluchtpunkt der Zentralperspektive ist die Tordurchfahrt. Hier endet der Blick. Was sich hinter dem Torgebäude befindet, bleibt verborgen. Das Tor erscheint als »existenzielle Trennungslinie« zwischen dem »Diesseits der Welt des Betrachters« und dem Jenseits, der Welt des Lagers, dem Unzeigbaren. Die Bildinterpretation scheint bestechend. Einziges Problem ist, wie Hamann zeigt, dass Mucha das Torgebäude vom Inneren des Lagers aus aufgenommen hat. Die Umkehr der Perspektive macht die suggestive Symbolik hinfällig. Die Unterscheidung von Innen und

73 David Ciarlo, *Advertising Empire. Race and Visual Culture in Imperial Germany* (Harvard Historical Studies, Bd. 171), Harvard University Press, Cambridge, MA/London 2011, 462 S., geb., 46,40 €.

74 Ebd., S. 23.

75 Ebd., S. 307.

76 Vgl. ebd., S. 304.

77 Vgl. ebd., S. 309.

78 Hamann, *Visual History und Geschichtsdidaktik*.

Außen, von Hier und Dort, von Nah und Fern, von Sichtbarem und Unsichtbarem liegt nicht in den Bildern selbst, sondern hängt von der Perspektive ab, die der Betrachter einnimmt, und von seiner schon im Voraus getroffenen Interpretation.⁷⁹

Bilder vom Holocaust aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern hat jüngst Jörn Glasenapp in seiner Studie der deutschen Nachkriegsfotografie untersucht.⁸⁰ Das erste seiner drei Kapitel bezieht sich auf die Zeit direkt nach 1945 und betrachtet Fotografien aus den befreiten Lagern auf der einen Seite und Bilder der deutschen »Trümmerlandschaften« auf der anderen.⁸¹ Beide Themenfelder sind mittlerweile gut untersucht. Während sich die meisten Studien auf entweder den einen oder den anderen Bereich konzentrieren, stellt Glasenapp nicht nur beide vor, sondern bezieht sie aufeinander.⁸² Erste Bilder der Gräueltaten erschienen im Oktober 1944 in »The Illustrated London News«, nachdem die Rote Armee das Lager Majdanek im Juli 1944 befreit hatte. Später folgten Fotografien aus den westlichen Lagern, in denen es im Unterschied zu Majdanek noch Überlebende gab. Viele der Berichterstatter gaben an, dass sich das von ihnen beobachtete Grauen nicht in Worte fassen ließe. Von dieser Krise der Sprache profitierte die Fotografie. Glasenapp markiert bei seiner Analyse der Fotos gemeinsame Merkmale und Bildstrategien, so beispielsweise die Darstellung der »Masse« in Hintergrund und Vordergrund als Verweis auf die schiere Quantität der Verbrechen.⁸³ Auf vielen Aufnahmen wurden alliierte Soldaten mit ins Bild gesetzt, die als auf das Verbrechen Zeigende die Beweiskraft der Fotos erhöhen sollten. Manche Fotos stellten Szenen aus dem Lager vor dem Zeitpunkt der Befreiung nach. Die »Zumutung der Masse« sowie die »Zumutung der Nähe« waren Mittel, um die Generalität der Gräueltaten in den Lagern zu visualisieren, nicht um ein bestimmtes Lager detailgetreu abzubilden.⁸⁴ Bekanntermaßen dienten die Bilder

79 Ebd., S. 92–105, Zitat: S. 96.

80 Jörn Glasenapp, *Die deutsche Nachkriegsfotografie. Eine Mentalitätsgeschichte in Bildern*, Wilhelm Fink Verlag, Paderborn/München 2008, 413 S., geb., 49,90 €.

81 In zwei weiteren Kapiteln betrachtet Glasenapp die »Fotografie im Wirtschaftswunder« der 1950er Jahre und das Spannungsverhältnis »zwischen Life-Fotografie und musealer Konsekraton« der 1960er Jahre.

82 Zu Bildern aus den befreiten Lagern vgl. *Brink*, *Ikonen der Vernichtung*; *Habbo Knoch*, *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001. Die Studien von Brink und Knoch sind mittlerweile zu Standardwerken avanciert und mehrfach besprochen worden, sodass sie hier nicht näher vorgestellt werden. Vgl. *Ulrich Hägele*, Rezension zu: *Cornelia Brink*, *Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945*, Berlin 1998, in: *H-Soz-u-Kult*, 5.7.2000, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=198>> [30.4.2013]; *Ulrich Baumgärtner*, Rezension zu: *Habbo Knoch*, *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001, in: *sehpunkte* 2, 15.6.2002, Nr. 6, URL: <<http://www.sehpunkte.de/2002/06/2988.html>> [14.12.2012]. Vgl. außerdem *Barbie Zelizer*, *Remembering to Forget. Holocaust Memory through the Camera's Eye*, Chicago 1998, und *Sven Kramer* (Hrsg.), *Die Shoah im Bild*, München 2003. Zur »Trümmerfotografie« vgl. *Jens Jäger*, 1945 – Die Trümmeridentität deutscher Städte, in: *Daniela Kneissl* (Hrsg.), *Fotografie als Quelle der Zeitgeschichte. Kategorien, Schauplätze, Akteure*, Martin Meidenbauer Verlag, München 2010, 152 S., kart., 27,90 €, S. 95–110; *Ludger Derenthal*, *Bilder der Trümmer- und Aufbaujahre. Fotografie im sich teilenden Deutschland*, Marburg 1999. Vgl. zum Bombenkrieg in der Folge der viel diskutierten Monografie von *Jörg Friedrich*, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, Berlin/München 2002 auch die Sammelrezensionen von *Jörg Arnold*, in: *H-Soz-u-Kult*, 28.6.2004, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2004-2-062>> [14.12.2012] und *Dietmar Stiß*, in: *sehpunkte* 4, 15.7.2004, Nr. 7/8, URL: <<http://www.sehpunkte.de/2004/07/6714.html>> [14.12.2012].

83 Vgl. *Glasenapp*, *Die deutsche Nachkriegsfotografie*, S. 55.

84 Erstes Zitat: ebd., S. 73; zweites Zitat: *Knoch*, *Die Tat als Bild*, S. 17, zit. nach: *Glasenapp*, *Die deutsche Nachkriegsfotografie*, S. 78.

aus den Lagern den Alliierten dazu, der Bevölkerung die in deutschem Namen verübten Verbrechen vor Augen zu führen. Wie Cornelia Brink schon 1998 ausführte, hatten diese Fotos allerdings nicht den gewünschten Erfolg. Die Deutschen waren zwar entsetzt über das, was sie auf den Fotos zu sehen bekamen, glaubten auch an die Echtheit und Richtigkeit der Bilder, konnten aber keine Verbindung zwischen den Gräueltaten und sich selbst herstellen.⁸⁵

Den Bildern vom Holocaust stellt Glasenapp Fotografien der zerstörten deutschen Städte gegenüber, die er ebenfalls sorgfältig analysiert. Seiner Einschätzung zufolge war es die Fotografie, die die »Zerstörung der deutschen Städte [...] zum festen Bestandteil nicht nur der deutschen Erinnerungskultur werden ließ.«⁸⁶ Sie half bei der Fokussierung der deutschen Gesellschaft in den 1950er Jahren auf den eigenen Opferstatus und leistete einen Beitrag zur »kollektiven Erinnerungsverweigerung und Ursachenverdrängung.«⁸⁷ Die anklagenden Fotos waren eine Retourkutsche gegen die Schuldvorwürfe der Alliierten und installierten eine »typische Abrechnungsfotografie.«⁸⁸ Damit wendet sich Glasenapp deutlich gegen Götz Großklaus, der behauptet, die Deutschen hätten die Trümmerbilder nicht in ein sinnhaftes Narrativ einbetten können, stattdessen wurden sie »in einem Akt der Selbstzensur« unterdrückt und ein Gedenken an die Opfer verhindert.⁸⁹ Ähnlich wie Glasenapp argumentiert auch Jäger, wenn er ausführt, dass die Trümmerbilder schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit den Weg in die Medien fanden und »im kollektiven Bewusstsein [...] auch und gerade durch die frühe Präsenz tief verwurzelt« sind.⁹⁰ Jäger weist auf den lokalen Charakter der Ruinenbilder hin, welcher der Idee der Nation als Träger des Zweiten Weltkriegs entgegengesetzt wird. Die abgebildete Zerstörung, die im Übrigen nur materielle Schäden festhielt, diente auch als Beweis für das Wunder des eigenen Überlebens wie nach einer schicksalhaften Naturkatastrophe, als die der Krieg in dieser Perspektive erschien. Auf diese Weise ließ sich auch der Opferstatus der deutschen Bevölkerung zementieren.

Zeitgleich mit der Studie Glasenapps ist in einer Neuauflage und als Taschenbuch die provokante Monografie der aus Deutschland stammenden und an der amerikanischen University of Southern California lehrenden Literaturwissenschaftlerin Dagmar Barnouw erschienen, die in eben diesem Jahr einem Schlaganfall erlag.⁹¹ Barnouws Buch hatte schon 1996 bei seiner Erstauflage für Diskussionen gesorgt. Sie stellt darin, ebenso wie Glasenapp, Holocaustbilder und Trümmerfotografien gegenüber. Anders als dieser versucht sie zu zeigen, dass erstere vor allem den moralischen Standpunkt der Alliierten visualisieren. Ihre Funktion war, den Deutschen ihre Kollektivschuld vorzuführen. Diese Bilder waren als Bilder der Sieger in der Öffentlichkeit präsent und etablierten bis in die 1950er Jahre hinein eine bestimmte »moralische Grammatik« und »Ethik des Sehens.«⁹² Das Leiden der deutschen Bevölkerung in der unmittelbaren Nachkriegszeit habe dagegen weder in großer Zahl Eingang in das zeitgenössische Bildkorpus gefunden noch sei es

85 Brink, *Ikonen der Vernichtung*, S. 82–94.

86 Glasenapp, *Die deutsche Nachkriegsfotografie*, S. 100f.

87 Ebd., S. 134.

88 Ebd., S. 133.

89 Götz Großklaus, *Das neue Gedächtnis der Bilder. Photographische ›Archive‹ und Formen der medialen Erinnerung*, in: *ders.*, *Medien-Bilder. Inszenierung der Sichtbarkeit*, Frankfurt am Main 2004, S. 88.

90 Jäger, *Die Trümmeridentität deutscher Städte*, Zitat: S. 97.

91 Dagmar Barnouw, *Germany 1945. Views of War and Violence*, Indiana University Press, Bloomington, IN 2008, XVIII + 255 S., kart., 24,95 \$ (dt. Ausgabe: *Ansichten von Deutschland (1945). Krieg und Gewalt in der zeitgenössischen Fotografie*, Basel/Frankfurt am Main 1997).

92 Siobhan Kattago, *Memory and Representation in Contemporary Europe. The Persistence of the Past*, Farnham/London etc. 2012, S. 53.

als Thema in der Historiografie erwünscht gewesen. Barnouw stellt die unbequeme Frage, ob die Deutschen auch als Opfer des Kriegs gesehen werden können, eine Frage, die sie bejaht. Sie spricht sich des Weiteren für eine Historisierung des Nationalsozialismus und des Holocaust im Sinne Martin Broszats aus.⁹³ Hier mag sich leicht der Verdacht des Revisionismus einstellen. Klaus Berghahn zeigt in seiner ausführlichen Besprechung des Buches überzeugend, dass dieser allerdings nur bedingt zutrifft.⁹⁴ Man mag ihm zustimmen, dass Barnouws Revisionismus nichts mit dem eines Ernst Nolte zu tun hat. Dennoch muss festgehalten werden, dass Barnouw auf dem Opferstatus der Deutschen beharrt und die Trümmerfotografie weder kontextualisiert noch als Kompensationsstrategie begreift.

Glaserapp dagegen lässt keinen Zweifel an seiner Einschätzung der Ruinenbilder aufkommen. Auf eine Diskussion der Kollektivschuldthese lässt er sich nicht ein, da es ihm nicht um eine grundsätzliche historisch-politische Interpretation des Holocaust und der Nachkriegszeit geht, sondern um die Funktion von Fotografien in diesem Zeitraum.⁹⁵ Aus dieser Perspektive widerspricht er dem verbreiteten Urteil der Forschung, nach dem sich die kalkulierte Distanz der Alliierten den Deutschen gegenüber in den Fotografien widerspiegeln.⁹⁶ Die Fotos selbst, so Glaserapp, lassen diesen Schluss nicht zu, denn als Fotos sind sie weitgehend bedeutungslos. Dies zeigen besonders die fotografischen Porträts der deutschen Bevölkerung als Täter, in deren Gesichtern sich eben nicht das Böse zweifelsfrei identifizieren lässt.

Janina Struk, die sowohl als Fotografin und als Dozentin arbeitet, hat sich im Unterschied zu Barnouw, Glaserapp, Brink und Knoch Holocaustbilder nicht aus deutschen, sondern aus amerikanischen, kanadischen, britischen, polnischen, ukrainischen und israelischen Archiven angesehen und deren Verwendung in diesen Staaten auch nach dem Krieg untersucht.⁹⁷ Hier beschreibt sie, wie die Fotografien dem jeweils geltenden politisch-historischen Narrativ unter dem Vorzeichen des Kalten Kriegs in Ost und West untergeordnet wurden. Auch sie betont wie Glaserapp, dass sich die Bedeutung von Fotos durch ihre Funktion und den Kontext, in den sie gestellt werden, ergibt. Anhand von Fotografien aus dem Warschauer Ghetto stellt sie Bilder, die von im Ghetto gefangen gehaltenen Juden gemacht wurden, solchen von deutschen Soldaten gegenüber. Letztere fotografierten diesen Ort wie auf einer Baedeker-Reise, von der sie fotografische Trophäen sammelten.⁹⁸ Diese wurden auch nach 1945 durchaus von den Medien benutzt, um den Holocaust und seine Orte zu >illustrieren<, ohne die Entstehungsbedingungen dieser Täterbilder zu diskutieren.⁹⁹

93 *Barnouw*, *Germany 1945*, S. 212.

94 *Klaus L. Berghahn*, *German Misery – 1945. A Revision*, in: *Monatshefte* 91, 1999, S. 414–423, hier: S. 420. Vgl. URL: <<http://www.jstor.org/discover/10.2307/30159649?uid=3737864&uid=2&uid=4&sid=21102114119421>> [30.4.2013].

95 Ohne die Frage der Kollektivschuldthese umfassend behandeln zu können, sei an dieser Stelle nur darauf hingewiesen, dass Norbert Frei zeitgleich zum Erscheinen der deutschen Ausgabe der Monografie von Barnouw überzeugend gezeigt hat, dass von einem Kollektivschuldvorwurf der Alliierten in politisch-institutionellem Sinne nicht die Rede sein kann, ohne dass er auf das von Glaserapp und Barnouw ausgewertete Fotomaterial eingeht, während Aleida Assmann den entgegengesetzten Standpunkt vertritt. *Norbert Frei*, *Von deutscher Erfindungskraft oder: Die Kollektivschuldthese in der Nachkriegszeit*, in: *Rechtshistorisches Journal* 16, 1997, S. 621–634; *Aleida Assmann*, *Ein deutsches Trauma? Die Kollektivschuldthese zwischen Erinnern und Vergessen*, in: *Merkur* 53, 1999, S. 1142–1154.

96 Vgl. *Glaserapp*, *Die deutsche Nachkriegsfotografie*, S. 90.

97 *Janina Struk*, *Photographing the Holocaust. Interpretation of the Evidence*, London/New York etc. 2004.

98 Vgl. ebd., S. 63.

99 Vgl. hierzu den Artikel von Daniel Magilow, der die Fotografien von Heinrich Jöst, einem deutschen Wehrmachtsoffizier, untersucht, die dieser 1941 im Warschauer Ghetto machte. Der

Ic. Populäre Bilder von wissenschaftlichen und technologischen Erkenntnissen

Es ist nicht überraschend, dass sich während des 19. Jahrhunderts, das auch als Jahrhundert der Wissenschaft bezeichnet wird, die Visualisierung von wissenschaftlichen und technologischen Erkenntnissen, Erfindungen und Entdeckungen wachsender Beliebtheit erfreute. Wenn auch, wie Malcolm Jones zeigt, schon in der Frühzeit der Druckgrafik im 16. und 17. Jahrhundert Bilder über wissenschaftliche Erkenntnisse Eingang in das Alltagsleben der Menschen fanden, erreichten diese im 19. Jahrhundert ein immer größer werdendes Publikum.¹⁰⁰ Sie strukturierten nicht nur das allgemeine Wissen über diese Erkenntnisse, sondern auch seine Einschätzung und Bewertung im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne.

Martina Lauster untersucht »Skizzen« in britischen, französischen und deutschen Zeitschriften zwischen 1830 und 1850, die unter anderem enzyklopädisches Wissen und Erkenntnisse aus Zoologie und Physiologie thematisierten. Sie zeigt, dass die Zeichnungen und die sie begleitenden kurzen Erzählungen einen wichtigen Beitrag zum Aufbau eines Netzes von populärem Wissen über die Welt leisteten. Dazu benutzt sie textanalytische und zeichentheoretische Methoden. Bemerkenswert an ihrer Herangehensweise ist aber vor allem, dass sie die Skizzen als Paradebeispiel einer Bildgattung sieht, die in einer Zeit, in der »Sehen und Wissen« eng miteinander verknüpft waren, als Verbindungsstück zwischen »dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, zwischen Beobachtung und Abstraktion, Unterhaltung und Belehrung, populärer Kultur und Wissenschaft, Journalismus und Kunst« fungierten. Sie konnten auf diese Weise für die Leserschaft ein kognitives Instrument in einer »visuell-kognitiven Kultur« werden.¹⁰¹

Dass nicht nur vermeintlich authentische Illustrationen wie die Zeichnungen in »The Illustrated London News« über die Welt und neues Wissen informierten, sondern auch Karikaturen und Witzzeichnungen diese Funktion haben konnten, zeigt Richard Noakes am Beispiel von Abbildungen aus dem »Punch«, die wissenschaftliche, technologische oder medizinische Themen aufgriffen.¹⁰² Der »Punch« war ein nach dem Vorbild des französi-

Stern-Reporter Günther Schwarberg entdeckte diese Bilder in den 1980er Jahren, übergab sie zunächst an Yad Vashem, das eine Ausstellung initiierte, und veröffentlichte sie 2001 schließlich. *Daniel H. Magilow*, The Interpreter's Dilemma. Heinrich Jöst's Warsaw Ghetto Photographs, in: *David Bathrick/Brad Prager/Michael D. Richardson* (Hrsg.), *Visualizing the Holocaust. Documents, Aesthetics, Memory* (Screen Cultures. German Film and the Visual), Camden House, Rochester, NY 2008, VI + 336 S., geb., 55,00 £, S. 38–61. Vgl. zum Problem des Umgangs mit »Täterbildern« im gleichen Band: *Brad Prager*, On the Liberation of Perpetrator Photographs in Holocaust Narratives, in: *Bathrick/Prager/Richardson*, *Visualizing the Holocaust*, S. 19–37.

100 *Malcolm Jones*, *The Print in Early Modern England. An Historical Oversight*, New Haven, CT/London 2010. Jones beschreibt, wie Bilder über wissenschaftliche Erkenntnisse und Entdeckungen nicht nur auf Papier gedruckt, sondern auch auf die verschiedensten Gegenstände wie Schnupftabakdosen, Spielkarten und Geschirr appliziert wurden. Er gliedert seine Untersuchung englischer Grafiken in vier Teile, die nach jeweils verschiedenen Ordnungsvorstellungen gruppiert sind, welche er auf den Bildern identifiziert hat. Im ersten Abschnitt fasst er Drucke zusammen, die das Wissen der Welt kategorisieren und darstellen, zum Beispiel geografische Erkenntnisse. In den drei folgenden Teilen geht es um Bilder politischer, moralischer und sozialer Ordnung.

101 *Martina Lauster*, *Sketches of the Nineteenth Century. European Journalism and its Physiologies, 1830–50*, Palgrave Macmillan, Basingstoke/New York 2007, 384 S., geb., 69,00 £, Zitate: S. 1.

102 *Richard Noakes*, *Punch and Comic Journalism in Mid-Victorian Punch*, in: *Geoffrey Cantor/Gowan Dawson/Graeme Gooday* u. a. (Hrsg.), *Science in the Nineteenth-Century Periodical. Reading the Magazine of Nature*, Cambridge/New York etc. 2004, S. 91–122.

schen Magazins »Le Charivari« konzipiertes Satireblatt, das sich um 1850 herum zu einer britischen Institution auf dem Printmarkt entwickelt hatte. In Text und Bild kommentierte und berichtete es über die wichtigsten politischen und sozialen Entwicklungen. Wie Noakes ausführt, gehörten aber auch wissenschaftliche Themen zu seinem Repertoire. Meist wurden hier Bereiche von Wissenschaft und Technik angesprochen, die etwas mit dem Leben der Leser zu tun hatten, anschaulich dargestellt oder als Sensationsgeschichte aufgemacht werden konnten. Die Abbildungen hatten nicht nur unterhaltende Funktion, sondern wollten informieren und manchmal auch provozieren. Noakes zeigt, wie die visuellen Metaphern ein Spannungsverhältnis aufbauten, das sich zwischen einer zum Teil auch national gefärbten Bewunderung für Wissenschaften und Wissenschaftler und dem Gefühl der Bedrohung durch eine vom Laien nicht mehr einzuschätzende Technologie hin und her bewegte. Damit identifiziert Noakes einen wichtigen Aspekt der Einbettung von Wissenschaft, Technologie und Erfindungen in politische, soziale und kulturelle Diskurse im viktorianischen Großbritannien. Karikaturen benutzt auch Janet Browne, um der Frage nachzugehen, wie die Evolutionslehre Darwins populärwissenschaftlich vermittelt wurde. Sie argumentiert, dass die Karikaturen keine bloßen Illustrationen waren, die für Witz und Unterhaltung sorgen sollten, sondern »actual shapers – maybe even realizers – of nineteenth century popular thought«.¹⁰³

Welche Macht Karikaturen und Bildwitze auf populäre Auffassungen von Welt und Gesellschaft haben konnten, zeigt Michaela Haibl überzeugend in ihrer Untersuchung von antisemitischen Illustrationen des späten 19. Jahrhunderts. Sie arbeitet heraus, dass die anfangs zahlreichen verschiedenen »Judentypen« auf Bilderbögen und in illustrierten Zeitschriften zunächst auf zwei zusammenschmolzen: den armen, heruntergekommenen Ostjuden und den parvenühaften, neureichen Bankier. Doch selbst diese zwei kontrapunktischen Charaktere fielen von ungefähr 1875 an zu einem visuellen Typus zusammen, der von nun an die bildlichen Darstellungen dominierte. Die Zuspitzung auf ein allgemeingültiges Stereotyp ließ Haibl zufolge die Juden in dieser Visualisierung des modernen Antisemitismus schließlich auch als Rasse erkennbar werden.¹⁰⁴ Karikaturen haben nicht nur im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle bei der visuellen Weltaneignung gespielt. Priska Jones hat Karikaturen, die Europa thematisierten, in deutschen und britischen Zeitungen zwischen 1918 und 1996 ausgewertet und verglichen. In ihrer mentalitätsgeschichtlichen Studie geht sie davon aus, dass Karikaturen sowohl Indikatoren als auch Faktoren für historische Prozesse sein können, dass sie also einerseits Rückschlüsse auf bestimmte Mentalitäten zulassen, die sie repräsentieren, aber auch prägenden Einfluss

103 Janet Browne, Darwin in Caricature. A Study in the Popularisation and Dissemination of Evolution, in: Proceedings of the American Philosophical Society 145, 2005, S. 469–509, Zitat: S. 509. Vgl. zur Karikatur der Großstadt: Mark Bills, The Art of Satire. London in Caricature, Philip Wilson Publishers London 2006, 228 S., geb., 35,00 £. Vgl. zu britischen und französischen Karikaturen im Vergleich: Wolfgang Cilleßen/Rolf Reichardt/Christian Deuling (Hrsg.), Napoleons neue Kleider. Pariser und Londoner Karikaturen im klassischen Weimar, G + H Verlag, Berlin 2006, 280 S., geb., 48,00 €; vgl. zu Karikaturen des 19. Jahrhunderts aus Deutschland Alexandra Böhm, »Abbildungen des wirklichen Lebens« oder »Hirngebirgen«? Kontinuität und Wandel der Karikatur in Aufklärung und Vormärz, in: Wolfgang Bunzel/Norbert O. Eke/Florian Vaßen (Hrsg.), Der nahe Spiegel. Vormärz und Aufklärung, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2008, 390 S., geb., 50,00 €, S. 241–264.

104 Michaela Haibl, Zerrbild als Stereotyp. Visuelle Darstellungen von Juden zwischen 1850 und 1900, Berlin 2000. Für eine spätere Periode vgl. Julia Schäfer, Vermessen – gezeichnet – verlacht. Judenbilder in populären Zeitschriften 1918–1933, Frankfurt am Main 2005. Für antisemitische Karikaturen auf Bilderbogen vgl. Thomas Gräfe, Antisemitismus in Gesellschaft und Karikatur des Kaiserreichs. Glöß' Politische Bilderbogen 1892–1901, Books on Demand, Norderstedt 2005, 189 S., kart., 12,50 €.

auf diese haben können. Jones zeigt, dass das Konzept eines abendländischen Europas mit einem gemeinsamen kulturellen Fundament als Idee einzelner elitärer Kreise keine Entsprechung in den Karikaturen fand. Hier dominierte eine Sichtweise, die Europa vor allem als Institution begriff.¹⁰⁵

Die Visualisierungsstrategien, die Richard Noakes auf »Punch«-Karikaturen von technischen und wissenschaftlichen Erkenntnissen identifiziert, gleichen denen, die David Gugerli auf Illustrationen und Plakaten zum Thema Elektrizität und Henning Schweer auf Sammelbildern der Liebig Company und der Stollwerck AG gefunden haben.¹⁰⁶ Beide beziehen sich – unabhängig voneinander – unter anderem auf allegorische Darstellungen neuer Technologien wie der Elektrizität. Sie versuchen herauszufinden, welche Einschätzung dieser modernen Erfindungen die Visualisierungen jeweils suggerieren und inwiefern diese handlungsanweisend für ein zeitgenössisches Publikum sein konnten. Für Gugerli etablierten sie eine besondere Absicherungsstrategie »gegen die Unübersichtlichkeit technischen Wandels und gegen die spezifischen Verunsicherungen der Moderne«, indem sie mit den allegorischen Darstellungen, auf eingetübte Sehgewohnheiten rekurrierend, eine Bildtradition schlicht erfanden. In der Visualisierung der Elektrizität als »Lichtgöttin« manifestierte sich die »Janusköpfigkeit« dieser Erfindung beziehungsweise das Spannungsverhältnis zwischen Moderne und Mythologie. Der visuelle und nicht-visuelle Fortschrittsdiskurs bediente sich freudig bei beiden jeweils zu seinem Vorteil.¹⁰⁷ Schweer, der Sammelbilder als Indikator und als Teil des gesellschaftlichen Diskurses über Wissen, Wissenschaft und wissenschaftliche Erkenntnisse heranzieht, untersucht visuelle Popularisierungsstrategien und fragt dabei insbesondere nach der »Verschmelzung von Information und Unterhaltung«. Er weist hier auch auf Ähnlichkeiten zu Bildstrategien aus der sich entwickelnden Werbebranche hin. Darüber hinaus kann er zeigen, dass die Bilder schwerpunktmäßig technische Errungenschaften und Erkenntnisse aus der Biologie visualisieren, also Bereiche, die eine größere Nähe zum Leben der Betrachter der Bilder aufwiesen als abstraktere Wissenschaften. Die Sammelbilder mit Motiven aus Zoologie und Botanik knüpften einerseits an das Alltagswissen der Zeitgenossen an, zeigten andererseits Exotisches und völlig Unbekanntes. Indem Abbildungen beider Arten in

105 *Priska Jones*, Europa in der Karikatur. Deutsche und britische Darstellungen im 20. Jahrhundert (Eigene und fremde Welten. Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel, Bd. 15), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2009, 322 S., kart., 37,90 €. Aus politikwissenschaftlicher Perspektive zum Thema Europa in populären Bildern vgl. *Petra Bernhardt/Leila Hadj-Abdou/Karin Liebhart* u. a. (Hrsg.), Europäische Bildpolitiken. Politische Bildanalyse an Beispielen der EU-Politik, facultas.wuv, Wien 2009, 184 S., kart., 18,90 €. Vgl. Zum Europabild auch: *Michael Wintle* (Hrsg.), *Imagining Europe. Europe and European Civilisation as Seen from its Margins and by the Rest of the World, in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, Peter Lang Verlag, Brüssel 2008, 245 S., kart., 36,30 €, und, allerdings mit nur wenigen Verweisen auf Visualisierungen, *Willibald Steinmetz* (Hrsg.), »Politik«. Situationen eines Wortgebrauchs im Europa der Neuzeit (Historische Politikforschung, Bd. 14), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2007, 512 S., kart., 49,90 €. Zum Deutschlandbild in der niederländischen Karikatur vgl. den Ausstellungsband: *Koos Van Weringh*, Ständig auf der Lauer. Das Deutschlandbild in der niederländischen Karikatur 1871–2005, Edition Braus, Heidelberg 2005, 159 S., geb., 29,90 €.

106 *David Gugerli*, Modernität-Elektrotechnik-Fortschritt. Zur soziotechnischen Semantik moderner Erwartungshorizonte in der Schweiz, in: *Klaus Plitzner* (Hrsg.), *Elektrizität in der Geistesgeschichte*, Stuttgart 1998, S. 51–63; *Henning Schweer*, Popularisierung und Zirkulation von Wissen, Wissenschaft und Technik in visuellen Massenmedien. Eine grundlegende historische Studie am Beispiel der Sammelbilder der Liebig Company und der Stollwerck AG, Diss., Hamburg 2010, vgl. <http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2010/4634/pdf/Schweer_Dissertation.pdf> [30.4.2013]

107 *Gugerli*, Modernität-Elektrotechnik-Fortschritt, Zitate: S. 57ff.

gemeinsamen Serien erschienen, wurde eine Verbindung zwischen ihnen geschaffen und das Fremde eingeeht.¹⁰⁸

II. WISSENSCHAFTSBILDER

Die Aneignung von Wissen, die Bedingungen und Praxen dieses Prozesses sind Themen, die traditionell in den Bereich der Technik- und Wissenschaftsgeschichte fallen. Im Unterschied zu anderen Disziplinen wurden diese schon etwa zehn Jahre vor dem *iconic turn* auf Bilder und Visualisierungen aufmerksam, allerdings in einem anderen Kontext. Die Hinwendung zum Bild war eine Folge des *practical turn* der Wissenschaftsgeschichte und -soziologie und einer damit einhergehenden Konzentration auf die »Praxis der Wissensproduktion«, zu der Bilder notwendig dazugehören.¹⁰⁹ Martina Heßler hat in diesem Zusammenhang betont, dass wissenschaftliche Visualisierungen immer schon mehr als reine Illustrationen waren und ein Wissen hervorgebracht haben, das »ohne visuelle Verfahren nicht zustande« gekommen wäre.¹¹⁰ Auch Peter Weingart und Bernd Hüppauf argumentieren, dass Visualisierungen »ein integrales Element im Prozess der Wissensproduktion« darstellen.¹¹¹ Bettina Heintz und Jörg Huber haben für die über die Jahrhunderte zunehmende Bedeutung des visuellen Bereichs in den Wissenschaften den viel zitierten Begriff der »Piktoralisierung der Naturwissenschaften« geprägt.¹¹²

Man könnte nun wissenschaftliche Bilder vorschnell als einen abgelegenen Randbereich visuellen Materials abtun, der nur für bestimmte Sektionen der Geschichtswissenschaft von Interesse ist. Dagegen spricht dreierlei. Erstens: Wie die Kunsthistorikerin Gabriele Werner, die zusammen mit ihrem Fachkollegen Horst Bredekamp die renommierte Zeitschrift »Bildwelten des Wissens« herausgibt, richtig annimmt, »stehen naturwissenschaftliche Bilder beispielhaft für eine Diskussion darüber, wie sich Wissen im Bild zeigt, von welcher Art das gezeigte Wissen ist und wodurch es als solches gesehen werden kann«. ¹¹³ Exemplarisch, so die Argumentation der Technik- und Wissenschaftsgeschichte, kann ihre Untersuchung Hinweise darauf geben, wie sich Erkenntnis allgemein visualisieren lässt und welche verschiedenen Strategien man zu verschiedenen Zeiten verfolgt hat.

108 *Schweer*, Popularisierung und Zirkulation von Wissen, S. 6, 241 und 238.

109 *Monika Dommann*, Vom Bild zum Wissen. Eine Bestandsaufnahme wissenschaftshistorischer Bildforschung, in: *Gesnerus* 61, 2004, S. 77–89, Zitat: S. 78. Diese Hinwendung zum Bild in der Wissenschaftsforschung der 1980er Jahre ist eng mit den Arbeiten Bruno Latours und seinem Begriff der »Inskriptionen« verknüpft: *Bruno Latour*, Visualization and Cognition. Thinking with Eyes and Hands, in: *Knowledge and Society. Studies in the Sociology of Culture Past and Present* 6, 1986, S. 1–40, hier: S. 3.

110 *Martina Heßler* (Hrsg.), Konstruierte Sichtbarkeiten. Wissenschafts- und Technikbilder seit der Frühen Neuzeit, München 2006; *Bernd Hüppauf/Peter Weingart* (Hrsg.), *Science Images and Popular Images of the Sciences*, Routledge, London/New York 2012, 346 S., geb., 95,00 £, S. 12.

111 *Bernd Hüppauf/Peter Weingart*, Wissenschaftsbilder – Bilder der Wissenschaft, in: *dies.* (Hrsg.), *Frosch und Frankenstein. Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft*, Bielefeld 2009, S. 11–43, hier: S. 21 (überarbeitete Übersetzung von *Bernd Hüppauf/Peter Weingart*, *Images in and of Science*, in: *dies.*, *Science Images*).

112 *Bettina Heintz/Jörg Huber*, Der verführerische Blick. Formen und Folgen wissenschaftlicher Visualisierungsstrategien, in: *dies.* (Hrsg.), *Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten*, Wien/New York 2001, S. 9–37, hier: S. 9.

113 *Gabriele Werner*, Bilddiskurse. Kritische Überlegungen zur Frage, ob es eine allgemeine Bildtheorie des naturwissenschaftlichen Bildes geben kann, in: *Horst Bredekamp/Birgit Schneider/Vera Dünkel* (Hrsg.), *Das technische Bild. Kompendium zu einer Stilgeschichte wissenschaftlicher Bilder*, Berlin 2008, S. 30–35, hier: S. 32.

Zweitens lässt sich feststellen, dass seit etwa der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts wissenschaftliche Bilder eine neue Qualität erhielten und sich in zwei Gruppen ausdifferenzierten; einerseits die von Wissenschaftlern explizit für Wissenschaftler hergestellten Bilder, andererseits solche, die sich an ein breites, nichtwissenschaftliches Publikum richteten. Letztere erfreuten sich immer größerer Beliebtheit. Diese Bilder wurden jedoch nicht, wie lange angenommen, im akademischen Elfenbeinturm fern aller gesellschaftlichen Einflüsse von neutralen Wissenschaftlern hergestellt, von einer kleinen Gruppe sogenannter Popularisierer ausgewählt und veröffentlicht und so einem passiven öffentlichen Publikum präsentiert. Entgegen diesem »methodisch fragwürdige[n], diffusionistische[n] Modell«¹¹⁴ wird heute angenommen, dass die Kommunikationsbeziehung zwischen diesen drei Akteursgruppen sehr viel komplizierter war und diese sich durchaus gegenseitig beeinflussten.¹¹⁵ Wissenschaftliche Bilder, ihre Herstellung und Rezeption, unterlagen wie andere Bilder auch allgemeinen Sehgewohnheiten und Bildtraditionen und waren eingewoben in außerwissenschaftliche Diskurse, welche sie deshalb auch visuell repräsentierten und reproduzierten. Ähnlich wie eine »Bilderbibel« machten die in der Öffentlichkeit beliebten Wissenschaftsbilder die »wissenschaftliche Einstellung zur Welt« hinter den Erfindungen und Entdeckungen sichtbar.¹¹⁶ Philipp Sarasin hat darauf hingewiesen, dass in den populärwissenschaftlichen Medien die »diskursiven Formen gespeichert« sind, »mit denen sich ›die Leute‹ seither über die Welt verständigen«.¹¹⁷

Drittens wirkten wissenschaftliche Bilder darüber hinaus aktiv und prägend auf diese Sehgewohnheiten, Bildtraditionen und öffentlichen Diskurse ein. Die neuen Bildtechniken des 19. Jahrhunderts, allen voran die Fotografie, zusammen mit Reproduktionstechniken, die die Veröffentlichung von Bildern erleichterten, führten zu einer bis dahin nicht gekannten Bebilderung der Medien. Wissenschaftliche Bilder hatten an der viel zitierten Bilderflut des ausgehenden 19. Jahrhunderts maßgeblichen Anteil, welcher der aufkommenden Begeisterung für die Naturwissenschaften geschuldet war. Das Stichwort, unter dem wissenschaftliche Bilder hier ihre Bedeutung entfalteten, ist das der Popularisierung von Wissenschaft.¹¹⁸ Sybilla Nikolow und Lars Bluma haben auf den engen Zusammenhang zwischen Wissens- beziehungsweise Wissenschaftspopularisierung und Visualisierung hingewiesen.¹¹⁹ In einem Vergleich zwischen Deutschland und Großbritannien ar-

114 *Andreas W. Daum*, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit*, München 2002, S. 27.

115 *Richard Whitley*, *Knowledge Producers and Knowledge Acquirers. Popularisation as a Relation between Scientific Fields and Their Publics*, in: *ders./Terry Shinn* (Hrsg.), *Expository Science. Forms and Functions of Popularisation*, Dordrecht/Boston etc. 1985, S. 3–28.

116 *Hüppauf/Weingart*, *Frosch und Frankenstein*, S. 19. Hüppauf und Weingart verfolgen in ihrem Band die These, dass Wissenschaftsbilder maßgeblich das Bild der Wissenschaften und der Wissenschaftler selbst bestimmten. Vgl. ebd., S. 12. Als Beispiel hierfür führen sie den Beitrag Colin Milburns in ihrem Band an, der zeigt, wie die visuelle Berichterstattung über den Jack-the-Ripper-Fall dazu führte, dass das Bild des sezierenden Mediziners in die Nähe der Darstellung eines Metzgers rückte. *Colin Milburn*, *Wissenschaft aus der Hölle. Jack the Ripper und die viktorianische Vivisektion*, in: ebd., S. 165–204.

117 *Philipp Sarasin*, *Arbeit, Sprache – Alltag. Wozu noch »Alltagsgeschichte«?*, in: *WerkstattGeschichte* 15, 1996, S. 72–85, Zitat: S. 81. Karin Knorr Cetina hat diese Sichtweise begrifflich noch weitergeführt und den Ausdruck der »Viskurse« geprägt. *Karin Knorr Cetina*, »Viskurse der Physik«. Wie visuelle Darstellungen ein Wissenschaftsgebiet ordnen, in: *Jörg Huber/Martin Heller* (Hrsg.), *Konstruktionen Sichtbarkeiten*, Wien/New York 1999, S. 245–261.

118 Allgemein zur Popularisierung von Wissenschaft vgl. *Daum*, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert*. Daum untersucht in seiner zuerst 1995 erschienenen Studie vor allem die Akteure der Popularisierung, während ihn die Medien weniger interessieren.

119 *Sybilla Nikolow/Lars Bluma*, *Bilder zwischen Öffentlichkeit und wissenschaftlicher Praxis. Neue Perspektiven für die Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik*, in: *Inter-*

beitet Angela Schwarz den engen Zusammenhang zwischen Wissensvermittlung und gesellschaftlichem Wandel heraus. Ihrer Auffassung nach leistete die Wissenschaftspopularisierung »einen entscheidenden Beitrag in dem Prozess, der die Verwissenschaftlichung und Technisierung der Gesellschaft initiierte beziehungsweise vorantrieb«.¹²⁰

Die Technik- und Wissenschaftsgeschichte hat bisher keine allgemeine Bildtheorie des naturwissenschaftlichen Bildes entwickelt.¹²¹ Das nimmt nicht weiter wunder, stehen doch andere Fachrichtungen mit den von ihnen untersuchten Bildern vor ähnlichen Problemen. Für Martina Heßler sind Wissenschaftsbilder keine Abbilder, sondern Zeichen, die etwas zeigen, was »sie dabei überhaupt erst herstellen«, und die durch ihre Darstellungsform das Wissen, das sie transportieren, formen und verändern.¹²² Manche Forscher wie der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger ziehen es vor, ganz auf die Rede vom Bild zu verzichten und von »Sichtbarmachungen« zu sprechen.¹²³ Eine vorsichtige begriffliche Annäherung unternimmt Gabriele Werner, wenn sie den Anspruch von Wissenschaftsbildern als einen Verweis auf eine »Naturerkenntnis oder Naturbeobachtung« beschreibt.¹²⁴ Sie nimmt dabei eine Zweiteilung von »Bildern der Natur« und »Bildern der Theorie« vor, die in der Wissenschafts- und Technikgeschichte üblich geworden ist.¹²⁵

Wie sich Wissenschaftsbilder historiografisch verändert haben und welche grundlegenden Bildstrategien für den gesamten visuellen Bereich sie seit dem 18. Jahrhundert etablierten, haben Peter Galison und Lorraine Daston in mehreren Veröffentlichungen verfolgt.¹²⁶ Danach trennten sich Bilder der Natur und der naturwissenschaftlichen Theorie im Verlauf des 18. Jahrhunderts. Bis zur Einführung der Fotografie waren es Zeichnungen, Stiche, Holzschnitte oder Ätzungen von Künstlern, die zwei Dinge gleichzeitig

nationale Zeitschrift für Geschichte und Ethik der Naturwissenschaften, Technik und Medizin 10, 2002, S. 201–208.

120 Angela Schwarz, *Bilden, überzeugen, unterhalten. Wissenschaftspopularisierung und Wissenskultur im 19. Jahrhundert*, in: Carsten Kretschmann (Hrsg.), *Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel*, Berlin 2003, S. 221–234, Zitat: S. 222.

121 Werner, *Bilddiskurse*, S. 30.

122 Heßler, *Konstruierte Sichtbarkeiten*, S. 34 und 22.

123 Hans-Jörg Rheinberger, *Objekt und Repräsentation*, in: Heintz/Huber, *Mit dem Auge denken*, S. 55–61. Rheinberger weitet den Bildbegriff aus und versteht auch Objekte wie Präparate als »Bilder ihrer selbst«. Hans-Jörg Rheinberger, *Präparate – >Bilder< ihrer selbst. Eine bildtheoretische Glosse*, in: Horst Bredekamp/Matthias Bruhn/Gabriele Werner (Hrsg.), *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik*, Bd. 1.2: *Oberflächen der Theorie*, Berlin 2003, S. 9–19, hier: S. 10. Vgl. URL: <<http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de/bildwelten/band1-2>> [30.4.2013]. Diese Ausweitung des Bildverständnisses ist gelinde gesagt eine Herausforderung für die Bildtheorie, wie sie bis heute diskutiert wird, denn diese geht – und dies trifft auch für ganz entgegengesetzte Auffassungen vom Bild in der Zeichentheorie und der Phänomenologie zu – grundsätzlich von einer Dualität des Bildes aus, bei der sich Inhalt und Medium, *picture* und *image*, Zeichen und Bezeichnetes, gegenüberstehen, und nach der ein Bild eben gerade nicht das ist, was es abbildet. Vgl. dazu die Replik von Johannes Grave, *Selbst-Darstellung. Das Präparat als Bild*, in: *kritische berichte* 37, 2009, H. 4, S. 25–34.

124 Werner, *Bilddiskurse*, Zitat: S. 30.

125 Hüppauf/Weingart, *Frosch und Frankenstein*, S. 18. Dieter Mersch unterscheidet in ähnlicher Weise zwischen Medien der »Zeugenschaft« und »Tableaus auf der Grundlage von Daten«. Dieter Mersch, *Visuelle Argumente. Zur Rolle von Bildern in den Naturwissenschaften*, in: Maasen/Mayerhauser/Rengli, *Bilder als Diskurse*, S. 95–116, hier: S. 96.

126 Ohne den Verweis auf den viel gelesenen und noch häufiger zitierten Aufsatz von Lorraine Daston und Peter Galison kommt heute keine Studie über Wissenschaftsbilder mehr aus: Lorraine Daston/Peter Galison, *The Image of Objectivity*, in: *Representations* 40, 1992, S. 81–128; Peter Galison, *Judgment against Objectivity*, in: *ders./Caroline A. Jones* (Hrsg.), *Picturing Science, Producing Art*, London/New York 1998, S. 327–359.

verfolgten: Sie stellten die Essenz der in der Natur auffindbaren Objekte mit den ästhetischen Mitteln ihrer Zeit dar. Dazu mussten sie das Genie besitzen, das metaphysische Wesen der Dinge zu erfassen und ihm eine visuelle Form zu geben. Nicht die einzelne Pflanze, nicht ein bestimmtes Tier wurde abgebildet, sondern ihr »Ideal« oder ihr »Archetyp«, wie es Goethe genannt hat. Abweichungen von diesem Ideal in den Individuen wurden dementsprechend ignoriert.¹²⁷ Natur und Theorie gingen in diesen Abbildern zusammen auf, so wie sie auch in der populären Vorstellung von Wissenschaft verbunden waren. Die Trennung veranschaulichen Hüppauf und Weingart, indem sie auf das illustrierte Werk August Johann Rösel von Rosenhofs über heimische Frösche und Kröten von 1758 verweisen. Hier wird der Frosch zweimal abgebildet, erstens als Visualisierung seiner äußeren Erscheinungsform inmitten seiner Lebenswelt, so wie man ihm in der Natur begegnet, zweitens als schwarz-weiße Grafik, die den Frosch auf seine Teile und ihre von der Wissenschaft aufgefundenen wichtigsten Funktionen reduziert, so wie die Theorie sie sich vorstellt.¹²⁸

Eine völlig neue Dimension erfuhren Bilder der Natur, die bewusst auf theoretische, von Menschen gemachte wissenschaftliche Erkenntnisse verzichteten, mit der Einführung der Fotografie. Einer ihrer Erfinder, der Brite William Henry Fox Talbot, gab seiner ersten veröffentlichten Sammlung von Fotografien den Titel »The Pencil of Nature«.¹²⁹ Der große Erfolg der Fotografie hatte nicht wenig damit zu tun, dass diese neue visuelle Darstellungsform alle Erfordernisse erfüllte, die das 19. Jahrhundert an wissenschaftliche Bilder und an Bilder von Dingen der Natur stellte. Die wichtigste war »Objektivität«. Damit war gemeint, die Natur »für sich selbst sprechen zu lassen« und jeden menschlichen Einfluss weitestgehend auszuschließen. Die Fotografie als das Produkt eines mechanischen Apparats anstatt eines subjektiven Beobachters stellte damit das Ideal des objektiven Bildes dar und war damit die beste Realisation dessen, was Daston und Galison »mechanische Objektivität« genannt haben.¹³⁰ Noch dazu konnte die Fotografie Dinge sichtbar machen, die für das menschliche Auge eigentlich nicht zu sehen waren: Mikroskopische oder teleskopische Aufnahmen des sehr Kleinen oder sehr Großen waren nun in der Lage, dessen Existenz zu beweisen. Namentlich Robert Koch, der Entdecker des Tuberkulose-Erregers, setzte Ende der 1870er Jahre zum ersten Mal die Mikro-Fotografie als Beweismittel für seine Studien ein. Franziska Brons kann zeigen, dass die Verwendung der Mikro-Fotografie durch Koch zu einer neuen Theorie des Sehens innerhalb der Bakteriologie und der Naturwissenschaften führte und ihre Auswirkungen weit über diesen Bereich hinaus hatte. Die mikroskopischen Aufnahmen waren Brons zufolge für Koch nicht bloße Abbilder eines Gegenstands, sondern hatten Realpräsenz und waren »unmittelbar sehendes Auge«.¹³¹

Peter Galison hat in einem weiteren Aufsatz das Bildverständnis der Naturwissenschaften über das 19. Jahrhundert hinaus beobachtet und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, dass seit etwa der 1920er Jahre eine weitere signifikante Veränderung ausgemacht werden kann. Die »reine« Objektivität der Bilder schien Naturwissenschaftlern und Popularisie-

127 Daston/Galison, *The Image of Objectivity*, S. 87.

128 Hüppauf/Weingart, *Wissenschaftsbilder*, S. 22.

129 William Henry Fox Talbot, *The Pencil of Nature*, London 1844.

130 Daston/Galison, *The Image of Objectivity*, S. 82.

131 Franziska Brons, Das Versprechen der Retina. Zur Mikrofotografie Robert Kochs, in: Horst Bredekamp/Matthias Bruhn/Gabriele Werner (Hrsg.), *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik*, Bd. 2.2: *Instrumente des Sehens*, Berlin 2004, S. 19–28, Zitat: S. 26. Vgl. auch den mit Horst Bredekamp zusammen verfassten Beitrag: Horst Bredekamp/Franziska Brons, *Fotografie als Medium der Wissenschaft. Kunstgeschichte, Biologie und das Elend der Illustration*, in: Maar/Burda, *Iconic Turn*, S. 365–381.

ren nicht mehr ausreichend. Gefragt war nun die richtige Interpretation des auf dem Foto abgebildeten oder das »seeing eye« des erfahrenen Experten, der als einziger in der Lage war, die Bilder zu lesen und ihre Bedeutung zu verstehen. Galison führt aus, dass der interpretierende wissenschaftliche Experte aber nicht mit dem Genie des 18. Jahrhunderts verwechselt werden darf, der das metaphysische Wesen der Dinge ergründen und darstellen wollte. Interpretation und Urteil, so Galison, dienten im 20. Jahrhundert der Identifikation und Klassifikation. Er zeigt dies anhand einer Reihe von medizinischen und astrologischen Atlanten aus der Mitte des 20. Jahrhunderts. Ihre objektiven Illustrationen sollten, ähnlich denen vergangener Dekaden, sowohl Beweis- als auch Beispielcharakter haben. Etwas kam bei ihnen aber hinzu: Die wissenschaftlichen Autoren führten aus, dass die Komplexität der Bilder einen erfahrenen Wissenschaftler erfordere, um signifikante Ähnlichkeiten und Unterschiede zu identifizieren, die zu wissenschaftlichen Klassifikationen führen könnten. Das bloße Bild allein, von dem Wissenschaftler einige Jahrzehnte zuvor noch annahmen, es spreche für sich selbst, reichte ihnen dazu nicht mehr aus. Der Begriff der »Objektivität« wurde abgelöst durch die Rede vom »realistischen Bild« der Natur. Galison argumentiert, dass nicht das immer komplexer werdende Bildmaterial allein als Erklärung für diese Veränderung ausreicht. Der interpretative Eingriff des Experten ist auch bei Grafiken, Kurven und Infcharts nachweisbar. Das grundlegend neue Bildverständnis der wissenschaftlichen Experten dehnte sich durch den Popularisierungsprozess von den Wissenschaften auf den Bereich der interessierten Laien aus, die sich von rein passiven Betrachtern zu einem bildlesenden Publikum entwickelten.¹³²

Ila. Bilder der Natur

An den grundlegenden Überlegungen von Lorraine Daston und Peter Galison kommen heutige Studien zu Wissenschaftsbildern nicht mehr vorbei. Drei empirische Untersuchungen sollen hier vorgestellt werden, um beispielhaft Aspekte dieser Diskussion zu zeigen. Wie in anderen Studien zu Wissenschaftsbildern wird auch in den folgenden die vermeintliche Objektivität auf den Prüfstein gestellt und die kontextuelle Abhängigkeit der wissenschaftlichen Bilder von außervisuellen gesellschaftlichen Diskursen stärker in den Blick genommen. Die Zäsursetzung, die Galison vornahm, um die Ablösung der Leitidee der mechanischen Objektivität zugunsten eines interpretierenden Experten zeitlich zu fixieren, scheint überdies nach diesen empirischen Studien schon einige Jahrzehnte früher als erst in den 1920er Jahren stattgefunden zu haben.

Ute Holls Untersuchung von Filmen aus der Neuropathologie um die Jahrhundertwende unterstützt die These Galisons vom diskursiven Wechsel des naturwissenschaftlichen und medizinischen Blicks. Sie zeigt, wie sich um 1900 ein neuer Typ des Neurologen entwickelte, der zum interpretierenden Experten mit einem »trainierten Auge« wurde und dessen neues Sehen durch die Verwendung der Kinematografie geprägt war, eine Technik, die methodisch nicht mehr infrage gestellt wurde.¹³³ Christine Hanke hat anthropologische Fotografien der Jahrhundertwende ausgewertet. Sie beschreibt, dass die Wissenschaftler des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ihre Untersuchungsgegenstände – hauptsächlich Schädel – fotografierten und anhand dieser Abbildungen und nicht anhand der Objekte ihre Theorien formulierten und zu beweisen versuchten. Die Foto-

¹³² Galison, Judgment against Objectivity, Zitat: S. 335 und 349.

¹³³ Ute Holl, Neuropathologie als filmische Inszenierung, in: Heßler, Konstruierte Sichtbarkeiten, S. 217–240, hier: S. 233. Vgl. zu Fotografien aus der Psychiatrie in Deutschland auch: Susanne Regener, Visuelle Gewalt. Menschenbilder aus der Psychiatrie des 20. Jahrhunderts, Bielefeld 2010 und Helen Bömelburg, Der Arzt und sein Modell. Porträtfotografien aus der deutschen Psychiatrie 1880 bis 1933 (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 30), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 238 S., kart., 38,00 €.

grafien waren leichter zu transportieren, zu archivieren und zu veröffentlichen. Hanke kommt zu dem Ergebnis, dass bei der Anfertigung dieser Fotografien nicht »mechanische Objektivität« waltete, sondern dass die Anthropologen schon hier interpretierend eingriffen: Der Winkel, aus dem die Schädel aufgenommen wurden, war so gewählt, dass er die Charakteristiken von Rasse und Geschlecht, auf deren Grundlage man Klassifikationen und Identifikationen vornahm, am auffälligsten sichtbar machte.¹³⁴

Susanne Holschbach betrachtet Fotografien, die in der Pariser Klinik Salpêtrière im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts von Patienten und Patientinnen aufgenommen wurden, bei denen Hysterie diagnostiziert worden war.¹³⁵ Die Bilder des französischen Neurologen Jean-Martin Charcot sind erstmals in den 1980er Jahren durch die Studien Georges Didi-Hubermans in den Fokus kulturwissenschaftlicher Untersuchungen geraten und in den darauffolgenden Jahren von der Medizingeschichte bis hin zu den Gender Studies diskutiert worden.¹³⁶ Holschbach bezieht diese Untersuchungen in ihre Überlegungen ein und konzentriert sich auf die aufzufindenden Bildstrategien und die Konstruktion von Geschlechterstereotypen in den Patientenfotografien. Entgegen den Überlegungen Didi-Hubermans zeigt sie durch sorgfältige Bildinterpretationen und die Einbeziehung schriftlichen Materials der behandelnden Ärzte, dass sich die Patientinnen allem Anschein nach nicht freiwillig haben fotografieren lassen. Die Fotosequenzen, die den Ablauf eines hysterischen Anfalls dokumentieren sollten, waren, wie Holschbach nachweist, nicht während eines Schubs aufgenommen worden, sondern zu unterschiedlichen Gelegenheiten über mehrere Tage hinweg. Die Aufnahmen suggerieren also nur eine vermeintlich authentische zeitliche Abfolge und rekonstruieren lediglich ein Geschehen, das den Aufnahmen schon vorausgegangen war. In dieser Rekonstruktion konnten die Ärzte die Zeitpunkte festlegen, an denen eine Aufnahme erfolgen sollte, die nachträglich eine charakteristische Phase eines Anfalls dokumentieren sollte.

Holschbach beschreibt außerdem, wie die Posen der Patientinnen, die auf diese Weise eben nicht dokumentarisch zufällig aufgenommen wurden, aus dem Bildrepertoire der abendländischen Malerei stammten, die die Neurologen in den Gebärden der Patientinnen wiedererkannten: »Darstellungen religiöser Verzückung und dämonischer Besessenheit.«¹³⁷ Entgegen landläufigen zeitgenössischen Auffassungen war Charcot davon überzeugt, dass Hysterie keine rein weibliche Krankheit sei. Zur Untermauerung dieser These ließ er auch männliche Hysteriker fotografieren. Holschbach untersucht diese Fotos und vergleicht sie mit denen der weiblichen Patientinnen. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass sich die Bildrhetorik der Fotos stark unterscheidet: Während die Männer in der Tradition männlicher Aktstudien mit einer »klinischen Sachlichkeit« aufgenommen worden waren, die den athletischen Körper verherrlicht, sind die Bilder der Frauen erotisch konnotiert,

134 *Christine Hanke*, Ein klares Bild der ›Rassen‹? Visualisierungstechniken der physischen Anthropologie um 1900, in: *Heßler*, Konstruierte Sichtbarkeiten, S. 241–261.

135 *Susanne Holschbach*, K(l)eine Differenzen? Weibliche und männliche Körper in der fotografischen Ikonografie der Hysterie, in: *WerkstattGeschichte* 47, 2007, S. 23–39.

136 *Georges Didi-Huberman*, Die Erfindung der Hysterie. Die photographische Klinik von Jean-Martin Charcot, München 1997 (im franz. Original: *Invention de l'hystérie. Charcot et l'iconographie photographique de la Salpêtrière*, Paris 1982). Aus der Perspektive der Gender Studies dazu: *Elisabeth Bronfen*, *The Knotted Subject. Hysteria and Its Discontents*, Princeton, NJ 1998; *Elaine Showalter*, *Hysteria, Feminism, and Gender*; *Sander L. Gilman*, *The Image of the Hysteric*, beide in: *Sander L. Gilman/Helen King/Roy Porter* u. a. (Hrsg.), *Hysteria Beyond Freud*, Berkeley, CA/Los Angeles etc. 1993, S. 286–344; S. 345–452.

137 *Holschbach*, *K(l)eine Differenzen*, S. 30. Charcot gab 1887 ein Buch heraus, in dem er zu beweisen versuchte, dass die Heiligen und Besessenen in der Malerei in Wahrheit Hysteriker gewesen seien. *Jean-Martin Charcot/Paul Richer*, *Die Besessenen in der Kunst*, hrsg. v. *Manfred Schneider*, Göttingen 1988 (zuerst franz., Paris 1887).

manchmal bis zur Obszönität.¹³⁸ Auf diese Weise werden, wie Holschbach zusammenfasst, die geschlechterspezifischen Unterschiede, die Charcot medizinisch auszuräumen versucht hatte, durch die Visualisierung wieder etabliert.¹³⁹

Das Phänomen der Hysterie bei männlichen Patienten wurde mit den sogenannten »Kriegszitterern« des Ersten Weltkriegs ab 1914 erneut Forschungsschwerpunkt der Psychiatrie. Julia B. Köhne hat Fotos aus zwölf deutschen neurologisch-psychiatrischen Fachzeitschriften und vier wissenschaftliche Filme aus Deutschland, Frankreich und Großbritannien hinsichtlich ihrer Bildsprache und -strategie untersucht.¹⁴⁰ Auch sie befragt die Bilder nach den spezifischen Interpretationseingriffen der wissenschaftlichen Experten, hier der Militärpsychiater. Wie Holschbach stellt sie fest, dass sich die Fotos der männlichen Patienten durch eine »ästhetische Kargheit« auszeichnen, die auf den Bildern mit Hysterikerinnen nicht festzustellen ist.¹⁴¹ Eine weitere Ähnlichkeit zu den Pariser Fotografien ist die Tatsache, dass die Bildfolgen montiert worden sind, also interpretierend vonseiten der Mediziner eingegriffen wurde, um bestimmte Phasen eines hysterischen Schubs zu identifizieren. Die Fotosequenzen der Kriegshysteriker unterscheiden sich jedoch im Aufbau von denen der Zeit davor, indem sie einer Vorher-Nachher-Struktur folgen. Das Nachher erfasst den Zustand des Geheilt-Seins des Patienten. Anders als für die Pariser Ärzte, deren Ziel es war, den Verlauf und die Charakteristika der Krankheit zu dokumentieren, ging es für die Militärpsychiater in erster Linie darum, ihre Erfolge bei der Heilung erkrankter Soldaten zu dokumentieren.

Iib. Bilder der Theorie

Während »Bilder der Natur« seit Längerem Interesse hervorgerufen haben, sind »Bilder der Theorie« erst seit einigen Jahren Untersuchungsgegenstand in unterschiedlichen Disziplinen, angeführt von der Wissenschaftsgeschichte und der Soziologie, aber auch mit Auswirkungen auf die Zeitgeschichte. Wichtiger Faktor dieser Entwicklung war sicherlich der Siegeszug computergestützter Bilder und die damit verbundene »digitale Zäsur« in den Naturwissenschaften.¹⁴² Doch auch schon vor diesem Zeitpunkt wurde Bildmaterial von verschiedenen Autoren hergestellt und zu unterschiedlichen Zwecken eingesetzt, das wissenschaftlich erhobene Daten oder wissenschaftliche Theorien in Form von Kurven, Diagrammen und Infocarts zu visualisieren versuchte.¹⁴³

138 *Angela Lammert*, Immun gegen Männer? Der ausgeblendete Blick. Fotografien des hysterischen Mannes, in: *Mirjam Schaub/Nicola Suthor/Erika Fischer-Lichte* (Hrsg.), *Ansteckung. Zur Körperlichkeit eines ästhetischen Prinzips*, München 2004, S. 167–196.

139 *Holschbach*, *K(1)eine Differenzen*, S. 38.

140 *Julia Barbara Köhne*, *Kriegshysteriker. Strategische Bilder und mediale Techniken militärpsychiatrischen Wissens (1914–1920)* (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Bd. 106), Matthiesen Verlag, Husum 2009, 344 S., kart., 49,00 €; vgl. auch: *dies.*, Das abgedrehte Symptom. Psychiatrisch-kinematographische Repräsentationen von Kriegshysterikern 1917/18, in: *Marcus Krause/Nicolas Pethes* (Hrsg.), *Mr. Münsterberg und Dr. Hyde. Zur Filmgeschichte des Menschenexperiments*, Bielefeld 2007, S. 57–75.

141 *Köhne*, *Kriegshysteriker*, S. 177.

142 So beispielhaft für Visualisierungen in der Astronomie: *Sabine Müller*, Die Einführung der Digitalfotografie in die Astronomie – eine digitale Zäsur?, in: *Dominik Groß/Stefanie Westermann* (Hrsg.), *Vom Bild zur Erkenntnis? Visualisierungskonzepte in den Wissenschaften*, Kassel 2007, S. 189–215.

143 Vgl. zu Diagrammen auch: *Thomas Lange*, Diagramm, Illustration, Imagination. Zur Entwicklung neuer Erkenntnisformen über die Annäherung von exakter Wissenschaft und bildender Kunst am Beispiel von Philipp Otto Runge's Konstruktion der »Farbenkugel«, in: *Oesterle*, *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen*, S. 491–513.

Laut Jürgen Link war 1786 das Geburtsjahr der »Kurvenlandschaften«.¹⁴⁴ Erstmals erschien »The Commercial and Political Atlas« des schottischen Ökonomen William Playfair, der statistisch erhobene Daten zu verschiedenen Diagrammen umarbeitete, die er zum Teil eigens für diesen Zweck erfand.¹⁴⁵ Jakob Tanner zeigt, wie die Forschungen des belgischen Statistikers Adolphe Quételet in den 1830er Jahren den Datenvisualisierungen zum Durchbruch in den Sozialwissenschaften verhalfen. Quételet konstruierte auf der Grundlage von Informationen zur Körpergröße von Soldaten den »homme moyen« oder »mittleren« Menschen.¹⁴⁶ Ähnlich verfuhr er auch mit Daten sozialer Phänomene und konnte nachweisen, dass sich die mathematisch-theoretische Kurve der Normalverteilung nach Carl Friedrich Gauß auch bei empirisch erhobenen sozialen Daten ergab. Es schien, als verhalte sich die Gesellschaft ähnlich »wie ein physikalisch beschreibbares Naturgebilde«, was die Verwendung naturwissenschaftlicher Methoden in den Sozialwissenschaften legitimierte.¹⁴⁷

Von nun an dominierten Graphen, Säulen- und Blockdiagramme sowohl wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Veröffentlichungen als auch die Presse. Ihre Themenfelder waren im Prinzip unbegrenzt, am häufigsten wurden (und werden) sie bei Daten aus der Wirtschaft, der Demografie und dem Gesundheitswesen eingesetzt. Gemeinsam ist ihnen, dass dem, was in Grafiken sichtbar gemacht wird, nicht nur eine spezifische Form, sondern damit erst eine Existenz gegeben wird.¹⁴⁸ Jürgen Link hat die Kurvenlandschaften diskursanalytisch untersucht und ist dabei auch in Bezug auf historische Zusammenhänge zu höchst interessanten Ergebnissen gelangt. Die wichtigste Eigenschaft der visualisierten Daten sieht er in ihrer Funktion, Objekte homogenisieren zu können und so die Basis für Vergleichbarkeit und Quantifizierbarkeit zu schaffen. Damit einher geht die Möglichkeit, Graphen und Diagramme der besseren Anschaulichkeit halber zu »glätten«, also bestimmte Daten aufzunehmen, andere nicht. Link zeigt nun, dass sich in der Kurve rhetorisch und semiotisch zwei Botschaftsfunktionen verbinden: Zum einen wird durch die semantische Informationsfunktion ein Fakt vermittelt (zum Beispiel: »Die Aktie eines bestimmten Unternehmens ist gestiegen.«). Andererseits hat die Kurve aber auch eine affektive Appellfunktion, die das Subjekt anspricht (zum Beispiel: »Ich kann mich als Gewinner fühlen, weil ich die Aktie besitze.«). Diskursanalytisch, so Link, rezipiert das Subjekt niemals »bloße Fakten«. In der Kurvenlandschaft entsteht auf diese Weise eine Spannung zwischen anscheinend objektiven Datenlagen und subjektiver Handlungsorientierung oder auch »zwischen Verdinglichung und persönlicher Existenz«.¹⁴⁹ Die Subjektivierung von Kurven geschieht aber auf zweifache Art. Abgesehen von den Identifikationsappellen an das Subjekt gibt es auch Appelle, die die Kurven selbst aussenden. Dies sind beispielsweise die in den Kurven visualisierten Symboliken von »Absturz«, »Abwärtsspirale«, »Talfahrt«, »Achterbahn«, »Wende«, »Aufschwung« et cetera, die zum

144 Jürgen Link, Das »normalistische« Subjekt und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten, in: David Gugerli/Barbara Orland (Hrsg.), *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeiten*, Zürich 2002, S. 107–128, hier: S. 113. Vgl. auch: Ute Gerhard/Jürgen Link/Ernst Schulte-Holtey (Hrsg.), *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg 2001.

145 Vgl. zur Geschichte der Visualisierung quantitativer Daten Edward R. Tufte, *The Visual Display of Quantitative Information*, Cheshire 1983.

146 Jakob Tanner, Wirtschaftskurven. Zur Visualisierung des anonymen Marktes, in: Gugerli/Orland, *Ganz normale Bilder*, S. 129–158, hier: S. 144. Quételets Daten werden bis heute für die Konstruktion des Body-Mass-Indexes und im Bereich der Arbeitsplatzergonomie verwendet.

147 Ebd., S. 144.

148 Thomas Etzemüller, *Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2007, S. 85.

149 Link, Das »normalistische« Subjekt und seine Kurven, S. 116 und 114.

Gemeingut westlicher Gesellschaften geworden sind. Sie sind Ausdruck einer »Kollektivsymbolik«, die Link als die Gesamtheit der Bildlichkeit einer Kultur versteht: ihre Allegorien, Embleme, Modelle, Metaphern, Metonymien und anderen symbolischen Elemente.¹⁵⁰ Die Kollektivsymbolik visualisiert die modernen Mythen einer Gesellschaft: ihre Sinnangebote und Ordnungsstrukturen.¹⁵¹ Die Hauptfunktion der Mythen besteht in der Versicherung der Normalität, der Link mehrere Forschungsarbeiten gewidmet hat.¹⁵² Hier sei nur kurz bemerkt, dass für ihn Normalität kein zufälliger oder beiläufiger Zustand ist, sondern durch »Normalisierungen« hergestellt wird, die eben auf solchen diskursiven Elementen wie einer Kurve der Normalverteilung basieren. In Bezug auf die Kurven gilt es dann zu untersuchen, welche »Normalfelder jeweils in der Kurvenlandschaft aktuell leitend sind« und wo die Grenzen zwischen Normalität und Anormalität gezogen werden, beziehungsweise mit welchen Mitteln um sie gestritten wird.¹⁵³

Eine ganz besondere Kurve nimmt Volker Hess in den Blick: die Fieberkurve.¹⁵⁴ Er zeigt, dass dieses sich im 19. Jahrhundert entwickelnde klinische Aufschreibesystem als Prototyp der messenden Diagnoseverfahren gesehen werden kann, die vom Patienten abstrahierend auf Daten basieren. Hess weist darauf hin, dass die Kurve als Bild zurückging auf eine Vielzahl von grafischen Registriermethoden, die während des 19. Jahrhunderts innerhalb der Natur- und Ingenieurwissenschaften immer beliebter wurden. Ursprünglich aus der Dampfmaschinenteknik stammend, wurde das kymografische Aufschreibesystem mit einem Bewegungsschreiber, der eine Position über die Zeit hin dokumentierte, erfolgreich. Um die Fieberkurve einer kymografischen Kurve anzugleichen, nahm das Klinikpersonal Messungen in sehr kurzen Abständen vor. Trotzdem unterschied sich die Fieberkurve essenziell von den ingenieurstechnischen: Sie war keine mathematisch berechenbare Funktion, sondern nur eine Aneinanderreihung empirisch gewonnener Daten. Das Bild der Kurve jedoch verhalf zum »Anschluss der klinischen Repräsentationspraktik an die neuen technischen und naturwissenschaftlichen Visualisierungsstrategien«. Letztlich wurde durch diese Form der Visualisierung die maschinelle Mechanik in die Klinik übertragen, die die Basis einer »disziplinierten und disziplinierenden Körpertechnik« darstellte.¹⁵⁵

Die symbolischen Formen der Sichtbarmachung in Kurven und Diagrammen untersucht Thomas Etzemüller in seiner essayistischen Betrachtung des Bevölkerungsdiskurses des 20. Jahrhunderts. Ohne Jürgen Link explizit zu nennen, geht seine Argumentation in eine ähnliche Richtung. Etzemüller geht davon aus, dass die Visualisierung des Bevölkerungsproblems entscheidende Bedeutung für die öffentliche Diskussion hatte, denn erst durch seine Sichtbarmachung konnte es als »Problem« wahrgenommen werden. Oder, im Sinne Links, erst durch die Visualisierung der Kurven wurde eine Normalität und gleichzeitig seine Abweichungen etabliert. Ähnlich wie Link argumentiert Etzemüller, dass die »Form der Kurve« ihre Botschaft ist.¹⁵⁶ Er unterscheidet in Bezug auf die Bevölkerungsdiskussion zwischen der Pyramide, der Glocke und der Urne. Die Pyramide stellt einen

150 Vgl. zur Metaphernwelt auf Fotografien im allgemeinen auch den inspirierenden Band von Bernd Stiegler, *Bilder der Fotografie*. Ein Album fotografischer Metaphern, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2006, 276 S., kart., 12,00 €.

151 Link, *Das »normalistische« Subjekt und seine Kurven*, S. 116f.

152 Stellvertretend für viele Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus*. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1999.

153 Link, *Das »normalistische« Subjekt und seine Kurven*, S. 126f.

154 Volker Hess, *Die Bildtechnik der Fieberkurve*. Klinische Thermometrie im 19. Jahrhundert, in: Gugerli/Orland, *Ganz normale Bilder*, S. 159–180. Vgl. auch Rolf Parr, *Erzählte (Fieber-) Kurven von Thomas Mann bis zu Krankenhausserien im Fernsehen*, in: Gerhard/Link/Schulte-Holtey, *Infografiken, Medien, Normalisierung*, S. 243–264.

155 Hess, *Die Bildtechnik der Fieberkurve*, S. 178.

156 Etzemüller, *Ein ewigwährender Untergang*, S. 83 und 87.

vermeintlichen Idealzustand dar. Als visuelles Symbol konnotiert sie ein königliches Bauwerk, dessen Lebensdauer Beweis für seine Robustheit und Standfestigkeit ist. Dem entspricht datenmäßig das breite Fundament junger Menschen, auf dem die Gesellschaft ruht. Doch »dann schlägt die Glocke« und weist auf erste Probleme hin: Der Fuß der Figur ist dünner als sein Bauch – es gibt weniger junge Menschen und mehr im Mittelteil und in seiner Spitze –, die Standfestigkeit ist infrage gestellt. Die Urne schließlich weist symbolisch auf das Ende hin. Der untere Teil der Figur wird schier erdrückt durch die überalterte Gesellschaft.

Sybilla Nikolow hat sich in mehreren Veröffentlichungen mit Kurven und Diagrammen der Bevölkerungs- und Gesundheitsstatistik des frühen 20. Jahrhunderts beschäftigt und deren diskursive Aspekte innerhalb ihrer Verwendung zu populärwissenschaftlichen Zwecken untersucht.¹⁵⁷ In dieser Funktion sind die Visualisierungen für Nikolow »Wissensobjekte«, das heißt, es sind Medien, mit denen ein Wissen vermittelt werden soll, gleichzeitig aber auch Instrumente dieser Vermittlungsarbeit. Als solche produzieren sie Bedeutungüberschüsse. Nikolow stellt hier die Konstruktion einer nationalen Gemeinschaft durch Kurven und Diagramme heraus. Sie zeigt, wie die ursprünglich religiöse Gemeinschaftsidee durch die »vorgeführte Wissenschaftlichkeit« der empirischen Daten auf moderne Art beglaubigt und qua Visualisierung dieser Daten darstellbar und damit sichtbar wurde. Gleichzeitig konstruierten sie eine Beziehung zwischen der Existenz des Individuums und der vermeintlichen Gemeinschaft; die Handlungen Einzelner erhielten auf diese Art gesellschaftliche Bedeutung.¹⁵⁸

III. SCHLUSS

Seit den 1990er Jahren hat der *visual turn* seine Spuren auch innerhalb der Geschichtswissenschaft hinterlassen. Zahlreiche Studien sind bisher erschienen, die sich mit Bildquellen selbst oder den Möglichkeiten ihrer Verwendung beschäftigen. Obwohl es dann noch bis 2006 dauerte, bis die Zunft auch auf dem Historikertag ihr Interesse an visuellen Quellen explizit sichtbar machte, muss man festhalten, dass sich in einer relativ kurzen Zeitspanne Einiges in der Forschung zu diesem Thema bewegt hat. Die Forderung, Bilder nicht nur als Illustrationen zu benutzen, hat sich mittlerweile erübrigt und kein Historiker muss sich heute mehr mühsam erklären, wenn er über visuelle Quellen arbeitet. Unter dem Schlagwort der »Visual History«, vorangetrieben vor allem durch Gerhard Paul, aber auch neben und abgesehen von dieser Richtung sind in den letzten Jahren viele Bereiche der Neueren Geschichte unter Hinzuziehung von visuellen Quellen neu bestimmt worden. Eine Tendenz dieser Forschungen ist ihre Interdisziplinarität beziehungsweise die Bereitschaft, sich sowohl hinsichtlich der Methoden als auch der Themenfelder von angrenzenden Wissenschaften inspirieren zu lassen. Manche Themen und Fragestellungen ergaben sich erst durch die neue Quellenbasis.

Zu den schon seit Längerem vorliegenden Untersuchungen im Rahmen der Alteritätsforschung sind in den letzten Jahren solche hinzugekommen, die sich grundsätzlicher und

157 Sybilla Nikolow, *Imaginäre Gemeinschaften. Statistische Bilder der Bevölkerung*, in: Heßler, *Konstruierte Sichtbarkeiten*, S. 263–278; *dies.*, *Kurven, Diagramme, Zahlen- und Mengenbilder. Die Wiener Methode der Bildstatistik als statische Bildform*, in: Horst Bredekamp/Matthias Bruhn/Gabriele Werner (Hrsg.), *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik*, Bd. 3,1: *Diagramme und bildtextile Ordnungen*, Berlin 2005, S. 20–34; *dies.*, *Der statistische Blick auf Krankheit und Gesundheit. »Kurvenlandschaften« in Gesundheitsausstellungen am Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland*, in: Gerhard/Link/Schulte-Holtey, *Infografiken, Medien, Normalisierung*, S. 223–241.

158 Nikolow, *Imaginäre Gemeinschaften*, S. 272–277.

auf breiterer Ebene mit der Frage beschäftigen, in welcher Weise die Aneignung und das Wissen über die Welt durch Bilder geprägt war und welche Deutungen, Interpretationen und Urteile dieses über Visualisierungen generierte Wissen enthielt. Technik-, wissenschafts-, sozial-, kultur- und mentalitätsgeschichtliche Perspektiven ergänzen sich hier. Eine einheitliche ›Schule‹ der historischen Bildanalyse hat sich dabei noch nicht ausgebildet, und man mag annehmen, dass dies auch in absehbarer Zukunft nicht geschehen wird. Doch auch in Anbetracht der Methodenvielfalt, der verschiedenen Fragestellungen und der Unterschiedlichkeit der einzelnen Bildquellen ähneln sich die meisten Untersuchungen in Bezug auf einige Grundannahmen für deren Analyse:

- Bilder, welcher Gattung auch immer, spielten für den Prozess der Welt- und Wissensaneignung spätestens seit dem 19. Jahrhundert eine entscheidende Rolle. Um nachzuvollziehen, wie in einem bestimmten Zeitabschnitt Welt verstanden wurde, ist die Hinzuziehung von Bildern essenziell. Die Vermittlung von Welt und Wissen zerfällt dabei nicht in die zwei separaten, hierarchisch gegliederten Bereiche von Bildherstellern und Bildkonsumenten. Beide Gruppen, die in der Analyse zwar getrennt voneinander untersucht werden können, interagierten miteinander. Bildhersteller und -vertreiber von wissenschaftlichen Bildern waren Teil eines weiteren Diskurses und reagierten ebenso auf die Erwartungen des breiten Publikums, wie die Massenmedien die Nachfrage nach technologischen und wissenschaftlichen Neuentwicklungen visuell befriedigten.
- Bilder galten den Zeitgenossen im Vergleich mit Texten als authentischer und daher tauglicher für den Informationstransfer, und dies schon vor der Einführung der Fotografie. Durch ihre Anschaulichkeit konnten sie ihrem Publikum Geschichten und Informationen über die Welt auf eine Weise näherbringen, wie dies Texte nicht vermochten. Gleichzeitig erfüllten sie aber auch die Sensationslust und die Nachfrage nach Unterhaltung. Das Spannungsverhältnis zwischen Information und Unterhaltung ist prägend für alle Bilder, die die Welt erklären wollen.
- Bilder zeichnen sich durch eine größere Bedeutungsoffenheit als Texte aus. Dies hat zur Folge, dass ihnen abhängig vom Kontext unterschiedliche Bedeutungen zugewiesen werden konnten und können. Diese Tatsache impliziert nicht nur die Notwendigkeit von kontextualisierenden Analysen, sondern auch die einer breiteren Untersuchung der Funktionalität der infrage stehenden Bilder und eben nicht die Suche nach der einen, alles erklärenden ›Bedeutung‹ einer Abbildung.
- Bilder haben mehr noch als Texte das kollektive Gedächtnis der verschiedensten Formen von Wissen bestimmt. Dies konnte einerseits durch »Schlag-« oder »Schlüsselbilder« geschehen, die immer wieder in Bezug auf ein bestimmtes Ereignis oder einen bestimmten Ort wiederholt wurden, entweder in ähnlich argumentierendem Kontext oder mit unterschiedlichen Bedeutungszuweisungen. Aber auch solche Bilder, die nicht den Status von »Ikonen« gewannen, waren in der Lage, das kollektive Gedächtnis zu beeinflussen. Sich in den Medien stetig wiederholende Bildstrategien und Bildrhetoriken führten nicht nur zu bestimmten Sehgewohnheiten, sondern auch zu einem bestimmten, durch die Bilder geprägten Verständnis der Welt.

Es wäre wünschenswert, wenn diese Aspekte als Ausgangspunkt für weitere Forschungen des Visuellen weiterhin ernst genommen und theoretische Grundlagen zum Bildverständnis nicht völlig außer Acht gelassen würden, wie dies vor allem die Untersuchungen aus dem Bereich der Technik- und Wissenschaftsgeschichte gezeigt haben. Dass sich dabei nicht nur Fotografien, sondern eine große Vielfalt verschiedener Bildgattungen als Quellen für diesen Zweck eignen, sollte hinreichend deutlich geworden sein. In Anbetracht der Masse an Bildern, die für Analysen in diesem Sinne herangezogen werden können, wird man auch in Zukunft eine Fülle von weiteren historischen Arbeiten erwarten dürfen, die sich mit Visualisierungen jeder Art beschäftigen. Dies ist sicher eine gute Nachricht.

Janosch Steuer

Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹? Neuere Literatur zur Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus*

Wenige Fragen haben die historische Forschung zum Nationalsozialismus in den letzten Jahren so sehr beschäftigt wie jene nach der ›Volksgemeinschaft‹. Eine ganze Reihe internationaler Konferenzen hat sich mit diesem Thema befasst, ebenso zahlreiche methodische Aufsätze, Rezensionen, Überblicksdarstellungen, größere wie kleinere empirische Arbeiten deutsch- wie englischsprachiger Historikerinnen und Historiker. Die Menge der entsprechenden Publikationen ist nur noch schwer zu überblicken: Die Bibliografie der Jahresberichte für deutsche Geschichte etwa verzeichnet für die Jahre seit dem Jahrtausendwechsel weit mehr als doppelt so viele Titel zum Schlagwort ›Volksgemeinschaft‹ wie für die vorangegangenen 25 Jahre und auch jenseits der schlichten Anzahl der einschlägigen Publikationen kann man Ian Kershaw nur zustimmen, der von einer »Allgegenwart des Konzepts ›Volksgemeinschaft‹ in der gegenwärtigen Diskussion um das Dritte Reich« gesprochen hat.¹ Dessen »historiografischer Gebrauchs- und Erklärungswert«, so hat Helga Grebing die Entwicklung schon 2009 gekennzeichnet, sei »fast inflationär angestiegen und seine Reichweite expansionsartig ausgedehnt worden«.² Dies kann man – wie sie – kritisch bewerten oder aber als positive Weiterentwicklung der Forschung betrachten. Eben diese gegensätzlichen Einschätzungen haben die »intensiv, gelegentlich auch recht emotional« geführte Debatte in den letzten Jahren befeuert.³ Doch unabhängig davon ist ›Volksgemeinschaft‹ zu einem zentralen Signum des historiografischen Sprechens über den Nationalsozialismus zu Beginn des 21. Jahrhunderts geworden.

Dieses prägt auch zunehmend die nichtakademische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit. Nicht nur verschiedene jüngere Einführungswerke in die Geschichte des Nationalsozialismus rücken ›Volksgemeinschaft‹ in den Mittelpunkt, auch in Ausstellungen und Gedenkstätten, in heimatgeschichtlichen Studien wie in Materialien für den Geschichtsunterricht wird der Begriff immer mehr zur Leitkategorie erhoben – auch wenn dessen konkrete Bedeutung dabei oftmals uneindeutig bleibt:⁴ Thomas Lange und Gerd

* Für Anregungen und Kritik danke ich Henning Borggräfe, Svenja Goltermann, Constantin Goschler, Rüdiger Graf, Mark Haarfeldt, Hanne Leßau, Armin Nolzen, Martina Steber, Michael Wildt, Meik Woyke und Benjamin Ziemann.

1 Ian Kershaw, »Volksgemeinschaft«. Potenziale und Grenzen eines neuen Forschungskonzepts, in: VfZ 59, 2011, S. 1–17, hier: S. 3.

2 Helga Grebing, Zu viel ›Volksgemeinschaft‹ erklärt zu wenig. Anmerkungen zum Thema »Arbeiter im ›Dritten Reich‹«, in: Ursula Bitzegeio/Anja Kruke/Meik Woyke (Hrsg.), Solidargemeinschaft und Erinnerungskultur im 20. Jahrhundert. Beiträge zu Gewerkschaften, Nationalsozialismus und Geschichtspolitik, Bonn 2009, S. 481–488, hier: S. 481.

3 Detlef Schmiechen-Ackermann, ›Volksgemeinschaft‹. Mythos, wirkungsmächtige soziale Verheißung oder soziale Realität im ›Dritten Reich‹? Einführung, in: ders. (Hrsg.), ›Volksgemeinschaft‹. Mythos, wirkungsmächtige soziale Verheißung oder soziale Realität im ›Dritten Reich‹? Zwischenbilanz einer kontroversen Debatte (Nationalsozialistische ›Volksgemeinschaft‹, Bd. 1), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2012, 377 S., geb., 48,00 €, S. 13–53, hier: S. 19.

4 Einführungswerke: Michael Wildt, Geschichte des Nationalsozialismus (Grundkurs Neue Geschichte, UTB, Bd. 2914), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, 219 S., kart., 14,90 €; Dietmar Süß/Winfried Süß (Hrsg.), Das »Dritte Reich«. Eine Einführung, München 2008; Jane Caplan (Hrsg.), Nazi Germany (The Short Oxford History of Germany), Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2008, XVII + 326 S., kart., 25,00 £. Zur Heimatgeschichte vgl. etwa Hans

Steffens etwa, die sich in ihrer zweibändigen Edition in der Reihe »Quellen für den Geschichtsunterricht« bemühen, »die gesellschaftliche Dimension des Nationalsozialismus als ›Volksgemeinschaft‹ fassbar« zu machen, nutzen den Begriff prominent im Titel der Bände und in Zwischenüberschriften, ohne jedoch dessen Bedeutung genauer zu erläutern. Diese changiert dementsprechend, sodass der Begriff sehr unterschiedliche Sachverhalte kennzeichnen soll.⁵ Peter Schyga hingegen bemüht sich in seiner von der evangelischen Kirche Goslar beauftragten lokalgeschichtlichen Studie »Kirche in der NS-Volksgemeinschaft« zwar zu erklären, »sich mit der Volksgemeinschaft zu beschäftigen« bedeute, dem »Prozess der Mobilisierung der Deutschen« für die NS-Verbrechen und den »ideologischen und materiellen Elementen des Zusammenhalts« während des Nationalsozialismus nachzugehen.⁶ Seine Untersuchung rückt jedoch gerade nicht die Teilhabe der Kirche an der nationalsozialistischen Politik, sondern deren Distanz zum NS-Regime in den Mittelpunkt, durch die »die Selbstvernichtungsgewalt des NS-Totalitarismus an seiner vollständigen Entfaltung gehindert« worden sei.⁷ Dieses Ergebnis der Studie wäre mit den alten Begriffen ›Widerstand‹ und ›Resistenz‹ wohl treffender beschrieben als mit der Kategorie ›Volksgemeinschaft‹, und so wirft gerade der nichtakademische Bezug auf die ›Volksgemeinschaft‹ ungewollt immer wieder jene Fragen auf, die die akademische Debatte zentral beschäftigt haben und weiter umtreiben: Was ist eigentlich gemeint, wenn in wissenschaftlichen Studien von ›Volksgemeinschaft‹ die Rede ist? Und inwieweit trägt dieser Begriff zu einem besseren Verständnis des Nationalsozialismus bei?

Diese Fragen stehen im Mittelpunkt dieses Forschungsberichts, der sich um die Zusammenstellung jener Antworten bemüht, die innerhalb der jüngeren Forschung diskutiert worden sind. Er rekonstruiert in einem ersten Schritt den bisherigen historiografischen Umgang mit dem Begriff ›Volksgemeinschaft‹ in groben Zügen und skizziert ausführlicher den Gang der aktuellen Diskussion (I.). Anschließend wird der Blick zunächst auf die inzwischen intensiv erörterte Begriffsgeschichte der ›Volksgemeinschaft‹ geworfen (II.), bevor die ›Volksgemeinschafts‹-Debatte selbst und die vorgebrachten Argumente und Positionen gegliedert dargestellt werden (III.). Das Fazit kehrt vor diesem Hintergrund abschließend zur zentralen Frage der Debatte zurück (IV.): Was meint und nützt das Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹?

I. DIE HISTORIOGRAFISCHE DEBATTE UM DIE ›VOLKSGEMEINSCHAFT‹

Lange Zeit hat die NS-Forschung dem Begriff ›Volksgemeinschaft‹ keine größere Aufmerksamkeit geschenkt. Insbesondere in der frühen NS-Forschung spielten andere Begriffe eine wichtigere Rolle, wie sich diese insgesamt zunächst kaum für die gesellschaftliche Dimension des Nationalsozialismus interessierte. Norbert Frei hat dies vor allem auf das Kon-

Schultheiß (Hrsg.), *Volksgemeinschaft in Waiblingen 1933–1945*, Waiblingen 2001; *Ulrich Friedrich Opfermann*, »Mit Scheibenklirren und Johlen«. Juden und Volksgemeinschaft im Siegerland und in Wittgenstein im 19. und 20. Jahrhundert, Siegen 2009.

5 *Thomas Lange/Gerd Steffens*, *Der Nationalsozialismus*, Bd. 1: Staatsterror und Volksgemeinschaft 1933–1939 (Fundus – Quellen für den Geschichtsunterricht), Wochenschau Verlag, Schwalbach am Taunus 2009, 238 S., kart., 19,80 €, S. 10. *Dies.*, *Der Nationalsozialismus*, Bd. 2: Volksgemeinschaft, Holocaust und Vernichtungskrieg 1939–1945 (Fundus – Quellen für den Geschichtsunterricht), Wochenschau Verlag, Schwalbach am Taunus 2011, 366 S., kart., 24,80 €. Vgl. auch *Wolfgang Jäger*, *NS-Herrschaft: »Volksgemeinschaft« und Verbrechen*, Berlin 2012.

6 *Peter Schyga*, *Kirche in der NS-Volksgemeinschaft – Selbstbehauptung, Anpassung und Selbstaufgabe. Die ev.-luth. Gemeinden in Goslar, der Reichsbauernstadt des Nationalsozialismus*, Lutherisches Verlagshaus, Hannover 2009, 372 S., kart., 29,90 €, S. 21.

7 *Ebd.*, S. 27.

kurrenzverhältnis mit den Erinnerungen der Zeitzeugen zurückgeführt, in dem die neue Disziplin der Zeitgeschichte entstand: Um der »fortbestehende[n] Identifikation mit den sogenannten ›guten Seiten‹ des NS-Regimes« entgegenzuwirken, zu denen gerade auch der vermeintliche »volksgemeinschaftliche ›Zusammenhalt« gehörte, habe die frühe NS-Forschung die »prinzipielle und dauerhafte Fiktionalität« der ›Volksgemeinschaft‹ betont und sich bemüht, den Blick vor allem auf die Politikgeschichte der NS-Diktatur zu lenken.⁸ In der Tat waren sich etwa so unterschiedliche Historiker wie Hans Mommsen, Heinrich August Winkler und Karl Bracher in ihrem Urteil über die ›Volksgemeinschaft‹ weitgehend einig. Sie hielten diese für einen »Mythos« (Winkler), der nur eine »vorgespiegelte soziale Integration« (Mommsen) beziehungsweise die »fiktive Gleichsetzung oligarchisch-diktatorischer Führung mit den Interessen des ›Ganzen‹, der ›Volksgemeinschaft« (Bracher) bezeichnet habe.⁹

Doch für die im Übergang von den 1960er zu den 1970er Jahren entstehende Sozial- und Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus bildete der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ von Beginn an einen wichtigen – wenn auch oftmals implizit bleibenden – Bezugspunkt: Richard Grunberger nutzte den Begriff zwar bereits 1971 in der englischen Übertragung »Folk Community« in seiner »Social History of the Third Reich« als Leitbegriff der Darstellung. Die meisten frühen Studien zur NS-Gesellschaftsgeschichte – etwa David Schoenbaums »Hitlers Social Revolution« oder Martin Broszats Aufsatz über »Soziale Motivation und Führer-Bindung im Nationalsozialismus« – verwendeten diesen jedoch nur beiläufig, wenngleich sie auf bestimmten Vorstellungen fußten, die mit dem Begriff verbunden waren.¹⁰ Im Kern war es die Vorstellung der ›Volksgemeinschaft‹ als harmonische, von sozialen Konflikten und Unterschieden befreite Gemeinschaft, deren Realität die frühen sozialgeschichtlichen Studien zur Gesellschaft des Nationalsozialismus nachspürten und damit ein Begriffsverständnis, das in starkem Maße mit der Vorstellung korrespondierte, die die Zeitzeugen in ihren Erinnerungen mit der ›Volksgemeinschaft‹ verbanden. Auch für die beginnende historiografische Beschäftigung mit der ›Volksgemeinschaft‹ blieb so das Verhältnis zwischen kommunikativem Gedächtnis und NS-Forschung prägend: Es legte den Begriff auch für den wissenschaftlichen Diskurs auf eine bestimmte Bedeutung fest, während andere historische Bedeutungsdimensionen, etwa der enge Zusammenhang mit dem Rassismus und Gewaltpotenzial der NS-Gesellschaft oder dessen Funktion für die politische Integration des NS-Regimes, kaum beachtet wurden.

Dies änderte sich seit Ende der 1970er Jahre mit der sich etablierenden NS-Alltagsgeschichte: Das die Oral History in Deutschland etablierende LUSIR-Projekt etwa zielte explizit darauf, die bestehende »Skepsis gegenüber dem Volk« zu überwinden, die »im Kern auf der Frage [beruhe], ob es Hitlers Volksgemeinschaft nicht doch gegeben habe«. Dafür wurde gerade nach der »Kontinuität des Volkes« wie nach »Entstehung, Art und Umfang von Konsenselementen im Faschismus und ihrer Bedeutung für die Nachkriegs-

8 Norbert Frei, »Volksgemeinschaft«. Erfahrungsgeschichte und Lebenswirklichkeit der Hitler-Zeit, in: *ders.*, 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen, München 2005, S. 107–128, hier: S. 108 und 107.

9 Heinrich August Winkler, Vom Mythos der Volksgemeinschaft, in: AfS 17, 1977, S. 484–490; Hans Mommsen, Volksgemeinschaft, in: Carola Stern/Thilo Vogelsang/Erhard Klöss u.a. (Hrsg.), Lexikon zur Geschichte und Politik im 20. Jahrhundert, Bd. 2, Köln 1971, S. 830; Karl Dietrich Bracher, Zeitgeschichtliche Kontroversen. Um Faschismus, Totalitarismus, Demokratie, München 1976, S. 43.

10 Richard Grunberger, A Social History of the Third Reich, London 1971; David Schoenbaum, Hitler's Social Revolution. Class and Status in Nazi Germany 1933–1939, New York 1967 (dt. Die Braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches, München 1968); Martin Broszat, Soziale Motivation und Führer-Bindung im Nationalsozialismus, in: VfZ 18, 1970, S. 392–409.

gesellschaft« gefragt.¹¹ Private Erinnerungen wurden so nun nicht mehr in ideologiekritischer Absicht korrigiert, sondern als Quellen betrachtet, die die Attraktivität des Nationalsozialismus und die breite gesellschaftliche Zustimmung zum NS-Regime belegen würden.¹² Gleichzeitig, und dies hing mit dem politischen Anspruch der Alltagsgeschichte zusammen, betonte diese aber gerade auch die Teilhabe der Gesellschaft an den nationalsozialistischen Verfolgungspolitiken. Diese doppelte Perspektive stellte Detlev Peukert in seiner Zusammenführung der frühen alltagsgeschichtlichen Forschungen zum Nationalsozialismus 1982 unter die Überschrift »Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde«. Er umriss damit ein Themenspektrum, in dem sowohl Fragen nach der Konsensbereitschaft der deutschen Gesellschaft – entlang des Spannungsverhältnisses »Volksgemeinschaft« und »Volksopposition« – als auch Fragen nach den nationalsozialistischen Verfolgungs- und Ausgrenzungspolitiken – entlang des Spannungsverhältnisses »Volksgenossen« und »Gemeinschaftsfremde« – als Teil desselben Gegenstands behandelt wurden.¹³ Die Alltagsgeschichte der 1980er Jahre erweiterte so das Themenspektrum, auf das der Begriff der »Volksgemeinschaft« historiografisch bezogen wurde, nachhaltig: Obgleich die Existenz der spezifischen Zeitzeugenerinnerung an die »Volksgemeinschaft« weiterhin prägend blieb, beschränkte sich der Begriff nicht mehr allein auf die Vision einer von sozialen Konflikten und Ungleichheiten befreiten Gesellschaft, sondern rückte gerade dessen rassistische und gewalttätige Dimension sowie Funktion für die soziale Integrationsfähigkeit des NS-Regimes in den Vordergrund. An dieses erweiterte Verständnis von »Volksgemeinschaft« schlossen zahlreiche Studien der 1990er Jahre an: etwa Peter Fritzsche wegweisende Untersuchung »German into Nazis« wie auch Peter Reichels Studie »Der schöne Schein des Dritten Reiches«.¹⁴ Insgesamt wurde der Begriff »Volksgemeinschaft« nun in so zahlreichen Studien gebraucht, dass in einem Forschungsbericht schon 2001 festgehalten werden konnte: »[Z]ur Volksgemeinschaft existiert eine umfangreiche Literatur.«¹⁵

Diese Literatur wurde breit rezipiert, jedoch ohne den Begriff »Volksgemeinschaft« dabei besonders zu beachten. Doch dies änderte sich nach der Jahrtausendwende: Der Begriff spielte nun in zentralen und breit diskutierten Texten wie Hans-Ulrich Wehlers viertem Band der Deutschen Gesellschaftsgeschichte, in Norbert Freis viel beachtetem Aufsatz »Volksgemeinschaft. Erfahrungsgeschichte und Lebenswirklichkeit der Hitler-Zeit« und in Götz Aly's Studie über »Hitlers Volksstaat« eine zentrale Rolle – was jedoch zunehmend auf Kritik stieß.¹⁶ Mit Blick auf diese Entwicklung forderte Hans Mommsen in einem Überblick über die aktuellen »Forschungskontroversen zum Nationalsozialismus« im Frühjahr 2007, »auf den Begriff der »Volksgemeinschaft«, der ja durch die Goebbel-

11 Lutz Niethammer, Einleitung des Herausgebers, in: *ders.* (Hrsg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983, S. 7–29, hier: S. 7 und 10.

12 Resümierend: Alexander von Plato, Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft. Ein Problemaufriss, in: BIOS 13, 2000, S. 5–29, hier: S. 14.

13 Detlev Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus, Köln 1982.

14 Peter Fritzsche, Wie aus Deutschen Nazis wurden, München 2002; Peter Reichel, Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus, München/Wien 1991.

15 Maria Mitchell, Die Volksgemeinschaft im Dritten Reich. Konflikt, Konzession, Konsens, in: Hartmut Lehmann/Norbert Finzsch (Hrsg.), Zukunftsvisionen. Politische und soziale Utopien in Deutschland und den Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert, Krefeld 2001, S. 37–68, hier: S. 37.

16 Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, München 2003; Frei, »Volksgemeinschaft«; Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt am Main 2005.

sche Propaganda eingefärbt wurde, im analytischen Kontext zu verzichten«. ¹⁷ Doch konträr dazu wurde eben seit 2007 dezidiert über den analytischen Wert des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ für die NS-Forschung nachgedacht.

Hieran hatte die Veröffentlichung von Michael Wildts Studie »Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung« über antijüdische Gewaltaktionen der Vorkriegszeit im selben Jahr entscheidenden Anteil. Wildt rückte den Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ und dessen Bedeutung für »die Transformation der deutschen Gesellschaft« durch Gewalt nicht nur empirisch in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Vielmehr bezog er sich dezidiert auf die mit den jüngeren Veröffentlichungen »innerhalb der Geschichtswissenschaft erkennbar in Gang gekommen[e]« Diskussion um die ›Volksgemeinschaft‹ und knüpfte an diesen Begriff ein – in folgenden Veröffentlichungen weiter ausgearbeitetes – Forschungsprogramm. ¹⁸ In Abgrenzung zur auf Einzelpersonen konzentrierten Täterforschung der 1990er Jahre sollte dieses nach »Akteuren, Beteiligungen, Teilnahmen und ihren Veränderungen« bei der nationalsozialistischen Gesellschaftstransformation nach 1933 fragen. ¹⁹ Vor allem mit der Sektion »Ungleichheiten in der nationalsozialistischen ›Volksgemeinschaft« auf dem Dresdener Historikertag 2008 unterstrichen Michael Wildt und Frank Bajohr den »analytische[n] Wert« des Begriffs, der »wie kein zweiter die Freisetzung sozialer Schubkräfte nach 1933 und die Mobilisierung der deutschen Bevölkerung zu erklären« vermöge. ²⁰

Dieses Forschungsprogramm stieß sowohl auf Zuspruch wie auf scharfe Kritik, wodurch der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ rasch zu einer polarisierenden Kategorie akademischer Fremd- wie Selbstbeschreibung wurde: Hans Mommsen etwa stellte seine Besprechung der 2008 veröffentlichten »Geschichte des Nationalsozialismus« von Michael Wildt unter den Titel »Amoklauf der ›Volksgemeinschaft‹?« und formulierte damit nicht nur nachdrücklich inhaltliche Zweifel an dessen Interpretation der NS-Geschichte. Vor dem Hintergrund, dass er Wildt vorwarf, »Schönfärberei« zu betreiben und das »Ausmaß des terroristischen Drucks« herunterzuspielen, zielte der Titel eben auch auf diese Art der NS-Geschichtsschreibung. ²¹ Seine Kritik hat Hans Mommsen seitdem verschiedentlich wiederholt und auch weitere Historiker wie Ian Kershaw, Ulrich Herbert oder Bernd Weisbrod haben deutliche Bedenken gegenüber dem Gebrauch des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ als Teil der analytischen Sprache der NS-Forschung geltend gemacht.

Andere Historikerinnen und Historiker hingegen eigneten sich den Begriff für ihre eigenen Forschungen bereits frühzeitig an: Vor allem das im Januar 2009 gestartete, von den Universitäten Hannover, Göttingen, Oldenburg und Osnabrück getragene Forschungskolleg »Nationalsozialistische ›Volksgemeinschaft‹? Konstruktion, gesellschaftliche Wirkungsmacht und Erinnerung vor Ort« hat hierzu beigetragen, indem es den Begriff ›Volksgemeinschaft‹ in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellte. Gemeinsam fragen die dreizehn regional- und lokalgeschichtlichen Qualifikationsarbeiten, die derzeit im Kolleg entstehen, danach, mit »welchen Instrumenten vor Ort die Produktion von ›Volksgemeinschaft‹ be-

17 Hans Mommsen, Forschungskontroversen zum Nationalsozialismus, in: APuZ 57, 2007, H. 14–15, S. 14–21, hier: S. 20.

18 Michael Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburger Edition, Hamburg 2007, 411 S., geb., 28,00 €, S. 18.

19 Ebd., S. 11.

20 Frank Bajohr/Michael Wildt, Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus (Die Zeit im Nationalsozialismus, Fischer Taschenbuch, Bd. 18354), Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2009, 236 S., kart., 14,95 €, S. 7–23, hier: S. 9.

21 Hans Mommsen, Amoklauf der »Volksgemeinschaft«? Kritische Anmerkungen zu Michael Wildts Grundkurs zur Geschichte des Nationalsozialismus, in: NPL 53, 2008, S. 15–20, hier: S. 16 und 17. Wildt, Geschichte des Nationalsozialismus.

trieben« wurde und welche »Indizien sich für Erfolg oder Misserfolg der Politik zur Konstruktion und Aufrechterhaltung einer ›Volksgemeinschaft‹ erheben lassen.«²² Einen Überblick über diese Arbeiten und Einblicke in erste Ergebnisse bietet der von Dietmar von Reeken und Malte Thießen herausgegebene Sammelband »›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis«, der Beiträge aller Kollegiaten und Kollegiatinnen versammelt und neben methodische und einordnende Aufsätze etablierter Historikerinnen und Historiker stellt.²³ Die Veröffentlichung in monografischer Form steht hier, wie bei den meisten anderen Forschungsprojekten, die derzeit den Begriff ›Volksgemeinschaft‹ als Instrument der NS-Forschung erproben, aber noch aus.

Wer sich gegenwärtig über die Diskussion informieren will, ist vor allem auf die inzwischen erschienenen Sammelbände der einschlägigen ›Volksgemeinschafts‹-Konferenzen in Dresden, Hannover, Berlin und London angewiesen, auf denen die Diskussion in den letzten Jahren vor allem geführt worden ist.²⁴ Konferenzbeiträge und Aufsätze bilden dementsprechend auch den Großteil der bisherigen Debattenbeiträge, während umfangreichere empirische Studien erst in geringer Zahl vorliegen. Zu Recht ist deshalb bemerkt worden, dass die Diskussion bisher »gelegentlich sehr meinungsstark, aber auf der Basis nur geringer empirischer Sättigung geführt worden ist.«²⁵ Gerade deshalb geben die unterschiedlichen Tagungsbände aber insgesamt einen guten Einblick in die Vielfalt und Breite der Diskussion wie in die Vielzahl der vorgebrachten Argumente, wobei der Band der Londoner Konferenz besonders positiv hervorsticht. In die Intensität und Emotionalität, mit der Befürworter wie Gegner auf diesen Konferenzen um den Begriff ›Volksgemeinschaft‹ stritten, geben die überarbeiteten Vorträge dabei nur noch bedingt Einblick. Doch zeigt sich die starke Polarisierung der Debatte in den Bänden noch immer darin, dass sich nahezu alle Beiträge letztlich auf dieselbe Frage beziehen: Ob und in welcher Weise der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ sinnvoll als Teil der analytischen Sprache der NS-Forschung verwendet werden kann und welche Erkenntnismöglichkeiten wie -hemmnisse damit einhergehen.

Zu Beginn der Diskussion bedeutete eine Antwort auf diese Frage auch stets, sich in einem der beiden Lager der Befürworter oder Gegner des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ einzuordnen, zwischen denen scharf unterschieden wurde. Inzwischen scheint jedoch ein stärkerer »Pragmatismus« in die Diskussion eingekehrt, werden nun lagerübergreifend »Erkenntnisgewinne und -grenzen« herausgestrichen, »Aufschlüsse an[erkannt], die mit dem Begriff möglich werden« und »Erwartungen [gedämpft], mit der ›Volksgemeinschaft‹ den Stein der Weisen gefunden zu haben.«²⁶ Damit ist der Blick frei geworden für die

22 Forschungsprofil des Forschungskollegs, URL: <<http://www.foko-ns.de/2338.html>> [22.6.2013].

23 Dietmar von Reeken/Malte Thießen (Hrsg.), ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis. Neue Forschungen zur Gesellschaft vor Ort, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2013, 377 S., geb., 44,90 €. Den Herausgebern sei herzlich dafür gedankt, mir für diesen Forschungsbericht noch vor der Veröffentlichung einen Einblick in die Druckfahnen gewährt zu haben.

24 Dresden: Bajohr/Wildt, Volksgemeinschaft. Hannover: Schmiechen-Ackermann, ›Volksgemeinschaft‹. Berlin: Hans-Ulrich Thamer/Simone Erpel (Hrsg.), Hitler und die Deutschen. Volksgemeinschaft und Verbrechen. Eine Ausstellung der Stiftung Deutsches Historisches Museum Berlin, Sandstein Verlag, Dresden 2010, 327 S., kart., 38,00 €; Jochen Oltmer (Hrsg.), Nationalsozialistisches Migrationsregime und »Volksgemeinschaft« (Nationalsozialistische ›Volksgemeinschaft‹, Bd. 2), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2012, 298 S., geb., 44,90 €. London: Martina Steber/Bernhard Gotto (Hrsg.), Visions of Community in Nazi Germany. Social Engineering and Private Lives. Der Band wird im Frühjahr 2014 erscheinen. Martina Steber und Bernhard Gotto sei herzlich dafür gedankt, mir für diesen Forschungsbericht einen Einblick in das Manuskript des Bandes gewährt zu haben.

25 Schmiechen-Ackermann, ›Volksgemeinschaft‹, S. 47.

26 Michael Wildt, ›Volksgemeinschaft‹ – eine Zwischenbilanz, in: von Reeken/Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 355–369, hier: S. 355.

unterschiedlichen mit dem Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ verbundenen Zugangsweisen, auf die insbesondere Ian Kershaw in seiner Zwischenbilanz der Debatte verwiesen hat. Kershaw unterscheidet drei »Anwendungsfälle«, in denen das »Forschungskonzept« ›Volksgemeinschaft‹ gebraucht werde: Dieses diene erstens zur Charakterisierung »veränderter gesellschaftlicher und Machtverhältnisse«, zweitens zur Untersuchung »›affektive[r] Integration« und drittens zur Beschreibung von »Exklusion und Inklusion als prägende Merkmale der nationalsozialistischen Gesellschaft«.²⁷ Zu Recht betont Kershaw mit dieser Differenzierung, dass es innerhalb der Debatte – auch gerade bei den ›Volksgemeinschafts‹-Befürwortern – weit mehr als eine Verwendungsweise des Begriffs gibt, sieht diese jedoch als Teile eines zusammenhängenden »Forschungskonzeptes«.

Dabei ist der Status des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ auch unter dessen Befürwortern alles andere als geklärt: Norbert Frei etwa hat in Reaktion auf Ian Kershaw dezidiert bestritten, dass es sich bei ›Volksgemeinschaft‹ um ein »Konzept« handle, und stattdessen argumentiert, es ginge vielmehr darum, sich den »heuristischen Wert« dieses Begriffs zunutze zu machen.²⁸ Und auch andere Historikerinnen und Historiker haben statt von einem »Konzept« von einem »Leitbegriff«²⁹, einer »Deutungsfigur«³⁰, einem »schillernden Suchbegriff«³¹ oder einem »Forschungsparadigma«³² gesprochen. Im Folgenden wird deshalb nicht den »Anwendungsfällen« eines »Forschungskonzeptes« nachgegangen, sondern sollen die zentralen Problemzusammenhänge in den Mittelpunkt gerückt werden, entlang derer versucht worden ist, den Stellenwert des Begriffs für die NS-Forschung genauer zu bestimmen: erstens die Dynamiken der Gesellschaft des Nationalsozialismus, zweitens die Formen sozialer Integration, drittens Ausgrenzung als Grundbedingung der NS-Gesellschaft und viertens die Beziehungen zwischen politischem System und Gesellschaft. Für diese Zusammenhänge ist innerhalb der jüngeren Forschung versucht worden, ›Volksgemeinschaft‹ als einen historiografischen Begriff produktiv zu machen, indem unterschiedliche konzeptionelle Überlegungen mit ihm verknüpft worden sind und er so zu einem Teil der Analysesprache der NS-Forschung gemacht wurde. In welcher unterschiedlichen Weise der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ damit in der jüngeren Forschung zu welchen unterschiedlichen Zwecken verwendet wird, kann erst deutlich werden, wenn man diese inhaltlichen Zusammenhänge getrennt betrachtet. Erst daran anschließend kann überlegt werden, inwieweit sich der konkrete historiografische Gebrauch des Begriffs zu einem einheitlichen Konzept zusammenfügt, indem man nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden in dessen Verwendung in den unterschiedlichen Zusammenhängen fragt.

Bevor der historiografische Umgang mit dem Begriff ›Volksgemeinschaft‹ in der neueren NS-Forschung genauer betrachtet wird, wirft der folgende Abschnitt einen Blick auf den historischen Begriff ›Volksgemeinschaft‹. Dies geschieht erstens, weil die Begriffs-

27 Kershaw, »Volksgemeinschaft«, S. 3.

28 Norbert Frei, Die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft« als Terror und Traum (Eröffnungsvortrag der 4. Internationalen Konferenz zur Holocaustforschung: »Volksgemeinschaft – Ausgrenzungsgemeinschaft. Die Radikalisierung Deutschlands ab 1933«, 27.–29.1.2013, Berlin), URL: <https://www.bpb.de/system/files/dokument_pdf/20130225_Dokumentation_Vortrag%20Frei_HolocaustKonferenz_aor.pdf> [15.6.2013]. Anders Michael Wildt in seiner Erwiderung, der dezidiert vom »›Volksgemeinschaft‹-Konzept« spricht, Michael Wildt, »Volksgemeinschaft«. Eine Antwort auf Ian Kershaw, in: Zeithistorische Forschungen 8, 2011, H. 1, S. 102–109, hier: S. 109.

29 Schmiechen-Ackermann, ›Volksgemeinschaft‹, S. 35.

30 Grebing, Zu viel ›Volksgemeinschaft‹, S. 484.

31 Habbo Knoch, Mehr Wissen und mehr Recht. Koordinaten einer zukünftigen Erinnerungskultur. Eine Replik auf Harald Welzer, in: Gedenkstättenrundbrief, 2011, Nr. 163, S. 3–11, hier: S. 8.

32 Andreas Wirsching, Vom »Lehrstück Weimar« zum Lehrstück Holocaust?, in: APuZ 62, 2012, H. 1–3, S. 9–14, hier: S. 11.

geschichte der ›Volksgemeinschaft‹ einen der wenigen empirischen Schwerpunkte der Diskussion gebildet hat. Insgesamt ist in der ›Volksgemeinschafts‹-Debatte ein extrem breites Spektrum an Themen und Gegenständen der NS-Geschichte und darüber hinaus angesprochen worden, wie schon ein schneller Blick in die Inhaltsverzeichnisse der Konferenzbände zeigt: Neben dezidiert methodischen Beiträgen zum Begriff finden sich dort Aufsätze zur Konsumgeschichte des Nationalsozialismus, zu den zentralen Massenveranstaltungen des NS-Regimes, wie den Reichsparteitagen und Reichserntedankfesten, zur NSDAP, anderen NS-Organisationen sowie zu deren Führungspersonal, zur NS-Justiz, zu Architektur, Städtebau und Stadtimages im Nationalsozialismus, zur Siedlungspolitik des NS-Regimes und Arbeitsmigration in den 1930er und 1940er Jahren, zu Gewaltpraktiken der SA, zu den Volksschullehrern des NS-Regimes, zur Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus, zur Ausgrenzung der jüdischen Deutschen und zur Vernichtungspolitik, zur Geschichte des Fußballs im Nationalsozialismus, zur nationalsozialistischen Ideologie, zur Funktionselite des NS-Regimes wie zu dessen Gewaltpolitiken, zur Agrargeschichte des Nationalsozialismus, zu sozialer Kontrolle und Mobilisierung in der NS-Gesellschaft und zur kollektiven Erinnerung an den Nationalsozialismus nach 1945. Kaum ein Gegenstand der (Gesellschafts-)Geschichte des Nationalsozialismus ist in den letzten Jahren nicht in Zusammenhang mit dem Begriff ›Volksgemeinschaft‹ gebracht worden, was nicht zuletzt mit der extremen Breite zusammenhängt, in der sich der Begriff in den Quellen finden lässt. Die enorme Pluralität der angesprochenen Themen macht es wenig sinnvoll, die disparaten empirischen Ergebnisse der Debattenbeiträge zusammenzutragen, zumal die Beiträge – wie erwähnt – ihren Gegenstand überwiegend exemplarisch betrachten, um den analytischen Wert des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ zu erproben. Eine Ausnahme stellt die Begriffsgeschichte dar, die einen wichtigen inhaltlichen Schwerpunkt der Diskussion gebildet hat und inzwischen so gut erforscht ist, dass zumindest die Entwicklungslinien des Begriffs vielfach konturiert sind.

Gleichzeitig stecken die historischen Bedeutungen des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ zweitens aber auch den Rahmen ab, in dem sich das historiografische Sprechen von der ›Volksgemeinschaft‹ bewegt. In diesem Sinne trägt das hohe Interesse der ›Volksgemeinschafts‹-Debatte an der Begriffsgeschichte stark selbstreflexive Züge, indem über ein angemessenes gegenwärtiges Verständnis des Begriffs immer auch vor dem Hintergrund seiner historischen Bedeutung nachgedacht worden ist. Aus diesen Gründen widmet sich dieser Forschungsbericht zunächst den Kenntnissen über die Entwicklung des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ von seiner Entstehung bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, bevor sich der daran anschließende Abschnitt der ›Volksgemeinschaft‹ als historiografischem Begriff und den vier zentralen Problemzusammenhängen widmet, über die mit diesem Begriff seit einigen Jahren nachgedacht wird.

II. ›VOLKSGEMEINSCHAFT‹ ALS HISTORISCHER BEGRIFF

1800–1933: Der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ in den Diskussionen um die politische und gesellschaftliche Ordnung

So wichtig der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ für den Nationalsozialismus war, so handelt es sich dennoch nicht um einen genuin nationalsozialistischen Begriff. Vielmehr lässt er sich bis in das ausgehende 18. Jahrhundert zurückverfolgen und damit bis in jene Zeit, in der auch das Wortfeld ›Volk‹ vom grundlegenden semantischen Strukturwandel der politisch-sozialen Begriffe der Moderne erfasst wurde.³³ Dies führte nicht nur zur Entstehung

³³ Erstmals kann Norbert Götz den Begriff in einer Übersetzung von John Locke aus dem Jahre 1791 nachweisen, *Norbert Götz*, Die nationalsozialistische Volksgemeinschaft im synchronen

Dutzender neuer Wortkompositionen – etwa ›Volksgemeinschaft‹ –, sondern machte, wie Reinhard Koselleck betont hat, die bisher oftmals an konkreten Erfahrungen orientierte Beschreibungskategorie ›Volk‹ zu einem »Vorgriff, ein[em] Erwartungsbegriff«, mit dem »in der Wirklichkeit noch keine Erfahrung korrespondierte«. ³⁴ Im Sinne eines nicht auf eine reale, gegenwärtige, sondern eine zukünftige, erst noch zu schaffende Wirklichkeit zielenden Begriffs wurde ›Volksgemeinschaft‹ im 19. Jahrhundert, wie Norbert Götz in seiner begriffsgeschichtlichen Dissertation über deutsche »Volksgemeinschaft und schwedische[s] Volksheim« argumentiert hat, vor allem als wissenschaftlicher Begriff in unterschiedlichen Disziplinen verwandt. ³⁵

Gegen Ende des Jahrhunderts gewann er dann zunehmend im politischen Diskurs an Bedeutung ³⁶, wobei er seine entscheidende Prägung wie Popularisierung im Ersten Weltkrieg erfuhr, in dem der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ »seine erste Hochkonjunktur« erlebt habe. ³⁷ Gemeinsam mit angrenzenden Begriffen habe er seitdem die »unverzichtbare Achse jeder politischen und sozialen Argumentation oder Agitation« gebildet, wobei diese Begriffe, die im frühen 19. Jahrhundert noch »das visionäre Programm einer intellektuellen Minorität« bezeichnet hätten, nun dazu dienten, »die Wirklichkeit selbst zu begreifen«. ³⁸ Mit dem ›Augusterlebnis‹, der vermeintlich allumfassenden Kriegsbegeisterung im August 1914, schien für die Zeitgenossen eine neue Erfahrung eingetreten zu sein, in der sich die Erwartungen an das ›Volk‹ erfüllt hätten, allerdings – darauf hat Jeffrey Verhey in seiner Studie über die »Erfindung der Volksgemeinschaft« im Ersten Weltkrieg nachdrücklich hingewiesen – vor allem im idealisierenden Rückblick der folgenden Jahre. Verhey fragt mit seiner in zwei Teile gegliederten Untersuchung gleichermaßen nach den Reaktionen der Deutschen auf den Kriegsausbruch wie nach der Entstehung, Genealogie und Rezeption des Narratives des ›Augusterlebnisses‹ im Verlauf des Weltkriegs und über das Kriegsende hinaus. In der Gegenüberstellung der beiden Teile argumentiert Verhey, dass der August 1914 wirklich eine Zeit »großer und tiefempfundener Gefühle« gewesen sei, die sich aber nicht durch politische Kriegsbegeisterung, sondern durch Neugier und »karne-

und diachronen Vergleich, in: *Schmiechen-Ackermann*, ›Volksgemeinschaft‹, S. 55–67, hier: S. 57.

- 34 *Reinhard Koselleck*, Volk, Nation, Nationalismus, Masse, in: *Otto Brunner/Werner Conzel/ders.* (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1991, S. 141–151 und 380–431, hier: S. 149.
- 35 *Norbert Götz*, *Ungleiche Geschwister. Die Konstruktion von nationalsozialistischer Volksgemeinschaft und schwedischem Volksheim*, Baden-Baden 2001, S. 84–86.
- 36 Ebd., S. 86–88; *Hans-Ulrich Wehler*, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, 1849–1914, München 1995, S. 951f.; *Gunther Mai*, »Verteidigungskrieg« und »Volksgemeinschaft«. Staatliche Selbstbehauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des Ersten Weltkrieges, 1900–1925, in: *Wolfgang Michalka* (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München/Zürich 1994, S. 583–602, hier: S. 590f.; *Jost Dülffer*, Hitler, Nation und Volksgemeinschaft, in: *Otto Dann* (Hrsg.), *Die deutsche Nation. Geschichte, Probleme, Perspektiven*, Vierow bei Greifswald 1994, S. 96–116; *Hans-Ulrich Thamer*, Nation als Volksgemeinschaft. Völkische Vorstellungen, Nationalsozialismus und Gemeinschaftsideologie, in: *Jörg-Dieter Gauger/Klaus Weigelt* (Hrsg.), *Soziales Denken in Deutschland zwischen Tradition und Innovation*, Bonn 1990, S. 112–128, hier: S. 114–120.
- 37 *Michael Wildt*, Die Ungleichheit des Volkes. »Volksgemeinschaft« in der politischen Kommunikation der Weimarer Republik, in: *Bajohr/ders.*, *Volksgemeinschaft*, S. 24–40, hier: S. 24; *Norbert Jegelka*, »Volksgemeinschaft«. Begriffskonturen in »Führer«ideologie, Recht und Erziehung (1933–1945), in: *Annette Graczyk* (Hrsg.), *Das Volk. Abbild, Konstruktion, Phantasma*, Berlin 1996, S. 115–128, hier: S. 115.
- 38 *Koselleck*, *Volk*, S. 390 und 392.

valeskes Verhalten« ausgezeichnet habe.³⁹ In diesen Tagen habe sich vor allem das städtische Bürgertum »als Teil einer zu kollektivem, geschlossenem Handeln fähigen Gemeinschaft« erleben können⁴⁰, doch erst die seit Herbst 1914 durch bürgerliche Autoren entwickelte spezifische Erinnerung an das ›Augusterlebnis‹ habe dieses zur Realisierung des utopischen ›Volks‹-Begriffs des 19. Jahrhunderts stilisiert. Die naiven und karnevalesken Aspekte der spontanen Kriegsbegeisterung seien dabei aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden, während das ›Augusterlebnis‹ nun innerhalb der Kriegspropaganda zu einem Symbol der deutschen Kampfbereitschaft und Einheit des Volks transformiert worden sei, für das öffentlich jedoch zunächst weniger der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ als insbesondere die Wendung »Geist von 1914« gestanden habe.

Darauf, dass der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ während des Weltkriegs vor allem in intellektuellen Debatten Verwendung fand, verweist die Dissertation von Steffen Bruendel über die ideenpolitischen Diskussionen zur politischen Ordnung von Literaten und Professoren zwischen 1914 und 1918. Gestützt auf die Auswertung von Eingaben, Aufrufen und Einzelschriften deutscher Gelehrter, untersucht Bruendel die Entstehung und Entwicklung neuer politischer Ordnungsideen, die insgesamt auf dem Versuch gegründet hätten, das »in ihrer Erinnerung zum Gemeinschaftserlebnis des gesamten Volkes stilisierte August-Erlebnis [...] zur Grundlage einer [politischen] Ordnungsidee für die Zukunft zu machen.«⁴¹ Bruendel argumentiert dabei, dass am Ende des Kriegs diese Diskussion zu drei unterschiedlichen Konzeptionen geführt habe, die er mit den Begriffen »Volksstaatsidee«, »inklusive Volksgemeinschaftsidee« und »exklusive Volksgemeinschaftsidee« kennzeichnet. Während die Vertreter der »Volksstaatsidee« auf eine Ausweitung parlamentarischer Gestaltungsmöglichkeiten gedrängt und zu Kriegsende schließlich die Demokratisierung des politischen Systems gefordert hätten, sei von den Vertretern der »inklusive« und »exklusive Volksgemeinschaftsidee« die Schaffung korporativer Partizipationsmöglichkeiten gefordert worden. Der Unterschied zwischen »inklusive« und »exklusive Volksgemeinschaftsidee« habe darin bestanden, dass die Vertreter der inklusiven Variante die Gemeinschaft des gesamten Volks angestrebt hätten. Die Vertreter der »exklusive Volksgemeinschaftsidee« hätten demgegenüber ihr Augenmerk vor allem auf die Abgrenzung von demokratischen Reformideen, der »Distinktion vom ›inneren Feind‹« und der Durchsetzung eines radikalen »nationale[n] Homogenisierungsanspruch[s]« durch die Exklusion »politisch, konfessionell oder ethnisch« unliebsamer »Volksteile« gelegt.⁴²

Die Gelehrtendiskussionen des Weltkriegs trugen entscheidend dazu bei, den noch immer stark akademischen Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ endgültig zur wichtigen politischen Vokabel zu machen, was wohl auch damit zusammenhing, dass innerhalb der zeitgenössischen Diskussionen die Begriffe ›Volksstaat‹ und ›Volksgemeinschaft‹ keineswegs so eindeutig verwendet wurden, wie Bruendel nahelegt.⁴³ Jedenfalls wird von Gunther Mai und anderen Historikern betont, dass der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ gerade deshalb zumindest »kurzfristig zu einer Art Gründungskonsens der Weimarer Republik« geworden sei, weil er für die demokratischen Kräfte als »bekenntnishafter Gegenentwurf zum exklusiven Nationsbegriff der Konservativen und Völkischen« fungiert habe.⁴⁴ Entspre-

39 Jeffrey Verhey, *Der »Geist von 1914« und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburger Edition, Hamburg 2000, 416 S., geb., 30,00 €, S. 42 und 144.

40 Ebd., S. 190.

41 Steffen Bruendel, *Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die »Ideen von 1914« und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg*, Akademie Verlag, Berlin 2003, 403 S., geb., 49,80 €, S. 102.

42 Ebd., S. 282f.

43 In diesem Sinne muss Bruendel wiederholt selber feststellen, dass die von ihm den jeweiligen Begriffen »Volksstaat« und »Volksgemeinschaft« zugeordneten Gelehrten keineswegs sauber zwischen den Begriffen trennten. Ebd., S. 139 und 267f.

44 Mai, »Verteidigungskrieg« und »Volksgemeinschaft«, S. 593 und 592.

chend fand er im gesamten politischen Spektrum Verwendung und habe zu einem grundlegenden Wandel in der Legitimation von Politik geführt, indem für keine politische Richtung mehr »der Kaiser mit Gottesgnadentum oder ein Fürstenbund, sondern das Volk [...] Legitimationsgrundlage der Volksgemeinschaft« gewesen sei.⁴⁵

Aus der im Weltkrieg zur Beschreibung der konkreten Erfahrungen des ›Augusterlebnisses‹ gebrauchten Kategorie wurde dadurch wieder ein »Zielbegriff, der davon lebte, daß die Volksgemeinschaft noch nicht erreicht war«.⁴⁶ Dem Begriff sei die Erinnerung an die vermeintliche Einheit zum Kriegsbeginn 1914 eingeschrieben, und diese mit dem Ausdruck ›Volksgemeinschaft‹ »zum Mythos erhoben, als goldene Vergangenheit der elenden Gegenwart gegenübergestellt und als Vision einer Heilung der deutschen Gesellschaft beschworen« worden.⁴⁷ Der Begriff formulierte so konkrete Erwartungen an die Politik wie allgemeine Vorstellungen einer idealen politischen Ordnung, wobei man sich zwar über den Begriff, aber nicht über dessen Bedeutung einig war. ›Volksgemeinschaft‹ und die diesem verwandten oder entlehnten Begriffe bildeten, so Gunther Mai, »nur semantisch identische Topoi«, die »inhaltlich geradezu konträr definiert wurden«.⁴⁸ Der Begriff wurde »vom gesamten politischen Spektrum [...], von Anarchisten, Katholiken, Juden, Protestanten, Sozialdemokraten, Liberalen, Konservativen und von den Nationalsozialisten« genutzt.⁴⁹ Selbst bei der KPD können, auch wenn der Begriff in den zentralen programmatischen Schriften nicht verwendet wurde⁵⁰, zumindest »Anklänge an die ›Volksgemeinschafts-Idee« gefunden werden.⁵¹ Obgleich eine verschiedentlich angemahnte »gründliche Untersuchung« zum »Volksgemeinschaft-Gedanken der zwanziger Jahre« bislang fehlt⁵², liegen mit Blick auf die politischen Parteien der Weimarer Republik zumindest mehrere, zumeist auf zentrale programmatische Dokumente gestützte Skizzen der unterschiedlichen ›Volksgemeinschafts‹-Konzeptionen vor, die einen Eindruck von der großen Spannweite der Begriffsdefinition und -verwendung geben.⁵³

45 Michael Wildt, Volksgemeinschaft und Führererwartung in der Weimarer Republik, in: Ute Daniel/Inge Marszolek/Wolfgang Pyta u. a. (Hrsg.), Politische Kultur und Medienwirklichkeiten in den 1920er Jahren, München 2010, S. 181–204, hier: S. 186. Ähnlich bereits Georg L. Mosse, Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegungen in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich, Frankfurt am Main/Berlin 1976, S. 10–32.

46 Thomas Mergel, Führer, Volksgemeinschaft und Maschine. Politische Erwartungsstrukturen in der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus 1918–1936, in: Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit, Göttingen 2005, S. 91–127, hier: S. 98.

47 Wildt, Volksgemeinschaft und Führererwartung, S. 185.

48 Mai, »Verteidigungskrieg« und »Volksgemeinschaft«, S. 594.

49 Verhey, Der »Geist von 1914«, S. 346.

50 Götz, Ungleiche Geschwister, S. 90.

51 Mai, »Verteidigungskrieg« und »Volksgemeinschaft«, S. 593.

52 Mergel, Führer, S. 98, Anm. 27. Ebenso Verhey, Der »Geist von 1914«, S. 346, Anm. 29.

53 Zusammenfassend: Wildt, Die Ungleichheit des Volkes, S. 29–32; ders., Volksgemeinschaft und Führererwartung, S. 188–192; ders., »Volksgemeinschaft« als politischer Topos in der Weimarer Republik, in: Alfred Gottwaldt/Norbert Kampe/Peter Klein (Hrsg.), NS-Gewaltherrschaft. Beiträge zur historischen Forschung und juristischen Aufarbeitung, Berlin 2005, S. 23–39, hier: S. 29–34; Mai, »Verteidigungskrieg« und »Volksgemeinschaft«, S. 591–594; ders., Arbeiterschaft und »Volksgemeinschaft«, in: Winfried Speitkamp (Hrsg.), Staat, Gesellschaft, Wissenschaft. Beiträge zur modernen hessischen Geschichte, Marburg 1994, S. 211–226, hier: S. 213–216; Götz, Ungleiche Geschwister, S. 90–101. Zu einzelnen Parteien: Stephen G. Fritz, The Search for Volksgemeinschaft. Gustav Stresemann and the Baden DVP, 1926–1930, in: German Studies Review 7, 1984, S. 249–280; Amrei Stupperich, Volksgemeinschaft und Arbeitersolidarität. Studien zur Arbeitnehmerpolitik in der Deutschnationalen Volkspartei (1918–1933), Göttingen/Zürich 1982.

Im Bestreben um eine zumindest grobe Systematisierung dieses Spektrums wird vor allem die Differenz zwischen ›Volksgemeinschafts‹-Konzepten der extremen Rechten und der demokratischen Parteien betont. Michael Wildt hat diese mithilfe der Unterscheidung zwischen einer »inkluisiven« und einer »exklusiven« Variante des ›Volksgemeinschafts‹-Gedankens zu fassen versucht: Während die gemäßigten politischen Kräfte der Weimarer Republik den Schwerpunkt ihrer Begriffsverwendung und -definition auf die Vision eines harmonischen Zusammenlebens der gesamten Bevölkerung gelegt hätten, habe die politische Rechte diesen »vor allem durch Grenzen, durch Exklusion bestimmt«.⁵⁴

Auch außerhalb des politischen Systems spielte der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ eine große Rolle. Der Erste Weltkrieg warf nicht nur für Intellektuelle und Politiker die Frage nach der Legitimation politischer Herrschaft auf, sondern trug auch zu einer nachhaltigen »Politisierung der Massen« bei, durch die sich diese, so Jeffrey Verhey, zunehmend selbst »als Vertreter der deutschen öffentlichen Meinung«, als »Subjekt und nicht mehr nur als Objekt der deutschen Politik« betrachtet hätten.⁵⁵ Das ›Augusterlebnis‹, so argumentiert Peter Fritzsche, habe die Beziehung zwischen Gesellschaft und politischem System grundlegend verändert und breite Erwartungen auf politische Mitsprache geweckt, deren Notwendigkeit in den Augen der Zeitgenossen durch die sozialen Konflikte und Spannungslagen in der zweiten Kriegshälfte weiter bestärkt worden sei. In diesem Sinne habe schließlich auch die Revolution 1918 selbst bei ihren Gegnern das »Interesse an der Volksgemeinschaft« als einer vom Volke ausgehenden und auf das Volk zielenden Politik bestärkt, indem die »Ressentiments von Bürgern und Soldaten« zunehmend in »republikanischen Formen« vertreten worden seien, was »die für die Weimarer Republik und das Dritte Reich erforderliche Grundlage« geschaffen habe.⁵⁶

Auf diese Weise wurde ›Volksgemeinschaft‹ in der Weimarer Republik auch »zu einem festen Bestandteil der Alltagssprache«⁵⁷, weshalb Moritz Föllmer angemahnt hat, dass »only by going beyond programmatic declarations and staged rituals and examining unspectacular publications and archival sources« der gesellschaftliche Stellenwert der ›Volksgemeinschaft‹ angemessen eingeschätzt werden könne.⁵⁸ Dennoch ist bisher auch hier vor allem auf veröffentlichte Texte zurückgegriffen, damit allerdings gezeigt werden, in welcher Breite der Begriff verwendet wurde: Mit ihm ließen sich Fragen der Arbeitnehmerpolitik ebenso verhandeln wie die »weibliche Partizipation am Staat«, Probleme der politischen Bildung oder die nationale Solidarität während der Ruhrbesetzung.⁵⁹ Er fand bei

54 Wildt, Die Ungleichheit des Volkes, S. 36.

55 Verhey, Der »Geist von 1914«, S. 196.

56 Fritzsche, Wie aus Deutschen Nazis wurden, S. 69–71, Zitat: S. 89f.

57 Karl Rohe, Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966, S. 249.

58 Moritz Föllmer, The Problem of National Solidarity in Interwar Germany, in: German History 23, 2005, S. 202–231, hier: S. 205.

59 Arbeitnehmerpolitik: Stupperich, Volksgemeinschaft und Arbeitersolidarität; Mai, Arbeiterschaft und »Volksgemeinschaft«. Frauen: Kirsten Heinsohn, Kampf um die Wählerinnen. Die Idee von der »Volksgemeinschaft« am Ende der Weimarer Republik, in: Sybille Steinbacher (Hrsg.), Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft, Göttingen 2007, S. 29–47, Zitat: S. 29; dies., Im Dienste der deutschen Volksgemeinschaft. Die »Frauenfrage« und konservative Parteien vor und nach dem Ersten Weltkrieg, in: Ute Planert (Hrsg.), Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegung und Nationalismus in der Moderne, Frankfurt am Main/New York 2000, S. 215–233; Jennifer E. Walcoff, Von der Staatsbürgerin zur »Volksbürgerin«. Der Disput um die Rechtsstellung der Frau, in: Steinbacher, Volksgenossinnen, S. 48–66, insb. S. 48–54. Politische Bildung: Ulrich Prehn, Auf dem rechten Weg zur »Volksgemeinschaft«. »Deutschtums«-Propaganda und »Führerauslese« in der nationalpolitischen Bildungsarbeit Max Hildebert Boehms, in: Paul Ciupke/Klaus Heuer/Franz-Josef Jelich u.a. (Hrsg.), »Die

den Gewerkschaften Verwendung, im Sport sowie innerhalb des bürgerlichen Vereinswesens, für das »die ›Volksgemeinschaft‹ eine zentrale Vokabel« war.⁶⁰ Unter dem städtischen Bürgertum, so argumentiert Steffen Raßloff in seiner Dissertation am Beispiel der Stadt Erfurt, sei seit dem Ende des Weltkriegs insgesamt ein spezifischer, seit 1920 mit dem Ausdruck ›Volksgemeinschaft‹ umschriebener »Vorstellungskomplex« zum »zentralen Weltdeutungsmuster« geworden, mit dem der wahrgenommenen »Krise der ›industriell-urbanen Massengesellschaft‹ mit ihren politischen, sozialen und kulturell-lebensweltlichen Bedrohungen für das Bürgertum« begegnet werden sollte.⁶¹ Tanja Hetzer beschreibt in ihrer Dissertation am Beispiel des einflussreichen evangelischen Theologen Paul Althaus exemplarisch, wie in den 1920er Jahren ›Volk‹ und ›Volksgemeinschaft‹ zu neuen ethischen Bezugspunkten der Theologie werden konnten, wobei sie Althaus eine entscheidende Rolle in dieser Entwicklung beimisst.⁶² Vor dem Hintergrund der zahlreichen gesellschaftlichen Verwendungszusammenhänge des Begriffs hat Thomas Mergel zu Recht betont, dass der »Diskurs der Volksgemeinschaft« eines der »prägenden Phänomene der Identitätspolitik der zwanziger und frühen dreißiger Jahre« gebildet habe. Er verweise damit auf breite gesellschaftliche Erwartungsstrukturen gegenüber dem politischen System: Die Deutschen hätten es als Aufgabe der Politik angesehen, »Gemeinschaft herzustellen« und »aus den fragmentierten, amorphen Versatzstücken der Gesellschaft innere Zusammengehörigkeit [zu] stiften«.⁶³

Die damit aufgeworfene Frage, welchen Anteil der Begriff am Scheitern der Weimarer Republik hatte beziehungsweise ob es sich bei der ›Volksgemeinschaft‹ per se um ein antidemokratisches Konzept handelt, ist bislang unterschiedlich beantwortet worden. Vor allem Michael Wildt hat argumentiert, dass, auch wenn zahlreiche demokratische Akteure sich bemüht hätten, den Begriff zur Begründung und Stärkung der Weimarer Republik zu gebrauchen, dessen »Distanz zu einem westlich-liberalen Konzept von Demokratie nicht zu übersehen« sei. Dem Begriff seien »Antinomien« eingeschrieben, die sich mit den Grundsätzen der Demokratie nicht vereinbaren ließen, weshalb der Begriff »das rechtsstaatliche Konzept [einer] repräsentative[n] Demokratie« nachhaltig diskreditiert habe.⁶⁴ Andere Autoren haben demgegenüber davor gewarnt, »den Begriff der Volksgemeinschaft als Indikator nicht-demokratischen Denkens anzusehen«.⁶⁵ Norbert Götz wie auch Steffen

Erziehung zum deutschen Menschen«. Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen 2007, S. 119–148. Nationale Solidarität: *Föllmer*, The Problem of National Solidarity.

60 Gewerkschaften: *Gunther Mai*, Die Geislinger Metallarbeiterbewegung zwischen Klassenkampf und Volksgemeinschaft 1931–1933/34, Düsseldorf 1984; *Götz*, Ungleiche Geschwister, S. 105f.; *Nikolaus Simon*, Gewerkschaften und Volksgemeinschaft. Der ADGB und die NS-Ideologie, in: Neue Gesellschaft 36, 1989, H. 10, S. 939–947. Sport: *Rudolf Oswald*, »Fußball-Volksgemeinschaft«. Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball 1919–1964, Frankfurt am Main 2008, S. 22–91. Vereinswesen: *Wildt*, Die Ungleichheit des Volkes, Zitat: S. 33.

61 *Steffen Raßloff*, Flucht in die nationale Volksgemeinschaft. Das Erfurter Bürgertum zwischen Kaiserreich und NS-Diktatur (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe, Bd. 8), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2003, 454 S., geb., 44,90 €, S. 239.

62 *Tanja Hetzer*, »Deutsche Stunde«. Volksgemeinschaft und Antisemitismus in der politischen Theologie bei Paul Althaus (Beiträge zur Geschichtswissenschaft), Allitera Verlag, München 2009, 295 S., kart., 28,00 €.

63 *Mergel*, Führer, S. 98 und 97.

64 *Wildt*, Volksgemeinschaft und Führererwartung, S. 192 und 181f. Ähnlich auch *Mai*, Arbeiterschaft und »Volksgemeinschaft«, S. 211; *Frei*, Die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft« als Terror und Traum, S. 6.

65 *Götz*, Ungleiche Geschwister, S. 95.

Bruendel etwa argumentieren, dass der Begriff sich durchaus mit einem »substantiell pluralistische[n] Demokratieverständnis« verbinden ließe.⁶⁶

1933–1945: Der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ und die nationalsozialistische Transformation der deutschen Gesellschaft

Im Vergleich zur Geschichte des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ für die Zeit des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Republik fehlen für die Zeitphase ab 1933 empirische Studien, die den Bedeutungswandel und Gebrauch des Begriffs während der NS-Diktatur genauer nachzeichnen, weitgehend. Zwar ist innerhalb der Debatte verschiedentlich gefordert worden, die »NS-Volksgemeinschaft als ›kommunikative Figuration« zu untersuchen und die »vielfältigen und heterogenen Kommunikationsprozesse« detailliert zu analysieren, die sich mit dem Begriff verbanden.⁶⁷ Doch statt genauer Analysen haben die bisherigen Debattenbeiträge vor allem die grundlegenden Charakteristika der Begriffsverwendung im Nationalsozialismus herausgearbeitet.

Insgesamt ist betont worden, dass »›Volksgemeinschaft‹ nach 1933 zu einem Zentralbegriff des Nationalsozialismus« wurde, »der sowohl in Interaktionen als auch in Organisationen und Funktionssystemen in kontinuierlichem Gebrauch war«.⁶⁸ ›Volksgemeinschaft‹ wurde auch während der NS-Diktatur von zahllosen Akteuren – von Repräsentanten des Regimes wie von anderen Institutionen und Personen – in unterschiedlichen Zusammenhängen zu verschiedenen Zwecken gebraucht. Dadurch besaß der Begriff auch nach 1933 eine Vielzahl unterschiedlicher Bedeutungen, sodass er sich weiterhin »durch seine außerordentliche Vieldeutigkeit – um nicht zu sagen: Vagheit« – auszeichnet habe.⁶⁹ Norbert Götz hat in diesem Sinne von der ›Volksgemeinschaft‹ als einem »Universalbegriff im Nationalsozialismus« gesprochen.⁷⁰

Die Vieldeutigkeit des Begriffs und die Inkongruenz seiner Verwendung zeigt sich dabei nicht allein an entsprechenden Einschätzungen der jüngeren Forschung, sondern auch an den Schwierigkeiten, die nationalsozialistische ›Volksgemeinschafts‹-Ideologie empirisch zu rekonstruieren. So ist die Forschung etwa allein darüber uneins, welche konkrete Bedeutung und Relevanz der Begriff für Adolf Hitler besaß: Während Hans-Ulrich Thamer meint, der Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ habe eine »zentrale Bedeutung in Hitlers Weltanschauung« eingenommen⁷¹, gehen andere Autoren davon aus, dass dieser im Gegensatz zu Begriffen wie »Rasse, Schicksal, Führer oder Diktatur« für Hitler eine »weitaus geringere Rolle« gespielt habe.⁷² Selbst mit Bezug auf dieselbe Quelle, wie »Mein Kampf«,

66 Ebd., S. 95 und 102; Steffen Bruendel, Die Geburt der »Volksgemeinschaft« aus dem »Geist von 1914«. Entstehung und Wandel eines »sozialistischen« Gesellschaftsentwurfs, in: *Zeitschicht*-online, Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsordnung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs, URL: <http://www.zeitgeschichte-online.de/sites/default/files/documents/bruendel_0.pdf> [20.6.2013], S. 26.

67 Inge Marszolek, Verhandlungssache. Die ›Volksgemeinschaft‹ – eine kommunikative Figuration, in: von Reeken/Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 65–77, hier: S. 66.

68 Armin Nolzen, Nationalsozialismus und ›Volksgemeinschaft‹. Plädoyer für eine operative Semantik, in: von Reeken/Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 51–63, hier: S. 61.

69 Dietmar von Reeken/Malte Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis? Perspektiven und Potenziale neuer Forschungen vor Ort, in: *dies.*, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 11–33, hier: S. 20.

70 Götz, Ungleiche Geschwister, S. 110.

71 Thamer, Nation als Volksgemeinschaft, S. 122. So auch Hans-Rainer Beck, Rede als Integrationserlebnis. Der Topos ›Volksgemeinschaft‹ – persuasive Wirksamkeit und historische Dimension, in: Josef Kopperschmidt (Hrsg.), *Hitler der Redner*, München 2003, S. 278–300.

72 Jegelka, Begriffskonturen in »Führer«-ideologie, Recht und Erziehung, S. 117. Ähnlich auch Frei, Die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft« als Terror und Traum, S. 7.

fallen die Einschätzungen unterschiedlich aus: Nach Norbert Götz lässt sich dort »bei aller Vielschichtigkeit der Verwendung des Wortes Volksgemeinschaft« ein »deutlicher Schwerpunkt im Zusammenhang mit der Diskussion von Klassenproblemen und Gewerkschaften ausmachen«⁷³, während Paul Nolte argumentiert, »die ›rassische‹ Absicherung der Volksgemeinschaft als einer Gemeinschaft der wahren Staatsbürger« habe die »wichtigere Rolle« gegenüber Fragen der sozialen Gleichheit gespielt.⁷⁴

Fragt man allgemeiner nach der Bedeutung des Begriffs, lässt sich diese dadurch grob konturieren, dass die Themenfelder benannt werden, in denen dieser hauptsächlich verwandt wurde: Erstens wurde der Begriff vor allem mit Blick auf die Überwindung bestehender sozialer Differenzen und das Versprechen der Herstellung größerer sozialer Gleichheit gebraucht. Zweitens spielte er in Zusammenhang mit der Behauptung und Durchsetzung neuer sozialer Differenzen, die sich insbesondere an rassistischen Kategorien und dem Leistungsdenken des Nationalsozialismus orientierten, eine wichtige Rolle. Drittens wurde mit dem Begriff ›Volksgemeinschaft‹ über individuelle Identitäten und die Veränderung persönlicher Selbstvorstellungen gestritten. Und viertens war der Begriff ebenso mit Blick auf Fragen nach der Beziehung zwischen Gesellschaft und politischem System und der gesellschaftlichen Teilhabe am NS-Regime wie dessen politischer Legitimation von zentraler Bedeutung.

Von ›Volksgemeinschaft‹ als Universalbegriff des Nationalsozialismus kann aber nicht allein wegen dessen Bedeutungsvielfalt gesprochen werden, sondern vor allem weil sich deren begrifflicher Charakter nach 1933 grundlegend veränderte: Hatte der Begriff während der Weimarer Republik eine wichtige Leitkategorie für die Diskussion zentraler gesellschaftlicher und politischer Themen gebildet, so erfüllte er diese Funktion nach 1933 weiterhin, blieb aber nicht mehr allein darauf beschränkt. Vielmehr wurde er in anderen Zusammenhängen ebenso deskriptiv zur Beschreibung der Gegenwart des Nationalsozialismus als einer bereits veränderten Gesellschaft gebraucht wie als performativer Begriff, mit dem die Gegenwart im Sinne der angestrebten Zukunft verändert werden sollte.

Auf den deskriptiven Charakter des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ zwischen 1933 und 1945 haben vor allem die zahlreichen Debattenbeiträge zu dessen Bedeutung in der nationalsozialistischen Propaganda hingewiesen. David Welch hat die ›Volksgemeinschaft‹ zu einem der »four major themes that recur in nazi propaganda« gezählt und betont, die Propaganda des NS-Regimes habe in ihrer Gesamtheit das Bild einer Gesellschaft präsentiert »that had been successfully reorganized into a *Volksgemeinschaft*«. ⁷⁵ Entsprechend fand sich der Begriff prominent bei den aufwendigen und spektakulären Massenveranstaltungen der Reichsparteitage oder Reichserntedankfeste, fand aber ebenso in lokalen Feiern oder in den Werbeanzeigen deutscher Forstzeitschriften Verwendung.⁷⁶ Vor allem die staatliche Propaganda war bemüht, mediale Symbole, wie den ›Volksempfänger‹, die

73 Götz, *Ungleiche Geschwister*, S. 114.

74 Paul Nolte, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert*, München 2000, S. 194.

75 David Welch, *Nazi Propaganda and the Volksgemeinschaft. Constructing a People's Community*, in: *Journal of Contemporary History* 39, 2004, S. 213–238, hier: S. 217 und 219.

76 Markus Urban, *Die Konsensfabrik. Funktionen und Wahrnehmung der NS-Reichsparteitage, 1933–1941*, Göttingen 2007; Heike Vieregge, *Die ›Volksgemeinschaft‹ in den nationalsozialistischen Festen. Zur Inszenierung der 1. Mai-Feier 1934 bis 1939 in Soest und Lippstadt*, in: *Geschichte im Westen* 16, 2001, S. 135–158; Michael Imort, »Planting a Forest Tall and Straight Like the German Volk«. Visualizing the *Volksgemeinschaft* through Advertising in German Forestry Journals, 1933–1945, in: Pamela E. Swett/Jonathan Wiesen/Jonathan R. Zatlín (Hrsg.), *Selling Modernity. Advertising in Twentieth-Century Germany*, Durham, NC/London 2007, S. 102–126.

›Eintopfsonntage‹ oder den Autobahnbau zu schaffen⁷⁷, die beweisen sollten, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit im Sinne der ›Volksgemeinschaft‹ verändert worden sei. Ebenso nutzten jedoch auch andere Akteure ›Volksgemeinschaft‹ als deskriptiven Begriff – etwa in der Populärkultur oder der Werbung.⁷⁸ Gleichzeitig bildete ›Volksgemeinschaft‹ zwischen 1933 und 1945 auch einen performativen Begriff, der von unterschiedlichen Akteuren nicht nur zur Beschreibung, sondern zur Gestaltung und Veränderung der gesellschaftlichen Wirklichkeit gebraucht wurde. Dies traf auf Einzelpersonen zu, die mit dem Begriff Ansprüche auf staatliche Unterstützung oder »öffentliche Kritik an bestimmten Zuständen unter dem Nationalsozialismus« formulieren konnten.⁷⁹ Vor allem arbeiteten aber die verschiedenen Instanzen und Repräsentanten des NS-Regimes mit dem Begriff an der Transformation der deutschen Gesellschaft entlang der eigenen gesellschaftspolitischen Vorstellungen. Der Begriff eröffnete im Konkreten »eine neue Handlungsmatrix [...], mittels derer Wünsche, Erwartungen, Ansprüche neu verhandelt werden konnten«, wobei eben nicht nur alltägliche Konflikte mit neuen Begriffen ausgehandelt worden seien: »Der Terminus selbst strukturierte den Diskurs, [...] eröffnete einerseits Chancen [...] und schloss andererseits Ansprüche und Akteure aus.«⁸⁰

Innerhalb der jüngeren Forschung ist auf den performativen Charakter des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ vor allem durch Studien hingewiesen worden, die hiermit verknüpfte soziale Praktiken in den Mittelpunkt gerückt haben. Der Begriff verband sich mit zahlreichen konkreten Handlungsweisen, die insbesondere auf die Neuregelung gesellschaftlicher Zugehörigkeit zielten. Er wurde aber auch selbst zum Instrument der Transformation der gesellschaftlichen Wirklichkeit im Nationalsozialismus. Besonders deutlich ist dies im Bereich des Rechts, für den Michael Stolleis bereits in den 1970er Jahren argumentiert hat, dass nach 1933 die Begriffe ›Volksgemeinschaft‹ und ›Gemeinschaft‹ in die juristische Terminologie eingegangen seien und die Rechtspraxis nachhaltig verändert hätten.⁸¹

Wie sehr es gerade die inhaltliche und begriffliche Vieldeutigkeit war, die die Spezifik des Begriffs während des Nationalsozialismus ausmachte, zeigt sich auch daran, dass diese mit dem Ende des NS-Regimes verloren ging. Zwar hat die Forschung zur frühen Nachkriegszeit und Geschichte der Bundesrepublik in den letzten Jahren wiederholt die These des »Fortwirken[s] der Volksgemeinschaft noch nach ihrem Ende« vertreten, wonach erst mit den gesellschaftlichen Wandlungsprozessen seit den späten 1950er Jahren »die postnationalsozialistische Volksgemeinschaft der Nachkriegsjahre in eine liberale demokrati-

77 Wolfgang König, Volkswagen, Volksempfänger, Volksgemeinschaft. »Volksprodukte« im Dritten Reich. Vom Scheitern einer nationalsozialistischen Konsumgesellschaft, Paderborn/München etc. 2004; Dagmar Bussiek, Eintopf für die Volksgemeinschaft. Die Kultur des Alltags unter den Bedingungen der Diktatur, in: Werner Faulstich (Hrsg.), Die Kultur der 30er und 40er Jahre, München 2009, S. 43–55; Michael Makropoulos, Die infrastrukturelle Konstruktion der »Volksgemeinschaft«. Aspekte des Autobahnbaus im nationalsozialistischen Deutschland, in: Ulrich Böckling/Axel T. Paul/Stefan Kaufmann (Hrsg.), Vernunft, Entwicklung, Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne, München 2004, S. 185–203.

78 Carsten Würmann/Ansgar Warner (Hrsg.), Im Pausenraum des »Dritten Reiches«. Zur Populärkultur im nationalsozialistischen Deutschland, Bern 2008. König, »Volksprodukte« im Dritten Reich.

79 Götz, Ungleiche Geschwister, S. 141. Vgl. auch John Connelly, The Use of *Volksgemeinschaft*. Letters to the NSDAP Kreisleitung Eisenach, 1939–1940, in: The Journal of Modern History 68, 1996, S. 899–930.

80 Wildt, ›Volksgemeinschaft‹ – eine Zwischenbilanz, S. 366.

81 Michael Stolleis, Gemeinschaft und Volksgemeinschaft. Zur juristischen Terminologie im Nationalsozialismus, in: VfZ 20, 1972, S. 16–38; ders., Gemeinwohlformeln im nationalsozialistischen Recht, Berlin 1974.

sche Gesellschaft verwandelt« worden sei.⁸² Doch auch wenn begriffsgeschichtliche Studien für die Zeit nach 1945 weitgehend fehlen, ist diese These in der ›Volksgemeinschafts-Diskussion nachdrücklich infrage gestellt und demgegenüber der Bedeutungswandel des Begriffs unterstrichen worden. Vor allem Richard Bessel hat argumentiert, dass zwar auch nach 1945 Formen der Vergemeinschaftung Politik und Gesellschaft weiterhin geprägt, diese jedoch nicht direkt auf dem Fundament der NS-›Volksgemeinschaft‹ gegründet hätten. Vielmehr habe gerade das Scheitern der Vision der ›Volksgemeinschaft‹ am Kriegsende den Kontext für neue Vergemeinschaftungen nach 1945 geformt, sodass von einem komplexeren Verhältnis von Kontinuität und Wandel auszugehen sei.⁸³ Dieses unterstreicht auch Malte Thießen mit seiner Wendung der »Volksgemeinschaft ohne Führer«. Das bundesrepublikanische Selbstbild der 1950er Jahre habe »häufig dem Leitbild der ›Volksgemeinschaft‹ [entsprochen], aber eben einer ›Volksgemeinschaft‹ ohne Führer«. Die »Konjunktur (volks)gemeinschaftsstiftender Narrative« nach 1945 sei gerade auf ein »Distanzierungs-Bedürfnis gegenüber dem NS-Regime« zurückzuführen und somit kein Beleg für eine ungebrochene Kontinuität.⁸⁴

Hatte ›Volksgemeinschaft‹ bis 1945 einen politischen Grundbegriff dargestellt, so wurden Gemeinschaften nun in starkem Maße als vermeintlich unpolitische Kollektive begriffen, die sich den Anforderungen des politischen Systems erwehren mussten: In der »Volksgemeinschaft ohne Führer« erklärte sich das ›Volk‹ rückblickend zum Objekt, nicht zum Subjekt der Politik im Nationalsozialismus. Der Begriff der Gemeinschaft bündelte nach wie vor Sehnsüchte nach einem harmonischen Zusammenleben, nur sollte das – anders als zwischen 1914 und 1945 – nicht mehr durch kollektives politisches Handeln hergestellt werden. Mit dieser Entpolitisierung der Kategorie ›Volksgemeinschaft‹, mit der der Begriff eben auch seinen performativen Charakter wie seine Funktion als utopischer Leitbegriff für politisches Handeln verlor, ging ebenso dessen Historisierung einher: Der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ wurde nach 1945 immer seltener auf die eigene Gegenwart bezogen, sondern dezidiert auf die Jahre der NS-Herrschaft. ›Volksgemeinschaft‹ wurde so nach 1945 zu einer vergangenheitsbezogenen Kategorie, die sowohl im kommunikativen Gedächtnis wie in der NS-Forschung in unterschiedlicher Art und Weise zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gebraucht wurde und wird.

III. ›VOLKSGEMEINSCHAFT‹ ALS HISTORIOGRAFISCHER BEGRIFF

Die Versuche der jüngeren Forschung, ›Volksgemeinschaft‹ auch zu einem historiografischen Begriff zu machen – einem Konzept, Paradigma, einer heuristischen oder analytischen Kategorie –, gründen auf dem spezifischen Charakter des Begriffs während des Nationalsozialismus. Eben weil ›Volksgemeinschaft‹ nach 1933 nicht mehr allein Debattebegriff blieb, sondern in vielfältiger Weise praktische Bedeutung erlangte, wird überlegt, ob und wie der Begriff zu einem besseren Verständnis der gesellschaftlichen Realität des Nationalsozialismus beitragen kann. In der Diskussion rückt der Begriff damit in eine relativ ungeklärte Zwischenstellung, ist gleichermaßen Teil der Quellen- wie der analytischen Sprache, historischer wie historiografischer Begriff, was aus unterschiedlichen Per-

82 Fortwirken: *Helmut König*, Die Zukunft der Vergangenheit. Der Nationalsozialismus im politischen Bewußtsein der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 2003, S. 27. Nachkriegsjahre: *Tobias Freimüller*, Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler, Göttingen 2007, S. 7.

83 *Richard Bessel*, The End of the *Volksgemeinschaft*, in: *Steber/Gotto*, Visions of Community.

84 *Malte Thießen*, Schöne Zeiten? Erinnerungen an die »Volksgemeinschaft« nach 1945, in: *Bajohr/Wildt*, Volksgemeinschaft, S. 165–187, hier: S. 170.

spektiven kritisiert worden ist. Auf die vor allem von Hans Mommsen betonte Gefahr, sich mit dem Begriff »unfreiwillig zu einem Opfer der NS-Propaganda« zu machen, ist bereits hingewiesen worden.⁸⁵ Aus einer epistemologischen Perspektive ist zudem auf die Gefahr zirkulärer Argumentationen verwiesen worden: Wenn mit dem Begriff ›Volksgemeinschaft‹ nach der ›Volksgemeinschaft‹ gefragt werde, könne die Antwort eben auch nur ›Volksgemeinschaft‹ sein.⁸⁶ Diese Einwände sind gewichtig und treffen neuralgische Punkte der Diskussion um den historiografischen Wert des Begriffs – doch vielleicht mit zu großer Härte. Revolution, Klasse, Emanzipation, Nation, Staat: Zahlreiche der Grundkategorien historischer Forschung beruhen auf Übersetzungen historischer Begriffe in historiografische und auch innerhalb der NS-Forschung lassen sich zahlreiche Begriffe – etwa der vielfach verwendete ›Führerstaat‹ – finden, gegen die ähnliche Einwände formuliert werden könnten.

Insofern ist weniger die Forderung nach der strikten Trennung zwischen Quellen- und Analysesprache und nach dem Verzicht auf den Begriff ›Volksgemeinschaft‹ im analytischen Kontext entscheidend⁸⁷ als die Bestimmung eines angemessenen Umgangs mit ihm – als analytischem wie als historischem Begriff. Dafür ist es notwendig »grundsätzlich zwischen ›Selbstthematierungsformel‹ und ›analytische[r] Kategorie‹ zu unterscheiden, indem der »zeitgenössische Begriff [...] um analytische Konzepte und Begriffe« ergänzt wird und »damit seine Wirkungsmacht in der sozialen Praxis über den Diskurs hinaus untersucht werden kann«.⁸⁸ Wie hier von Habbo Knoch gefordert, so wird in der jüngeren Forschung eben in diesem Sinne der Begriff mit konzeptionellen Überlegungen verknüpft, wobei die kontroverse Debatte auch darauf gründet, dass dabei auf eine Vielzahl von Kategorien, Konzepten und Argumentationsfiguren zurückgegriffen wird. Damit verweist die ›Volksgemeinschafts‹-Diskussion auch auf die gewachsene methodische Vielfalt in den Zugangsweisen zur NS-Geschichte, wodurch die Frage aufgeworfen ist, wie sich die neuere Diskussion um die ›Volksgemeinschaft‹ in die bisherigen Forschungen zur Sozial- und Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus – jenseits der Frage, wie diese mit dem Begriff umgegangen ist – einfügt, an welche älteren Befunde sie anknüpft und um welche neuen Sichtweisen sie diese bereichert.

Eben in diesem Sinne wird die gegenwärtige Forschungsdiskussion um die ›Volksgemeinschaft‹ im Folgenden darauf befragt, wie und an welche Bedeutungen des historischen Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ angeschlossen wird, welche konzeptionellen Überlegungen und analytischen Argumentationsfiguren mit diesem verbunden werden und in welchem Maße dabei an bestehende Forschungen angeknüpft wird, wo ältere Überlegungen unter diesem Begriff wieder aufgegriffen und wo neue Sichtweisen auf die Gesellschaft des Nationalsozialismus eröffnet werden. Der Text gliedert die Diskussion dabei systematisch in ihre vier zentralen Problemzusammenhänge.

Dynamiken der Gesellschaft des Nationalsozialismus

Schon in den frühen Studien zur Sozial- und Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus wurde mit dem Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ vor allem die Frage nach der gesellschaftlichen Dynamik des Nationalsozialismus verbunden: Hatte sich die deutsche Gesellschaft während des Nationalsozialismus tatsächlich – wie das NS-Regime in seiner Propaganda wiederholt herausstellte – in eine ›Volksgemeinschaft‹ verwandelt oder war

85 Mommsen, Amoklauf der »Volksgemeinschaft«.

86 Nolzen, Plädoyer für eine operative Semantik, S. 62.

87 Mommsen, Forschungskontroversen zum Nationalsozialismus, S. 20.

88 Habbo Knoch, Gemeinschaften im Nationalsozialismus vor Ort, in: von Reeken/Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 37–50, hier: S. 41.

dies nur eine demagogische Behauptung, der die gesellschaftliche Realität keineswegs entsprach? In diesem Sinne griff die Forschung den historischen Begriff ›Volksgemeinschaft‹ vor allem in seiner Eigenschaft als utopischer Leitbegriff auf, der das Bild einer idealen zukünftigen Gesellschaftsordnung zeichnete, und kontrastierte dieses in ideologiekritischer Absicht mit den empirisch messbaren sozialen Veränderungen während des Nationalsozialismus. Aus der »Weltanschauung«, so fasste Bernd Weisbrod diese Grundüberlegung Mitte der 1990er Jahre zusammen, folge »nichts weiter als die Frage nach ihrer Durchsetzung« und nach »empirischen Belegen« für die Realisierung der ›Volksgemeinschafts‹-Ideologie.⁸⁹ Vor allem sozialgeschichtliche Studien, die in Zusammenhang mit der Diskussion um die Beziehung zwischen Moderne und Nationalsozialismus in den 1980er und 1990er Jahren entstanden, gingen in diesem Sinne dem Realitätsgehalt des ideologischen Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ nach. Sie konzentrierten sich dabei jedoch nahezu ausschließlich auf die propagandistische Behauptung der Beseitigung sozialer Ungleichheiten und Klassenkonflikte. Studien wie jene von Timothy Mason, Rüdiger Hachtmann oder Wolfgang Zollitsch unterstrichen, dass die Arbeiterschaft auch im Nationalsozialismus im »wirtschaftssoziologischen Sinn weiterhin eine Klasse« gebildet und die »›Volksgemeinschaft‹ [...] die klassengesellschaftlichen Strukturen« höchstens überlagert, aber nicht aufgehoben habe.⁹⁰ Insgesamt, so hat Bernd Weisbrod die entsprechende Forschung zur Realisierung der ›Volksgemeinschaft‹ im Sinne einer klassenlosen Gesellschaft resümiert, sei die »messbare soziale Ungleichheit der Klassengesellschaft bei nur geringfügiger Verbesserung der Aufstiegschancen für Arbeiterkinder über das ›Dritte Reich‹ hinaus bestehen« geblieben.⁹¹

Auf diese Befunde ist auch in der gegenwärtigen Debatte um die ›Volksgemeinschaft‹ verwiesen worden.⁹² Vor allem ist jedoch die sich an diese Befunde anschließende Diskussion wieder aufgegriffen worden, inwieweit aus der sozialstrukturellen Persistenz auch darauf geschlossen werden kann, dass ›Volksgemeinschaft‹ ein »Mythos« geblieben sei und weiterhin ein »Bewußtsein von gegensätzlichen Klasseninteressen« existiert habe.⁹³ Bereits David Schoenbaum argumentiert in seiner grundlegenden Studie über »Hitler's Social Revolution«, es habe im Nationalsozialismus eine »Kluft zwischen der objektiven sozialen Wirklichkeit und ihrer Deutung« bestanden, weil auch wenn die Wirklichkeit dem ideologischen Anspruch widersprochen habe, die Zeitgenossen über »keine Landkarte« zu deren Einordnung verfügt hätten. In einer »Welt voll allgemeiner Verwirrung« sei dadurch »die Volksgemeinschaft der offiziellen Ideologie in bizarrer Weise Wirklichkeit« geworden: »Das Sein bestimmt das Bewußtsein, sagt Marx. Der Nationalsozialismus war ein Versuch, dieses Verhältnis umzukehren.«⁹⁴ Ebenso unterstrichen andere frühe

89 Bernd Weisbrod, Der Schein der Modernität. Zur Historisierung der ›Volksgemeinschaft‹, in: Karsten Rudolph/Christl Wickert (Hrsg.), Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing, Essen 1995, S. 224–242, hier: S. 227.

90 Weiterhin eine Klasse: Rüdiger Hachtmann, Industriearbeit im »Dritten Reich«. Untersuchungen zu den Lohn- und Arbeitsbedingungen in Deutschland 1933–1945, Göttingen 1989, S. 306. Klassenstruktur überlagert: Wolfgang Zollitsch, Arbeiter zwischen Weltwirtschaftskrise und Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Jahre 1928 bis 1936, Göttingen 1990, S. 244. Timothy Mason, Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, Opladen 1977.

91 Weisbrod, Der Schein der Modernität, S. 228.

92 Richard J. Evans, »Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft«. Zur Diskussion um Anpassung und Widerstand in der deutschen Arbeiterschaft 1933–1945, Bonn 2010; Andreas Wirsching, Volksgemeinschaft and the Illusion of ›Normality‹ from the 1920s to the 1940s, in: Steber/Gotto, Visions of Community.

93 Winkler, Vom Mythos der Volksgemeinschaft, S. 489.

94 Schoenbaum, Die Braune Revolution, S. 348, 347 und 107.

Studien, dass trotz ausbleibender sozialstruktureller Veränderungen eine große Dynamik auf der erfahrungsgeschichtlichen Ebene bestanden habe. Dementsprechend ist es zu einfach, davon auszugehen, es sei »common sense« der älteren NS-Forschung« gewesen, dass die ›Volksgemeinschaft‹ »allein ein Mythos der NS-Propaganda geblieben« sei.⁹⁵ Auch diese betonte bereits, dass ›Volksgemeinschaft‹ ein »Mythos« gewesen sei, aber »auch Mythen [...] eine verändernde Kraft« besessen hätten, und sie »weit mehr als eine Phrase« dargestellt habe.⁹⁶ Norbert Frei argumentiert in seiner Darstellung des »Führerstaates« bereits 1987, dass einer der »bemerkenswertesten Erfolge nationalsozialistischer Sozial- und Gesellschaftspolitik« in der »Verbreitung des Gefühls sozialer Gleichheit« bestanden habe, wodurch die ›Volksgemeinschaft‹ auch »partiell existent« geworden sei.⁹⁷ Eben dies stellte Frei auch in seinem 2005 veröffentlichten, viel beachteten Artikel zur Erfahrungsgeschichte der ›Volksgemeinschaft‹ heraus, in dem er in ähnlicher Weise unterstrich, dass nach 1933 »massenhaft [...] soziales Bewußtsein verändert« worden sei und die ›Volksgemeinschaft‹ zwar einer »unentwegten Mobilisierung« bedurft habe, »aber wo diese erfolgte [...] mehr als ein Mythos« gewesen sei.⁹⁸

Diese These von der »sozialpsychologischen Realität der ›Volksgemeinschaft‹« ist in Anschluss an Norbert Frei innerhalb der gegenwärtigen Diskussion auch von anderen Historikerinnen und Historikern aufgegriffen worden. Gerade vor dem Hintergrund der fehlenden sozialstrukturellen Realisierung, so wird gefolgert, stelle sich die Frage nur umso drängender, warum sich der »Glaube an die häufig beschworene ›Volksgemeinschaft‹ zeitweise und zumindest in weiten Teilen der Bevölkerung in so hohem Maße verfangen« habe.⁹⁹

Obgleich lange vor der aktuellen Debatte um die ›Volksgemeinschaft‹ eingeführt und auch in dieser wiederholt vorgetragen, ist dieser These in empirischer Hinsicht bisher kaum nachgegangen worden. Vor allem die Konsumgeschichte des Nationalsozialismus bildet hier eine Ausnahme. Birthe Kundrus hat in ihrem Aufsatz »Greasing the Palm of the Volksgemeinschaft?« die jüngere Forschung zu diesem Thema zusammengefasst und vor allem auf die Befunde zur Wahrnehmung und Aneignung der NS-Konsumpolitik durch die ›Volksgenossen‹ befragt. Sie hebt dabei gerade die Komplexität individueller Ansichten und Verhaltensweisen hervor, die gleichzeitig durch Zufriedenheiten und Hoffnungen wie durch Enttäuschung über Mangel und unerfüllte Wünsche gekennzeichnet gewesen seien. Vor diesem Hintergrund betont sie, dass nicht einfach ein sich aus dem Erfolg der NS-Konsumpolitik ergebendes Gefühl sozialer Besserstellung für deren stabilisierenden Effekt verantwortlich gewesen sei. Vielmehr sei ein spezifisches Krisenmanagement nötig gewesen, mit dem es dem Regime durch den gezielten Einsatz der emotionalen

95 Detlef Schmiechen-Ackermann, Utopie und Realität der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft«. Das Verhalten der Bevölkerung zwischen Selbstmobilisierung, Anpassungsdruck und wirksamen Kontrollmechanismen, in: *Manuel Becker/Christoph Studt* (Hrsg.), *Der Umgang des Dritten Reiches mit den Feinden des Regimes*, Münster 2010, S. 43–55, hier: S. 48.

96 Mythos: *Hans-Ulrich Thamer*, *Verführung und Gewalt. Deutschland 1933–1945*, Berlin 1986, S. 503; Phrase: *Michael Prinz*, *Vom neuen Mittelstand zum Volksgenossen. Die Entwicklung des sozialen Status der Angestellten von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Zeit*, München 1986, S. 336.

97 *Norbert Frei*, *Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945*, München 1987, S. 170, 98 und 167. Vgl. auch *ders.*, »Volksgemeinschaft«, S. 114.

98 *Ebd.*, S. 116 und 115.

99 *Schmiechen-Ackermann*, »Volksgemeinschaft«. Mythos, wirkungsmächtige soziale Verheißung oder soziale Realität, S. 35. Auch *Daniela Münkler*, »Volksgenossen« und »Volksgemeinschaft«. Anspruch und Wirklichkeit, in: *Edgar Wolfrum* (Hrsg.), *Die Deutschen im 20. Jahrhundert*, Darmstadt 2004, S. 159–168, hier: S. 168; *Sybille Steinbacher*, Einleitung, in: *dies.*, *Volksgenossinnen*, S. 9–26, hier: S. 12.

Dimension von Konsum gelang, die bestehenden Zufriedenheiten und Hoffnungen zu bewahren und zu verstärken. Verbunden mit dem Begriff ›Volksgemeinschaft‹ habe die Konsumpolitik im Nationalsozialismus vor allem ein Versprechen für die Zukunft formuliert, an das die Zeitgenossen private Hoffnungen geknüpft hätten, die das Regime zwar nicht realisiert, doch den Eindruck vermittelt habe, diese zu unterstützen.¹⁰⁰ Dieser Blick auf die NS-Konsumgeschichte lässt so auch für andere Politikbereiche durchaus fraglich erscheinen, inwieweit die NS-Politik wirklich ein »Gefühl sozialer Gleichheit« schuf und die ›Volksgemeinschaft‹ zu einer »sozialpsychologischen Realität« werden ließ.

Schließen gegenwärtige Überlegungen zu sozialstrukturellen wie erfahrungsgeschichtlichen Veränderungen an ältere Forschungsdiskussionen um die Frage nach der Realisierung der ›Volksgemeinschaft‹ an, ist in der neueren Diskussion auch dafür plädiert worden, sich grundsätzlich von dieser Frage zu lösen. Vor allem Michael Wildt und Frank Bajohr haben sich dafür starkgemacht, den Begriff ›Volksgemeinschaft‹ nicht »essentialistisch« zu verstehen, wie es die Frage nach der Realisierung notwendigerweise tue. Die »politische Kraft der Rede von der ›Volksgemeinschaft‹ habe in der »Verheißung, in der Mobilisierung [bestanden], nicht in der Feststellung eines sozialen Ist-Zustandes«. ¹⁰¹ Entsprechend gehe es nicht darum, die Realisierung der mit dem Begriff historisch skizzierten Gesellschaftsutopie zu überprüfen, sondern den mit diesem Begriff formulierten Anspruch auf und die Bemühungen um konkrete soziale Veränderungen zu untersuchen: Der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ verweise auf »transformierende Politik«, weswegen nicht allein die Vision einer konfliktfreien Gesellschaft, sondern vielmehr die »semantische Vieldeutigkeit und damit die politisch-praktische Dimension des Begriffs« in den Mittelpunkt gerückt werden müsse.¹⁰²

Diese Argumentation unterstreicht den performativen Charakter des historischen Begriffs und nimmt damit den dynamischen »Prozess des Herstellens von ›Volksgemeinschaft‹« und die realen Auswirkungen, die dieser nach 1933 hatte, in den Blick.¹⁰³ Anders als bei der These der »sozialpsychologischen Realität« der ›Volksgemeinschaft‹ wird der Effekt des Begriffs nicht allein in der Wahrnehmung der Zeitgenossen verortet und auch nicht darüber spekuliert, in welchem Maße die ›Volksgemeinschaft‹ dadurch realisiert worden sei. Stattdessen rücken Forschungen zur »Herstellung der Volksgemeinschaft« vor allem solche Veränderungen in den Blick, die nicht als partielle Realisierungen des utopischen Bilds der ›Volksgemeinschaft‹ gedeutet werden können. Insbesondere mit ihrer Sektion beim Historikertag 2008 in Dresden und dem daraus erwachsenen Sammelband haben Bajohr und Wildt betont, dass »die nationalsozialistische Volksgemeinschaft, deren propagandistisches Bild die Überwindung aller Klassenschränken und völkische Einheit in den Mittelpunkt stellte, von neuen Ungleichheiten strukturiert« gewesen sei.¹⁰⁴

In welchem Maße sich dadurch gesellschaftliche Realität jenseits grundlegender Strukturveränderungen wandelte, hat Uwe Lohalm mit seiner Untersuchung der öffentlichen Wohlfahrtspolitik im nationalsozialistischen Hamburg gezeigt, die grundsätzliche Einsichten weit über den lokalen Gegenstand hinaus bereithält. Die insbesondere auf die umfangreichen Überlieferungen der städtischen Wohlfahrtsinstitutionen gestützte Studie fragt vor allem nach dem (veränderten) Agieren der Wohlfahrtsbehörden. Sie bemüht sich dabei jedoch auch, die Empfänger staatlicher Leistungen als »Akteure mit eigenen Bedürf-

100 Birthe Kundrus, Greasing the Palm of the *Volksgemeinschaft*? Consumption under National Socialism, in: Steber/Gotto, Visions of Community.

101 Bajohr/Wildt, Einleitung, S. 8.

102 Michael Wildt, Charisma und Volksgemeinschaft, in: Zeithistorische Forschungen 1, 2004, H. 1, S. 101–105, hier: S. 102.

103 Bajohr/Wildt, Einleitung, S. 10.

104 Ebd., S. 9.

nissen, Handlungsspielräumen und Beweggründen« wahrzunehmen.¹⁰⁵ Nach zwei einführenden Abschnitten zur organisatorischen und rechtlichen Veränderung des staatlichen Wohlfahrtssystems nach 1933 nimmt die Studie vor allem dessen zentrale Arbeitsfelder in den Blick: Je eigene Hauptkapitel untersuchen die Armen-, Arbeits- und Familienfürsorge, den Umgang mit nicht mehr Leistungsfähigen oder -willigen sowie die rassistisch begründete Ausgrenzung sogenannter »Asozialer«, »Juden« und »Zigeuner« aus der staatlichen Wohlfahrtspolitik. Die letzten beiden Abschnitte fragen abschließend nach dem Verhältnis zwischen staatlicher Fürsorgeverwaltung und NS-Volkswohlfahrt sowie nach der Rolle und Veränderung der Wohlfahrtspolitik im Krieg. Abschnittübergreifend interessiert sich Lohalm dabei vor allem für den Charakter des Wohlfahrtssystems des Nationalsozialismus. Er argumentiert, dass dieser sowohl durch eine ideologische Neuausrichtung an der »Zielvorstellung einer neuen geschlossenen Volksgemeinschaft« wie durch die Persistenz der bestehenden wohlfahrtsstaatlichen Strukturen geprägt worden sei.¹⁰⁶ Die bestehenden wohlfahrtspolitischen Organisationen und auch deren Rechtsgrundlagen seien lange Zeit kaum verändert worden, sodass sich auch unter nationalsozialistischer Herrschaft »in Teilbereichen wohlfahrtsethische Prinzipien trotz zunehmender Integration in die nationalsozialistische Volksgemeinschafts- und Rassepolitik« hätten behaupten können. Gleichzeitig habe es jedoch keiner grundlegenden Strukturveränderungen bedurft, um insgesamt das »Wohlfahrtssystem als Teil des nationalsozialistischen Gesellschaftssystems auf das Ziel [...] eine[r] geschlossene[n] völkische[n] Leistungsgemeinschaft« auszurichten.¹⁰⁷ Auch wenn »die Durchdringung der fürsorgerechtlichen Grundsätze mit nationalsozialistischen Zielsetzungen nur allmählich erfolgte«, hätten »doch deren zentrale Kategorien Arbeitsleistung, Erb- und Rassenpflege und die unbedingte Einordnung in die Volksgemeinschaft die fürsorgereiche Praxis« zunehmend bestimmt und verändert.¹⁰⁸

Nachhaltige Veränderungen durch Praktiken, die sich am Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ orientierten, hat auch Michael Wildt mit seiner Studie »Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung« betont, die der gesamten Diskussion um den Begriff zahlreiche Impulse gegeben hat. Über eine Auswertung lokaler Berichte des »Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« wie des Lageberichtswesens des NS-Regimes untersucht Wildt antijüdische Gewaltpraktiken in der deutschen Provinz, denen er bereits für die Weimarer Republik, vor allem aber dann für die Jahre zwischen 1933–1939, eine zentrale Bedeutung für die Transformation der öffentlichen und rechtlichen Ordnung zuspricht. In verschiedenen Fallstudien geht die Studie antijüdischen Geschäftsboykotten, Prangerumzügen, anderen öffentlichen Brandmarkungen sowie dem Novemberpogrom 1938 mit einem genauen Blick auf deren soziale Dynamik vor Ort nach. Sie interessiert sich dabei vor allem für das Verhalten und Zusammenwirken der beteiligten Akteure, wobei Wildt besonders die Rolle der vermeintlich unbeteiligten Zuschauer hervorhebt. Erst deren Anwesenheit habe aus dem konkreten Gewalthandeln zwischen Täter und Opfer einen öffentlichen Akt gemacht und so »dem Rechtsbruch den gewollten Erfolg« verliehen.¹⁰⁹ Damit habe die gewalttätige Verfolgung der deutschen Juden vor Ort »das wesentliche politische Instrument [...] zur Herstellung der Volksgemeinschaft« gebildet, weil die Gewaltpraktiken im Lokalen eine »politische Arena« eröffnet hätten, »in der [...] die

105 Uwe Lohalm, *Völkische Wohlfahrtsdiktatur. Öffentliche Wohlfahrtspolitik im nationalsozialistischen Hamburg* (Forum Zeitgeschichte, Bd. 21), Dölling und Galitz Verlag, München/Hamburg 2010, 617 S., geb., 30,00 €, S. 12.

106 Ebd., S. 15.

107 Ebd., S. 549.

108 Ebd., S. 383.

109 Wildt, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung*, S. 371.

kulturelle und politische Ordnung des Ortes« verändert worden sei.¹¹⁰ Mit dem öffentlichen Vollzug der Gewalt sei die tradierte Rechtsordnung der Weimarer Republik zerstört und »eine neue politische Ordnung rassistischer Ungleichheit« erkennbar geworden.¹¹¹ Auch Wildt betont damit die Bedeutung einer am ideologischen Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ orientierten Praxis gegenüber strukturellen Veränderungen. Mit dieser hätten konkrete Akteure vor Ort weit über den bestehenden Rechtsrahmen hinausgegriffen und sich selbst er- und andere entmündigt. Obgleich durch die Gewaltaktionen gegen Juden »nicht die ›Volksgemeinschaft‹ geschaffen« worden sei, habe »diese Praxis der Gewalt [...] die Wirklichkeit der ›Volksgemeinschaft‹, wenn auch zeitlich und räumlich begrenzt«, vorweggenommen und damit die Transformation der deutschen Gesellschaft vorangetrieben.¹¹²

In Studien wie diesen ist eine Veränderungsdynamik während des Nationalsozialismus sichtbar geworden, die mit dem klassischen sozialgeschichtlichen Blick auf die Sozialstruktur ebenso wenig greifbar ist wie mit der These der »sozialpsychologischen Realität der ›Volksgemeinschaft‹«. Vor allem betraf dies die exklusive, rassistische und gewalttätige Dimension des historischen Begriffs ›Volksgemeinschaft‹, mit der innerhalb der gesellschaftlichen Praxis neue soziale Differenzen etabliert wurden, gegenüber denen die Bedeutung tradierter sozialer Unterschiede zunehmend zurücktrat.

Der Umstand, dass die Jahre zwischen 1933 und 1945 durch die »ständige, dynamische Transformation [der] nationalsozialistische[n] Herrschaft« geprägt gewesen seien, stellt auch Anforderungen an deren historische Erforschung, wie etwa Frank Bajohr betont hat: So sei die Gesellschaft des Nationalsozialismus »nicht mit statischen Kategorien [...], sondern stets historisch-genetisch« zu analysieren.¹¹³ Bajohr wie Wildt haben wiederholt argumentiert, dass der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ sich hierfür besonders eigne, wenn er nicht als Beschreibungskategorie für die Gesellschaft des Nationalsozialismus missverstanden werde. ›Volksgemeinschaft‹ sei im »analytischen Blick kein Begriff, der [...] das NS-Regime als Ganzes bezeichnet«, sondern umreißt als historiografische Kategorie »eine Verknüpfung von Praxis und Wissen [...], die sowohl historisch hergestellt (nicht bloß diskursiv konstruiert, sondern gewalttätig produziert) worden ist, als auch ihrerseits Praxis und Wissen strukturiert und normiert« habe.¹¹⁴

Ein solches Begriffsverständnis begegnet der Bedeutungspluralität des historischen Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ mit einer deutlich größeren Offenheit, als dies die Forschungen zur Realisierung der ›Volksgemeinschaft‹ tun. Statt von einer eigenen Definition des Begriffs gehen Studien zur »Herstellung der Volksgemeinschaft« davon aus, dass auch dessen konkrete Bedeutung als Produkt spezifischer, im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehender Praktiken begriffen werden muss: Erst »im Prozess des Herstellens von ›Volksgemeinschaft‹« würden die »spezifischen Merkmale der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft sichtbar«.¹¹⁵ In diesem Sinne ist in der Diskussion inzwischen vielfach gefordert worden, empirisch danach zu fragen, wer in welchen Kontexten den Begriff mit welcher Bedeutung wozu gebrauchte.

Gleichzeitig hat dieser Umgang aber auch immer wieder zu dem Missverständnis geführt, es würde damit die erfolgreiche Realisierung der ›Volksgemeinschaft‹ behauptet.

110 Ebd., S. 361f.

111 Ebd., S. 374.

112 Ebd., S. 374.

113 Frank Bajohr, ›Volksgemeinschaft‹ von außen betrachtet. Gemeinschaftsutopien und soziale Praxis in Berichten ausländischer Diplomaten und des sozialdemokratischen Exils 1933–45, in: von Reeken/Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 79–95, hier: S. 95.

114 Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung, S. 22.

115 Bajohr/Wildt, Einleitung, S. 10.

Und in der Tat bleibt die Begriffsverwendung uneindeutig: Was folgte aus der »Herstellung der Volksgemeinschaft«, wenn der Begriff gleichzeitig nicht die Gesellschaft des Nationalsozialismus als Ganzes bezeichnen soll? Doch unabhängig von den in der Debatte breit herausgearbeiteten Schwierigkeiten mit der Begriffsverwendung ist mit diesem Vorgehen eine soziale Dynamik in den Blick gerückt, die in der bisherigen Forschung nur am Rande beachtet wurde und auf die Paradoxie gesellschaftlicher Dynamik verweist: Anscheinend war die Gesellschaft des Nationalsozialismus gleichermaßen durch sozialstrukturelle Persistenz wie durch Veränderungen innerhalb der zeitgenössischen Wahrnehmungen und jenseits der Sozialstruktur liegender sozialer Praktiken und Differenzierungen gekennzeichnet.

Formen sozialer Integration in der Gesellschaft des Nationalsozialismus

Einen zweiten zentralen Problemzusammenhang in der jüngeren Debatte zur ›Volksgemeinschaft‹ bilden die Formen sozialer Integration in der Gesellschaft des Nationalsozialismus und die Frage, wie gesellschaftlicher Zusammenhalt gestiftet und sichergestellt wurde. Diese neuere »Suche nach den Formen der Vergemeinschaftung und ihren Wirkungen« während des Nationalsozialismus hat an unterschiedliche Stränge früherer Forschungen wie an unterschiedliche Dimensionen des historischen Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ angeknüpft.¹¹⁶ Insbesondere zwei Grundmechanismen der Herstellung gesellschaftlichen Zusammenhalts sind dabei herausgearbeitet worden.

Der größere Teil der Debattenbeiträge hat an Studien zur propagandistischen Selbstinszenierung des NS-Regimes der 1980er und 1990er Jahre wie an die zentrale Bedeutung des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ in der NS-Propaganda angeschlossen und hierin einen entscheidenden Mechanismus der Sozialintegration während des Nationalsozialismus erkannt. Dem bereits in der älteren Forschung herausgearbeiteten Anspruch des Regimes, mit seiner Propaganda Gemeinschaft zu inszenieren, ist in der gegenwärtigen Diskussion verstärkte Aufmerksamkeit entgegengebracht und die »nationalsozialistische Gemeinschaftspropaganda« als »gezielte ›Emotionspolitik‹« in den Blick genommen worden.¹¹⁷ Diese habe über die Schaffung von Gemeinschaftserlebnissen gefühlsmäßige Bindungen zwischen Bevölkerung und NS-Regime erzeugen sollen. Oftmals unter Bezug auf die klassische soziologische Definition von »Gemeinschaft« als einer durch »subjektiv gefühlter [...] Zusammengehörigkeit« konstituierten sozialen Beziehung ist mit dem Schlagwort ›Volksgemeinschaft‹ so die Frage nach den emotionalen Bindungen zwischen deutscher Gesellschaft und NS-Regime aufgeworfen worden.¹¹⁸ Dabei ist gleichermaßen den nationalsozialistischen Bemühungen, Gemeinschaftserlebnisse gezielt zu schaffen, und deren konkreten Wirkungen nachgegangen worden.

Insbesondere die Massenversammlungen des NS-Regimes, wie die Reichserntedankfeste auf dem Bückeberg, die Reichsbauerntage in Goslar oder die Reichsparteitage in Nürnberg, sind dabei ins Blickfeld geraten.¹¹⁹ Markus Urban hat in seiner Dissertation zur »Funktion und Wahrnehmung der NS-Reichsparteitage« die Entwicklung des größten Fests des Nationalsozialismus untersucht. Er betont dabei, dass die in der Weimarer Re-

116 von Reeken/Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 18.

117 Schmiechen-Ackermann, Utopie und Realität, S. 49f.

118 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen 1980, S. 21.

119 Reichserntedankfest: Anette Blaschke, Die Reichserntedankfeste vor Ort. Auf der ›Hinterbühne‹ einer nationalsozialistischen Masseninszenierung, in: von Reeken/Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 125–141. Reichsbauerntage: Lu Seegers, Die ›Reichsbauernstadt‹ Goslar als städtische Repräsentation der ›Volksgemeinschaft‹?, in: von Reeken/Thießen, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 175–190. Reichsparteitage: Urban, Die Konsensfabrik.

publik zunächst vor allem auf die Parteiöffentlichkeit ausgerichtete Veranstaltung seit 1933 immer stärker der »Inszenierung der nationalsozialistischen Utopie von einer ›klassenlosen Volksgemeinschaft« dienen sollte.¹²⁰ Dieser Wandel fand seinen Ausdruck etwa in der zunehmenden Ausweitung des Teilnehmerkreises über die NSDAP hinaus und in den Bemühungen, über die Massenmedien auch Zeitungsleser, Radiohörerinnen und Kinobesucher an dem durch die aufwendige Inszenierung intendierten Erleben der ›Volksgemeinschaft‹ teilhaben zu lassen. Urban zeigt, in welcher Bandbreite das NS-Regime sich in einer Vielzahl von Formaten um eine massenmediale Vermittlung bemühte, obwohl die mediale Übersetzung der emotionalen Wirkung der Inszenierung nur in sehr begrenztem Maße gelungen sei.

Die Rolle der Medien innerhalb der ›Volksgemeinschafts‹-Propaganda beschränkte sich jedoch nicht allein auf die Vermittlung von Massenversammlungen über den Ort des Geschehens hinaus. Vielmehr ist ebenso hervorgehoben worden, dass diese selbst dem Erlebarmachen von ›Volksgemeinschaft‹ dienen sollten.¹²¹ Adelheid von Saldern etwa hat mit Blick auf das Radio argumentiert, die »durch die Medientechnik hervorgerufene kommunikative Verbundenheit über Orte und Räume, über Generationen sowie über Schichten und Klassen hinweg« habe »eine besondere Erlebnisdimension für die kommunikativ hergestellte Hörergemeinschaft« schaffen können, die von den »Nationalsozialisten zur Popularisierung der Volksgemeinschaft« gezielt genutzt worden sei.¹²²

Die propagandistische Inszenierung der ›Volksgemeinschaft‹ und der Versuch, die Bevölkerung über inszenierte Gemeinschaftserlebnisse an das NS-Regime zu binden, vollzog sich ebenso im kleineren Rahmen im städtischen Raum, was eine ganze Reihe an Aufsätzen und Monografien hervorgehoben haben. Petra Spona etwa hat in ihrer Dissertation die städtische Ehrungspolitik in Hannover als »NS-Volksgemeinschaftspolitik« interpretiert und nach deren herrschaftsstabilisierender Funktion sowie ihrer Rolle bei der Reformulierung des Stadtbilds von Hannover gefragt. Ihre vor allem auf lokale Archivquellen gestützte Studie fragt zunächst in zwei chronologischen Abschnitten nach der städtischen Ehrungspraxis der Vorkriegs- beziehungsweise Kriegszeit, um sich dann in systematischen Abschnitten dem Gebrauch von Ehrungen als Mittel der Stadtwerbung, der Bedeutung biografischer und lokaler Erzählmuster für diese und der Teilhabe der Stadtbevölkerung zu widmen. Spona rückt ein breites Spektrum städtischer Ehrungspraktiken in den Mittelpunkt, untersucht die Einrichtung von Gedenktafeln und Denkmälern ebenso wie die Verleihung von Ehrenbürgerschaften, die Umbenennung von Straßennamen, städtische Massenveranstaltungen und Feiern. Sie argumentiert, dass gerade in ihrer Vielzahl Ehrungspraktiken ein »flexibel einsetzbares Methodenensemble« dargestellt hätten, »mit dessen Hilfe der Bevölkerung die neue nationalsozialistische Herrschaft vorgestellt werden konnte.«¹²³ Damit habe sich das in den Ehrungen entworfene und verhandelte Bild der Stadt gewandelt, indem zunehmend »nationalsozialistische Inhalte in das Stadtimage Hannovers« eingezogen seien.¹²⁴ Auch dadurch hätten die Ehrungen nicht allein der Würdigung

120 Ebd., S. 87.

121 Inge Marszolek, Lautsprecher und leise Töne. Radio im Nationalsozialismus, in: Nicola Gess/ Florian Schreiner/Manuela K. Schulz (Hrsg.), Hörstürze. Akustik und Gewalt im 20. Jahrhundert, Würzburg 2005, S. 53–68, hier: S. 62; dies., »Aus dem Volke für das Volk«. Die Inszenierung der »Volksgemeinschaft« im und durch das Radio, in: dies./Adelheid von Saldern (Hrsg.), Radiozeiten. Herrschaft, Alltag, Gesellschaft, Potsdam 1999, S. 121–135.

122 Adelheid von Saldern, Zur Inszenierung der NS-Volksgemeinschaft im Rundfunk, in: Schmiechen-Ackermann, ›Volksgemeinschaft‹, S. 229–247, hier: S. 244.

123 Petra Spona, Städtische Ehrungen zwischen Repräsentation und Partizipation. NS-Volksgemeinschaftspolitik in Hannover (Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, Bd. 10), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010, 349 S., geb., 64,00 €, S. 295.

124 Ebd., S. 292.

besonderer Leistungen gedient, sondern für die Stadtbevölkerung »Angebote zur Partizipation am hannoverschen Nationalsozialismus« eröffnen sollen, die darauf gezielt hätten, »wenigstens für eine geraume Zeit Bedürfnisse nach Anerkennung, nach Zuwendung und Gemeinschaft zu erfüllen« und so die Hannoveraner Stadtbevölkerung in den Nationalsozialismus zu integrieren.¹²⁵

Wie stark sich die Inszenierung städtischer Gemeinschaften im Nationalsozialismus am Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ orientierte, ist auch in anderen Studien zu weiteren Städten herausgearbeitet worden.¹²⁶ Diese Neuausrichtung städtischer Repräsentation beeinflusste dabei nicht nur die in Ehrungen und anderen Medien und Praktiken entworfenen Stadtbilder, sondern ebenso die Arbeit von Stadtplanern und Architekten, die versuchten, ›Volksgemeinschaft‹ auch in der räumlichen Ordnung des städtischen Raums erfahrbar zu machen.¹²⁷ Wie hier wurde auch in anderen Kontexten versucht, ›Volksgemeinschafts‹-Inszenierungen zu materialisieren und so über die begrenzte Temporalität performativer Inszenierungen in den Alltag der Deutschen zu tragen. In diese objekthaften Inszenierungsformen der ›Volksgemeinschaft‹, wie sie in der Architektur, aber auch in zahlreichen Alltagsgegenständen, wie den ›Volksprodukten‹, ihren Ausdruck fanden¹²⁸, hat vor allem die Ausstellung »Hitler und die Deutschen. Volksgemeinschaft und Verbrechen« des Deutschen Historischen Museums einen breiten Einblick gegeben. Auch der Ausstellungsband präsentiert zahlreiche visuelle Beispiele »für die Varianz und Verbreitung [...] [des] propagandistischen Integrations- und Unterwerfungsangebot[s]« der ›Volksgemeinschaft‹, mit denen in »unzähligen Objekten vom alltäglichen Kitsch bis zu ästhetisch anspruchsvolleren Gestaltungen von Plakaten und Plaketten« für »die ›Volksgenossen‹ [...] Zugehörigkeit verkündet und beansprucht« worden sei.¹²⁹

Der breit herausgearbeitete Anspruch der unterschiedlichen ›Volksgemeinschafts‹-Inszenierungen hat die Frage nach deren Wirkungen aufgeworfen, der zahlreiche historische Studien nachgegangen sind. Ebenso haben andere wissenschaftliche Disziplinen – vor allem die Sozialpsychologie – den Anspruch erhoben, zu deren Klärung beizutragen. Doch obgleich sich, wie die Herausgeber des Sammelbands »Volksgemeinschaft, Täterschaft und Antisemitismus« argumentieren, Fragen danach, »[W]arum [...] sich Menschen in destruktiv ausgerichtete *imagined communities* wie der nationalsozialistischen ›Volksgemeinschaft‹« eingeordnet hätten, nur mithilfe einer »wechselseitigen Ergänzung und Durchdringung von psychoanalytischer Sozialpsychologie und Geschichtswissenschaft« beantworten ließen,

125 Ebd., S. 297f.

126 *Seegers*, Die ›Reichsbauernstadt‹ Goslar; *Gunnar Zamzow*, Die Marine als Generator von Gemeinschaft. Städtische Images Wilhelmshavens während des Nationalsozialismus und nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *von Reeken/Thießen*, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 191–206; *Alice von Plato*, Ein »Fest der Volksgemeinschaft«. Die 700-Jahr-Feier von Gera (1937), in: *Adelheid von Saldern* (Hrsg.), Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935–1975), Stuttgart 2005, S. 83–113; *Krijn Thijs*, Drei Geschichten, eine Stadt. Die Berliner Stadtjubiläen von 1937 und 1987, Köln/Weimar etc. 2008, S. 84–87.

127 *Sylvia Necker*, Von der Hoffnung auf die neue Ordnung der Stadt. Architekten planen (für) die NS-Volksgemeinschaft, in: *von Reeken/Thießen*, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 145–156; *dies.*, Konstanty Gutschow (1902–1978). Modernes Denken und volksgemeinschaftliche Utopie eines Architekten, Hamburg 2012; *Kerstin Thieler*, Architektur der Macht. Die Auseinandersetzung um Oldenburg als Gauhauptstadt, in: *von Reeken/Thießen*, ›Volksgemeinschaft‹ als soziale Praxis, S. 157–174; *David Kuchenbuch*, Geordnete Gemeinschaft. Architekten als Sozialingenieure. Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2010.

128 *König*, »Volksprodukte« im Dritten Reich.

129 Zitat: *Hans-Ulrich Thamer*, Hitler im Museum? Ein Erfahrungsbericht zur Ausstellung »Hitler und die Deutschen«, in: *Zeithistorische Forschungen* 8, 2011, H. 1, S. 88–101, hier: S. 93f. *Thamer/Erpel*, Hitler und die Deutschen.

bleibt deren Ertrag gering.¹³⁰ Dies liegt vor allem daran, dass das theoretische Wissen kaum zu empirischen Deutungen konkreter Inszenierungswirkungen gebraucht wird, sondern vor allem zu weitreichenden Spekulationen über mögliche Effekte nationalsozialistischer Propaganda. Dabei hat schon die frühe Alltagsgeschichtsschreibung betont, dass sich die Komplexität der Wirkungen nationalsozialistischer Gemeinschaftsinszenierungen einer Einpassung in sozialwissenschaftliche oder psychologische Theorien verweigere.¹³¹

Die Frage nach den Wirkungen der NS-Propaganda muss empirisch beantwortet werden, und verschiedene jüngere Studien haben sich trotz prinzipiell schwieriger Quellenlage bemüht, zu möglichst differenzierten und genauen Einschätzungen zu kommen. Petra Spona etwa konstatiert in ihrer Dissertation, dass die Wirkungsforschung insgesamt »oft ein Schattendasein« friste, es für Hannover aber »eine ergiebige Quelle« gebe – die Erinnerungsschrift eines damals jugendlichen Teilnehmers eines ›Führer-Besuches‹ –, die eine Untersuchung der Wirkungen dieser Propagandaveranstaltung ermögliche.¹³² Spona bemerkt selbst, dass diese mit »Selbstanalyse« betitelten, in den 1990er Jahren geschriebenen Erinnerungen »als Quelle zweifelsohne als problematisch einzustufen« seien und nur »die erinnerte Wahrnehmung eines Geschehens« offenbaren würden. Dennoch nutzt sie diese als Quelle für die damalige Begeisterung des Autors, weil der Text »keine Distanz zum damaligen Erleben erkennen [lässt] und klingt, als lebten seine Gefühle in der Erinnerung wieder auf«.¹³³

Wie hier sind Zeitzeugenerinnerungen vielfach als Quellen für die Wirkungsforschung herangezogen worden, wobei sie meist als Belege für eine geglückte Inszenierung, die den Teilnehmern das Gefühl von Zugehörigkeit gegeben habe, gewertet worden sind.¹³⁴ Malte Thießen hat demgegenüber argumentiert, Erinnerungen an die ›Volksgemeinschaft‹ müssten als ein »spezifisches Erinnerungsmuster« betrachtet werden, an dem Zeitgenossen »soziale Probleme und Bedürfnisse der Gegenwart erzählen und erklären« würden: Aussagen über die ›Volksgemeinschaft‹ fungierten in Zeitzeugeninterviews in starkem Maße als »Kontrafolie zur heutigen Zeit, in der es nach Ansicht der Zeitzeugen keinen Zusammenhalt, keine Kameradschaft oder gegenseitige Hilfe mehr gibt«. Diese Erinnerungen seien deshalb »nicht allein auf vergangene, sondern ebenso auf spätere Erfahrungen und gegenwärtige Bedürfnisse des Erinnernden« zurückzuführen und könnten kaum als Quellen für die Wirkungen der nationalsozialistischen ›Volksgemeinschafts‹-Inszenierungen herangezogen werden.¹³⁵

130 Markus Brunner/Jan Lohl/Rolf Pohl u. a., Psychoanalyse und Geschichte. Eine Einführung, in: *dies.* (Hrsg.), Volksgemeinschaft, Täterschaft und Antisemitismus. Beiträge zur psychoanalytischen Sozialpsychologie des Nationalsozialismus und seiner Nachwirkungen (Psyche und Gesellschaft), Psychozial-Verlag, Gießen 2011, 252 S., kart., 24,90 €, S. 7–17, hier: S. 7 und 10. Ähnlich Rolf Pohl, Das Konstrukt ›Volksgemeinschaft‹ als Mittel zur Erzeugung von Massensolidarität im Nationalsozialismus, in: *Schmiechen-Ackermann*, ›Volksgemeinschaft‹, S. 69–84; Franz Janka, Die braune Gesellschaft. Ein Volk wird formatiert, Stuttgart 1997, S. 369.

131 Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde, S. 222.

132 Spona, Städtische Ehrungen, S. 251.

133 Ebd., S. 252f.

134 Vgl. etwa Susanne Watzke-Otto: »Ich war ein einsatzbereites Glied in der Gemeinschaft...«. Vorgehensweise und Wirkungsmechanismen nationalsozialistischer Erziehung am Beispiel des weiblichen Arbeitsdienstes, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1999; Magarete Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat...«. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, Bd. 3: Das Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Krieg, Frankfurt am Main/New York 1998, insb. S. 372–376; Sönke Neitzel/Harald Welzer, Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben, Frankfurt am Main 2011, S. 61. Zusammenfassend: Müntzel, »Volksgenossen« und »Volksgemeinschaft«, S. 168.

135 Thießen, Schöne Zeiten, S. 178, 179 und 180. Gerade die zitierten Stellen bei Spona, Städtische Ehrungen (etwa S. 253 und 290) bieten mehrfach Hinweise auf die von Thießen herausgearbeitete gegenwärtige kommunikative Funktion des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹.

Einige jüngere Studien haben einen anderen möglichen Quellenzugang aufgezeigt. Gerhard Stahr ist in seiner Dissertation »Volksgemeinschaft vor der Leinwand?« dem Problem, die »Auswirkungen von lange zurückliegenden Kinovorführungen auf ein Publikum zu untersuchen«, mit dem Bemühen begegnet, die »Verhaltensweisen eines historischen Publikums« mithilfe vor allem von Presseberichten wie des Berichtswesens des NS-Regimes zu rekonstruieren. Diese analysiert er im Kontext der NS-Kinopolitik, die darauf gezielt habe, »gesellschaftliche Barrieren einzuebnen«. ¹³⁶ Er fragt so gleichermaßen nach dem Verhältnis zwischen Zuschauerverhalten und staatlicher Kinopolitik wie danach, »inwieweit die heterogenen Lebensverhältnisse des Publikums die homogenisierende Funktion des Freizeitinstituts Kino konterkarierte[n], und insbesondere, ob die nationalsozialistische Kinopolitik zu einer egalitären ›Volksgemeinschaft vor der Leinwand‹ führte«. ¹³⁷ Nach zwei Abschnitten zur nationalsozialistischen Publikumsforschung und Sozialstruktur des Publikums in den 1930er Jahren rückt die vor allem auf Bestände des Bundesarchivs gestützte Studie in drei chronologischen Abschnitten die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Publikum und Kinopolitik in den Mittelpunkt: Zunächst wird für die Jahre bis 1939 das Kino als Ort politischer Meinungsäußerung untersucht, dann nach dem Erfolg der cineastisch »inszenierten Kriegsbegeisterung« gefragt, bevor schließlich die Jahre 1942 bis 1945 und die Auswirkungen des Kriegs gegen die Sowjetunion auf das Kino im Mittelpunkt stehen. Mit dem Fokus auf die »Reaktionen des Publikums selbst« zeigt sich Stahr dabei skeptisch, was den Erfolg der intendierten vergemeinschaftenden Effekte des Kinos betrifft. In der Vorkriegszeit könne »keine Egalisierung im Kinobesuchverhalten« festgestellt werden. ¹³⁸ Vielmehr habe erst der Kriegsbeginn zu einer gesellschaftlich breiten Inanspruchnahme des Kinoangebots geführt: »[N]icht das Kino mobilisierte die Bevölkerung für den Krieg, sondern der Krieg mobilisierte die Bevölkerung für das Kino.« ¹³⁹ Immer wieder hebt Stahr dabei konkrete Verhaltensweisen während der Filmvorführungen hervor – Applaus an den falschen Stellen, Kommentare aus dem Dunkel des Kinosaals heraus, aber auch organisierte Zuschauerproteste, insbesondere von lokalen NSDAP-Gliederungen in der Vorkriegszeit –, die »einen Makel am Bild der geschlossenen ›Volksgemeinschaft‹« dargestellt hätten. ¹⁴⁰

Eine ganz ähnliche Argumentation findet sich auch in der Dissertation von Rudolf Oswald über den Zusammenhang von »Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball« zwischen Weimarer Republik und früher Bundesrepublik. Im ersten Abschnitt zeigt Oswald zunächst die politische Aufladung des Fußballs durch den Bezug auf den Begriff ›Volksgemeinschaft‹ während der Weimarer Republik, als deren Ausdruck unterschiedliche Politiker, Sportfunktionäre und Beobachter den Mannschaftssport Fußball betrachtet hätten. An diese Debatten schlossen nach 1933 die in den beiden Hauptkapiteln untersuchten Bemühungen des NS-Regimes an, Fußballspiele zur Inszenierung der ›Volksgemeinschaft‹ zu nutzen. Dabei sollte den Zuschauern durch eine politische Überformung des Sportereignisses das Gefühl gegeben werden, »nicht isolierter Teil einer Masse, sondern deren Bestandteil zu sein« und so im Stadion eine »erlebte Volksgemeinschaft« geschaffen werden. ¹⁴¹ Wie Stahr bewertet Oswald den Erfolg dieser Bemühungen durch den Blick auf das konkrete Zuschauerverhalten als weitgehend gescheitert. Auch im Nationalsozialismus seien die Zuschauer vor allem zu sportlich attraktiven Spielen gekom-

136 *Gerhard Stahr*, *Volksgemeinschaft vor der Leinwand? Der nationalsozialistische Film und sein Publikum*, Hans Theissen Verlag, Berlin 2001, VIII + 426 S., kart., 39,50 €, S. 1 und 9.

137 *Ebd.*, S. 15.

138 *Ebd.*, S. 276.

139 *Ebd.*, S. 284.

140 *Ebd.*, S. 280.

141 *Oswald*, »Fußball-Volksgemeinschaft«, S. 134.

men, während von NS-Stellen ausgerichtete Propaganda-Turniere ohne hochklassige Mannschaften kaum besucht worden seien. Zudem hätten Anhängermanifestationen und oftmals gewalttätig ausgetragene sportliche Rivalitäten immer wieder die Inszenierungsbemühungen ad absurdum geführt und »die erlebbare Volksgemeinschaft [...] der Lächerlichkeit« preisgegeben.¹⁴²

Der Anspruch des NS-Regimes, durch die Inszenierung von Geschlossenheit das Gefühl von Gemeinschaftlichkeit zu vermitteln, wird in diesen Studien nicht nur nachgezeichnet, sondern als argumentatives Grundgerüst aufgegriffen: Spannungen, Ungleichheiten und Auseinandersetzungen werden so als Hemmnisse für eine gefühlte Zusammengehörigkeit der Beteiligten interpretiert. Insgesamt finden diese Arbeiten so im Publikumsverhalten zwar durchaus Anhaltspunkte für ein zumindest »kurzzeitig realisiertes Ideal einer ›klassenlosen Volksgemeinschaft«¹⁴³, sie decken jedoch insbesondere zahlreiche Konfliktpunkte und Gegensätze auf, die als Belege für das Scheitern der Vergemeinschaftungsbemühungen angesehen werden.

Dabei bleibt dieses Vorgehen auf die Hilfskonstruktion angewiesen, aus dem Zuschauerverhalten auf deren Zugehörigkeitsgefühle zu schließen. Doch man kann durchaus fragen, ob gefühlte Zugehörigkeit nicht auch über Widersprüche hinwegsehen konnte und auch konfliktreiche ›Volksgemeinschafts‹-Inszenierungen vergemeinschaftend wirken konnten. Insofern hat Rudolf Oswald mit seiner Wendung der »erlebbaren Volksgemeinschaft« eine recht treffende Formulierung gefunden, die gleichermaßen deutlich macht, dass man sich über die Analyse des Zuschauerhaltens der Frage nach dem Erleben und Zugehörigkeitsgefühlen des Publikums weitgehend annähern, sie aber letztlich nicht entscheiden kann.

Andere Autoren haben im direkten Gegensatz zu dieser Argumentation Konflikte und Differenzen geradezu als Bedingungen sozialer Integration im Nationalsozialismus gedeutet und damit eine grundsätzlich andere Form sozialer Integration in den Mittelpunkt gerückt. Manfred Gailus und Armin Nolzen etwa haben dies in ihrem mit »Zerstrittene ›Volksgemeinschaft« betitelten Sammelband zur Religionsgeschichte des Nationalsozialismus unterstrichen, in dem sie dafür plädieren, den tradierten Fokus auf die beiden großen Konfessionen, die Konflikte zwischen Kirchen und NS-Regime und der kirchlichen Funktionsträger durch eine »Analyse von ›Gläubigkeiten« während des Nationalsozialismus zu ersetzen.¹⁴⁴ Erst in dieser Perspektive stünde das gesamte Spektrum von Glaubensrichtungen im Blick, werde statt nach den Kirchen als Organisationen und dem Klerus stärker nach dem Kirchenvolk gefragt und würde es »nicht nur um die Konflikte zwischen Nationalsozialismus und Kirchen, sondern auch um Kompatibilitäten und Koexistenzen, um die fragilen Amalgamierungen von Nationalsozialismus und Religion gehen«.¹⁴⁵ Eben diesen letzten Punkt betonen Gailus und Nolzen mit dem Titel des Bandes. Im Begriffsverständnis des Nationalsozialismus habe »Religion in diametralem Gegensatz zu jener ›Volksgemeinschaft‹, wie sie der Nationalsozialismus« anstrebte, gestanden, weil der Begriff grundsätzlich andere Gemeinschaftsbildungen ausschloss.¹⁴⁶ Durch die sich daraus ergebenden Konflikte und Auseinandersetzungen zwischen NS-Regime und Kirchen, aber auch zwischen den beiden Konfessionen sowie innerhalb des Protestantis-

142 Ebd., S. 299.

143 Urban, Die Konsensfabrik, S. 165.

144 Manfred Gailus/Armin Nolzen, Einleitung: Viele konkurrierende Gläubigkeiten – aber eine »Volksgemeinschaft«?, in: dies. (Hrsg.), Zerstrittene »Volksgemeinschaft«. Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2011, 325 S., geb., 39,95 €, S. 7–33, hier: S. 17.

145 Ebd., S. 18.

146 Ebd., S. 19.

mus habe der Faktor Religion die Illusion der deutschen Gesellschaft als einer homogenen Gemeinschaft unterlaufen: »Die ›Volksgemeinschaft‹ war zerstritten, weil Glaube, Konfession und Religion quer zu jenen gesellschaftspolitischen Vorstellungen standen, die der Nationalsozialismus mit diesem Begriff verband.« Doch auch eine »zerstrittene ›Volksgemeinschaft‹ sei »prinzipiell derselben Logik wie eine imaginierte, nach innen befriedete« gefolgt und habe in der Praxis zu vielfältigen Verflechtungen zwischen Religion und NS-Regime geführt.¹⁴⁷

In diesem Sinne fragt etwa Olaf Blaschke in seinem Beitrag in dem Band nach »konfessionsgeschlechtliche[n] Zuschreibungen im Nationalsozialismus«. Er argumentiert, dass gerade die auf Traditionen aus dem 19. Jahrhundert beruhende Abqualifizierung des Katholizismus als »weiblich« gegenüber dem »männlichen« Protestantismus eine Aneignung des »Männlichkeitsdiskurses« im katholischen Milieu provoziert habe, um als Teil der »männlich« konnotierten ›Volksgemeinschaft‹ wahrgenommen zu werden.¹⁴⁸ Dietmar Süß untersucht die Seelsorgepraxis der deutschen Kirchen im Luftkrieg und zeigt, dass obgleich das NS-Regime den Luftkrieg für weitreichende Eingriffe in die kirchliche Praxis genutzt habe, welche zu Konflikten zwischen Kirchen und NS-Regime führten, die seelsorgerische Tätigkeit letztlich zur Stabilisierung des NS-Regimes im Krieg beigetragen habe.¹⁴⁹

Konkreten Praktiken hat auch Frank Bajohr in seinen grundsätzlichen Überlegungen zu den Mechanismen sozialer Integration während des Nationalsozialismus zentrale Bedeutung beigemessen. Bajohr zeigt dafür an verschiedenen Beispielen die praktische Teilhabe solcher Zeitgenossen an der NS-Herrschaft, die sich selbst in Distanz zum Regime sahen, etwa weil sie sich davon einen beruflichen Aufstieg erhofften. Hieran werde sichtbar, dass soziale Integration während des Nationalsozialismus weniger durch ideologische Übereinkunft als durch soziales Handeln selbst hergestellt worden sei. Alltägliche soziale Praktiken seien die Integrationsmaschine par excellence gewesen, weil die Zeitgenossen bei der Verfolgung individueller Interessen immer wieder in Einklang mit dem Regime agiert hätten, was Bajohr mit dem Begriff der »Handlungsgemeinschaft« kennzeichnet. Der Begriff soll unterstreichen, dass jenseits des Blicks auf individuelle Überzeugungen in der sozialen Praxis eine weitreichende Sozialintegration sichtbar wird, mit der sich die ›Volksgemeinschaft‹ eben als »Handlungsgemeinschaft« materialisiert habe.¹⁵⁰

Erkennbar ist hier von einer anderen Konzeption sozialer Integration die Rede, die sich nicht aus emotionaler Einbindung, sondern als funktionaler Zusammenhalt aus der Verfolgung eigener Interessen ergibt. Auch wenn diese Überlegungen teils dezidiert auf den Begriff der »Vergemeinschaftung« bezogen werden, scheint in ihnen eher die soziologische Kategorie der »Vergesellschaftung« auf, die auf »rational [...] motiviertem Interessensausgleich oder [...] [einer] ebenso motivierten Interessensverbindung« beruht und damit eine Form sozialen Zusammenhalts kennzeichnet, der sich gerade nicht aus einem Gefühl von Gemeinsamkeit ergibt.¹⁵¹

Diese grundsätzlichen Überlegungen sind in verschiedenen empirischen Studien aufgegriffen und mit Ergebnissen untermauert worden. Nicole Kramer etwa hat in ihrer Dis-

147 Ebd., S. 21.

148 Olaf Blaschke, »Wenn irgendeine Geschichtszeit, so ist die unsere eine Männerzeit.« Konfessionsgeschichtliche Zuschreibungen im Nationalsozialismus, in: *Gailus/Nolzen*, Zerstrittene »Volksgemeinschaft«, S. 34–65.

149 Dietmar Süß, Glaube und Religiosität an der ›Heimatfront‹. Seelsorge und Luftkrieg 1939–1945, in: *Gailus/Nolzen*, Zerstrittene »Volksgemeinschaft«, S. 227–256.

150 Frank Bajohr, ›Community of Action‹ and Diversity of Attitudes. Reflections on Mechanisms of Social Integration in National Socialist Germany, 1933–45, in: *Steber/Gotto*, Visions of Community.

151 Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 21.

sertation »Volksgenossinnen an der Heimatfront« nach den Praktiken gefragt, mit denen Frauen in die Vorbereitung wie Durchführung des nationalsozialistischen Kriegs eingebunden waren. Ihre auf ein breites Quellenkorpus gestützte Studie rückt dabei in den Hauptkapiteln vor allem die Mobilisierung von Frauen durch das NS-Regime in den NS-Frauenorganisationen und im Luftschutz sowie die Nutzung vom Regime bereitgestellter Hilfsangebote für Frauen in Form von Unterstützung für weibliche Kriegshinterbliebene und Soforthilfen nach Luftangriffen in den Mittelpunkt. Abschließend fragt ein letzter Abschnitt nach der späteren Erinnerung an den weiblichen Teil der Kriegsgesellschaft. Kramer bemüht sich am Beispiel der Frauen, »Mobilisierung als zentrales Organisationsprinzip der NS-Herrschaft« kenntlich zu machen, wobei sie sich gleichermaßen für die Mobilisierungsstrategien des NS-Regimes wie für das konkrete Verhalten von Frauen in der Kriegsgesellschaft interessiert.¹⁵² Auch wenn der Begriff Mobilisierung, wie Kramer selbst schreibt, »den Top-down-Charakter« betont, geht es ihr gerade darum, Frauen nicht »als bloße Objekte der NS-Herrschaft« zu zeigen, sondern »als Akteurinnen, die sich die von oben gesetzten Ordnungen aneigneten, diese oftmals modifizierten, in ihren eigenen Sinn übersetzten oder aber sich entzogen«.¹⁵³ Sowohl mit Blick auf das weibliche Engagement in NS-Organisationen und Luftschutz als auch auf die Inanspruchnahme der Hilfsangebote des NS-Regimes betont Kramer die eigensinnigen (oftmals gegenläufigen) Motive, durch die Frauen sich aktiv in die Mobilisierung der Kriegsgesellschaft eingebracht hätten. Sie unterstreicht dabei, dass dafür »nicht zwangsläufig ideologische und weltanschauliche Übereinstimmung« notwendig war.¹⁵⁴ Vielmehr seien die »privaten Motivationsmomente« wichtig gewesen, die Frauen jedoch unabhängig von ihren jeweiligen Beweggründen in die Kriegsgesellschaft eingebunden worden.¹⁵⁵ Sie seien als Aktivistinnen oder Empfängerinnen von Versorgungsleistungen in spezifische organisatorische Zusammenhänge einbezogen worden, die als Kommunikationsnetze fungiert hätten und gleichermaßen der Übermittlung von Informationen und Ansprüchen an die Frauen als auch an das Regime gedient hätten. »Die ›kämpfende Volksgemeinschaft‹ müsse deshalb als eine »Interaktionsgemeinschaft« von NS-Regime und »Volksgenossinnen« mit durchaus unterschiedlichen Handlungsspielräumen verstanden werden, deren zentrales Charakteristikum in den »vielfachen Verflechtungen von Herrschaft und Gesellschaft« bestanden habe.¹⁵⁶

Ähnliches hat Michael Wildt in seiner Studie über die antijüdischen Gewaltaktionen mit Blick auf deren scheinbar unbeteiligte Zuschauer unterstrichen: Auch »diejenigen, die sich nicht direkt beteiligten, sondern dabeistanden und zuschauten«, hätten, weil sie als »Duldende und Billigende« eine »elementare Rolle« für das Gewaltgeschehen spielten, »komplizenhaft an der Machtausübung« teilgehabt.¹⁵⁷ Wildt betont explizit, dass deren Ansichten »durchaus unterschiedlich gewesen sein« mochten und eine »gemeinsame Tat kein Beweis für eine geteilte Motivation oder eine gleichförmige Weltanschauung« sei, doch durch die Dynamik der Gewaltsituationen seien »die unterschiedlichen Beweggründe in der gemeinsamen Tat« verschmolzen.¹⁵⁸

Darauf, dass sich funktionale Integration in die Gesellschaft des Nationalsozialismus nicht allein durch die Angebote zur und dem Drängen auf Teilhabe an konkreten Prakti-

152 *Nicole Kramer*, *Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung* (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 82), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2011, 392 S., geb., 54,95 €, S. 12.

153 Ebd., S. 12.

154 Ebd., S. 351.

155 Ebd., S. 179.

156 Ebd., S. 351.

157 *Wildt*, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung*, S. 372.

158 Ebd., S. 373.

ken durch die Instanzen des NS-Regimes vollzog, hat Henning Borggräfe mit seiner Abschlussarbeit »Schützenvereine im Nationalsozialismus« hingewiesen. Borggräfe rückt in seiner Studie nach einleitenden Abschnitten zur Organisationsgeschichte vor allem die in den Vereinen gepflegte »Praxis der Gemeinschaftspflege und des Schießens« in den Mittelpunkt, der er zentrale Bedeutung bei der Integration der Schützenschaft in den Nationalsozialismus beimisst. Diese sei »hinsichtlich der Funktionsmechanismen des Nationalsozialismus« deutlich wichtiger gewesen, als der nach 1945 wiederholt angeführte »Umstand, dass das innere Vereinsleben den hohen Anforderungen mancher externen Nationalsozialisten« nicht überall entsprochen habe. Stattdessen hätten Schützenvereine nicht allen Ansprüchen des Regimes entsprechen müssen, »um in ihrer Praxis die Mitglieder und ihr Umfeld für die neue Gesellschaftsordnung zu gewinnen«.¹⁵⁹

Den gemeinsamen theoretischen Referenzpunkt dieser und weiterer Debattenbeiträge, die die integrative Wirkung sozialer Praktiken in den Blick nehmen, bildet Alf Lüdtkes bereits in den 1980er Jahren entwickeltes Konzept »Herrschaft als soziale Praxis«, mit dem dieser Strang der ›Volksgemeinschafts‹-Debatte an die alltagsgeschichtlichen Herrschaftsanalysen der 1980er Jahre anschließt.¹⁶⁰ Wie diese zeichnet sich der Strang der jüngeren Diskussion durch einen genauen Blick auf soziale Situationen und das Verhalten konkreter Akteure aus, von deren Motivationen und Einstellungen weitgehend abstrahiert wird. Im Gegensatz zu den oben genannten Studien zur konkreten Praxis der Gemeinschaftsinszenierungen im Kino oder beim Fußball, die aus dem Verhalten der Zeitgenossen auf deren Erfahrungen schließen, wird Sozialintegration hier ohne den Rückgriff auf die schwer rekonstruierbaren und je unterschiedlichen Ansichten konkreter historischer Akteure erklärt.

In der Betonung des sich aus der sozialen Praxis ergebenden gleichförmigen Handelns haben zahlreiche Diskutanten innerhalb der ›Volksgemeinschafts‹-Debatte jedoch auch eine Aussage über die Einstellungen und Motivationen der beteiligten Personen und den Versuch gesehen, die gesamte Bevölkerung zu »Tätern« zu machen. Hans Mommsen hat diesen Forschungen vorgeworfen, ihre Thesen würden implizieren, »that an overwhelming part of the German nation had been penetrated by crucial ingredients of the Nazi Weltanschauung«.¹⁶¹ Auch wenn dieser Vorwurf an deren Argument vorbeigeht, verweist er doch nachdrücklich darauf, was mit einer vor allem an Interaktionen und Praktiken interessierten Perspektive aus dem Blick zu geraten droht, die in der Tat dazu tendiert, letztlich alle Akteure als Mitwirkende an der NS-Politik zu betrachten. Sönke Neitzel und Harald Welzer haben in diesem Sinne unterstrichen, dass der »Alltag des Nationalsozialismus« erfüllt gewesen sei von staatlichen »Maßnahmen, die andere treffen, aber von Nicht-Betroffenen natürlich zur Kenntnis genommen« worden seien und daran die Frage geknüpft: »[W]as heißt eigentlich Nicht-Betroffene? Wenn man den Vorgang der Ausgrenzung, Beraubung und Vernichtung als einen Handlungszusammenhang betrachtet, ist es logisch unmöglich, von Nicht-Betroffenen zu sprechen.«¹⁶² Die Frage, wie dieser funktionale Blick auf die Dynamiken konkreter Handlungssituationen, der zahlreiche neue Einsichten in die Funk-

159 Henning Borggräfe, *Schützenvereine im Nationalsozialismus. Pflege der »Volksgemeinschaft« und Vorbereitung auf den Krieg (1933–1945)* (Forum Regionalgeschichte, Bd. 16), Ardey-Verlag, Münster 2010, VII + 117 S., kart., 12,90 €, S. 97f.

160 Alf Lüdtke, Einleitung. Herrschaft als soziale Praxis, in: ders. (Hrsg.), *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozialanthropologische Studien*, Göttingen 1991, S. 9–63, insb. S. 9–21. Peukert, *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde*; ders./Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus*, Wuppertal 1981.

161 Hans Mommsen, *Changing Historical Perspectives on the Nazi Dictatorship*, in: *European Review* 17, 2009, S. 73–80, hier: S. 77.

162 Neitzel/Welzer, *Soldaten*, S. 58f.

tionsweisen der Gesellschaft des Nationalsozialismus eröffnet, mit der notwendigen Differenzierung zwischen Formen freiwilliger wie erzwungener Beteiligung zusammengebracht werden kann, ist noch weitgehend unbeantwortet und vielleicht die zentrale Frage in der gegenwärtigen Forschung zur Gesellschaft des Nationalsozialismus.

Bei der Suche nach Antworten könnten Untersuchungen zur bisher kaum beachteten Frage helfen, welche Auswirkungen soziale Praktiken auf die Einstellungen und Selbstvorstellungen ihrer Akteure hatten. Mary Fulbrook hat in ihrer Studie »Dissonant Lives« auf Grundlage einer breiten Auswertung zeitgenössischer wie retrospektiver Selbstzeugnisse die Entwicklung individueller Selbstsichten und Verhaltensweisen von der Weimarer Republik bis in die DDR verfolgt. Sie betont dabei »the degree of dissonance between reflections and actions«, durch den privaten Leben in beiden deutschen Diktaturen geprägt gewesen sei.¹⁶³ Nach 1933 hätten die Zeitgenossen gelernt, »to form distinctions between what they saw as their ›private‹ and hence presumably ›authentic‹ selves, and their public behaviours«, sodass deren Empfindungen gezwungenermaßen durch »[a] sense of at least some degree of dissonance« geprägt worden seien.¹⁶⁴ Letztlich, so hat Bernd Weisbrod in Anschluss hieran argumentiert, hätten beide Diktaturen so »not just the ›public sphere‹ but also the idea of an authentic self« zerstört.¹⁶⁵

Moritz Föllmer hat demgegenüber argumentiert, es sei weniger von einer Zerstörung als von massiven Veränderungen von Individualität durch die soziale Praxis der Diktaturen des 20. Jahrhunderts auszugehen. Er bemüht sich in seiner Studie »Individuality and Modernity in Berlin« am Beispiel der Reichshauptstadt um eine »historicisation of semantics and practices of individuality before, during and after the Reich«. ¹⁶⁶ Föllmer widerspricht damit der Ansicht, die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts oder auch nur der Nationalsozialismus sei durch Kollektivismus geprägt gewesen. Vielmehr erkennt er in der Konjunktur kollektivistischer Gemeinschaftskonzepte seit dem Ersten Weltkrieg eine Suche »for an acceptable form of individuality«, die er durch eine Analyse von Printmedien und zeitgenössischen Selbstzeugnissen durch drei politische Systeme verfolgt.¹⁶⁷ Die Studie widmet der späten Weimarer Republik, dem Nationalsozialismus wie der Nachkriegszeit je eigene Teile, wobei die Frage nach der spezifischen Beziehung zwischen Kollektivismus und Individualität während des Nationalsozialismus, dessen Vorbereitung in der späten Weimarer Republik und dessen Überwindung nach 1945 das Hauptkenntnisinteresse bilden. Föllmer betont dabei, dass das NS-Regime nicht einfach Kollektivismus propagiert habe, sondern dessen »core message« vielmehr gewesen sei, »that individuality and community were compatible and even mutually reinforcing«. ¹⁶⁸ Statt eines Gegensatzes zwischen dem Einzelnen und dem politischen System hätten »Berlin's newspapers emphasised that post-1933 life still left ample space for privacy, which needed defence not against any political intrusions but against neighbours, acquaintances or mothers-in-law who tended to overstep domestic boundaries«. ¹⁶⁹ Die Ansicht, dass das NS-Regime Individualität bekämpft habe und das Aufrechterhalten eigener Lebenspläne und Selbst-

163 *Mary Fulbrook*, *Dissonant Lives. Generations and Violence Through the German Dictatorships*, Oxford/New York etc. 2011, S. 482.

164 Ebd., S. 163 und 165.

165 *Bernd Weisbrod*, *The Hidden Transcript. The Deformation of the Self in Germany's Dictatorial Regimes*, in: *German Historical Institute London Bulletin* 34, 2012, H. 2, S. 61–72, hier: S. 72.

166 *Moritz Föllmer*, *Individuality and Modernity in Berlin. Self and Society from Weimar to the Wall* (New Studies in European History), Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2013, 322 S., geb., 65,00 £, S. 11.

167 Ebd., S. 245.

168 Ebd., S. 115f.

169 Ebd., S. 116.

vorstellungen eine gegen das Regime gerichtete Haltung belegen würde, habe sich erst in der Loslösung vom Nationalsozialismus in der letzten Kriegsphase und frühen Nachkriegszeit durchgesetzt und müsse deshalb als eine zentrale Distanzierungsstrategie verstanden werden. Während der NS-Herrschaft sei es dem Regime demgegenüber durch zahlreiche konkrete Angebote an die Zeitgenossen gelungen, als ein Garant für individuelle Selbstverwirklichung wahrgenommen zu werden.

Welche Auswirkungen diese Angebote auf die konkreten Selbstsichten einzelner Zeitgenossen hatten, lässt Föllmer jedoch weitgehend offen, weil er Selbstzeugnisse vor allem von jenen Zeitgenossen ausgewertet hat, die sich wie die jüdischen Deutschen den Versuchen erwehren mussten, ihre eigene Individualität abgesprochen zu bekommen. Exemplarisch hat dies jedoch Peter Fritzsche gezeigt, der bereits Mitte der 1990er Jahre auf die Fähigkeit des NS-Regimes hingewiesen hat, »to manufacture an alternative public sphere in which Germans identified themselves increasingly as *Volksgenossen*«. ¹⁷⁰ In seiner 2008 vorgelegten Darstellung »Life and Death in the Third Reich« unterstreicht auch Fritzsche die Teilhabe der deutschen Gesellschaft an den Praktiken des NS-Regimes, betont aber auch die sich daraus ergebenden Einstellungsveränderungen, wobei er insbesondere das nach 1933 einsetzende »racial grooming« hervorhebt: ¹⁷¹ »Nazi revolutionaries and their sympathizers [...] [had] to learn how to think racially, to act in racially desirable ways, and thus to become a complete Nazi and an identifiable Aryan.« ¹⁷² Praktiken wie die eigenständige Erstellung von Ahnenpässen hätten dazu geführt, dass »ordinary« Germans came to see the world in racial terms«, auch wenn diese »not always [did] so willingly, and they certainly did not anticipate the final outcomes of total war and mass murder«. ¹⁷³

Gerade in dieser Frage nach den Wirkungen sozialer Praktiken auf ihre Teilnehmer scheint noch Potenzial für weitere Forschungen zu liegen, die auch dazu beitragen könnten, das Zusammenwirken der beiden Formen sozialer Integration während des Nationalsozialismus genauer zu bestimmen. Denn auch wenn stärker auf emotionale Bindungen und stärker auf funktionale Inkorporation bezogene Formen der Sozialintegration schon deshalb analytisch getrennt betrachtet werden müssen, weil sie unterschiedlichen Logiken folgten und so auch unterschiedliche Analysekonzepte erfordern, so partizipierten die Zeitgenossen während der 1930er und 1940er Jahre eben an beiden Formen. Soziale Integration entfaltete sich in der Gesellschaft des Nationalsozialismus in ihrer Gesamtheit gerade aus dem noch weitgehend unerforschten Zusammenspiel von inszenierten Gemeinschaftserlebnissen und gewöhnlichen Alltagspraktiken, von gefühlter Zugehörigkeit und der Verfolgung individueller Interessen.

Ausgrenzung als Grundbedingung der NS-Gesellschaft

Einen dritten thematischen Schwerpunkt der jüngeren Forschung zur ›Volksgemeinschaft‹ bildet die Frage nach den Grundstrukturen sozialer Beziehungen zwischen 1933 und 1945, wobei der Begriff in diesem Zusammenhang vor allem dazu gebraucht worden ist, Ausgrenzung als entscheidendes Charakteristikum der Gesellschaft des Nationalsozialismus herauszustellen. Zahlreiche Diskussionsbeiträge haben betont, dass ›Volksgemeinschaft‹ »Inklusion und Harmonie« versprach, aber nicht »denkbar« gewesen sei »ohne den Ausschluß jener, die in diesen ›rassisch‹ und politisch begründeten Konformismus nicht paß-

170 Peter Fritzsche, *Nazi Modern*, in: *Modernism/modernity* 3, 1996, S. 1–21, hier: S. 7.

171 Ders., *Life and Death in the Third Reich*, Harvard University Press, Cambridge, MA/London 2008, VIII + 368 S., geb., 27,95 \$, S. 76.

172 Ders./Jochen Hellbeck, *The New Man in Stalinist Russia and Nazi Germany*, in: Sheila Fitzpatrick/Michael Geyer (Hrsg.), *Beyond Totalitarianism. Stalinism and Nazism Compared*, Cambridge/New York etc. 2009, S. 302–341, hier: S. 313.

173 Fritzsche, *Life and Death*, S. 90.

ten«. ¹⁷⁴ Auch mit diesen wiederholt vorgetragenen Topoi hat die jüngere Forschung an ältere Studien angeschlossen – insbesondere an Detlef Peukert, der bereits Anfang der 1980er Jahre auf die »zwei Stoßrichtungen« des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ hingewiesen hat. ¹⁷⁵ Doch in der jüngeren Debatte ist der Zusammenhang der beiden »Stoßrichtungen« mit neuen Begriffen beschrieben und damit stärker konzeptualisiert worden: Während für Peukert, aber auch für Martin Broszat, die »negative Bestimmung der Grenzen der ›Volksgemeinschaft‹ durch immer erneute Hinweise auf innere und äußere Feinde« nötig gewesen war, weil das »hohle Leitbild der ›Volksgemeinschaft‹ zur dauerhaften positiven Integration nicht taugte« ¹⁷⁶, wird das Verhältnis dieser beiden Dimensionen gegenwärtig mit den Begriffen »Inklusion« und »Exklusion« anders bestimmt. Die Begriffe entstammen den systemtheoretischen Überlegungen Niklas Luhmanns, der allgemein argumentiert hat, dass Inklusion immer auch mit Exklusion einhergehe, und so wird auch in der jüngeren NS-Forschung die grundsätzliche und notwendige »Dialektik von Inklusion und Exklusion« herausgestellt. ¹⁷⁷

Obwohl mit dieser Denkfigur Prozesse der Ausgrenzung und der Einbindung zusammengedacht werden, richtet die jüngere Forschung ihren Blick jedoch bislang vor allem entweder auf Inklusions- oder auf Exklusionsprozesse. Der als Einführung in den gegenwärtigen Wissensstand der NS-Forschung von Jane Caplan konzipierte und herausgegebene Sammelband »Nazi Germany« verdeutlicht dies exemplarisch: Einerseits wird einleitend unter anderem die Frage aufgeworfen, ob der »economic revival underpin the construction of an enthusiastic German ›national community‹ (*Volksgemeinschaft*) lined up behind its Führer and eager to exclude all ›outsiders‹«. ¹⁷⁸ In dem Band widmet sich dann aber andererseits je ein eigener Abschnitt der »Inclusion: building the national community in propaganda and practice« und der »Policy of exclusion: repression in the Nazi state«, was genau dort eine Leerstelle entstehen lässt, wo es um den konkreten Zusammenhang zwischen Inklusion und Exklusion gehen müsste. Ähnliches gilt für die aus den ›Volksgemeinschafts‹-Konferenzen in Hannover und Oldenburg entstandenen Sammelbände, die gesonderte Abschnitte zur »Exklusion« enthalten. Und ebenso untersuchen empirische Studien bisher meist nur eine der Dimensionen und stellen über deren entgegengesetzten Wirkungen zwar teils weitreichende Vermutungen an, ohne jedoch diese selbst zu analysieren. Der Verweis auf die grundlegende »Dialektik von Inklusion und Exklusion« ist damit in der bisherigen Debatte in starkem Maße ein soziologisch-abstraktes Argument geblieben, das theoretisch gut begründet, aber kaum durch historische Quellenanalyse genauer konturiert worden ist.

Die damit tendenziell entstehende Gefahr einer deduktiven Interpretation der Geschichte zeigt sich etwa an der Dissertation von Kathrin Kollmeier zur »Disziplinarpolitik der Hitlerjugend«. Kollmeier interessiert sich in ihrer Studie sowohl für die spezifischen, mit dem Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ formulierten Ordnungsvorstellungen, die dem Disziplinarwesen der Hitlerjugend zugrunde lagen, wie für deren konkrete Disziplinar- und Strafpraxis. Der erste Teil der Studie gründet auf einer diskursanalytischen Auswertung zeitgenössischer Veröffentlichungen, in denen Diskussionen um ein auf Jugendliche zie-

174 Nolte, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft, S. 192.

175 Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde, S. 247.

176 Ebd., S. 292f. Vgl. auch Martin Broszat, Soziale Motivation und Führer-Bindung des Nationalsozialismus, in: VfZ 18, 1970, S. 392–409, hier: S. 405.

177 Zitat: Sven Oliver Müller, Deutsche Soldaten und ihre Feinde. Nationalismus an Front und Heimatfront im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt am Main 2007, S. 13. Vgl. Niklas Luhmann, Inklusion und Exklusion, in: ders., Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, Wiesbaden 2008, S. 226–251.

178 Jane Caplan, Introduction, in: dies., Nazi Germany, S. 1–25, hier: S. 2.

lendes Disziplinarrecht geführt wurden. Kollmeier zeigt etwa, dass bewusst die »Disziplinierung Einzelner als [Mittel der] Erziehung der Gruppe« angesehen wurde und insofern die Vorstellung eines Zusammenhangs von Inklusion und Exklusion bereits in den zeitgenössischen Erziehungskonzeptionen eine zentrale Rolle spielte.¹⁷⁹ In ihrer Untersuchung der Disziplinar- und Strafpraxis in den folgenden beiden Teilen, die vor allem auf einer qualitativen wie quantitativen Auswertung der HJ-»Warnkartei« sowie von Einzelfallakten fußt, rückt Kollmeier zunächst Aufbau und Praxis des Disziplinarsystems in den Mittelpunkt, bevor der dritte Teil der Arbeit der »Radikalisierung der Jugenddisziplinierung« im Krieg nachgeht. Mit ihrem systematischen Fokus auf konkrete Disziplinierungs- und Bestrafungstechniken eröffnet Kollmeier tiefe Einblicke in die Feinmechanik nationalsozialistischer Exklusionsprozesse. Sie betont dabei vor allem die Bedeutung von Erfassungs- und Überwachungspraktiken sowie des Ausschlusses aus der HJ als »Kernfunktion« des Disziplinarsystems.¹⁸⁰ Obwohl ihre Untersuchung damit vor allem auf die exklusive Dimension des Disziplinarsystems ausgerichtet ist, interpretiert Kollmeier mit Verweis auf die grundlegende Dialektik von Exklusion und Inklusion den Ausschluss aus der HJ auch als »Schnittstelle zwischen Integration und Ausgrenzung« und ist sich sicher, dass »nach innen [...] das [...] Disziplinar-konzept die Identifikation mit der ›Volksgemeinschaft« verstärkt habe.¹⁸¹ Dabei verweist sie selbst darauf, dass »weit weniger als 1 %« der HJ-Mitglieder ausgeschlossen wurden, und folgert, die »Disziplinierung der Masse« sei »offensichtlich durch den Ausschluß weniger« erfolgt.¹⁸² Die geringe Zahl der Ausschlussfälle, die gemessen an der Mitgliederzahl der HJ im »Promillebereich« liegt¹⁸³, ließe sich aber ebenso plausibel als offensichtlichen Hinweis darauf deuten, dass die Exklusion durch Ausschlüsse über das offizielle Disziplinarsystem während der NS-Herrschaft nicht die ihm innerhalb der Ordnungsdiskurse zugewiesene Bedeutung besaß und die Disziplinierung und Inklusion innerhalb der HJ von unterschiedlichen Mechanismen und Praktiken abhing.

Insofern wäre es sinnvoll, die Bezugnahme auf das systemtheoretische Theorem der »Dialektik von Inklusion und Exklusion« zu einer konkreten Analyse des Zusammenwirkens der beiden Dimensionen weiterzuentwickeln. Angeknüpft werden könnte dabei an die Überlegung, dass »die Grenze zwischen Inklusion und Exklusion keine gegebene ist, dass Grenzen nicht bloß existieren, sondern gezogen werden«.¹⁸⁴ Birthe Kundrus etwa hat am Beispiel der »volkstumpolitische[n] Inklusion und Exklusion im Warthegau und im Generalgouvernement« betont, dass gerade die Kategorien der ›Volksgemeinschafts‹-Ideologie eine »trennscharfe Definition von Polen und Deutschen nicht zuließ« und damit statt eindeutiger Grenzen ein »Regime der Differenz« etabliert worden sei.¹⁸⁵ Anders als das Prinzip der Staatsangehörigkeit sei die Zugehörigkeit zur ›Volksgemeinschaft‹ »nicht allein einer binären Logik« gefolgt, sondern habe eine »gestaffelte ethnische Hierarchi-

179 Kathrin Kollmeier, *Ordnung und Ausgrenzung. Die Disziplinarpolitik der Hitler-Jugend* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 180), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, 368 S., kart., 44,90 €, S. 136.

180 Ebd., S. 301.

181 Ebd., S. 159 und 277.

182 Kathrin Kollmeier, »Hinaus mit allen Störenfrieden!« Der disziplinarrechtliche Ausschluß aus der Hitler-Jugend als Ausgrenzung aus der NS-Volksgemeinschaft, in: Alain Chatriot/Dieter Gosewinkel (Hrsg.), *Figurationen des Staates in Deutschland und Frankreich. Les figures de l'État en France et en Allemagne 1870–1945*, München 2006, S. 161–184, hier: S. 169.

183 Kollmeier, *Ordnung und Ausgrenzung*, S. 165.

184 Wildt, *Eine Antwort auf Ian Kershaw*, S. 106.

185 Birthe Kundrus, *Regime der Differenz. Volkstumspolitische Inklusion und Exklusion im Warthegau und im Generalgouvernement 1939–1944*, in: Bajohr/Wildt, *Volksgemeinschaft*, S. 105–123, hier: S. 107.

sierung« begründet, innerhalb derer »je nach wechselnden politischen Zweckerwägungen Privilegien gewährt oder genommen werden konnten«. ¹⁸⁶ Damit konnte die Grenze zwischen ›Volksgenossen‹ und ›Gemeinschaftsfremden‹ in unterschiedlichen Situationen changieren. Dies hat auch Beate Meyer am Beispiel ›jüdischer Mischlinge‹ gezeigt, die »Grenzgänger« gewesen seien, die »je nach den Anforderungen ihres Gegenübers und ihrer eigenen Einschätzung in einer Situation innerhalb oder außerhalb der ›Volksgemeinschaft‹ standen«. Keineswegs habe allein die Staatsmacht definiert, wer nicht dazugehören durfte, vielmehr hätten auch »einfache« ›Volksgenossen‹ immer wieder »Inklusions- oder Exklusionsentscheidungen« treffen müssen. ¹⁸⁷

Vor diesem Hintergrund ist in der Diskussion die Frage aufgeworfen worden, ob und in welchem Maße die »Dialektik von Inklusion und Exklusion« von den Zeitgenossen wahrgenommen worden sei. Harald Welzer hat, dies bejahend, vorgeschlagen, die »gesellschaftliche Wirklichkeit des ›Dritten Reiches‹« als ein »soziale[s] Parallelogramm« zu begreifen, »in dem sich die emotionale und materielle Lage der nichtjüdischen Deutschen in dem Maße verbesserte, wie sich die Situation der ›Nichtarier‹ verschlechterte«, sodass sich durch deren Exklusion, »der wahrgenommene und gefühlte Stellenwert der Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft« erhöht habe. ¹⁸⁸ Demgegenüber unterstreichen andere Debatteilnehmer, dass die soziale Praxis des Nationalsozialismus gerade Teilhabe ermöglicht habe, ohne sich zugehörig und an Exklusionen beteiligt zu fühlen – »Zugehörigkeit, ohne dabei sein zu müssen«, wie Bernd Weisbrod formuliert hat. ¹⁸⁹

Empirische Studien über die Wahrnehmung des Zusammenhangs von Inklusions- und Exklusionspraktiken fehlen bisher weitgehend. Hinweise darauf, dass Inklusionspraktiken die mit ihnen einhergehenden Exklusionen auch verschleiern konnten, lassen sich jedoch etwa in Götz Alys Studie »Hitlers Volksstaat« finden. Auf der einen Seite hebt Aly das ausufernde Konsumverhalten deutscher Soldaten in den besetzten Ländern hervor, die in großen Mengen Waren gekauft und an Angehörige in der Heimat gesandt hätten. Diesen privaten Warentransfer deutet Aly als Teil der »monetäre[n] Ausplünderung der besetzten Länder Europas und [...] der von Deutschland bewusst exportierten Kriegsinflation«. ¹⁹⁰ Aufgekommen für den Sold der deutschen Soldaten seien nämlich die Nationalbanken der besetzten Länder, sodass Verkäufern wie Kunden zwar eine Bezahlung suggeriert worden sei, der jedoch kein Gegenwert zugrunde gelegen habe. Anders als durch direkte Enteignungen sei so bei den nichtdeutschen Verkäufern kein persönlicher Schaden entstanden, sondern »das kriegsbedingte, individuelle Enteignen mit dem allgemeinen Geldkreislauf des Landes verkoppelt« worden ¹⁹¹, was gleichzeitig auch den deutschen Käufern ermöglicht habe, das eigene Konsumverhalten nicht als Teilhabe am »Raubzug durch Europa« wahrzunehmen. ¹⁹² Im Kontrast zu alltäglich zu treffenden Inklusions- wie Exklusionsentscheidungen verweist das Beispiel auf die Notwendigkeit, die Wahrnehmung der Dialektik von Inklusion und Exklusion durch weitere Forschungen genauer zu bestimmen.

186 Ebd., S. 116f.

187 Beate Meyer, Erfüllte und erdachte »Volksgemeinschaft«. Erfahrungen »jüdischer Mischlinge« zwischen Integration und Ausgrenzung, in: Bajohr/Wildt, Volksgemeinschaft, S. 144–164, hier: S. 146.

188 Harald Welzer, Die Deutschen und ihr ›Drittes Reich‹, in: APuZ 57, 2007, H. 14–15, S. 21–18, hier: S. 21; Neitzel/Welzer, Soldaten, S. 59.

189 Zit. bei: Richard Bessel, Eine ›Volksgemeinschaft‹ der Gewalt, in: Schmiechen-Ackermann, ›Volksgemeinschaft‹, S. 357–360, hier: S. 358.

190 Aly, Hitlers Volksstaat, S. 103.

191 Ebd., S. 105.

192 Ebd., S. 46.

Gleichzeitig hat der Topos der »Inklusion und Exklusion« in der ›Volksgemeinschafts-Debatte aber auch grundsätzlichen Widerspruch provoziert, da dieser das historiografische Blickfeld in zu starkem Maße einenge und vor allem die jüdischen Deutschen und andere ausgegrenzte Bevölkerungsteile kaum mehr wahrnehme. Innerhalb der Forschungen zur ›Volksgemeinschaft‹, so der Vorwurf, würden zwar intensiv Prozesse der Ausgrenzung untersucht, die Perspektiven und Erfahrungen der Ausgegrenzten fänden dabei aber keine Berücksichtigung mehr. Trotz der Forderung, »auch den Blick von den Ausgegrenzten auf die Inkludierten, von den ›Gemeinschaftsfremden‹ auf die Gemeinschaft« als integralen Bestandteil der historiografischen »Perspektive auf die ›Volksgemeinschaft« zu verstehen, erfüllen bislang kaum Debattenbeiträge diesen Anspruch.¹⁹³

Ebenso ist aber auch mit Blick auf die Mehrheitsgesellschaft der Einwand formuliert worden, der Fokus auf Inklusions- und Exklusionsprozesse zeichne ein unzutreffendes Bild, weil dieser für soziale Differenzierungen innerhalb der Mehrheitsgesellschaft blind sei. Dabei sind durchaus jüngere Studien entstanden, die sich Prozessen sozialer Differenzierung in der ›Volksgemeinschaft‹ widmen. Allerdings greifen auch diese auf das Begriffsrepertoire von Inklusion und Exklusion zurück, ohne zu klären, wie sich diese Strukturierung zur Trennung zwischen ›Volksgenossen‹ und ›Gemeinschaftsfremden‹ verhielt. So ist etwa mit Blick auf die Zugehörigkeit zur NSDAP unterschiedlich eingeschätzt worden, in welcher Beziehung diese zur Grenze der ›Volksgemeinschaft‹ stand: Manche Autoren und Autorinnen deuten die NSDAP mit ihren Vorfeldorganisationen als »Kern der Volksgemeinschaft« und setzen die Frage nach Mitgliedschaft oder Nicht-Mitgliedschaft mit der Grenze zwischen ›Volksgenossen‹ und ›Gemeinschaftsfremden‹ zumindest sprachlich gleich.¹⁹⁴ So argumentiert etwa Kerstin Thieler, das Instrument der »politischen Beurteilung« durch die NSDAP-Kreisleiter habe über die »Eingliederung in die ideologische Formation der ›Volksgemeinschaft« entschieden.¹⁹⁵ Demgegenüber betont Armin Nolzen, dass die NSDAP innerhalb der ›Volksgemeinschaft‹ Mechanismen der Inklusion und Exklusion etabliert habe, die entlang der Frage der Parteimitgliedschaft über die Teilhabe an gesellschaftlichen Funktionssystemen und anderen Organisationen der NS-Gesellschaft mitentschieden. Vor allem über berufliche Karrieren sei so bestimmt worden, aber weniger über den Status als ›Volksgenosse‹.¹⁹⁶

Ähnlich gegensätzliche Einschätzungen bestehen über die Stellung der unterschiedlichen Generationen in der Gesellschaft des Nationalsozialismus und die Frage, ob diese aus der ›Volksgemeinschaft‹ ausgegrenzt wurden oder nicht. Lil-Christine Schlegel-Voß hat in ihrer Dissertation zur »Lebenslage der älteren Generation im Nationalsozialismus« vor allem die Entwicklung der Einkommenssituation älterer Menschen verfolgt. Sie konstatiert, dass sich sowohl die Einkommenssituation als auch die soziale Stellung Älterer während der NS-Herrschaft deutlich verschlechtert habe. Die vor allem auf Bestände des Bundesarchivs wie offizielle statistische Angaben gestützte Untersuchung rückt in sechs Abschnitten die verschiedenen bestehenden wie neu geschaffenen Alterssicherungssysteme in den Mittelpunkt – öffentliche Rentenversicherung, Handwerkerversicherung, DAF-Altersversorgungswerk, Lebensversicherungen, betriebliche Altersvorsorge, öffentliche

193 Wildt, Eine Antwort auf Ian Kershaw, S. 105.

194 Helge Matthiesen, Die NSDAP als Kern der Volksgemeinschaft. Bürgerlich-nationales Lager in Greifswald und die neue Partei, in: Henrik Bispinck/Damian van Melis/Andreas Wagner (Hrsg.), Nationalsozialismus in Mecklenburg und Vorpommern, Schwerin 2001, S. 11–33.

195 Kerstin Thieler, Volksgenossen unter Vorbehalt. Die Herrschaftspraxis der NSDAP-Kreisleitungen und die Zugehörigkeit zur ›Volksgemeinschaft‹, in: Schmiechen-Ackermann, ›Volksgemeinschaft‹, S. 211–225, hier: S. 220. Ähnlich Kollmeier, Ordnung und Ausgrenzung, S. 305.

196 Armin Nolzen, Inklusion und Exklusion im »Dritten Reich«. Das Beispiel der NSDAP, in: Bajohr/Wildt, Volksgemeinschaft, S. 60–77, hier: S. 62.

Fürsorge und Pflegeheime – und betont, dass diese nicht dem Ziel einer ökonomischen Besserstellung der älteren Generation gedient hätten, sondern vor allem der Rüstungsfinanzierung. Die sich dadurch verschlechternde ökonomische Absicherung von Rentnern führt Schlegel-Voß dabei auch darauf zurück, dass diese »ein konstitutives Element der nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsideologie« gewesen sei, in der ältere, nicht mehr arbeitsfähige Menschen anders als die anderen Generationen »letztlich keine Funktion« besessen hätten.¹⁹⁷

Benjamin Möckel hat demgegenüber in seiner Abschlussarbeit über den »Arbeitseinsatz alter Menschen im Nationalsozialismus« argumentiert, dass die ›Volksgemeinschaft‹ durchaus auch als große »Generationengemeinschaft« dargestellt worden sei, in der »jede Altersgruppe ihren Platz finden sollte«.¹⁹⁸ Gleichmaßen argumentiert aber auch er in seiner den Altersdiskurs im Nationalsozialismus und die konkreten Lebenslagen älterer Menschen untersuchenden Arbeit, dass in der sozialpolitischen Praxis alte Menschen »in großem Maße marginalisiert« worden seien.¹⁹⁹ Möckel leitet aus diesem Widerspruch die Forderung ab, von dem »eher starren Schema von Inklusion und Exklusion« abzusehen: Die Frage sei weniger, »ob alte Menschen nun Teil einer wie auch immer gearteten ›Volksgemeinschaft‹ waren oder von ihr ausgeschlossen blieben«, sondern »auf welche Weise die Forderung nach permanenter Arbeits- und Leistungsfähigkeit, die unter dem Schlagwort der ›Volksgemeinschaft‹ erhoben wurde, auch auf die Gruppe der alten Menschen angewandt worden ist«.²⁰⁰

In der Tat ließe sich überlegen, ob nicht das begriffliche Repertoire von Inklusion und Exklusion erweitert werden müsste, um auch jene sozialen Beziehungen sprachlich fassen zu können, die die Mehrheitsgesellschaft strukturierten, ohne diese mit denselben Begriffen wie der Grenze zwischen ›Volksgenossen‹ und ›Gemeinschaftsfremden‹ zu kennzeichnen.

Beziehungen zwischen Gesellschaft und politischem System

Vor dem Hintergrund der Diskussionen um die gesellschaftliche Dynamik, die Formen sozialer Integration und den Zusammenhang zwischen Inklusion und Exklusion in der Gesellschaft des Nationalsozialismus ist mit der jüngeren Forschungsdebatte auch die Frage aufgeworfen worden, inwieweit sich auf dieser Basis der Charakter der nationalsozialistischen Herrschaft neu bewerten ließe. In diesem Sinne ist die Diskussion auch als Beitrag zu einer »neuen Politikgeschichte des Nationalsozialismus« begriffen worden, die sich bemühe, den »Charakter der politischen Ordnung des Nationalsozialismus« nicht von den politischen Entscheidungsstrukturen der NS-Diktatur, sondern von der Beziehung zwischen Gesellschaft und politischem System her zu begreifen.²⁰¹ Die Diskussion knüpft damit an die vor allem in den 1970er Jahren geführten Auseinandersetzungen um die »Formen und Veränderungen der politischen Organisation, Machtausübung und Machtverteilung« innerhalb des NS-Regimes an²⁰², rückt jedoch die vor allem seit den 1990er Jahren wiederholt herausgestellte »breite Konsensbereitschaft« innerhalb der deutschen

197 *Lil-Christine Schlegel-Voß*, *Alter in der »Volksgemeinschaft«*. Zur Lebenslage der älteren Generation im Nationalsozialismus, Berlin 2005, S. 281.

198 *Benjamin Möckel*, »Nutzlose Volksgenossen«? Der Arbeitseinsatz alter Menschen im Nationalsozialismus, Berlin 2010, S. 89.

199 Ebd., S. 89f.

200 Ebd., S. 90.

201 *Wildt*, *Geschichte des Nationalsozialismus*, S. 90; *ders.*, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung*, S. 18.

202 *Martin Broszat*, *Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung*, München 1975, S. 10.

Gesellschaft in das Zentrum²⁰³, die im heftigen Streit zwischen ›Intentionalisten‹ und ›Funktionalisten‹ kaum berücksichtigt worden war.²⁰⁴

Die breite politische Zustimmung, die das NS-Regime in der deutschen Gesellschaft fand, ist innerhalb der aktuellen Diskussion sowohl auf politisch-ideologische Übereinstimmung wie auf materielle Motive zurückgeführt worden. Vor allem Peter Fritzsche hat mit seiner Studie »Wie aus Deutschen Nazis wurden« und in seiner Darstellung »Life and Death in the Third Reich« die Bedeutung des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ für die ideologische Übereinkunft zwischen deutscher Gesellschaft und NS-Regime herausgestellt. Er argumentiert, dass die »enduring popularity of the Nazis rested on the idea of the Volksgemeinschaft«, und zwar gerade deshalb, weil »it was not a Nazi idea, and it was not perceived as something imposed or strange«.²⁰⁵ Gerade weil der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ in seiner Bedeutung so vielfältig und offen gewesen sei, habe dieser dem NS-Regime eine breite Zustimmung gesichert. Auch Hans-Ulrich Wehler hat im Rahmen seiner Deutschen Gesellschaftsgeschichte betont, es stehe inzwischen »außer Zweifel, daß die Führerherrschaft in den sechs Friedensjahren des ›Dritten Reiches‹ eine stürmisch wachsende, schließlich enthusiastische Zustimmung aus der deutschen Gesellschaft erfahren« habe.²⁰⁶ Zu den Gründen für diese große Zustimmung zählt Wehler auch die »nationalsozialistische Zielutopie einer wahren ›Volksgemeinschaft‹«, von der ein »Modernitätsappeal« ausgegangen sei, der sozialen Aufstieg durch Leistung versprochen und damit eher ökonomisch motivierte Zustimmung produziert habe.²⁰⁷ Doch sei unabhängig davon, wie Zustimmung motiviert war, so Norbert Frei, »eine befriedigende Erklärung des Funktionierens des NS-Regimes ohne die Annahme beträchtlicher sozialer Bindekräfte« nicht mehr möglich.²⁰⁸

In diesem Sinne sind vor allem von Frank Bajohr und Götz Aly mit den Begriffen »Zustimmungsdiktatur« und »Gefälligkeitsdiktatur« neue, grundlegende Konzeptualisierungen des politischen Systems des Nationalsozialismus vorgeschlagen worden, die die fundamentale Bedeutung der großen gesellschaftlichen Konsensbereitschaft für die NS-Diktatur betonen. Das NS-Regime, so Bajohr, habe keine »politisch abstinente [...] Gesellschaft« angestrebt und sich so von Beginn an gleichermaßen um die Durchsetzung des uneingeschränkten Führungsanspruches als auch um gesellschaftliche Konformität bemüht. Entsprechend habe eine »spezifische Mischung aus Zwang und Zustimmung die Besonderheit nationalsozialistischer Herrschaft aus[gemacht], deren zentrale Legitimationsbasis die ›Volksgemeinschaft‹ war«, sodass letztlich die deutsche Gesellschaft selbst einen »unmittelbare[n] Bestandteil der NS-Herrschaft« gebildet habe.²⁰⁹ In eine ähnliche Richtung gehen auch die Überlegungen von Götz Aly, der jedoch ökonomischen Motivationen deutlich mehr Gewicht beimisst und argumentiert, die an der Stimmung der Bevölkerung nachhaltig interessierte NS-Führung habe sich im Sinne »klassischer Stimmungs-

203 Bernd Stöver, *Volksgemeinschaft im Dritten Reich. Konsensbereitschaft der Deutschen aus der Sicht sozialistischer Exilberichte*, Düsseldorf 1993, S. 425. Frühzeitig bereits Ian Kershaw, *Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich*, Stuttgart 1980.

204 Eine der wenigen Ausnahmen, in der auch der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ eine wichtige Rolle spielt: Lothar Kettenacker, *Sozialpsychologische Aspekte der Führer-Herrschaft*, in: Gerhard Hirschfeld/ders. (Hrsg.), *Der »Führerstaat«. Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart 1981, S. 98–132.

205 Fritzsche, *Life and Death*, S. 38.

206 Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 4, S. 675.

207 Ebd., S. 681.

208 Frei, »Volksgemeinschaft«, S. 110.

209 Frank Bajohr, *Die Zustimmungsdiktatur. Grundzüge nationalsozialistischer Herrschaft in Hamburg*, in: *Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Hamburg im »Dritten Reich«*, Göttingen 2005, S. 69–121, hier: S. 78 und 111.

politiker« den »öffentlichen Zuspruch oder wenigstens die Gleichgültigkeit jeden Tag neu« durch soziale Wohltaten »erkauft«. ²¹⁰

Die Bedeutung, die gesellschaftlicher Zustimmung in diesen Interpretationen zugewiesen wird, ist in der ›Volksgemeinschafts‹-Debatte aber auch bestritten worden, und es ist an diesen Deutungen kritisiert worden, dass der diktatorische Charakter der NS-Herrschaft unterschlagen würde. Ian Kershaw etwa hat bezweifelt, dass es »sinnvoll [sei], von Konsens zu reden, wenn alle, die mit dem Gang der Dinge nicht einverstanden sind, eingesperrt oder zum Schweigen gezwungen sind«. ²¹¹ Auch Ulrich Herbert hat davor gewarnt, die Bedeutung des Konsenses zu überschätzen, weil weniger das Regime vom gesellschaftlichen Konsens abhängig gewesen sei als die gesellschaftliche Zustimmung von dessen Erfolgen. ²¹² »Nicht freiwillige Zustimmung, sondern terroristische Bedrohung«, so auch Hans Mommsen, habe das NS-Regime zusammengehalten, das gerade auf die »Unterbindung von öffentlicher Kommunikation« ausgerichtet gewesen sei. ²¹³

Den Formen und Funktionsweisen öffentlicher Kommunikation und der Frage, inwieweit diese auch während des Nationalsozialismus Verbindungen zwischen Gesellschaft und politischem System herstellten, haben sich eine ganze Reihe jüngerer Studien gewidmet. Als einer der Ersten hat vor allem Peter Longerich in den methodischen Überlegungen zu seiner Studie zum Wissen der Deutschen um die Jugendverfolgung gefordert, anzuerkennen, dass während des Nationalsozialismus eine Öffentlichkeit bestand, die nach grundsätzlich anderen Mechanismen funktioniert habe als in demokratischen Staaten. Statt eines Forums zum Meinungsaustausch habe Öffentlichkeit einen Raum gebildet, in dem »akklamatorische Zustimmung zur Politik des Regimes demonstriert wurde«, weshalb Longerich es für »relativ sinnlos« hält, die »wahre [...]‹ Volksmeinung« rekonstruieren zu wollen. ²¹⁴ Die Vorstellung, dass auch ohne entsprechende Kommunikationsmechanismen eine mehr oder weniger homogene »Volksstimmung« hätte entstehen können, sei ein »Mythos«, der auch noch gegenwärtig »nicht zuletzt durch die NS-Volksgemeinschaftsideologie befördert« werde. ²¹⁵ Statt gesellschaftlichen Stimmungen solle die Forschung besser den spezifischen Funktionsweisen von Öffentlichkeit und Meinungsbildung im Nationalsozialismus nachgehen, wie sie sich etwa in den Stimmungsberichten des NS-Regimes zeigen würden. Deren Zweck habe nicht darin bestanden, ein »möglichst objektives Bild der ›tatsächlichen‹ Einstellung der Bevölkerung zu bestimmten Problemen« zu zeichnen. ²¹⁶ Gerade durch die ›Volksgemeinschafts‹-Ideologie seien für die Berichterstaten »›Volksstimmung« und ›Volksmeinung« grundsätzlich nur in einer sehr eingeschränkten Perspektive« wahrnehmbar gewesen, weil beobachtete Äußerungen immer »als Momentaufnahmen in einem dynamisch voranschreitenden, kollektiven Prozess [...] [der] Willens- und Bewusstseinsbildung« gedeutet worden seien. ²¹⁷ Entsprechend würden Stimmungsberichte »in erster Linie die diskursiven Mechanismen unter dem NS-Regime« offenbaren, sodass Longerich in seiner Studie auch nicht gesellschaftliche Einstellungen,

210 Aly, Hitlers Volksstaat, S. 36.

211 Kershaw, »Volksgemeinschaft«, S. 10.

212 Ulrich Herbert, Echoes of the Volksgemeinschaft, in: Steber/Gotto, Visions of Community.

213 Hans Mommsen, Der Mythos der Volksgemeinschaft. Die Auflösung der bürgerlichen Nation, in: ders., Zur Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert. Demokratie, Diktatur, Widerstand, München 2010, S. 162–174, hier: S. 174.

214 Peter Longerich, »Davon haben wir nichts gewusst!« Die Deutschen und die Judenverfolgung, 1933–1945, München 2006, S. 24 und 319.

215 Ebd., S. 319.

216 Ebd., S. 45.

217 Ebd., S. 46f.

sondern den sich im Zusammenspiel von Propaganda und Berichterstattung vollziehenden »Formierungsprozess« der Öffentlichkeit in den Mittelpunkt rückt.²¹⁸

Andere Studien haben diesen grundlegenden Impuls aufgegriffen: Tobias Müller hat in seiner rechtshistorischen Dissertation »Recht und Volksgemeinschaft« danach gefragt, »inwieweit die ›Rechtspolitik der Diktatur‹ auch durch ›aktive Berücksichtigung‹ der ›öffentlichen Meinung‹ geprägt worden sei.²¹⁹ Müller stützt sich dabei vor allem auf die in den SD-Lageberichten enthaltenen Abschnitte zur Strafgesetzgebung und Strafjustiz, deren Auswertung den Kern der Studie ausmacht. Dieser umfasst drei Abschnitte, die sich vor allem dem Strafrecht, dem Bereich der Kriegswirtschaftsverbrechen sowie den Versuchen einer direkten, nicht normativen Steuerung der Rechtsprechung widmen. Auch Müller betrachtet die SD-Lageberichte nicht als Abbildungen der wirklichen Einstellungen der deutschen Bevölkerung, sondern betont, wie Longerich, die notwendigerweise verzerrte Erfassung der »Stimmung des Volkes«. Er liest die Berichte deshalb vor allem mit Blick »auf ihre jeweiligen Funktionalitäten im Herrschaftssystem«, um damit »Ausagen über die Strukturen der Interdependenzen zwischen Rechtspolitik und Volksgemeinschaft« gewinnen zu können.²²⁰ Mit dieser Perspektive argumentiert Müller, dass das Berichtswesen des Sicherheitsdiensts Verbindungen zwischen Gesellschaft und NS-Führung geschaffen habe, mit denen die – durch die SD-Berichte in der verzerrten Beobachtung konstituierte – »öffentliche Meinung« in die Entscheidungsprozesse des politischen Systems eingebracht worden sei. Gerade der SD selbst habe sich auf Grundlage seiner Berichte bemüht, gegenüber anderen NS-Institutionen eigene rechtspolitische Positionen durchzusetzen. Insofern offenbare der Blick auf das Berichtswesen des SD für den »Bereich der Rechtspolitik« ein »komplexes Beziehungsgeflecht zwischen Führung, Funktionseleiten und Volksgemeinschaft«, in dem »Interdependenzen zwischen Rechtspolitik und öffentlicher Meinung [...] die Möglichkeit des Einflusses auf die politische und gesellschaftliche Entwicklung im Nationalsozialismus« eröffnet hätten.²²¹

Ähnliches hat Gerhard Stahr in seiner Dissertation zum nationalsozialistischen Film und seinem Publikum gezeigt, in der er neben dem Publikumsverhalten die staatlichen Bemühungen zu dessen Erfassung untersucht hat. Stahr zeigt dabei, wie die ideologische Vorstellung der ›Volksgemeinschaft‹ die Rezeption der vor allem in den USA entwickelten Publikumsforschung und Demoskopie verhinderte und das Reichspropagandaministerium in seiner Kenntnis um die Wirkungen der Kinofilme so vor allem auf das Berichtswesen der Sicherheitsorgane und der Reichspropagandaämter angewiesen blieb. Gleichzeitig habe das Regime jedoch über diese Instrumente »das Publikumsverhalten in den Kinos« intensiv registriert und als »Gradmesser der Zustimmung zu seiner Politik« interpretiert.²²² Dieses Wissen habe ebenso auf die Kinopolitik des Regimes zurückgewirkt, die sich »in einem engen Interaktionsverhältnis mit den registrierten Publikumsreaktionen« entwickelt habe.²²³

Dass sich Rückwirkungen aus der deutschen Gesellschaft auf die Politik des Regimes nicht allein über die verborgenen Kanäle des Berichtswesens vollzogen hätten, unterstreicht Patrick Merziger in seiner auf einer Auswertung zeitgenössischer Veröffentlichun-

218 Ebd., S. 317 und 53.

219 Tobias Müller, *Recht und Volksgemeinschaft. Zu den Interdependenzen zwischen Rechtspolitik und (instrumentalisierter) öffentlicher Meinung im Nationalsozialismus auf Grundlage der Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS* (Schriftenreihe rechtsgeschichtliche Studien, Bd. 1), Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2001, 376 S., kart., 96,10 €, S. 13.

220 Ebd., S. 134.

221 Ebd., S. 342.

222 Stahr, *Volksgemeinschaft vor der Leinwand*, S. 295.

223 Ebd., S. 11.

gen beruhenden Dissertation über die »politische Bedeutung und Öffentlichkeit populärer Unterhaltung« im Nationalsozialismus. Merziger betont, dass »die Öffentlichkeit der Unterhaltung« nicht nach den »Regeln einer völlig kontrollierten und gesteuerten Öffentlichkeit« funktioniert habe, und rückt öffentliche Debatten um eine dem Nationalsozialismus als angemessen betrachtete Form der Komik in den Mittelpunkt.²²⁴ In ihrem ersten Teil erzählt die Studie zunächst vom Scheitern der in der »Kampfzeit« entstandenen nationalsozialistischen Satire nach 1933, die sich, obwohl zunächst vom Regime gefördert, beim Publikum nicht durchsetzen konnte. Demgegenüber etablierte sich, wie im zweiten Teil der Studie dargestellt, mit dem Konzept des »Deutschen Humors« – ein feststehender Begriff der damaligen Debatte – eine spezifische Form der Komik, die gegenüber der Satire nicht das Skurrile und Abseitige hervorgehoben, sondern Gemeinsames statt Trennendes hervorgehoben habe. Merziger argumentiert, dass diese Form der Komik gerade deshalb Erfolg hatte, weil sie sich in die Gemeinschaftssehnsüchte der deutschen Gesellschaft eingefügt habe und im »Deutschen Humor« »die alltäglichen Nöte und Sorgen der Deutschen zum Thema werden konnten, ohne dass sich ein ›Volksgenosse‹ verletzt fühlte, aber auch ohne dass man die schreckliche Realität des Nationalsozialismus hätte thematisieren müssen.«²²⁵ Mit Blick auf den Charakter der nationalsozialistischen Öffentlichkeit hebt Merziger an dieser Entwicklung nachdrücklich hervor, dass die Durchsetzung des »Deutschen Humors« »von unten nach oben« verlaufen und »durch die Entscheidungen und Wünsche des Publikums, durch die Arbeit der Produzenten und Autoren und durch die Diskussion der Theoretiker aktiv mitgestaltet« worden sei: »Zuerst erwies sich der ›Deutsche Humor‹ als populär, das regte die Diskussion um das Komische an, und schließlich akzeptierte man diese Form als eine dem Nationalsozialismus angemessene.«²²⁶

Lutz Raphael hat mit seinen grundsätzlichen Überlegungen zur »Production and Diffusion of National Socialist Weltanschauung« dafür plädiert, die staatliche Kontrolle der Öffentlichkeit und Diskussionsprozesse während des Nationalsozialismus nicht als rivalisierende Optionen zu betrachten. Die nationalsozialistische Ideologie habe Pluralität und Diskussion keineswegs entgegengestanden, sondern diese vielmehr benötigt und hervorgebracht. In diesem Sinne hat Raphael vorgeschlagen, für die Jahre zwischen 1933 und 1945 von dem »Feld der nationalsozialistischen Ideologie« zu sprechen. Dieses Feld sei im Anschluss an die Überlegungen von Pierre Bourdieu durch die an der Produktion der nationalsozialistischen Weltanschauung beteiligten Akteure – Publizisten, Journalisten, Wissenschaftler und Intellektuelle – konstituiert, wie es gleichermaßen durch staatliche Institutionen und Politiker kontrolliert worden sei. Dieses spezifische Arrangement habe ausreichenden Raum für Diskussionen und Meinungsvielfalt geboten, aber eben nur innerhalb bestimmter (Sprach-)Regeln.²²⁷

Während die Studien zur Funktionsweise der nationalsozialistischen Öffentlichkeit auch für die NS-Diktatur (beschränkte) Vermittlungsstrukturen aufzeigen, über die Gesellschaft und politisches System verbunden waren, haben andere Studien herausgestellt, dass das NS-Regime auch der direkten, unvermittelten Mitwirkung an seiner Politik bedurfte und diese erzwang. Michael Wildt hat für diese Form unmittelbarer Beteiligung den Begriff der »Selbstermächtigung« geprägt, die er in der eigenmächtigen Realisierung nationalsozialistischer Politik in den lokalen antijüdischen Gewaltaktionen erkennt, welche gera-

224 Patrick Merziger, Nationalsozialistische Satire und »Deutscher Humor«. Politische Bedeutung und Öffentlichkeit populärer Unterhaltung 1931–1945 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 23), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010, 407 S., kart., 54,00 €, S. 366.

225 Ebd., S. 366.

226 Ebd., S. 366 und 367.

227 Lutz Raphael, Pluralities of National Socialist Ideology. New Perspectives on the Production and Diffusion of National Socialist *Weltanschauung*, in: Steber/Gotto, Visions of Community.

de nicht staatlicherseits angeordnet, sondern in konkreten Praktiken lokal vollzogen worden seien. Wildt hebt so nicht allein eine für viele Zeitgenossen attraktive Form unmittelbarer politischer Teilhabe hervor, sondern misst dieser auch entscheidende Bedeutung für die Entwicklung der NS-Politik selbst bei: »Jede Gewaltaktion« habe Grenzen durchbrochen und »indem sie geschehen konnte, ohne dass der Rechtsbruch geahndet wurde,« sei die bestehende »Ordnung« verändert worden, in der »nun neue [...] Handlungsoptionen möglich wurden, die sich vorher nicht eröffnet hatten«. »Radikalisierung« sei kein »zwangsläufiger, teleologischer Prozess von Kausalitäten«, sondern »von Gelegenheiten, die ergriffen werden oder nicht«. ²²⁸ Gerade der implizite Verweis auf das zentrale »funktionalistische« Argument der »kumulativen Radikalisierung« unterstreicht, welche Bedeutung Wildt der direkten Teilhabe an der NS-Politik für deren Gestaltung zuspricht und die in ähnlicher Weise auch andere Studien unterstrichen haben.

Andrew Bergerson etwa rückt in seiner auf 36 Oral-History-Interviews basierenden Studie »Ordinary Germans in Extraordinary Times« die Etablierung des Nationalsozialismus in Hildesheim aus alltagsgeschichtlicher Perspektive in den Blick. Er fragt danach, welche Bedeutung dabei der Veränderung wie der Kontinuität nachbarschaftlicher Gemeinschaftlichkeit und alltäglicher Kommunikationsstrukturen zukam. Die Studie gliedert sich in zwei Teile, wobei der erste zunächst die Funktionsweise des nachbarschaftlichen Sozialgefüges in der Weimarer Republik rekonstruiert, bevor der zweite Teil dessen Veränderung nach 1933 behandelt. Bergerson argumentiert, dass die »Nazi revolution« in starkem Maße auf spezifischen alltäglichen Verhaltensweisen gegründet habe, die sich in den Jahrzehnten zuvor entwickelt hätten. Den Bemühungen einer politischen Instrumentierung nachbarschaftlicher Sozialbeziehungen hätten in der Weimarer Republik spezifische Mechanismen entgegengestanden, die trotz politischer Differenzen Gemeinschaftlichkeit (*conviviality*) hergestellt und »myths of normalcy« geschaffen wie aufrechterhalten hätten, wonach Nachbarschaft als unpolitisch und »normal« imaginiert worden sei. Eben jenes System von Politisierung und Normalitätsfiktion habe einen »fertile ground for totalitarianism« bereitet, sodass sich die »brown revolution« nach 1933 nicht allein in der »formal arena of high politics«, sondern auch in der »informal arena of friendship and neighborliness« vollzogen habe. ²²⁹ Sie müsse dementsprechend als ein »result of orders from the Führer above and of the initiative of the folk below« verstanden werden. ²³⁰ Vormals Gemeinschaftlichkeit sicherstellende Praktiken, wie das allgemeine und gegenseitige Grüßen, seien nach 1933 zu einem »cultural battlefield« geworden, »on which the success of totalitarianism was decided«. ²³¹ Erst über die Veränderung von Alltagspraktiken habe sich die deutsche Gesellschaft »from a civil society to a fascist, racist volksgemeinschaft« verändert. ²³² Bergerson betont damit, dass diese Veränderungen nicht allein durch das NS-Regime durchgesetzt werden konnten, sondern »that the Nazis solicited the aid« der »Volksgenossen«. Die Studie rückt dabei gerade eigensinnige Verhaltensweisen ihrer Protagonisten in den Mittelpunkt, mit denen sich diese herrschaftlichen Ansprüchen zu entziehen versuchten. Indem Bergerson aber gleichzeitig die grundlegenden Logiken offenlegt, innerhalb derer sich die »Ordinary Germans in Extraordinary Times« bewegen, argumentiert er, dass auch durch Eigensinn hervorgebrachte »new manners not only legitimized a new regime but also drove the revolution forward«. ²³³

²²⁸ Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung, S. 374.

²²⁹ Andrew Stuart Bergerson, *Ordinary Germans in Extraordinary Times. The Nazi Revolution in Hildesheim*, Bloomington, IN 2004, S. 125 und 133.

²³⁰ Ebd., S. 133.

²³¹ Ebd., S. 156.

²³² Ebd., S. 255.

²³³ Ebd., S. 253.

Während Bergerson und Wildt ihren Blick auf die unmittelbare Teilhabe der Zeitgenossen an der Veränderung der deutschen Gesellschaft vor allem in der Vorkriegszeit legen, sehen andere Studien hierin wie in der breiten Konsensbereitschaft mit dem NS-Regime auch einen Erklärungsfaktor für die Genese wie Durchführung des Holocaust. Insgesamt hat sich die Diskussion um die ›Volksgemeinschaft‹ bisher nur am Rande mit den nationalsozialistischen Massenverbrechen während des Kriegs befasst.²³⁴ Titelformulierungen wie »Volksgemeinschaft und Verbrechen« verweisen in diesem Sinne mehr auf eine Gegenüberstellung, in der das in den 1980er Jahren von Ulrich Thamer entworfene Interpretament »Verführung und Gewalt« aufscheint.²³⁵ Wenn Krieg und Verbrechen konkreter in den Blick genommen wurden, so ist bisher vor allem nach deren Auswirkungen auf die deutsche Gesellschaft, insbesondere auf deren Konsensbereitschaft, gefragt worden. Dabei sind diese gleichermaßen als Bedrohung für die seit 1933 entstandenen Bindungen zwischen Gesellschaft und NS-Regime interpretiert worden wie als Quellen neuer, auf Angst und Komplizenschaft mit den Massenverbrechen gegründeter Vergemeinschaftung.²³⁶

Richten diese Thesen den Blick auf die Wirkungen von Krieg und Massenverbrechen auf die deutsche Gesellschaft, so hat vor allem Thomas Kühne in seinem Buch »Belonging and Genocide. Hitler's Community, 1918–1945« vorgeschlagen, in dem Sehnen nach der ›Volksgemeinschaft‹ einen zentralen Grund für die Massenverbrechen des Nationalsozialismus zu sehen, und so versucht, den Begriff als Erklärungskonzept auch für die Holocaustforschung nutzbar zu machen. Kühne deutet den Holocaust dabei als treibende Kraft wie Ergebnis einer »completely new kind of nation-building«, die »the national brotherhood of mass murder – Hitler's community« hervorgebracht habe.²³⁷ Auch Kühne betont dabei, dass dieser Prozess eine soziale Dynamik entfaltet habe, die »made complicit even those who did not want to become complicit«, wobei sein Argument in zwei Richtungen zielt:²³⁸ darauf, den Holocaust allgemein auf ein weitverbreitetes Sehnen innerhalb der deutschen Gesellschaft nach Zugehörigkeit (*belonging*) und Gemeinschaft zurückzuführen, und darauf, die Bedeutung konkreter Gemeinschaftspraktiken bei der Durchführung des Massenmords zu unterstreichen.

Die Bedeutung von Gemeinschaftspraktiken sowie des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ für die Täter der Massengewalt des NS-Regimes ist auch von anderen Historikern herausgestellt worden. Sven Keller etwa hat mit Blick auf die Kriegsendphaseverbrechen argumentiert, die in den letzten Kriegsmonaten in starkem Maße auf Eigeninitiative lokaler NS-Aktivisten durchgeführten Vernichtungsaktionen seien vor allem auf das ideologische Konzept ›Volksgemeinschaft‹ zurückzuführen. Dieses habe für die Täter gerade in der Situation des Kriegsendes einen zentralen Bezugspunkt der Sinnstiftung und Handlungsorientierung dargestellt, der die massive Gewalt provoziert habe.²³⁹ Ebenso hat Christopher Browning in seinen Überlegungen zur Beziehung zwischen Holocaust und dem Mythos

234 Kershaw, »Volksgemeinschaft«, S. 16.

235 Thamer/Erpel, Hitler und die Deutschen.

236 Bedrohung: Hans-Ulrich Thamer, Die Widersprüche der ›Volksgemeinschaft‹ in den späten Kriegsjahren, in: Schmiechen-Ackermann, ›Volksgemeinschaft‹, S. 289–300; Frank Bajohr, Hamburg. Der Zerfall der ›Volksgemeinschaft‹, in: Ulrich Herbert/Axel Schildt (Hrsg.), Kriegsende in Europa. Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944–1948, Essen 1998, S. 318–336. Angst und Komplizenschaft: Longerich, Davon haben wir nichts gewusst; Frank Bajohr/Dieter Pohl, Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten, München 2006.

237 Thomas Kühne, *Belonging and Genocide. Hitler's Community, 1918–1945*, New Haven, CT/London 2010, S. 171.

238 Ebd., S. 5.

239 Sven Keller, Volksgemeinschaft and Violence. Some Reflections on Interdependencies, in: Steber/Gotto, *Visions of Community*. Vgl. hierzu ausführlicher seine demnächst erscheinende

der ›Volksgemeinschaft‹ darauf verwiesen, dass das ideologische Konzept ›Volksgemeinschaft‹ für die Täter des Holocaust von Bedeutung gewesen sei. Gleichzeitig hat er jedoch die – etwa von Kühne vertretene – Vorstellung einer Vergemeinschaftung der deutschen Gesellschaft durch die Vernichtung der europäischen Juden verneint: Der Holocaust sei nicht »basis of the Volksgemeinschaft« gewesen.²⁴⁰

Diese verschiedenen Überlegungen zur Beziehung zwischen ›Volksgemeinschaft‹ und den Massenverbrechen des Nationalsozialismus sind innerhalb der Debatte bisher kaum systematischer diskutiert worden. Sie werfen jedoch insgesamt die Frage auf, inwieweit sie nicht eher in einer Spannung zu den bisherigen Diskussionen um den Begriff ›Volksgemeinschaft‹ stehen. Mit dem Begriff ist in den letzten Jahren das komplexe Zusammenspiel von Gesellschaft und NS-Regime in vielfacher Hinsicht, insbesondere mit Blick auf die verflochtene Beziehung von sozialem Handeln und individueller Motivation, ausgeleuchtet und damit eine Komplexität der gesellschaftlichen Realität des Nationalsozialismus herausgearbeitet worden, die vor allem Kühnes Interpretation des Holocaust als eines auf Massengewalt gegründeten Nationsbildungsprozesses unterschlägt.

IV. FAZIT: WAS MEINT UND NÜTZT DAS SPRECHEN VON DER ›VOLKSGEMEINSCHAFT‹?

Fragt man abschließend nach den zentralen, den debattierten Problemzusammenhängen übergeordneten Merkmalen der ›Volksgemeinschafts‹-Debatte, so sind vor allem zwei Punkte hervorzuheben. Mit Blick auf die Eingliederung der neueren Forschung in die bisherige Sozial- und Gesellschaftsgeschichtsschreibung zum Nationalsozialismus hat die jüngere Diskussion um die ›Volksgemeinschaft‹ die Forschung erstens um eine grundsätzlich veränderte Perspektive erweitert: Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus sind seit ihren Anfängen in den 1960er Jahren vor allem durch die intensiven wie strittigen Diskussionen um den »deutschen Sonderweg« oder um die modernisierende Wirkung der NS-Diktatur provoziert worden, die sich beide um die Einbettung des Nationalsozialismus in längerfristige Entwicklungslinien drehten und damit auch den Blick der meisten empirischen Studien zur NS-Sozialgeschichte bis in die 1990er Jahre prägten. Die jüngere Diskussion um die ›Volksgemeinschaft‹ hat demgegenüber mit Fokus auf die gesellschaftliche Wirklichkeit des Nationalsozialismus selbst gerade die prinzipielle Offenheit der Bemühungen des NS-Regimes zur Transformation der deutschen Gesellschaft nach 1933 betont, deren konkrete Wirkungen sich weder aus den zurückliegenden gesellschaftlichen Entwicklungen ergeben noch sich auf jene beschränkt hätten, die über die Zäsur 1945 hinaus sichtbar geblieben seien. Mit dem Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ hat die neuere Forschung die älteren Sichtweisen so um die Vorstellung der Gesellschaft des Nationalsozialismus als einer eigenständigen Gesellschaftsform bereichert, die nicht mit Blick auf langfristige Kontinuitäten, sondern aus sich selbst heraus, in detaillierten Analysen der gesellschaftlichen Praxis des Nationalsozialismus zu charakterisieren und zu verstehen sei.

Die in diesem Sinne angestellten intensiven Forschungsanstrengungen der letzten Jahre haben so zweitens für verschiedene empirische Zusammenhänge ein komplexes Beziehungsgeflecht von ideologischen Begriffen und Denkmodellen, individuellen Verhaltensweisen, sozialen Praktiken und staatlichem Handeln, subjektiven Motivationen, Erlebnis-

Dissertation: *Sven Keller*, *Volksgemeinschaft am Ende. Gesellschaft und Gewalt 1944/45*, Paderborn 2013.

240 *Christopher Browning*, *The Holocaust. Basis and Objective of the Volksgemeinschaft?*, in: *Steber/Gotto*, *Visions of Community*.

sen und Selbstvorstellungen wie daraus folgenden realen gesellschaftlichen Veränderungen in den Mittelpunkt gerückt und dabei gerade deren »reciprocal dynamic« betont. Wohl zu Recht sehen Martina Steber und Bernhard Gotto eben hierin den entscheidenden Unterschied und Vorteil der jüngeren Forschungen zur ›Volksgemeinschaft‹ gegenüber anderen Ansätzen der NS-Forschung.²⁴¹ Die Ergebnisse der neueren Forschungen zum Begriff ›Volksgemeinschaft‹ weisen nachdrücklich tradierte Vorstellungen über die Beeinflussung der deutschen Gesellschaft durch das NS-Regime, wie »Terror und Kontrolle« oder »nationalsozialistische Durchdringung«, als zu simpel zurück.²⁴² Sie haben vielmehr kompliziertere Funktionsmechanismen in ihren Grundzügen erkennbar gemacht, mit denen die gesellschaftliche Wirklichkeit nach 1933 einerseits zunehmend durch neue ideologische Konzepte und Prinzipien geprägt wurde. Dadurch entwickelte sich die deutsche Gesellschaft jedoch keinesfalls zu einer wie auch immer ideologisch konstruierten ›Volksgemeinschaft‹. Aber über soziale Praktiken wie institutionalisierte Vermittlungsinstanzen entfaltete die Gesellschaft andererseits dennoch vielfältigen Einfluss auf das Regime und dessen Politikgestaltung.

Mit Blick auf die konkrete gesellschaftliche Wirklichkeit des Nationalsozialismus ist der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ in der Diskussion auf zahlreiche Themenfelder, Fragestellungen und Grundannahmen bezogen worden: Er ist in historischen Argumentationen ebenso Begriff der Quellen- wie Analysesprache, empirischer Befund wie analytische Kategorie. Er kann ein idealtypisches NS-Gesellschaftsmodell genauso bezeichnen wie das Mittel der Gesellschaftstransformation, auf Gefühle der Zusammengehörigkeit verweisen und auf funktionale Bindungen, die sich aus der Verfolgung eigener Interessen ergaben. Er kann sich auf die Einbindung breiter Gesellschaftsteile, auf die Ausgrenzung bestimmter Gruppen oder auf den Zusammenhang zwischen Inklusions- und Exklusionsprozessen beziehen. ›Volksgemeinschaft‹ kann politische Zustimmung wie unmittelbares Mitmachen meinen, greift bestehende Argumente und Forschungskonzepte der NS-Forschung unter einem neuen Namen wieder auf und bereichert diese um neue Sichtweisen. Er ist zugleich Begriff empirischer Detailstudien zu unterschiedlichen, sich kaum berührenden Gegenständen wie Leitbegriff verschiedener Versuche einer Gesamtinterpretation des Nationalsozialismus.

Insofern lässt sich durchaus in Zweifel ziehen, ob es sinnvoll ist, ›Volksgemeinschaft‹ als Bezeichnung eines Forschungsansatzes zu verstehen, oder ob der Begriff in der gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskussion nicht eben genau das tut, was er zeitgenössisch tun sollte: Einheitlichkeit zu suggerieren, wo Differenzen bestehen. Erst dadurch wird der Begriff zu jenem akademischen Schlagwort innerwissenschaftlicher Selbst- wie Fremdverortung, das inzwischen auch in zahlreichen Zusammenhängen Verwendung findet, die mit den um diesen Begriff in den letzten Jahren intensiv geführten Diskussionen wenig gemein haben.²⁴³ Aber auch innerhalb der ›Volksgemeinschafts‹-Debatte erschwert der Begriff Kommunikation eher, als dass er sie befördert: Als Bezeichnung der eigenen Vorgehensweise ist er unökonomisch, weil stets erklärt werden muss, was mit dem Begriff

241 Martina Steber/Bernhard Gotto, *Volksgemeinschaft. Writing the Social History of the Nazi Regime*, in: *dies.*, *Visions of Community*.

242 Vgl. zusammenführend Michael Schneider, *Nationalsozialistische Durchdringung von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft. Zur Sozialgeschichte des »Dritten Reiches«*, in: *AfS* 31, 1991, S. 514–557.

243 Vgl. etwa die Dissertation von Dirk Riedel zur Biografie des KZ-Kommandanten Hans Loritz, die zwar ›Volksgemeinschaft‹ im Titel trägt, jedoch jenseits davon in keinem Zusammenhang mit der historiografischen Diskussion um diesen Begriff steht. Dirk Riedel, *Ordnungshüter und Massenmörder im Dienst der »Volksgemeinschaft«*. Der KZ-Kommandant Hans Loritz (Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945, Bd. 12), Metropol Verlag, Berlin 2010, 244 S., kart., 24,00 €.

gemeint ist, und er provoziert durch seine historische wie historiografische Bedeutungspluralität immer wieder Missverständnisse und Konflikte. Mir schiene es vor diesem Hintergrund sinnvoller, das begriffliche Repertoire der Diskussion zur akademischen Selbst- wie Fremdbeschreibung weiterzuentwickeln und statt von dem ›Volksgemeinschafts‹-Ansatz oder -Konzept etwa allgemeiner von einer »neuen Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus« zu sprechen.²⁴⁴ Dieser Ausdruck besitzt keine größere Präzision, aber er würde die Vagheit und Vielschichtigkeit der Diskussion deutlicher kennzeichnen und klarmachen, dass in dieser bestimmte Grundannahmen geteilt werden und gleichermaßen eine Vielzahl von Argumentationsfiguren, Begriffen und Konzepten Verwendung finden, für die ebenfalls nach theoretischen Begriffen gesucht werden sollte.

Diese Suche hat bereits begonnen: Nicole Kramer und Armin Nolzen etwa haben sich jüngst für den Begriff der »sozialen Ungleichheiten« »für den immer wieder geforderten synthetisierenden Zugriff auf die NS-Gesellschaft« starkgemacht. Mit diesem könnten die »Perspektiven der ›Volksgemeinschafts‹-Debatte« aufgegriffen und »weitergedacht werden«. Er biete dabei aber größere Anschlussmöglichkeiten an bestehende gesellschaftstheoretische Konzepte.²⁴⁵ Und Michael Wildt hat in seiner »Zwischenbilanz« der ›Volksgemeinschafts‹-Diskussion die bisherige Debatte dahingehend resümiert, dass der Begriff ›Volksgemeinschaft‹ eine »epistemologische [...] Öffnung der NS-Geschichte [...] zu einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus möglich [gemacht habe], die vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt über den Begriff selbst hinauswachsen« werde.²⁴⁶ Insofern könnte sich der Nutzen des Begriffs ›Volksgemeinschaft‹ für die NS-Forschung vor allem als der eines Türöffners erweisen, der einen veränderten Blick auf die Gesellschaft des Nationalsozialismus und zahlreiche neue Einsichten in deren Funktionsweise ermöglicht hat, für die jedoch präzisere wissenschaftliche Begriffe erst noch gesucht werden müssen.

244 So etwa Wildt, ›Volksgemeinschaft‹ – eine Zwischenbilanz, S. 369.

245 Nicole Kramer/Armin Nolzen, Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), Ungleichheiten im »Dritten Reich«. Semantiken, Praktiken, Erfahrungen, Göttingen 2012, S. 9–26, hier: S. 26.

246 Wildt, ›Volksgemeinschaft‹ – eine Zwischenbilanz, S. 369.

Malte Thießen

Medizingeschichte in der Erweiterung

Perspektiven für eine Sozial- und Kulturgeschichte der Moderne

Geschichte der Medizin »an und für sich« – Topografie eines Forschungsfelds

Medizin ist überall. Lange bevor wir zum Arzt gehen oder ein Medikament einnehmen, beschäftigen wir uns mit unserem Körper, unserer Gesundheit und Krankheiten. Medizin ist nicht nur ein Arbeitsfeld für Ärzte und Forscher, Politiker oder Pharmaunternehmer, sondern ein gesellschaftliches Dauerthema. Alljährliche Warnungen vor Grippewellen oder Hoffnungsstürme, die neue Impfstoffe entfachen, Debatten um Präventionsprogramme für Kinder oder um Pflegekonzepte für Alte sind für die Omnipräsenz der Medizin nur einige Beispiele unter vielen. Diese öffentliche Aufmerksamkeit ist nicht nur der existenziellen Bedeutung geschuldet, die medizinische Fragen mit sich bringen. Darüber hinaus entfaltet die Auseinandersetzung mit Gesundheit und Krankheit eine Projektionsfläche, auf der grundsätzliche gesellschaftliche Themen verhandelt werden. In medizinischen Debatten geht es immer auch um Vorstellungen von Körperlichkeit und Geschlecht, um soziale Normen und kollektive Ängste, ja um Menschen- und Gesellschaftsbilder. Entsprechend groß ist die Zahl der Akteure, die beim Thema Gesundheit mitreden. »Health«, so definiert Julio Frenk das Handlungsfeld der Medizin daher treffend, »is a crossroad. It is where biological and social factors, the individual and the community, and social economic policy all converge.«¹

Es sind diese Kreuzungen zwischen Medizin und Gesellschaft, an denen Hans-Georg Hofer und Lutz Sauerteig ein fruchtbares Forschungsfeld abstecken.² Nachdem Alfons Labisch 1980 in dieser Zeitschrift grundlegende methodische Überlegungen für eine Sozialgeschichte der Medizin angestoßen hat³, kommen in letzter Zeit vermehrt kulturgeschichtliche Ansätze hinzu, mit denen sich Anknüpfungspunkte zwischen Medizin und Geschichtswissenschaft ergeben. Um diese Anknüpfungspunkte soll es im Folgenden gehen. Der Aufsatz möchte Perspektiven einer Medizingeschichte als Sozial- und Kulturgeschichte skizzieren und überlegen, welche Potenziale von dieser für eine »Gesellschaftsgeschichte angesichts« beziehungsweise nach dem »cultural turn«⁴ ausgehen. Die Grundlage für diese Überlegungen bildet eine Auseinandersetzung mit neueren und neuesten Veröffentlichungen aus der beziehungsweise zur Medizingeschichte. Der Aufsatz zielt insofern auf zweierlei: erstens auf eine Erkundung medizinischer Themenfelder, die für eine Sozial- und Kulturgeschichte der Moderne wichtige Forschungsgebiete eröffnen (vgl. den nächsten Abschnitt); zweitens auf grundlegende Überlegungen zur Zusammenführung von Medizin-, Sozial- und Kulturhistorikern.

1 *Julio Frenk*, The New Public Health, in: Annual Review of Public Health 14, 1995, S. 469–490, hier: S. 469.

2 *Hans-Georg Hofer/Lutz Sauerteig*, Perspektiven einer Kulturgeschichte der Medizin, in: Medizingeschichtliches Journal 42, 2007, S. 105–141, hier: S. 116.

3 *Alfons Labisch*, Zur Sozialgeschichte der Medizin. Methodologische Überlegungen und Forschungsbericht, in: Afs 20, 1980, S. 431–469. Frühe konzeptuelle Überlegungen für eine Sozialgeschichte der Medizin »als Methode oder Paradigma« finden sich auch bei *Robert Jütte*, Sozialgeschichte der Medizin. Inhalte – Methoden – Ziele, in: Medizin, Gesellschaft und Geschichte 9, 1990, S. 149–164.

4 *Benjamin Ziemann*, Überlegungen zur Form der Gesellschaftsgeschichte angesichts des »cultural turn«, in: Afs 43, 2003, S. 600–616.

Die hier aufscheinende Differenzierung zwischen Medizingeschichte und Geschichtswissenschaft wirft zunächst grundsätzliche Fragen auf: Warum sprechen Hans-Georg Hofer, Lutz Sauerteig und andere eigentlich von einer »Disziplingrenze der Medizingeschichte«, die für »andere Fächer« wie die Geschichtswissenschaften geöffnet werden solle?⁵ Tatsächlich ist Medizingeschichte immer beides: einerseits eine Teildisziplin innerhalb der medizinischen Fakultäten, die im Medizinstudium im Querschnittsbereich »Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin« von Medizinern gelehrt und gelernt wird; andererseits ein Untersuchungsfeld, auf dem sich neben Forschern aus der Medizin noch Vertreter der Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften tummeln, die allerdings – wie auch der Verfasser dieses Aufsatzes – allenfalls rudimentäre Fachkenntnisse mitbringen. Eine solche Unterscheidung zwischen Medizinhistorikern und, sagen wir, medizinisch interessierten Historikern, ist in der Zunft keineswegs üblich – zumindest im internationalen Vergleich. So weist Susanne Michl darauf hin, dass etwa in Frankreich »die Einbeziehung der Medizin in gesellschaftshistorische Untersuchungen bereits früher eingesetzt hat«⁶ als in Deutschland, da dort nur wenige Lehrstühle für Medizingeschichte bestünden. Auch in Großbritannien und in den USA kann die Medizin als Untersuchungsgegenstand der Sozial- und Kulturgeschichte auf eine sehr viel längere Tradition zurückblicken, aus der zahlreiche wegweisende Studien hervorgegangen sind.

Die Früchte dieser Tradition lassen sich zum Beispiel in William Bynums anregender Einführung zur »Geschichte der Medizin« genießen. Auf knapp 200 (Reclam-)Seiten zieht der britische Historiker nicht nur lange Linien von der Antike bis in die Gegenwart. Er entwirft zugleich ein breites Spektrum einer Gesellschaftsgeschichte der Medizin, deren Forschungsfelder von sozialen Wahrnehmungen über politische Maßnahmen bis zu wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen reichen.⁷ Diese Bandbreite hängt damit zusammen, dass Bynum Medizin als ein Medium der Vergesellschaftung betrachtet, das sich beispielsweise anhand der Entwicklung öffentlicher Gesundheitssysteme als »Medizin in der Gemeinschaft«⁸ untersuchen lässt. Selbst in der Architektur, der Werbung und der Technik erkennt Bynum die Sozialisierung der Medizin und umgekehrt: eine »Medikalisierung« des Sozialen. Die Immunschwächekrankheit AIDS betrachtet Bynum in dieser Perspektive folglich als eine »Lehrstunde über den Status moderner marktwirtschaftlicher Gesundheitsversorgung«, die Popularisierung medizinischer Schriften wiederum als einen Schritt zur Entstehung postmoderner Informationsgesellschaften, in der sich nicht zuletzt das »Verhältnis zwischen Patienten und Ärzten« wandelte.⁹ Ein zweites Beispiel dieser angloamerikanischen Forschungstradition bietet Roy Porters »kleine Kulturgeschichte der Medizin«.¹⁰ Porters Augenmerk liegt auf der Medizin als Mittel zur Selbst- und Weltwahrnehmung – und zwar nicht im physiologischen oder chirurgischen Sinne.

5 Hofer/Sauerteig, Perspektiven einer Kulturgeschichte der Medizin, S. 106.

6 Susanne Michl, Im Dienste des »Volkskörpers«. Deutsche und französische Ärzte im Ersten Weltkrieg (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 177), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, 307 S., kart., 46,99 €, S. 16.

7 William Bynum, Geschichte der Medizin (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 18736), Reclam, Stuttgart 2010, 240 S., kart., 6,00 €. Der einzige Wermutstropfen in diesem rundum überzeugenden Einstieg ist der Anmerkungsapparat: Zwar werden im Anhang Nachweise zu den wichtigsten Quellen des Textes geboten, wenige Literaturverweise finden sich indes nur en bloc im Anhang zu den jeweiligen Kapiteln.

8 Obwohl »Medizin in der Gemeinschaft« ein eigenes Kapitel betitelt, bildet sie gleichzeitig den Schwerpunkt, mitunter sogar den Titel weiterer Unterkapitel, vgl. unter anderem ebd., S. 98–128 und 190–206.

9 Ebd., S. 220 und 176.

10 Roy Porter, Geschöpft und zur Ader gelassen. Eine kleine Kulturgeschichte der Medizin, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2006, 255 S., kart., 9,95 €.

So beschreibt Porter den Zusammenhang von medizinischen Konzepten auf der einen Seite und Menschen- und Gesellschaftsbildern auf der anderen, sei es am Beispiel der Vier-Säfte-Lehre, sei es bei der Selbst-Bildung von Ärzten im Zuge ihrer jahrhundertelangen Professionalisierungsgeschichte, die Porter als Wechselspiel zwischen ärztlichem Selbstbild und »Erwartungshaltung der Öffentlichkeit«¹¹ charakterisiert. Einen besonders engen Zusammenhang von Medizin und Gesellschaftsentwürfen zeichnet Porter für die Zeit ab dem 19. Jahrhundert nach, für eine Zeit also, in der Medizin »zu einem Konsumgut« und damit auch zu einem Wahlkampfangument mutiert sei: »[S]eit der Einführung der staatlichen Krankenversicherung durch den schlaunen Reichskanzler Otto von Bismarck«, so lautet Porters pointiertes Urteil, »lassen Politiker eine verbesserte Gesundheitsversorgung stets wie eine Karotte vor den Nasen der Wähler baumeln.«¹² In dieser Wechselbeziehung zwischen einer Politisierung der Medizin und einer Medikalisierung der Politik lässt sich im Grunde die Geschichte des modernen Sozialstaats nachvollziehen, wie noch zu zeigen sein wird (vgl. Abschnitt II.): Spätestens seit dem 19. Jahrhundert war Medizin ein Aktivposten moderner Regierungen aller Orientierungen – von sozialistischen Entwürfen einer »Staatsmedizin« bis hin zur Biopolitik der »faschistischen Rechten«.¹³ Sie ist damit auch eine Geschichte »enormer Ungleichheit«¹⁴, an der die Probleme (post-)moderner Sozialstaaten hervortreten.

Während in der angloamerikanischen Forschung also von disziplinären Grenzen zwischen Medizin und Geschichte wenig zu spüren ist, sind im deutschsprachigen Raum offenbar Vermittlungsversuche notwendig. Schließlich sind Berührungsprobleme zwischen Medizinhistorikern und Historikern keineswegs trivial, sensibilisieren sie doch für unterschiedliche Ansätze, mit denen man in der Medizingeschichte zu tun hat. Diese machen aufmerksam für unterschiedliche Erkenntnisinteressen, Methoden und Schwerpunktsetzungen, mit denen sich Medizingeschichte erforschen lässt. Zugespitzt formuliert wären zwei Zugriffe zu unterscheiden, die sich mit den Schlagworten »Geschichte der Medizin für sich« und »Geschichte der Medizin an sich« zusammenfassen lassen.

Um an dieser Stelle die erkenntnistheoretische Exegese nicht zu weit zu treiben, sollen mit »Geschichte der Medizin für sich« Forschungen gemeint sein, die Medizin als mehr oder minder isoliertes Untersuchungsobjekt begreifen, das seine »eigene« Geschichte hat, zum Beispiel die Geschichte einzelner Personen, Medikamente oder Krankheiten. Verbreitet ist dieser Zugriff in zahllosen Biografien bekannter Mediziner – Medizinerinnen stehen nach wie vor im Schatten ihrer Kollegen –, denen es eher um eine Würdigung der Forscher- und Lebensleistung als um eine gesellschaftliche Kontextualisierung geht, wie Karl-Heinz Leven kritisiert hat. Da das Wirken »großer Männer« in der Medizingeschichte gern zur Mythenbildung verleite, sei es besonders »fragwürdig [...], innovative Gelehrte zu historisieren und als einsame, ihrer Zeit vorauseilende Streiter zu sehen«.¹⁵ Ein aktuelles Beispiel für eine solche »Geschichte der Medizin für sich« wäre die Biografie Barbara Ruschs über Robert Koch, die im Muster einer Heldengeschichte »seinen erstaunlichen Lebensweg vom einfachen Landarzt zum Nobelpreisträger« zusammenfasst.¹⁶ Auch Wolf-

11 Ebd., S. 67.

12 Ebd., S. 209.

13 Ebd., S. 213.

14 Ebd., S. 227.

15 *Karl-Heinz Leven*, *Geschichte der Medizin. Von der Antike bis zur Gegenwart* (C. H. Beck Wissen/Beck'sche Reihe, Bd. 2452), Verlag C. H. Beck, München 2008, 127 S., kart., 8,95 €, S. 84.

16 *Barbara Rusch*, *Robert Koch. Vom Landarzt zum Pionier der modernen Medizin* (Bucher Bildbiografie), Bucher Verlag, München 2010, 140 S., geb., 19,95 €, S. 8. Eine wissenschaftsgeschichtlich ambitioniertere Biografie zu Robert Koch bietet das hervorragende Standardwerk von *Christoph Gradmann*, *Krankheit im Labor. Robert Koch und die medizinische Bakteriologie*, Göttingen 2005.

gang Hachs und Viola Hach-Wunderles »Blickpunkte in die Medizingeschichte des 19. Jahrhunderts« sind durchzogen von Episoden von der »glücklichen Heilung von Patienten«, den »unzähligen traurigen Schicksalen« oder von den »Sorgen unserer alten Kollegen, die ihnen der Beruf und ihre Berufung aufgebürdet haben«. ¹⁷ Die beiden genannten Bände tragen folglich Erfolgsgeschichten medizinischer Forschungen zusammen, die auf eine Einbettung in den historischen Kontext oder auf geschichtswissenschaftliche Fragestellungen weitgehend verzichten. Ein letztes Beispiel gibt Jan Steinmetzers und Sabine Müllers sehr viel anregenderer Überblick über die Geschichte der Hochbegabungsforschung von 1880 bis heute, der im Kontext eines medizinischen Sammelbandes vorwiegend Konzepte und Forscher in ihrer historischen Entwicklung resümiert. ¹⁸ Um dem Eindruck einer voreiligen Positivismus-Schelte gleich vorzubeugen: Selbstverständlich hat der Zugriff einer »Medizin für sich« nicht nur seine Berechtigung im Medizinstudium und für medizinhistorisch Interessierte. Er legt darüber hinaus auch eine Basis für weiterführende Forschungen.

Der zweite Zugriff einer »Geschichte der Medizin an sich« erweitert demgegenüber den Blickwinkel der Untersuchungsperspektive in mehrere Richtungen. Zum einen bettet er Medizin in gesellschaftliche Kontexte ein, indem nach historischen Rahmenbedingungen, nach soziokulturellen und räumlichen Faktoren sowie nach gesellschaftlichem Wandel gefragt wird. Zum anderen versteht er Medizin weniger als isolierten Untersuchungsgegenstand denn als Katalysator und Kristallisationspunkt politischer und publizistischer Debatten, von Körper-Wissen, Gesellschaftsentwürfen und Welt-Deutungen. Entsprechend weit öffnet sich in dieser Perspektive das Forschungsfeld. Wolfgang Uwe Eckart und Robert Jütte schlüsseln in ihrer einschlägigen und nach wie vor hervorragenden Einführung entsprechende »Methoden und theoretische Ansätze« von der Wissenschafts-, über die Ideen-, Sozial- bis zur Geschlechter- und Körpergeschichte sowie interdisziplinäre Arbeitsfelder und »Grenzgebiete« auf. ¹⁹ Dieses Methodenrepertoire und Theorienspektrum ist auch insofern hervorzuheben, als Einführungen in die Medizingeschichte gemeinhin chronologisch vorgehen. ²⁰ Eckart und Jütte hingegen geht es um einen syste-

17 Wolfgang Hach/Viola Hach-Wunderle, *Blickpunkte in die Medizingeschichte des 19. Jahrhunderts*, Verlag Schattauer, Stuttgart/New York 2008, X + 132 S., geb., 19,99 €.

18 Jan Steinmetzer/Sabine Müller, *Wunderkinder und Genies in Geschichte und Gegenwart*, in: Dominik Groß/Sabine Müller/Jan Steinmetzer (Hrsg.), *Normal – anders – krank? Akzeptanz, Stigmatisierung und Pathologisierung im Kontext der Medizin* (Schriftenreihe Humandiskurs – medizinische Herausforderungen in Geschichte und Gegenwart), Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Berlin 2008, XI + 483 S., kart., 19,95 €, S. 373–391.

19 So die gleichnamigen Kapitel 3 und 4 in Wolfgang Uwe Eckart/Robert Jütte, *Medizingeschichte. Eine Einführung* (UTB, Bd. 2903), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2007, 378 S., kart., 19,90 €, S. 134–242 und 243–311.

20 Einen gelungenen Überblick über die Geschichte der Medizin von der Antike bis heute bieten Walter Bruchhausen/Heinz Schott, *Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin* (UTB, Bd. 2915), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, 265 S., kart., 21,99 €. Von den Belegen der hier enthaltenen Quellenausschnitte abgesehen, kommen die Autoren dieses Bandes in ihren Aufsätzen leider fast ohne bibliografische Angaben aus. Dafür bieten Bruchhausen und Schott im Anhang eine systematische Bibliografie zu einzelnen Forschungsschwerpunkten und Epochen; vgl. ebd., S. 239–248; einen ebenso konzisen, wenngleich knapperen Überblick bietet die Einführung von Leven, *Geschichte der Medizin*. Vorwiegend an Medizinstudierende richten sich die beiden Einführungen von Wolfgang Uwe Eckart, *Geschichte der Medizin. Fakten, Konzepte, Haltungen* (Springer-Lehrbuch), Springer-Medizin-Verlag, 6., völlig neu bearb. Aufl., Heidelberg 2009, XIII + 368 S., kart., 22,95 €; *ders.*, *Illustrierte Geschichte der Medizin. Von der französischen Revolution bis zur Gegenwart*, Springer Verlag, Berlin/Heidelberg etc. 2011, IX + 374 S., geb., 49,95 €. Die letztgenannte, aufwendig ausgestattete Einführung lohnt sich nicht zuletzt aufgrund ihrer zahlreichen Illustrationen auch für den wissenschaftlichen Bedarf, trägt

matischen Überblick, der eine hervorragende Orientierung für den Einstieg bietet und bereits Berührungspunkte für Sozial- und Kulturhistoriker aufzeigt. Vertieft werden diese Berührungspunkte in der Einführung von Stefan Schulz, Klaus Steigleder, Heiner Fangerau und Norbert W. Paul. Ihr Sammelband bietet einschlägige Überblicksdarstellungen zu einzelnen medizinischen Handlungsfeldern, zum Verhältnis von Staat, Gesellschaft und Medizin, zur medizinischen Forschung und ärztlichen Praxis.²¹ Den umfassendsten Überblick eröffnet freilich die dreibändige »Enzyklopädie Medizingeschichte« von Werner E. Gerabek, Bernhard D. Haage, Gundolf Keil und Wolfgang Wegner. Dieses Schwergewicht unter den Handbüchern versammelt über 2.700 Beiträge zu Personen, Krankheiten, Fachbegriffen, Epochen sowie zu einzelnen Forschungsfeldern und -methoden von mehr als 200 Autoren. Beeindruckend ist das Lexikon nicht nur wegen der meist hohen Qualität der Beiträge, sondern auch wegen ihrer thematischen, geografischen und chronologischen Bandbreite. Aufsätze zur chinesischen und japanischen Medizin finden hier ebenso Berücksichtigung wie Beiträge von der Altägyptischen und Etruskischen bis zur Nuklearmedizin. Auch hier ist der Zugriff dezidiert ein »wissenschafts- und kulturhistorische[r]«²², wie die Herausgeber in ihrer Einleitung hervorheben. Insofern unterstreicht die Vielfalt der Beiträge also einmal mehr das Potenzial für sozial- und kulturgeschichtliche Forschungen.

Besonders viele Anknüpfungspunkte für die Sozial- und Kulturgeschichte scheinen nach diesem Blick in die Handbuch- und Einführungsliteratur im 19. und 20. Jahrhundert zu liegen. So sind Entwicklungen wie die »Medikalisierung«²³ der Gesellschaften, die »Professionalisierung« der Ärzteschaft²⁴, die Ausbildung der Schulmedizin und Etablierung der alternativen Medizin eng mit jenen »Basisprozessen« wie der Bürokratisierung, Technisierung, Säkularisierung und Individualisierung²⁵ verbunden, mit denen die Moderne

Eckart in diesem Band doch eine Fülle an Quellen zur Sozial-, Medien-, Wissenschafts- und Konsumgeschichte der Medizin zusammen. Ein besonderes bibliografisches Hilfsmittel präsentiert Marcel H. Bickel in seiner Darstellung von Lehrbüchern zur Medizingeschichte. Bickel bietet zwar nur sehr knappe vergleichende und synthetisierende Überlegungen zur Schwerpunktsetzung der Autoren und zur Rezeption, allerdings eine beeindruckende Auflistung von 287 Lehrbüchern zur Medizingeschichte, vor allem aus dem europäischen Kontext, die sowohl als Einstieg in die medizingeschichtliche Forschung wie als Grundlage für eine Wissensgeschichte der Medizin (vgl. Abschnitt I.) geeignet ist. *Marcel H. Bickel, Die Lehrbücher und Gesamtdarstellungen der Geschichte der Medizin 1696–2000. Ein Beitrag zur medizinischen Historiographie*, Schwabe Verlag, Basel 2007, 303 S., geb., 47,50 €.

- 21 *Stefan Schulz/Klaus Steigleder/Heiner Fangerau* u. a. (Hrsg.), *Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin. Eine Einführung* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1791), Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2006, 511 S., kart., 20,00 €.
- 22 *Werner E. Gerabek/Bernhard D. Haage/Gundolf Keil* u. a., Vorwort, in: *dies.* (Hrsg.), *Enzyklopädie Medizingeschichte*, 3 Bde., De Gruyter Verlag, Berlin/New York 2004, XIX + 1544 S., geb., 148,00 €, hier: Bd. 1, S. V.
- 23 Vgl. als Pionierstudie *Francisca Loetz*, *Vom Kranken zum Patienten. »Medikalisierung« und medizinische Vergesellschaftung am Beispiel Badens 1750–1850*, Stuttgart 1993.
- 24 *Christoph Schweickardt*, *Zur Geschichte des Gesundheitswesens im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Schulz/Steigleder/Fangerau* u. a., *Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin*, S. 155–164. Zur »Professionalisierung« vgl. außerdem nach wie vor die Pionierstudien von *Claudia Huerkamp*, *Ärzte und Professionalisierung in Deutschland. Überlegungen zum Wandel des Arztberufs im 19. Jahrhundert*, in: *GG* 6, 1980, S. 349–382; *dies.*, *Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten*, Göttingen 1985.
- 25 Zu »Basisprozessen der Moderne« vgl. als Einstieg *Christof Dipper*, *Moderne, Version: 1.0*, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 25.8.2010, URL: <<http://docupedia.de/zg/Moderne?oldid=75702>> [13.4.2013].

beziehungsweise »Hochmoderne« Konturen erhält.²⁶ Die »Verwissenschaftlichung des Sozialen«²⁷ seit dem 19. oder das »social engineering«²⁸ im 20. Jahrhundert sind schwer denkbar ohne Medizin. Eine statistische Erfassung der Bevölkerungsentwicklung und der Gesundheitsverhältnisse, die seit dem 19. Jahrhundert in voller Blüte stand²⁹, eröffnete neue Möglichkeiten der Planbarkeit von Gesellschaften. Urbanisierung und Industrialisierung wiederum waren verbunden mit zeitgenössischen Hygiene-Konzepten, mit gesundheitspolitischen Vorsorge- und Schutzmaßnahmen und einem Ausbau medizinischer Infrastrukturen. So ist die Vorstellung von der »ungesunden Stadt« zwar ein Topos³⁰, der im Grunde bis heute Wirkungsmacht entfaltet. Die Bilder von engen Mietskasernen, elenden Straßenzügen und schmutzigen Vierteln sind fester Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses geworden, zumal sie heute mit entsprechenden Bildern aus dem aufsteigenden Asienraum aktualisiert werden. Empirische Studien zum Verhältnis von Stadt und Gesundheit können allerdings nachweisen, dass seit Ende des 19. Jahrhunderts in europäischen Städten neue medizin- und sozialpolitische Konzepte durchaus zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse und letztlich zur Ausbildung neuer Lebens- und Arbeitsformen führten.³¹ Zusammengefasst lassen sich Medizin und Moderne also als zwei Seiten einer Medaille verstehen, an der Sozial- und Kulturhistoriker Voraussetzungen, Formen und Folgen des sozialen Wandels im 19. und 20. Jahrhundert genauer studieren können.

Schwerpunkte und Vorgehen des Beitrags

Mit diesen Vorbemerkungen sind die Topografie des Forschungsfelds und seine Anknüpfungspunkte für die Sozial- und Kulturgeschichte allenfalls angerissen. Deutlich wird aber bereits an dieser Stelle, dass Medizin ein gesellschaftliches Konvergenzfeld eröffnet, auf dem verschiedene historische Entwicklungen, gesellschaftliche Bereiche sowie Forschungsperspektiven zusammenfinden. Umso erstaunlicher ist es, dass dieses Konvergenzfeld bislang von »klassischen« Historikern nur zögerlich erschlossen wird. Insofern versteht sich dieser Beitrag auch als Vermittlungsversuch. Er möchte Anregungen bieten, bestehende Berührungspunkte zwischen Medizin-, Sozial- und Kulturgeschichte zu vertiefen und die Chancen dieses interdisziplinären Arbeitsfelds zu ergreifen.

In den folgenden Kapiteln gewinnt diese Anregung konkrete Formen, indem neuere Forschungen in sieben Themenfeldern präsentiert werden. Angesichts dieser thematischen Bandbreite wird ein großer Schwerpunkt auf Forschungen zu Deutschland liegen, allerdings werden auch Befunde zu anderen europäischen Ländern Berücksichtigung finden. Am Beginn stehen Überlegungen zu einer Medizin- als Wissensgeschichte (Abschnitt I.). Kurz gesagt geht es in diesem Kapitel um die Frage, wie moderne Gesellschaften ihr Wissen über Gesundheit und Krankheit aushandeln und was dieses Wissen über die Wahrneh-

26 Vgl. Lutz Raphael, Ordnungsmuster der »Hochmoderne«? Die Theorie der Moderne und die Geschichte der europäischen Gesellschaften im 20. Jahrhundert, in: Ute Schneider/Lutz Raphael (Hrsg.), Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christof Dipper, Frankfurt am Main 2008, S. 73–91.

27 Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: GG 22, 1996, S. 165–193.

28 Thomas Etzemüller, Social engineering als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes. Eine einleitende Skizze, in: ders. (Hrsg.), Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2009, S. 11–39.

29 Vgl. Jörg Vögele, Zur Entwicklung der Gesundheitsverhältnisse im 19. und 20. Jahrhundert, in: Schulz/Steigleder/Fangerau u. a., Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, S. 165–182.

30 Ebd., S. 174.

31 Vgl. unter anderem die Beiträge in Jörg Vögele/Wolfgang Woelk (Hrsg.), Stadt, Krankheit und Tod. Geschichte der städtischen Gesundheitsverhältnisse während der epidemiologischen Transition, Berlin 2000.

mung von Gesellschaften aussagt. Einen Schwerpunkt bilden daher wissens- und institutionengeschichtliche Studien, die den Akteuren und Netzwerken der Wissensaushandlung nachspüren. Das zweite Kapitel lenkt den Blick vom Wissen auf das Tun im weitesten Sinne (Abschnitt II.). Im Fokus stehen sowohl das konkrete Verhalten von Individuen, wie es die Patientengeschichte untersucht, als auch die Aneignung und Veränderung von Gesundheitsverhältnissen, die wiederum medizinisches Verhalten bedingen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf den Fragen, inwiefern Gesundheitsverhalten geschlechtsspezifisch ist oder wie Gesundheitsverhalten durch Pharmakonzerne gesteuert wurde. Abgeschlossen wird das Kapitel von Forschungen zur Geschichte der Vorsorge und des präventiven Verhaltens, das im 20. Jahrhundert im »präventiven Selbst« sein Leitbild finden sollte. In der Schnittmenge von medizinischem Wissen, Gesundheitsverhältnissen und -verhalten liegt die Psychiatriegeschichte (Abschnitt III.). Schließlich legen neuere Forschungen ein besonderes Augenmerk auf das Wechselverhältnis zwischen psychiatrischen Konzepten, gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen und psychiatrischer Praxis, in der die sozialen Folgen medizinischen Wissens besonders krass hervortreten. Da dieses Forschungsfeld besonders viele Studien hervorgebracht hat und weiterhin hervorbringt, werden diese trotz ihrer Überschneidungen zu den vorherigen Kapiteln in einem gesonderten Abschnitt präsentiert.

Während die ersten drei Kapitel Längsschnitte durch die gesamte Moderne ziehen und allgemeine Entwicklungen der Medizingeschichte in den Blick nehmen, widmen sich die anschließenden vier Kapitel spezielleren Forschungsfeldern oder einzelnen Phasen der Medizingeschichte. Die Seuchengeschichte, die viertens im Mittelpunkt steht, stellt eine Problemgeschichte der Globalisierung in den Fokus, mit der sich Verflechtungen von Städten, Regionen und Nationen betrachten lassen (Abschnitt IV.). Die beiden Weltkriege eröffneten der Medizin nicht nur ein großes Experimentierfeld und mobilisierten ungeahnte Ressourcen (Abschnitt V.). Sie verfestigten zudem die zentrale gesellschaftliche Rolle der Ärzteschaft, deren Mitglieder nicht mehr nur als unangefochtene Experten für medizinische Fragen galten, sondern zu »Volksbelehrern« (Susanne Michl) avancierten. Davon abgesehen waren Kriege ein Mobilisierungs- und Transformationsfaktor, der das Gesundheitsverhalten und die Gesundheitsverhältnisse von Gesellschaften tief greifend veränderte. Im Deutschen Reich drückte sich das im Ersten und Zweiten Weltkrieg etwa in einer Zuspitzung sozialer Ungleichheit aus, beispielsweise beim Zugang zu medizinischen Ressourcen und Maßnahmen. Das betraf aber auch die Gesellschaftsordnung an sich, die sich im Laufe der Kriege sukzessive am Primat der Leistungsfähigkeit orientierte. Für die NS-Medizin galt das in besonderem Maße (Abschnitt VI.). Hier geriet »Leistungsfähigkeit« zu der gesundheitspolitischen Prämisse, die sowohl die »Wehrkraft« steigern als auch die »Volksgemeinschaft« sichern sollte. Gesundheit und Krankheit mutierten daher zu einem Hebel für soziale Inklusions- und Exklusions-Prozesse. Dieser Zusammenhang zwischen Gesundheit, sozialer Ungleichheit und Ausgrenzung ließe sich zwar ebenso für andere Nationen für den gesamten Untersuchungszeitraum, ja bis in unsere Gegenwart konstatieren. Im »Dritten Reich« jedoch hatten gesundheitspolitische Inklusion und Exklusion besonders existenzielle Folgen. Von der Ausgrenzung zur Ermordung war es oft nur ein kleiner Schritt, wie zahlreiche Veröffentlichungen zur Eugenik und »Euthanasie« seit den 1980er Jahren belegt haben. Umso wichtiger sind daher neue Forschungen, die medizinische Maßnahmen und Verbrechen der NS-Zeit in weitere zeitliche und soziale Kontexte einordnen und anhand von biografischen und institutionellen Fallstudien konkrete Handlungsspielräume von Akteuren und ihre Netzwerke erkunden. Die Nachwirkungen dieser NS-Verbrechen sind bis heute spürbar. Denn nach wie vor erhalten medizinische Debatten ihre moralische Sprengkraft durch Bezüge zur NS-Zeit, wie sich etwa an aktuellen Diskussionen zur Präimplantationsdiagnostik, zur Sterbehilfe

oder zur Reproduktionsmedizin beobachten lässt. Man könnte sogar noch einen Schritt weiter gehen: Selbst der Stellenwert der Medizingeschichte und Medizinethik in der Wissenschaft und in der öffentlichen Wahrnehmung speist sich nicht zuletzt aus den Erfahrungen und Erinnerungen an die NS-Medizin. Diese Feststellung gilt selbst im globalen Maßstab. Denn nach 1945 waren die Verbrechen im Zweiten Weltkrieg und im ›Dritten Reich‹ wichtige Fixpunkte bei der Institutionalisierung internationaler Organisationen und für die Globalisierung medizinethischer Konventionen (Abschnitt VII.). Obgleich die Erforschung dieser Internationalisierung noch am Anfang steht, soll in einem letzten Kapitel nach den Voraussetzungen, Formen und Folgen transnationaler Akteure und Netzwerke wie des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) oder der Weltgesundheitsorganisation (WHO) gefragt werden, die eine Globalisierung der Medikalisierung förderten.

Mit diesem Vorgehen sind nicht nur die Schwerpunkte dieses Beitrags benannt, sondern auch seine Lücken. So spielen technikgeschichtliche oder biografische Forschungen im Folgenden kaum eine Rolle. Auch das innovative Feld der Körpergeschichte wird in diesem Aufsatz nicht gesondert behandelt, sondern in mehreren Kapiteln aufgegriffen (vgl. vor allem die Abschnitte I. und II.). Und selbst bei einzelnen Forschungsthemen konnten nicht alle neueren Beiträge berücksichtigt werden; so sind beispielsweise während der Niederschrift dieses Aufsatzes mehrere Studien erschienen, die im Kapitel zur NS-Medizin hätten aufgenommen werden können.³² Insofern erhebt der Aufsatz keinen Vollständigkeitsanspruch. Zudem wäre es vermessen, den Stand der Medizingeschichte in Gänze reflektieren zu wollen. Vielmehr soll es darum gehen, Schneisen zu schlagen und Einblicke zu gewähren in ein vielfältiges und produktives Forschungsfeld, das für sozial- und kulturgeschichtliche Fragen eine Fülle wichtiger Anknüpfungspunkte und Anregungen bietet. Diese Anknüpfungspunkte und Anregungen verleihen einer »Medizingeschichte in der Erweiterung« klare Konturen, mit der sich neue Blicke in die Geschichte der Moderne werfen lassen.

Nun ist die Moderne ein ebenso schillernder wie schwieriger Begriff. Seit den 1990er Jahren streitet die Forschung um »Modernität« und »Modernisierung« oder um die Probleme der »Moderne« und »Hochmoderne« als Epoche.³³ Obwohl diese Debatte nach wie vor nicht abgeschlossen ist, ist mittlerweile deutlich geworden, dass der Begriff der Moderne mehr Fragen aufwirft, als er erklärt. Das gilt etwa für seine zeitliche Eingrenzung und für die Frage, inwiefern Prozesse des 18. Jahrhunderts oder gar der Frühen Neuzeit als Wurzeln der Moderne zu verstehen sind. Unbestritten ist auch, dass »Moderne« als Formel individueller und kollektiver Selbstbeschreibungen diene (und dient) und bereits unter Zeitgenossen als Kampfbegriff fungierte.³⁴ Fragen wirft aber auch die Bewertung spezifischer Entwicklungen dieses Zeitraums auf, die als moderne Phänomene oder »Basisprozesse« (vgl. Abschnitt I.) verstanden werden, bei genauerem Hinblick aber kaum auf das 19. und 20. Jahrhundert reduziert³⁵, geschweige denn als lineare Entwicklungen verstanden werden können. Für Prozesse der »Medikalisierung« gilt das in besonderem

32 Vgl. etwa die jüngste Veröffentlichung von *Götz Aly*, *Die Belasteten. »Euthanasie« 1939–1945 – eine Gesellschaftsgeschichte*, Frankfurt am Main 2013.

33 Vgl. als Einstieg die Beiträge unter anderem in *Schneider/Raphael*, *Dimensionen der Moderne; Dieter Langewiesche*, »Postmoderne« als Ende der Moderne? Überlegungen eines Historikers in einem interdisziplinären Gespräch, in: *Wolfram Pyta/Ludwig Richter* (Hrsg.), *Gestaltungskraft des Politischen. Festschrift für Eberhard Kolb*, Berlin 1998, S. 331–347; *Ulrich Herbert*, *Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century*, in: *Journal of Modern European History* 5, 2007, S. 5–20; *Etzemüller*, *Die Ordnung der Moderne*.

34 Vgl. ebd.

35 Vgl. dazu den Überblick zur Sozialgeschichte der Medizin in der Frühen Neuzeit bei *Mary Lindemann*, *Medicine and Society in Early Modern Europe*, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2010, 311 S., kart., 34,99 \$.

Maße, wie zu zeigen sein wird. Der vorliegende Aufsatz nimmt die Schwierigkeiten des Begriffs daher zum Ausgangspunkt seiner Spurensuche. »Moderne« wird im Folgenden somit als Suchbegriff für eine Sozial- und Kulturgeschichte der Medizin verstanden, die nach Voraussetzungen, Formen und Folgen des Wandels von Gesundheit und Krankheit im 19. und 20. Jahrhundert fragen möchte.

I. WAS IST DER MENSCH? MEDIZIN ALS WISSENS- UND MENTALITÄTS- GESCHICHTE

»Wissenschaft«, so stellen Philipp Sarasin, Silvia Berger, Marianne Hänseler und Myriam Spörri fest, ist ein »Teil jener Anstrengungen, mit denen moderne Gesellschaften ihr Wissen über die Welt erzeugen.« Umso wichtiger sei es daher, Wissenschaft und Wissensproduktion nicht als exklusive, quasi »wundersame Entfaltung einer zeitlosen Rationalität« zu verstehen, sondern diese zu historisieren und einzubetten in soziale »Austauschverhältnisse«. ³⁶ Für medizinisches Wissen in der Moderne kann die Bedeutung dieser Forderung kaum überschätzt werden, gewann nun eine »Medikalisierung« europäischer Gesellschaften an Fahrt. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ließ sich daher nicht nur eine »Einbeziehung tendenziell aller Menschen in ein immer dichteres, von akademischen Experten kontrolliertes Netz medizinischer Versorgung« beobachten. »Die Medikalisierung der Gesellschaft fand vielmehr auch auf der Ebene von Normen und Deutungsmustern statt, die die Mentalität sozialer Schichten und Klassen prägten und ihr alltägliches Verhalten strukturierten.« ³⁷ In dieser Definition Ute Freverts wird nicht nur eine gesamtgesellschaftliche Tragweite der Medikalisierung unterstrichen. Frevert macht zugleich deutlich, dass Wissenschafts- und Wissensgeschichte in der Medizin untrennbar miteinander verwoben sind und dass eine Wissensgeschichte nicht nur Erkenntnisse verspricht über Konzepte von Gesundheit und Krankheit, sondern über den zeitgenössischen Blick auf den Menschen und die Welt. ³⁸

Deutlich machen das zwei neuere Veröffentlichungen von Silvia Berger und Christina Brandt zu den beiden großen medizinischen Paradigmen der Moderne: zur Bakteriologie und Virologie. Berger nimmt die Wissensgeschichte der medizinischen Bakteriologie im Deutschen Reich als Etablierung, Erweiterung und Erosion eines wissenschaftlichen »Denkstils« in den Blick. Ihr expliziter Bezug auf Ludwik Fleck ist nicht nur methodisch sinnvoll, sondern auch sehr zeitgemäß – und zwar im eigentlichen Wortsinn. Schließlich schaltete sich der Serologe mehrfach in die Debatte um die Bakteriologie ein. ³⁹ Methodisch sinnvoll ist dieses Vorgehen insofern, als Berger so ideen- und institutionengeschichtliche Ansätze miteinander verbindet und Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und gesellschaftlichen Ordnungsmustern aufspürt. ⁴⁰ Insbesondere in den semantischen Verbindungen zwischen Bakteriologie und »politisch-militärische[r] Kultur« erkennt

36 Philipp Sarasin/Silvia Berger/Marianne Hänseler u. a., Eine Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), *Bakteriologie und Moderne. Studien zur Biopolitik des Unsichtbaren 1870–1920*, Frankfurt am Main 2007, S. 8–43, hier: S. 14.

37 Ute Frevert, *Akademische Medizin und soziale Unterschichten im 19. Jahrhundert. Professionsinteressen – Zivilisationsmission – Sozialpolitik*, in: *Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung* 4, 1985, S. 41–59, hier: S. 42.

38 Zum Vorgehen und Erkenntnisgewinn einer Wissensgeschichte vgl. als Einstieg Philipp Sarasin, *Was ist Wissensgeschichte?*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36, 2011, S. 159–172.

39 Vgl. jetzt auch die Neuauflage von Ludwik Fleck, *Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, Berlin 2011.

40 Vgl. dazu auch Gradmann, *Krankheit im Labor*.

sie Grundlagen für eine »Metaphernzirkulation«:⁴¹ Sie habe die Inflation von »Feind-, Invasions-/Migrations- und Kampf-/Kriegsmetaphern«⁴² befördert, die bereits Paul Weindling in der Verbindung »zwischen Rasse und Bakteriologie«⁴³ nachweisen konnte. Berger geht allerdings einen Schritt über bisherige Forschungen hinaus, da sie in der »Ausgestaltung eines bakteriologischen Abwehrdispositivs«⁴⁴ der »Rolle von Metaphern bei der Stabilisierung oder Destabilisierung bakteriologischer Wahrheiten«⁴⁵ nachgeht. Der Erste Weltkrieg habe demnach »als politisch-militärisch-kulturelle[s] Setting für die Positionierung und Erprobung der bakteriologischen Deutungs- und Ordnungsmacht«⁴⁶ fungiert, das den Wissenschaftlern neue Ressourcen und Betätigungsfelder erschlossen habe. Es war also auch die »eliminatorische« Rede Robert Kochs und seiner Schüler vom »Vernichtungskrieg« und der »Invasion« von Bakterien als »Todfeinde des Menschengeschlechts«⁴⁷, dank der die Bakteriologie sowohl zu einem wissenschaftlichen Denkstil als auch zu einem sozialen Deutungsmuster, ja zu einem »neue[n] Evangelium«⁴⁸ der Gesellschaft avancierte, wie Bynum konstatiert. Dämonisierungen von Bakterien und Krankheiten, wie sie etwa Robert Koch in seiner bekannten Umschreibung der »Kriegsseuchen« unters Volk brachte, knüpften demnach an zeitgenössische Degenerations-Ängste und Bilder von »Würgeengeln«, »Feinden« oder »Gespenstern« an: »Schon im Frieden«, so schrieb Koch 1888, »schleichen sie umher und zehren am Mark der Armee, aber wenn die Kriegsfackel lodert, dann kriechen sie hervor aus ihren Schlupfwinkeln, erheben das Haupt zu gewaltiger Höhe und vernichten alles, was ihnen im Wege steht.«⁴⁹ Es war diese Wechselbeziehung zwischen der Popularisierung medizinischen Wissens und der Popularität der Mediziner, die zur Vergesellschaftung des bakteriologischen Denkstils beitrug, wie Christoph Gradmann und Philipp Sarasin hervorgehoben haben:

»Der Aufstieg der Bakteriologie zum Leitstern der naturwissenschaftlich orientierten Medizin noch vor der Wende zum 20. Jahrhundert ist ohne einen Blick auf ihren beispiellosen öffentlichen Erfolg denn auch kaum adäquat zu fassen. Bakteriologen, insbesondere Pasteur und Koch, waren keine stillen, einsamen Forscher, abgeschieden von der Welt. Sie waren in der öffentlichen Wahrnehmung gefeierte Helden«⁵⁰,

die als »Kreuzritter« und »Mikrobenjäger«⁵¹, ja als »neuer St. Georg«⁵² von sich reden machten.

41 *Silvia Berger*, *Bakterien in Krieg und Frieden. Eine Geschichte der medizinischen Bakteriologie in Deutschland 1890–1933* (Wissenschaftsgeschichte), Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 476 S., kart., 46,90 €, S. 246. Unter dem Begriff der »Metaphernzirkulation« untersucht Berger unter anderem die sukzessive Stigmatisierung jüdischer Arbeiter aus Osteuropa als »Unreine« und »Parasiten«, die so ab 1918 mit hermetischen Abriegelungen der Ostgrenze vom deutschen »Ordnungssystem« im eigentlichen Wortsinne ausgegrenzt wurden. Berger knüpft in ihrem Band an diese Befunde in einem kurzen Ausblick an, der die Entwicklungen seit 1933 in den Blick nimmt. Vgl. ebd., S. 391–412.

42 Ebd., S. 65.

43 *Paul Weindling*, *Ansteckungsherde. Die deutsche Bakteriologie als wissenschaftlicher Rassismus 1890–1920*, in: *Sarasin/Berger/Hänseler* u. a., *Bakteriologie und Moderne*, S. 354–374, hier: S. 374.

44 *Berger*, *Bakterien in Krieg und Frieden*, S. 73.

45 Ebd., S. 17.

46 Ebd., S. 16.

47 Vgl. dazu auch bereits *Christoph Gradmann*, »Auf Kollegen zum fröhlichen Krieg«. Popularisierte Bakteriologie im Wilhelminischen Zeitalter, in: *MedGG* 13, 1993, S. 35–40.

48 *Bynum*, *Geschichte der Medizin*, S. 138.

49 Zit. nach: *Berger*, *Bakterien in Krieg und Frieden*, S. 72.

50 *Sarasin/Berger/Hänseler* u. a., *Eine Einleitung*, S. 33.

51 *Christoph Gradmann*, *Unsichtbare Feinde. Bakteriologie und politische Sprache im deutschen Kaiserreich*, in: *Sarasin/Berger/Hänseler* u. a., *Bakteriologie und Moderne*, S. 327–353.

52 *Gradmann*, *Krankheit im Labor*, S. 189.

Für diese Überlegungen zur Wissens-Popularisierung kann Berger auch auf Christina Brandts Monografie aufbauen, die mit der deutschen Virusforschung von den 1930er bis in die 1960er Jahre ein daran anschließendes Kapitel der Wissensgeschichte in den Blick nimmt. Brandt geht es sowohl um die Popularisierung medizinischen Wissens durch Sprachbilder und Metaphern als auch um die Rückwirkungen dieser Wissenspopularisierung auf die Mediziner selbst. Die Geschichte der Molekularbiologie und Virusforschung lässt sich demnach »als [...] Einzug populärwissenschaftlicher Darstellungen in das Labor« beschreiben.⁵³ Neue Deutungsmuster und Begriffe sind demnach eine »Form der Modellierung«, mit der Mediziner neue Perspektiven gewannen und ihre Experimente strukturierten. Brandt geht es damit um das Verhältnis zwischen Metaphern und der konkreten »materiellen, experimentellen Praxis«⁵⁴ im Labor, deren methodisches Vorgehen und Versuchs-Anordnung sich an Zentralmetaphern wie »Code«, »Information« und »Schrift« orientierten. Anfang der 1940er Jahre waren es vor allem Metaphern aus der Prägetechnik, mit denen die »Matrizentheorie« feste Formen gewann, sodass die Reproduktion von Viren als eine Art Abdruckprozess verstanden wurde.⁵⁵ Brandt betont in ihren Fallbeispielen, dass sich die Wechselwirkung von Metapher und Experiment keineswegs in einer einseitigen Übernahme metaphorischer Bilder erschöpfte. Metaphern waren nicht nur »Vor-Bilder« im eigentlichen Wortsinn beziehungsweise »Vor-Theorien«⁵⁶ für die Wissenschaftler, wie Brandt sie nennt. Anhand der Forschungen des Tübinger Genetikers Gerhard Schramm zur Nukleinsäure als Träger genetischer Informationen zeigt Brandt darüber hinaus eine Wechselbeziehung zwischen Metapher und Experiment auf. So habe das Labor selbst neue Bilder und Begriffe popularisiert:

»Durch die technischen Möglichkeiten der Aminosäure wurden die Vorstellungen von einem molekularen Alphabet verstärkt, wie umgekehrt auch die durch Schriftmetaphorik vermittelte Suggestion einer prinzipiellen Lesbarkeit dazu beitrug, die experimentellen Bemühungen zu motivieren. [...] Die Texte Schramms verdeutlichen, dass die Metaphorik von einer ›molekularen Schrift‹ kein rhetorisches Beiwerk war, sondern eine treibende Ressource für die Entwicklung molekularbiologischen Wissens.«⁵⁷

Kürzer gesagt: In der medizinischen Forschung zeigt sich ein »vielschichtiger Prozess« der Wissensproduktion und -popularisierung, »bei dem sprachliche und experimentelle Praktiken wechselseitig intervenierten«.⁵⁸

Während Berger ihren Untersuchungsgegenstand sehr weit fasst und militärische, soziale, wirtschaftliche sowie kulturelle Kontexte in den Blick nimmt, um der medizinischen Wissenspopularisierung nachzuspüren, konzentriert sich Brandt stärker auf die Wechselwirkungen zwischen Sprache und experimenteller Praxis, um einen Wandel von Denkstilen der Mediziner zu erklären. Aus diesem Grund wählt Brandt gegenüber Berger einen engeren Metaphernbegriff, der die »Literalität der Metapher«⁵⁹ ernst nimmt, während Berger die Kriegsmetaphorik als »Sprachbilder«, »Konzepte« und »Modelle« untersucht. Gleichwohl zeigen beide Ansätze gleichermaßen, dass eine Wissensgeschichte der Medizin grundlegende Erkenntnisse zur Wahrnehmung der Moderne beitragen kann. Die Konstruktion eines bakteriologischen beziehungsweise virologischen Zeitalters wird hier nicht mehr als Expertengeschichte im Muster eines Top-down-Modells beschrieben. Vielmehr hat die

53 Christina Brandt, *Metapher und Experiment. Von der Virusforschung zum genetischen Code* (Wissenschaftsgeschichte), Wallstein Verlag, Göttingen 2004, 304 S., kart., 39,00 €, S. 26.

54 Ebd., S. 22.

55 Ebd., S. 87–89.

56 Ebd., S. 188.

57 Ebd., S. 211.

58 Ebd., S. 259.

59 Ebd., S. 52.

Entstehung und Verbreitung medizinischen Wissens mehr denn je eine gesellschaftliche und politische Dimension⁶⁰ als wechselseitiger Aushandlungsprozess unterschiedlicher Akteure. »Wissenschaftspopularisierung entspricht [...] einem komplexen, interaktiven und dynamischen Vorgang, bei dem das Publikum, wissenschaftliche Experten und die Gruppe der Vermittler des Wissens in einem Prozess wechselseitiger Beeinflussung und Rückwirkung stehen.«⁶¹ Dass solche Prozesse keine Besonderheit der klassischen Moderne, sondern bis heute wirksam sind, hat Philipp Sarasin in seinem Essay zum 11. September nachgewiesen. Die massenmediale und politische Verknüpfung zweier unterschiedlicher Ereignisse – die Anschläge von New York und Washington auf der einen Seite und die Briefanschläge mit Anthrax-Sporen auf der anderen – führt Sarasin auf die große Bedeutung und lange Tradition infektiöser Bedrohungsimaginationen in westlichen Gesellschaften zurück: »Die Utopie der Säuberung, das Phantasma der Reinheit und die Angst vor der Vergiftung des Gesellschaftskörpers begleiteten alle politischen Ideologien des 20. Jahrhunderts.«⁶² In diesem Sinne lassen sich also lange Linien ziehen: von der Wissensgeschichte der Bakteriologie und Virologie bis zum Afghanistan-Einsatz am Beginn des 21. Jahrhunderts.

Darüber hinaus machen Studien zur Bakteriologie und Virologie deutlich, dass eine Wissensgeschichte immer auch die Geschichte der Institutionalisierung im Allgemeinen beziehungsweise einzelner Institutionen im Besonderen ist. Bis in die 1980er und 1990er Jahre konzentrierte sich eine Institutionengeschichte der Medizin oft auf die »Hospital- und Krankenhausgeschichte« und hier wiederum auf die Bau- und Architekturgeschichte einzelner Einrichtungen.⁶³ Dass die Geschichte medizinischer Einrichtungen eine größere Tragweite besitzt, unterstreichen neuere Forschungen, in denen medizinische Institute, Ämter und Behörden soziale Schaltstellen zwischen Medizin, Politik, Wirtschaft, zwischen medizinischen Forschungen und Verwaltungen, Bildungseinrichtungen, Polizei und Presse bilden. Anders gesagt verstehen sie Institutionen als Agenturen medizinischen Wissens für unterschiedliche Akteure und ihre Netzwerke. Insofern ist es geradezu konsequent, dass eine wegweisende Arbeit in diesem Feld, die Dissertation von Axel C. Hüntelmann, »[d]ie Institutionengeschichte« des [Kaiserlichen beziehungsweise Reichs-] Gesundheitsamtes [...] als die Geschichte eines »Netzwerkes«⁶⁴ in den Blick nimmt. Mit Bruno Latour versteht Hüntelmann Netzwerke als »Hybrid« und das Gesundheitsamt folglich als »eine Mischung aus Wissenschaft, Verwaltung, Politik, Ökonomie, Gesellschaft, Kultur, Technik und in der Fremd- und Selbstzuschreibung von Festschriften, Zeitschriften und Akten auch [als] eine Fiktion«.⁶⁵ Hüntelmann unterscheidet drei Handlungsebenen. Demnach war das Gesundheitsamt eingebunden in ein »filigranes vertikales (Reich, Kommunen, Länder), horizontales (Vereine, Institutionen, Militär, Industrie) und personelles Netzwerk«.⁶⁶ Wie stark hier Interessen sowohl unterschiedlicher Vertreter des Amtes selbst als auch der Akteure von außerhalb aufeinanderstießen, kann Hüntelmann anhand einzelner biografischer Fallstudien zu den Präsidenten des Amtes nachweisen. So zeigen seine Untersuchungen zur »Ära« Struck, Köhler, Bumm und Hamel, wie sehr die Etablierung und Ausstattung dieser Reichsbehörde vom »Knüpfen und Verwalten« individueller Netzwerke

60 Volker Roelcke, Auf der Suche nach der Politik in der Wissensproduktion. Plädoyer für eine historisch-politische Epistemologie, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 33, 2010, S. 176–192.

61 Berger, Bakterien in Krieg und Frieden, S. 77.

62 Philipp Sarasin, »Anthrax«. Bioterror als Phantasma, Frankfurt am Main 2004, S. 158.

63 Eckart/Jütte, Medizingeschichte, S. 12.

64 Axel C. Hüntelmann, Hygiene im Namen des Staates. Das Reichsgesundheitsamt 1876–1933, Wallstein Verlag, Göttingen 2008, 488 S., geb., 64,90 €, S. 12.

65 Ebd., S. 407.

66 Ebd., S. 333.

abhängig war. Die finanzielle und personelle Expansion des Gesundheitsamts in der »Ära Köhler« (1885–1905) wäre demnach kaum denkbar gewesen ohne die persönlichen Verbindungen des Präsidenten in das Reichsinnenministerium und zum Staatssekretär des Innern. Hüntelmann hütet sich dennoch davor, Akteure und Netzwerke als einzigen Erklärungsansatz überzubewerten. Selbstverständlich war die Entwicklung des Gesundheitsamts ebenso abhängig vom gesellschaftlichen Umfeld, seine Expansion und Etablierung nur nachvollziehbar im Kontext »der tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen und Modernisierungsprozesse im Deutschen Kaiserreich«. ⁶⁷ Die institutionelle Entwicklung stand in Verbindung mit der »demographischen Explosion« ⁶⁸ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit den Degenerationsängsten seit der Jahrhundertwende und den Sorgen über die nationale »Wehrhaftigkeit« oder mit der Wirtschaftskrise in Weimar, die den Legitimationsdruck auf das Amt erhöhte. In seinem Resümee verbietet sich Hüntelmann daher jegliche Trennung von Politik und Wissenschaft oder auch nur die Vorstellung von zwei Polen, zwischen denen fließende Übergänge bestünden, wie sie etwa Mitchell G. Ash behauptet hat. Nach Hüntelmann sei dagegen »zu konstatieren, dass Wissenschaft und Politik in der Moderne einander bedingen und eine untrennbare Einheit bilden«. ⁶⁹ Obgleich dieses pointierte Urteil zur Diskussion anregt, ist es diese »Einheit von Wissenschaft, Politik, Kultur und Gesellschaft«, die aus dem Buch eine grundlegende Studie über die Netzwerke und Akteure medizinischen Wissens und ihre sozialen Kontexte macht.

Einen Blick auf einzelne Akteure und langfristige Entwicklungen bieten auch die Aufsätze zur Gießener Institutionengeschichte, die Ulrike Enke in einem Sammelband herausgegeben hat. In Fallstudien zu einzelnen Medizinerinnen und Abteilungen, Kliniken und Instituten wird hier die Medizinische Fakultät der Universität Gießen für einen Zeitraum von mehr als 300 Jahren erschlossen. Das Potenzial dieser Fallstudien zeigt sich vor allem in jenen Aufsätzen, die sich von einzelnen Personen und Einrichtungen lösen und allgemeinere Fragestellungen und Entwicklungen in den Blick nehmen. So untersucht Volker Roelcke an zwei Gießener Medizinerinnen (Robert Sommer und Emil Gotschlich) Voraussetzungen und Folgen der Verwandlung sozialreformerischer in eugenisch-rassenhygienische Präventionskonzepte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise und angesichts des Aufstiegs der Genetik zur anerkannten Wissenschaftsdisziplin habe in der Weimarer Republik eine Plausibilisierung eugenischer Präventionskonzepte eingesetzt, an die die nationalsozialistische Regierung »nahtlos anschließen« ⁷⁰ konnte. Weiterführend sind auch Daniela Siebes Überlegungen zur Internationalisierung der Universitäten im 19. Jahrhundert und zur Migrationsgeschichte, die sie in ihrem Beitrag zu ausländischen Medizinstudierenden in Gießen im Zeitraum von 1870 bis 1933 entwickelt. ⁷¹ Langfristige Entwicklungen untersucht ebenso Irmtraut Sahmlands Beitrag zum Gießener »Universitäts-Entbindungshaus«. Sie zeichnet an der Reform des Hebammenwesens und an der Einbindung von Medizinstudierenden in die ärztliche Praxis seit dem 18. und 19. Jahrhundert zum einen die Instrumentalisierung der Einrichtung für »be-

67 Ebd., S. 110.

68 Ebd., S. 110.

69 Ebd., S. 409.

70 Volker Roelcke, »Prävention« in Hygiene und Psychiatrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Krankheit, Gesellschaft, Vererbung und Eugenik bei Robert Sommer und Emil Gotschlich, in: Ulrike Enke (Hrsg.), Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen. Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert (Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen 1607 bis 2007, Bd. 1), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 450 S., geb., 72,00 €, S. 395–416, hier: S. 416.

71 Daniela Siebe, »[...] spricht die Medizinische Fakultät ihre Ansicht dahin aus, dass bei ihr Ausländer nicht zu immatriculieren sind.« Ausländische Medizinstudierende an der Universität Gießen 1870–1932/33, in: Enke, Die Medizinische Fakultät, S. 327–349.

völkerungspolitische Interessen«⁷² nach. Zum anderen untersucht sie die ambivalenten Wahrnehmungen der Patientinnen, meist ledige schwangere Frauen, durch die Mediziner. Für sie waren »Frauen auch Studienobjekte«, an denen sich Erkenntnisse zur Physiologie und zu Geburtsmechanismen gewinnen ließen. Andererseits waren sie Menschen mit persönlichen Problemen, die aus der Universität durchaus »medizinischen Beistand« erfuhren. Aus diesem ambivalenten Umgang leitet Sahmland »unterschiedliche Verhaltensweisen der Frauen« ab⁷³, auch wenn diese angesichts der schwierigen Quellenlage im Aufsatz allenfalls angedeutet werden können.

Ein gelungenes Beispiel für das Potenzial institutionengeschichtlicher Längsschnitte ist der Aufsatz von Helen Bömelburg zum Wandel von »Patientenporträts« in der Psychiatrie vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1930. Bömelburg versteht Patientenporträts als fotografische Zuschreibungen, auf »die Ärzte enormen gestalterischen Einfluss« nahmen, um sowohl eindeutige Diagnosekategorien zu konstruieren als auch die Psychiatrie im Allgemeinen mit der »Überzeugungskraft zwingender, naturwissenschaftlicher Belege« zu versehen.⁷⁴ Die fotografischen Porträts leisteten daher eine Legitimation psychiatrischen Wissens qua Entindividualisierung, der »psychisch erkrankte Mensch [wurde] zur Verfügungsmasse wissenschaftlichen Vergleichens und Kategorisierens«.⁷⁵ Anhand dieser Ergebnisse kann Bömelburg letztlich eine spezifische Bildsprache entschlüsseln, die vor dem Hintergrund »bürgerlicher« Werte wie »Schönheit, Arbeitsfähigkeit, Sittsamkeit« eine Normierung psychisch kranken Verhaltens betrieb und beschrieb (vgl. Abschnitt III).⁷⁶

Es ist diese Verknüpfung aus Wissenschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte, mit der neue Institutionengeschichten Anstöße für eine Wissensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts geben. Sie zeigen die Produktion von »Wissen« gleichsam – und manchmal auch im eigentlichen Wortsinn – unter Laborbedingungen auf, wobei »Wissen« eben nicht auf eine Vermittlung medizinischer Expertise reduziert, sondern als gesellschaftlicher Aushandlungsprozess untersucht wird. An diesem Aushandlungsprozess wird die Entstehung und Entwicklung von Denkstilen wie jenem der Bakteriologie (Berger) oder dem »Denkstil Hygiene«⁷⁷ in Ego-Dokumenten, Verwaltungsakten, Festschriften und Presseerzeugnissen in ihrem soziokulturellen Kontext greifbar. In diesem Sinne sind neuere Institutionengeschichten tatsächlich »exemplarisch« für die Krisen und Konjunkturen der »Klassischen Moderne«, wie Hüntelmann betont hat.⁷⁸ Damit gewinnt eine Wissensgeschichte der Medizin grundsätzliche Erkenntnisse zur Entstehung und zum Wandel moderner »Wissensgesellschaften«⁷⁹ überhaupt. Allerdings wäre die Reich- und Tragweite medizinischen Wissens noch in verflechtungsgeschichtlicher Perspektive zu überprüfen. Nach wie vor ist ein Großteil der Forschung auf Europa und Nordamerika fixiert und operiert zudem meist im nationalen Rahmen. Dieser Fokus ist angesichts umfassender soziokultureller Kontextualisierungen und historischer Längsschnitte zwar nachvollziehbar. Für eine Wis-

72 *Irmtraut Sahmland*, Das »Universitäts-Entbindungshaus« in Gießen, in: *Enke*, Die Medizinische Fakultät, S. 99–139, hier: S. 137.

73 Alle Zitate ebd., S. 138f.

74 *Helen Bömelburg*, »[...] um das subjektive Moment in der menschlichen Beobachtung auszu-schalten.« Patientenporträts aus der Psychiatrischen Klinik Gießen, 1896–1930, in: *Enke*, Die Medizinische Fakultät, S. 287–304, hier: S. 294 und 304.

75 Ebd., S. 291.

76 Ebd., S. 300.

77 *Hüntelmann*, Hygiene im Namen des Staates, S. 343 und 349.

78 Ebd., S. 411.

79 Vgl. dazu die grundlegenden Überlegungen mit Schwerpunkt auf das 20. Jahrhundert bei *Margit Szöllösi-Janze*, Wissensgesellschaft in Deutschland. Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse, in: GG 30, 2004, S. 277–313, insb. S. 279–281.

sensgeschichte der Medizin wäre aber nicht nur nach wechselseitigen Aushandlungen innerhalb einer Gesellschaft, sondern ebenso nach transnationalen Austauschprozessen zu fragen, wie sie beispielsweise Andreas Renner zwischen Russland und der »europäischen Medizin« in seiner Habilitationsschrift in den Blick nimmt.⁸⁰ Renner weist nach, dass in transnationalen Wissenstransfers nicht nur medizinisches Fachwissen ausgetauscht wurde, sondern ebenso »säkulare Natur- und Körpervorstellungen sowie rationale Verfahren zur Herstellung beziehungsweise Kriterien zur Beurteilung von Wissen«.⁸¹ Auf dieser Grundlage gelingt es Renner, Grundannahmen der Medizingeschichte zu differenzieren. Dass sich eine Medikalisation der Verwaltung und die Professionalisierung des Arztberufs in Russland anders gestaltete als beim »westeuropäisch-angelsächsische[n] Vorbild«⁸², wäre für solche Differenzierungen nur ein Hinweis. Im transnationalen Kommunikationsprozess kam es demnach zu spezifischen Aneignungen von Wissen und eben »nicht einfach um die Verfrachtung eines eindeutig umgrenzten Wissens von West nach Ost, sondern um Übertragung im Sinn von Übersetzung«. Kürzer gesagt: »Dieser kommunikative Austausch war unvermeidlich ein mehrfacher Selektions- und Veränderungsprozess.«⁸³

Renner macht also deutlich, was Hartmut Kaelble als Prämisse transfergeschichtlichen Arbeitens formuliert hat:

»Die Geschichte von Transfers kann nicht einfach als eine Geschichte von kontinuierlichen Zuwächsen, von immer stärkeren Verflechtungen, einer immer stärkeren Annäherung an ein globales Dorf geschrieben werden, in dem die Distanzen bedeutungslos werden und jeder von jedem weiß und mit ihm kommuniziert. Auch in der Geschichte der jüngsten Globalisierung wurden Transfers abgelehnt, unterbrochen, verboten.«⁸⁴

Solche transnationalen Aneignungs- und Unterbrechungsprozesse medizinischen Wissens sind bislang vor allem für die Kolonialgeschichte erforscht worden⁸⁵; vergleichende Ansätze der »Ethnomedizin«⁸⁶ könnten weitere Hinweise für eine transnationale Wissensgeschichte der Medizin im 19. und 20. Jahrhundert geben.

Mit diesen Potenzialen sind Perspektiven zukünftiger Forschung benannt, die am Ende dieses Kapitels kurz skizziert werden sollen. Impulse für eine Geschichte medizinischen

80 *Andreas Renner*, Russische Autokratie und europäische Medizin. Organisierter Wissenstransfer im 18. Jahrhundert (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 34), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010, 373 S., kart., 52,00 €. Renner differenziert den titelgebenden Begriff der europäischen Medizin selbst und betont, dass »nicht ›die europäische Medizin‹ [...], sondern einzelne Elemente« im Zarenreich aufgegriffen wurden. Ebd., S. 39.

81 Ebd., S. 15.

82 Ebd., S. 31.

83 Ebd., S. 329f.

84 *Hartmut Kaelble*, Herausforderungen an die Transfergeschichte, in: *Comparativ* 16, 2006, S. 7–12, hier: S. 10.

85 Neue Beiträge zum Wissenstransfer in Bezug auf medizinische Maßnahmen und Forschungen in der britischen Kolonie Indien versammelt der Band von *Biswamoy Pati/Mark Harrison* (Hrsg.), *The Social History of Health and Medicine in Colonial India* (Routledge Studies in South Asian History), Routledge, London/New York 2011, 256 S., geb., 100,00 £. Grundlegende Anregungen bietet nach wie vor *Wolfgang U. Eckart*, *Deutsche Ärzte in China 1897–1914. Medizin als Kulturmission im Zweiten Deutschen Kaiserreich*, Stuttgart 1989; *ders.*, *Medizin und Kolonialimperialismus – Deutschland 1884–1945*, Paderborn 1997, sowie zuletzt *Nicole Schweig*, *Weltliche Krankenpflege in den deutschen Kolonien Afrikas 1884–1918*, Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main 2012, 236 S., geb., 34,90 €. Einen Einblick in individuelle Prozesse der Wissensaneignung und -vermittlung bietet Schweig mit ihrem umfangreichen Quellenanhang, dem Bericht der Krankenschwester Grete Kühnhold »In Friedens- und Kriegszeiten in Kamerun« von 1917.

86 Vgl. dazu den Überblick bei *Eckart/Jütte*, *Medizingeschichte*, S. 260–265.

Wissens gehen etwa von der Körpergeschichte aus, die in den letzten Jahren eine Vielfalt neuer Forschungen angeregt hat.⁸⁷ In diesem Zusammenhang wäre auch die Emotionsgeschichte zu nennen, die sich mit der Medizin ein weites Forschungsfeld erschließen könnte.⁸⁸ So ist die Frage nach dem Umgang mit Tod und Sterblichkeit ein Thema, das in der medizingeschichtlichen Forschung seit Langem einigen Widerhall findet. Michael Stolbergs »Geschichte der Palliativmedizin« beispielsweise spürt dem medizinischen und gesellschaftlichen Umgang mit Sterbenden sowie der alltäglichen Praxis aus Patientensicht in der gesamten Neuzeit nach.⁸⁹ Anhand dreier zentraler Begriffe, der »Medikalisierung«, »Tabuisierung« und »Stigmatisierung« differenziert Stolberg verschiedene Phasen im Umgang mit Sterbenden und kommt dabei zu neuen Befunden.⁹⁰ Demnach geht die verbreitete Vorstellung von einer »wachsenden Tabuisierung des Todes« im 20. Jahrhundert »fast völlig an den historischen Gegebenheiten vorbei«.⁹¹ Eine Stigmatisierung des Todes wiederum interpretiert Stolberg als Quelle für kollektive zeitgenössische Ängste seit dem 19. Jahrhundert, vor allem vor Krebs oder ansteckenden Krankheiten bis hin zu AIDS, wenngleich in letzter Zeit ein allmählicher Rückgang der Stigmatisierung tödlich Erkrankter festzustellen sei.⁹² Eine Verbindung von Wissens- und Emotionsgeschichte liegt in der Medizin also besonders nahe, geht es hierbei doch stets um existenzielle Themen und Gefühle. Damit gibt eine Wissensgeschichte der Medizin der Emotionsgeschichte Chancen, scheinbare Dichotomien zwischen Kognition und Emotion aufzulösen und das Verhältnis zwischen »Verstand und Gefühl«⁹³ neu auszuloten.

II. GESUNDHEITSVERHÄLTNISSE UND GESUNDHEITSVERHALTEN

Vom Wissen ist es nur ein kleiner Schritt zum Verhalten und zu den Handlungsmustern. Diese stehen bei der Patientengeschichte im Fokus, in der kulturwissenschaftliche Ansätze und Methoden der Historischen Anthropologie eine große Rolle spielen. Als Patientengeschichte werden vor allem individuelle Aneignungen von Konzepten und Deutungen untersucht, geht es um alltägliche individuelle Folgen und Erfahrungen von Krankheit und Gesundheit. Dass dieser Ansatz mit dem Boom der Alltagsgeschichte an Attraktivität gewann, dürfte daher kaum überraschen. Das programmatische Plädoyer des britischen Historikers Roy Porter für ein »Doing Medical History from Below«⁹⁴ und für einen Blick

87 Vgl. als Einstieg unter anderem *Maren Lorenz*, *Leibhaftige Vergangenheit*. Einführung in die Körpergeschichte, Tübingen 2000.

88 Vgl. *Bettina Hitzer*, *Angst, Panik?! Eine vergleichende Gefühlsgeschichte von Grippe und Krebs in der Bundesrepublik*, in: *Malte Thießen* (Hrsg.), *Infiziertes Europa. Seuchen in der Sozial- und Kulturgeschichte des langen 20. Jahrhunderts* (in Vorb.); als allgemeinen Einstieg in die Emotionsgeschichte vgl. *dies.*, *Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen*, in: *H-Soz-u-Kult*, 23.11.2011, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-11-001>> [31.3.2013].

89 *Michael Stolberg*, *Die Geschichte der Palliativmedizin. Medizinische Sterbebegleitung von 1500 bis heute*, Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main 2011, 303 S., kart., 29,90 €.

90 Stolberg bezieht sich dabei vor allem auf *Philippe Ariès*, *Geschichte des Todes*, München 1989; *dies.*, *Studien zur Geschichte des Todes im Abendland*, München 1976.

91 *Stolberg*, *Die Geschichte der Palliativmedizin*, S. 263.

92 *Ebd.*, S. 266–276. Grundlegende Beiträge zum Umgang mit Tod und Sterblichkeit sowie zur ethischen Dimension selbstbestimmter Sterblichkeit bietet der Sammelband von *Annette Hilt/Isabella Jordan/Andreas Frewer* (Hrsg.), *Endlichkeit. Medizin und Unsterblichkeit. Geschichte – Theorie – Ethik* (Ars moriendi nova, Bd. 1), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010, 329 S., kart., 48,00 €.

93 Vgl. *Ute Frevert*, *Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?*, in: *GG* 35, 2009, S. 183–208, insb. S. 189f.

94 *Roy Porter*, *The Patient's View. Doing Medical History from Below*, in: *Theory and Society* 14, 1985, S. 175–198.

aus der Patientenperspektive entspricht ja *expressis verbis* den bekannten zeitgenössischen Forderungen nach einer Alltagsgeschichte ›von unten‹.⁹⁵ Ähnlich wie die Alltags- und Frauengeschichte zehrten auch frühe Studien zur Patientengeschichte vom Zeitgeist. Die aufkeimende Kritik an einem »als inhuman empfundenen, weitgehend naturwissenschaftlich ausgerichteten Medizin-Betrieb«⁹⁶ in den 1970er Jahren war der Humus, auf dem der kritische Blick ›von unten‹ gedieh. Das wachsende Interesse an einer Analyse von »Arzt-Patienten-Beziehungen« ist eine weitere Folge dieses Zugriffs, der Vorstellungen vom Patienten differenziert. So sind neuere Forschungen nicht mehr auf den Patienten als »immer nur Abhängige und passiv Leidende« fixiert, sondern sie analysieren diese als »entscheidungsfreudige, starke und selbstbewusste« Akteure, die das »gegenseitige Verhältnis«⁹⁷ zwischen Arzt und Patient mitgestalten und an der Ausdeutung von Gesundheit und Krankheit mitwirken, wie Thorsten Noack und Heiner Fangerau bemerken. Mit Michel Foucault und Alf Lüdtke gesprochen eröffnet die Patientengeschichte also Einblicke in die »Eigenmacht«⁹⁸ und in den »Eigensinn« der Akteure und damit in die »Formen, in denen Menschen sich ›ihre‹ Welt ›angeeignet‹ – und dabei stets auch verändert haben«.⁹⁹

Einen solchen Einblick in individuelle Aneignungen eröffnet ein Sammelband von Philipp Osten zu den »Selbstzeugnissen« von Patienten.¹⁰⁰ Die methodische Bandbreite und der Untersuchungszeitraum des Bandes sind gewaltig: Von Bittbriefen aus dem 16. Jahrhundert, mit denen Patienten die Aufnahme in das Dresdner Jakobshospital erwirken wollten, bis zu den »Aids-Autobiographien« aus den 1990er Jahren reicht das Untersuchungsspektrum der einzelnen Aufsätze. Trotz dieser gewaltigen Bandbreite ist dieser Band stringent komponiert, setzen sich doch alle Autoren mit gemeinsamen Perspektiven und Problemen auseinander, die ein patientengeschichtlicher Zugriff mit sich bringt, wie ihn Philipp Osten in seiner Einleitung konzise auf den Punkt bringt. Naheliegend ist etwa das Quellenproblem einer Patientengeschichte. Nicht nur, dass Quellen, in denen Menschen über Gesundheit und Krankheit reflektieren, außerordentlich schwer systematisch zu erfassen sind. In ihnen spiegelt sich zudem ein komplexes Wechselverhältnis von ›unten‹ und ›oben‹ wider. Daher scheint in vielen Quellen »die Abhängigkeit von einer Institution« wie dem Krankenhaus, dem Arzt oder der Behandlungsmethode »alle persönlichen Ansichten zu überlagern«. Für den Historiker wächst daher die Gefahr, »aus Selbstzeugnissen von Patienten allein jene Diskurse herauszuarbeiten, mit denen selbstdisziplinierende Dispositive ihre Macht im Individuum entfalten«.¹⁰¹ Das zeigt sich besonders deutlich in der Einschreibung von Patienten in Diagnose- und Heilungskonzepte von Ärzten und Geistlichen in

95 Vgl. den Rück- und Überblick bei Alf Lüdtke, *Alltagsgeschichte: Aneignung und Akteure. Oder – es hat noch kaum begonnen!*, in: *WerkstattGeschichte* 17, 1997, S. 83–92. Zur Patientengeschichte vgl. den Forschungsüberblick bei Eberhard Wolff, *Perspektiven der Patientengeschichtsschreibung*, in: Norbert Paul/Thomas Schlich (Hrsg.), *Medizingeschichte. Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt am Main 1998, S. 311–330; Eckart/Jütte, *Medizingeschichte*, S. 181–190.

96 Ebd., S. 181.

97 Thorsten Noack/Heiner Fangerau, *Zur Geschichte des Verhältnisses von Arzt und Patient in Deutschland*, in: Schulz/Steigleder/Fangerau u. a., *Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin*, S. 77–93, hier: S. 78. Zur Arzt-Patienten-Beziehung vgl. auch Tanja Krones/Gerd Richter, *Die Arzt-Patient-Beziehung*, in: ebd., S. 94–116.

98 Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main 1976, insb. S. 259f.

99 Alf Lüdtke, *Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?*, in: ders. (Hrsg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main 1989, S. 9–47, hier: S. 12.

100 Philipp Osten (Hrsg.), *Patientendokumente. Krankheit in Selbstzeugnissen (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 35)*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010, 253 S., kart., 40,00 €.

101 Ders., *Patientendokumente. Krankheit in Selbstzeugnissen*, in: ebd., S. 7–19, hier: S. 8.

»Irenanstalten« im 19. Jahrhundert. Schließlich war hier das Schreiben beziehungsweise Berichten der eigenen Lebensgeschichte und die »Anerkennung der [psychischen] Störung« Voraussetzung für das »Heilsgeschehen«¹⁰² (vgl. Abschnitt III.).

Und doch sind Patientendokumente nicht nur ein Abglanz von Dispositiven und Machtbeziehungen. Darüber hinaus künden sie eben auch vom »Eigensinn« (Alf Lüdtke) der Akteure, mitunter gar von »widerständigen Handlungen der Patientinnen und Patienten«¹⁰³ sowie von spezifischen Anrufungs- und Aneignungsformen von Gesundheit und Krankheit. Selbst wenn vielen Patienten »unter widrigen Umständen keine Deutungsmacht über die eigene Biographie und über ihre Krankheit zugestanden wurde« produziert die Patientengeschichte dennoch »eindringliche Zeugnisse, die subjektive Einblicke in die Lebenswelt historischer Patienten liefern«.¹⁰⁴ Augenfällig – und zwar im wortwörtlichen Sinne – wird diese Eigensinnigkeit in Selbstbildnissen von Künstlern, die Maïke Rotzoll in ihrem Beitrag zum Sammelband untersucht. Sie zeigt den Umgang mit psychischen Krankheiten als Strategie künstlerischer »Selbstinszenierung«, sei es mit antibürgerlichem Impetus, sei es als Mittel der Selbststilisierung zum scharfen Beobachter im »Zeitalter der Nervosität«.¹⁰⁵ Am individuellen Umgang mit Aids kann Beate Schappach ebenfalls individuelle »wirkungsästhetische« und »Sinnggebungsstrategien« nachweisen, in denen sich ein untrennbares Wechselverhältnis von Subjekt und Gesellschaft niederschlägt. Selbstzeugnisse von Patienten sind demnach immer beides: individuelle Sinnggebungsversuche und Ausdruck sozialer Sagbarkeitsregeln. Sie bedienen sich »aus dem gesellschaftlichen Fundus an Stilen, Sinnggebungs-, Coping-, Passing- oder Provokationsverfahren, werden durch diese aber auch determiniert«.¹⁰⁶ Es ist dieses Wechselverhältnis von Subjekt und Gesellschaft, von Anrufung und Aneignung, von individuellem Eigensinn und sozialen Erwartungen, mit dem die Patientengeschichte eine Erfahrungs- und Alltagsgeschichte erkundet, die differenzierter als einfache Top-down- oder Bottom-up-Modelle subjektive »Selbst-Bildungen« als sozialen Aushandlungsprozess greifbar macht.¹⁰⁷

Auf eine besondere Quellenart solcher Selbstbildungen konzentrieren sich die Beiträge im Band von Martin Dinges und Vincent Barras zu »Krankheit in Briefen«.¹⁰⁸ Dass diese Quellen in der Medizingeschichte auf eine lange Forschungstradition zurückblicken können, hängt vor allem mit der »brieflichen Fernkonsultation« zusammen, die bis ins 19. Jahrhundert hinein eine gängige und verbreitete ärztliche Praxis war.¹⁰⁹ Interessant ist

102 *Salina Braun*, »Gegenwärtig spricht sie sich in recht klarer und verständlicher Weise über ihre ganze Vergangenheit und namentlich ihre 2malige Geistesstörung aus.« Die »Anerkennung« der Biographie als Kriterium der Heilung in der deutschen Anstaltspsychiatrie (1825–1878), in: *Osten*, Patientendokumente, S. 41–60, hier: S. 57.

103 *Viola Balz*, »Nervöse sind heilbar.« Die ersten Chlorpromazinversuche an der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg im Jahr 1953 im Spiegel der Krankenakten und der Sicht von Arzt, Pflegepersonal und Patient, in: *Osten*, Patientendokumente, S. 195–219, hier: S. 201.

104 *Osten*, Patientendokumente, S. 13.

105 *Maïke Rotzoll*, »Ich muss zeichnen bis zur Raserei, nur zeichnen.« Genie und Wahnsinn in autopathographischen Ego-Dokumenten von Künstlern aus dem frühen 20. Jahrhundert, in: *Osten*, Patientendokumente, S. 177–193.

106 *Beate Schappach*, »Es war, als hätte das Virus mich geschwängert.« Vertextungsformen in Aids-Autobiographien, in: *Osten*, Patientendokumente, S. 143–157, hier: S. 156f.

107 Vgl. dazu *Thomas Alkemeyer/Gunilla Budde/Dagmar Freist* (Hrsg.), *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*, Bielefeld 2013.

108 *Martin Dinges/Vincent Barras* (Hrsg.), *Krankheit in Briefen im deutschen und französischen Sprachraum. 17.–21. Jahrhundert* (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 29), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 267 S., kart., 37,00 €.

109 Für einen Forschungsüberblick vgl. neben der Einleitung von Vincent Barras und Martin Dinges im oben genannten Sammelband unter anderem den Beitrag von *Michael Stolberg*, »Mein

diese Quellenart aber auch, weil sich in Briefen die Einschreibungen in zeitgenössische Diskurse im wörtlichen Sinne nachvollziehen lassen. Der Einfluss des »Säfte-Paradigmas« oder des »Nerven-Paradigmas« auf die Selbstdeutungen der Briefschreiber, die Vincent Barras und Martin Dinges beschreiben, wäre dafür ein erstes Beispiel.¹¹⁰ Ein zweites geben die Briefe von Männern aus dem 19. und 20. Jahrhundert, die Susanne Frank untersucht. Sie konstatiert einen engen Zusammenhang zwischen individuellem Gesundheitsverhalten und »Männlichkeitsvorstellungen in den jeweiligen Epochen«.¹¹¹ Auch die Briefe an den Homöopathen Samuel Hahnemann machen deutlich, wie Patienten persönliche Strategien mit Erwartungshaltungen und Sagbarkeitsregeln des Arztes in Einklang brachten und so »neue Auffassungen von Krankheit und Individualität«¹¹² gleichermaßen ausbildeten. Sehr aktuelle Entwicklungen nimmt Sylvelyn Hähner-Rombach in Zuschriften an die Fördergemeinschaft »Natur und Medizin« während der 1990er Jahre in den Blick. In diesen Briefen sind Bezüge auf die alternative Medizin oder die Kritik an der Schulmedizin insofern ein Medium der Selbstbildung, als sie zur Formulierung spezifischer Menschen- und Gesellschaftsbilder dienen. Die häufige Kritik an der »Pharma-Lobby« oder am Missbrauch von Patienten als »Versuchskaninchen« spricht für dieses Verhalten eine deutliche Sprache und macht zugleich darauf aufmerksam, die Akteure genauer in ihren Milieus zu verorten.¹¹³

Dass die Alltags- als Geschlechtergeschichte ein ergiebiges Untersuchungsfeld eröffnet, belegt die Fülle an Forschungen seit den 1980er Jahren. Ähnlich wie in der allgemeinen Geschichtswissenschaft lag auch in der Medizingeschichte der geschlechtergeschichtliche Fokus lange Zeit auf den Frauen, was nicht zuletzt dem Nachholbedarf in der männlich geprägten Disziplin geschuldet sein dürfte. Perspektivenerweiterungen von einer Frauen- zu einer Geschlechtergeschichte sind insbesondere in den 1990er Jahren vorangetrieben worden¹¹⁴ und vor allem mit Martin Dinges Plädoyer für eine »Geschlechtergeschichte – mit Männern!« verbunden.¹¹⁵ Ein schärferer Blick auf eine »Geschichte der Männlichkeiten«¹¹⁶ liegt beim Thema Gesundheitsverhalten besonders nahe, spielen hier doch Vorstellungen und Erfahrungen mit Körperlichkeit eine zentrale Rolle. Das gilt nicht nur für Extremfälle wie für Soldaten, die mit existenziellen körperlichen Erfahrungen konfrontiert werden (vgl. Abschnitt V.), oder für die Psychiatrie, in der die Konstruktion von Geschlecht besonders markante Formen annahm (vgl. Abschnitt III.), sondern ebenso für alltäglichere Aspekte.

äskulapisches Orakel!« Patientenbriefe als Quelle einer Kulturgeschichte der Krankheitserfahrung im 18. Jahrhundert, in: ÖZG 7, 1996, S. 385–404.

110 Vincent Barras/Martin Dinges, Krankheit in Briefen: Einleitung, in: *dies.*, Krankheit in Briefen, S. 7–22, hier: S. 9.

111 Susanne Frank, Gesundheitsverhalten von Männern. Gesundheit und Krankheit in Briefen, 1800–1950, in: *Dinges/Barras*, Krankheit in Briefen, S. 223–234, hier: S. 232.

112 Olivier Faure, Behandlungsverläufe. Die französischen Patienten von Samuel und Mélanie Hahnemann (1834–1868), in: *Dinges/Barras*, Krankheit in Briefen, S. 197–210, hier: S. 209.

113 Sylvelyn Hähner-Rombach, »Ich habe öfter mit den Ärzten darüber sprechen wollen, doch die winken ab...« Briefe an »Natur und Medizin« zwischen 1992 und 1996, in: *Dinges/Barras*, Krankheit in Briefen, S. 235–248, hier: S. 245.

114 Vgl. den Überblick Klaus Hurrelmann/Petra Kolip (Hrsg.), *Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich*, Bern 2002.

115 Martin Dinges, *Geschlechtergeschichte – mit Männern!*, in: *ders.* (Hrsg.), *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Göttingen 1998, S. 7–28.

116 Jürgen Martschukat/Olaf Stieglitz, »Es ist ein Junge!« Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten, Tübingen 2005.

Interessanterweise scheint die medizinische Konzeptualisierung von Männlichkeit sehr viel stärkeren Veränderungen unterlegen zu sein als die von Weiblichkeit. Womöglich boten »Menstruation, Schwangerschaft, Geburt und Menopause [...] stabilere Ansatzpunkte für eine dauerhafte Medikalisierung von Lebensphasen«¹¹⁷, sodass Frauen einen stabileren »Gesundheitshabitus«¹¹⁸ ausbildeten. Trotz dieses Befundes warnt Dinges vor dem Kurzschluss, die gängigen Vorstellungen von einem unstabilen, mithin ungesunden Gesundheitsverhalten von Männern als quasi »anthropologische Konstante« festzuschreiben. Vielmehr zeigten Analysen von Berichten und Briefen, dass Männer ein sehr viel besseres Gesundheitsbewusstsein entwickelten, als man ihnen gemeinhin unterstellt. Selbstverständlich gab es scheinbar typisch männliches Gesundheitsverhalten, wenn sich Männer etwa bei der »Bewertung von Krankheit und Genesung in erster Linie an den beruflichen Anforderungen und Einschränkungen«¹¹⁹ ausrichteten. Nicole Schweig findet in ihrer Analyse von Briefen aus dem 19. und 20. Jahrhundert folglich »typisch« männliche Vorstellungen vom »gestählten Körper, der keine Hilfe von außen benötigt, um zu gesunden«.¹²⁰ In erster Linie, so hält Martin Dinges auf Grundlage statistischer Erhebungen von Arztbesuchen in vier Jahrhunderten fest, sind geschlechtsspezifische Unterschiede aber mit der »medizinisch fundierten Zuschreibung bestimmter Qualitäten und zugehöriger Verhaltensweisen auf die beiden Geschlechter: Weichheit auf Frauen, Härte auf Männer«¹²¹ seit Mitte des 19. Jahrhunderts zu erklären. Denn diese gesellschaftlichen Zuschreibungen legitimierten oder delegitimierten geschlechtsspezifisches Verhalten wie den Gang zum Arzt oder das Ertragen von Krankheiten. Sonja Levsen kann in diesem Zusammenhang zeigen, dass nach dem Ersten Weltkrieg eine Zunahme der Gesundheits- und Sportbewegung unter Männern auch der Zuschreibung männlicher Ideale geschuldet war. Vorstellungen von »Selbstbeherrschung«, »Disziplin« und »Wehrkraft« standen nicht zuletzt im Kontext der Jugendbewegung und völkischer Ordnungsvorstellungen hoch im Kurs, was einen »Durchbruch ›moderner‹ Körper- und Gesundheitsideale«¹²² unter Männern bewirkte. Ein weiterer Faktor für »männliches« Gesundheitsverhalten war ein wachsendes Interesse an Frauen als Patienten unter den Ärzten und die »sinkenden Tabuschwellen zwischen Frauen und Ärzten im Lauf des 19. Jahrhunderts«.¹²³ Geschlechtsspezifische Zuschreibungen und Anrufungen bildeten somit den Hintergrund für eine Entwicklung, die seit 1860 relativ konstant verlief: Seither finden sich in den Arztpraxen im Durchschnitt circa 60 % Frauen und 40 % Männer. Dennoch reicht der Blick in die Praxen allein nicht aus; um geschlechtsspezifisches Gesundheitsverhalten zu erklären, müssen weitere Faktoren erkundet werden. So stellte Erwerbsarbeit sowohl ein »Risiko« dar als auch »Ressourcen« für Gesundheit bereit, von denen bis tief ins 20. Jahrhundert hinein vor allem Männer profitierten, »was in dem gegenwärtigen, oft polare Geschlechterstereo-

117 *Martin Dinges*, Für eine historische Dimension in der Männergesundheitsdebatte!, in: *ders.* (Hrsg.), *Männlichkeit und Gesundheit im historischen Wandel ca. 1800–ca. 2000* (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 27), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 398 S., kart., 54,00 €, S. 9–22, hier: S. 18.

118 *Ebd.*, S. 21.

119 *Nicole Schweig*, Familienstand und gesundheitsförderliches Verhalten von Männern in Briefen (1840–1950), in: *Dinges*, *Männlichkeit und Gesundheit*, S. 211–226, hier: S. 222.

120 *Ebd.*, S. 223.

121 *Martin Dinges*, Immer schon 60 % Frauen in den Arztpraxen? Zur geschlechtsspezifischen Inanspruchnahme des medizinischen Angebotes (1600–2000), in: *ders.*, *Männlichkeit und Gesundheit*, S. 295–322, hier: S. 308.

122 *Sonja Levsen*, Männliche Bierbäuche oder männliche Muskeln? Studenten, Männlichkeit und Gesundheit zwischen 1900 und 1930, in: *Dinges*, *Männlichkeit und Gesundheit*, S. 175–190, hier: S. 189.

123 *Dinges*, Immer schon, S. 310.

type fortschreibenden Defizitdiskurs der Männergesundheitsforschung oft übersehen wird«. ¹²⁴

Systematisch wurde männliches Gesundheitsverhalten zuletzt von Nicole Schweig in ihrer Dissertation ebenfalls anhand von Briefen untersucht. Der beeindruckende Untersuchungszeitraum von 150 Jahren erschwert zwar gelegentlich die thematische Gliederung des Bandes und eine historische Kontextualisierung einzelner Fallbeispiele. Dennoch kommt Schweig zu überzeugenden Ergebnissen, wenn sie die Entstehung und Entwicklung eines männlichen Gesundheitshabitus vom 19. zum 20. Jahrhundert im Bürgertum und im Adel nachzeichnet. Dieser Habitus war nicht nur von »sich ändernden sozialen oder ökonomischen Bedingungen«¹²⁵ und vom jeweiligen Milieu abhängig – so spielten beispielsweise »seelische und nervliche Zustände im 19. Jahrhundert«¹²⁶ oder »Erkältungskrankheiten«¹²⁷ in unteren Schichten keine Rolle. Darüber hinaus prägte der zeitliche Kontext schichtübergreifende Verhaltensmuster. Schweig arbeitet in ihrer Studie nämlich Verhaltens- und Deutungsmuster von Gesundheit und Krankheit heraus, die allgemeinere Züge einer männlichen Wahrnehmung tragen. Verbreitet war demnach der geschlechtsspezifische Umgang mit Erkrankungen als »technische[m] Vorgang« und mit Heilung als »Reparatur«. Das gilt sowohl für das 19. als auch für das 20. Jahrhundert, in dem beispielsweise ein Wehrmachtssoldat seiner Frau den als Beruhigung gedachten Brief schrieb, dass seine Verletzung an der Ostfront »halb so schlimm und der Schaden [...] bald behoben«¹²⁸ wäre. Solche Mechanisierungen des Körpers entsprachen offensichtlich den zeitgenössischen Deutungen der »reizbaren Maschinen« und einer »Verwissenschaftlichung des Körpers«, wie sie Sarasin und andere aufgezeigt haben (vgl. Abschnitt I.), sie waren aber offenbar meist männlichen Ursprungs. Auch das Betonen der »Leidensfähigkeit«¹²⁹ findet sich in Briefen von Männern unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher sozialer Herkunft. Diese Ergebnisse führt Schweig darauf zurück, dass »Vorstellungen von Männlichkeit [...] bis in das 20. Jahrhundert im gesellschaftlichen Diskurs eng mit dem Bild des wehrhaften, kräftigen Soldatenkörpers verbunden«¹³⁰ waren. Der Bewertungsmaßstab »Arbeitsfähigkeit« hingegen setzte sich erst in dieser Zeit als universales Kriterium männlichen Gesundheitsverhaltens durch. Maßen im 19. Jahrhundert allein Männer aus den Unterschichten »die Ernsthaftigkeit ihres Unwohlseins an der Dauer des Verdienstaustausfalls«, geriet im Laufe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die »Ausübung der Berufstätigkeit«¹³¹ zu einer Universalkategorie für die Bewertung männlichen Gesundheitsverhaltens.

Auch Susanne Hoffmanns Studie zum geschlechtsspezifischen Gesundheitsverhalten fußt auf einem weiten Untersuchungszeitraum und breiten Quellenkorpus. Sie erforscht anhand von 155 »populären Autobiographien«, also nicht publizierten Lebensgeschichten von »Hobby-, Laien- oder Gelegenheitsautoren«¹³², ein möglichst breites Sample in Bezug

124 *Susanne Hoffmann*, Erwerbsarbeit – Risiko und Ressource für die Gesundheit von Männern. Sechs Autobiographien aus dem 20. Jahrhundert, in: *Dinges*, Männlichkeit und Gesundheit, S. 243–258, hier: S. 255.

125 *Nicole Schweig*, Gesundheitsverhalten von Männern. Gesundheit und Krankheit in Briefen, 1800–1950 (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 33), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2009, 288 S., kart., 42,00 €, S. 117.

126 Ebd., S. 187.

127 Ebd., S. 211.

128 Ebd., S. 221.

129 Ebd., S. 189.

130 Ebd., S. 251.

131 Ebd., S. 253.

132 *Susanne Hoffmann*, Gesunder Alltag im 20. Jahrhundert? Geschlechterspezifische Diskurse und gesundheitsrelevante Verhaltensstile in deutschsprachigen Ländern (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 36), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010, 538 S., kart., 76,00 €, S. 39.

auf Schicht, Alter, regionale Herkunft – mit Blick auf die drei Länder Deutschland, Österreich und die Schweiz und den Wohnort (Stadt oder Land) – sowie Geschlecht.¹³³ Daher kann Hoffmann in ihrer Dissertation geschlechtsspezifisches Gesundheitsverhalten bei Frauen und Männern in den Blick nehmen sowie den Einfluss weiterer Faktoren in ihre Analyse miteinbeziehen. Dieses Vorgehen mündet in dem bemerkenswerten Ergebnis, dass »gender im 20. Jahrhundert für den Umgang mit Gesundheitsressourcen nicht als entscheidende Kategorie«¹³⁴ angesehen werden kann. Auch die soziale Herkunft verlor in dieser Zeit »zunehmend ihre distinktive Kraft«¹³⁵, standen Gesundheitsressourcen im Zuge der Ausdehnung von Kranken- und Sozialversicherung und der Popularisierung hygienischer Konzepte in den Schulen und Betrieben immer größeren Anteilen in der Gesellschaft zur Verfügung. Unterschiede im Gesundheitsverhalten nimmt Hoffmann vielmehr in verschiedenen Alterskohorten wahr. Insbesondere die »jugendbewegte Sportgeneration« mit ihrem holistischen und die »nationalsozialistische Sportgeneration« mit ihrem leistungsorientierten Ansatz hätten bei Frauen und Männern das Gesundheitsverhalten maßgeblich geprägt.¹³⁶ Insofern könne man nach Hoffmann auch keineswegs von Männern als risikofreudigen »Gesundheitsidioten« sprechen, wie sie »von Teilen der Arbeitspsychologie und Männergesundheitsforschung«¹³⁷ gelegentlich bezeichnet werden. »Geschlecht alleine«, so fasst Hoffmann dieses Ergebnis selbst zusammen, »vermag den ›gesunden Alltag‹ im 20. Jahrhundert [...] nicht differenziert genug [zu] erklären, weil das Gesundheitsverhalten von Männern und Frauen oft mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede aufwies.«¹³⁸ Für eine Sozial- und Kulturgeschichte der Medizin haben Hoffmanns Befunde zwei grundsätzliche Konsequenzen: Erstens raten sie zur Vorsicht gegenüber Alleinerklärungsansprüchen einzelner Zugriffe, ist ›Gender‹ eine wichtige, aber keine Universal-kategorie zur Erklärung menschlichen Verhaltens. Zweitens verbindet Susanne Hoffmann in ihrem Ansatz die Medizingeschichte mit der neuen Generationenforschung, wie sie etwa im Göttinger Graduiertenkolleg »Generationengeschichte« vorangetrieben wird.

Zwar ist ›Generation‹ ebenso wenig als exklusive Analysekategorie geeignet, müssen doch auch andere Kategorien wie Schicht, Region und eben auch Geschlecht berücksichtigt werden. Sehr geeignet ist ›Generation‹ allerdings als Analysekategorie für die Selbstbeschreibung und Selbstverortung von Subjekten und Gruppen. Hier liegen weitere Berührungspunkte zwischen kultur- und medizingeschichtlichen Ansätzen: in der Erkenntnis, dass sowohl ›Generation‹ wie ›Gesundheit‹ als »Argument« und »Erzählung« für Selbst- und Identitätsbildungen sowie als Konstruktionsmittel sozialer Kohäsion und Distinktion fungieren können.¹³⁹ Für solche Forschungen eröffnet die Dissertation von Eva-Maria Silies neue Wege.¹⁴⁰ Wegweisend ist ihre Studie auch, weil sie generationen-, geschlechts-, erfahrungs- und medizingeschichtliche Zugriffe kombiniert. Die Analyse verschiedener Quellen wie der Unterlagen aus dem Archiv der Schering AG, von Presseartikeln oder Zeitzeugen-Interviews spricht für diese methodische Bandbreite Bände. Dank dieses multi-

133 Zur Korpusbildung vgl. ebd., S. 42–52.

134 Ebd., S. 197.

135 Ebd., S. 197.

136 Ebd., S. 199.

137 Ebd., S. 327.

138 Ebd., S. 400.

139 Vgl. dazu etwa die Beiträge in *Björn Bohnenkamp/Till Manning/Eva-Maria Silies* (Hrsg.), *Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster*, Göttingen 2009.

140 *Eva-Maria Silies*, *Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik (1960–1980)* (Göttinger Studien zur Generationsforschung – Veröffentlichungen des DFG-Graduiertenkollegs »Generationengeschichte«, Bd. 4), Wallstein Verlag, Göttingen 2010, 484 S., geb., 39,90 €.

perspektivischen Zugriffs analysiert Silies sowohl eine Erfahrungsgeschichte der Pille als auch eine Beziehungsgeschichte zwischen Geschlechtern und Generationen. So war die anfängliche »Euphorie«¹⁴¹ über die Möglichkeiten der Pille mitunter schnell verflogen, weil in den 1960er Jahren die Sensibilität für Nebenwirkungen – nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Contergan-Skandals – stieg. Darüber hinaus erkannten viele Frauen in der Pille ein geschlechtsspezifisches Problem, machte diese die Empfängnisverhütung doch für die Männer zu einer »bequemen Geschichte«¹⁴² – so eine Zeitzeugin –, während die Frauen das gesundheitliche Risiko trugen. Davon abgesehen nahm die Pille Einfluss auf das »Mütterlichkeitsbild« der Frauen. Gerade im Verhältnis zu ihren Müttern und Großmüttern eröffneten sich ihnen neue Gelegenheiten der Lebens- und Familienplanung. Insofern lässt sich die Geschichte der Pille auch als ein Fallbeispiel für eine Individualisierung beziehungsweise »Pluralisierung«¹⁴³ medizinischer Praktiken seit den 1960er Jahren lesen, die grundsätzliche Veränderungen nicht nur des Gesundheits- beziehungsweise Sexualverhaltens, sondern von Lebensstilen überhaupt mit sich brachte.

An der Schnittstelle zwischen Alltags-, Patienten- und Geschlechtergeschichte operieren in letzter Zeit mehrere Studien zur Geschichte der Pflege. Obwohl das Thema Pflege in der deutschen Öffentlichkeit seit den 1990er Jahren zu einem politischen Dauerbrenner avanciert ist, an dem die Problematik der »alternden Gesellschaft« diskutiert wird¹⁴⁴, sind die Probleme mit der Pflege keineswegs neu. Das unterstreicht die einschlägige Habilitationsschrift von Christoph Schweikardt. Er lenkt das Augenmerk immer wieder auf das Verhältnis von Staat und Pflege, bezieht dabei aber auch die Pflegerinnen und Pfleger, Geistliche sowie Ärzte in seine Analyse ein. So zeichnet er Handlungsmöglichkeiten unterschiedlicher Akteursgruppen nach, wobei aufseiten der Ärzte das Interesse groß war, die Pflege nicht zu einer Konkurrenz für das eigene Betätigungsfeld werden zu lassen. In diesem Sinne war Pflege auch ein Austragungsort von Professionalisierungskämpfen, in dem Ärzte, Geistliche und Pflegekräfte um die Deutungshoheit von Gesundheit und damit um ihren Anteil an deren Verbesserung rangen. Das hatte auch damit zu tun, dass in der Krankenpflege die »weltanschauliche Komponente« einen hohen Stellenwert einnahm. Christliche Vorstellungen von der »Caritas« und konfessionelle Deutungen standen liberalen Konzeptionen Rudolf Virchows und anderen gegenüber, die ein »säkulares Dienstideal« zum Ausgangspunkt des Pflegeethos erhoben.¹⁴⁵

Während Schweikardt für die deutsche Pflegegeschichte politische und gesellschaftliche Grundlagen aufarbeitet, erweitert Sylvelyn Hähner-Rombach in ihrem Sammelband den Blick für internationale Zusammenhänge und konzentriert sich zugleich auf alltägliches Gesundheitsverhalten der Pflegerinnen und Pfleger. Ihr geht es zudem um eine Unterscheidung von »Milieus der Arbeitsfelder«¹⁴⁶ wie Gemeinde- und Hauspflege oder Pflege in der Psychiatrie und deren Auswirkungen auf das Gesundheits- und Pflegeverhalten. Insbesondere konfessionelle Milieus spielten dabei eine große Rolle. So schlug sich der

141 Ebd., S. 327.

142 Zit. nach: ebd., S. 326.

143 Ebd., S. 426.

144 Vgl. dazu den Debattenteil zur »Geschichte des Alterns«, in: Zeithistorische Forschungen 10, 2013, H. 3.

145 Christoph Schweikardt, Die Entwicklung der Krankenpflege zur staatlich anerkannten Tätigkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Das Zusammenwirken von Modernisierungsbestrebungen, ärztlicher Dominanz, konfessioneller Selbstbehauptung und Vorgaben preußischer Regierungspolitik, Martin Meidenbauer Verlag, München 2008, 339 S., kart., 52,90 €, S. 282.

146 Sylvelyn Hähner-Rombach, Einführung, in: dies. (Hrsg.), Alltag in der Krankenpflege. Geschichte und Gegenwart/Everyday Nursing Life. Past and Present (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 32), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2009, 307 S., kart., 45,00 €, S. 7–14, hier: S. 8f.

von Schweikardt nachgezeichnete hohe Stellenwert christlicher Vorstellungen im Pflegealltag unmittelbar nieder. In Westdeutschland beispielsweise lag die ambulante Pflege noch bis »weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein [...] vor allem in der Hand christlicher Schwestern«. Das weite Feld der »Gemeindepflege«, so unterstreicht Susanne Kreutzer diesen Befund, war daher »dezidiert nicht als medizinischer Hilfsberuf konzipiert«. ¹⁴⁷ Im Vordergrund standen Vorstellungen von Caritas, Liebesdienst und Opferbereitschaft. Sie legten die Normen des beruflichen Alltags fest und umrissen so die Handlungsfelder der Pflegenden. ¹⁴⁸

Die Geschichte der Pflege eröffnet der Forschung zum Gesundheitsverhalten also spezifische Handlungsfelder und Erfahrungsräume. ¹⁴⁹ Von »Nurse Narratives« spricht in diesem Zusammenhang Stephanie Kirby in ihrer Studie zu Krankenschwestern in britischen Tuberkulosekliniken. Diese seien geprägt vom sozialen Raum und spezifischen Hierarchien in den Kliniken sowie von lang währenden, mitunter engen Beziehungen zu den Patienten. Diese Rahmenbedingungen prägten den individuellen Umgang mit dem Tod ebenso wie die Kontrolle von Emotionen dank eines »Coping« mithilfe von Lehrbüchern. ¹⁵⁰ Wichtige Ergänzungen zu Kirbys Befunden bietet Sylvelyn Hähner-Rombachs Aufsatz zum Umgang mit der Tuberkulose beim deutschen Pflegepersonal. Sie macht darauf aufmerksam, dass der individuelle Umgang mit Krankheit und Tod schnell zu einem geradezu »existenzielle[n] Problem« ¹⁵¹ geraten konnte, fiel doch ein Großteil der Krankenschwestern in Tuberkulose-Kliniken der Krankheit selbst zum Opfer. Eine 1899 von dem Mediziner Georg Cornet durchgeführte Untersuchung eines Krankenhauses ergab, dass langfristig gesehen 63 % der Krankenschwestern an der Krankheit »durch den innigen und steten Verkehr mit unreinlichen Phthisikern« ¹⁵², also durch die Pflege der an Tuberkulose Erkrankten, starben.

Ohne an dieser Stelle auf sämtliche Beiträge des Sammelbandes oder den weiteren Forschungsstand näher eingehen zu können, lassen sich abschließend zwei Impulse skizzieren, die von der Geschichte der Pflege für die Medizingeschichte im Speziellen und für die Sozial- und Kulturgeschichte im Allgemeinen ausgehen. Erstens ist die Geschichte der Pflege in weiten Teilen eine Geschichte von Frauen. Die angloamerikanische Bezeichnung dieses Forschungsgebiets als »History of Nursing« ¹⁵³ weist noch expliziter als der deutsche Sammelbegriff darauf hin, dass wir es hier meist mit dem Verhalten weiblicher Akteure zu tun haben, die erst spät zum Untersuchungsgegenstand erhoben wurden. Zweitens ist die Geschichte der Pflege eine Geschichte konfessioneller Milieus. Neben Vertretern des Staats, aus Ärzteschaft, medizinischer Forschung und Pharmaindustrie treten hier Kirchen und Geistliche als Akteure und Agenturen von Gesundheit hervor, sodass

147 Susanne Kreutzer, Freude und Last zugleich. Zur Arbeits- und Lebenswelt evangelischer Gemeindegewestern in Westdeutschland, in: *Hähner-Rombach*, Alltag in der Krankenpflege, S. 81–99, hier: S. 82.

148 Vgl. dazu auch den Beitrag von Ulrike Gaida, »Altjüngferlich im Wesen. Mäßige Begabung. Rührend aufopferungsfähig«. Beurteilungen evangelischer Krankenschwestern zwischen 1918 und 1933, in: *Hähner-Rombach*, Alltag in der Krankenpflege, S. 235–256.

149 Vgl. Kreutzer, Freude und Last, S. 96f.

150 Stephanie Kirby, »You Learned How to Love and Care for People Whose Lives Were at Stake.« Nursing Narratives of Death and Dying in Tuberculosis Hospitals in Britain, 1930–1960, in: *Hähner-Rombach*, Alltag in der Krankenpflege, S. 101–114.

151 Sylvelyn Hähner-Rombach, Kranke Schwestern. Umgang mit Tuberkulose unter dem Pflegepersonal 1890 bis 1930, in: *dies.*, Alltag in der Krankenpflege, S. 201–223, hier: S. 218.

152 Zit. nach: ebd., S. 204f.

153 Vgl. die Forschungsüberblicke bei Celia Davies, *Rewriting Nursing History*, London 1980; Barbara Mortimer/Susan McGann (Hrsg.), *New Directions in the History of Nursing. International Perspectives*, New York 2005.

»nach religiösen Besonderheiten innerhalb des Professionalisierungsprozesses«¹⁵⁴ ebenso zu fragen wäre wie nach dem Einfluss der Säkularisierung im 20. Jahrhundert auf Praktiken der Pflege im Besonderen und auf Gesundheitsverhalten im Allgemeinen.¹⁵⁵

Weitere Erkenntnisse zum Zusammenhang von individuellem Gesundheitsverhalten und gesellschaftlichen Gesundheitsverhältnissen versprechen konsum- und unternehmensgeschichtliche Arbeiten. Schließlich sorgte die Medikalisierung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts für die Etablierung und Expansion eines gewaltigen Pharmamarktes. »Arzneistoffe«, so heben Nicholas Eschenbruch, Viola Balz, Ulrike Klöppel und Marion Hulverscheidt in ihrer Einleitung hervor, »waren im 20. Jahrhundert sowohl Produkt als auch Katalysator grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen.«¹⁵⁶ Ihr Sammelband geht daher über den engen Zugriff der »klassischen« Pharmaziegeschichte¹⁵⁷ hinaus und fragt nach einer »Kulturgeschichte der Arzneistoffe«, die Akteure als »handelnde Personen« bei der Aushandlung medizinischer Bedürfnisse und der Vermarktung von Gesundheit begreift.¹⁵⁸ Weiterführend sind in diesem Band auch Überlegungen zum Zusammenspiel verschiedener Teilöffentlichkeiten zwischen Unternehmens-, Fach- und Medienöffentlichkeiten wie im Fall des Contergan-Skandals, den Alexander von Schwerin analysiert.¹⁵⁹ In dieser mediengeschichtlich erweiterten Perspektive lenken mehrere Autoren des Bandes ihren Blick auf Unternehmen als Akteure und auf deren Netzwerke. So kann Beat Bächli in seinem Aufsatz zur Firma Hoffmann-La Roche nachweisen, dass die intensive Werbung des Pharmaunternehmens für sein Vitamin C-Präparat erst dank neuer öffentlicher Körperbilder und Krankheitsvorstellungen ihren Resonanzboden fand, auf dem der wirtschaftliche Erfolg des Präparats aufbauen konnte.¹⁶⁰ Für diesen Aufsatz kann Bächli aus umfangreichen Forschungen für seine Dissertation schöpfen. In dieser Studie zur Geschichte der Ascorbinsäure, des künstlichen Vitamin C, zeigen sich die Potenziale der Verbindung aus Unternehmens- und Medizingeschichte besonders deutlich. Bächli weist nach, »wie man Patienten eine neue Krankheit andichtet«¹⁶¹, also einen medizinischen Markt generiert und so auf das gesellschaftliche Gesundheitsverhalten Einfluss nimmt. Schließlich bestand in den 1930er Jahren, als der spätere Nobelpreisträger Tadeus Reichstein Vitamin C für das Pharmaunternehmen Hoffmann-La Roche künstlich herstellte, keine medizinische Notwendigkeit und daher auch »keinerlei medizinische Nachfrage«¹⁶² für das Produkt. Erst die Überzeugungsarbeit von Chemikern, Medizinerinnen und Unternehmern in Verbindung mit Journalisten, Politikern und Ärzten schuf einen Bedarf, der die ökonomische

154 *Eckart/Jütte*, Medizingeschichte, S. 289.

155 Vgl. *Karen Nolte*, Einführung. Pflegegeschichte – Fragestellungen und Perspektiven, in: *Medizinhistorisches Journal* 47, 2012, S. 115–128, sowie die Beiträge des von Karen Nolte herausgegebenen Doppelheftes des *Medizinhistorischen Journals* 47, 2012 (H. 2 und 3).

156 *Nicholas Eschenbruch/Viola Balz/Ulrike Klöppel* u. a., Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), *Arzneimittel des 20. Jahrhunderts. Historische Skizzen von Lebertran bis Contergan*, Transcript Verlag, Bielefeld 2009, 340 S., kart., 19,80 €, S. 7–15, hier: S. 7.

157 Zum Forschungszweig der »Pharmaziegeschichte« vgl. *Eckart/Jütte*, Medizingeschichte, S. 243–251.

158 *Eschenbruch/Balz/Klöppel* u. a., Einleitung, S. 11f.

159 *Alexander von Schwerin*, 1961 – die Contergan-Bombe. Der Arzneimittelskandal und die neue risikoeπισtemische Ordnung der Massenkonsumgesellschaft, in: *Eschenbruch/Balz/Klöppel* u. a., *Arzneimittel des 20. Jahrhunderts*, S. 255–282.

160 *Beat Bächli*, 1933 – Mikrochemie der Macht. Vitamin C und der Wandel von Körpermetaphern, in: *Eschenbruch/Balz/Klöppel* u. a., *Arzneimittel des 20. Jahrhunderts*, S. 103–121.

161 *Beat Bächli*, Vitamin C für alle! Pharmazeutische Produktion, Vermarktung und Gesundheitspolitik (1933–1953) (Interferenzen. Studien zur Kulturgeschichte der Technik, Bd. 14), Chronos Verlag, Zürich 2009, 275 S., kart., 23,00 €, S. 129.

162 Ebd., S. 9.

mische Erfolgsgeschichte des Vitamin C ab den 1940er Jahren begründete. In der öffentlichen Wahrnehmung versprach Vitamin C nun eine Stärkung der Abwehrkräfte und eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit. Mithilfe von Statistiken, Prospekten für Ärzte, Werbung in der Presse, Fachstudien und Gutachten eröffnete Hoffmann-La Roche nicht nur eine »neue Sicht auf Vitamine«¹⁶³ im Speziellen, sondern neue »Definitionen von Gesundheit und Krankheit«¹⁶⁴ im Allgemeinen: Ermüdungserscheinungen und Leistungsabfall wurden fortan als Krankheit verstanden, die eine kontinuierliche Versorgung mit Vitamin C erforderte. Das Ziel war nun nicht mehr »nur« Gesundheit, sondern die »volle Gesundheit«, an der sich das Gesundheitsverhalten der gesamten Gesellschaft orientieren sollte, wie es ein Schweizer Mediziner Mitte der 1930er Jahre auf den Punkt brachte: »Man muss also mehr und mehr Vitamine geben, bis sich die Gesundheit nicht mehr verbessern lässt. Volle Gesundheit ist die Gesundheit, die sich nicht mehr steigern lässt.«¹⁶⁵ Sozialpolitische Durchschlagskraft erhielten diese Neudefinitionen, weil sie als Agenda für die Optimierung ganzer »Völkerschichten« ausgerufen und daher für die Gesundheitspolitik attraktiv wurden. Seit Beginn des Zweiten Weltkriegs war Vitamin C nicht nur für die »Eidgenössische Kommission für Kriegsernährung« eine Lösung zur »Aufrechterhaltung der vollen Leistungsfähigkeit des Volkskörpers«¹⁶⁶, sondern ebenso für das »Dritte Reich«, in dem der »Vitaminhunger«¹⁶⁷ ständig wuchs.

Es sind diese transnationalen Verbindungen, die Netzwerke zwischen Akteuren aus Wirtschaft, Wissenschaft und Politik sowie das »Ensemble von Techniken, Praktiken und Institutionen«¹⁶⁸, die Bächis Band so anregend machen. In diesen vielfältigen Verflechtungen schlägt sich ein multiperspektivischer Zugriff von kultur-, medizin-, unternehmens- und politikgeschichtlichen Ansätzen nieder, in denen sich sowohl gesellschaftliche Vorstellungen von Gesundheitsverhältnissen als auch deren Auswirkungen auf das Gesundheitsverhalten einer Gesellschaft von den 1930er bis in die 1950er Jahre erkunden lassen. »Vitamin C war Mitte der 1950er Jahre über Seefahrer, Säuglinge und müde Sekretärinnen beim Norm-Mann angekommen – der es in Form von Kristallen imaginierte und verinnerlichte.«¹⁶⁹ Bächis verfolgt damit lange Linien von der Zwischenkriegszeit bis in den Kalten Krieg, ohne die gesellschaftliche Sprengkraft des Zweiten Weltkriegs zu übersehen; im Gegenteil: Für den Prozess der Verinnerlichung und Imagination des Vitamin C war der Weltkrieg ein wichtiger Katalysator. Nicht nur die Nachfrage der Wehrmacht, sondern mehr noch der Zeitgeist beförderte die Etablierung des Vitamin C als »Volksdroge«:¹⁷⁰ Im »geistigen Klima des Zweiten Weltkriegs« waren Ängste vor Mangelerscheinungen und Degenerationen besonders groß, was den Masseneinsatz in Schulen und die Popularisierung neuer Krankheitsbilder beförderte.

Um den Zusammenhang von Gesundheitsverhältnissen und ihren gesellschaftlichen Aushandlungen auf der einen Seite und individuellem Gesundheitsverhalten auf der anderen geht es auch im Sammelband von Martin Lengwiler und Jeanette Madarász zum »präventiven Selbst«.¹⁷¹ Die hier versammelten Beiträge erkunden eine »Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik« vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in unsere Gegen-

163 Ebd., S. 137.

164 Ebd., S. 10.

165 Zit. nach: ebd., S. 137.

166 Zit. nach: ebd., S. 201.

167 Ebd., S. 196.

168 Ebd., S. 10.

169 Ebd., S. 243f.

170 Ebd., S. 246.

171 *Martin Lengwiler/Jeanette Madarász* (Hrsg.), *Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik* (Verkörperungen/MatteRealities. Perspektiven empirischer Wissenschaftsforschung, Bd. 9), Transcript Verlag, Bielefeld 2010, 387 S., kart., 32,80 €.

wart.¹⁷² Der Untertitel des Bandes ist Programm, wird Gesundheitspolitik doch im Sinne einer »Kulturgeschichte des Politischen«¹⁷³ ungemein breit aufgefächert von Prozessen gesellschaftlicher Aushandlung bis hin zu individuellen Praktiken im Alltag. Lengwilers und Madarász' Präventionsbegriff beschränkt sich folglich nicht auf medizinische Maßnahmen im engeren Sinne, sondern wird als »grundlegende Sozial- und Kulturtechnik der Moderne«¹⁷⁴ verstanden, die vielfältige Vorsorge- und Vorbeugungsmaßnahmen wie Sport, Versicherungen und Ernährungsweisen einschließt. Diese Vielfalt fördert in den Aufsätzen eine Vielzahl an Akteuren zutage, die Lengwiler und Madarász in vier »Akteursgruppen« – Staat, Privatwirtschaft, zivilgesellschaftliche Vereinigungen und individuelle Akteure – unterteilen.¹⁷⁵ Neben der konzisen Einleitung sind vor allem jene Beiträge des Bandes anregend, die das Zusammenspiel unterschiedlicher Akteure in den Blick nehmen oder eine vergleichende Perspektive einnehmen, wie der Aufsatz von Ulrike Lindner zur Schwangerenvorsorge in der Bundesrepublik und in Großbritannien. Hier geraten nicht nur Gesundheitspolitiker und Experten aus Ärzteschaft und Verwaltung in den Blick, sondern auch die Reaktionen einzelner Frauen und Organisationen und damit der »Einfluss von Frauen- und Patientengruppen auf die Präventionsmaßnahmen«.¹⁷⁶ Interessant sind in diesem Zusammenhang länderspezifische Entwicklungen, so die Verzögerungen bei der »Bildung zivilgesellschaftlicher Gruppen« in der Bundesrepublik, während in Großbritannien sehr viel früher eine »selbstbewusstere Haltung der Patientinnen« spürbar gewesen sei.¹⁷⁷

Obgleich Lengwiler und Madarász einen »Paradigmenwechsel« und eine »liberale Wende des Präventionsdiskurses« nach 1945 betonen¹⁷⁸, verstehen sie die Entstehung und Etablierung des »präventiven Selbst« nicht als lineare Erfolgsgeschichte. Vielmehr verfolgen sie in ihrer Einleitung sowie in mehreren Aufsätzen des Bandes parallele Entwicklungen und Interdependenzen. Deutlich wird das etwa bei den Prozessen der Internationalisierung und Individualisierung des Gesundheitsverhaltens, die seit den 1950er Jahren eine zentrale Rolle spielten. Seither habe es eine »Angleichung nationalstaatlicher Präventionsdiskurse«¹⁷⁹ gegeben, insbesondere durch die Etablierung internationaler Organisationen wie der WHO nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. Abschnitt VII.), die eine »Internationalisierung der Präventionsdiskurse«¹⁸⁰ beförderten. Die Durchsetzung und Kritik des amerikanischen Risikofaktorenmodells in der Bundesrepublik, die Carsten Timmermann von den 1950er bis in die 1970er Jahre untersucht, wäre hierfür ein treffendes

172 Vgl. dazu etwa die Überlegungen Jörg Niewöhners zur Entstehung einer »Neo-Sozialhygiene« seit dem Ende des 20. Jahrhunderts: Jörg Niewöhner, Über die Spannungen zwischen individueller und kollektiver Intervention. Herzkreislaufprävention zwischen Gouvernamentalität und Hygienisierung, in: Lengwiler/Madarász, Das präventive Selbst, S. 307–324, hier: S. 320.

173 Vgl. als Einstieg unter anderem Achim Landwehr, Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen, in: AfK 85, 2003, S. 71–117; Barbara Stollberg-Rilinger (Hrsg.), Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?, Berlin 2005; Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.), Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung, Frankfurt am Main 2005.

174 Martin Lengwiler/Jeanette Madarász, Präventionsgeschichte als Kulturgeschichte der Gesundheitspolitik, in: dies., Das präventive Selbst, S. 11–28, hier: S. 13.

175 Ebd., S. 15f.

176 Ulrike Lindner, Sicherheits- und Präventionskonzepte im Umbruch. Von der Gruppenvorsorge zur individualisierten medizinischen Risikoprävention für Schwangere, in: Lengwiler/Madarász, Das präventive Selbst, S. 229–249, hier: S. 245.

177 Ebd.

178 Lengwiler/Madarász, Präventionsgeschichte, S. 21f.

179 Ebd., S. 12.

180 Ebd., S. 13.

Beispiel.¹⁸¹ An der Popularisierung des »Joggings« im »Zeitalter der Kalorienangst« wiederum zeigt Tobias Dietrich den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Gesundheitsverhältnissen, gesundheitspolitischen Normierungsversuchen und individuellen Lebensstilen in den 1970er Jahren auf. »Persönliche Leistungsfähigkeit und Lebensqualität« verdrängten demnach frühere Wettkampf-Prinzipien und gaben so Ausdruck von einer »neuen symbolische[n] Sorge um sich«.¹⁸²

Martin Lengwiler und Jeanette Madarász umreißen mit ihrem Band ein Forschungsfeld, das in letzter Zeit große Aufmerksamkeit unterschiedlicher Disziplinen gefunden hat. Diese Aufmerksamkeit dürfte nicht nur aktuellen politischen Entwicklungen geschuldet sein, wie sie zuletzt etwa im Präventionsgesetz der Bundesregierung zum Ausdruck kommen. Darüber hinaus eröffnet eine »Präventionsgeschichte«, eine Geschichte der »Vorsorge, Voraussicht, Vorhersage«¹⁸³, eine Geschichte der »Prävention im 20. Jahrhundert«¹⁸⁴ oder eine »Zeitgeschichte der Vorsorge«¹⁸⁵ neue Perspektiven auf die Geschichte der Moderne. Obgleich eine Genealogie dieser Kulturtechnik noch genauer erkundet und zeitlich weiter zurückverfolgt werden könnte, gewinnen neue Forschungen zum präventiven Gesundheitsverhalten und zu den Vor-Sorgen von Gesellschaften Erkenntnisse, mit denen sich Voraussetzungen, Formen und Folgen moderner Basisprozesse differenzieren lassen. Studien zu Präventionsmaßnahmen wie der humangenetischen Beratung, dem Impfen, der Krebs- und Herz-Kreislauf-Vorsorge zeichnen nicht nur Veränderungen im Gesundheitsverhalten, sondern ebenso einen Wandel des Sozialstaats nach, der verbreitete Vorstellungen infrage stellt:¹⁸⁶ Die Beharrungskraft staatlicher Zwangsmaßnahmen im Dienste der

181 Carsten Timmermann, Risikofaktoren. Der scheinbar unaufhaltsame Erfolg eines Ansatzes aus der amerikanischen Epidemiologie in der deutschen Nachkriegsmedizin, in: *Lengwiler/Madarász*, Das präventive Selbst, S. 251–277.

182 Tobias Dietrich, Eine neue Sorge um sich? Ausdauersport im »Zeitalter der Kalorienangst«, in: *Lengwiler/Madarász*, Das präventive Selbst, S. 279–304, hier: S. 298 und 300.

183 Vgl. das Konzept des gleichnamigen DFG-Graduiertenkollegs 1919 »Vorsorge, Voraussicht, Vorhersage. Kontingenzbewältigung durch Zukunftshandeln« unter URL: <<http://www.uni-due.de/geschichte/grk.php>> [30.6.2013].

184 Sigrid Stöckel/Ulla Walter (Hrsg.), Prävention im 20. Jahrhundert. Historische Grundlagen und aktuelle Entwicklungen in Deutschland, Weinheim 2002.

185 Vgl. das gleichnamige Themenheft der Zeithistorischen Forschungen 10, 2013, H. 3 sowie die einleitenden Überlegungen bei Malte Thießen, Gesundheit erhalten, Gesellschaft gestalten. Konzepte und Praktiken der Vorsorge im 20. Jahrhundert – eine Einführung, in: ebd.

186 Vgl. unter anderem Martin Lengwiler/Stefan Beck, Historizität, Materialität und Hybridität von Wissensspraxen. Die Entwicklung europäischer Präventionsregime im 20. Jahrhundert, in: GG 33, 2008, S. 489–523; Marie Schenk, Behinderung – Genetik – Vorsorge. Sterilisationspraxis und humangenetische Beratung in der Bundesrepublik, in: Zeithistorische Forschungen 10, 2013, H. 3 (im Druck); Jörg Niewöhner/Martin Döring/Michalis Kontopodis u. a., Cardiovascular Disease and Obesity Prevention in Germany. An Investigation into a Heterogeneous Engineering Project, in: Science, Technology, Human Values 36, 2011, S. 723–751; Jeanette Madarász, Die Pflicht zur Gesundheit. Chronische Krankheiten des Herz-Kreislauf-Systems zwischen Wissenschaft, Populärwissenschaft und Öffentlichkeit, 1918–1945, in: *Lengwiler/Madarász*, Das präventive Selbst, S. 137–167; Maren Möhring, Die Regierung der Körper. »Gouvernementalität« und »Techniken des Selbst«, in: Zeithistorische Forschungen 3, 2006, H. 2, S. 284–290. Das Potenzial stadtgeschichtlicher Forschungen unterstreicht der Essay von Felix Brahm und Tatjana Timoschenko, der die Geschichte des Impfens im 19. und 20. Jahrhundert als lokale Fallstudie untersucht: Felix Brahm/Tatjana Timoschenko, »Weise du schufest die Wehr, die Hamburgs Pockenschutz gründet.« Die Geschichte des Hamburger Impfzentrums von den Anfängen der Pockenimpfung bis zur Gegenwart (Schriftenreihe des Instituts für Hygiene und Umwelt, Hamburg, Bd. 2), Edition Temmen, Bremen 2005, 90 S., geb., 19,90 €. Zum Impfen als Aushandlung sozialer Ordnung im 20. Jahrhundert vgl. unter anderem Malte Thießen, Vom immunisierten Volkskörper zum »präventiven Selbst«. Impfen als Biopolitik

»Volksgesundheit«, wie sie bei Screening-Verfahren, Sterilisationen von Behinderten oder Pflichtimpfungen bis Ende der 1980er Jahre deutlich wird, wäre ein Hinweis, dass eine »Liberalisierung« europäischer Gesellschaften verschlungene Wege ging.

III. WAHNSINN, NORMALITÄT UND GESELLSCHAFT – PSYCHIATRIEGESCHICHTE

Das Verhältnis zwischen medizinischem Wissen und einer »Medikalisierung« sozialer Normen, Deutungs- und Verhaltensmuster ist auf dem Feld der Psychiatriegeschichte bereits seit den 1980er Jahren erforscht worden. Insbesondere die Wechselwirkungen zwischen medizinischem Wissen und bürgerlichen Milieus haben die Forschung seit den Pionierstudien von Doris Kaufmann, Joachim Radkau und Volker Roelcke immer wieder fasziniert.¹⁸⁷ Psychiatrie war demnach auch ein Medium der Selbstbestimmung bürgerlicher Normen und Normalität. Diese Beobachtung fußte nicht zuletzt auf Foucaults Überlegungen zur Medikalisierung des Wahnsinns im 19. Jahrhundert, konstatierte dieser doch eine enge Beziehung zwischen »Wahnsinn und Gesellschaft«, also zwischen Dispositiven und Machtstrukturen und psychiatrischem Wissen. Dieses Wissen war demnach stets ein Ausdruck von Ab- und Ausgrenzungen, sodass sich Psychiatriegeschichte als eine »Geschichte der Grenzen« beschreiben ließe, »mit denen eine Kultur etwas zurückweist, was für sie außerhalb liegt«.¹⁸⁸

Dass sich diese Grenzziehungen bis weit in die Antike zurückverfolgen lassen, beweist der gelungene Überblick über die Psychiatriegeschichte von Heinz Schott und Rainer Tölle. Ihr erstes Kapitel führt den Leser von der Dämonologie in den frühen Hochkulturen über die naturwissenschaftliche Fundierung der Psychiatrie durch »Hirnforschung und Neurologie«¹⁸⁹ und deren Auswirkungen in der Degenerationslehre, im Sozialdarwinismus und eugenischen Denken bis zu aktuellen Trends der Psychiatrie im 21. Jahrhundert. Schott und Tölle betten ihre Psychiatriegeschichte immer wieder in breitere historische Zusammenhänge ein, denn es geht ihnen mit ihrer Tour d'Horizon um den Zusammenhang von psychiatrischem Denken und Menschenbildern einer Gesellschaft. Deutlich tritt dieser Zusammenhang in der Analyse einzelner Forscher hervor, die im zweiten Hauptteil unter anderem anhand von Emil Kraepelin, Sigmund Freud, Eugen Bleuler, Robert Eugen Gaupp, Ernst Kretschmer und Karl Jaspers geboten wird. Schließlich bedeutete die Diagnose »Geisteskrankheit«, die sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts durchsetzte, eine Stigmatisierung und soziale »Etikettierung, die im Hinblick auf die Frage nach der Verantwortlichkeit bzw. Schuldfähigkeit im Zivil und im Strafrecht weitreichende Konsequenzen«¹⁹⁰ nach sich zog. Insofern betonen Schott und Tölle in ihren Abschnitten zur Rezeption und zur Wirkungsgeschichte immer wieder, inwiefern psychiatrisches Wissen den Blick auf den Menschen selbst veränderte. Das gilt nicht zuletzt für »gesellschaftskri-

und soziale Praxis vom Kaiserreich zur Bundesrepublik, in: VfZ 61, 2013, S. 35–64; ders., Vor-sorge als Ordnung des Sozialen. Impfen in der Bundesrepublik und DDR, in: Zeithistorische Forschungen 10, 2013, H. 3 (im Druck).

187 Doris Kaufmann, Aufklärung, bürgerliche Selbsterfahrung und die »Erfindung« der Psychiatrie in Deutschland 1770–1850, Göttingen 1995; Joachim Radkau, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998; Volker Roelcke, Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914), Frankfurt am Main 1999.

188 Oliver Kohns, Verrücktheit des Sinns. Wahnsinn und Zeichen bei Kant, E.T.A. Hoffmann und Thomas Carlyle, Bielefeld 2007, S. 8.

189 Heinz Schott/Rainer Tölle, Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen, Verlag C.H. Beck, München 2006, 688 S., geb., 39,90 €, S. 78.

190 Ebd., S. 498.

tische Strömungen«¹⁹¹ der »Antipsychiatrie« beziehungsweise antipsychiatrischen Bewegung, die Ende des 19. Jahrhunderts aufkam. Sie stellte nicht nur einzelne Therapiemethoden infrage, sondern gab Anstoß für grundsätzliche Reformen psychiatrischer Krankenhäuser ab den 1950er und 1960er Jahren und damit für eine Neuverhandlung psychiatrischen Wissens.¹⁹² Bemerkenswert sind diese Befunde, weil sie im dritten und umfangreichsten Kapitel mit Blicken in die psychiatrische Praxis unterfüttert werden. Dass die Krankenversorgung am Ende des 18. Jahrhunderts erstmals einzelne »Befreiung[en] von den Ketten«¹⁹³ vornahm, sehen Schott und Tölle als Beginn eines sehr »langwierigen Vorgangs, der bis in die Gegenwart reicht«¹⁹⁴, da das mechanische Fixieren von Patienten bis weit in das 20. Jahrhundert hinein üblich blieb. Den langsamen Abschied von Zwangsmitteln untermauert auch das letzte, sehr viel kürzere Kapitel zu den Behandlungsmethoden. So war es wohl kein Zufall, dass die »pharmakologische Forschung [...] seit den 1960er Jahren enorm intensiviert wurde«¹⁹⁵, zu einem Zeitpunkt also, als die Psychiatriereform besonders engagiert debattiert wurde und freiere Behandlungsmethoden zur Erprobung standen.

Mit ihrer Psychiatriegeschichte bieten Heinz Schott und Rainer Tölle daher dreierlei: erstens einen Überblick über die Psychiatrie als eine Institution im Wandel, zweitens eine Einbettung dieser Geschichte in den Wandel sozialer Ordnungsvorstellungen »zwischen Individuum und Gesellschaft«¹⁹⁶ sowie drittens einen Fokus auf die Fürsorge und Praxis. Auch deshalb ist ihr Band eine hervorragende Ergänzung zur Habilitationsschrift von Cornelia Brink.¹⁹⁷ Brink vermisst die »Grenzen der Anstalt« zwar ebenfalls ausgesprochen weiträumig. Sowohl ihr Untersuchungszeitraum als auch die Verbindung von kultur- und sozialgeschichtlichen mit rechts-, medien- und medizingeschichtlichen Fragestellungen zeichnen ihre differenzierte Studie aus. Die rechtliche Definition psychischer Erkrankungen und öffentliche Debatten um die Behandlung von Kranken und Forderungen zur Reform der Anstalten bilden hier wesentliche Eckpunkte einer Wissensgeschichte zur Psychiatrie, die damit grundsätzliche Erkenntnisse zum Wandel sozialer Normen in der Moderne gewinnt. In diesem weiten Blickwinkel muss Brink allerdings die Perspektive auf Praktiken in den Anstalten weitgehend ausblenden, wie sie bei Heinz Schott und Rainer Tölle in den Blick geraten.

Eine Kombination von Außen- und Innenperspektive bietet der Sammelband von Heiner Fangerau und Karen Nolte, der sich ganz auf die Moderne konzentriert. Dieser Untersuchungszeitraum, das machen beide in ihrer Einleitung deutlich, ist nicht nur vor dem Hintergrund der Medikalisierung sinnvoll. Darüber hinaus ist die Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert »durch das wechselseitige Verhältnis von Legitimation und Kritik geprägt«.¹⁹⁸ Aus mehreren Gründen bietet dieses Wechselverhältnis einen geeigneten Ausgangspunkt für die Aufsätze des Sammelbandes. Erstens bettet er die Psychiatriegeschichte tief in zeitgenössische Debatten ein. Im Kapitel zu »Psychiatrie und Öffentlichkeit« erkundet beispielsweise Heinz-Peter Schmiedebach an Werken Heinrich Manns, Frederik

191 Ebd., S. 209.

192 Ebd., S. 306–319.

193 Ebd., S. 244.

194 Ebd., S. 246.

195 Ebd., S. 495.

196 Ebd., S. 505.

197 *Cornelia Brink*, *Grenzen der Anstalt. Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland 1860–1980*, Göttingen 2010.

198 *Karen Nolte/Heiner Fangerau*, Einleitung. »Moderne« Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik, in: *dies.* (Hrsg.), »Moderne« Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 26), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006, 416 S., kart., 62,00 €, S. 7–21, hier: S. 7.

van Eedens und Waldemar Müller-Eberhardts »narrative Entwürfe zu Psychiatrie und Irrenanstalt« in der Literatur, die in ihrer Psychiatriekritik »ein Plädoyer für die Entfaltung individueller Besonderheit oder Kreativität«¹⁹⁹ formulierten. Die anschließenden Beiträge von Thorsten Noack und Cornelia Brink erkunden das Verhältnis von Psychiatrie und Öffentlichkeit in der Bundesrepublik. Noack zeigt anhand von Kinofilmen wie »Die Schlangengrube«, an Reportagen und Presseberichterstattungen der 1950er Jahre ein wachsendes öffentliches Interesse an psychiatrischen Anstalten sowie eine allmähliche Popularisierung der Psychiatriekritik. Diese Auseinandersetzung war nicht nur eine »Folge der NS-Politik und des Krieges«. Ebenso ausschlaggebend waren bundesdeutsche »Viktimisierungsbedürfnisse« und der Wunsch nach einer Auseinandersetzung mit der »Geschlechterproblematik«, die in Berichten über den Fall Lena Corten geführt wurde.²⁰⁰ Dass viele Ärzte auf diese Kritik und Auseinandersetzungen mit einer Psychopathologisierung ihrer Kritiker antworteten und dass diese »rigorose Abwehr« aller Reformbemühungen zunächst von Erfolg gekrönt blieb, wäre eine Erklärung, warum sich in der Bundesrepublik erst ab den 1960er Jahren strukturelle Änderungen anbahnten. Diese Entwicklungen nimmt Cornelia Brink genauer in den Blick. Sie untersucht die »medizinische Öffentlichkeitsarbeit« von Experten, die ab den 1960er Jahren »eine kontrollierte Öffnung gegenüber der Öffentlichkeit« versuchten.²⁰¹ In den vorsichtigen Öffnungsversuchen beschreibt sie sowohl zeitgenössische Vorstellungen über das Verhältnis von Öffentlichkeit und Experten im Allgemeinen als auch das Verhältnis unterschiedlicher psychiatrischer Schulen zueinander. Sie zeigt damit auf, dass die von Noack für die 1950er Jahre problematisierten Vorbehalte unter Ärzten von langer Dauer waren. Psychiatriekritische Enthüllungsgeschichten wie das populäre Buch »Irrenhäuser. Kranke klagen an« provozierten unter einigen Medizinerinnen noch 1969 scharfe Kritik am »soziologische[n] Gefasel« von »Stimmen aus dem Untergrund«.²⁰² In der Geschichte der Legitimation und Kritik der Psychiatrie entfalteten sich also gesellschaftliche Debatten, in denen Menschenbilder, Geschlechterverhältnisse, soziale Ordnungen und Normen verhandelt wurden. Wahrscheinlich erklärt erst diese soziale Aufladung jenen giftigen Tonfall der Psychiatriekritiker auf der einen Seite und der Verteidiger des Status quo auf der anderen. Das »Wechselverhältnis von Krankheits- und Gesellschaftsdeutung«, das Brigitta Bernet in dem Sammelband von Fangerau und Nolte erkundet, oder die sozialreformerische Motivation von Psychiatern, die Astrid Ley in ihrem Aufsatz analysiert, zeichnen diese gesellschaftspolitische Aufladung präzise nach.²⁰³

Ein grundsätzliches Problem der Psychiatriegeschichte bleibt die »professionelle« Perspektive vieler Quellen. Meistens bekommen Historiker die »Erfahrung der Betroffenen

199 Heinz-Peter Schmiedebach, »Zerquälte Ergebnisse einer Dichterseele« – Literarische Kritik, Psychiatrie und Öffentlichkeit um 1900, in: Nolte/Fangerau, »Moderne« Anstaltspsychiatrie, S. 259–281, hier: S. 259 und 266.

200 Thorsten Noack, Über Kaninchen und Giftschlangen. Psychiatrie und Öffentlichkeit in der frühen Bundesrepublik, in: Fangerau/Nolte, »Moderne« Anstaltspsychiatrie, S. 311–340, hier: S. 318 und 332.

201 Cornelia Brink, »Keine Angst vor Psychiatern.« Psychiatrie, Psychiatriekritik und Öffentlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland (1960–1980), in: Fangerau/Nolte, »Moderne« Anstaltspsychiatrie, S. 341–360, hier: S. 356.

202 Ebd., S. 350f.; Frank Fischer, Irrenhäuser. Kranke klagen an, München/Wien etc. 1969.

203 Vgl. Brigitta Bernet, Assoziationsstörung. Zum Wechselverhältnis von Krankheits- und Gesellschaftsdeutung im Werk Eugen Bleulers (1857–1939), in: Fangerau/Nolte, »Moderne« Anstaltspsychiatrie, S. 169–193; Astrid Ley, Psychiatriekritik durch Psychiater. Sozialreformerische und professionspolitische Ziele des Erlanger Anstaltsdirektors Gustav Kolb (1870–1938), in: Fangerau/Nolte, »Moderne« Anstaltspsychiatrie, S. 195–219.

[...] nur durch die Brille des ›ärztlichen Blicks‹ zu sehen«.²⁰⁴ Deutlich wird das in Patientenfotos, die Helen Bömelburg in ihrer Dissertation in einer überzeugenden Verknüpfung von medizin-, mediengeschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Zugriffen untersucht. Dieser Ansatz ist auch insofern hervorzuheben, als viele Arbeiten zur Bild- und Fotografiegeschichte zwar Erkenntnisse zur Bildästhetik von Patientenfotos gewinnen, diese aber selten in den jeweiligen institutionellen und soziokulturellen Kontext einbetten.²⁰⁵ Deshalb geht es Bömelburg in ihrer Arbeit darum, »die Bilder im Kontext ihrer Funktions- und Verwendungsweisen«²⁰⁶ zu untersuchen, die sie in drei psychiatrischen Einrichtungen in Hamburg, Gießen und Göppingen erkundet. Die Fotos, von denen sich in diesem Band eine ganze Reihe als Abbildungen finden, waren mehr als ein Ausdruck der medizinischen Praxis, sondern »eine soziale Handlung« (Foucault) selbst, mit der das »Wesen des Anstaltspatienten«²⁰⁷ erklärt und normiert, ja »visuelle Gewalt«²⁰⁸ ausgeübt werden konnte. Insofern schlugen sich in den inszenierten Fotos »bildungsbürgerliche Wertvorstellungen«²⁰⁹ der Mediziner nieder, die die Porträts als eine Kontrastfolie bürgerlicher Normen inszenierten. Bömelburgs Ergebnisse legen daher nahe, dass die Psychiatrien mit ihren Fotos »bildliche Belege für die Degenerationstheorie«²¹⁰ schufen, um an zeitgemäße Diskurse der Jahrhundertwende anzuschließen.

Da sich die Deutungsmacht der Mediziner nicht nur in Patienten-Fotos, sondern in den meisten Quellen der Psychiatriegeschichte niederschlägt, ist das Arzt-Patienten-Verhältnis von Historikern lange Zeit »als ›Monolog der Ärzte‹ beschrieben«²¹¹ worden. Drei Beiträge des Sammelbandes von Fangerau und Nolte widmen sich daher explizit der Patientengeschichte und dem Wissen der Patienten über die Psychiatrie beziehungsweise die »ärztlichen Reaktionen«²¹² auf Patientenkritik. Anhand von Briefen der Patienten weist Karen Nolte beispielsweise nach, wie sich einige Patientinnen und Patienten »in den zeitgenössischen Diskurs über ›Querulantenwahnsinn‹ einschrieben«. Die »eigensinnige« Übernahme ärztlicher Diagnosen war für sie eine Art Normalisierungsstrategie, mit denen sie sich von den »Anormalen« und »Geisteskranken« abgrenzen wollten.²¹³

204 Joachim Radkau, Die wilhelminische Ära als nervöses Zeitalter, oder: Die Nerven als Netz zwischen Tempo- und Körpergeschichte, in: GG 20, 1994, S. 211–241, hier: S. 226. Eine aufwendig edierte Quelle für diesen ärztlichen Blick bietet das von Gerhart Zeller herausgegebene Tagebuch des Arztes Albert Zeller, des leitenden Arztes der Heilanstalt in Winnenthal, der ersten württembergischen Irrenheilanstalt; Gerhart Zeller (Hrsg.), Albert Zellers medizinisches Tagebuch der psychiatrischen Reise durch Deutschland, England, Frankreich und nach Prag von 1832 bis 1933, 2 Bde., Bd. 1: Reisetagebuch, Bd. 2: Erläuterungen, Verlag Psychiatrie und Geschichte der Münsterklinik, Zwiefalten 2007, 414 S., geb., 27,80 €.

205 Vgl. Susanne Regener, Die pathologische Norm. Visualisierung von Krankheit in der Psychiatrie, in: Gert Theile (Hrsg.), Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß, München 2005, S. 179–193.

206 Helen Bömelburg, Der Arzt und sein Modell. Porträtfotografien aus der deutschen Psychiatrie 1880 bis 1933 (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 30), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 238 S., kart., 38,00 €, S. 29f.

207 Ebd., S. 157.

208 Susanne Regener, Visuelle Gewalt. Menschenbilder aus der Psychiatrie des 20. Jahrhunderts, Bielefeld 2010.

209 Ebd., S. 158.

210 Ebd., S. 203.

211 Cornelia Brink, »Nicht mehr normal und noch nicht geisteskrank...« Über psychopathologische Grenzfälle im Kaiserreich, in: WerkstattGeschichte 33, 2002, S. 22–44, hier: S. 22.

212 Heiner Fangerau, »Geräucherte Säule, mit Schwarten durchsetzt, teilweise kaum genießbar...« – Patientenkritik und ärztliche Reaktion in der Volksnervenheilstätte 1903–1932, in: Fangerau/Nolte, »Moderne« Anstaltspsychiatrie, S. 371–393.

213 Karen Nolte, Querulantenwahnsinn – »Eigensinn« oder »Irrsinn«, in: Fangerau/Nolte, »Moderne« Anstaltspsychiatrie, S. 395–410, hier: S. 408.

Psychiatriegeschichtliche Forschungen bewegen sich oft im Rahmen einzelner Anstalten, wie der Sammelband von Ansgar Weißer zur psychiatrischen Klinik Eickelborn im 19. und 20. Jahrhundert. Dieser institutionelle Fokus hat insofern etwas für sich, als sich »[a]nhand der Entwicklungen in Fürsorge, Pflege und Medizin die gesellschaftlichen Veränderungen und die Anforderungen der Sozialsysteme ablesen«²¹⁴ lassen. Im Kleinen wird nachvollziehbar, welche konkreten sozialen Voraussetzungen und Folgen die Grenzziehungen zwischen Normalität und Wahnsinn für Betroffene und für das soziale Umfeld hatten. Der Band von Weißer eröffnet der Psychiatriegeschichte daher unterschiedliche Ebenen bis hin zum monotonen »Alltag der Patienten« und Einblick in alltägliche Behandlungsmethoden. Trotz spezifischer struktureller Probleme in Eickelborn – hier war das Zahlenverhältnis von Ärzten und Pflegekräften zu Patienten meist schlechter als in vergleichbaren Einrichtungen – lassen sich an dieser Anstalt allgemeine Prozesse der deutschen Psychiatriegeschichte nachzeichnen. So scheint Eickelborn auch beim »Hungersterben« im Ersten und Zweiten Weltkrieg ein relativ typischer Fall gewesen zu sein. Mit Sterberaten um 19 % aller Verpflegten lag die Anstalt ab 1914 nur wenig über dem westfälischen Durchschnitt. »Insgesamt«, so konstatiert Weißer, »starben in der Eickelborner Einrichtung zwischen April 1914 und April 1919 mehr als 980 Patienten – der größte Teil von ihnen aufgrund der katastrophalen Versorgung.«²¹⁵ Im Zweiten Weltkrieg fand dieses Phänomen als »indirekte Tötungsstrategie im Rahmen der ›Euthanasie‹-Politik«²¹⁶ ihre schreckliche Fortsetzung, wie sie auch für viele andere Anstalten belegt worden ist. Dass das Hungersterben nach 1945 keineswegs endete, sondern sich in den »Hungerjahren« der Nachkriegszeit noch fortsetzte, spricht einmal mehr für »katastrophale Kontinuitäten« der Psychiatrie, die Franz-Werner Kersting in diesem Band auch an personalen »braunen« Erblasten nachweist.²¹⁷

Der Blickwinkel auf einzelne Psychiatrien erlaubt also einerseits Studien »in a nutshell«, von denen bekannte Entwicklungen der Psychiatriegeschichte differenziert werden. Andererseits haben institutionen- und regionalgeschichtliche Studien darüber hinaus einen Mehrwert, weil sie spezifische Perspektiven eröffnen, die auf nationaler oder internationaler Ebene aus dem Blick geraten. Schließlich waren es Experten »vor Ort«, in den kommunalen Sozial- beziehungsweise Medizinalverwaltungen und Polizeibehörden, die psychiatrische Anstalten zunächst zum Schutz der »öffentliche[n] Sicherheit«, im Laufe der Zeit dann aber auch als Einrichtungen mit »Anspruch auf Heilung und Besserung«²¹⁸ einrichteten. Diese Zielsetzung war auch dem Ausbau der kommunalen Fürsorge am Ende des 19. Jahrhunderts geschuldet, die die »Provinzialverbände in Preußen verpflichtete«²¹⁹, eine stationäre Versorgung der Patienten zu sichern, nicht zuletzt, um die Krankenhäuser von den »völlig abgestumpften Kranken«²²⁰ zu befreien, wie es für Eickelborn

214 Helga Schuhmann-Wessolek, Grußwort, in: Ansgar Weißer (Hrsg.), *Psychiatrie – Geschichte – Gesellschaft. Das Beispiel Eickelborn im 20. Jahrhundert*, Psychiatrie-Verlag, Bonn 2009, 160 S., kart., 24,95 €, S. 5–6, hier: S. 5. Der Titel des Bandes ist ein wenig irreführend, nehmen doch zwei der insgesamt sechs Aufsätze auch Entwicklungen im 19. Jahrhundert in den Blick.

215 Ansgar Weißer, Verlegt nach Eickelborn – Die Sonderstellung des Psychiatristandortes Eickelborn 1883 bis 1930, in: *ders.*, *Psychiatrie*, S. 13–86, hier: S. 69. Zum »Hungersterben« im Ersten Weltkrieg vgl. Heinz Faulstich, *Hungersterben in der Psychiatrie 1914–1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie*, Freiburg im Breisgau 1998.

216 Franz-Werner Kersting, NS-Krankenmord, »Nachkrieg« und Reformaufbruch. Die westdeutsche Anstaltspsychiatrie 1940 bis 1970, in: Weißer, *Psychiatrie*, S. 105–124, hier: S. 110.

217 Ebd., S. 111f.

218 Weißer, Verlegt nach Eickelborn, S. 15. Weißers Aufsatz umfasst die Hälfte des gesamten Bandes und stellt daher die wichtigsten Linien bis zur NS-Zeit dar.

219 Ebd., S. 16.

220 Zit. nach: ebd., S. 20.

etwa der Provinzialständische Verwaltungsausschuss 1882 forderte. Vor Ort werden also lokale Macht- und Sicherheitsdispositive ebenso greifbar wie die sozialen Schubkräfte, die einen langsamen Wandel der Psychiatrien voranbrachten. Dass in Eickelborn eine »Reform vor der Reform«, also vor der bundesdeutschen Psychiatriereform einsetzte und im Umgang mit Patienten bereits ab den 1950er Jahren ein »allmählicher Paradigmenwechsel« hin zu »einer Art ›Behandlungspartnerschaft« festzustellen ist, unterstreicht damit die Bedeutung lokaler Eigensinnigkeiten und den Stellenwert lokaler Kontexte für die Psychiatriegeschichte.²²¹

Gerade hier bleibt für zukünftige Studien mehr zu tun: eine Erkundung des sozialen Nahbereichs psychiatrischer Anstalten, in denen die konkreten gesellschaftlichen Kontexte einer »Vergesellschaftung der Psychiatrie«²²² ebenso in den Blick geraten wie die Räume einer »Pathologisierung« beziehungsweise »Therapeutisierung«²²³ sozialen Verhaltens. Wenn die Psychiatriegeschichte als Untersuchungsgegenstand also Auskunft gibt über Sicherheits- und Machtdispositive, über die Aushandlung sozialer Normen²²⁴, müssen folglich der soziale Nahbereich und Machtstrukturen vor Ort genauer untersucht werden. Institutionen- und regionalgeschichtliche Studien bieten daher eine Chance, der Biomacht beziehungsweise der »Macht der Psychiatrie« in den Kommunen und Gemeinden nachzuspüren.

IV. INFIZIERTE GESELLSCHAFTEN: SEUCHEN UND SOZIALE ORDNUNGEN

Am Anfang der Medizingeschichtsschreibung standen Seuchen. Schon Thukydides berichtete aus der Zeit des Peloponnesischen Kriegs, wie »zum ersten Mal in Athen die Seuche« ausbrach. Voller Entsetzen notierte er, dass dieses Phänomen etwas Neues, »etwas anderes als die herkömmlichen Krankheiten« gewesen sei. Bei ihrer Bekämpfung blieben Ärzte hilflos, »ja sie selbst starben am meisten, da sie am meisten mit ihr in Berührung kamen«.²²⁵ Mit dieser Beobachtung fand die Idee der Kontagiosität in die Welt, das Wissen um die Übertragung von Seuchen durch Ansteckung und damit die Angst vor einer Verbreitung des Todes durch die Gesellschaft.²²⁶ Seither sind Seuchen ein soziales Problem par excellence, ist es doch das Zusammenleben von Menschen, das Siedeln in Dorf- und städtischen Gemeinschaften, das den Ausbruch und eine Verbreitung von Seuchen fördert. Angesichts dieser sozialen Sprengkraft ist es kaum erstaunlich, dass man für die Seuchengeschichte auf eine Fülle an sozialgeschichtlichen Studien zurückgreifen kann. Von der Geschichte antiker oder mittelalterlicher Lepra- und Pestzüge bis zu den Pocken-, Tuberkulose- und Choleraausbrüchen des 19. und dem Ausbreiten von AIDS, SARS und Ebola am Ende des 20. Jahrhunderts reicht das Spektrum bisheriger Forschungen.

Karl-Heinz Leven unterscheidet drei Untersuchungsdimensionen von Seuchen, nämlich »medizinische, ökonomische und weltanschauliche Aspekte«, mit denen im Übrigen ein grundsätzlicher »Umschwung« im medizinischen Fortschrittsparadigma am Ende des 20. Jahrhunderts festzustellen ist. Schließlich erscheine »im Angesicht der AIDS-Pandemie und anderer Seuchen wie Ebola, BSE oder SARS [...] eine Ausrottung der Infektions-

221 Kersting, NS-Krankenmord, S. 116f.

222 Vgl. ebd., S. 120.

223 Sabine Maasen/Jens Elberfeld/Pascal Eitler u. a. (Hrsg.), Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den »langen« Siebzigern, Bielefeld 2011.

224 Michel Foucault, Die Macht der Psychiatrie, Frankfurt am Main 2005.

225 Thukydides, Der Peloponnesische Krieg. Auswahl, Stuttgart 2005, S. 31–35. Für den Hinweis danke ich Lena Schönborn.

226 Stefan Winkle, Geißeln der Menschheit. Kulturgeschichte der Seuchen, 3., erw. Aufl., Düsseldorf 2005, S. IX–XI.

krankheiten als illusorisch«.²²⁷ Mit diesen drei Aspekten lassen sich unterschiedliche Untersuchungsfelder der Seuchengeschichte differenzieren. Leven skizziert als ersten Aspekt Probleme medizinischen Wissens, die mit der zunehmenden Komplexität von Mikroben und ihrer Mutationsfähigkeit zusammenhängen. Gerade bei Seuchen ist medizinisches Wissen also ein wechselseitiger Prozess des Mit- beziehungsweise Hinterher-Lernens, wie auch die Geschichte der Bakteriologie und Virologie belegt (vgl. Abschnitt I.). Mindestens ebenso bedeutsam sind zwei weitere Dimensionen, die »ökonomische« und die »weltanschauliche«. So fordert die Malaria zwar nach wie vor eine erschreckend hohe Anzahl an Opfern. Ihre Verbreitung in überwiegend armen Ländern bringt indes mangelndes ökonomisches Interesse und damit »Defizite in der Forschung« mit sich.²²⁸ Das Missverhältnis zwischen der westlichen Medienberichterstattung im Falle einzelner HIV-Erkrankungen gegenüber dem Massensterben an Malaria spricht hierfür eine deutliche Sprache.

Mit dem Wechselverhältnis zwischen Medienöffentlichkeiten und Seuchenwahrnehmung wird auch die weltanschauliche Dimension nachvollziehbar. Nach Leven ist die Wahrnehmung neuer Infektionskrankheiten seit den 1990er Jahren neuen Ängsten wie jenen vor einem Raubbau der Natur geschuldet, mit dem eine »Rache« der Natur zur einfachen Erklärung für das medizinisch schwer Erklärbare wird. In Anlehnung an Alfons Labisch lassen sich Seuchen folglich als »skandalisierte Krankheiten« und damit als analytische Kategorie verstehen, mit denen Sehgewohnheiten und Sagbarkeitsregeln, Erwartungen und Befürchtungen von Gesellschaften erforschbar werden. Eine »skandalisierte Krankheit« ist demnach »eine Krankheit, deren tatsächliche Bedeutung aus epidemiologischer Sicht in einem »merkwürdigen« und damit erklärungsbedürftigen Missverhältnis zu ihrer Wahrnehmung und zu den Reaktionen im öffentlichen Raum steht«.²²⁹ Das Bedrohungsgefühl einer Gesellschaft resultiert also keineswegs aus dem tatsächlichen Bedrohungspotenzial von Krankheiten. Wichtiger sind zeitgenössische »Aufmerksamkeitsschwellen« und Erfahrungen, für die das Ausbrechen von Krankheiten eine Projektionsfläche bildet. Die Verwandlung der Tuberkulose von der Künstler- zur Proletarier-Krankheit wäre dafür ein bekanntes Beispiel, die Skandalisierung der Cholera als Appell für soziale Reformen in den industrialisierten Städten ein zweites. »Die Cholera«, so bringt Labisch diesen Zusammenhang treffend auf den Punkt, war daher »auch ein politischer Schlachtruf.«²³⁰

Den umfassendsten Überblick über die Seuchengeschichte bietet nach wie vor das in jeglichem Wortsinne gewichtige, über 1.500 Seiten umfassende Werk Stefan Winkles.²³¹ Winkle durchschreitet die Seuchengeschichte sowohl chronologisch als auch thematisch in ihrer ganzen Breite: Von der Antike bis heute spürt er dem Wandel im Umgang mit Seuchen nach, er fragt nach sozialen Kontexten und sozialen Folgen der Seuchenbekämpfung, nach der Entwicklung medizinischer Forschung und Maßnahmen. In diesem Sinne verfolgt seine Studie bereits Ansätze einer »Kulturgeschichte der Seuchen«, wie sie der Untertitel verspricht, obgleich neuere kulturgeschichtliche Forschungen der 1990er Jahre kaum Berücksichtigung finden.²³² Der enzyklopädische Anspruch seines Werks zielt ohnehin weniger auf grundsätzliche Überlegungen zu einer Gesellschafts- und Kulturge-

227 Leven, *Geschichte der Medizin*, S. 73.

228 Ebd., S. 74.

229 Alfons Labisch, »Skandalisierte Krankheiten« und »echte Killer« – zur Wahrnehmung von Krankheiten in Presse und Öffentlichkeit, in: Michael Andel/Detlef Brandes/Alfons Labisch u. a. (Hrsg.), *Propaganda, (Selbst-)Zensur, Sensation. Grenzen von Presse- und Wirtschaftsfreiheit in Deutschland und Tschechien seit 1871*, Essen 2005, S. 273–289, hier: S. 274.

230 Labisch, *Skandalisierte Krankheiten*, S. 282.

231 Winkle, *Geißeln der Menschheit*.

232 Die Erstauflage erschien 1997.

schichte von Seuchen, sondern auf ihre umfassende soziale Einbettung. Deutlich wird diese Zielsetzung bereits am Aufbau des Bandes. Systematisch getrennt nach bedeutenden und weniger bedeutenden Infektionskrankheiten von der Pest bis zur Papageienkrankheit, von der Tuberkulose bis zur Tanzwut, behandelt Winkle jede Seuche für sich in chronologischer Abfolge. Dieses Vorgehen macht das Buch zu einem unverzichtbaren Nachschlagewerk, lässt aber übergreifende Fragestellungen und methodische Überlegungen zur Seuchengeschichte vermissen. Diese Leerstellen füllt der Sammelband von Martin Dinges und Thomas Schlich, in dem Seuchen als »soziale Konstruktion« anhand eines »handlungstheoretischen Modells« untersucht werden.²³³ Dinges macht deutlich, dass der Umgang mit Seuchen das Ergebnis eines vielschichtigen Kommunikationsprozesses unterschiedlicher Akteure und Gruppen (»Kranke«, »Heiler«, »Obrigkeit«, »an Seuchen Interessierte«) ist, die im Umgang mit Seuchen zugleich ihre Machtbeziehungen aushandeln.

Sehr viel populärwissenschaftlicher kommt demgegenüber Manfred Vasolds Studie zur »Geschichte der Seuchen in Europa«²³⁴ daher. Trotz zuweilen recht scharfer Zuspitzungen und eines sparsamen Anmerkungsapparats bietet Vasold aus drei Gründen einen soliden Einstieg. Erstens blickt sein Buch keineswegs nur auf Europa, wie der Untertitel suggeriert. Vielmehr nimmt er Ereignisse in Afrika und Asien sowie globale Verflechtungen in den Blick. Zweitens zieht die Studie immer wieder eine Vergleichsebene ein, werden Städte, Regionen und Länder und ihr unterschiedlicher Umgang mit Seuchen gegenübergestellt.²³⁵ Und drittens arbeitet Vasold mit einer großen Bandbreite an Quellen, zieht er Statistiken, Fach- und Pressebeiträge, Bekanntmachungen, Verwaltungs- und Prozessakten, Grabsteininschriften, Anzeigen, Tagebücher, Briefe und Erinnerungen heran, an der sich unterschiedliche Perspektiven auf den Untersuchungsgegenstand zeigen. Umso bedauerlicher ist es daher, dass Vasold diese Multiperspektivität kaum zum Thema macht – etwa um unterschiedliche Deutungen von Seuchen und ihre soziokulturellen Kontexte zu analysieren –, sondern bisweilen sehr faktologisch argumentiert, sich gelegentlich sogar zur retrospektiven Diagnostik hinreißen lässt²³⁶, obgleich Vasold das Problem rückblickender Bewertungen selbst durchaus reflektiert.²³⁷

Um Seuchen als soziale Konstruktionen und um Aushandlungsprozesse von Ängsten geht es hingegen im Sammelband von Carl Christian Wahrmann, Martin Buchsteiner und Antje Strahl. Sie zielen auf eine Erkundung der »Wechselwirkungen zwischen menschlicher Gesellschaft und empfundener sowie realer Bedrohung«.²³⁸ Die Beiträge decken einen

233 *Martin Dinges*, *Neue Wege in der Seuchengeschichte?*, in: *ders./Thomas Schlich* (Hrsg.), *Neue Wege in der Seuchengeschichte*, Stuttgart 1995, S. 7–24, hier: S. 8f.

234 *Manfred Vasold*, *Grippe, Pest und Cholera. Eine Geschichte der Seuchen in Europa*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2008, 310 S., geb., 24,90 €.

235 Vgl. zum Beispiel die Abschnitte zur Cholera in München, Hamburg, Venedig oder zum Umgang mit Schutzimpfungen gegen Pocken in Hamburg, Duisburg und Nürnberg in ebd., S. 126–130 und 165–169.

236 Vgl. dazu auch bereits die Bemerkungen bei *Sylvelyn Hähner-Rombach*, Rezension zu: Vasold, Manfred: *Grippe, Pest und Cholera. Eine Geschichte der Seuchen in Europa*. Stuttgart 2008, in: *H-Soz-u-Kult*, 29.10.2009, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2009-4-090>> [31.3.2013].

237 Vgl. *Vasold*, *Grippe, Pest und Cholera*, S. 13. Zur Problematik retrospektiver Diagnosen vgl. *Karl-Heinz Leven*, *Krankheiten – historische Deutung versus retrospektive Diagnose*, in: *Norbert Paul/Thomas Schlich* (Hrsg.), *Medizingeschichte. Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt am Main 1998, S. 153–185.

238 *Carl Christian Wahrmann/Martin Buchsteiner/Antje Strahl*, Vorwort, in: *dies.* (Hrsg.), *Seuche und Mensch. Herausforderung in den Jahrhunderten. Ergebnisse der internationalen Tagung vom 29.–31. Oktober 2010 in Rostock (Historische Forschungen, Bd. 95)*, Duncker & Humblot Verlag, Berlin 2012, 445 S., kart., 98,00 €, S. 5–6, hier: S. 5.

sehr weiten Untersuchungszeitraum ab, von den Folgen der Pest im Skandinavien des 14. Jahrhunderts und in Ostpreußen²³⁹ bis zum Auftreten von AIDS am Ende des 20. Jahrhunderts. Allein sieben Aufsätze des Bandes widmen sich den »Seuchen im 19. und 20. Jahrhundert«. Sie unterstreichen noch einmal die Bandbreite an methodischen Zugriffen und Fragestellungen, mit denen sich die Seuchengeschichte bearbeiten lässt. Weiterführend sind diesbezüglich etwa die Überlegungen Daniel Ristaus zum »Seuchenbewusstsein« einer Familie während der Choleraepidemien im 19. Jahrhundert, mit denen er den individuellen und familiären »Bewältigungs- und Abwehrstrategien«²⁴⁰ in Briefen nachspürt. In der privaten Auseinandersetzung mit der Cholera eröffnete sich demnach Gelegenheit zur Sinnstiftung, in diesem Fall etwa zur Konstruktion eines »bürgerlichen Selbstbildes« und »beruflichen Profilierung«. Auch Stefan Wiese sieht in der Cholera mehr als eine Krankheit, ihre Bekämpfung sei zugleich eine Projektionsfläche zur Aushandlung sozialer Ordnungen gewesen: Im Umgang mit der Seuche konstituierte sich daher »das komplexe Beziehungsgeflecht zwischen Unterschichten, Intelligenz und Staat im späten Zarenreich«²⁴¹ des 19. Jahrhunderts. Wiese unterstreicht damit auch den oben genannten Befund von Martin Dingens, dass im Seuchenfalle komplexe Machtbeziehungen hervortreten, wie sie Lars Bluma im selben Band durch »Akteur-Netzwerk-Analysen« in der »Ruhrgebietsmedizin« oder Martin Buchsteiner als »Kommunikationsnetzwerk« in der mecklenburgischen Medizinalverwaltung analysieren.²⁴² Ganz andere Netzwerke, nämlich die Verflechtungen zwischen bundes- und ostdeutschen Ärzten, nimmt Henning Tümmers in seinem Aufsatz zu AIDS in den Blick. Hervorzuheben ist dieser Aufsatz auch wegen seiner Vorschläge zur »Parzellierung« des Untersuchungsgegenstandes Seuchen mithilfe der kulturwissenschaftlichen Katastrophenforschung, um die »Wahrnehmung der betroffenen Gesellschaften sowie deren Vorstellungen von Gefahren«²⁴³ zu untersuchen. Wichtig ist außerdem Tümmers Plädoyer für eine engere Verknüpfung von Medizin- und Zeitgeschichte, erschließt sie der Seuchengeschichtsforschung doch die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Und drittens sind diese konzeptuellen Überlegungen eine notwendige Ergänzung des Sammelbandes insgesamt, weil dieser – von einem eineinhalbseitigen Vorwort abgesehen – ohne Einleitung und Fazit auskommt. Das ist insofern bedauerlich, als der weite Untersuchungszeitraum und die thematische Bandbreite der Beiträge eine Synthese durchaus vertragen hätte. Darüber hinaus wäre eine Einführung mit methodischen und theoretischen Überlegungen Gelegenheit für eine Bestandsaufnahme der neueren Seuchengeschichtsforschung gewesen.

239 *Juliane Gatowski*, Der lange Schatten des Schwarzen Todes – Die Folgen der Pest von 1347 bis 1353 für Bauernschaft, Adel und Klerus in Europa unter besonderer Berücksichtigung Skandinaviens, in: *Wahrmann/Buchsteiner/Strahl*, Seuche und Mensch, S. 37–50; *Anna Mergner*, »Eyn sere grosse sterbunge der pestilencye«. Die Pest im Deutschordensstaat von 1349 bis 1550, in: *Wahrmann/Buchsteiner/Strahl*, Seuche und Mensch, S. 51–75; *Henning Tümmers*, »Synthesekern« Aids. Forschungsperspektiven und Plädoyer für eine Zusammenführung von Zeit und Medizingeschichte, in: *Wahrmann/Buchsteiner/Strahl*, Seuche und Mensch, S. 429–445.

240 *Daniel Ristau*, »Ich glaube fest, sie wird mich verschonen.« Seuchenbewusstsein in Briefen von Mitgliedern der jüdischen Familie Bondi während der Choleraepidemie von 1831, in: *Wahrmann/Buchsteiner/Strahl*, Seuche und Mensch, S. 305–323, hier: S. 305f.

241 *Stefan Wiese*, Gewalt in den Zeiten der Cholera. Begegnungen zwischen Autokratie, Intelligenz und Unterschichten im Russischen Reich während des Cholerajahres 1892, in: *Wahrmann/Buchsteiner/Strahl*, Seuche und Mensch, S. 325–346, hier: S. 346.

242 *Lars Bluma*, Die Hygienisierung des Ruhrgebiets. Das Gelsenkirchener Hygiene-Institut im Kaiserreich, in: *Wahrmann/Buchsteiner/Strahl*, Seuche und Mensch, S. 347–367, hier: S. 367; *Martin Buchsteiner*, Zur Entwicklung der Medizinalverwaltung in Mecklenburg-Schwerin bis 1926, in: *Wahrmann/Buchsteiner/Strahl*, Seuche und Mensch, S. 369–390, hier: S. 373.

243 *Tümmers*, »Synthesekern« Aids, S. 441.

In den letzten Jahren hat die »Mutter aller Pandemien« in der Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit erregt: die Spanische Grippe von 1918/19. Befeuert wurde das Interesse nicht zuletzt von der Gegenwart, sorgte die Angst vor SARS, Schweine- und Vogelgrippe seit der Jahrtausendwende doch für einen schnell wachsenden Markt an populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen.²⁴⁴ Dieses Interesse ist aber auch angesichts der globalen und gravierenden Ausmaße der Spanischen Grippe nachvollziehbar. Schließlich forderte die Grippewelle weltweit bis zu 50 Millionen Tote, allein im Deutschen Reich fielen ihr circa 300.000 Menschen zum Opfer. Umso schwerer ist daher nachzuvollziehen, dass sich die »Historiographie [...] bis in die siebziger Jahre hinein nicht mit dieser Seuche beschäftigt«²⁴⁵ hat, wie Eckard Michels vor Kurzem festgestellt hat. Eine Erklärung für diese Leerstelle der Forschung dürfte in dem »Erklärungsnotstand« liegen, den Wilfried Witte schon als Leitmotiv der zeitgenössischen Auseinandersetzung mit der Grippe treffend benannt hat.²⁴⁶ Wissenschaftler, Ärzte, Politiker und Journalisten blieben beim Auftreten der Krankheit meist ratlos, gab es im Zeitalter der Bakteriologie eben keine Erklärung für den Grippevirus, sodass sie unter Bakteriologen gar als »ephemere Erscheinung abgetan«²⁴⁷ wurde. Witte weist außerdem darauf hin, dass insbesondere in Deutschland aus Sorge vor der »schlechten Stimmung im Volk«²⁴⁸ die Berichterstattung der Presse zurückhaltend geblieben sei, was fatale Folgen für den Historiker habe: »Eine Seuche, die offiziell für nicht der Rede wert erachtet wurde, begünstigt nicht die Überlieferung von Quellen-Überresten«²⁴⁹ – und erst recht nicht die Überlieferung von Traditions-Quellen, wie man hinzufügen könnte.

Witte relativiert diesen Befund im Verlauf seiner Untersuchung selbst, weil er in seiner ebenso gründlichen wie gelungenen Fallstudie die öffentliche Auseinandersetzung mit der Grippe nachverfolgt, die für große Aufmerksamkeit – auch in der Presse – sorgte.²⁵⁰ So blickt Witte sowohl auf die nationale und internationale Presseberichterstattung als auch auf die Reaktionen nationaler Institutionen wie des »Reichsgesundheitsrat[es]« und des Reichsgesundheitsamtes (RGA), von denen die Beschwichtigungspolitik nicht nur mitgetragen, sondern mitunter sogar initiiert wurde.²⁵¹ Dass diese Beschwichtigungspolitik vor Ort zu einem Problem geriet, zeigt Witte anhand der lokalen Krisenbewältigung in Baden. Hier gerieten die Ortsgesundheitsräte und der Landesgesundheitsrat, die Bezirks- und Amtsärzte, die mit den Folgen unmittelbar konfrontiert wurden, häufig in Widerspruch zur offiziellen Leitlinie, schließlich konnte man »auf kommunaler Ebene [...] die Seuche

244 Vgl. etwa *Kirsty Duncan*, *Hunting the 1918 Flu. One Scientist's Search for a Killer Virus*, University of Toronto Press, Toronto/Buffalo etc. 2003, 304 S., geb., 45,95 \$.

245 *Eckard Michels*, Die Spanische Grippe 1918/19. Verlauf, Folgen und Deutungen in Deutschland im Kontext des Ersten Weltkriegs, in: *VfZ* 58, 2010, S. 1–33, hier: S. 2. Einen guten Forschungsüberblick über die internationale Literatur bieten *Howard Philipps*, *The Re-Appearing Shadow of 1918. Trends in Historiography of 1918–19 Influenza Pandemic*, in: *Canadian Bulletin of Medical History* 21, 2004, S. 121–134; *Guy Beiner*, *Out in the Cold and Back*. *New Found Interest in the Great Flu*, in: *Cultural and Social History* 3, 2006, S. 496–505.

246 *Wilfried Witte*, *Erklärungsnotstand. Die Grippe-Epidemie 1918–1920 in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung Badens*, Centaurus Verlag, Herbolzheim 2006, 452 S., kart., 28,50 €. Einen ebenso knappen wie konzisen Überblick über die Geschichte der Spanischen Grippe im Allgemeinen bietet der Essay *ders.*, *Tollkirschen und Quarantäne. Die Geschichte der Spanischen Grippe*, Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 2008, 124 S., geb., 16,90 €.

247 *Berger*, *Bakterien in Krieg und Frieden*, S. 296.

248 *Witte*, *Erklärungsnotstand*, S. 370.

249 *Ebd.*, S. 371.

250 Zur nationalen und internationalen Presseberichterstattung vgl. *ebd.*, S. 96–107.

251 Vgl. etwa die entsprechenden Hinweise zum Umgang mit der Spanischen Grippe im RGA in *ebd.*, S. 112.

nicht völlig ignorieren«.²⁵² Ende Oktober wurde in Baden vor größeren Menschenansammlungen ebenso gewarnt wie vor der Nutzung von Eisen- und Straßenbahn.²⁵³ Interessant sind auch die Belege Wittes, wie die Grippe in den Fokus kommerzieller Interessen geriet. Dass die AEG ihren Wasserkocher im November 1918 »als Hilfsmittel gegen die Grippe«²⁵⁴ empfahl, ist nur eines der Beispiele für diese Aneignungen der Seuche vonseiten der Wirtschaft.

In neueren Forschungen zur Spanischen Grippe werden also wie unter einem Brennglas die wechselseitigen Verflechtungen von Wissenschaft, Politik, Presse, lokaler, regionaler und nationaler Verwaltung, Wirtschaftsunternehmen und Militär erkennbar. Im Umgang mit der Spanischen Grippe zeigt sich daher die Auseinandersetzung verschiedener Akteure um soziale Ressourcen und Zuständigkeiten vor Ort und am Ende des Ersten Weltkriegs – einer Übergangszeit, die in mehreren Staaten eine grundsätzliche Aushandlung sozialer Ordnungen erforderte. Dass die Auswirkungen der Spanischen Grippe vor Ort besonders gut zu erforschen sind, gilt nicht nur für Deutschland, wie Marc Hieronimus in seiner Dissertation belegt. Hieronimus blickt in vergleichender Perspektive auf den »Umgang mit der Spanischen Grippe in Frankreich, England und dem Deutschen Reich«²⁵⁵, vor allem in Marseille, Manchester und Köln. Neben einer Gegenüberstellung der Presseberichterstattung liegt ein großer Schwerpunkt seiner Studie auf der städtischen Krisenbewältigung, an der er zugleich strukturelle Schwierigkeiten der unterschiedlichen Gesundheitssysteme in den Blick nimmt: »Stark verkürzt ließe sich sagen, Frankreich fehlten Ärzte und Medikamente, im Reich verhinderten Hunger und Revolution eine großangelegte Aktion gegen die Grippe. Und in England? ›Carry on‹ war hier die Devise.«²⁵⁶ Obgleich die Dissertation dank des Länder- und Städtevergleichs zu plausiblen übergreifenden Ergebnissen kommt, bleiben einige Fragen offen, die den Ertrag des Buchs etwas schmälern. Erstens fällt der Städte- und Ländervergleich stellenweise knapp aus, fungiert Frankreich beziehungsweise Marseille als »Referenzbeispiel«²⁵⁷, an dem dann auf wenigen Seiten die Gemeinsamkeiten oder Unterschiede in England und Deutschland demonstriert werden.²⁵⁸ Zweitens ist die zusammengetragene Materialfülle Segen und Fluch zugleich; zwar werden viele Quellen ausführlich wiedergegeben, jedoch nicht immer ebenso ausführlich analysiert, sodass einige Abschnitte den Charakter einer – wenn auch sehr nützlichen – Quellenedition bekommen. Verwundert ist man auch angesichts des Vorhabens von Hieronimus, eine Geschichte der »Emotionen« der Grippe zu schreiben, wie sein fünftes Kapitel überschrieben ist, um die Frage »Wie haben die Menschen emotional reagiert?«²⁵⁹ zu beantworten. Hier verzichtet Hieronimus nämlich explizit auf Ego-Dokumente wie Briefe, Tagebucheinträge und Memoiren, da diese zu »apologetisch« und »subjektiv« seien.

Wichtige Vorarbeiten für Wittes und Hieronimus Forschungen zur Spanischen Grippe in stadtgeschichtlicher Perspektive leistete bereits 1992 ein Sammelband von Fred R. Hartesveldt. Hartesveldt ging von den Vorzügen eines »intensive ›case-study‹ approach« aus,

252 Ebd., S. 373.

253 Ebd., S. 138f.

254 Zit. nach: Ebd., S. 203.

255 *Marc Hieronimus*, Krankheit und Tod 1918. Zum Umgang mit der Spanischen Grippe in Frankreich, England und dem Deutschen Reich, Lit-Verlag, Berlin 2006, 220 S., kart., 29,90 €.

256 Ebd., S. 111.

257 Ebd., S. 18.

258 Dieses Vorgehen lässt sich allerdings mit Blick auf die Forschung erklären, liegen für Städte wie Manchester doch bereits erste Studien vor. Vgl. unter anderem *Fred R. Hartesveldt*, Manchester, in: *ders.* (Hrsg.), *The 1918–1919 Pandemic of Influenza. The Urban Impact in the Western World*, Lewiston 1992, S. 91–103.

259 *Hieronimus*, Krankheit und Tod 1918, S. 112.

um »the catastrophe in the local socio-economic context« einzubetten.²⁶⁰ Das Gesamtergebnis des Sammelbandes bleibt zwar sehr allgemein. So stellt Hartesveldt in seiner Einleitung fest, dass sich die Gesundheitspolitik im Städtevergleich oft unterschied oder dass in Städten wie Rio und Chicago ein Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und den Folgen der Grippe bestanden habe, wie er in anderen Städten nicht festzustellen sei, ohne allerdings diese Unterschiede zu erklären.²⁶¹ Umso wichtiger sind daher die einzelnen Fallstudien des Sammelbandes, die der Medizingeschichte das Untersuchungsfeld der Stadtgeschichte erschließen, so wie der gelungene Beitrag von Stephen G. Fritz zu Frankfurt am Main, der die Instrumentalisierung der Spanischen Grippe als lokalpolitisches Argument untersucht und Reaktionen in der Bevölkerung bis hin zu Unruhen in den Blick nehmen kann.²⁶²

Diese Perspektive verfolgt auch Eysyllt W. Jones in ihrer Fallstudie zum kanadischen Winnipeg. Ihre Interpretation der Spanischen Grippe in arbeits-, alltags- und geschlechtergeschichtlichem Blickwinkel schaut nicht nur »von unten« auf soziale Auseinandersetzungen, die mit der Grippe einhergingen, sondern auch auf die langfristigen Auswirkungen in den Familien. Für diese Alltagsgeschichte der Spanischen Grippe erschließt Jones ganz neue Quellenbestände. Individuellen Erfahrungen von Witwen und Waisen spürt sie beispielsweise in den Beständen von Wohlfahrtseinrichtungen nach. Auf dieser Quellengrundlage zeigt Jones anhand von Fallbeispielen auf, »how deeply inscribed by illness and disease were the lives of these families«.²⁶³ Familiäre Folgen beschreibt Jones sowohl in materieller Hinsicht, brachte der Grippetod doch mitunter ganze Familien um ihr Einkommen, als auch in emotionaler Hinsicht. Die bedrückenden Briefwechsel zwischen den Eltern erkrankter Kinder und den Krankenhäusern sind daher eine hervorragende Quelle für eine Gefühlsgeschichte der Spanischen Grippe, wie sie Hieronimus in seiner Dissertation verspricht. Bei Jones werden tatsächlich individuelle Strategien und Gefühle im Umgang mit dem Grippetod deutlich, von Versuchen der Krankenhäuser und Waisenhäuser, die Grippe als schmerzlosen und schnellen Tod zu beschreiben, um Eltern zu beruhigen und eventuellen Schuldvorwürfen vorzubeugen, über Apathie bis hin zur Bestürzung, den der Grippetod bei den Eltern verstorbener Kinder auslöste: »You cannot know«, schrieb beispielsweise eine Mutter an das »Children's Home« im November 1918 zum Tod ihres Sohnes, »what a shock it was for me, for the [boy] seemed to be the only bright spot to look forward when I could have him with me.«²⁶⁴ Neben diesen privaten Folgen geht es Jones mit ihrer Studie noch um eine zweite Perspektive, »that categories of social difference play a defining role in shifting experiences of epidemic disease«.²⁶⁵ Auch für diesen Zusammenhang zwischen Seuchen und sozialer Ungleichheit bietet Winnipeg mit seinen zahlreichen Communitys mit unterschiedlichem Migrationshintergrund ein fruchtbares Untersuchungsfeld. Jones blickt deshalb nicht nur in die Lokalpresse, sondern ebenso in jiddische, isländische, deutsche und ukrainische Presseorgane von Immigranten. Und drittens spürt Jones dem Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und städtischer Gesundheitspolitik nach. So habe die Stadtverwaltung nicht nur eine Einbindung und Zusammenarbeit mit Immigranten und Arbeiterorganisationen gescheut, sondern diese gar ganz bewusst aus Entscheidungsprozessen ausgegrenzt, wie Jones in ihrem Fazit her-

260 Fred R. Hartesveldt, Introduction, in: *ders.*, *The 1918–1919 Pandemic of Influenza*, S. 1–12, hier: S. 2 und 8.

261 Ebd., S. 10.

262 Stephen G. Fritz, Frankfurt, in: *Hartesveldt*, *The 1918–1919 Pandemic of Influenza*, S. 13–32.

263 Eysyllt W. Jones, *Influenza 1918. Disease, Death, and Struggle in Winnipeg*, University of Toronto Press, Toronto/Buffalo etc. 2007, 240 S., kart., 31,95 €, S. 152.

264 Ebd., S. 160.

265 Ebd., S. 165.

vorhebt: »The state took an expert-driven, top-down approach to disease control, rather than one based upon community action and grassroots participation.«²⁶⁶ Dieses Ergebnis bringt Vor- und Nachteile der Studie gut auf den Punkt. Die vielen Stärken der Studie liegen in dem Blick ›von unten‹ auf den gesellschaftlichen Umgang mit der Grippe, der einen breiten Querschnitt durch die Gesellschaft zieht und zugleich auf persönliche Folgen aufmerksam macht. In dieser Hinsicht gibt Jones der allgemeinen Seuchengeschichtsforschung wichtige Impulse. Problematisch bleibt indes die Tendenz einiger Abschnitte, aus historischen Befunden zur sozialen Ungleichheit gegenwärtige Lehren abzuleiten. Dass Partizipation und Integration in Winnipeg im Jahr 1918 keine Leitlinien öffentlicher Seuchenbekämpfung waren, scheint zumindest mit Blick auf den generellen Umgang mit Seuchen im 20. Jahrhundert wenig überraschend.

Noch stärkere und sehr viel problematischere Bezüge zur Gegenwart setzt der Band von Niall Johnson zur Spanischen Grippe in Großbritannien. Johnson spekuliert in seinem Band mehrfach über fatale Folgen neuer Grippeepidemien und unterstreicht damit sein Ansinnen, dass die Geschichte als Lehrmeisterin der Gegenwart diene. Noch heute bestehe »every reason to continue to fear influenza«. Heutige Grippeepidemien »will still wreak havoc, claiming a terrible toll, especially if preparations have not been made (and maintained) for such a possibility«.²⁶⁷ Weiterführender als solche Aktualisierungen ist Johnsons multiperspektivischer Zugriff auf die Seuche: Zu fragen sei demnach, wie »environmental, geographical, political, cultural, biological and medical aspects inextricably bind together to constitute an epidemic«.²⁶⁸ Insbesondere sein Kapitel über »Pandemic geographies« ist für diese Perspektivenerweiterung ein Beleg, zumal Johnson hier seine Kompetenzen als Historiker und Geograf verbinden kann. So spürt er den »human transport networks«²⁶⁹ nach und verfolgt globale Verbreitungswege der Grippe entlang von Eisenbahn- und Schiffslinien sowie das Einsickern der Grippe auf nationaler Ebene über große Städte und Verkehrsknotenpunkte bis in die Landgebiete:

»In Britain the disease seems to have been brought into the country via a number of ports, then moved to the larger urban centers before percolating down the urban hierarchy, being dispersed across the country by the transport networks to cities, towns and villages where contagious diffusion, the person-to-person transmission, spread it at the local level.«²⁷⁰

In diesem Sinne ist die Spanische Grippe ein Kind der Moderne par excellence, profitierte sie doch von der infrastrukturellen Vernetzung europäischer Gesellschaften, wie bereits Philipp Howard und David Killingray hervorgehoben haben: »A modern system of global communications, of steamships and railways, along with the constant and large-scale movement of men and materials for the war, provided the conditions for the easy and speedy spread of the virus.«²⁷¹ In anderen Bereichen wird Johnson seiner Multiperspektivität indes nicht immer ganz gerecht. So fällt auf, dass als soziokultureller Kontext bevorzugt die britische Hauptstadt und Bestände aus den »National Archives« in den Blick genommen werden. Zwar vermutet Johnson durchaus Unterschiede zwischen

266 Ebd., S. 169.

267 Niall Johnson, *Britain and the 1918–19 Influenza Pandemic. A Dark Epilogue* (Routledge Studies in the Social History of Medicine, Bd. 23), Routledge, London/New York 2006, XIV + 271 S., geb., 100,00 £, S. 29 und 34.

268 Ebd., S. XI.

269 Ebd., S. 49–51.

270 Niall P. A. S. Johnson, *The Overshadowed Killer. Influenza in Britain 1918–19*, in: Howard Phillips/David Killingray (Hrsg.), *The Spanish Influenza Pandemic of 1918–19. New Perspectives*, London/New York 2003, S. 132–155.

271 Howard Phillips/David Killingray, *Introduction*, in: *dies.*, *The Spanish Influenza*, S. 1–25, hier: S. 6.

»urban-rural«²⁷² im Umgang mit der Grippe. Konkrete Belege und Fallstudien aus anderen Städten, kleineren Gemeinden oder ländlichen Regionen bleiben indes Ausnahmen. Diese Leerstelle dürfte auch damit zusammenhängen, dass Johnson sich keineswegs auf Großbritannien beschränkt, wie der Titel suggeriert. Vielmehr stellt er seine Befunde zur britischen Insel seine Ergebnisse zum Umgang mit der Grippe in Australien und Südafrika gegenüber, die auf umfangreichen Archivrecherchen basieren. Johnsons Studie hinterlässt damit einen gemischten Eindruck, da sie angesichts großer, geradezu globaler Fragestellungen das methodische Potenzial ihres eigenen Ansatzes nicht immer ganz ausschöpft.

Anhand neuer Beiträge zur Geschichte der Spanischen Grippe lassen sich Probleme und Potenziale der Seuchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts abschließend auf den Punkt bringen. Als Erstes fällt ins Auge, dass der ländliche Raum nach wie vor wenig Berücksichtigung findet. Umso mehr sind regionale Fallstudien wie die von Wilfried Witte oder Antje Strahl hervorzuheben. Strahl nimmt in ihrer Studie zur Spanischen Grippe explizit soziale Milieus »auf dem platten Land«²⁷³ in den Blick. Sie konzentriert sich dabei allerdings vor allem auf den Nachweis von »Zahlen zur Sterblichkeit« in Mecklenburg, um die verbreitete Vorstellung, dass »Ballungsgebiete eher betroffen waren als schwach besiedelte Landstriche«, zu überprüfen.²⁷⁴ Mit dieser Zielsetzung ergänzt sie entsprechende Befunde bisheriger regionalgeschichtlicher Studien zur Spanischen Grippe²⁷⁵, bleibt aber hinter den Möglichkeiten eines regionalgeschichtlichen Zugriffs zurück. Weiterführender als der Nachweis der Sterblichkeit wären etwa Überlegungen zu spezifischen Praktiken, Wahrnehmungsmustern und medikalen Kulturen auf dem Land gewesen, mit denen sich der Umgang mit Gesundheit und Krankheit in städtischen und ländlichen Regionen vergleichen ließe. Dass eine Medikalisierung und Medialisierung Europas in ländlichen Regionen mitunter langsamer voranschritt und hier die Aufmerksamkeitsfenster womöglich weniger weit geöffnet waren für die Wahrnehmung von Pandemien, wäre in diesem Zusammenhang ein Hinweis, Seuchen als »Problem der Provinz«²⁷⁶ genauer in den Blick zu nehmen.

Ertragreich wären außerdem Studien zur Seuchengeschichte, die den Wechselwirkungen zwischen Militär und Zivil systematischer nachgehen. Zwar hat die Forschung zur Spanischen Grippe von Beginn an die Frage aufgeworfen, inwiefern diese den Ersten Weltkrieg beeinflusst, vielleicht sogar ein früheres Kriegsende herbeigeführt habe, wie John Keegan und andere nahelegen.²⁷⁷ In diese Kerbe schlägt auch ein Essayband von Manfred Vasold, der den Wechselwirkungen zwischen Grippe und Erstem Weltkrieg nachgeht. »Noch zur Jahresmitte, vor der Grippe, am Ende des vierten Kriegsjahres«, so lautet sein

272 Vgl. das gleichnamige, leider sehr knappe Kapitel in *Johnson*, Britain, S. 62–63.

273 *Antje Strahl*, Epidemie im ländlichen Raum – Die Spanische Grippe des Jahres 1918 in Mecklenburg, in: *Wahrmann/Buchsteiner/Strahl*, Seuche und Mensch, S. 391–408, hier: S. 395.

274 Ebd., S. 406.

275 Vgl. neben den oben genannten Befunden bei Witte die ersten Fallstudien zu ländlichen Regionen bei *Kristin Olm*, Die spanische Grippe in Sachsen in den Jahren 1918 und 1919, Diss., Leipzig 2001; *Dieter Simon*, Die »Spanische Grippe«-Pandemie von 1918/19 im nördlichen Emsland, in: *Emsländische Geschichte* 13, 2006, S. 106–145; *Utz Thimm*, Die vergessene Seuche – die »Spanische Grippe« von 1918/19, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen* 92, 2007, S. 117–136; *Manfred Vasold*, Die »Spanische Grippe« 1918/19 in Bayern, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 73, 2010, S. 91–117.

276 *Malte Thießen*, Pandemics as a Problem of the Province. Urban and Rural Perceptions of the »Spanish Influenza« (1918–19), in: *Jörg Vögele/Stefanie Knöll/Thorsten Noack* (Hrsg.), *Pandemien und Epidemien in historischer Perspektive/Pandemics and Epidemics in Historical Perspective*, Herbolzheim 2013 (im Erscheinen).

277 *John Keegan*, *Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie*, Reinbek 2000, S. 566.

Befund, »dachte kaum jemand im feindlichen [= alliierten] Lager, dass der Krieg noch im Jahr 1918 enden würde. Die politischen Unruhen in Deutschland und die Meuterei in Marine und Armee schwollen mit der Seuche an. Erst jetzt war das Deutsche Reich zu einem Waffenstillstand bereit.«²⁷⁸ Gewinnbringender als solche Spekulationen zur kriegsentscheidenden Bedeutung der Grippe dürften Studien zum Militär als Katalysator und Infrastruktur für Krankheiten sein. Johnsons »Pandemic geography« bietet hierfür Hinweise zum Zusammenhang von Truppenbewegungen und der Ausbreitung der Seuche, die bereits Howard und Killingray hervorgehoben haben: »If the major industrial states of the world had not been at war when the flu struck, then the infrastructures of total conflict which so easily encouraged the transmission of the virus would not have been in place.«²⁷⁹ Wilfried Witte geht hier noch einen Schritt weiter und forscht in seiner Dissertation über Konflikte zwischen Militär und Zivil, die bei der Bekämpfung der Grippe an der »Heimatfront« aufbrachen. Zu heftigen Widersprüchen kam es beispielsweise bei der Häufung der Grippe in Kasernen und Lazaretten, machte man sich doch zunehmend Gedanken, welche Maßnahmen »zum Schutze [in Erwartung] des Übergreifens der Krankheit auf die Zivilbevölkerung erforderlich sind«²⁸⁰, wie der Chef eines badischen Bezirksamts besorgt warnte.

Seuchengeschichte eröffnet der Sozial- und Kulturgeschichte also Beziehungs- und Verflechtungsgeschichten auf unterschiedlichen Ebenen, im globalen Maßstab ebenso wie »vor Ort«, in den Städten und Regionen. Im 19. und 20. Jahrhundert ist die Geschichte von Seuchen daher kaum zu trennen von der Wirtschafts-, Verkehrs- und Tourismusgeschichte, sind die Mobilität der Moderne und immer dichtere Vernetzung von Waren- und Menschenströmen doch eine Voraussetzung für die rasend schnelle Verbreitung von Infektionskrankheiten. Besonders brisant sind diese Verflechtungen in Zeiten des Kalten Kriegs, denn Seuchen machten keineswegs halt vor dem Eisernen Vorhang. Ulrike Lindner hat nachgewiesen, wie die Bekämpfung von Infektionskrankheiten im Systemgegensatz zu einem Kampf um nationales Prestige und um den Ruf »fortschrittlicher Industrienationen« geriet.²⁸¹ Vor diesem Hintergrund lässt sich Lindners Verwunderung, dass sich die Zeitgeschichte noch kaum der Seuchen angenommen hat, nur unterstreichen: Auch auf diesem Feld wäre noch einiges zu tun für eine Problemgeschichte der Globalisierung.

V. MOBILISIERUNG UND MEDIKALISIERUNG VON KRIEGSGESELLSCHAFTEN

Seit den 1980er Jahren sind Kriege für die Medizingeschichte ein zentrales Thema. Das ist wahrscheinlich kein Zufall, erhöhte doch der »friedensbewegte« Kontext jener Jahre das Bedürfnis auch unter Wissenschaftlern, mit ihrem Blick zurück eine eindringliche Warnung vor einer militärischen Instrumentalisierung der Medizin auszusprechen, wie sie etwa der Sammelband von Johanna Bleker und Heinz-Peter Schmiedebach bietet: »Ob die Medizin friedlichen oder kriegerischen Zwecken dient, hängt nicht von innermedizinischen Normen und subjektiven Zwecken ab, sondern wird lange vorher im histo-

278 *Manfred Vasold*, Die Spanische Grippe. Die Seuche und der Erste Weltkrieg, Darmstadt 2009, S. 134. Während Vasolds oben genannte »Geschichte der Seuchen« insgesamt einen soliden Einstieg bietet, ist dieser Band wegen seiner unklaren Struktur, suggestiven Argumentationen und nicht zuletzt wegen seiner problematischen Belegstruktur – einige Zitate werden belegt, andere nicht – weniger zu empfehlen. Eine differenziertere Auseinandersetzung mit der Bedeutung der Grippe für den Kriegsverlauf bietet *Michels*, Die Spanische Grippe.

279 *Howard/Killingray*, Introduction, S. 12.

280 *Witte*, Erklärungsnotstand, S. 159.

281 *Ulrike Lindner*, Gesundheitspolitik in der Nachkriegszeit. Großbritannien und die Bundesrepublik Deutschland im Vergleich, München 2004, S. 280.

risch-politischen Raum entschieden werden müssen.«²⁸² Blekers und Schmiedebachs Band eröffnete der Forschung ein wichtiges Untersuchungsfeld. Schließlich setzten der Erste und Zweite Weltkrieg zuvor unvorstellbare soziale Dynamiken frei, bewirkten sie doch eine gesellschaftliche Mobilisierung, von der die Medizin in besonderem Maße betroffen war beziehungsweise profitierte. Denn auch der Ärzteschaft gaben beide Weltkriege einen gewaltigen Professionalisierungsschub; sie wurde zu einem zentralen Akteur der Kriegsgesellschaften, wie Berger feststellt: »Die viel zitierte ›Totalität‹ des Ersten Weltkriegs lässt sich auch an der umfassenden Integration der Ärzteschaft ablesen.«²⁸³

Wie umfassend diese Integration war, legt beispielsweise eine Untersuchung von Gine Elsner und Gerhard Stuby zur Rolle von Militärärzten der Wehrmacht und Gerichtsmedizinern in Kriegsgerichtsprozessen um »Selbstverstümmelung« und »Fahnenflucht« nahe.²⁸⁴ Demnach war es wohl mehr als vorseilender Gehorsam, dass viele Ärzte ihre »ärztlichen Fähigkeiten kriegspolitischen Zielen unterordneten«.²⁸⁵ Sie sorgten nicht nur für die Gesundheit beziehungsweise »Waffentauglichkeit« der Soldaten, sondern ebenso für die ›Heimatfront‹ – mit weitreichenden Konsequenzen. So war die Frage zum Umgang mit »Kriegsseuchen«, die von Soldaten auf Heimaturlaub eingeschleppt wurden, kein rein medizinisches Problem. Es ging dabei ebenso um die Aufklärung über Ansteckungsrisiken und damit um grundsätzliche Fragen über Sexualmoral, Geschlechtervorstellungen, Rollen- und Familienbilder.²⁸⁶ Anders gesagt: Die Professionalisierung der Ärzte stabilisierte nicht nur ihre führende Stellung in der Gesundheitspolitik. Sie schrieb ihnen zugleich einen Expertenstatus für gesellschaftliche Fragen zu.

Dass der Erste Weltkrieg von Medizinern als »Experimentierfeld« und »Laboratorium« im eigentlichen Wortsinne verstanden werden konnte und ihnen ein breites Betätigungsfeld sowie neue Ressourcen erschloss, haben bereits in den 1990er Jahren Wolfgang U. Eckart und Christoph Gradmann in ihrem einschlägigen Sammelband nachweisen können.²⁸⁷ Susanne Michl geht in ihrer Dissertation sogar noch einen Schritt weiter. Sie erkundet die institutionellen Voraussetzungen, professionellen Formen und gesellschaftlichen Folgen ärztlichen Denkens und Deutens während des Ersten Weltkriegs im deutsch-französischen Vergleich. Eine Erweiterung bisheriger Forschung ist diese Erkundung auch, weil sie sowohl das ärztliche Wirken an der Front als auch an der ›Heimatfront‹ in den Blick nimmt. Das ist nicht nur folgerichtig, weil im Ersten Weltkrieg eine Trennung zwischen Front und Heimat schwerer als zuvor aufrechtzuerhalten war. Die systematische Massenmobilisierung betraf beide Seiten gleichermaßen und führte zu gesundheitlichen Folgen in allen Schichten und Bereichen beider Gesellschaften. Für die Ausbreitung von

282 *Johanna Bleker/Heinz-Peter Schmiedebach*, Vorwort, in: *dies.* (Hrsg.), *Medizin und Krieg. Vom Dilemma der Heilberufe 1865 bis 1985*, Frankfurt am Main 1987, S. 7–9, hier: S. 9.

283 *Berger*, *Bakterien in Krieg und Frieden*, S. 171.

284 *Gine Elsner/Gerhard Stuby*, *Wehrmachtsmedizin und Militärjustiz. Sachverständige im Zweiten Weltkrieg: Beratende Ärzte und Gutachter für die Kriegsgerichte der Wehrmacht*, VSA-Verlag, Hamburg 2012, 199 S., geb., 16,80 €.

285 *Ebd.*, S. 183. Dieses Ergebnis deckt sich mit Alexander Neumanns Befund, dass Ärzte im Umgang mit Selbstverstümmelung oder Verlängerung der Behandlungsdauer teilweise schärfere Maßstäbe angelegt hätten als die Gerichte selbst. Vgl. *Alexander Neumann*, »Arztum ist immer Kämpfertum.« Die Heeresanitätsinspektion und das Amt »Chef des Wehrmachtssanitätswesens« im Zweiten Weltkrieg (1939–1945), Düsseldorf 2005, S. 191f. und 210–213.

286 Vgl. *Lutz Sauerteig*, *Krankheit, Sexualität, Gesellschaft. Geschlechtskrankheiten und Gesundheitspolitik in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1999.

287 Vgl. unter anderem *Wolfgang U. Eckart*, »Der größte Versuch, den die Einbildungskraft ersinnen kann.« Der Krieg als hygienisch-bakteriologisches Laboratorium und Erfahrungsfeld, in: *dies./Christoph Gradmann* (Hrsg.), *Die Medizin und der Erste Weltkrieg*, Pfaffenweiler 1996, S. 299–319.

Geschlechtskrankheiten galt das in besonderem Maße. Schließlich wurde ihre Ansteckung als »Pflichtverletzung« gegenüber der Nation verstanden, »ob es sich nun um ranghöhere Offiziere«²⁸⁸ oder Mannschaften handelte. In Deutschland kümmerten sich Ärzte zudem intensiv um die Konstitution des ›Volkskörpers‹. Da die Deutschen von Blockaden und Lebensmittelknappheit zunehmend geschwächt wurden²⁸⁹, nahmen Ärzte bald eine »wichtige Rolle in der Rationalisierung der Nahrungsverteilung« ein und traten im Laufe des Kriegs »weniger als Heilpersonen denn als Volksbelehrer«²⁹⁰ auf. Mit besonderem Engagement richteten sie ihr Wirken auf die Gesunderhaltung der »reproduktionsfähigen und zukunftssträchtigen Teile der Bevölkerung«.²⁹¹ Ärzte verstanden sich unter den Bedingungen des Weltkriegs folglich mehr denn je als »Produzenten ärztlicher Ordnungsvorstellungen«.²⁹² Zu einem Problem wurden diese Ordnungsvorstellungen bei den Frauen. Denn hier standen die Ärzte in einem Zielkonflikt zwischen der Aufrechterhaltung der Gebärfähigkeit und der Gesunderhaltung von Frauen im Einsatz für die Kriegswirtschaft. Dass Letzterer in Frankreich offener diskutiert wurde als in Deutschland, ist nur ein Ergebnis der Studie, die die Fruchtbarkeit des Ländervergleichs unterstreicht: Medizin war nicht nur eine Ordnung des Sozialen, sondern immer auch ein Spiegel sozialer Ordnungen, in dem sich nationale Vorstellungen von Geschlecht und Gesellschaft niederschlugen. Dass gesellschaftliche Normen auch eine Rolle beim Umgang mit psychischen Folgen spielten, wird kaum verwundern. Michls Blick auf die »Schockwirkungen« des Kriegs ist aber insofern erhellend, als er das Untersuchungsfeld für emotionsgeschichtliche Fragen und für länderspezifische Konzeptionen von Ängsten an Front und ›Heimatfront‹ eröffnet. Während in Frankreich die »émotions de la guerre« als Phänomen sui generis verstanden und behandelt wurden, herrschte in Deutschland eher eine »pathogene Vorstellungswelt« vor. Hier erkannten Mediziner häufiger in der »inneren Veranlagung« der Kriegsneurotiker eine Ursache für psychische Erkrankungen, was ebenso häufig eine Geringschätzung oder gar Stigmatisierung der »Kriegsneurotiker« zur Folge hatte.²⁹³

Gab bereits der Erste Weltkrieg einen kräftigen Professionalisierungs- und Medikalisierungsschub, boten sich ab 1939 ganz neue Möglichkeiten. »Nicht selten«, so erklärte das zeitgenössische »Merkblatt für beratende Ärzte« der Wehrmacht treffend, »ergeben sich im Kriege einmalige Gelegenheiten für die medizinische Forschung. Sie dürfen nicht ungenutzt vorübergehen.«²⁹⁴ Diesen Gelegenheitsstrukturen spüren Wolfgang U. Eckart und Alexander Neumann in ihrem Sammelband zum Zweiten Weltkrieg nach, eröffnete dieser der deutschen Seite doch eine »neue, bisher unbekannt Dimension im Hinblick auf die Verfügbarkeit von Menschen und Material, die oftmals die bis dahin geltenden ethischen und moralischen Grenzen überschritt«.²⁹⁵ Da zum Sanitätswesen im Zweiten

288 *Michl*, Im Dienste des »Volkskörpers«, S. 179.

289 Vgl. zuletzt aus medizinhistorischer Perspektive *Wolfgang U. Eckart*, »Schweinemord« und »Kohlrübenwinter« – Hungererfahrungen und Lebensmitteldiktatur, 1914–1918, in: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte* 31, 2013, S. 9–31; *Wolfgang Hofer*, Ernährungskrise, Krankheit, Hungertod. Wien (und Österreich-Ungarn) im Ersten Weltkrieg, in: ebd., S. 33–66.

290 *Michl*, Im Dienste des »Volkskörpers«, S. 87.

291 Ebd., S. 90.

292 Ebd., S. 14.

293 Ebd., S. 268.

294 Zit. nach: *Wolfgang U. Eckart/Alexander Neumann*, Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), *Medizin im Zweiten Weltkrieg. Militärmedizinische Praxis und medizinische Wissenschaft im »Totalen Krieg«* (Krieg in der Geschichte, Bd. 30), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2006, 238 S., geb., 34,90 €, S. 9–15, hier: S. 9.

295 Ebd., S. 9.

Weltkrieg bereits Forschungen vorliegen²⁹⁶, konzentrieren sich die Beiträge in dem Band auf die Rolle des Militärs bei Humanversuchen sowie auf den Umgang mit Krankheit und Verwundung von Soldaten. Dass der Krieg eine ärztliche Ethik mitunter auf den Kopf stellt, ist schon für frühere Konflikte nachgewiesen worden. Im ›Totalen Krieg‹ indes gewann eine Entindividualisierung und Funktionalisierung der Medizin erschreckende Ausmaße, wie Eckart am Beispiel Stalingrads zeigt. Unter den Bedingungen der Einkesselung stand das Dilemma der Triage allen Ärzten und Verwundeten unmittelbar vor Augen: Schwere Fälle, wie Bauchverletzungen, wurden »daher zugunsten anderer Eingriffe mit größeren Heilungschancen bald nicht mehr vorgenommen«²⁹⁷, um Medikamenten-Ressourcen und Ärzte für einfachere Behandlungen frei zu halten und die Kampfkraft der Truppe zumindest notdürftig zu erhalten.

Dass entsprechende Selektions-Kriterien auch für das Ausfliegen von Verwundeten aus dem Kessel galten²⁹⁸, macht die Transformation vom Schlacht- zum Experimentierfeld erschreckend nachvollziehbar. Davon spricht etwa die zynische zeitgenössische Umschreibung der »Gesamtsituation« des Kessels von Stalingrad »als medizinisches ›Hungerexperiment‹ im großen Stil«.²⁹⁹ Ulrike Thomas legt mit ihrem Aufsatz zur Verpflegungssituation der Wehrmacht im selben Sammelband nahe, dass man diesen Befund im Grunde auf den gesamten Zweiten Weltkrieg ausdehnen kann. Seit Ende 1941 verschlechterte sich die Ernährungssituation vor allem an der Ostfront erheblich.³⁰⁰ In dieser Mangelsituation waren Mediziner und Ärzte nicht nur an der Front, sondern ebenso in der Forschung gefragt. Experimente der deutschen Militärmedizin mit Ersatzstoffen, die Alexander Neumann in seinem Aufsatz in den Blick nimmt, gingen von Beginn an einen ebenso pragmatischen wie unmenschlichen Weg. Die Mediziner setzten nicht nur auf Humanexperimente unter sowjetischen Kriegsgefangenen, sondern bald auch auf »pharmakologische Produkte«, die zwar eine erhöhte »Suchtgefahr« für die Soldaten mit sich brachten, aber deren Leistungsfähigkeit erhalten sollten.³⁰¹ Dabei stand vor allem »Pervitin« im Fokus medizinischer Interessen, ein Mittel, das gegen Müdigkeit und Konzentrationsschwäche wirkte und bereits »während des Polen- und Frankreichfeldzuges [...] im Großversuch« getestet wurde.³⁰²

Aus Perspektive des Zeithistorikers werfen solche Befunde zur Medizin im ›Totalen Krieg‹ weiterführende Fragen auf, mit denen sich ein neuer »Einblick in das Innere der Wehrmacht«³⁰³ und in die Kriegsgesellschaft des ›Dritten Reichs‹ gewinnen ließe. Für die Wehrmacht deuten beispielsweise die Ergebnisse des Sammelbandes von Eckart und Neumann darauf hin, dass Medizin ein Faktor zur Aushandlung sozialer Hierarchien und

296 Ekkehart Guth (Hrsg.), *Sanitätswesen im Zweiten Weltkrieg*, Herford/Bonn 1990; Alexander Neumann, »Arztum ist immer Kämpfertum.«

297 Wolfgang U. Eckart, *Krankheit und Verwundung im Kessel von Stalingrad*, in: *ders./Neumann, Medizin im Zweiten Weltkrieg*, S. 69–91, hier: S. 71.

298 Ebd., S. 80–86; vgl. dazu auch Wolfgang U. Eckart, *Von der Agonie einer missbrauchten Armee. Anmerkungen zur Verwundeten- und Krankenversorgung im Kessel von Stalingrad*, in: *Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär* (Hrsg.), *Stalingrad – Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt am Main 1992, S. 108–130.

299 Eckart, *Krankheit und Verwundung*, S. 69.

300 Ulrike Thomas, »Ernährung ist so wichtig wie Munition.« Die Verpflegung der deutschen Wehrmacht 1933–1945, in: *Eckart/Neumann, Medizin im Zweiten Weltkrieg*, S. 207–229, hier: S. 223.

301 Alexander Neumann, *Ernährungsphysiologische Humanexperimente in der deutschen Militärmedizin 1939–1945*, in: *Eckart/Neumann, Medizin im Zweiten Weltkrieg*, S. 151–170, hier: S. 151.

302 Ebd., S. 163.

303 Felix Römer, *Kameraden. Die Wehrmacht von innen*, München 2012.

Gruppen – sei es zwischen unterschiedlichen Kampfverbänden, sei es zwischen unterschiedlichen »Rassen«³⁰⁴ oder Diensträngen – darstellte. Die Aufrechterhaltung der Kampfkraft war eben nicht nur eine medizinische Frage, sondern zugleich eine soziale, entschied die Wehrfähigkeit und Wehrwürdigkeit doch über das Leben und Sterben an Front und »Heimatfront«. Diese Spannungsfelder zwischen »Wehr-« und »Volksgemeinschaft«³⁰⁵ ließen sich zukünftig genauer erkunden, um die Wechselwirkungen zwischen Medizin, »Totalem Krieg« und Medikalisierung der Kriegsgesellschaft im Zweiten Weltkrieg zu untersuchen.

Eine ebenso gründliche wie gelungene Analyse dieser Kriegsgesellschaft bietet die Dissertation von Winfried Süß. Er lenkt den Blick von der Front auf die »Heimatfront« und auf Wechselwirkungen zwischen Kriegsgeschehen und dem Wandel der Kriegsgesellschaft und ihrer Gesundheitsverhältnisse. Darüber hinaus leistet Süß aber noch mehr. Er verknüpft medizin- mit sozialgeschichtlichen Fragestellungen, er erweitert die Perspektive für Zusammenhänge von medizinischer Forschung, gesundheitspolitischen Maßnahmen und sozialgeschichtlichen Folgen. Damit gibt seine Studie auch eine Antwort auf die einleitend aufgeworfene Frage, wie sich Berührungsprobleme zwischen Medizin- und Sozialgeschichte überwinden lassen. Überzeugend ist diese Antwort, weil Süß sowohl interdisziplinär vorgeht als auch auf unterschiedlichen Ebenen der Kriegsgesellschaft operiert und stellenweise sogar »im lokalgeschichtlichen Fokus nach der Implementation und den sozialgeschichtlichen Wirkungen gesundheitspolitischer Maßnahmen«³⁰⁶ forscht. Dieser erweiterte Blick deckt dreierlei auf: Erstens spürt Süß den Folgen einer Medikalisierung der Kriegsgesellschaft nach, deren Gesundheitsverhältnisse sich immer stärker unter (kriegs-)funktionalen Gesichtspunkten wandelten. Zweitens gibt die Perspektive vor Ort Auskunft über die Praxis ärztlichen Handelns, in der überraschende Befunde zutage kommen. So dürfte die Feststellung, dass in der ärztlichen Praxis »eher [...] eine niedrige Eindringtiefe nationalsozialistischen Gedankenguts«³⁰⁷ zu beobachten ist, in der Forschung zur NS-Medizin (vgl. Abschnitt VI.) für Erstaunen sorgen. Süß erklärt dieses Ergebnis unter anderem mit Ernst Fraenkels Konzept vom »Doppelstaat« und weist damit auf das Nebeneinander von nationalsozialistischen Lebensbereichen und »Zonen der Normalität« auch und gerade im Gesundheitswesen hin.³⁰⁸ Und drittens ist Süß' Verknüpfung von lokaler, regionaler und nationaler Perspektive sinnvoll, um das »gesundheitspolitische Machtgefüge« mithilfe des Polykratie-Modells zu erkunden, das den Schwerpunkt der ersten Hälfte der Studie bildet. Dass es in diesem Machtgefüge zu massiven Konflikten zwischen den Akteuren kam³⁰⁹, unterstreichen deren unterschiedliche Konzeptionen des »Volkskörpers« sowie der Wandel, den diese Konzepte im Kontext des Kriegsverlaufs erfuhr. Auseinandersetzungen um die »T4-Aktion« oder um das »Gesundheitswerk des Deutschen Volkes« dienen Süß daher als Fallbeispiele, an denen persönliche Interessen

304 Vgl. dazu den Beitrag von *Anne Cottebrune*, Vom Ideal der serologischen Rassendifferenzierung zum Humanexperiment im Zweiten Weltkrieg, in: *Eckart/Neumann*, *Medizin im Zweiten Weltkrieg*, S. 43–67.

305 Vgl. *Christoph Rass*, »Wehrgemeinschaft« und »Volksgemeinschaft«, in: *Dietmar von Reeken/Malte Thießen* (Hrsg.), »Volksgemeinschaft« als soziale Praxis. Neue Forschungen zur NS-Gesellschaft vor Ort, Paderborn 2013, S. 299–322. Zu diesem Sammelband vgl. auch den Forschungsbericht von Janosch Steuwer im vorliegenden Band.

306 *Winfried Süß*, Der »Volkskörper« im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945 (Studien zur Zeitgeschichte, Bd. 65), Oldenbourg Verlag, München 2003, 513 S., geb., 69,80 €, S. 13.

307 Ebd., S. 376.

308 Ebd., S. 377.

309 Winfried Süß bietet im Anhang seiner Arbeit ein umfangreiches biografisches Verzeichnis fast aller Akteure, vgl. ebd., S. 459–480.

und Entscheidungsabläufe gesundheitspolitischer Maßnahmen nachgezeichnet werden können.

Der Krieg als Mobilisierungs- und Transformationsfaktor der Kriegsgesellschaft und ihrer Gesundheitsverhältnisse steht in der zweiten Hälfte der Arbeit im Mittelpunkt. Die Kriegswende 1943 und die Verschärfung des alliierten Bombenkriegs erzwangen eine Optimierung des Gesundheitssystems im Dienste der Kriegführung, was massive Konsequenzen an der ›Heimatfront‹ zur Folge hatte. In diesem Zusammenhang hat Götz Aly bereits in den 1980er Jahren darauf hingewiesen, dass der Luftkrieg als Legitimationsmuster für medizinische Exklusionsprozesse nach Nützlichkeitsabwägungen fungierte.³¹⁰ Betraf die Etablierung einer »scharf differenzierte[n] Wert- bzw. Unwerthierarchie«³¹¹ zunächst »nur« die besetzten Gebiete im Osten im Kampf gegen die ›Kriegsseuche‹ Fleckfieber, avancierte sie im weiteren Kriegsverlauf wegen der ständigen Ressourcenknappheit zur Zentralkategorie, mit der die Gesundheitsverhältnisse im gesamten Reich ›geordnet‹ werden sollten:

»Dort, wo die Hierarchisierung der Kranken nach kriegswirtschaftlicher Verwertbarkeit an Bedeutung gewann, etwa beim Zugang zur knappen Krankenhausversorgung, entwickelte sich geradezu ein Verdrängungswettbewerb, beim dem – idealtypisch gesprochen – Wehrfähige die Zivilkranken, potentiell Produktive die in der Kriegswirtschaft ›Unwertbaren‹, und Sieche und Alterskranke die Psychatriepatienten beiseite schoben.«³¹²

Letztlich betraf die »nationalsozialistische Ungleichwertigkeitsdoktrin«³¹³ also Kriegsgefangene ebenso wie die »Volksgenossen«, deren Körper den Anforderungen des ›Volkskörpers‹ untergeordnet wurden. Auf dem Feld der Gesundheit gewann die Kriegsgesellschaft also besonders scharfe Konturen einer »Leistungsgemeinschaft«, waren die Teilhabe und der Ausschluss aus dem Gesundheitssystem von existenzieller Bedeutung auch für die »ganz normalen Deutschen«. Insofern erschließt Süß mit seinen Forschungen sogar der anhaltenden Debatte um die ›Volksgemeinschaft‹ ein wichtiges Forschungsfeld³¹⁴, das bislang kaum berücksichtigt worden ist, für Prozesse der Inklusion und Exklusion aber neue Erkenntnisse verspricht.³¹⁵ Darüber hinaus könnte dieses »Standardwerk zur nationalsozialistischen Gesundheitspolitik während des Zweiten Weltkriegs«³¹⁶ der NS-Forschung im Allgemeinen Impulse geben, Medizin als gesellschaftliches Konvergenzfeld stärker in den Blick zu nehmen.

In den Weltkriegen nahmen Ärzte eine Rolle als »Wächter der Hygiene« ein. Die Schlachtfelder eröffneten den Medizinern nicht nur gewaltige Experimentierfelder. Im Krieg ergaben sich ebenso gewaltige Gelegenheiten für eine »möglichst ganzheitliche Er-

310 Götz Aly, *Medizin gegen Unbrauchbare*, in: *Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik* 1, 1985, S. 9–74.

311 Süß, *Der »Volkskörper« im Krieg*, S. 230.

312 Ebd., S. 409f.

313 Ebd., S. 410.

314 Den neuesten Forschungsüberblick zur ›Volksgemeinschaft‹ bietet der oben genannte Beitrag von Steuwer in diesem Band. Zur Debatte um die ›Volksgemeinschaft‹ vgl. außerdem den Überblick mit weiterführenden Perspektiven bei *Michael Wildt*, »Volksgemeinschaft« – eine Zwischenbilanz, in: *von Reeken/Thießen*, »Volksgemeinschaft« als soziale Praxis, S. 355–369.

315 Vgl. dazu die Überlegungen zum Zusammenhang von Impfungen und ›Volksgemeinschaft‹ bei *Thießen*, *Vom immunisierten Volkskörper*, S. 46–55.

316 So Rüdiger Hachtmann in seiner Rezension von Winfried Süß: *Der »Volkskörper« im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945*, München 2003, in: *sehpunkte* 4, 2004, Nr. 2 [15.2.2004], URL: <<http://www.sehpunkte.de/2004/02/4132.html>> [31.3.2013].

fassung der Gesellschaft«.³¹⁷ Der Umgang mit psychisch Kranken im Ersten Weltkrieg oder die ›Euthanasie‹ im Zweiten sind für solche Auswüchse einer Professionalisierung und Medikalisierung besonders berüchtigte Beispiele.³¹⁸ Eine kriegsbedingte Medikalisierung betraf gleichwohl nicht nur einzelne Opfergruppen, sondern hatte Auswirkungen auf die ganze Kriegsgesellschaft. Die moralische Erhöhung der individuellen Gesundheitspflege zur nationalen Pflicht und zum Dienst am ›Volkskörper‹ zog jeden Einzelnen zur Verantwortung. Hygiene, medizinische Versorgung und Vorsorge avancierten zum Ausdruck politischer Zuverlässigkeit, während medizinische Nachlässigkeiten massive Sanktionen mit sich bringen konnten – und zwar nicht nur in der ›Volksgemeinschaft‹, wo diese Konsequenzen freilich besonders gut zu beobachten sind.

VI. ›VOLKSGEMEINSCHAFT‹ UND ›VOLKSGESUNDHEIT‹: GESCHICHTE UND NACHGESCHICHTE DER NS-MEDIZIN

Die Behauptung, dass der Nationalsozialismus mittlerweile doch ausgeforscht sei, ist unter Zeithistorikern immer wieder zu hören.³¹⁹ Auch für die NS-Medizin scheint dieser Befund angebracht, wenn man auf die kaum zu überschauende Zahl an Forschungen blickt. »[M]an kann sogar sagen«, stellen Robert Jütte, Wolfgang Eckart, Robert Schmuhl und Winfried Süß im Vorwort ihres Handbuchs »Medizin und Nationalsozialismus« fest, »dass es kein Thema in der Medizingeschichte gibt, das in den letzten 30 Jahren so intensiv erforscht worden ist wie die Rolle der Medizin im Nationalsozialismus.«³²⁰ Tatsächlich hat die Forschung seit den 1980er Jahren eine Flut an Publikationen hervorgebracht, von denen die NS-Medizin als Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, als Geschichte der Gesundheitspolitik und medizinischer Verbrechen, als Sozialgeschichte der Ärzte, Pflege und Patienten erkundet wird.³²¹ Umso hilfreicher ist daher das Handbuch von Jütte, Eckart,

317 *Michl*, Im Dienste des »Volkskörpers«, S. 276.

318 Der Zusammenhang zwischen »Euthanasie« und »Vernichtungskrieg« wird in der Forschung nach wie vor kontrovers diskutiert. Vgl. dazu den Überblick bei *Hans-Walther Schmuhl*, »Euthanasie« und Krankenmord, in: *Robert Jütte* (in Verbindung mit *Wolfgang U. Eckart/Hans-Walter Schmuhl/Winfried Süß*) (Hrsg.), *Medizin und Nationalsozialismus. Bilanz und Perspektiven der Forschung*, Wallstein Verlag, Göttingen 2011, 323 S., geb., 24,90 €, S. 214–255.

319 Vgl. etwa die Beobachtung von *Michael Wildt*, *Volksgemeinschaft. Eine Antwort auf Ian Kershaw*, in: *Zeithistorische Forschungen* 8, 2011, H. 1, S. 102–109.

320 *Jütte*, *Medizin und Nationalsozialismus*, S. 7.

321 Einen Einstieg in den aktuellen Forschungsstand bieten *Eckart*, *Geschichte der Medizin*, S. 211–240; *Volker Roelcke*, *Medizin im Nationalsozialismus. Historische Kenntnisse und einige Implikationen*, in: *Sigfried Oehler-Klein* (Hrsg.), *Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit. Personen und Institutionen, Umbrüche und Kontinuitäten (Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen 1607 bis 2007, Bd. 2)*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 632 S., geb., 72,00 €, S. 13–32; *Ralf Forsbach*, *Medizin im Nationalsozialismus. Voraussetzungen, Verbrechen, Folgen*, in: *Bruchhausen/Schott*, *Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin*, S. 131–149, sowie in vergleichender Perspektive *Winfried Süß*, *Gesundheitspolitik*, in: *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.), *Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich*, München 1998, S. 55–100; zur Ärzteschaft im Nationalsozialismus vgl. vor allem *Martin Rüther*, *Ärztliches Standeswesen im Nationalsozialismus 1933–1945*, in: *Robert Jütte* (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Ärzteschaft. Organisierte Berufs- und Gesundheitspolitik im 19. und 20. Jahrhundert*, Köln 1997, S. 143–193. Empfehlenswert für einen schnellen Einstieg in die Forschung zu medizinischen Verbrechen ist auch der Katalog zur Ausstellung »Tödliche Medizin: Rassenwahn im Nationalsozialismus«, die vom 13. März bis 19. Juli 2009 im Jüdischen Museum Berlin zu sehen war. Neben konzisen Einführungsaufsätzen einschlägiger Autoren zur »Euthanasie«

Schmuhl und Süß, das eine umfassende Bilanz der bisherigen Forschung liefert und zugleich darauf hinweist, dass selbst auf diesem so gut erkundeten Feld noch einiges zu tun ist.

Desiderate sehen die Autoren vor allem in der medizinischen Praxis. Während die Wurzeln der »Eugenik«, »Rassenhygiene« und »Rassenanthropologie« bis tief in das 19. Jahrhundert hinein erkundet worden sind³²² und für die Gesundheitspolitik und das Gesundheitswesen im Nationalsozialismus zahlreiche einschlägige Forschungen vorliegen³²³, ist die Sozial- und Alltagsgeschichte der NS-Medizin für viele Bereiche ungleich schlechter erforscht. So wissen wir seit dem Erscheinen des Standardwerks von Michael H. Kater und mehrerer Anschlussstudien zwar vieles über die Sozialstruktur und sozialen Verhältnisse der Ärzte im »Dritten Reich«. ³²⁴ Gleichwohl liegt der Fokus bei der Analyse von Lebens- und Karriereverläufen immer noch auf besonders herausragenden beziehungsweise abschreckenden NS-Medizinerinnen, während zu den Biografien »ganz normaler Ärzte« ungleich weniger gearbeitet wurde.³²⁵ Wie produktiv dieser Zugriff auf »normale« Ärzte sein kann, beweist etwa Franz-Werner Kerstings Studie zum Verhalten von Anstaltsärzten in Westfalen und ihrem Mitwirken an Krankenmorden. Kerstings individual- und gruppenbiografischer Zugriff bringt nicht nur unterschiedliche Verhaltensprofile zutage, sondern kann wegen des langen Untersuchungszeitraums vom Kaiserreich bis in die Bundesrepublik zugleich den langfristigen Wandlungen eines Berufsfelds nachspüren.³²⁶ Insgesamt gesehen unterstreicht Kerstings Studie zu den Anstaltsärzten indes noch den Befund einer Forschungslücke: Zum ärztlichen Alltag in den Praxen des »Dritten Reichs« liegen bislang allenfalls erste Sondierungen vor, nicht zuletzt jene von Winfried Süß zu »Normen und Praxis ärztlichen Handelns«³²⁷. Weitere Forschungen erscheinen umso dringender, da sich mit ihnen auch das Arzt-Patienten-Verhältnis im »Dritten Reich« genauer vermessen ließe. Schließlich scheint im Nationalsozialismus selbst unter den »eingeschränkten Bedingungen des Krieges« die »Mehrheit der Arzt-Patienten-Kontakte« von »Normalität« geprägt gewesen zu sein, wie Süß vermutet hat.³²⁸

Süß hebt in diesem Zusammenhang zugleich hervor, dass dieser Befund selbstverständlich nicht für sämtliche Ärzte³²⁹ und erst recht nicht für jene Patienten galt, die aus der »Volksgemeinschaft« ausgeschlossen werden sollten. Hans-Walter Schmuhl zeichnet diesen Ausschluss und seine Konsequenzen in seinen beiden Beiträgen zur »Zwangssteri-

(Hans-Walter Schmuhl), »Zwangssterilisation« (Susanne Doetz), »Aktion T 4« (Gerhard Baader), »Kindereuthanasie« (Thomas Beddies) sowie zum »dezentralen Krankenmord« (Wolfgang Rose) versammelt der Band zahlreiche Quellen zu den Opfern und Tätern der NS-Medizin: Jüdisches Museum Berlin (Hrsg.), Tödliche Medizin. Rassenwahn im Nationalsozialismus, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 135 S., kart., 16,90 €.

322 Eine der ersten systematischen, nach wie vor einschlägigen Darstellungen bieten *Peter Weingart/Jürgen Kroll/Kurt Bayertz*, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt am Main 1992.

323 Vgl. die Kapitel »Eugenik und Rassenanthropologie« und »Gesundheitswesen« in *Jütte*, Medizin und Nationalsozialismus, S. 24–38 und 39–105. Einen hervorragenden Überblick über Einführungen, Überblicksdarstellungen, Quellensammlungen und Bibliografien zum Thema bietet Winfried Süß im selben Band auf den S. 11–23.

324 *Michael H. Kater*, Doctors under Hitler, Chapel Hill, NC 1989.

325 *Jütte*, Medizin und Nationalsozialismus, S. 180.

326 *Franz-Werner Kersting*, Anstaltsärzte zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. Das Beispiel Westfalen, Paderborn 1997.

327 Süß, Der »Volkskörper« im Krieg, S. 370–380.

328 Ebd., S. 373 und 376. So auch Süß' Befund in *Jütte*, Medizin und Nationalsozialismus, S. 183.

329 Einen Forschungsüberblick bietet *Robert Jütte*, Die Vertreibung jüdischer und »staatsfeindlicher« Ärztinnen und Ärzte, in: *ders.*, Medizin und Nationalsozialismus, S. 83–93.

lisation« und »Euthanasie« und Krankenmord« in dem Handbuch präzise nach. Bemerkenswert sind beide Forschungsüberblicke übrigens auch, weil Schmuhl als Nestor dieses Forschungsfelds durchaus selbstkritisch mit eigenen Ansätzen umgeht. Das gilt etwa für seinen Befund, dass die »Euthanasie« in »der Geschichte des ›Dritten Reiches« [...] den Umschlagspunkt von der Verfolgung zur Vernichtung« markierte, sodass der »Euthanasie« die Rolle eines Katalysators³³⁰ für den Holocaust zugekommen sei. Obgleich Schmuhl an diesem Befund grundsätzlich festhält, weist er doch auf verschiedene Formen und Phasen der »Euthanasie« – vom Krankenmord in Polen 1939 über die »Kinder-Euthanasie« und »Aktion T4« bis hin zu »regionalen Euthanasien« im Zuge der »Aktion Brandt«³³¹ – hin, die auf Veränderungen in der Praxis der »Euthanasie« mit der Verschärfung des Kriegs hindeuten. Doch nicht nur mit Blick auf den Weltkrieg, auch im Rückblick, auf die Zeit vor 1933, und über die Grenzen Deutschlands hinweg betrachtet die Forschung »Eugenik« und »Euthanasie« mittlerweile in neuem Licht. So wird eine früher konstatierte bruchlose Beziehung zwischen der NS-»Euthanasie« und den Eugenik-Konzepten des 19. Jahrhunderts mittlerweile vielschichtiger gesehen. Bereits in den 1990er Jahren haben Michael Schwartz und andere darauf aufmerksam gemacht, dass die Eugenik keineswegs nur im völkischen Milieu verbreitet war, sondern ebenso in Teilen der Sozialdemokratie und noch in der Weimarer Republik auf Resonanz stieß. Darüber hinaus stand Deutschland beim Thema Eugenik bis in die 1930er Jahre eher in der zweiten Reihe, während die USA oder Skandinavien lange Zeit eine Vorreiterrolle einnahmen.³³²

Insgesamt machen die Forschungsüberblicke im Handbuch also deutlich, dass selbst auf dem Forschungsfeld der NS-Medizin noch weiße Flecken bestehen. Der Einsatz von Zwangsarbeitern beispielsweise ist eine solche Leerstelle, der sich zuletzt Flora Graefe und Volker Roelcke in ihrer Studie zur Medizinischen Fakultät Gießen³³³ sowie die Beiträge des Sammelbandes von Andreas Frewer, Bernhard Bremberger und Günther Siedbürger angenommen haben.³³⁴ Nachdem der Einsatz von Zwangsarbeitern vor allem in der Industrie des ›Dritten Reichs« bereits gründlich erforscht worden ist, nehmen diese Fallstudien nun das Gesundheitswesen in den Blick und fragen nach deren Einsatz in Krankenhäusern und Kliniken sowie nach der medizinischen Versorgung von Fremd-

330 Schmuhl, »Euthanasie« und Krankenmord, S. 214.

331 Ebd., S. 219–233.

332 Vgl. unter anderem Michael Schwartz, »Euthanasie«-Debatten in Deutschland (1895–1945), in: VfZ 46, 1998, S. 617–665; Michael Schwartz, Eugenik und »Euthanasie«. Die internationale Debatte und Praxis bis 1933/45, in: Klaus-Dietmar Henke (Hrsg.), Tödliche Medizin im Nationalsozialismus. Von der Rassenhygiene zum Massenmord (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 7), Köln/Weimar etc. 2008, 342 S., kart., 27,90 €, S. 65–83, als Überblick zudem Heiner Fangerau/Thorsten Noack, Rassenhygiene in Deutschland und Medizin im Nationalsozialismus, in: Schulz/Steigleder/Fangerau u. a., Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, S. 224–246, und insbesondere die umfassende Einbettung bei Wolfgang Uwe Eckart, Medizin in der NS-Diktatur. Ideologie, Praxis, Folgen, Köln 2012, S. 21–99.

333 Flora Graefe/Volker Roelcke, Zwangsarbeiter in der Medizin – Zivile »Fremdarbeiter« als Arbeitskräfte und Patienten am Universitätsklinikum Gießen im Zweiten Weltkrieg, in: Oehler-Klein, Die Medizinische Fakultät, S. 377–392. Vgl. auch Flora Graefe, Arbeitskraft, Patient, Objekt. Zwangsarbeiter in der Gießener Universitätsmedizin zwischen 1939 und 1945, Frankfurt am Main/New York 2011.

334 Andreas Frewer/Bernhard Bremberger/Günther Siedbürger (Hrsg.), Der »Ausländereinsatz« im Gesundheitswesen (1939–1945). Historische und ethische Probleme der NS-Medizin (Geschichte und Philosophie der Medizin, Bd. 8), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2009, 284 S., kart., 49,00 €. Erste Fallstudien zu Zwangsarbeitern und NS-Medizin bietet der Sammelband von Andreas Frewer/Günther Siedbürger (Hrsg.), Medizin und Zwangsarbeit im Nationalsozialismus. Einsatz und Behandlung von »Ausländern« im Gesundheitswesen, Frankfurt am Main 2004.

und Zwangsarbeitern. Die medizinische Versorgung geriet bereits im Zuge der Aufrüstung und spätestens mit der Verschärfung des Kriegs zu einem Problem. Einerseits waren Zwangsarbeiter aufgrund der harten Arbeitsbedingungen besonders anfällig für Krankheiten, sodass sie medizinische Ressourcen in Anspruch nahmen, was sich »zum Schaden der erkrankten Volksgenossen auswirken«³³⁵ musste, wie der leitende Arzt eines niedersächsischen Krankenhauses warnte. Andererseits war eine Aufrechterhaltung der Arbeitskraft im Dienste der Kriegsrüstung erwünscht, sodass Fremd- und Zwangsarbeiter lange Zeit medizinisch durchaus korrekt versorgt wurden, wie Thorsten Neubert-Preine zeigt³³⁶, mitunter sogar »Ausländerkrankenhäuser«³³⁷ entstanden. Es versteht sich von selbst, dass diese Versorgung »nicht unter der Perspektive des individuellen Patientenwohls relevant war, sondern vielmehr unter der Fragestellung, ob die Patienten nach einer eventuellen Entlassung ihrer Funktion als Arbeitskräfte wieder voll oder zumindest eingeschränkt würden nachgehen können«.³³⁸ Diese Behandlung änderte sich allerdings mit dem zunehmenden Masseneinsatz von »Ostarbeitern«, die in der von Winfried Süß konstatierten »(Un-)Werthierarchie« ganz unten standen. Bedrückend nachvollziehbar werden diese Konsequenzen in den Berichten ehemaliger Zwangsarbeiter, die am Ende des Sammelbandes von Frewer, Bremberger und Siedbürger aufgenommen wurden. Obgleich Quellenanhänge wie diese nur zu beifügen sind, ist in diesem Fall bemerkenswert, dass kaum Kontextualisierungen der Berichte geboten werden, wie ihn etwa der erste Aufsatz des Bandes von Günther Siedbürger am Beispiel des italienischen Zwangsarbeiters Giuseppe Chiampo bietet.³³⁹ Bemerkenswerter als diese Petitese bleibt indes das Ansinnen des Bandes, Zwangsarbeit im ›Dritten Reich‹ im Alltag und aus Sicht der Betroffenen nachzuspüren.

Einblick in den Alltag und in die Praxis von Medizinern in der NS-Zeit gewinnen auch neuere Studien zu einzelnen Instituten wie der Berliner Charité, die zuletzt im Rahmen des DFG-Projekts »Die Charité im Wechsel staatlicher Systeme« große Aufmerksamkeit gewonnen hat, oder zur Gießener Fakultät, die im Zuge der 400-Jahr-Feier von mehreren Forschungsprojekten untersucht wurde.³⁴⁰ Für diese Studien gilt dasselbe, was bereits oben über die Potenziale und Probleme einer institutionengeschichtlichen Perspektive gezeigt worden ist (vgl. Abschnitt II.). Erstens bietet der Blick auf Institute und Fakultäten Gelegenheit, die NS-Zeit in langfristige Entwicklungen der Gesundheits-, Wissenschafts- und Sozialpolitik einzubetten und scheinbare Zäsuren zu differenzieren. So weist Volker Roelcke in seinen Beiträgen zur Medizinischen Fakultät in Gießen³⁴¹ und zur Charité

335 Zit. nach: Thorsten Neubert-Preine, Fremd- und Zwangsarbeit in Norddeutschland. Einsatz und Versorgung ausländischer Arbeitskräfte am Beispiel der Industrie in Bomlitz/Landkreis Fallingb., in: Frewer/Bremberger/Siedbürger, Der »Ausländereinsatz« im Gesundheitswesen, S. 33–50, hier: S. 39.

336 Ebd., S. 39–40.

337 Bernhard Bremberger/Frank Hummeltenberg/Manfred Stürzbecher, Das »Ausländerkrankenhause der Reichshauptstadt Berlin« in Mahlow, in: Frewer/Bremberger/Siedbürger, Der »Ausländereinsatz« im Gesundheitswesen, S. 219–270.

338 Graefe/Roelcke, Zwangsarbeiter in der Medizin, S. 391–392.

339 Giuseppe Chiampo/Günther Siedbürger, Zwangsarbeiter, Militärinternierte und ihre Gesundheitsversorgung. Opfer und Zeitzeugen aus Niedersachsen im Bericht von G. Chiampo, in: Frewer/Bremberger/Siedbürger, Der »Ausländereinsatz« im Gesundheitswesen, S. 17–32.

340 Zur Geschichte der Charité von 1710 bis in die 1960er Jahre vgl. Johanna Bleker/Volker Hess (Hrsg.), Die Charité. Geschichte(n) eines Krankenhauses, München 2010; zum Systemwechsel im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit vgl. Sabine Schleiermacher/Udo Schagen (Hrsg.), Wissenschaft macht Politik. Hochschule in den politischen Systembrüchen 1933 und 1945, Stuttgart 2009.

341 Vgl. Roelcke, Medizin im Nationalsozialismus, insb. S. 19–22.

nach, das selbst »massenhafte Zwangssterilisationen und Krankentötungen« nicht »auf die Zeit des Nationalsozialismus [...] beschränkt waren«, sondern nur angesichts »intellektuelle[r] und personelle[r] Kontinuitäten, die weit in die Zeit vor 1933 zurückreichen«, zu verstehen seien.³⁴² Auch Sabine Schleiermacher und Udo Schagen betonen in der Einführung zu ihrem Sammelband, dass Programmatik und Praxis an der Charité in eine »seit Anfang des 20. Jahrhunderts einsetzende Entwicklung der Medizin« einzubetten seien, dank der Sozialdarwinismus und »robuster Fortschrittsoptimismus«³⁴³ eine unheilvolle Verbindung eingingen.

Zweitens sind Institutionen ein geeigneter Untersuchungsgegenstand, um Netzwerke und Konflikte zwischen Akteuren und damit die Handlungsspielräume einzelner Mediziner zu erkunden. Dass in Gießen eine »Selbstgleichschaltung« in der Personalpolitik einsetzte, bevor »vereinzelte Eingriffe des Reichserziehungsministeriums« notwendig waren³⁴⁴, legt nahe, dass Mediziner wie andere Berufsgruppen auch nicht nur auf die neuen Machtverhältnisse reagierten. Vielmehr erschlossen sie sich eigenständig neue Handlungsspielräume, Tätigkeitsfelder und Ressourcen. Auch für die Charité weist Sabine Schleiermacher am Beispiel der beiden Hygieniker Fritz Lenz und Heinz Zeiss nach, wie Universitätsmediziner ihre Expertise in den Dienst der Deportations- und Vernichtungspolitik stellten, um sich Ressourcen für die Forschung zu erschließen:

»Ihre wissenschaftliche Legitimation generierten sie, indem sie eine »natürliche« Verbindung von »Volk«, »Raum« und Krankheit konstruierten. Durch ihre wissenschaftliche Produktion wie Politikberatung trugen sie zur Verschiebung ethischer Wertsetzungen und zur Akzeptanz nationalsozialistischer Vernichtungspolitik bei.«³⁴⁵

Hans-Walter Schmuhls Untersuchung der Forschungspolitik von Charité, Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Deutscher Forschungsgemeinschaft belegt die Konsequenzen dieses wissenschaftlichen Engagements. So hätten genetische Forschungsbeiträge zwar »Details der nationalsozialistischen Erbgesundheits- und Rassenpolitik« kritisiert, was letztlich aber »die nationalsozialistische Biopolitik auf den neuesten Stand der humangenetischen Forschung«³⁴⁶ gebracht habe. Der Sammelband zur Charité präsentiert indes noch andere Verhaltensmuster. So zeigt Udo Schagen, wie der Pharmakologe Wolfgang Heubner seine Verbindungen zum NS-Regime nutzte, um dem inhaftierten und zum Tode verurteilten Robert Havemann durch Forschungsaufträge das Leben zu retten.³⁴⁷ In der institutionengeschichtlichen Perspektive treten also Handlungsmuster und Netzwerke hervor, die das

342 Volker Roelcke, Politische Zwänge und individuelle Handlungsspielräume. Karl Bonhoeffer und Maximilian de Crinis im Kontext der Psychiatrie im Nationalsozialismus, in: Sabine Schleiermacher/Udo Schagen (Hrsg.), Die Charité im Dritten Reich. Zur Dienstbarkeit medizinischer Wissenschaft im Nationalsozialismus, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2008, 272 S., kart., 19,90 €, S. 67–84, hier: S. 83.

343 Sabine Schleiermacher/Udo Schagen, Enthumanisierung der Medizin und die Charité im »Dritten Reich«, in: dies., Die Charité im Dritten Reich, S. 9–22, hier: S. 15.

344 Sigrid Oehler-Klein, Die Medizinische Fakultät Gießen im Nationalsozialismus – ein Überblick, in: dies., Die Medizinische Fakultät, S. 33–44, hier: S. 34.

345 Sabine Schleiermacher, Grenzüberschreitungen der Medizin. Vererbungswissenschaft, Rassenhygiene und Geomedizin an der Charité im Nationalsozialismus, in: dies./Schagen, Die Charité im Dritten Reich, S. 169–188, hier: S. 186.

346 Hans-Walter Schmuhl, Die Charité und die Forschungspolitik der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Deutschen Forschungsgemeinschaft in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Schleiermacher/Schagen, Die Charité im Dritten Reich, S. 229–246, hier: S. 244.

347 Udo Schagen, Von der Freiheit – und den Spielräumen – der Wissenschaft(ler) im Nationalsozialismus. Wolfgang Heubner und die Pharmakologen der Charité 1933 bis 1945, in: Schleiermacher/ders., Die Charité im Dritten Reich, S. 207–228.

ebenso gängige wie grobschlächtige Handlungsmodell von Mitmachen oder Widerstand erweitern.

Und drittens eröffnet der institutionengeschichtliche Zugriff Möglichkeiten, die NS-Medizin(er) tiefer in ihr gesellschaftliches Umfeld einzubetten. Dass sich Berlin für die medizinische Wissenschaft als ungemein produktiver Handlungsraum erwies, legen beispielsweise einige Beiträge des Sammelbandes zur Charité nah. In dieser Zeit, so hebt Johannes Vossen hervor, erlebte die Berliner Universitätsmedizin schließlich »eine Blütezeit«, wahrscheinlich nicht zuletzt wegen der engen Verbindungen, ja »Allianz« zwischen Medizinerinnen und der NS-Elite³⁴⁸, die »vor Ort« präsent war. Gerade Berlin bietet für eine engere Verknüpfung von Medizin- und Stadtgeschichte folglich ein hervorragendes Forschungsfeld. Immerhin liegen mittlerweile mehrere Studien vor, die die Sozial- und Kulturgeschichte der Hauptstadt im »Dritten Reich« untersuchen³⁴⁹, die in medizingeschichtlichen Arbeiten bislang noch nicht aufgegriffen worden sind. Dass Andreas Frewer in seiner Untersuchung des wohl bekanntesten Medizinhistorikers der NS-Zeit, Paul Diepgen, auf die Bedeutung der Planungen Hitlers und Speers für ein »Gross-Berlin« hinweist, von denen auch die Charité in Form eines umfangreichen Neubaus profitieren sollte³⁵⁰, wäre nur ein Hinweis und Anreiz, den Verbindungen von Stadt- und Medizingeschichte nachzugehen.

Ebenso wichtig wie das Füllen einzelner Forschungslücken ist nach wie vor eine engere Verbindung zwischen sozial- und kulturgeschichtlichen sowie sozialwissenschaftlichen Forschungen und Untersuchungen der NS-Medizin. Obgleich das »Dritte Reich« besonders oft und besonders gern als Paradebeispiel Foucaultscher »Biopolitik« und »Bio-Macht« präsentiert wird³⁵¹, bleibt die methodische Reflexion des Herrschafts- und Gouvernamentalitätsbegriffs für die Erforschung der NS-Medizin bislang ungenau.³⁵² Das ist insofern erstaunlich, als sich in dieser Perspektive »unterschiedliche »Handlungsformen und Praxisfelder«³⁵³ genauer fassen ließen, wie Wolfgang Eckart zu Recht hervorhebt. In praxeologischer Perspektive wäre zudem nach der Macht und Ohnmacht der NS-Experten zu fragen beziehungsweise nach den Vermittlungs- und Aushandlungsprozessen medizinischer Deutungsmuster und Nützlichkeitsabwägungen, die auch im »Dritten Reich« nicht im Top-down-Prinzip verordnet werden konnten. Auch die Körpergeschichte, die

348 Johannes Vossen, Willfähige Wissenschaft. Die medizinische Fakultät der Berliner Universität und der Nationalsozialismus, in: *Schleiermacher/Schagen*, Die Charité im Dritten Reich, S. 23–36, hier: S. 36.

349 Vgl. zuletzt unter anderem *Michael Wildt/Christoph Kreuzmüller* (Hrsg.), Berlin 1933–1945. Stadt und Gesellschaft im Nationalsozialismus, München 2013; *Rüdiger Hachtmann/Thomas Schaarschmidt/Winfried Süß* (Hrsg.), Berlin im Nationalsozialismus. Politik und Gesellschaft 1933–1945, Göttingen 2012.

350 Vgl. *Andreas Frewer*, Medizingeschichte und »Neue Ethik« in Berlin. Fachpolitik, NS-Disziplin und SS-Moral (1939–1945), in: *Schleiermacher/Schagen*, Die Charité im Dritten Reich, S. 85–104, insb. S. 98f.

351 Vgl. dazu den konzisen Überblick von *Hans-Walter Schmuhl*, Das »Dritte Reich« als biopolitische Entwicklungsdiktatur. Zur inneren Logik der nationalsozialistischen Genozidpolitik, in: Jüdisches Museum Berlin, Tödliche Medizin, S. 7–21.

352 Zur Herrschaft als sozialer Praxis vgl. *Alf Lüdtke*, Einleitung. Herrschaft als soziale Praxis, in: *ders.* (Hrsg.), Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozialanthropologische Studien, Göttingen 1991, S. 9–63, sowie im selben Band *ders.*, Funktionseliten. Täter, Mit-Täter, Opfer? Zu den Bedingungen des deutschen Faschismus, S. 559–590; *Sven Reichardt*, Praxeologie und Faschismus. Gewalt und Gemeinschaft als Elemente eines praxeologischen Faschismusbegriffs, in: *Karl H. Hörning/Julia Reuter* (Hrsg.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld 2004, S. 129–153.

353 *Eckart*, Medizin in der NS-Diktatur, S. 14. Vgl. hier und auf den folgenden Seiten auch die Überlegungen zu »Sicherheitsdispositiven« und »Biomacht« im Nationalsozialismus.

Walter Hofer und Lutz Sauerteig als Schwerpunkt einer Kulturgeschichte der Medizin starkmachen, könnte für die NS-Gesellschaft noch mehr berücksichtigt werden. Dass das ›Dritte Reich‹ und der Zweite Weltkrieg neue »Erfahrungswelten« von Gesundheit und Krankheit schufen, »Technologien des Selbst« bei der Vorsorge³⁵⁴ und Therapie veränderten oder neue hervorbrachten, legen Winfried Süß' Beobachtungen zum ›Volkskörper‹ im Krieg ebenso nahe wie die Bandbreite »biodiktatorischer Praktiken« der NS-Organisationen »Kraft durch Freude«, »Lebensborn«, »Nationalsozialistische Volkswohlfahrt« und der Praktiken der »Leistungsmedizin« zum Beispiel in der Hitlerjugend und der NS-Frauenschaft, die Wolfgang Eckart in den Blick nimmt.³⁵⁵

Zweifellos ist die NS-Medizin ein besonders erschreckendes Kapitel der Zeitgeschichte. Für die Wissenschaft wird dieser Schrecken mitunter zu einem Problem, wenn er sich in Dämonisierungen niederschlägt, wie sie in der allgemeinen NS-Forschung seit Jahrzehnten diskutiert werden.³⁵⁶ Die populäre Benennung Josef Mengeles als »Todesengel von Auschwitz« bietet für derartige Dämonisierungen einzelner NS-Mediziner nur ein besonders bekanntes Beispiel mit den ebenso bekannten Folgen: Denn der Fokus auf einzelne Täter übersieht die Täter und Mitläufer aus der »zweiten Reihe« – was im Übrigen unter vielen Ärzten nach 1945 durchaus erwünscht war; schließlich lenkte »die Jagd« nach dem »Monster Mengele [...] ab von mancher personellen Kontinuität in der Bundesrepublik.«³⁵⁷ Darüber hinaus bringt dieser Fokus aber auch eine Vernachlässigung von mentalen Kontinuitäten und gesellschaftlichen Kontexten der Zeit vor dem ›Dritten Reich‹ mit sich. Umso hilfreicher ist in dieser Hinsicht die Studie von Florian Bruns zur »Medizinethik im Nationalsozialismus«, die sich explizit gegen vorschnelle Moralisierungen wendet: »Aussagen, die den Nationalsozialismus als eine Zeit des Bösen schlechthin, als eine Zeit ohne Ethik darstellen, vermögen höchstens emotional zu befriedigen.«³⁵⁸ Dass das Einsickern nationalsozialistischer Ideen in die Köpfe der Mediziner ein Prozess mit einer langen Vorgeschichte war, ist daher ein Ergebnis der Monografie, welches bisherige Forschungen zur NS-Zeit für die Erforschung der NS-Medizin fruchtbar macht.³⁵⁹ Außerdem differenziert Bruns verbreitete Vorstellungen, nach denen der Nationalsozialismus einen Bruch mit der medizinischen Ethik bewirkt habe und das Verhalten von Ärzten und Forschern allein »situativen Gegebenheiten entsprang«:

»Die Nationalsozialisten schafften die Ethik nicht ab. Im Gegenteil, sie vertraten und vermittelten ihre Vorstellung von Moral recht offensiv, indem sie etwa mit der Ärztlichen Rechts- und Standeskunde erstmals einen obligatorischen Ethikunterricht für Medizinstudierende an allen deutschen Fakultäten einführten.«³⁶⁰

354 Vgl. *Thießen*, Vom immunisierten Volkskörper.

355 *Eckart*, Medizin in der NS-Diktatur, S. 101–214.

356 Vgl. dazu nach wie vor den Überblick bei *Ian Kershaw*, Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick, Reinbek 1994, sowie zuletzt die pointierte Kritik an aktuellen Tendenzen der Dämonisierung von *Hannes Heer*, »Hitler war's.« Die Befreiung der Deutschen von ihrer Vergangenheit, Berlin 2008.

357 *Tobias Freimüller*, Mediziner. Operation Volkskörper, in: *Norbert Frei* (Hrsg.), Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945, Frankfurt am Main/New York 2001, S. 13–69, hier: S. 41.

358 *Florian Bruns*, Medizinethik im Nationalsozialismus. Entwicklungen und Protagonisten in Berlin (1939–1945) (Geschichte und Philosophie der Medizin, Bd. 7), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2009, 225 S., geb., 46,00 €, S. 15.

359 Vgl. dazu neben den oben genannten Beiträgen von Schmuhl und Fangerau auch die Monografien von *Claudia Koonz*, The Nazi Conscience, Cambridge, MA/London 2003; *Richard Weikart*, From Darwin to Hitler. Evolutionary Ethics, Eugenics, and Racism in Germany, New York 2004.

360 *Bruns*, Medizinethik im Nationalsozialismus, S. 16.

Die Medizinethik im Nationalsozialismus war demnach sowohl ein wichtiges semantisches Feld als auch ein Handlungsfeld und entsprach spezifischen moralischen Vorstellungen, die an frühere völkische Konzepte nahtlos anknüpfen konnten und den ›Volkskörper‹ beziehungsweise das ›Volksganze‹ zum Ziel medizinischen Handelns erhoben. »Kollektivethische Prinzipien galten nicht nur als oberste ärztliche Handlungsmaxime, sondern auch als zutiefst moralisch.«³⁶¹ Bruns spürt dieser Aneignung einer nationalsozialistischen Ethik anhand dreier bekannter Mediziner, Josef Gottlieb, Rudolf Ramm und Joachim Mrugowsky, nach, die als Medizinhistoriker, ärztlicher Standesvertreter und Hygieniker unterschiedliche Legitimations- und Deutungsstrategien im Dienste ihrer medizinischen Ethik verfolgten. Sie leisteten damit in ihrem Bereich quasi eine medizinphilosophische Übersetzung des zeitgemäßen Nützlichkeitsgedankens, standen bei ihnen doch die »kollektivethischen Prinzipien« ganz oben.

Dass solche »Moralkonzepte« vom Primat des ›Volkskörpers‹ und eugenische Vorstellungen nach Kriegsende nicht über Nacht verschwanden, hat zuletzt etwa Henning Tümmers an den zähen und langwierigen »Anerkennungskämpfen« von Zwangssterilisierten nachgewiesen. Bis in die 1980er Jahre hinein seien demnach »volksgemeinschaftliche« Bewertungsmaßstäbe wie »Leistung«, »Stärke« oder soziale Anpasstheit Kriterien für den medizinischen Umgang mit behinderten Menschen gewesen.³⁶² Auch Stefanie Westermanns Studie zum bundesdeutschen »Umgang mit den NS-Zwangssterilisationen« weist nach, dass bei zahlreichen Juristen und Mediziner in Sterilisationsverfahren in der Nachkriegszeit »wenig Zweifel« an ihrer »Akzeptanz eugenischer Zwangseingriffe«³⁶³ aufkamen. Ein breiteres Spektrum dieser medizinischen »Vergangenheitspolitik« nimmt der Sammelband von Sigrid Oehler-Klein und Volker Roelcke anhand der Universitätsmedizin in den Blick. Zunächst einmal bestätigt dieser Band bekannte Befunde bisheriger Forschungen zur »Erinnerungskultur« und »Vergangenheitsbewältigung« beziehungsweise »Geschichts-« und »Vergangenheitspolitik«, nachdem in den späten 1940er und 1950er Jahren Strategien der Schuldabwehr, Selbstviktimisierung oder schlichtweg Schweigen das Gebot der Stunde schienen.³⁶⁴ Schon in dieser Zeit avancierte übrigens eine Dämonisierung einzelner NS-Mediziner zu einer vergangenheitspolitischen Strategie. So kann Sabine Schleiermacher in ihrem Überblicksbeitrag zum Sammelband nachweisen, wie Hochschulmediziner »Einzelpersonen, denen man Unwissenschaftlichkeit vorwarf bzw. eine besondere Nähe zum NS-Staat«, nach 1945 aus dem Universitätsbetrieb ausschlossen, um unter dem Postulat der »unpolitischen Wissenschaft«³⁶⁵ weiterzuarbeiten.

Neue Erkenntnisse zur Vergangenheitspolitik gewinnen die Studien dieses Bandes dank ihrer regionalen Perspektive. So leisten die Fallstudien eine »Lokalisierung« der Vergan-

361 Ebd., S. 175.

362 Vgl. Henning Tümmers, *Anerkennungskämpfe. Die Nachgeschichte der nationalsozialistischen Zwangssterilisationen in der Bundesrepublik*, Göttingen 2011, S. 272.

363 Stefanie Westermann, *Verschwiegenes Leid. Der Umgang mit den NS-Zwangssterilisierten in der Bundesrepublik Deutschland*, Köln 2010, S. 114.

364 Vgl. dazu bereits die Pionierstudien von Peter Reichel, *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit*, Wien 1995; Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1999.

365 Sabine Schleiermacher, *Die universitäre Medizin nach dem Zweiten Weltkrieg. Institutionelle und persönliche Strategien im Umgang mit der Vergangenheit*, in: Sigrid Oehler-Klein/Volker Roelcke (Hrsg.), *Vergangenheitspolitik in der universitären Medizin nach 1945. Institutionelle und individuelle Strategien im Umgang mit dem Nationalsozialismus* (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 22), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 419 S., geb., 69,00 €, S. 21–42, hier: S. 39.

genheitspolitik³⁶⁶, indem einzelne Institute oder Personen in ihr regionales beziehungsweise städtisches Umfeld eingebettet werden, um »lokal spezifische Faktoren«³⁶⁷, zum Beispiel in den vier Besatzungszonen, zu ergründen. Weiterführend sind hierzu auch die übergreifenden Befunde mehrerer Beiträge, etwa zum pragmatischen Einsatz belasteter NS-Mediziner in den Besatzungszonen bei Seuchengefahr³⁶⁸ oder zur Nachkriegskarriere von Spitzenforschern der Kaiser-Wilhelm- und der Max-Planck-Gesellschaft. Carola Sachse weist in diesem Zusammenhang auf das ausgesprochen milde Klima des Kalten Kriegs hin, das ehemaligen NS-Mediziner neue Tätigkeiten im Ausland erschloss. Für die Alliierten waren die Ärzte demnach »weniger als NS-Täter«, sondern »mehr als lebende Reparationsleistung« interessant.³⁶⁹ Dennoch wäre es zu einfach, von einem generellen Entlastungs- und »Schweigekonsens« in der Nachkriegszeit auszugehen. Anregend ist in diesem Zusammenhang die Studie von Sigrid Oehler-Klein zum »Umgang mit den »Altlasten« in Gießen. Sie weist nach, dass über den Umgang mit schwer belasteten NS-Mediziner in erster Linie nach »Kollegialitätsprinzipien«³⁷⁰ entschieden wurde: Es waren also weniger moralische Erwägungen oder Gründe politischer Opportunität als Netzwerke und persönliche Beziehungen, von denen die »Vergangenheitspolitik« bis Ende der 1950er Jahre bestimmt wurde. Auch Hans-Georg Hofer zeichnet für Freiburg im Breisgau ein differenziertes Bild der medizinischen »Vergangenheitspolitik«. Selbstverständlich war auch unter den Freiburger Universitätsmediziner die Meinung verbreitet, dass »wir [...] alle anständige Kerle« seien. Hier wirkte ebenfalls jene »Standessolidarität«, die die Ärzteschaft nach 1945 insgesamt auszeichnete.³⁷¹ Unter den Bedingungen einer »Reinigungspolitik« (Épuration) der französischen Besatzungsmacht, die bei der Entnazifizierung eine »Beteiligung« der betroffenen Institutionen anstrebte, eröffneten sich indes durchaus Handlungsspielräume für kritische oder gar selbstkritische Initiativen, wie Hofer feststellt.³⁷² Solche differenzierenden Zwischentöne des Bandes unterstreichen einmal mehr den Wert von Fallbeispielen und Regionalstudien und sensibilisieren für eine »Vielschichtigkeit im Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit«³⁷³ im Lokalen und Regionalen, den die Herausgeber betonen.

Von diesen Vorzügen profitiert auch ein Band von Boris Böhm und Norbert Haase über Ärztebiografien in und nach der NS-Zeit mit einem Schwerpunkt auf Sachsen. Auch hier zielen die biografischen und lokalen Fallstudien darauf, »den Tätern jenseits dämonisie-

366 Zur »Lokalisierung« der Forschungen zu Vergangenheits- und Geschichtspolitik vgl. die weiterführenden Literaturhinweise bei *Malte Thießen*, Das kollektive als lokales Gedächtnis. Plädoyer für eine Lokalisierung von Geschichtspolitik, in: *Harald Schmid* (Hrsg.), *Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis. Erinnerungskulturen in Theorie und Praxis*, Göttingen 2009, S. 159–180.

367 *Sigrid Oehler-Klein/Volker Roelcke*, Das vergangenheitspolitische Handeln medizinischer Eliten nach 1945, in: *dies.*, *Vergangenheitspolitik*, S. 9–17, hier: S. 12.

368 Vgl. vor allem die Beiträge von Kornelia Grundmann, Andreas Malycha, Udo Schagen und Frank Sparing, alle in: *Oehler-Klein/Roelcke*, *Vergangenheitspolitik*.

369 *Carola Sachse*, Wissenschaftseliten und NS-Verbrechen. Zur Vergangenheitspolitik der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft, in: *Oehler-Klein/Roelcke*, *Vergangenheitspolitik*, S. 43–64.

370 *Sigrid Oehler-Klein*, Kollegiale Maßstäbe und akademisches Selbstverständnis. Der Umgang mit den »Altlasten«, in: *dies.*, *Die Medizinische Fakultät*, S. 502–538, hier: S. 511.

371 *Hans-Georg Hofer*, Zwischen Reinigung und Reintegration. Die Freiburger Universitätsmedizin nach 1945, in: *Oehler-Klein/Roelcke*, *Vergangenheitspolitik*, S. 249–276, hier: S. 254–255.

372 Zur Freiburger Vergangenheitspolitik vgl. auch *Karl-Heinz Leven*, »Diese gelassene Verleugnung von Schuld« – die Medizin und ihre nationalsozialistische Vergangenheit, in: *Bernd Grün/Hans-Georg Hofer/Karl-Heinz Leven* (Hrsg.), *Medizin und Nationalsozialismus. Die Freiburger Medizinische Fakultät und das Klinikum in der Weimarer Republik und im »Dritten Reich«*, Frankfurt am Main 2002, S. 15–33.

373 *Oehler-Klein/Roelcke*, *Das vergangenheitspolitische Handeln*, S. 17.

render Stereotype wie der ›blonden Bestie‹ Kontur zu verleihen« und zugleich der »mehrschichtigen Vergangenheit« von Täterbiografien nach 1945 gerecht zu werden.³⁷⁴ Mit dieser Zielsetzung kommen die Autoren zu wichtigen Ergebnissen für die DDR, ist es doch auffallend, »dass viele der in den Beiträgen dargestellten Ärzte nach 1945 ihre Karriere nahezu bruchlos fortsetzen konnten, und ihre individuelle Mitverantwortung für Medizinverbrechen nicht Gegenstand standesspezifischer oder juristischer Auseinandersetzungen wurde.«³⁷⁵ Damit macht dieser Band deutlich, dass Kontinuitäten von NS-Karrieren kein Spezifikum des Westens waren, wie man angesichts des antifaschistischen Selbstverständnisses der DDR vermuten könnte. So war der (Ost-)Berliner Anatom Hermann Stieve, den Susanne Zimmermann in ihrem Aufsatz untersucht, der Staatssicherheit sogar als »reaktionär bekannt«, denn es verbreitete »in seinen Vorlesungen die nazistische Ideologie«, wie ein Stasi-Mitarbeiter 1951 in einem Bericht festhielt. Andererseits galt Stieve der Staatssicherheit eben auch als »anerkannte Kapazität«, die »zur Zeit fast unersetzlich [sic!]«³⁷⁶ sei, sodass selbst Anklagen von Verfolgtenverbänden wie der »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes« keine Konsequenzen hatten. Auf vergangenheitspolitische Verflechtungen zwischen West und Ost machen die Beispiele jener Grenzgänger wie Hans Heinze aufmerksam, der in der NS-Zeit Leiter der Klinik Brandenburg-Görden war. Heinze war 1946 zwar von einem sowjetischen Militärtribunal wegen seiner Beteiligung an der »Kindereuthanasie« verurteilt worden, setzte nach seiner Entlassung 1952 allerdings in die Bundesrepublik über, wo er 1954 Leiter des Landeskrankenhauses Wunsdorf wurde.³⁷⁷ Das allerdings war wiederum ein eher typisches Beispiel für all jene Mediziner, denen im westlichen Wiederaufbau »die Anpassung an die neuen Verhältnisse«³⁷⁸ reibungslos gelang.

Versucht man abschließend, einige Forschungstrends zur NS-Medizin auf den Punkt zu bringen, fallen zwei Dinge ins Auge. Zum einen macht sich auch in der Medizingeschichte eine Historisierung der NS-Zeit bemerkbar. Waren viele Studien bis in die 1990er Jahre noch stark von moralischen Vorwürfen durchzogen oder an der Entlarvung einzelner NS-Verbrecher interessiert, hat sich mittlerweile ein nüchterner Zugriff durchgesetzt. Gerade weil die Einmaligkeit und Grausamkeit der Verbrechen der NS-Medizin unbestritten ist, fragen neuere Studien stärker nach der Vor- und Nachgeschichte dieser Verbrechen und betten diese in das »Zeitalter der Extreme« (Eric Hobsbawm) ein, um das Spezifische und Radikale ebenso wie das Allgemeine und ›Normale‹ der NS-Zeit zu betrachten. »Die Medizin im Nationalsozialismus«, so hebt Volker Roelcke in diesem Zusammenhang hervor,

374 Boris Böhm/Norbert Haase/Matthias Pfüller, Täterschaft – Strafverfolgung – Schuldentlastung. Ärztebiografien zwischen nationalsozialistischer Gewaltherrschaft und deutscher Nachkriegsgeschichte – zur Einführung, in: Boris Böhm/Norbert Haase (Hrsg.), Täterschaft – Strafverfolgung – Schuldentlastung. Ärztebiografien zwischen nationalsozialistischer Gewaltherrschaft und deutscher Nachkriegsgeschichte (Zeitfenster. Beiträge der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Zeitgeschichte, Bd. 1), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2007, 155 S., kart., 24,00 €, S. 9–28, hier: S. 21 und 23.

375 Ebd., S. 25.

376 Zit. nach: Susanne Zimmermann, »... er lebt weiter in seinen Arbeiten, die als unverrückbare Steine in das Gebäude der Wissenschaft eingefügt sind« – Zum Umgang mit den Arbeiten des Anatomen Hermann Stieve (1886–1952), in: Böhm/Haase, Täterschaft, S. 29–40, hier: S. 31 und 36.

377 Klaus-Dieter Müller, Justizielle Aufarbeitung von »Euthanasie«-Verbrechen nach dem Zweiten Weltkrieg und heute – das Beispiel Hans Heinze (1895–1983), in: Böhm/Haase, Täterschaft, S. 63–92.

378 Freimüller, Mediziner. Operation Volkskörper, S. 47.

»stellt nicht einfach eine abgegrenzte Epoche aus der gesamten Geschichte der Medizin dar, die mit der heutigen Medizin praktisch nichts mehr zu tun hat. Vielmehr sind in der Zeit zwischen 1933 und 1945 problematische Potenziale, die der gesamten modernen Medizin inhärent sind, wie unter einem Vergrößerungsglas besonders deutlich sichtbar geworden.«³⁷⁹

Hinzu kommt eine tiefere und breitere Einbettung der Medizin in die Gesellschaft des ›Dritten Reichs‹, dank der sich sowohl nach dem Gesundheitsverhalten der ›ganz normalen Deutschen‹ wie nach den ›ganz normalen Medizinern‹ und ihrem Anteil an den Verbrechen fragen lässt.

Zweitens ist eine Ausdifferenzierung und Expansion der Forschung zur NS-Medizin wahrnehmbar, die allerdings immer weniger Ergebnisse der allgemeinen NS-Forschung berücksichtigt. Besonders auffällig ist dieser Trend bei Untersuchungen zur Ärzteschaft. Obwohl seit den 1990er Jahren eine Fülle an Studien zu anderen Berufsgruppen des öffentlichen Lebens wie Juristen, Journalisten, Lehrern oder Polizisten vorliegt, findet man in der Medizingeschichte selten Hinweise zu dieser Forschung. Dabei wären solche Bezüge eine Hilfe, das Typische und das Besondere an der Ärzteschaft herauszuarbeiten und nach berufsspezifischen Handlungsmustern und Karriereverläufen zu fragen. Das gilt im Übrigen nicht nur für die Geschichte, sondern ebenso für die »Zweite Geschichte« des Nationalsozialismus³⁸⁰, die Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur: Denn so bestürzend die oben präsentierten Befunde zu den Kontinuitäten der NS-Mediziner nach 1945 auch scheinen, klingen sie im Gesamtüberblick doch erschreckend normal, wie etwa der Sammelband Norbert Freis zu »Hitlers Eliten nach 1945« deutlich macht.³⁸¹

VII. MEDIZINISCHE ETHIK UND GESUNDHEIT ALS TRANSNATIONALES PROBLEM: INTERNATIONALE GESUNDHEITS- UND HILFSORGANISATIONEN

Dass Kriege ein medizinisches und ethisches Problem sind, das internationaler Lösungen bedarf, ist keine neue Erkenntnis. Die beiden Weltkriege allerdings bereiteten der Medizin ganz besondere ethische Probleme (vgl. Abschnitt V.): »Noch am Ende des 19. Jahrhunderts«, so stellen Johanna Bleker und Heinz-Peter Schmiedebach fest,

»konnte die medizinische Hilfe im Krieg, die den verwundeten Soldaten zuteil wurde, primär unter humanitären Gesichtspunkten verstanden werden. Doch während der jahrelang wütenden Weltkriege dieses Jahrhunderts, in denen der Medizin die Aufgabe zufiel, das ›Menschenmaterial‹ immer wieder einsatzfähig zu machen, wurde die medizinische Hilfstätigkeit zu einem Faktor militärischer Strategie.«³⁸²

Die Feststellung eines medizinethischen Paradigmenwechsels im 20. Jahrhundert wird umso plausibler, wenn man die Nachwirkungen des Nationalsozialismus betrachtet. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass ein Großteil der Schlüsseldokumente medizinischer Ethik der Neuzeit infolge des Zweiten Weltkriegs entstand. Der »Nürnberger Kodex« von 1947, das »Genfer Gelöbnis« oder die »Allgemeine Erklärung der Menschenrechte« von 1948 mit ihrer Festschreibung eines Menschenrechts auf »Gesundheit und Wohl [...], ärztliche Versorgung [...] sowie das Recht auf Sicherheit im Falle von [...] Krankheit,

379 Roelcke, Politische Zwänge, S. 67.

380 Peter Reichel/Harald Schmid/Peter Steinbach (Hrsg.), Der Nationalsozialismus – die zweite Geschichte. Überwindung – Deutung – Erinnerung, München 2009.

381 Frei, Karrieren im Zwielficht.

382 Johanna Bleker/Heinz-Peter Schmiedebach, Vorwort, in: dies., Medizin und Krieg, S. 7–9, hier: S. 7.

Invalidität«³⁸³ bezogen sich auch auf Erfahrungen aus dem ›Dritten Reich‹ und dem Zweiten Weltkrieg. Sie sollten Konsequenzen ziehen aus der systematischen Verletzung der Menschenrechte in NS-Humanexperimenten oder im Namen der ›Euthanasie‹, deren Aufarbeitung in der »Nachkriegszeit zu einer erhöhten Sensibilisierung der Öffentlichkeit«³⁸⁴ führte – zumindest aus der Perspektive einer *longue durée*: Im deutschen Falle etwa reichte diese Sensibilität zunächst einmal nur für angebliche Einzeltäter unter den Ärzten.³⁸⁵ Außerdem gaben die Ereignisse im ›Dritten Reich‹ und im Zweiten Weltkrieg entscheidende Anstöße für die Gründung internationaler Gesundheitsorganisation wie WHO oder Weltärztebund. »Die Verbrechen der Nazizeit waren für die neuen Vereinigungen präsent, in besonderem Maße für die Medizin«³⁸⁶, sie legten quasi *ex negativo* die Grundlage, auf der das Programm internationaler Gesundheits- und Hilfsorganisationen aufbauen sollte. Obgleich humanitäre Interventionen »part of diplomatic parlance before 1914«³⁸⁷ wurden, gaben die Erfahrungen des ›Dritten Reichs‹ einer zweiten Globalisierung der Medikalisation Anstoß: Das Scheitern eines Eingreifens gegen medizinische Experimente sowie der Vorwurf »that the world did nothing« during the Holocaust«³⁸⁸ setzten die moralischen Bezugspunkte für Initiativen nach 1945 nicht zuletzt im Gesundheitssektor.³⁸⁹

383 Alle drei genannten »Schlüsseldokumente« finden sich, jeweils ergänzt durch einen kurzen bibliografischen Anhang, in *Andreas Frewer/Stephan Kolb/Kerstin Krása* (Hrsg.), *Medizin, Ethik und Menschenrechte. Geschichte – Grundlagen – Praxis* (Medizin und Menschenrechte. Geschichte – Theorie – Ethik, Bd. 1), V&R Unipress, Göttingen 2009, 329 S., geb., 46,90 €, S. 305–318. Zum »Genfer Gelöbnis« vgl. zudem den Beitrag von *Andreas Frewer*, *Medizinethik 1948. Moral und Menschenrechte in historischer Perspektive*, in: ebd., S. 51–71. Einen breiten Überblick über historische Entwicklungen der medizinischen Ethik vor dem Hintergrund sich wandelnder Gesundheitsvorstellungen bietet das erste Kapitel (I. Historische Voraussetzungen) des Sammelbandes von *Daniel Schäfer/Andreas Frewer/Eberhard Schockenhoff* u. a. (Hrsg.), *Gesundheitskonzepte im Wandel. Geschichte, Ethik und Gesellschaft* (Geschichte und Philosophie der Medizin, Bd. 6), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2008, 308 S., geb., 49,00 €. Den umfassendsten Überblick über die Entwicklung der medizinischen Ethik von der Antike bis heute bietet die Monografie Klaus Bergdolts. Obwohl die Kapitel zum 19. und 20. Jahrhundert in Bergdolts Studie wegen seiner beeindruckenden *Tour d’Horizon* verhältnismäßig knapp ausfallen, ist diese Studie nicht nur als Gesamtüberblick zu empfehlen. Weiterführend ist auch Bergdolts Ansatz, sowohl die philosophisch-ethische Perspektive als auch jene der Ärzteschaft in seine Überlegungen einzuflechten. *Klaus Bergdolt*, *Das Gewissen der Medizin. Ärztliche Moral von der Antike bis heute*, Verlag C.H. Beck, München 2004, 376 S., geb., 29,90 €.

384 *Wolfgang U. Eckart*, *Verletzungen der Menschenrechte. Gefährliche Forschungsversuche vom »Dritten Reich« bis heute*, in: *Frewer/Kolb/Krásá*, *Medizin, Ethik und Menschenrechte*, S. 25–46, hier: S. 40.

385 Vgl. als Einstieg *Freimüller*, *Mediziner. Operation Volkskörper*.

386 *Frewer*, *Medizinethik 1948*, S. 52.

387 *Michael R. Marrus*, *International Bystanders to the Holocaust and Humanitarian Intervention*, in: *Richard Ashby Wilson/Richard D. Brown* (Hrsg.), *Humanitarianism and Suffering. The Mobilization of Empathy*, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2008, 330 S., geb., 99,00 \$, S. 156–174, hier: S. 162. Zur Globalisierung von Gesundheits- und Hilfsorganisationen vor dem Ersten Weltkrieg vgl. auch den knappen, aber konzisen Überblick bei *Peter Walker/Daniel Maxwell*, *Shaping the Humanitarian World* (Routledge Global Institutions), Routledge, London/New York 2008, 176 S., kart., 20,99 £, S. 13–45.

388 Ebd., S. 171.

389 Zur Auseinandersetzung mit der Passivität des Internationalen Roten Kreuzes bei der Vernichtung der europäischen Juden vgl. als Überblick *David P. Forsythe/Barbara Ann J. Rieffer-Flanagan*, *The International Committee of the Red Cross. A Neutral Humanitarian Actor* (Routledge Global Institutions), Routledge, London/New York 2007, 144 S., kart., 19,99 £, S. 15–17.

Gleichwohl war es auch im Kalten Krieg eine Mixtur aus »mercy and manipulation«³⁹⁰, die internationale Gesundheitsprogramme begleitete. Für die 1960er und 1970er Jahre lässt sich etwa zeigen, dass die Beteiligung an Gesundheitskampagnen der WHO Anlass für internationale propagandistische Auseinandersetzungen bot.³⁹¹ Vor dem Hintergrund des Ost-West-Gegensatzes avancierte Gesundheit zu einem gewichtigen Argument in der Systemkonfrontation. Gesundheitssysteme sollten Ausdruck geben von der Überlegenheit des besseren Gesellschaftsmodells, wie Melanie Arndt in ihrer Studie für das geteilte Berlin nachgewiesen hat.³⁹² Medizinische »Global Player« wie die WHO oder das Internationale Rote Kreuz eröffneten für solche Auseinandersetzungen eine Bühne und erfüllten eine Art »Botenfunktion«³⁹³ zwischen den Systemgegnern. Historiker stoßen bei diesem Thema folglich auf ein Forschungsfeld, auf dem nicht nur die Geschichte internationaler Organisationen erkundet werden kann, sondern ebenso eine Globalisierung sozialer Normen. Die Kriege des 20. Jahrhunderts beförderten demnach nicht nur eine Institutionalisierung der Internationalisierung. Sie gaben ebenso entscheidende Impulse für eine Universalisierung gesundheitlicher Konzepte und medizinischer Ethik. Der Blick auf internationale Interventionen und die Aushandlung von Gesundheit und Krankheit verbindet die transnationale Geschichte und die Globalgeschichte daher mit Fragen nach der Aushandlung sozialer Ordnungen, Körper-, Menschen- und Geschlechterbilder.

Ein geeignetes Fallbeispiel ist die Geschichte des Roten Kreuzes, wie David P. Forsythe und Barbara Ann J. Rieffer-Flanagan in ihrem knappen »analytical overview«³⁹⁴ deutlich machen.³⁹⁵ Sie ziehen lange Linien von den Ursprüngen der Organisation in der Schlacht von Solferino 1859 bis in unsere Gegenwart und nehmen dabei insbesondere die beiden Weltkriege und den Kalten Krieg in den Blick. Letzterer dürfte insofern für die Geschichtswissenschaft von besonderem Interesse sein, als sich das Rote Kreuz nach 1945 eine Ausweitung des »international humanitarian law« auf die Fahnen schrieb und sowohl zwischen NATO und Warschauer Pakt als auch in den blockfreien Staaten in Afrika und Asien agierte. Forschungen zum Internationalen Roten Kreuz bieten daher Gelegenheit, gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und transnationalen Verflechtungsgeschichten im Zuge der Blockkonfrontation und der Dekolonisation³⁹⁶ nachzuspüren, eröffnete die Organisation doch eine Arena, in der Vertreter zahlreicher, auch verfeindeter Länder zusammentrafen.³⁹⁷ Darüber hinaus sind internationale medizinische Organisationen und Hilfsorganisationen ergiebige Untersuchungsgegenstände für eine Geschichte der Menschenrechte, die in letzter Zeit unter anderem von Jan Eckel, Daniel Maul und Dietmar Süß erschlossen wird.³⁹⁸ Das hat auch mit einem grundsätzlichen Dilemma zu tun, von dem die Organisation seit ihrer Gründung begleitet wird: »Schon die Rotkreuz-Gründer«,

390 Walker/Maxwell, *Shaping the Humanitarian World*, S. 46.

391 Vgl. Lindner, *Gesundheitspolitik*, S. 280.

392 Melanie Arndt, *Gesundheitspolitik im geteilten Berlin 1948 bis 1961*, Köln 2009.

393 Thießen, *Vorsorge als Ordnung des Sozialen*.

394 Forsythe/Rieffer-Flanagan, *The International Committee*, S. 5.

395 Einschlägiger ist allerdings nach wie vor die Gesamtdarstellung von Dieter Riesenberger, *Für Humanität und Frieden. Das Internationale Rote Kreuz 1863–1977*, Göttingen 1992.

396 Vgl. dazu die Beiträge zum Rahmenthema »Dekolonisation. Prozesse und Verflechtungen 1945–1990«, in: AfS 48, 2008.

397 Forsythe/Rieffer-Flanagan, *The International Committee*, S. 23–25.

398 Jan Eckel, *Utopie der Moral, Kalkül der Macht. Menschenrechte in der globalen Politik nach 1945*, in: AfS 49, 2009, S. 437–484; Daniel Maul, *Internationale Organisationen und die Globalisierung der Menschenrechte*, in: Stefan-Ludwig Hoffmann (Hrsg.), *Moralpolitik. Geschichte der Menschenrechte im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2010, S. 285–311. Vgl. außerdem das Projekt »Humanitarianism in Times of War 1850–2010« von Dietmar Süß und Daniel Maul, aus dem in Kürze ein Sammelband erscheinen wird.

so stellt Robert Dempfer in seiner Geschichte des Roten Kreuzes fest, »haben sich mit dem Argument auseinandersetzen müssen, dass die erste Genfer Konvention von 1864 den Krieg eher attraktiver und damit wahrscheinlicher machen würde, weil sie ihm einen Teil des Leids und des Schreckens nimmt.«³⁹⁹ In diesem Zusammenhang sind Versuche einer Konventionalisierung des Kriegs und einer Normierung seiner gesundheitlichen Folgen im 19. und 20. Jahrhundert eine Verflechtungsgeschichte der besonderen Art, an der sich Aushandlungsprozesse zwischen Militär und Zivilbevölkerung sowie zwischen staatlichen Akteuren und zivilrechtlichen Vereinigungen analysieren lassen.

Sowohl Forsythe und Rieffer-Flanagan als auch Robert Dempfer blicken in ihren Veröffentlichungen auf eines der schwierigsten Kapitel dieser Verflechtungsgeschichte: auf die Verstrickungen des Roten Kreuzes im ›Dritten Reich‹. Tiefere Einblicke bietet dazu die umfangreiche Studie von Birgitt Morgenbrod und Stephanie Merkenich zum Deutschen Roten Kreuz »unter der NS-Diktatur«. Auf den ersten Blick weckt die Studie Skepsis, wurde sie doch vom Präsidium des Deutschen Roten Kreuzes in Auftrag gegeben, obgleich in den 1990er Jahren bereits zwei Monografien erschienen sind, die sich sehr kritisch mit der Rolle des DRK im ›Dritten Reich‹ und seiner Einbindung in das NS-System auseinandersetzen.⁴⁰⁰ Schnell verfliegen ist die Skepsis, wenn man einen zweiten Blick in das Buch wirft. Schon in seiner kurzen Einführung skizziert Hans Mommsen einen faszinierenden Forschungsgegenstand mit Potenzialen auch für die allgemeine NS-Forschung. Schließlich war das DRK »die einzige Großorganisation im Dritten Reich, die auf Grund internationaler Rücksichten sich nicht in direkter Abhängigkeit von der NSDAP befand«. Nach Mommsen ist die Geschichte des Roten Kreuzes »daher exemplarisch für die inneren Machtverhältnisse und Spannungen der NS-Diktatur und wirft ein neues Licht auf die Eskalation der von ihr vorangetriebenen Unterdrückungs- und Gewaltpolitik.«⁴⁰¹ Die Studie zum DRK kann also die NSDAP in einen transnationalen Kontext einordnen und nach den Verflechtungen von Krieg, Medizin und Menschenrechten im Nationalsozialismus fragen. Ausführlich zeichnen die Autorinnen solche Verflechtungen auf personeller Ebene nach. Das gilt etwa für eine »Doppelbindung an NS-Staat und DRK«⁴⁰², wie sie an führenden SS- und DRK-Funktionären nachgewiesen wird. Ins Auge fallen dabei Ernst Grawitz, einerseits Reichsarzt der SS, andererseits geschäftsführender Präsident des DRK, Oswald Pohl, sowohl Chef des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamts als auch DRK-Generalhauptführer, oder Karl Gebhardt, DRK-Generalführer und zugleich Leibarzt Heinrich Himmlers. Inwiefern es sich bei solchen Doppelbindungen um »personelle Infiltrationen des DRK-Präsidiums durch die SS«⁴⁰³ handelte oder ob eine prinzipielle Anschlussfähig-

399 Robert Dempfer, *Das Rote Kreuz. Von Helden im Rampenlicht und diskreten Helfern*, Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien 2009, 317 S., kart., 19,90 €, S. 66. Robert Dempfer war selbst lange Jahre Mitarbeiter des Roten Kreuzes und verbindet mit seiner Publikation zugleich eine »Anleitung für alle [...], die selbst helfen wollen«, wie der Klappentext erklärt. Mit dieser Zielsetzung erklärt sich auch der Aufbau des Bandes. Dempfer bietet im ersten Teil auf knapp 100 Seiten eine verhältnismäßig kritische Selbstdarstellung über die historische Entwicklung des IRK. Im zweiten Teil finden sich Berichte von Helfern, im dritten praktische Hinweise zur Mitarbeit.

400 Vgl. Horst Seithe/Frauke Hagemann, *Das Deutsche Rote Kreuz im Dritten Reich (1933–1939). Mit einem Abriß seiner Geschichte in der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 1993 (Neuaufgabe 2001); Dieter Riesenberger, *Das Deutsche Rote Kreuz. Eine Geschichte 1864–1990*, Paderborn 2002, zum ›Dritten Reich‹ vor allem S. 269–368.

401 Birgitt Morgenbrod/Stephanie Merkenich, *Das Deutsche Rote Kreuz unter der NS-Diktatur 1933–1945*, mit einem Geleitw. v. Rudolf Seiters und einem Vorw. v. Hans Mommsen, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn/München etc. 2008, XV + 483 S., geb., 39,90 €, S. XI.

402 Horst Seithe, Rezension zu Morgenbrod/Merkenich, in: *HZ* Bd. 290, 2010, S. 259–260, hier: S. 260.

403 Morgenbrod/Merkenich, *Das Deutsche Rote Kreuz*, S. 152.

keit für die SS-Ideologie, zum Beispiel in Bezug auf den Antibolschewismus⁴⁰⁴, solche Personalunionen begünstigte – inwiefern also weniger vom DRK »unter« als »in« der NS-Diktatur zu sprechen ist – wäre noch eingehender zu untersuchen. Genauer wäre zudem zu fragen nach gesellschaftlichen Voraussetzungen und Folgen jener sehr viel häufigeren »Doppelbindungen« zwischen DRK und Wehrmacht in Form von Hunderttausenden Helferinnen an der Front und ›Heimatfront‹. Schließlich stellte das Erhalten von Gesundheit insbesondere in der zweiten Kriegshälfte eine existenzielle Ressource dar, mit der die Durchhaltefähigkeit und Kampfkraft der ›Wehr-‹ und ›Volksgemeinschaft‹ gesichert werden sollte.

Dass Morgenbrod und Merkenich sich allzu pointierter Urteile enthalten, wie Franziska Augstein in der Süddeutschen Zeitung moniert hat⁴⁰⁵, ist zwar auffällig, doch nicht negativ zu werten. Schließlich geht diese Zurückhaltung nicht auf Kosten klarer Quellenbelege. Die Befunde zur Mitarbeit des DRK im Sanitätsdienst in den Fremd- und Zwangsarbeiterlagern⁴⁰⁶ sprechen dazu eine ebenso deutliche Sprache wie die Tätigkeit in den frühen Konzentrationslagern, mit der sich das DRK zu einem »willfährige[n] Sprachrohr des ›Dritten Reichs‹«⁴⁰⁷ machte, wie beide Autorinnen betonen. Gewünscht hätte man sich eine pointiertere Thesen- und Methodenbildung allenfalls mit Blick auf Anschlussfähigkeit für weitere Forschungen. Weiterführend wäre außerdem eine umfassendere zeitliche Einbettung gewesen, sowohl in die »Vorgeschichte« des ›Dritten Reichs‹ als auch in seine »Zweite Geschichte«. Der Umgang des DRK mit seiner NS-Vergangenheit hätte mit Sicherheit ein ertragreiches Ausblickskapitel ergeben, zumal Morgenbrod und Merkenich auf diese Nachwirkungen der NS-Zeit an unterschiedlichen Stellen selbst hinweisen. Für solche Forschungen legt die Studie zumindest eine gute Grundlage, zumal, wenn man sie auf die Forschungen zum Zweiten Weltkrieg von Wolfgang Eckart, Alexander Neumann und Winfried Süß bezieht (vgl. Abschnitt V.).

Im Gegensatz zum Roten Kreuz ist eine nicht minder bedeutsame internationale Organisation bislang ungleich weniger erforscht worden. Die WHO der Vereinten Nationen ist seit Jahrzehnten der ›Global Player‹, wenn es um internationale Gesundheitspolitik und medizinische Interventionen geht, und spielt daher in vielen geschichtswissenschaftlichen Studien eine maßgebliche Rolle. Umso schmerzhafter ist daher das Fehlen systematischer Gesamtdarstellungen. Erste Grundlagen könnte hierfür die Studie von Iris Borowy zur »Vorgeschichte« der WHO legen. Sie untersucht die Gesundheitsorganisation des Völkerbundes, die »League of Nations Health Organisation« (LNHO) von ihrer Gründung 1920/21 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Anhand der Kooperationen, vor allem zwischen Großbritannien, Frankreich und dem Deutschen Reich, die im Übrigen selbst nach dem deutschen Austritt aus dem Völkerbund beibehalten wurden⁴⁰⁸, sowie der gewaltsamen Konflikte ab 1939 entfaltet Borowy eine Verflechtungsgeschichte der besonderen Art. Medizin war in dieser Geschichte nicht nur ein Mittel der Auslandspropaganda und Herrschaftslegitimation auf beiden Seiten. Auf alliierter Seite legte sie zugleich die Basis für gesundheitliche Konzepte in der Nachkriegszeit und damit für die Schaffung der »Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen« und letztlich für die WHO, die nach Kriegsende eine Internationalisierung der Gesundheitspolitik voran-

404 Vgl. dazu die Hinweise ebd., S. 451.

405 Franziska Augstein, Die willigen Helfer, in: Süddeutsche Zeitung, 11.5.2010.

406 Morgenbrod/Merkenich, Das Deutsche Rote Kreuz, S. 293f.

407 Ebd., S. 391.

408 Vgl. Iris Borowy, Freundschaft, Feindschaft, Neutralität? Die LNHO des Völkerbundes und das Deutsche Reich während des Zweiten Weltkriegs, in: Eckart/Neumann, Medizin im Zweiten Weltkrieg, S. 17–41, insb. S. 22.

trieb. Es bleibt zu hoffen, dass die Geschichte dieser Internationalisierung bald intensiver erkundet wird und die WHO vermehrt in den Fokus der Forschung gerät.⁴⁰⁹

VIII. POTENZIALE UND PERSPEKTIVEN EINER SOZIAL- UND KULTURGESCHICHTE DER MEDIZIN – FAZIT

Im Gesamtüberblick lassen sich die Potenziale einer Medizingeschichte als Sozial- und Kulturgeschichte in drei Punkten zusammenfassen. Erstens operiert Medizingeschichte an mehreren Schnittstellen moderner Gesellschaften. Obwohl diese Metapher wegen des Sujets dieses Aufsatzes bemüht wirken könnte, benennt sie doch die Vorzüge dieses Forschungsfelds: Medizin, Gesundheit und Krankheit, Ärzte und Patienten, Gesundheitspolitik und Gesundheitskonzepte, Körperwissen und Wissenschaftspraktiken umreißen ein Untersuchungsfeld, auf dem zentrale Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts und Prozesse sozialen Wandels zusammentreffen. Eine Medizingeschichte als Sozial- und Kulturgeschichte eröffnet daher ebenso eine Vielzahl methodischer Schnittstellen. Sie erfordert den Einsatz unterschiedlicher Methoden und theoretischer Zugriffe bis hin zu interdisziplinären Kooperationen. Auch deshalb sind Forderungen nach einem engeren Zusammengehen von Medizin-, Sozial- und Kulturgeschichte oder »Plädoyer[s] für eine Zusammenführung von Zeit- und Medizingeschichte«⁴¹⁰ nur zu begrüßen. Diese Plädoyers sollten indes nicht als Einbahnstraße verstanden werden. Es richtet sich eben nicht nur an Medizin-, sondern ebenso an die Zeit-, Sozial- und Kulturhistoriker, sogar an die Geschichtsdidaktik⁴¹¹, für die sich an den Schnittstellen der Medizin neue Erkenntnismöglichkeiten und eine Fülle neuer Forschungsfelder eröffnen – selbst auf scheinbar ausgetretenen Pfaden der NS- und DDR-Forschung.⁴¹²

Medizin wirft zweitens existenzielle Fragen auf: nach Gesundheit und Krankheit, ja nach Leben und Tod überhaupt, mit denen Gesellschaften und Individuen umgehen. Diese Auseinandersetzung schlägt sich in wissenschaftlichen Konzepten und kollektiven Deutungsmustern ebenso nieder wie in konkreten Maßnahmen und individuellem Verhalten. Als Untersuchungsgegenstand ist Medizin daher immer beides zugleich, Narrativität und Materialität, Diskurs und Praxis. Medizingeschichtliche Studien fordern daher dazu auf, »sozialkonstruktivistische Ansätze« mit Zugriffen auf die »Materialität des Körpers« zu verbinden und »materiell-basierte Praktiken« zu untersuchen.⁴¹³ Auch diese Herausforderung sollten nicht nur Medizinhistoriker ergreifen. Vielmehr könnten medizinische Themen einen Ausweg aus jener oft lähmenden Dichotomie weisen, die gelegentlich noch in Debatten um Gegensätze zwischen der Sozial- und Kulturgeschichte aufscheint. In diesem Sinne sensibilisieren aktuelle Forschungen zur Medizingeschichte sowohl für »crossroads« und »Kontaktzonen« zwischen Medizin und Gesellschaft als auch für Kontaktzonen zwischen Sozial- und Kulturgeschichte.

409 An einer Pionierstudie zur »Genese der Weltgesundheitspolitik« der WHO von den 1940er bis in die späten 1960er Jahre arbeitet zurzeit Thomas Zimmer von der Universität Freiburg.

410 *Tümmers*, »Synthesekern« Aids.

411 Vgl. dazu die Überlegungen der Beiträge zum Themenheft »Medizingeschichte« vom Verband der Geschichtslehrer Deutschlands (Hrsg.), *geschichte für heute* 3, 2010, H. 3, Wochenschau Verlag, 144 S., kart., 14,00 €.

412 Für die DDR vgl. zuletzt unter anderem *Francesca Weil*, Zielgruppe Ärzteschaft. Ärzte als inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung. Berichte und Studien, Bd. 54), V&R unipress, Göttingen 2008, 308 S., kart., 32,90 €.

413 *Thomas Schlich*, Zeitgeschichte der Medizin. Herangehensweise und Probleme, in: *Medizin-historisches Journal* 42, 2007, S. 269–298.

Und drittens ist das Erforschen dieser Kontaktzonen im 19. und 20. Jahrhundert von besonderem Reiz. Grundsätzliche Entwicklungen wie die Bürokratisierung, Globalisierung, Verwissenschaftlichung, Liberalisierung und Individualisierung beziehungsweise Subjektivierung oder Personalisierung lassen sich auf dem Feld der Medizin erfassen und differenzieren. Die Medikalisierung des ›Volkskörpers‹ und die Erforschung des individuellen Körpers, die staatliche Vorsorge kollektiver Gesundheitsgefahren und Optimierung gesellschaftlicher Gesundheitsverhältnisse bewirkten und fußten auf einer Ordnung des Sozialen, in der sich das Verhältnis zwischen Allgemeinwohl und individuellen Freiheitsrechten, mithin die Formierung des Sozialstaats niederschlug. Mehr denn je bedeutete Medizin im 19. und 20. Jahrhundert ein Austarieren zwischen den Bedürfnissen der Nation und denen des Einzelnen, ging es um das Verhältnis zwischen Staat und Staatsbürger, zwischen Frauen und Männern, zwischen Experten, Politikern, Unternehmern und Patienten. In medizinischer Perspektive umschrieb Gesellschaft oft »ein kollektives Ganzes, dem sozusagen analog einem Subjekt häufig ein überindividuelles Wohl, Wille, Ziel zugeschrieben und das auf eine überindividuelle Zukunft orientiert war und wurde«⁴¹⁴, oder kurz: Medizingeschichte macht für das Spannungsfeld zwischen individuellem Körper und ›Volkskörper‹ aufmerksam und ist damit ein Forschungsfeld, auf dem »moderne Staatsbürgerschaft und ihre Grenzen«, ja die Entstehung eines »citizenship« im 20. Jahrhundert hervortreten.⁴¹⁵

Damit bietet eine Medizingeschichte als Sozial- und Kulturgeschichte Chancen, »multiple modernities« in ihrer »Vielfalt« ernst zu nehmen⁴¹⁶ und das Kontingente, Zufällige und Widersprüchliche im Blick zu behalten.⁴¹⁷ Neue Forschungen zu Medizin und Gesundheit sind ein Appell, »universalisierende ›Passepartout‹-Kategorien«⁴¹⁸ der Moderne zu differenzieren oder aufzulösen. Zwar erscheinen Medizin und Gesundheit auf den ersten Blick als besonders naheliegende Untersuchungsgegenstände, um dem Leitmotiv der Moderne, einem »pursuit of perfection«⁴¹⁹ nachzuspüren. Zweifellos eröffnete eine Medikalisierung den Zeitgenossen tatsächlich neue Handlungsräume und Erwartungshorizonte. Allerdings macht ein zweiter Blick deutlich, »dass diese freigesetzten Möglichkeiten in ihrer materiellen Eigenmächtigkeit und in ihren unbeherrschbaren Entfaltungslogiken ihre Schöpfer mit Überraschungen«⁴²⁰ konfrontierten und gelegentlich mehr Probleme aufwarfen, als sie zu lösen versprochen. In diesem Sinne versteht eine »Medizingeschichte in der Erweiterung« die Moderne als Problemgeschichte, deren Nachwirkungen bis heute spürbar sind.

414 *Jürgen Cromm*, Gesellschaft versus Individuum. Bevölkerungswissenschaftliche Standorte und Postulate in der Zeit vor dem Nationalsozialismus, in: *Rainer Mackensen* (Hrsg.), *Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik vor 1933*, Opladen 2002, S. 77–102, hier: S. 98.

415 Vgl. *Andreas Fahrmeir*, Die moderne Staatsbürgerschaft und ihre Grenzen. Anmerkungen zu T. H. Marshalls »citizenship«-Konzept, in: *HZ* Bd. 286, 2008, S. 641–655.

416 *Shmuel N. Eisenstadt*, *Die Vielfalt der Moderne*, Weilerswist 2000; *ders.*, *Multiple Modernities*, New Brunswick 2002.

417 Vgl. *Ute Daniel*, *Hoftheater. Zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1995, S. 456–458.

418 *Hans Medick*, »Missionare im Ruderboot«? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *GG* 10, 1984, S. 295–319, hier: S. 302.

419 *Jakob Tanner*, *Historische Anthropologie*. Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 3.1.2012, URL: <<http://docupedia.de/zg/>> [31.3.2013], S. 12.

420 Ebd.

Summaries

Stefan Berger, Ways and Aberrations of Democratic Socialism. The Attitude of Labour Party and SPD towards Capitalism during the Nineteenth and Twentieth Centuries

The British Labour Party and the German Social Democratic Party have certainly made a significant contribution towards the programmatic orientation of Social Democracy at an international level during its 150 years of history. Outlining the politics of both parties from the nineteenth century to the present, I will examine and compare the programmatic approaches of both Labour Party and SPD towards democratic socialism and their role in the context of international Social Democracy. In doing so, I will focus on tensions resulting from two basic aspects of socialist programmatic thought and political objectives: There is firstly the programmatic ambition of overcoming capitalism and secondly the aim to democratise politics and all aspects of life. These tensions were fundamental for the history of Social Democracy during the nineteenth and twentieth centuries.

Bernhard Degen, Social Democracy in the Electoral System of Switzerland

Swiss Social Democracy could not make its mark as a pioneer of democracy. A bourgeois and petty-bourgeois democratic movement had already taken this position long before the political organisation of the workers' movement was founded. In 1848, universal, equal and direct suffrage had been introduced at the national level. Its flaws, which were to a large extent caused by local and regional interests, did not qualify as a sufficient basis for agitating and campaigning on the part of the workers' movement. The first-past-the-post system reduced the chances of workers' organisations to succeed politically and repeatedly assigned them the thankless role as junior partner of left-leaning bourgeois parties. Thus, for a long time there was no prospect of establishing an autonomous Social Democratic party. In addition, Switzerland during the nineteenth century was politically segmented. Hence, a critical mass to establish a sustainable party organisation was lacking in most places. After two failed attempts Social Democrats, together with other minorities, were finally able to enforce proportional representation after the end of the First World War. Due to the new electoral system, they gained more seats in the National Assembly, yet their votes still remained under 30 %.

Bernd Faulenbach, The Revolutions of 1989/90 and their Impact on German Social Democracy in the European Context

Hitherto, academic and scholarly discourses on »structural changes« in Western European societies during the 1980s and 1990s have been running parallel but not connected to discussions about the final crisis of Soviet Communism, the 1989/90 revolutions in Eastern Europe and their repercussions. The article discusses contemporary Social Democratic attempts of dealing with both aspects. During the 1980s, the SPD opposed neoliberalism, yet took up impulses from the alternative political movements. The party tried to continue its successful »Ostpolitik« (politics towards the East), but struggled to integrate dissident and oppositional movements in East Central Europe into its policy model. Against this background, it is not surprising that Social Democratic reactions on the revolutions of 1989/90 were inconsistent. Only a few Social Democrats, among them Willy Brandt and other older party representatives as well as the newly founded Social Democracy in the GDR, made effective attempts to use the new opportunities for action. Yet both failed in putting a Social Democratic mark on the revolutionary events. The simultaneity of very different requirements during the 1980s and 1990s overstrained Social Democracy and its concept of politics to some extent.

Joris Gijzenbergh, The Semantics of »Democracy« in Social Democratic Parties. Netherlands, Germany and Sweden, 1917–1939

This article examines how Social Democrats in the Netherlands, Germany and Sweden during the interwar years understood and used the concept of »democracy«. The focus is on the Dutch SDAP and its view of its sister parties, while the SPD and the SAP are studied for comparison. The article studies how they defined »democracy« and related phrases, when and why they stressed varying meanings and how they used their vocabulary in order to advance their political agenda. In this respect, this article differs from literature that analyses how much value Social Democrats attributed to the parliamentary regime. Advocates of revolution and reform not only talked differently about a democratic state form and a democratic society, but also discussed a democratic way of life. Within these spheres, Social Democrats referred to numerous types of democracy. Their internal debate about democracy entailed more than a choice for or against parliamentary institutions to gain power.

Susanne Götze, The »Parti socialiste unifié« (PSU) in the 1960s. A New Socialist Approach beyond SFIO and PCF as a »Third Way« during the Cold War

From radical left-wing to revisionist concepts: The French »Parti socialiste unifié« (PSU) was a party betwixt and between. Its heterogeneous members dared to try a completely new left-wing project in light of the crisis of traditional parties such as SFIO and PCF after the end of the fourth republic in 1958. Since 1960, disappointed Communists, Trotskyists, Socialists, Council Communists and Mendesists took up the challenge of re-defining socialism to avoid the mistakes made by the traditional Left. Thus, PSU members formed an intellectual »laboratory« prior to the May revolt in 1968. Despite internal conflicts – which hindered the party's success for more than 30 years – the members of the PSU were unanimous in their stand against colonialism, centralism, authoritarianism and capitalism. Neither the Western welfare system nor Soviet »real socialism« found the PSU's approval. By championing a position in between, the party tried to establish a modern concept of socialist thought as a »third way« in Europe during the Cold War.

Joachim C. Häberlen, Comrades Getting Their Knives out? On the Disintegration of the Left Proletarian Milieu in Leipzig at the End of the Weimar Republic

Using the example of the workers' movement in Leipzig, the article examines how the »left proletarian« milieu at the end of the Weimar Republic eroded. I will analyse social practices at the grassroots level and develop hypotheses about how the disintegration of the milieu is to be explained by looking at three different areas. Firstly, I discuss political violence in particular between Social Democrats and Communists. Secondly, I analyse the repercussions of the contested issue of the party-politicisation of the working-class milieu. Thirdly, the role of trust and mistrust between both parties of the workers' movement is investigated. It becomes evident that SPD and KPD had diametrically opposed ideas about political practice and thus also about political participation, which made any cooperation between the parties against the National Socialists particularly difficult.

Lutz Häfner, »Comrades«? Conceptions of Socialism and Political Practice of the Russian Socialist Revolutionary Party and Its Relationship to the German SPD, 1902–1914

The »Party of Social Revolutionaries« (PSR) pursued a concept of socialism that differed from the ideas of other European Social Democratic parties. It was neither an avant-garde organisation of professional revolutionaries nor a proletarian mass party. It claimed to be a party of all working people: labourers, farmers and intellectuals. There were various reasons why the PSR especially approached farmers, including the low level of indus-

trialisation and the social structure of the predominantly agrarian Russian Empire. It is fair to assume that the knowledge about the »agrarian question« – which was highly debated in the German SPD in the mid-1890s and alienated farmers from the party – also influenced the PSR. The PSR programme foregrounded anti-capitalism, socialisation of land and terrorism as important means in the political fight against the absolute ruler. Until the revolution of 1905, the Russian Empire did not have a public sphere to speak of: neither the right of assembly, nor a parliament or an uncensored press. Other European countries and the international public, including the German SPD, showed understanding for the »propaganda of action« against high-ranking state representatives between 1902 and 1905, since they considered the autocracy of the Tsar as tyranny.

Harm Kaal, Constructing a Socialist Constituency. The Social Democratic Language of Politics in the Netherlands, c. 1890–1950

This article explores the language of politics of the Dutch »Sociaal-Democratische Arbeiderspartij« (SDAP) in election campaigns between 1894 and 1948. It challenges the dominant interpretation of the SDAP as the political representative of the working class. Long before the notion of »volkspartij« would become the hallmark of electoral politics, the social democrats tried to broaden their appeal by targeting specific occupational groups outside the working class, like farmers, shopkeepers and market gardeners. Moreover, from early on, the SDAP used religious discourse to lure voters away from the confessional parties. In the late 1930s, the party reformulated its political discourse. Its ambition to be a broad-based people's party from now on was underpinned by a practical, predominantly non-religious and non-Marxist, but nonetheless anti-capitalist language of politics that centred on the party's social-economic agenda and would remain dominant after the Second World War.

Philipp Kufferath, Networks as Strategic Alliances and Latent Resource. Left-wing Opposition within the Social Democratic Milieu and Its Attempts to Gain a Foothold after 1945

Between 1945 and 1960, the left-wing opposition within the Social Democratic milieu in the Federal Republic gained a foothold at the fringes of the party by using personal contacts and informal networks. The generation of those who had experienced resistance and exile from 1933 to 1945 and gained contacts during this period played a significant role in this context. Confidential circles, often based on personal friendships, were essential temporary strategic alliances to influence decision-making in the SPD and the trade unions behind the scenes. Other contacts served as a latent resource for some activists, which could be activated in specific situations for political agendas or for personal purposes. Both a learning process and habitual and political tensions evolved between the generations. The centralistic structure of the party and the political culture of the Cold War undermined a democratic, controversial debate. They also hindered the cooperation between individuals with a high theoretical and political profile, small circles and their journals. Left-wing socialist networks were challenged in particular by the question of how to deal with Communism and by the antagonism between own convictions and loyalty to the party. These challenges were answered in many different ways.

Wim van Meurs, Democracy or Socialism? Peasant Parties in Southeastern Europe as Supporters of Democratisation at the Turn of the Century. A Sketch

During the interwar period, large peasants' parties existed both in Romania and Bulgaria. The Romanian peasants' party implemented socio-economic reforms for the benefit of the rural population through parliamentary politics, whereas its Bulgarian counterpart

championed authoritarian radicalisation. This happened although farmers in Romania had to face an even harder economic situation, while the expansion of suffrage since the late nineteenth century took about the same course in both countries and Russian agrarian populist ideas influenced politicians in both Bucharest and Sofia. The article argues that neither an intellectual history approach nor the agrarian system or the economic situation can fully explain these divergent developments. Key factors were in fact the completely different repercussions of the First World War in both countries and the conflicts of national party politics: Romania emerged victorious from the war and thus completed the process of nation-state building. In this context the Liberals were the main political opponents of the peasants' party. Bulgaria, on the other hand, faced territorial losses and reparation payments. Here, the key line of political conflict ran between the peasants' movement and the Communists.

Thomas Oellermann, German Social Democracy in the First Czechoslovak Republic. The Labour Movement of a Minority

German Social Democracy in the Bohemian states and in the Czechoslovak Republic played a significant political role. After 1918 it was initially opposed to the newly founded state of Czechs and Slovaks, yet it later changed its position and was then in principle willing to cooperate. From 1929 onwards it participated in government. Even when the Sudeten German Party was on the rise after 1933, German Social Democrats declared their support for the Czechoslovak Republic and for democracy. Historiography has focused almost exclusively on the relationship between Social Democracy as a party of a national minority and the state established by the national majority groups. Thus, research has largely overlooked the fact that German Social Democracy in the Bohemian states was a typical labour movement with various organisations and associations. This article offers insights into the internal workings of this movement by drawing on different aspects. The debate on the integration of women into the labour movement associations illustrates how the claim for emancipation was put into effect. The failed integration of associations of working-class footballers underlines that the German labour movement had difficulties to accept new cultural expressions and types of activity. This is also true for the efforts of the proletarian teetotalism movement which are discussed at the end of the article. Apart from the question of how German Social Democracy positioned itself as the political force of a national minority towards the Czechoslovak state, the example of the Gent system shows that this complicated relationship played a significant role on many levels.

Mike Schmeitzner, Ambivalences of Progress. The Fascination of Proletarian Dictatorship during the Democratic Revolution, 1918–1920

Germany's defeat in the First World War led to a revolutionary reorganisation in late 1918, which was initially supported by both independent and majority Social Democrats of the USPD and MSPD. Their objectives of democratisation and socialisation of key industries could not, however, be easily realised due to the results of the elections for the National Assembly. While the MSPD entered a coalition with democratic bourgeois parties and, consequently, had to lower its ambitions in questions of economic policy, a growing number of USPD members became radicalised while in opposition. Disappointing election results and the overly harsh domestic measures of the government and its military policy revived the vision of the »pure« dictatorship of the proletariat as it was outlined by Marx and Engels and propagated by the Bolsheviks in Russia – and this happened even in some strongholds of the MSPD. Yet how this dictatorship should look like was a highly controversial matter. But this did not diminish the fascination emanating from the concept of »proletarian democracy«, as the Reichstag elections in 1920 showed:

Almost half of the organised socialist workers voted for some form of proletarian government, while only the other half championed parliamentary democracy.

Jürgen Schmidt, Civil Society, Socio-economic Cleavages and Social-moral Milieu. Labour Movement and Labour Parties in Germany, 1860–1914

The article examines structures, attitudes, values, culture and affiliation to the social democratic labour movement at two levels, in an attempt to do justice to various historiographical approaches to the history of German Social Democracy during the nineteenth century and to the complex development of a socio-moral milieu in the same period. In the first part, the early socialist and social democratic labour movement up to the 1870s is analysed from the conceptual perspective of civil society. It is shown that the labour movement was characterised by the commitment to citizenship and political engagement and by a support for the political participation of excluded groups of society. The second part describes, analyses and interprets the social democratic milieu in a local case study for the time after 1890. Here, the mixture of cooperation and conflict between the key players of the milieu – trade unions and party movement – as well as socio-economic fault lines are taken into account. The article raises two fundamental questions: what was the place of the social democratic labour movement in nineteenth-century Germany? And how did the milieu of socialist labour develop its stability, which lasted right up to 1914?

Jens Späth, Antifascism after 1945? Italian Socialists in a Western European Perspective

In a first approach we can understand antifascism as a key paradigm by which Socialists define themselves. Moreover, it served as a guideline of action for a democratisation movement from an international and transnational perspective. By taking Italian Socialists between 1945 and 1963 as an example for developments in Western Europe, the article will verify these assumptions. The »Partito Socialista Italiano« is particularly interesting, since it was the only socialist party in Western Europe which did not abandon a united front with the Communists after the beginning of the Cold War. I will firstly discuss the experiences of certain Socialists from the time before 1945 to illustrate ruptures and continuities of discourse and action. Secondly, I will examine the time after the Second World War, when a new definition of antifascism became necessary and the remembrance of the fight against Fascist regime gained more and more importance in Italy's political culture. Finally, by comparing these findings for Italy with German and French Socialists, they are situated in a broader Western European context.

Christoph Stamm, The Political Situation in 1932. Unknown Minutes of Two Meetings of the SPD Party Committee

Both documents contain reports on meetings of the SPD party committee from 4 May and 20 September 1932, which are previously unknown to researchers. The party committee was the intersection between the central party leadership and regional party organisations and was supposed to foster the integration of different party wings. In the documents, issues predominantly discussed by Social Democrats are addressed: measures against mass unemployment, the policy of »toleration« vis-à-vis the Brüning cabinet, reactions towards the Papen government and the dismissal of the Prussian government in July 1932, as well as the relationship to the KPD and the fight against the ascending National Socialism. The party's work towards women is also illuminated, because the documents originate from this area. The documents contain details from the debate within the SPD by named contributors to the discussion, which provide hitherto unknown information. They also illustrate the depressing political atmosphere in which SPD leaders had to clarify their own position and sought for opportunities for action.

Kristian Steinnes, The European Turn and »Social Europe«. Northern European Social Democracy, 1950–1985

This contribution explores the changing character of social democracy in the post-war era by focusing on northern European Social Democrats up to the mid-1980s. During this period, Social Democrats adopted a more firmly pro-Europe position and launched initiatives designed to facilitate a social Europe agenda. However, European integration was ambivalent to Social Democratic parties, especially to reluctant northern Europeans, because it was perceived to challenge their policies and achievements at a national level. Yet the supranational structure was also believed to improve the possibilities to pursue social policies at a European level. By examining the nature, causes and the conditions under which European Social Democratic parties and politicians turned to Europe, the contribution demonstrates that the European turn was rooted in a complex mix of increased market interdependence, reformed social democratic ideology and the bringing about of a supranational democratic polity.

Florence Sutcliffe-Braithwaite, »Class« in the Development of British Labour Party Ideology, 1983–1997

The nature of the »modernisation« of the British Labour Party between 1983 and 1997 has been controversial. Left-wing Labour politicians and some historians have claimed that modernisation involved the abandonment of Labour's traditional working-class constituency, of »class« analysis and of collectivist policies. This article challenges these claims. It analyses Labour Party rhetoric about class in propaganda, speeches and private papers. First, it outlines how modernisers thought that the British class system was changing, analysing the sources they drew on and the tactical considerations that influenced their account of social change. It then shows how Labour's constituency was re-imagined in public rhetoric and private debates; though there was a shift away from »class« imagery, this did not mean the end of a political project built around improving the lives of the majority: a majoritarian constituency was still envisioned, but was described by other means, in particular the language of »ordinariness«.

Résumés

Stefan Berger, Voies et errances du socialisme démocratique : la relation du Labour Party et du SPD au capitalisme aux XIXe et XXe siècles

Le Labour Party britannique et la social-démocratie allemande comptent parmi les partis sociaux-démocrates ayant sans aucun doute largement contribué à l'orientation programmatique de la social-démocratie au cours de quelques 150 années de son existence. Dans le panorama que je dresse des cheminements et errances de ces deux partis du XIXe siècle à aujourd'hui, j'analyse de façon comparative les voies programmatiques qu'ont empruntées le Labour Party et le SPD pour parvenir au socialisme démocratique et le rôle qu'ils ont ce faisant joué pour la social-démocratie internationale. Dans cette perspective, je me concentre sur les tensions qui résultèrent de deux éléments fondamentaux du programme socialiste : l'ambition programmatique de dépasser le capitalisme, et l'ambition programmatique de démocratiser la politique et d'autres domaines de la vie. Ces tensions sont un phénomène fondamental de l'histoire de la social-démocratie aux cours des XIXe et XXe siècles.

Bernard Degen, La social-démocratie dans le système électoral suisse

La social-démocratie suisse n'est pas parvenue à s'imposer comme une pionnière de la démocratie. Cette place avait déjà été prise avant la création des organisations politiques ouvrières par un mouvement démocratique petit-bourgeois. Les lacunes du suffrage universel, égal et direct, qui avait été imposé au niveau fédéral en 1848, reposaient pour une grande part sur des constellations d'intérêts locales et régionales et elles n'étaient guère aptes à servir de base pour une agitation de portée générale. Le mode de scrutin majoritaire offrait aux organisations ouvrières de maigres chances de succès et il les renvoyait toujours dans le rôle ingrat du jeune associé des forces de centre-gauche. C'est ainsi qu'il manqua longtemps les perspectives nécessaires à l'édification d'un parti autonome. A cela s'ajouta que, dans de nombreux endroits de la Suisse, qui était fortement segmentée sur le plan politique au XIXe siècle, la masse critique pour fonder une organisation durable faisait défaut. Après deux tentatives ratées, la social-démocratie put, avec d'autres groupes minoritaires, imposer le suffrage proportionnel vers la fin de la Première Guerre mondiale. Avec ce nouveau système, le nombre de sièges remportés au Conseil national par la social-démocratie augmenta certes, mais la proportion des électeurs demeura en deçà des 30 %.

Bernd Faulenbach, Signification des bouleversements de 1989/90 pour la social-démocratie allemande dans le contexte européen

Jusqu'à présent, les discours scientifiques portant d'une part sur la « fracture structurelle » des sociétés de l'Europe occidentale durant les années 1980 et 90, et d'autre part, sur la crise finale du communisme soviétique, les bouleversements en Europe de l'Est en 1989/90 et leurs conséquences co-existaient de manière parallèle, presque sans lien l'un avec l'autre. L'article analyse la façon dont la social-démocratie contemporaine traita ces deux complexes. Elle s'éleva dans les années 1980 contre le néo-libéralisme, mais reprit cependant des impulsions issues des mouvements alternatifs. Elle tenta de poursuivre les succès de son *Ostpolitik*, mais eut des difficultés à intégrer dans son modèle politique les dissidences et les mouvements d'opposition dans les pays de l'Europe médiane. Dans ce contexte, il n'est pas surprenant que la social-démocratie n'ait pas réagi de manière uniforme aux bouleversements de 1989/90. Seule une partie, parmi elle Willy Brandt et d'autres anciens sociaux-démocrates, ainsi que la social-démocratie nouvellement créée en RDA, tentèrent d'exploiter de manière offensive les changements en matière de potentialités d'action. Cependant, ils ne parvinrent pas à apposer à la mutation le sceau de la

social-démocratie. La social-démocratie et son projet politique furent, pendant les années 1980 et 90, dépassés par la concomitance de demandes très différentes.

Joris Gijzenbergh, Sémantique de la « démocratie » dans les partis sociaux-démocrates. Pays-Bas, Allemagne et Suède, 1917–1939

Cet article examine la façon dont les sociaux-démocrates ont compris et utilisé le concept de « démocratie » durant l'entre-deux-guerres aux Pays-Bas, en Allemagne et en Suède. Il s'attache de plus près au Parti social-démocrate des ouvriers néerlandais (SDAP) et à la façon dont il considérait ses partis frères, tandis que le SDP et le Parti social-démocrate suédois des travailleurs (SAP) sont étudiés dans une perspective comparative. L'article analyse la manière dont ces partis ont défini le concept de « démocratie » et les formules apparemment, quand et pourquoi ils ont mis l'accent sur des significations divergentes et comme ils ont utilisé leur terminologie pour faire avancer leur programme d'action politique. Dans cette perspective, l'article diverge de la littérature spécialisée, qui analyse la valeur attribuée par les sociaux-démocrates au régime parlementaire. Les avocats de la révolution et de la réforme n'ont pas uniquement parlé différemment d'une forme d'Etat démocratique et d'une société démocratique, mais leurs débats ont également porté sur une façon de vivre démocratique. Dans ces domaines, les sociaux-démocrates ont renvoyé à de nombreux types de démocratie. Leur débat interne sur la démocratie impliquait davantage qu'un choix pour ou contre les institutions parlementaires dans le but de gagner du pouvoir.

Susanne Götze, Le « Parti socialiste unifié » (PSU) dans les années 1960. Une nouvelle conception socialiste au-delà de la SFIO et du PCF comme « Troisième voie » durant la Guerre Froide

Des tendances d'extrême gauche aux projets révisionnistes : le Parti socialiste unifié (PSU) était un parti assis entre plusieurs chaises. Ses membres, qui formaient un groupe hétérogène, osèrent proposer en 1958, à la fin de la IV^e République, un projet de gauche complètement nouveau et placé sous le signe de la crise des partis de la gauche traditionnelle comme la SFIO et le PCF. Les communistes déçus, les trotskistes, les socialistes, les communistes conseillistes et les mendésistes s'essayèrent à partir de 1960 à une nouvelle définition du socialisme qui devait rectifier les erreurs de la gauche traditionnelle. Les membres du PSU formèrent ainsi un « laboratoire » intellectuel en amont de la révolte de mai 1968. Lors de toutes les luttes intestines – raison pour laquelle le parti resta sans succès politique durant trente ans –, les membres du PSU se montrèrent unis contre le colonialisme, le centralisme, l'autoritarisme et le capitalisme. Le PSU ne put trouver des affinités ni avec le modèle occidental d'un Etat providence, ni avec le « socialisme réel » soviétique. Il tenta avec ses positions d'établir une pensée socialiste moderne comprise comme une sorte de « Troisième voie » dans l'Europe de la Guerre Froide.

Joachim C. Häberlen, Camaraderie au couteau ? Le déclin des milieux prolétaires de gauche à Leipzig à la fin de la République de Weimar

L'article analyse l'érosion des milieux « prolétaires de gauche » à la fin de la République de Weimar. Dans cette perspective, il s'attache aux pratiques sociales à la base du mouvement ouvrier. A partir de trois complexes thématiques, l'article développe des thèses expliquant le déclin de ce milieu. Tout d'abord, il se penche sur la violence politique, en particulier entre sociaux-démocrates et communistes, deuxièmement, sur les effets de la politisation controversée du milieu ouvrier dans le sens des partis et troisièmement, sur le rôle de la confiance et de la méfiance dans les relations entre les deux partis du mouvement ouvrier. Cela permet en particulier de faire apparaître les différences de conceptions sur le plan de la pratique politique et ainsi, de la participation politique, existant du côté

du SPD et du KPD. Celles-ci compliquèrent considérablement la collaboration des partis dans leur opposition aux nazis.

Lutz Häfner, «Camarades»? Conception du socialisme et pratique politique du parti socialiste révolutionnaire russe et relation de ce dernier au SPD 1902–1914

Le parti socialiste révolutionnaire russe (PSR) avait une conception du socialisme qui s'écartait de la social-démocratie européenne. Ce n'était ni une organisation d'avant-garde de révolutionnaires de métier, ni un parti de masse prolétaire. Il avait pour ambition d'être le parti de toute la population active : ouvriers, paysans et intelligentsia. Le fait que le PSR ait trouvé une grande résonance parmi les paysans était dû à plusieurs raisons : le degré moindre d'industrialisation ainsi que la structure sociale de l'Empire tsariste marqué par un système agraire. Mais le PSR a sans doute été influencé par sa connaissance de la question agraire, qui fut fortement controversée au sein du SPD à partir du milieu des années 1890 et qui a plutôt amené les paysans à s'éloigner du parti. Le programme du PSR était marqué par l'anticapitalisme, la socialisation du sol et le terrorisme, qui était considéré comme un moyen important de la lutte politique contre l'autocratie. Jusqu'à la Révolution de 1905, il n'y avait aucune forme d'opinion publique qui fonctionnait dans l'Empire tsariste : il n'y avait ni droit de rassemblement, ni parlement, ni presse dont la liberté n'était pas entravée par la censure. La «propagande de l'action» exercée contre les hauts représentants de l'Etat suscita une grande compréhension dans l'opinion publique internationale, y compris au sein du SPD, durant les années 1902 à 1905 car l'autocratie était considérée comme une tyrannie.

Harm Kaal, Créer un électorat socialiste. Le langage politique social-démocrate aux Pays-Bas (1890–1950)

L'article analyse le langage politique du «*Sociaal-Democratische Arbeiderspartij*» néerlandais durant les campagnes électorales entre 1894 et 1948. Il remet en question l'interprétation dominante présentant le SDAP comme l'organe de représentation politique de la classe ouvrière. Bien avant que la notion de «*volkspartij*» ne devienne la caractéristique essentielle de la politique électorale, les sociaux-démocrates tentèrent d'élargir leur appel en ciblant des groupes professionnels spécifiques ne faisant pas partie de la classe ouvrière, comme par exemple les paysans, les commerçants et les maraîchers. De plus, le SDAP utilisa très tôt déjà un discours religieux pour détourner les électeurs des partis confessionnels. A la fin des années 1930, le parti reformula son discours politique. Son ambition d'être un parti populaire doté d'une large base fut à partir de ce moment soutenue par un langage politique concret, largement non religieux et non marxiste, mais néanmoins anticapitaliste qui était centré sur le programme socio-économique du parti et allait rester dominant après la Seconde Guerre mondiale.

Philipp Kufferath, Des réseaux comme alliances stratégiques et ressources latentes. Tentatives d'établissement de l'opposition de gauche dans le milieu du SPD après 1945

L'opposition de gauche dans le milieu du SPD s'est établie entre 1945 et 1960 en marge du parti par le biais de contacts personnels et de réseaux informels. Les connexions de la génération de la résistance et de l'exil qui s'étaient développées au fil du temps jouèrent un rôle important. Des cercles confidentiels et reposants sur des amitiés personnelles furent utilisés durant un temps limité comme alliances stratégiques pour influencer en coulisses les décisions du SPD et des syndicats. D'autres contacts servirent à des acteurs individuels de ressources latentes pouvant être activées selon les situations pour des projets politiques et personnels. Cela engendra entre les générations tant des processus d'apprentissage que des tensions politiques et habituelles. La structure centraliste du parti et la cul-

ture politique de la Guerre Froide minèrent la culture de la controverse démocratique et compliquèrent la collaboration entre les individus, cercles et magazines au profil théorique et politique bien marqué. L'attitude vis-à-vis du communisme et les tensions entre la loyauté envers le parti et les convictions propres placèrent les réseaux socialistes de gauche devant des défis particuliers qui furent gérés différemment selon la stratégie adoptée.

Wim van Meurs, Démocratie ou socialisme ? Les partis paysans dans l'Europe du Sud-Est au tournant du siècle comme vecteurs de la démocratisation. Une esquisse

Tant la Roumanie que la Bulgarie eurent pendant l'entre-deux-guerres un parti paysan avec un nombre important d'adhérents. Lors de la mise en place des réformes socio-économiques au profit de la population rurale, le parti paysan roumain opta pour la voie parlementaire, tandis que son pendant bulgare se décida pour une radicalisation autoritaire, et cela bien que la situation matérielle des paysans roumains fût plus oppressante, que l'extension du droit de vote se soit déroulée depuis la fin du XIXe siècle de façon similaire dans les deux pays et que la pensée du populisme agraire russe fût présente à Bucarest tout comme à Sofia. Dans cet essai, nous avançons la thèse suivante : ni l'histoire des idées, ni la constitution agraire, ni la situation économique ne peuvent expliquer ces divergences de développement. Les facteurs clés ont en fait été les conséquences opposées de la Première Guerre mondiale et les lignes de conflit de la politique nationale des partis : la Roumanie était sortie victorieuse de la guerre, ce qui lui permit d'achever la formation de son Etat national, et les libéraux furent les principaux opposants politiques du parti paysan. La Bulgarie avait dû se résigner aux pertes territoriales et aux réparations dues à la guerre, et l'affrontement politique eut lieu entre le mouvement paysan et les communistes.

Thomas Oellermann, La social-démocratie allemande durant la Première République tchécoslovaque – le mouvement ouvrier d'une minorité

La social-démocratie fut une force politique significative dans les pays bohèmes et dans la République tchécoslovaque. Après 1918, elle s'opposa tout d'abord à l'Etat né de l'union des Tchèques et des Slovaques, puis elle fut prête à collaborer au sein de cet Etat. Depuis 1929, elle participait au gouvernement. C'est aussi en réaction au parti allemand des Sudètes, qui émergea après 1933, que la social-démocratie allemande se positionna jusqu'en 1938 en faveur de la République tchécoslovaque et de la démocratie. L'historiographie s'est jusqu'à présent presque exclusivement consacrée à la relation de la social-démocratie en tant que parti d'une minorité nationale à l'Etat des nations majoritaires. Le fait que la social-démocratie allemande ait été dans les pays bohèmes un mouvement ouvrier classique assorti de nombreuses organisations et fédérations a ainsi peu été pris en compte. La présente contribution propose une vue de l'intérieur de ce mouvement à partir de différents aspects. Le débat portant sur l'intégration des femmes montre comment la volonté exprimée d'une émancipation se présentait dans la réalité. L'échec de l'intégration des footballeurs montre quant à lui les difficultés rencontrées par ce mouvement ouvrier pour adopter de nouvelles formes culturelles du mouvement ouvrier. Cela vaut aussi pour les efforts menés par les ligues de tempérance ouvrières qui sont abordées ici. Loin de la question de savoir comment se positionna la social-démocratie allemande en tant que force politique d'une minorité nationale face à l'Etat tchécoslovaque, l'exemple du système de Gand montre que cette relation difficile se déroula également à d'autres niveaux.

Mike Schmeitzner, Ambivalences du progrès. A propos de la fascination exercée par la dictature prolétarienne durant la révolution démocratique 1918–1920

La défaite allemande lors de la Première Guerre Mondiale déboucha fin 1918 sur un changement révolutionnaire qui fut au départ porté à part égale par l'USPD et le MSPD.

Les objectifs de démocratisation et de socialisation défendus par ces deux partis ne purent cependant être réalisés sans difficultés en raison des résultats des élections à l'Assemblée nationale. Tandis que le MSPD entama une coalition avec les forces démocratiques de la bourgeoisie et dut par conséquent revoir à la baisse ses objectifs en matière de politique économique, des groupes de plus en plus importants de l'USDP se radicalisèrent dans l'opposition. La déception consécutive aux résultats des élections et l'extrême dureté de la politique militaire menée par le gouvernement à l'intérieur du pays firent rapidement gagner du terrain aux idées d'une pure dictature du prolétariat, telle qu'elle avait déjà été esquissée par Marx et Engels et propagée par les bolchéviques en Russie, et ce même dans certains bastions du MSPD. Les avis concernant la « structure interne » d'une telle dictature divergèrent cependant largement. Cela ne ternit pour autant pas la fascination envers une telle « démocratie prolétaire », comme le montrèrent les élections au Reichstag de 1920 : près de la moitié des ouvriers organisés (socialistes) vota pour un pouvoir entièrement placé entre les mains des ouvriers, seule l'autre moitié opta pour la démocratie parlementaire.

Jürgen Schmidt, Société civile, lignes de tension socio-économiques et milieu socio-moral. Mouvement ouvrier et partis ouvriers en Allemagne de 1860 à 1914

Afin de rendre compte des multiples accès à l'histoire de la social-démocratie allemande ainsi qu'à la formation complexe d'un milieu socio-moral au XIXe siècle, cet article analyse les structures, comportements, valeurs, la culture et les membres du milieu ouvrier social-démocrate sur deux plans. La première partie étudie le mouvement ouvrier socialiste/social-démocrate à ses débuts (jusqu'à dans les années 1870) du point de vue de la société civile. Nous présentons un acteur qui se distingua par son engagement civique et politique et contribua à la participation et à la collaboration de groupes exclus de la société. Dans la seconde partie est dépeint le milieu social-démocrate dans une étude de cas portant sur la période postérieure à 1890. La coopération et l'opposition des deux acteurs centraux du milieu, le mouvement des syndicats et celui des partis, sont intégrées à l'interprétation et à l'analyse. Les lignes de tensions socio-économiques sont prises en compte. L'article pose les questions suivantes : quel était le lieu dans la société occupé par le milieu ouvrier socialiste en Allemagne au XIXe siècle ? Comment ce milieu développa-t-il une stabilité qui perdura jusqu'à la période qui précéda immédiatement la Première Guerre mondiale ?

Jens Späth, Que signifie « antifascisme » après 1945 ? L'exemple des socialistes italiens dans la perspective d'une comparaison avec les autres pays d'Europe de l'Ouest

Dans un premier temps, l'antifascisme peut être compris comme un paradigme central par rapport auquel se sont définis les socialistes. En outre, il forma un schéma d'action pour un mouvement de démocratisation dans une perspective inter- et transnationale. Pour examiner ces hypothèses, nous analysons à titre d'exemple pour l'Europe occidentale le cas des socialistes italiens entre 1945 et 1963. Le *Partito Socialista Italiano* est intéressant parce qu'il fut le seul parti socialiste en Europe occidentale à avoir maintenu un front d'unité avec les communistes après le début de la Guerre Froide. Pour montrer les ruptures et les continuités dans le discours et les actions, nous récapitulons tout d'abord les expériences d'un échantillon de socialistes avant 1945. Puis l'étude s'interroge sur ce qui s'est passé après la Seconde Guerre mondiale, lorsqu'il fut nécessaire de redéfinir l'antifascisme et que les moments de commémoration prirent un poids de plus en plus important dans la culture politique italienne. Enfin, les résultats de l'analyse de la configuration italienne sont ensuite replacés dans le cadre de l'Europe occidentale pour être comparés avec le cas des socialistes allemands et français.

Christoph Stamm, A propos de la situation politique en 1932. Comptes-rendus inédits de deux séances du Comité du SPD

Les deux documents contiennent des rapports sur des séances du Comité du SPD qui se sont tenues les 4 mai et 20 septembre 1932 ; ces rapports étaient jusqu'alors inconnus de la recherche. Le Comité du parti formait l'interface entre la direction centrale du parti et l'organisation de ce dernier dans les régions et il devait promouvoir l'intégration des différentes ailes du parti. Les documents traitent des problèmes qui étaient à l'époque prédominants pour le SPD : les mesures contre le chômage massif, la politique de tolérance vis-à-vis du cabinet Brüning, le comportement envers le gouvernement Papen, la question de la réaction à la destitution du gouvernement prussien, le rapport au KPD et la lutte contre le national-socialisme montant. Ces documents, qui résultent du travail des membres féminins du parti, permettent également de mettre cet aspect en lumière. Les documents contiennent dans des contributions nommément attribuées des détails des débats au sein du SPD qui complètent l'image que nous avons jusqu'à présent, et ils montrent clairement l'atmosphère politique oppressante dans laquelle la direction du SPD tenta de clarifier ses propres positions et chercha des possibilités d'action.

Kristian Steinnes, Le tournant européen et l'« Europe sociale ». La social-démocratie en Europe du Nord, 1950–1985

La contribution explore les changements de la social-démocratie après la Seconde Guerre mondiale en se concentrant sur les sociaux-démocrates de l'Europe du Nord jusqu'au milieu des années 1980. Durant cette période, les sociaux-démocrates ont adopté une position pro-européenne plus solide et ont lancé des initiatives destinées à faciliter le programme d'une Europe sociale. Cependant, l'intégration européenne était ambivalente aux yeux des partis sociaux-démocrates, particulièrement pour ceux de l'Europe du Nord, qui y étaient réticents parce qu'elle était perçue comme un défi à leur politique et à leurs réalisations au niveau national. Cependant, on pensait également que la structure supranationale permettait d'améliorer les possibilités de poursuivre des politiques sociales à un niveau européen. En examinant la nature, les causes et les conditions dans lesquelles les partis et hommes politiques sociaux-démocrates de l'Europe du nord se sont tournés vers l'Europe, l'article montre que le tournant européen était enraciné dans un mélange complexe d'interdépendance accrue des marchés, d'idéologie social-démocrate réformée et de création d'une communauté démocratique supranationale.

Florence Sutcliffe-Braithwaite, Le concept de « classe » dans le développement de l'idéologie du Parti travailliste britannique (*Labour Party*), 1983–1997

La nature de la « modernisation » du Labour Party entre 1983 et 1997 a fait l'objet de controverses. Les hommes politiques de l'aile gauche du Labour et quelques historiens ont prétendu que la modernisation impliquait l'abandon de l'électorat ouvrier traditionnel du Labour, de l'analyse de « classe » et des politiques collectivistes. Cet article remet en question ces affirmations. Il analyse la rhétorique du Labour Party à propos du concept de classe dans les instruments de formation de l'opinion publique, les discours et les documents internes au parti. Tout d'abord, il esquisse la façon dont les modernisateurs ont pensé que le système de classe britannique était en train de changer en analysant les sources dont ils se sont servis et les considérations tactiques qui ont influencé leur conception du changement social. Il montre ensuite comment l'électorat du Labour a été ré-imaginé dans la rhétorique publique et les débats non-officiels. Bien que le parti se soit détourné de l'imagerie de la « classe », cela n'a pas signifié pour autant la fin d'un projet politique construit autour de l'amélioration des conditions de vie de la majorité : un électorat majoritaire était toujours envisagé, mais il était décrit par d'autres moyens, en particulier par le langage de l'« ordinaire ».

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes

Stefan Berger, geb. 1964; Prof. Dr.; Studium in Köln und Oxford, Promotion in Oxford 1991; seit September 2011 Professor für Sozialgeschichte und soziale Bewegungen und Direktor des Instituts für soziale Bewegungen an der Ruhr-Universität Bochum sowie Vorstandsvorsitzender der Stiftung Bibliothek des Ruhrgebiets im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets; zuvor Professor of Modern German and Comparative European History an der University of Manchester, 2005–2011; Professor of Contemporary History an der University of Glamorgan, 2000–2005, Senior Lecturer in German History, Cardiff University, 1991–2000, und Lecturer in British History, University of Plymouth, 1990–1991; Aufenthalte als Gastwissenschaftler u. a. in Paris (Paris 2) und am FRIAS in Freiburg im Breisgau. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Bill Niven (Hrsg.), *Writing the History of Memory*, London 2013; zusammen mit Chris Lorenz/Billie Melman (Hrsg.), *Popular National Histories, 1750 to the Present*, London 2012; »Don't Trust Anyone over Thirty? ›Fathers‹ and their Fate in Modern European Historiography«, in: *Storia della Storiografia* 59/60, 2011, S. 231–250; zusammen mit Norman LaPorte, *Friendly Enemies. Britain and the GDR, 1949–1990*, Oxford 2010; *Inventing the Nation. Germany*, London 2004; *Social Democracy and the Working Class in 19th and 20th Century Germany*, London 2000; *The Search for Normality. National Identity and Historical Consciousness in Germany since 1800*, Oxford 1997; *The British Labour Party and the German Social Democrats, 1900–1931. A Comparison*, Oxford 1994 (deutsche Übersetzung beim Verlag J.H.W. Dietz Nachf. unter dem Titel *Ungleiche Schwestern? Die britische Labour Party und die deutsche Sozialdemokratie im Vergleich, 1900–1931*, Bonn 1997).

Christine Brocks, geb. 1964; Dr.; Studium in Bielefeld und an der TU Berlin, Promotion an der TU Berlin 2006; 1993 bis 2006 freiberufliche Ausstellungsmacherin; seit 2006 freie Übersetzerin, Lektorin und Autorin. Veröffentlichungen u. a.: *Bildquellen der Neuzeit*, Paderborn 2012; »Jeder Schuss ein Russ«?, in: *Damals*, 2009, H. 2, S. 53–54; *Die bunte Welt der Kriege. Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg 1914–1918*, Essen 2008; »Unser Schild muss rein bleiben.« *Deutsche Bildzensur und -propaganda im Ersten Weltkrieg*, in: *MGZ* 67, 2008, S. 25–51.

Bernard Degen, geb. 1952; Dr.; Studium in Basel und Paris, Promotion in Basel 1990, seit 1992 als wissenschaftlicher Berater für Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts beim Historischen Lexikon der Schweiz (HLS) im Departement Geschichte der Universität Basel tätig. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Heiko Haumann/Ueli Mäder u. a. (Hrsg.), *Gegen den Krieg. Der Basler Friedenskongress 1912 und seine Aktualität*, Basel 2012; zusammen mit Hans Schäppi/Adrian Zimmermann (Hrsg.), Robert Grimm. *Marxist, Kämpfer, Politiker*, Zürich 2012; zusammen mit Valérie Boillat u. a. (Hrsg.), *Vom Wert der Arbeit. Schweizer Gewerkschaften – Geschichte und Geschichten*, Zürich 2006; *Sozialdemokratie: Gegenmacht? Opposition? Bundesratspartei?*, Zürich 1993; *Abschied vom Klassenkampf. Die partielle Integration der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung zwischen Landesstreik und Weltwirtschaftskrise (1918–1929)*, Basel/Frankfurt am Main 1991; *Krieg dem Kriege! Der Basler Friedenskongress der Sozialistischen Internationale von 1912*, Basel 1990; *Das Basel der andern. Geschichte der Basler Gewerkschaftsbewegung*, Basel 1986.

Bernd Faulenbach, geb. 1943; Prof. Dr.; Studium der Geschichtswissenschaft, Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie; Staatsexamen und Promotion; danach Lehr- und

Forschungstätigkeit an Universität, Fachhochschule und in der Erwachsenenbildung; von 1983 bis 2007 stellv. Direktor des Forschungsinstitutes Arbeit, Bildung, Partizipation in Recklinghausen (Institut an der RUB); seit 1993 auch Honorarprofessor an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum; 1992–1997 Mitglied der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und ihrer Folgen, seitdem stellv. Vorsitzender der Stiftung Aufarbeitung; Mitglied der Wissenschaftlichen Leitung des Editionsprojektes »Dokumente zur Deutschlandpolitik« und des Herausgeberkreises des Jahrbuchs für Historische Kommunismusforschung; Mitglied der gemeinsamen Kommission deutscher und russischer Historiker; Mitglied oder Vorsitzender diverser Gremien von Museen und Einrichtungen der deutschen Erinnerungskultur. Veröffentlichungen u. a.: *Ideologie des deutschen Weges*, München 1980; *Erfahrungen des 20. Jahrhunderts und politische Orientierung heute*, Essen 1996; (Mithrsg.) *Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung*, Paderborn/München etc. 2003; zusammen mit Franz-Josef Jelich (Hrsg.), *Transformationen der Erinnerungskulturen in Europa seit 1989*, Essen 2006; *Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reformeuphorie zur Neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982*, Bonn 2011; *Geschichte der SPD. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2012.

Joris Gijsenbergh, geb. 1983; M.A.; Studium in Nijmegen; seit 2008 Doktorand an der Radboud Universität Nijmegen. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Harm Kaal, *Varianten der Parlamentarismuskritik in niederländischen Karikaturen der Zwischenkriegszeit*, in: Marij Leenders/Andreas Biefang (Hrsg.), *Das ideale Parlament. Erich Salomon als Parlamentsfotograf in Berlin und Den Haag 1928–1940*, Düsseldorf 2013; *Divided Front(s). The Anti-Communist and Anti-Fascist Defence of »Democracy« and »Europe«*, in: Carlos Reijnen/Marleen Rensen (Hrsg.), *European Encounters. Intellectual Exchange and the Rethinking of Europe (1918–1945)*, Amsterdam 2013; *Crisis of Democracy or Creative Reform. Dutch Debates on the Repression of Parliamentary Representatives and Political Parties, 1933–1940*, in: Joris Gijsenbergh/Saskia Hollander/Tim Houwen u. a. (Hrsg.), *Creative Crises of Democracy*, Brüssel 2011, S. 237–268.

Susanne Götze, geb. 1980; Magister Literatur, Geschichte, Politik; Doktorandin (Cotutelle) Universität Potsdam/Metz seit 2010, ATER (attaché temporaire d'enseignement et de recherche) Université Lille 3 Charles de Gaulle. Veröffentlichungen u. a.: *Existenzialismusrezeption in der DDR. Ein Kulturtransfer zwischen oppositionellen Intellektuellen in DDR und Frankreich der 1950er und 1960er Jahre*, in: Ulrich Pfeil/Anne Kwaschik (Hrsg.), *Die DDR in den deutsch-französischen Beziehungen*, Frankfurt 2013 (im Druck); Bahro, Havemann, Kafka und der Prager Frühling. Reformsozialisten als Gegenkultur zum »hölzernen Sozialismus« in der DDR der 1960er und 70er Jahre, in: Olivier Hanse (Hrsg.), *Résistances souterraines à l'autorité et construction de contrecultures dans les pays germanophones au XXe siècle*, Frankfurt 2013; verschiedene Beiträge für das Lexikon für deutsch-französische Kulturbeziehungen nach 1945, hrsg. v. Joachim Umlauf/Nicole Colin/Ulrich Pfeil u. a., Tübingen 2013.

Joachim C. Häberlen, geb. 1980; seit 2013 Assistant Professor of Modern Continental European History an der University of Warwick; Promotion 2011 an der University of Chicago, anschließend Post-Doctoral Research Fellow in der Arbeitsgruppe zur Geschichte der Gefühle am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Veröffentlichungen u. a.: *Politik und Vertrauen im Alltag. Die Arbeiterbewegung in Leipzig und Lyon im Moment der Krise, 1929–1933/38*, Göttingen 2013; *Contesting the Political. Conceptions of the Political in the Working-Class Movements of Leipzig and Lyon during the Interwar*

Period, in: *Contemporary European History* 22, 2013, S. 33–63; *Between Global Aspirations and Local Realities. The Global Dimensions of Interwar Communism*, in: *Journal of Global History* 7, 2012, S. 415–437; »Meint Ihr's auch ehrlich?« Vertrauen und Misstrauen in der linken Arbeiterbewegung in Leipzig und Lyon zu Beginn der 1930er Jahre, in: *Geschichte und Gesellschaft* 36, 2010, S. 377–407.

Lutz Häfner, geb. 1960; PD Dr.; Studium und Promotion in Hamburg 1992, Habilitation 2000 in Bielefeld, Lehrstuhlvertretungen in Leipzig, Gießen, Göttingen; seit 2011 DFG-Projektleiter in Göttingen. Veröffentlichungen u. a.: *Überwindung von Rückständigkeit? Transuralische Migration und landwirtschaftliche Entwicklung im späten Zarenreich*, in: David Feest/Lutz Häfner (Hrsg.), *Die Zukunft der Rückständigkeit*, Köln/Weimar etc. 2013; *Russland und die Welt. Das Zarenreich in der Migrationsgeschichte des langen 19. Jahrhunderts*, in: Martin Aust (Hrsg.), *Globalisierung imperial und sozialistisch. Russland und die Sowjetunion in der Globalgeschichte 1855–1991*, Frankfurt am Main 2013, S. 64–83; »Gottesmutter«, »Rachegott« und »Golgatha«. Autokratie, Sozialrevolutionäre Partei und Legitimationsstrategien terroristischer Gewalt im Russländischen Reich an der Wende zum 20. Jahrhundert, in: Peter Burschel/Christoph Marx (Hrsg.), *Gewalterfahrung und Prophetie*, Wien/Köln etc. 2013, S. 183–208; *Russland als Geburtsland des modernen »Terrorismus«? oder: »Das classische Land des politischen Attentats«*, in: Klaus Weinhauer/Jörg Requate (Hrsg.), *Gewalt ohne Ausweg? Terrorismus als Kommunikationsprozess in Europa seit dem 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2012, S. 65–97; *Associations and the Public Sphere in Provincial Russia. A Case Study of Saratov, 1800–1917*, in: Jörg Hackmann (Hrsg.), *Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge*, Köln/Weimar etc. 2012, S. 509–532; *Gesellschaft als lokale Veranstaltung. Kazan' und Saratov (1870–1914)*, Köln/Weimar etc. 2004; *Die Partei der Linken Sozialrevolutionäre in der Russischen Revolution 1917/18*, Köln/Weimar etc. 1994.

Harm Kaal, geb. 1977; Dr.; Studium und Promotion in Amsterdam 2008; seit 2009 Assistant Professor an der Radboud Universiteit Nijmegen, zuvor Assistant Professor an der Vrije Universiteit Amsterdam und Aufenthalt als Gastwissenschaftler an der University of Cambridge. Veröffentlichungen u. a.: *Politik im öffentlichen Raum. Die Regulierung der »Straßenpolitik« in Den Haag während der Zwischenkriegszeit*, in: Marij Leenders/Andreas Biefang (Hrsg.), *Das ideale Parlament. Erich Salomon als Parlamentsfotograf in Berlin und Den Haag 1928–1940*, Düsseldorf 2013; *Religion, Politics and Modern Culture in Interwar Amsterdam*, in: *Journal of Urban History* 37, 2011, S. 897–911; zusammen mit Abdel El Makhloufi, *From Airfield to Airport. An Institutionalist-historical Approach to the Early Development of Amsterdam Airport Schiphol, 1916–1940*, in: *Journal of Urban History* 37, 2011, S. 497–518; *A Conceptual History of Livability. Dutch Scientists, Politicians, Policy Makers & Citizens and the Quest for a Livable City*, in: *City. Analysis of Urban Trends, Culture, Theory, Policy, Action* 15, 2011, S. 532–547; *Running the Big City. The Dutch Prewar Mayorality under Construction*, in: *European Review of History* 16, 2009, S. 437–452; *Het hoofd van de stad. Amsterdam en zijn burgemeester tijdens het interbellum*, Amsterdam 2008.

Philipp Kufferath, geb. 1980; M.A.; Studium in Berlin und Göttingen; seit 2010 Doktorand an der Graduiertenschule für Geisteswissenschaften in Göttingen; 2009–2011 Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung; seit 2011 Promotionsstipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung. Veröffentlichungen u. a.: *Peter von Oertzen. Studien und politische Lehrjahre in Göttingen*, in: Stine Marg/Franz Walter (Hrsg.), *Göttinger Köpfe. Und*

ihr Wirken in die Welt, Göttingen 2012, S. 238–245; Vom Parteinachwuchs der SPD zum Protagonisten der Neuen Linken. Die Geschichte des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (1946–1968), in: Klaus Kinner (Hrsg.), Linke zwischen den Orthodoxien. Von Havemann bis Dutschke, Berlin 2011, S. 118–126; Der Sozialistische Bund und die linkssozialistischen Ursprünge der Neuen Linken in den 1960er Jahren, in: Christoph Jünke (Hrsg.), Linkssozialismus in Deutschland. Jenseits von Sozialdemokratie und Kommunismus?, Hamburg 2010, S. 186–205.

Wim van Meurs, geb. 1964; Dr.; Associate Professor an der Radboud Universität Nijmegen; Studium und Promotion (1993) in Geschichte und Osteuropa-Studien, Universität Utrecht in den Niederlanden; von 1994 bis 1999 Postdoktorand und Lehrbeauftragter am Historischen Institut der Humboldt-Universität zu Berlin und am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin; von 1997 bis 2004 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Centrum für Angewandte Politikforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität München; seit 2004 an der Radboud Universität Nijmegen. Veröffentlichungen u. a.: Der Donau-Schwarzmeer-Kanal, eine Großbaustelle des Kommunismus, in: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung, Berlin 2012, S. 113–128; Bauernparteien und rurale Wählerschaften, in: Südosteuropa 60, 2012, S. 78–110; zusammen mit Alina Mungiu-Pippidi (Hrsg.), Ottomans into Europeans. State and Institution-Building in South-East Europe, New York 2011. Zivilgesellschaft – für, gegen oder ohne den Staat?, in: Anton Sterbling (Hrsg.), Zivilgesellschaftliche Entwicklungen in Südosteuropa, München 2009, S. 31–44; zusammen mit Johanna Deimel (Hrsg.), The Balkan Prism. A Retrospective by Policy-Makers and Analysts, München 2007.

Thomas Oellermann, geb. 1977; Magister Neuere Geschichte, Osteuropäische Geschichte, Politikwissenschaften; Mitarbeiter am Collegium Bohemicum, Ústí nad Labem/Tschechische Republik. Veröffentlichungen u. a.: Die bewusste Absage an eine eigene Erinnerungs- und Beerdigungskultur. Das Fußballspiel im Arbeiter-Turn- und Sportverband (ATUS) der Ersten Tschechoslowakischen Republik, in: Markwart Herzog (Hrsg.), Memorialkultur im Fußballsport. Medien, Rituale und Praktiken des Erinnerns, Gedenkens und Vergessens, Stuttgart 2013; Stanislav Kokoška/Thomas Oellermann (Hrsg.), Sudetští Němci proti Hitlerovi, sborník německých odborných studií [Sudetendeutsche gegen Hitler, ein Sammelband deutscher Fachstudien], Prag 2008; Osudová léta. Cesta sudetoněmeckých odpůrců nacismu 1933–1938. [Schicksalsjahre. Der Weg der sudetendeutschen Gegner des Nationalsozialismus 1933 bis 1938], in: Zapomenutí hrdinové. Němečtí odpůrci nacismu v českých zemích [Vergessene Helden. Deutsche NS-Gegner in den böhmischen Ländern], Ústí nad Labem 2008; Der Arbeiter-Turn- und Sportverband in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, in: Marek Waic (Hrsg.), Deutsche Turn- und Sportvereine in den tschechischen Ländern und in der Tschechoslowakei, Prag 2008.

Mike Schmeitzner, geb. 1968; 1999 Dr. phil., 2013 PD; Studium der Geschichte, Germanistik und Erziehungswissenschaften in Dresden; 1994–1997 Graduiertenstipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung; seit 1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung an der TU Dresden, seit 2001 Lehrbeauftragter ebendort; 2010/11 Gastprofessor für Neuere und Zeitgeschichte an der Universität Erfurt; 2013 Habilitation; Mitglied verschiedener Wissenschaftlicher Beiräte (u. a. des Wissenschaftlichen Beirats der Stiftung Sächsische Gedenkstätten). Veröffentlichungen u. a.: Alfred Fellisch 1884–1973. Eine Biographie, Köln/Weimar etc. 2000; zusammen mit Stefan Donth, Die Partei der Diktaturdurchsetzung. KPD/SED in Sachsen 1945–1952, Köln/Weimar etc. 2002; zusammen mit Andreas Hilger/Ute Schmidt (Hrsg.), Sowjetische Militärtribunale,

Bd. 2: Die Verurteilung deutscher Zivilisten 1945–1955, Köln/Weimar etc. 2003; Im Schatten der FDJ. Die ›Junge Union‹ in Sachsen 1945–1950, Göttingen 2004; zusammen mit Andreas Wagner (Hrsg.), Von Macht und Ohnmacht. Sächsische Ministerpräsidenten im Zeitalter der Extreme 1919–1952, Beucha/Dresden 2006; (Hrsg.), Totalitarismuskritik von links. Deutsche Diskurse im 20. Jahrhundert, Göttingen 2007; zusammen mit Michael Richter/Thomas Schaarschmidt (Hrsg.), Länder, Gaue und Bezirke. Mitteldeutschland im 20. Jahrhundert, Halle 2008; Doppelt verfolgt. Das widerständige Leben des Arno Wend, Berlin 2009; Richard Löwenthal. Faschismus – Bolschewismus – Totalitarismus. Schriften zur Weltanschauungsdiktatur im 20. Jahrhundert, Göttingen 2009; Der Fall Mutschmann. Sachsens Gauleiter vor Stalins Tribunal, Beucha 2011; Eine totalitäre Revolution? Richard Löwenthal und die Weltanschauungsdiktaturen im 20. Jahrhundert, Bonn 2012.

Jürgen Schmidt, geb. 1963; Dr.; Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Germanistik in Heidelberg, Innsbruck und Berlin, Promotion an der Freien Universität Berlin 2003; wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ruhr-Universität Bochum, Stiftung Stadtmuseum Berlin/Freilichtmuseum Domäne Dahlem; Wissenschaftszentrum Berlin, seit 2009 an der Humboldt-Universität zu Berlin im Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kolleg »Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive«. Veröffentlichungen u. a.: August Bebel. Kaiser der Arbeiter. Eine Biografie, Zürich 2013; Rote Rüben auf dem Olivaer Platz. Quellen zur Ernährungskrise in der Nachkriegszeit Berlins 1945–1949, Berlin 2008; Zivilgesellschaft. Bürgerschaftliches Engagement von der Antike bis zur Gegenwart. Texte und Kommentare, Reinbek 2007; Begrenzte Spielräume. Eine Beziehungsgeschichte von Arbeiterschaft und Bürgertum am Beispiel Erfurts 1870 bis 1914, Göttingen 2005; »Die Republik mit dem Sternenbanner hat keine Bürger zweiter Klasse.« Wilhelm Liebknechts USA-Reise im transnationalen Kontext?, in: Werner Kremp (Hrsg.), »Am Sternenbanner das Geschick der Arbeiterklasse«. 150 Jahre Beziehungen zwischen deutscher Sozialdemokratie und den USA, Trier 2013, S. 41–65; Public Services in Erfurt and Frankfurt am Main Compared (c. 1890–1914): Capabilities in Prussia?, in: Urban History (im Erscheinen); Feierabend statt Ruhestand? Über die Bedeutung des Ruhestands in der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung in Deutschland um 1900, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 21, 2011, H. 3, S. 56–81; The Secularization of the Workforce in Germany in the 19th Century, in: Lucas Fasora/Jiří Hanuš/Jiří Malir (Hrsg.), Secularization and the Working Class. The Czech Lands and Central Europe in the 19th Century, Eugene/Oregon 2011, S. 39–59.

Jens Späth, geb. 1980; Dr.; Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Politikwissenschaft, Alten Geschichte und des Öffentlichen Rechts in Heidelberg, Edinburgh und München, Promotion 2009 in München; seit 2009 wissenschaftlicher Mitarbeiter für den Forschungsbereich der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts am Deutschen Historischen Institut in Rom. Veröffentlichungen u. a.: »La religión de la Nación española es y será perpetuamente la católica, apostólica, romana, única verdadera.« Liberalismus und Religion in Südeuropa im frühen 19. Jahrhundert am Beispiel der Verfassung von Cádiz, in: Thies Schulze (Hrsg.), Grenzüberschreitende Religion. Vergleichs- und Kulturtransferstudien zur neuzeitlichen Geschichte, Göttingen 2013, S. 68–89; Der Krieg der Federn. Pressefreiheit und Zensur in Spanien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Gabriele B. Clemens (Hrsg.), Zensur im Vormärz. Pressefreiheit und Informationskontrolle in Europa, Ostfildern 2013, S. 197–218; Revolution in Europa 1820–23. Verfassung und Verfassungskultur in den Königreichen Spanien, beider Sizilien und Sardinien-Piemont, Köln 2012; Un antifascista e democratico particolare. Il socialdemocratico bavarese Wilhelm

Hoegner, in: *Diacronie. Studi di Storia Contemporanea* 9, 1/2012, URL: <http://www.studistorici.com/2012/02/13/spath_numero_9/> [20.8.2013].

Christoph Stamm, geb. 1948; Dr., M.A.; Studium in Köln und London, 1976 Promotion in Köln; 1976–1984 Mitherausgeber und Mitarbeiter der »Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918–1945«; 1984–1986 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung; 1986–2011 wissenschaftlicher Referent im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung. Veröffentlichungen u. a.: *Die SPD unter Kurt Schumacher und Erich Ollenhauer 1946 bis 1963. Sitzungsprotokolle der Spitzengremien*, Bd. 3: 1950 bis 1952, Bonn 2011; *Die SPD-Fraktion im Frankfurter Wirtschaftsrat 1947–1949. Protokolle, Aufzeichnungen, Rundschreiben*, Bonn 1993; *Regionale Fest- und Gedenkschriften der deutschen Arbeiterbewegung. Annotierte Bibliographie von Fest-, Gedenk- und ähnlichen Schriften regionaler und lokaler Organisationsgliederungen der deutschen Arbeiter- und Angestelltenbewegung bis 1985*, Bonn 1987; *Der Bela-Kun-Zwischenfall vom Juli 1920 und die deutsch-sowjetischen Beziehungen*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 31, 1983, S. 365–385; *Zur deutschen Besetzung Albanien 1943–44*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 30, 1981, H. 2, S. 99–120; *Großbritannien und die Sanktionen gegen Deutschland vom März 1921*, in: *Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* VII, 1979, S. 339–364; *Lloyd George zwischen Innen- und Außenpolitik. Die britische Deutschlandpolitik 1921–1922*, Köln 1977; Mitarbeiter von: *Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918–1945*, Serie A, Bde. III–VIII, und Serie E, Bde. V–VIII.

Kristian Steinnes, geb. 1963; Prof. PhD; seit 2011 Professor of Modern European History am Norwegian University of Science and Technology; zuvor Visiting Fellow an der University of Portsmouth (2005–2006) und 2013 am European University Institute in Florenz. Veröffentlichungen u. a.: *The British Labour Party and European Community Membership. Domestic and Transnational Influences, 1960–73*, Stuttgart/Köln 2014 (im Druck); *Northern European Social Democracy and European Integration, 1960–1972. Moving towards a New Consensus?*, in: Daniela Preda/Daniele Pasquinucci (Hrsg.), *Consensus and European Integration. A Historical Perspective*, Brüssel 2012, S. 1–14; *Socialist Party Networks in Northern Europe. Moving towards the EEC Applications of 1967*, in: Wolfram Kaiser/Brigitte Leucht/Morten Rasmussen (Hrsg.), *The History of the European Union. Origins of a Trans- and Supranational Polity 1950–72*, London 2009, S. 93–109; *The European Challenge. Britain's EEC Application in 1961*, in: *Contemporary European History* 7, 1998, S. 61–79.

Janosch Steuwer, geb. 1983; Studium in Bochum und Bielefeld; seit 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Projekt »Der Nationalsozialismus als biografische und gesellschaftliche Herausforderung. Formen des individuellen Umgangs mit dem Nationalsozialismus nach 1933 und nach 1945« (Promotion). Veröffentlichungen u. a.: *Das Paradox der gesellschaftlichen Selbstaufklärung. Zwangsarbeiterentschädigung und öffentliche Meinung in Deutschland*, in: Constantin Goschler (Hrsg.), *Die Entschädigung von NS-Zwangsarbeit am Anfang des 21. Jahrhunderts. Die Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« und ihre Partnerorganisationen*, Bd. 1: *Die Stiftung. Der Abschluss der Wiedergutmachung?*, Göttingen 2012, S. 148–234; *Conference Report: German Society in the Nazi Era. Volksgemeinschaft between Ideological Projection and Social Practice*, in: *German Historical Institute London. Bulletin* 32, 2010, S. 120–128; zusammen mit Jürgen Mittag, *Politische Parteien in der EU*, Wien 2010.

Florence Sutcliffe-Braithwaite, geb. 1986; BA (Hons), St Hugh's College, Oxford, 2009; MPhil, St Catharine's College, Cambridge, 2011; ab Oktober 2013 Junior Research Fellow, Clare College, Cambridge. Veröffentlichungen u. a.: Neo-Liberalism and Morality in the Making of Thatcherite Social Policy, in: *The Historical Journal* 55, 2012, S. 497–520; zusammen mit Jon Lawrence, Margaret Thatcher and the Decline of Class Politics, in: Ben Jackson/Robert Saunders (Hrsg.), *Making Thatcher's Britain*, Cambridge/New York etc. 2012, S. 132–147.

Malte Thießen, geb. 1974; Jun.-Prof. Dr.; Studium in Hamburg, nach Promotion 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH); seit 2010 Juniorprofessor für Europäische Zeitgeschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Veröffentlichungen u. a.: *Zeitgeschichte der Vorsorge* (Themenheft der Zeithistorischen Forschung 3/2013, hrsg. gemeinsam mit Marie Schenk/Jan-Holger Kirsch); zusammen mit Dietmar von Reeken (Hrsg.), »Volksgemeinschaft« als soziale Praxis. Neue Forschungen zur NS-Gesellschaft vor Ort, Paderborn/München etc. 2013; Vom immunisierten Volkskörper zum »präventiven Selbst«. Impfen als Biopolitik und soziale Praxis vom Kaiserreich zur Bundesrepublik, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 61, 2013, S. 35–64; *Zeitgeschichte als Zumutung und Zugabe. Praxis, Probleme und Potenziale einer besonderen Epoche*, Oldenburg 2011; zusammen mit Jörg Arnold/Dietmar Süß (Hrsg.), *Luftkrieg. Erinnerungen in Deutschland und Europa*, Göttingen 2009; *Eingebrannt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005*, München 2007.

Benjamin Ziemann, geb. 1964; Prof. Dr.; Studium in Berlin, Promotion in Bielefeld 1996; zunächst Reader, seit 2011 Professor of Modern German History an der University of Sheffield; Aufenthalte als Gastwissenschaftler u. a. an der University of York, Humboldt-Universität zu Berlin und am Forum for Contemporary History der Universität Oslo. Veröffentlichungen u. a.: *Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern*, Essen 2013; *Contested Commemorations. Republican War Veterans and Weimar Political Culture*, Cambridge 2013 (dte. Übersetzung erscheint 2014 bei J.H.W. Dietz Nachf. in Bonn); zusammen mit Kerstin Brückweh u. a. (Hrsg.), *Engineering Society. The Role of the Human and Social Sciences in Modern Societies, 1880–1980*, Basingstoke/New York 2012; *Sozialgeschichte der Religion. Von der Reformation bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 2009; *Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945–1975*, Göttingen 2007 (engl. Übersetzung erscheint New York 2014); *War Experiences in Rural Germany, 1914–1923*, Oxford/New York 2007.

Einzelrezensionen des »Archivs für Sozialgeschichte« finden sich unter:
<<http://www.fes.de/afs>>

Rahmenthema des nächsten Bandes des »Archivs für Sozialgeschichte«:
2014: Soziale Ungleichheit vom 19. bis zum 21. Jahrhundert